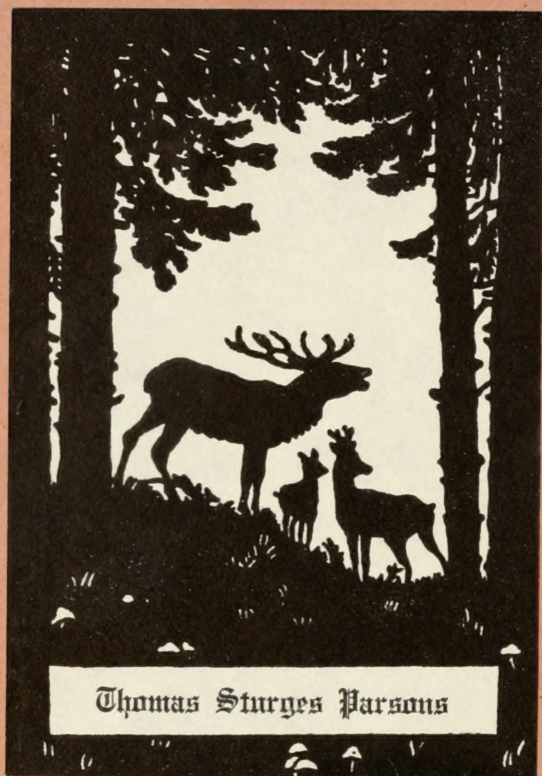

3 1761 05227955 1


Thomas Sturges Parsons

Brehms Thierleben.

Sechster Band.

Brehms

Thierleben.

Allgemeine

Kunde des Thierreichs.

Große Ausgabe.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweite Abtheilung — Vögel.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1879.


LIBRARY
JUL 2 2 2002
UNIVERSITY OF TORONTO

Die Vögel

von

Dr. A. E. Brehm.

Dritter Band:

Scharrvögel, Kurzflügler, Stelzvögel, Zahnschnäbler, Seeflieger, Ruderfüßler, Taucher.

Mit 96 Abbildungen im Text und 18 Tafeln
von Gustav Mützel, Robert Kretschmer, L. Beckmann und E. Kröner.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1879.

Inhalt des sechsten Bandes.

Vierte Reihe: Laufvögel (Cursores).

Achte Ordnung: Scharrvögel (Rasores).

Neunte Ordnung: Kurzflügler (Brevipennes).

Zehnte Ordnung: Stelzvögel (Grallatores).

Fünfte Reihe: **Schwimmvögel** (Natatores).

Elfte Ordnung: **Zahnschnäbler** (Lamellirostres).

Zwölfte Ordnung: Seeflieger (Longipennes).

Dreizehnte Ordnung: **Ruderfüßler** (Steganopodes).

Vierzehnte Ordnung: **Taucher** (Urinatores).

Dritte Familie: **Flügeltaucher (Alcidae).**

Vierte Familie: **Flossentaucher (Spheniscidae).**

Verzeichnis der Abbildungen.

Auf besonderen Tafeln.

Im Text.

Scharrvögel.

Kurzflügler.

Stelzvögel.

Vierte Reihe.

Die Laufvögel (Cursores).

Achte Ordnung.

Die Scharrvögel (Rasores).

Oken zerfällt die Klasse der Vögel in zwei Hauptabtheilungen oder „Stufen": in die der Nesthocker und die der Nestflüchter. „Ich sehe", sagt er, „auf die Entwickelung der Vögel. Die einen kommen nackt und blind aus dem Eie und müssen daher lange geazt werden. Sie nenne ich Nesthocker. Die anderen kommen schon ziemlich befiedert und sehend aus dem Eie und können fast sogleich laufen und ihre Nahrung suchen. Sie nenne ich Nestflüchter. Der Gang der ersteren ist hüpfend, der der zweiten schreitend; man könnte sie Hüpfer und Schreiter nennen. Jene halten sich hoch, und ihre Hauptbewegung ist der Flug, diese halten sich immer auf der Erde und im Wasser auf und fliegen nur, wenn es noth thut; man könnte sie Flieger und Läufer nennen. Jene sind an allerlei Nahrung gebunden, leben von Samen und Früchten auf dem Stengel oder von schnell beweglichen Thieren, diese leben von allem möglichen, von abgefallenen Samen und Früchten und meist von langsam kriechenden Thieren, wie von Schnecken und Gewürm, Fischen, Lurchen, Vögeln und Säugethieren, von gekochtem Fleische und Gemüse; man könnte sie Einerlei- und Allesfresser nennen. Jene sind ferner fast durchgängig klein, und die Mehrzahl erreicht nicht die Größe des Raben, diese dagegen sind meistens größer als ein Huhn; jene schlafen stehend, diese hockend rc." Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Unterschiede thatsächlich begründet und gewichtig sind; für die Aufstellung eines Systems haben sie jedoch nur untergeordnete Bedeutung. Viele „Schreiter, Läufer, Allesfresser, Fußgänger, Schlafsteher" und wie Oken die Mitglieder einer seiner Stufen sonst noch genannt hat, sind Nesthocker, nicht Nestflüchter; wir würden also nahe Verwandte trennen müssen, wollten wir der Oken'schen Auffassung dem Wortlaute nach huldigen. Immerhin verdienen die von dem geistreichen Forscher entwickelten Ansichten Berücksichtigung, und jedenfalls darf ich es hier nicht unerwähnt lassen, daß wir uns fortan vorzugsweise mit Nestflüchtern zu beschäftigen haben werden. Ausgesprochene Nestflüchter sind auch die Glieder der nachstehend zu beschreibenden Ordnung, so verschiedenartig sie uns erscheinen mögen. „Keine Vogelgruppe gleichen Ranges nämlich zeigt", wie Burmeister richtig hervorhebt, „bei einer so allgemeinen Verbreitung über die Erdoberfläche eine solche Verschiedenheit des Körperbaues, wie die hier zu behandelnde der Scharrvögel oder Hühner im weitesten Sinne. Hühner gibt es überall, nicht bloß als Hausgeflügel, von den Menschen über die Erdoberfläche verbreitet: auch ursprünglich ist eine Hühnergestalt an allen bewohnbaren Theilen der Erde vorhanden. Aber freilich, der bezeichnende Ausdruck des Huhnes ist in der äußeren Erscheinung oft so versteckt, daß es Mühe kostet, die Hühnerverwandtschaft im Vogel nachzuweisen." Giebel behauptet nun zwar das Gegentheil, da er der Ansicht ist, alle Scharrvögel böten in Betragen, Lebensweise und Leibesbau so bezeichnende allgemeine Merkmale, daß selbst

die äußersten Glieder der Gruppe noch leicht und sicher erkannt werden; aber Giebel ist eben kein Burmeister. Es ist sehr schwierig, allgemein gültige Kennzeichen für diese Ordnung aufzustellen.

Die Scharrvögel sind kräftig, selbst schwerfällig gebaut, kurzflügelig, starkfüßig und reich befiedert. Ihr Leib ist gedrungen, kurz und hochbrüstig, der Hals kurz, höchstens mittellang, der Kopf klein. Der vielfach abändernde Schnabel ist in der Regel kurz, kaum halb so lang wie der Kopf, zuweilen aber auch sehr lang, die Kopfeslänge beinahe erreichend, im ersteren Falle breit und hoch, mehr oder weniger stark gewölbt und an der Spitze hakig herabgebogen, mindestens zu einem kuppenförmigen Hornnagel ausgezogen, der hintere Theil meist mit Federn bekleidet, zwischen dem eine schmale häutige, das Nasenloch deckende, auch wohl in das Stirngefieder eingreifende Schuppe sitzt, ausnahmsweise aber mit einer, vor der Paarungszeit knollig anschwellenden, nach ihr wieder zusammensinkenden Wachshaut überzogen. Die Beine, das wichtigste Bewegungswerkzeug der Scharrvögel, sind stets sehr kräftig gebaut, meist mittelhoch, die Füße langzehig, die Nägel kurz. Der Schenkeltheil des Beines erscheint wegen der kräftigen Muskeln, welche hier an die Knochen sich ansetzen, dickfleischig, der Lauf stark, der Fuß mehr oder weniger entwickelt. In der Regel sind seine vier Zehen wohl ausgebildet; zuweilen aber verkümmert die Hinterzehe bis auf den Nagel, welcher selten vermißt wird. Bei den meisten der auf dem Boden lebenden Scharrvögel ist die höher als die übrigen angesetzte Hinterzehe klein, bei den Baumhühnern hingegen ziemlich groß, bei einer Gruppe die Zehenentwickelung auffallend. Die Krallen, welche bei einzelnen Arten zeitweilig abgeworfen und neu ersetzt werden, sind meist kurz, breit und stumpf, zuweilen aber auch lang und schmal, stets jedoch wenig gebogen. Der Flügel ist in der Regel kurz und dann stark und schildartig gewölbt, ausnahmsweise aber auch sehr lang, sein Handtheil mit zehn oder elf, sein Armtheil mit zwölf bis zwanzig Schwingen besetzt. Der sehr verschieden gebildete und gestaltete Schwanz, welcher auch gänzlich fehlen kann, besteht aus zwölf bis zwanzig Steuerfedern, ist bald kurz, bald mittel-, bald sehr lang und dann seitlich stark verkürzt. Das Kleingefieder steht dicht auf scharf begrenzten Fluren: einer Rückenflur, welche vom Nacken an ungetheilt bis zur Bürzeldrüse verläuft oder, hinter den Schulterblättern sich theilend, ein eiförmiges Feld in sich aufnimmt, einer Unterflur, welche sich am Halse in zwei die Brustflächen fast gänzlich deckende Zweige auflöst und jederseits einen der Achselflur gleichlaufenden Ast abgibt, am Bauche aber wiederum zu einem Mittelstreifen zusammenläuft, und ungewöhnlich starken Lendenfluren. Der Schaft der im allgemeinen derben und großfederigen, an der Wurzel dunigen Außenfedern verdickt sich, und von der Spule geht ein zweiter, sehr großer, aber nur duniger, sogenannter Afterschaft aus. Beachtung verdient die ungewöhnliche Entwickelung der Bürzel- oder Schwanzdeckfedern, welche gewissen Hühnern zum hauptsächlichsten Schmucke werden, ebenso ferner die merkwürdige Ausbildung und Entfaltung, welche bei einzelnen Arten die Oberarmschwingen zeigen. Das Gefieder bekleidet Leib und Hals sehr reichlich, bei zwei Familien auch die Fußwurzeln bis zu den Zehen herab, läßt dagegen oft kleinere oder größere Stellen am Kopfe und an der Gurgel frei. Hier wuchert dann die Haut ebenso wie an anderen Stellen das Gefieder; es bilden sich schwielige Auftreibungen, Warzen, Lappen, Kämme, Klunkern und andere Anhängsel, sogar kleine Hörnchen, und alle diese nackten Theile glänzen und leuchten in den lebhaftesten Farben. An Pracht und Farbenschönheit stehen die Scharrvögel überhaupt wenig anderen nach, und viele von ihnen können mit den glänzendsten aller Klassenverwandten wetteifern. Die Verschiedenheit der Kleider zeigt sich bei keinem Vogel größer als bei den Hühnern; die Männchen unterscheiden sich wenigstens bei vielen so auffallend von den Weibchen, welche hier als der bescheidenere Theil erscheinen, daß es für die Unkundigen schwer sein kann, in dem einen den Gatten des anderen zu erkennen. Das Jugendkleid weicht stets von dem der alten Vögel ab und durchläuft oft und meist in überraschend kurzer Zeit mehrere Stufen der Entwickelung, bevor es zum Alterskleide wird.

Das Gerippe ist massig und das Luftfüllungsvermögen der einzelnen Knochen gering. Der Schädel ist in seinem Hirntheile mäßig gewölbt, der Schnabeltheil meist nicht länger als der Hirn-

theil. Die Gaumenfortsätze der Oberkiefer sind klein, die Gaumenbeine verhältnismäßig lang und schmal. Zwölf bis funfzehn Hals-, sechs bis acht Rücken-, zwölf bis siebzehn Kreuzbein- und fünf bis sechs Schwanzwirbel setzen die Wirbelsäule zusammen. Der Brustbeinkörper ist nicht eigentlich knöchern, sondern häutig, nach hinten jederseits doppelt ausgebuchtet; die innere dieser Buchten erstreckt sich so weit nach vorn, daß der Brustbeinkörper selbst bis auf einen schmalen Knochenstreifen verkümmert erscheint; ein zweiter Knochenstreifen trennt die eine Bucht von der anderen. Der Kamm des Brustbeines ist nicht besonders hoch, vorn verbreitert, in seinem Verlaufe stark gewölbt, das Gabelbein dünn und schmächtig. Die Vorderglieder zeichnen sich durch die Breite des Vorderarmes und die bogenförmige Krümmung der Elnbogenröhre aus. Die Zunge ist ziemlich gleich breit, oben flach und weich, vorn kurz gespitzt und meist ausgezasert, der Zungenkern einfach, vorn knöcherig, hinten knorpelig, der Zungenbeinkörper schmal und länglich. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropfe von ansehnlicher Größe. Der Vormagen ist dickwandig und drüsenreich, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme sind sehr lang und keulenförmig gestaltet. Die Leber ist mäßig groß, ungleichlappig, die Gallenblase klein, die Milz klein und rundlich. Die Luftröhre ist weich, wird nur aus knorpeligen Ringen gebildet und bei den Männchen gewisser Arten in ihrem unteren Theile mit einer zelligen, gallertartigen Masse überkleidet rc.

Die Scharrvögel, von denen man ungefähr vierhundert Arten kennt, sind, wie bereits angedeutet, Weltbürger, in Asien aber am reichsten entwickelt. Jeder Erdtheil oder jedes Gebiet beherbergt gewisse Familien mehr oder weniger ausschließlich. Als bevorzugte Wohnstätte darf man den Wald ansehen, die einzige aber ist er nicht; denn auch die pflanzenlose Ebene, die nur mit dürftigem Gesträuche und Gräsern bedeckten Berggehänge der Alpen unter der Schneegrenze und die ihnen entsprechenden Moossteppen des Nordens werden von Scharrvögeln bevölkert. So weit man nach Norden hin vordrang: ein Schneehuhn hat man auf jedem größeren Eilande gefunden, und wo man auch sein mag in der Wüste: ein Flughuhn wird man schwerlich vermissen. Fast die ganze Erde ist in Besitz genommen worden von den Mitgliedern dieser Ordnung; wo die einen verzweifeln, ihr Leben zu fristen, finden andere das tägliche Brod. Wie sie es ermöglichen, ihren Unterhalt zu erwerben an den Orten, wo entweder die Glut der Sonne oder die Kälte der monatelangen Nacht unserer Erde Oede und Armut bringen, vermögen wir nicht zu sagen, kaum zu begreifen, obgleich wir wissen, daß ihnen eigentlich alles genießbare recht, daß sie zwar vorzugsweise Pflanzenfresser, aber doch auch tüchtige Räuber sind, daß sie mit Stoffen sich begnügen, welche nur Raupen mit ihnen theilen oder höchstens einzelne Wiederkäuer zur Atzung nehmen.

Man kann die Scharrvögel nicht als besonders begabte Geschöpfe bezeichnen. Ihre Fähigkeiten sind gering. Die wenigsten vermögen im Fluge mit anderen Vögeln zu wetteifern; die meisten sind mehr oder weniger fremd auf den Bäumen, weil sie sich hier nicht zu benehmen wissen, und alle ohne Ausnahme scheuen das Wasser. Ihr Reich ist der flache Boden. Sie sind vollendete Läufer; ihre kräftigen und verhältnismäßig hohen Beine gestatten ihnen nicht nur einen ausdauernden, sondern auch einen sehr schnellen Lauf. Reicht die Kraft der Beine allein nicht aus, so werden auch die Flügel mit zu Hülfe genommen, mehr um den Leib im Gleichgewichte zu halten, als um ihn vorwärts zu treiben. Zum Fliegen entschließt sich der Scharrvogel in der Regel nur, wenn er es unbedingt thun muß, wenn er laufend das Ziel seiner Wünsche und Absichten entweder nicht rasch oder nicht sicher genug erreichen zu können glaubt. Der Flug der meisten Arten erfordert viele, rasche Schläge der kurzen, runden Fittige, gestattet den sie bewegenden Muskeln keine Ruhepausen und ermüdet daher sehr bald. Aber auch in dieser Hinsicht gibt es Ausnahmen. Die Stimme ist stets eigenthümlich. Wenige Arten dürfen schweigsam genannt werden; die meisten schreien gern und viel. Von angenehmen Tönen wird aber wenig vernommen, falls man von dem Ausdrucke der Zärtlichkeit, welchen die Hühnermutter ihren Küchlein gegenüber anwendet, absieht und den eigentlichen Liebesruf des Hahnes allein berücksichtigt. Dieser Ruf wird zwar von den wortarmen Welschen Gesang genannt; wir hingegen wenden zu seiner Bezeichnung Ausdrücke, meist Klang-

bilder, an, welche treffender sind: unsere Sprache läßt die Hähne „krähen, kollern, knarren, balzen, schleifen, wetzen, schnalzen, schnappen, worgen, kröpfen“; an Gesang denkt nicht einmal der Waidmann, in dessen Ohre die Laute mancher Hähne angenehmer klingen als der Schlag der Nachtigall.

Ueber die höheren Fähigkeiten läßt sich ebensowenig ein günstiges Urtheil fällen. Gesicht und Gehör scheinen scharf, Geschmack und Geruch wenigstens nicht verkümmert zu sein; über das Gefühl müssen wir uns des Urtheiles enthalten. Ein gewisses Maß von Verstand läßt sich nicht in Abrede stellen; bei sorgfältiger Beobachtung bemerkt man aber bald, daß derselbe nicht weit reicht. Die Scharrvögel beweisen, daß sie zwar ein gutes Gedächtnis, aber wenig Urtheilsfähigkeit haben. Sie lernen verstehen, daß auch sie von Feinden bedroht werden, selten aber zwischen diesen unterscheiden; denn sie benehmen sich den gefährlichen Thieren oder Menschen gegenüber nicht anders als angesichts ungefährlicher: ein Thurmfalk flößt ihnen dasselbe Entsetzen ein wie ein Adler, der Ackersmann dieselbe Furcht wie der Jäger. Fortgesetzte Verfolgung macht sie nur scheuer, nicht aber vorsichtiger, mißtrauischer, jedoch nicht klüger. Und wenn die Leidenschaft ins Spiel kommt, ist es mit ihrer Klugheit vorbei. Leidenschaftlich in hohem Grade zeigen sich alle, auch diejenigen, welche wir als die sanftesten und friedlichsten bezeichnen. Den Hennen wird nachgerühmt, daß sie sich zu ihrem Vortheile von den Hähnen unterscheiden; sie verdienen diesen Ruhm jedoch nur theilweise: denn auch sie sind zänkisch und neidisch, wenn nicht wegen der Hähne, so doch wegen der Kinder. Sie, welche ihre Küchlein mit erhabener Liebe behandeln, ihretwegen der größten und augenscheinlichsten Gefahr sich aussetzen, ihnen zu Liebe hungern und entbehren, welche selbst fremdartigen Wesen zur treuen Mutter werden, wenn dieselben durch die Wärme ihres Herzens zum Leben gerufen wurden, kennen kein Mitgefühl, keine Barmherzigkeit, kein Wohlwollen gegen die Kinder anderer Vögel, die Küchlein anderer Hennen: sie tödten dieselben durch Schnabelhiebe, wenn sie auch nur argwöhnen, daß die eigene Brut beeinträchtigt werden könnte. Im Wesen der Hähne tritt der Widerspruch zwischen guten und schlechten Eigenschaften noch schärfer hervor. Ihre Geschlechtsthätigkeit ist die lebhafteste, welche man unter Vögeln überhaupt beobachten kann: sie leisten in dieser Hinsicht erstaunliches, unglaubliches. Die Paarungslust wird bei vielen von ihnen zu einer förmlichen Paarungswuth, wandelt ihr Wesen gänzlich um, unterdrückt, wenigstens zeitweilig, alle übrigen Gedanken und Gefühle, läßt sie geradezu sinnlos erscheinen. Der paarungslustige Hahn kennt nur ein Ziel: eine, mehrere, viele Hennen. Wehe dem Gleichgesinnten! Ihm gegenüber gibt es keine Schonung, ihm zum Leide werden alle Mittel angewendet. Kein anderer Vogel bekämpft seinen Nebenbuhler mit nachhaltigerer Wuth, wenige streiten mit derselben nie ermattenden Ausdauer. Alle Waffen gelten; jedes Mittel scheint im voraus gerechtfertigt zu sein. Zum Kampfe reizen Schönheit und Stimme, Stärke, Gewandtheit und sonstige Begabung; gekämpft wird mit einer Erbitterung ohne gleichen, unter gänzlicher Mißachtung aller Umstände und Verhältnisse, unter Geringschätzung erlittener Wunden, glücklich überstandener Gefahr; gekämpft wird im buchstäblichen Sinne auf Leben und Tod. Im Herzen beider Kämpen herrscht nur das eine Gefühl: den anderen zu schädigen an Leib und Leben, an Ehre und Selbstbewußtsein, an Liebesglück und Liebeslöhnung. Alles wird vergessen, so lange der Kampf währt, auch die Willigkeit der Henne, welche dem Ausgange des Kampfes scheinbar mit der größten Gemüthsruhe zusieht. Die Eifersucht der Scharrvögel ist furchtbar, freilich auch begründet. Eheliche Treue ist selten unter den Hühnern. Die Henne verhält sich den Liebesbewerbungen des Hahnes gegenüber leidend, aber sie macht in ihrer Hingabe ebensowenig einen Unterschied zwischen diesem und jenem Hahne wie der Hahn zwischen ihr und anderen Hennen. Vielweiberei gibt es nicht unter den Thieren, vielmehr bloß Ein- oder Vielehelichkeit; wenn gesündigt wird gegen die Gesetze, welche wir heilige nennen, geschieht es von beiden Seiten. Der Hahn der Scharrvögel erscheint uns nur als der begehrlichere Theil; streng genommen treibt er es nicht ärger als die Henne: funfzehn bis zwanzig Eier im Jahre, welche befruchtet sein wollen, sind genug für einen weiblichen Vogel! Der Hahn aber bleibt, während die

Henne brütet, sich selbst überlassen, und die Versuchung tritt oft an ihn heran in Gestalt anderer Hennen, welche noch unbemannt sind; sein Gemüth ist empfänglich für jeden Vorzug des sanfteren Geschlechtes; er vergißt die eifrig brütende Mutter, und damit ist alles übrige erklärt.

Es wird später ersichtlich werden, daß vorstehende Schilderung nur für den Kern der Ordnung gilt. Alle Scharrvögel, welche zu Zweifeln hinsichtlich ihrer Verwandtschaft mit den Hühnern veranlassen, beweisen durch ihre Lebensweise, daß diese Bedenken gerechtfertigt sind. Ihr Wesen während der Paarung und ihr Fortpflanzungsgeschäft ist durchaus verschieden von dem soeben geschilderten; ich würde mich aber wiederholen müssen, wenn ich hierauf eingehen wollte.

Bei vielen Hühnern bekümmert sich der Hahn wenig um das Schicksal seiner Brut, bei anderen nimmt auch er am Brutgeschäfte regen Antheil. Im ersteren Falle überläßt er der Henne, die Eier zu bebrüten und die Jungen zu führen, stellt sich wenigstens erst dann wieder bei der Familie ein, wenn das langweilige Geschäft des Bebrütens glücklich beendet ist, und dient nunmehr als Warner und Leiter der jetzt zusammengehörigen Schar oder gesellt sich erst dann zu den Jungen, wenn diese erwachsen sind; im letzteren Falle wacht er vom erstgelegten Eie an für die Sicherheit der Mutter wie der Brut und setzt sich mit Vatertreue ersichtlichen Gefahren aus, in der Hoffnung, jene zu retten.

Weitaus die meisten Scharrvögel brüten auf dem Boden. Ihr Nest kann verschieden sein, wird jedoch niemals künstlerisch angelegt. Die Mutter beweist gewisse Sorgfalt in der Auswahl des Platzes, scheint es aber für unnöthig zu halten, das Nest selbst auszubauen. Da, wo die Gegend buschreich ist, wird die seichte Vertiefung, welche die Eier aufnehmen soll, unter einem Busche, da, wo es an Gebüsch mangelt, wenigstens zwischen höherem Grase oder im Getreide, jedenfalls an einem möglichst versteckten Orte, angelegt, so daß das Nest immer schwer aufzufinden ist. Viele Arten verwenden einige Reiserchen und auch wohl Federn zur Auskleidung, andere füttern die Mulde gar nicht aus. Das Gelege pflegt vielzählig zu sein. Die Eier sind verschieden, aber doch übereinstimmend gezeichnet. Viele Hühner legen einfarbige, reinweiße, grauliche, braungilbliche, bläuliche Eier, andere solche, welche auf ebenso gefärbtem oder röthlichem Grunde entweder mit feinen Pünktchen und Tüpfelchen oder mit größeren Flecken und Punkten von dunkler, oft lebhafter Färbung gezeichnet sind. Es will scheinen, als ob die Hühnermutter durch ihre treue Hingebung der Brut auch die Liebe des Vaters ersetzen wolle; denn es gibt keinen Vogel, welcher sich mit größerem Eifer seiner Nachkommenschaft widmet als eine Henne, und das schöne Bild der Bibel ist also ein in jeder Hinsicht wohl gewähltes. Die brütende Henne läßt sich kaum Zeit, ihre Nahrung zu suchen, vergißt ihre frühere Scheu und gibt sich bei Gefahr ohne Bedenken preis.

Die jungen Scharrvögel verlassen das Ei als sehr bewegungsfähige und überhaupt begabte Wesen. Sie nehmen vom ersten Tage ihres Lebens an Futter auf, welches die Alte ihnen bloßlegt, folgen deren Rufe und werden von ihr gehudert, wenn sie ermüdet sind oder gegen rauhe Witterung Schutz finden sollen. Ihr Wachsthum geht ungemein rasch vor sich. Wenige Tage nach dem Ausschlüpfen erhalten sie Schwingen, welche sie in den Stand setzen, zu fliegen, mindestens zu flattern; in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit erwachsen auch an anderen Stellen des Leibes Federn, anstatt der ersten buntfarbigen, immer aber dem Boden entsprechend gefärbte Dunen. Die Schwingen erweisen sich bald als ungenügend, die inzwischen größer gewordene Last des Leibes zu tragen, werden aber so oft gewechselt, daß sie ihre Dienste niemals versagen: der Fittig eines Huhnes, welches zum ersten Male die Tracht der ausgewachsenen Vögel seiner Art anlegt, hat einen drei- bis viermaligen Federwechsel zu erleiden. Bei den meisten Arten geht die Umkleidung schon vor Beendigung des ersten Jahres in die der alten Vögel über; andere hingegen bedürfen eines Zeitraumes von zwei und selbst drei Jahren, bevor sie als ausgefiedert gelten können. Jene pflegen sich bereits im ersten Herbste ihres Lebens zu paaren, brechen mindestens schon eine Lanze zu Ehren des anderen Geschlechtes; diese bekümmern sich, bevor sie erwachsen sind, wenig um die Weibchen.

Die Scharrvögel haben so viele Feinde, daß nur ihre ungewöhnlich starke Vermehrung das Gleichgewicht zwischen Vernichtung und Ersetzung herzustellen vermag. Alle Raubthiere, große und kleine, stellen den Hühnern eifrig nach, und der Mensch gesellt sich überall als der schlimmste Feind zu den sozusagen natürlichen Verfolgern. Die Hühner sind es, welche allerorten zuerst und mehr gejagt werden als die übrigen Vögel zusammen genommen. Aber der Mensch hat auch bald einsehen gelernt, daß diese wichtigen Thiere sich noch ganz anders verwerthen lassen. Er hat schon seit altersgrauer Zeit wenigstens einige von ihnen an sich zu fesseln gesucht und sie von den Waldungen Südasiens über die ganze Erde verbreitet, unter den verschiedensten Himmelsstrichen, unter den verschiedensten Umständen heimisch gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß er sich die brauchbarsten unter allen ausgewählt; es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß er viele von denen, welche gegenwärtig noch wild leben, unter seine Botmäßigkeit zwingen und in ihnen nützliche Hausthiere gewinnen können wird. Das Bestreben der Neuzeit, fremdländische Thiere bei uns einzubürgern, kann durch keine Thierordnung besser gerechtfertigt und glänzender belohnt werden als durch die Scharrvögel, deren Schönheit, leichte Zähmbarkeit und Nützlichkeit von keiner anderen Vogelgruppe übertroffen wird.

An die Spitze der Ordnung pflegt man die Flughühner (Pteroclidae) zu stellen. Gewöhnlich sieht man sie als Uebergangsglieder von den Tauben zu den Hühnern an; es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß sich solche Auffassung doch nur auf oberflächliche Vergleichung gründet. Dasselbe gilt für die neuerdings geltend gemachte Meinung, daß man in ihnen, weil dafür der Bau des Schnabels und der Füße sowie auch die Beschaffenheit der Befiederung und die Fortpflanzung spricht, die Vertreter der Trappen unter den Scharrvögeln zu sehen habe. Ich meinestheils bin der Ansicht, daß man sie mit anderen Scharrvögeln oder mit Tauben gar nicht vergleichen kann, sehe in ihnen auch nicht die am höchsten stehenden Scharrvögel, trage aber einer Begabung, ihrer außerordentlichen Flugfertigkeit, welche sie vor allen übrigen auszeichnet, Rechnung. Der Schnabel ist es nicht, welcher sie kennzeichnet, der Bau des Fußes ebensowenig: ihr hervorragendes Merkmal liegt in der Entwickelung des Gefieders, und vor allem in der Ausbildung der Flugwerkzeuge. Es gibt kein Huhn, keinen Scharrvogel, welcher ihnen hierin gleicht, keinen Laufvogel, welcher sie übertrifft. Ihre wunderbare Heimat, die baumlose und pflanzenarme Ebene, mag sie sich nun als vollendete Wüste oder als Steppe, als wüstenhaftes Feld oder verwahrlostes Ackerland zeigen, spiegelt sich wieder, verkörpert sich sozusagen in diesen Vögeln. Sie verlieh ihnen, den bevorzugten Kindern, nicht bloß das Wüstenkleid in seiner Vollendung, sondern gab ihnen auch jene Beweglichkeit, welche befähigt, in einem so armen Gebiete das Leben zu fristen.

Die Flug- oder Wüstenhühner erscheinen wegen ihrer langen Flügel und des langen Schwanzes schlank, sind aber in Wahrheit sehr gedrungen gebaute Vögel. Ihr Leib ist kurz, die Brust sehr gewölbt, der Hals mittellang, der Kopf klein und zierlich, der Schnabel klein, kurz, auf der Firste seicht gebogen, am Unterkiefer vor der Spitze ein wenig verdickt, seitlich nur unbedeutend zusammengedrückt, so daß er rundlich erscheint; die Nasenlöcher liegen an der Wurzel, unter den Stirnfedern verborgen, werden durch eine Haut halb geschlossen und öffnen sich nach oben. Die Füße sind klein, das heißt ziemlich kurzläufig und sehr kurzzehig, bei den Gliedern einer Sippe in eigenthümlicher Weise verkümmert, alle Vorderzehen bis zum ersten Gelenke und weiter mit einer Haut verbunden oder, wie man auch sagen kann, mit einander verwachsen, und mit Häuten gesäumt; die Hinterzehe ist stummelhaft und hoch angesetzt, oder sie fehlt gänzlich; die Nägel sind kurz, seicht gebogen, stumpf und breit. Der Flügel ist kurzarmig, der Fittig sehr lang, in ihm die Schwingen von der ersten an gleichmäßig verkürzt, der aus vierzehn bis achtzehn Federn gebildete Schwanz abgerundet, gewöhnlich aber keilförmig zugespitzt, und seine beiden Mittelfedern verlängern sich oft bedeutend

über die seitlichen. Das Gefieder besteht aus ziemlich kurzen, breiten, abgerundeten, sehr harten Federn, welche dem Leibe, obwohl sie ihn locker bekleiden, doch ein glattes Aussehen verleihen. Die Färbung ist eine echt wüstenhafte, das heißt eine solche, welche genau der Färbung des Bodens entspricht, im wesentlichen also der des Sandes ähnelt, die Zeichnung gewöhnlich eine überaus zierliche und mannigfache. In der Regel unterscheiden sich die Geschlechter; es macht sich aber das umgekehrte bemerklich, ohne daß man sagen könnte, das eine oder das andere deute auf Sippenverschiedenheit der betreffenden Arten. Die ausgefiederten Jungen ähneln der Mutter, legen aber sehr bald das Alterskleid an.

„Nach ihrer ganzen Stellung“, sagt Nitzsch, „stehen die Flughühner zwischen der Tauben- und Waldhühnergruppe; aber sie scheinen sich näher an jene als an diese echte — fügen wir hinzu: überhaupt eine — Hühnerfamilie anzuschließen. Namentlich zeigen sie hinsichtlich der Verhältnisse der Federfluren, der Handschwingen, der Muskeln und der ganzen Form des Flügels, des Kopfgerüstes, der Zunge, des Gabel- und des Brustbeines die größte Aehnlichkeit mit den Tauben; außerdem findet man bei ihnen freilich fast alle Formenverhältnisse, welche die Tauben mit den Hühnern gemein haben, dagegen, wie es scheint, nur wenige, welche wohl bei den Hühnern, nicht aber bei den Tauben vorkommen: so die langen, ganz hühnerartigen Blinddärme. Die größte Eigenthümlichkeit ihrer Bildung besteht wohl in der Beschaffenheit der Fußzehen, da nicht bloß der Daumen verstümmelt ist, sondern auch die äußere Vorderzehe, anstatt, wie bei fast allen Vögeln, fünf Glieder zu haben, nur aus vier derselben besteht wie bei den Nachtschatten. In der Entwickelung des Brustbeinkammes übertreffen die Flughühner noch die Tauben und vielleicht selbst die Segler und Kolibris.“

Die Flughühner, von denen nicht mehr als sechzehn Arten bekannt sind, leben nur in der Alten Welt, und zwar vorzugsweise in Afrika, obgleich man nicht sagen kann, daß dieser Erdtheil auch den größten Formenreichthum besitzt. Ihre Heimat dehnt sich so weit aus, als die Wüste reicht: demgemäß treten sie in Afrika besonders zahlreich auf, finden sich aber auch in Asien und fehlen selbst unserem Europa nicht, obwohl sie sich hier bloß auf den Theil beschränken, welcher Afrika ähnelt. Jeder Erdtheil, Europa ausgenommen, besitzt seine eigenen Arten; aber einzelne von ihnen sind über ungeheuere Länderstrecken verbreitet, und kommen in allen drei Erdtheilen als Standvögel vor, wandern auch wohl zuweilen in Ländern ein, in denen man sie früher nicht bemerkte. Zwar verweilen fast alle Arten jahraus jahrein an derselben Stelle oder mindestens in derselben Gegend; ihre außerordentliche Flugfertigkeit aber setzt sie in den Stand, ohne Beschwerde tausende von Kilometern zu durcheilen, und gewisse, uns noch unbekannte Umstände veranlassen sie, manchmal weit über die Grenzen ihres Gebietes zu schweifen.

Wenige Vögel verstehen es, wie die Flughühner, die ödesten und ärmsten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürrsten Wüste, an Orten, wo nur der stille, leichte Wüstenläufer und die schwermüthig rufende Sandlerche den Pfad des Reisenden kreuzen, erhebt sich vor ihm, polternd und rauschend, die redselige, fast geschwätzige Schar dieser begabten Geschöpfe. Als Zwitter mögen sie uns erscheinen, wenn wir ihren Leib mit denen anderer Vögel vergleichen: als ganze, echte Wüstenthiere stellen sie sich uns dar, wenn wir ihr Leben zu erforschen suchen. Wo ihre erhabene Mutter die Möglichkeit des Lebens gewährte, wird man sie gewiß nicht vermissen; ja, sie sind es, welche uns erst Kunde geben von dieser Möglichkeit; denn uns bleibt es unbegreiflich, wie sie überhaupt im Stande sind, ihr Leben zu fristen. Mehrere Arten wohnen, wenigstens hier und da, dicht neben einander, ohne sich jedoch mit anderen ihrer Familie zu vermischen; die Mitglieder einer Art leben aber in treuer Gemeinschaft und bilden oft ungeheuere Flüge, welche dann monatelang zusammenhalten, gesellig umherschweifen und täglich weite Strecken durchmessen, weil die arme Wüste selbst ihnen nur stellenweise Nahrung gewähren kann. Obgleich sie tagtäglich und regelmäßig mit größter Regelmäßigkeit zur Tränke fliegen müssen, scheint sie doch eine größere Entfernung der wasserspendenden Quellen von ihren Futterplätzen wenig zu kümmern: es wird ihnen leicht, vor

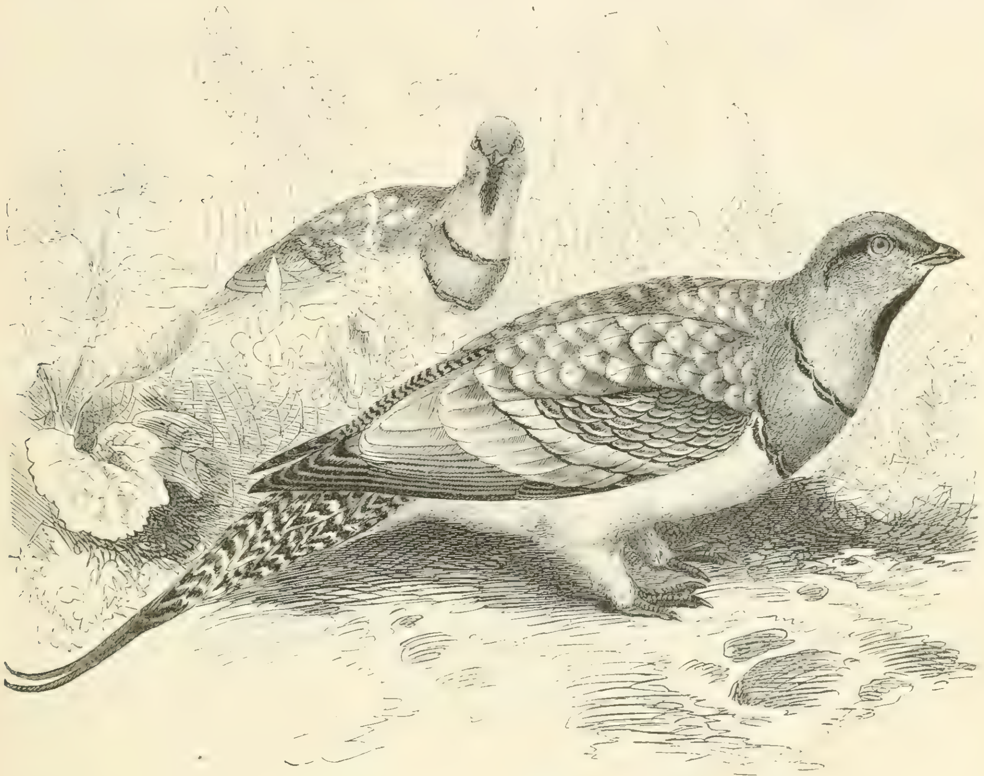
dem Schlafengehen noch einen Spazierflug auszuführen, welcher uns als Tagereise und mehr erscheinen mag. Deshalb ist es denn auch vorzugsweise die Zeit, in der sie ihren Durst stillen wollen, welche sie vor das Auge des Jägers oder des Forschers bringt; denn wenn ihr zahlreicher Schwarm in dicht gedrängtem Haufen unter dem fast allen Arten gemeinsamen „Khadda, khadda" dahin fliegt, muß auch das blödeste Auge ihrer ansichtig werden oder das stumpfeste Ohr sie wahrnehmen. Sonst wird es nicht immer leicht, sie zu bemerken: ihr Wüstenkleid ist ein so wunderbarer Schutz, daß sie selbst vor dem geübten Auge sich unsichtbar zu machen wissen. Und wenn auch der Kundige bald lernt, ihre Lieblingsplätze vor anderen Stellen der Einöde zu unterscheiden, wenngleich er, Dank ihrer lebendigen Geschäftigkeit und Regsamkeit, sie dann ohne Mühe aufzufinden weiß: so verstehen sie doch, selbst ihn durch ihr Unsichtbarmachen zu hintergehen, während der Unkundige bis zu dem Augenblicke, wo er plötzlich von hunderten fliegender Vögel umrauscht wird, von ihrem Vorhandensein kaum eine Ahnung hatte.

Gleichmäßig leben die Schwärme monatelang zusammen, bis die Paarungszeit heran naht und die Liebe auch bei ihnen sich geltend macht. Dann zertheilen sie sich in kleinere Trupps und diese in die einzelnen Pärchen, von denen nunmehr jedes sich eine passende Stelle auf dem sandigen Boden aussucht, hier eine seichte Vertiefung scharrt und, nachdem die wenigen Eier vom Weibchen gelegt worden sind, der Brut mit Eifer sich hingibt. Eine bis zwei Bruten werden auf diese Weise ausgeführt; dann sammeln sich die vereinzelten wieder und das alte Leben beginnt von neuem, falls nicht besondere Ursachen hindernd oder wenigstens verändernd einwirken.

Die Sippe der Flughühner (Pterocles) kennzeichnet sich durch Fuß- und Flügelbau. Die Füße sind vierzehig, die Zehen nur an der Wurzel durch eine Haut verbunden. Im Fittige sind die erste und zweite Schwinge die längsten. Die Geschlechter unterscheiden sich regelmäßig durch die Färbung.

Das Ringelflughuhn oder die Ganga (Pterocles arenarius, Tetrao arenarius und fasciatus, Perdix aragonica, Oenas arenaria), eine der größten Arten der Gruppe, ist auf Kopf und Hinterhals fleischröthlichgrau, im Nacken dunkler als am Kopfe, auf dem Mantel blaß oder dunkelgelb und schieferfarben durcheinander gefleckt, und zwar so, daß das Ende jeder Feder einen rundlichen ockergelben Fleck zeigt, welcher nach der Wurzel zu durch ein dunkleres Band begrenzt wird, die Kehle ockergelb, ein Gurgelband braunschwarz, die Brust röthlichgrau, ein scharf abgegrenztes Brustband schwarz oder braunschwarz wie der Bauch; die Schwingen sind aschgrau oder aschblau, an der Spitze schwärzlichbraun, von unten gesehen kohlschwarz, die der zweiten Ordnung an der Wurzel weiß, die oberen Flügeldeckfedern theilweise rein ockergelb und ungefleckt, die unteren weiß, die beiden mittleren Schwanzfedern zimmetbraun mit schwärzlichen Querstreifen, die übrigen Steuerfedern aschgrau, weiß an der Spitze, von unten gesehen dagegen, bis auf die Spitze kohlschwarz, die oberen Deckfedern von der Farbe des Rückens, die unteren weiß und schwarz gefleckt; die Befiederung der Füße hat eine dunkle braungelbe Färbung. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schmutzigblau, der Fuß, soweit er unbefiedert, dunkel blaugrau. Die Länge beträgt fünfunddreißig, die Breite siebzig, die Fittiglänge dreiundzwanzig, die Schwanzlänge elf Centimeter. Das Weibchen ist auf dem ganzen Rücken und an der Halsseite sandgelb, jede Rückenfeder vielfach schwarzbraun in die Quere gebändert, jede einzelne Kopf-, Nacken-, Hals- und Vorderbrustfeder durch dunkle Tropfenflecke gezeichnet; Kehl- und Brustband sind nur angedeutet; der Bauch ist ebenfalls braunschwarz, aber lichter als beim Männchen. In der Größe macht sich, meinen Messungen zufolge, zwischen beiden Geschlechtern kaum ein Unterschied bemerklich.

Das Spießflughuhn oder die Khata der Araber (Pterocles Alchata, setarius und caspius, Tetrao Alchata, Chata und caudacutus, Bonasa pyrenaica, Pteroclurus Alchata, Oenas und Ganga Cata) ist etwas kleiner als die Ganga, aber lebhafter gefärbt. Im allgemeinen herrscht auch bei ihr die Sandfarbe vor; die Stirne und die Wangenseiten sind rostbraun, die Kehle und ein feiner Zügelstreifen, welcher vom Auge an beginnt und sich zum Hinterkopfe hinabzieht, schwarz, Hinterhals, Nacken und Rücken bräunlich graugrün mit gelben



Spießflughuhn (Pterocles Alchata). 2/3 natürl. Größe.

Flecken, weil die Enden der einzelnen Federn Endtupfen zeigen, die kleinen Flügeldecken graulich-blutroth, die Oberfedern vor der Spitze breit rostbraun, sodann fein hellgelb und endlich dunkelbraun gebändert, die großen Deckfedern grünlich graugelb, schwarzbraun gesäumt; die Gurgelgegend ist röthlich fahlgelb, die Oberbrust lebhaft zimmetbraun, oben und unten durch ein schmales, schwarzes Band begrenzt, der Bauch weiß; die Schwingen sind grau, schwarz geschaftet, auf der inneren Fläche in Dunkelgrau übergehend; die Schulterfedern außen grünlich gelbgrau, innen fahlgrau, die Schwanzfedern auf der Außenfahne grau und gelb gebändert, auf der Innenfahne grau, an der Spitze weiß; bei dem äußersten Paare ist auch die Außenfahne weiß, bei den darauf folgenden gilblichweiß; die verlängerten Schwanzfedern haben die Färbung der Schulterdecken, sind aber schwach gebändert. Das Weibchen zeigt im wesentlichen dieselbe Farbenvertheilung, unterscheidet sich jedoch untrüglich durch die feine Querbänderung des ganzen Oberkörpers, durch ein doppeltes oberes Halsband, welches ein graugilbliches Feld einschließt, und durch die weiße Kehle. Jede einzelne Rückenfeder ist sehr fein und zierlich gebändert, am Wurzeltheile auf fleischröthlichem Grunde dunkelbraun, an der Spitze breiter bläulichgrau, sandgelb und braun. Bei den

Flügeldeckfedern ändert die Spitzenfärbung insofern ab, als die Endbinden hellgelb, hell zimmetbraun und schwarzbraun sind; bei den den Handtheil deckenden Federn ist nur die Außenfahne schwarzbraun gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel bleigrau, der Fuß bräunlich. Die Länge des Männchens beträgt, der langen Schwanzspieße halber, siebenunddreißig, die Breite sechzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

In wahrer Vollendung zeigt sich die Wüstenfarbe bei einer dritten Art der Sippe, dem Sandflughuhne (Pterocles exustus und senegalensis). Bei ihm ist die Gesammtfärbung



Sandflughuhn (Pterocles exustus). ½ natürl. Größe.

ein schönes röthliches Isabell, welches auf den Wangen, im Gesichte und auf den Flügeldecken in lebhafteres Gelb übergeht und auf dem Rücken einen grünlichen Schimmer zeigt. Diese Färbung wird durch ein schmales schwarzes Band, welches an den Halsseiten beginnt und sich über die Oberbrust wegzieht, von der tief chokoladebraunen Färbung der Unterbrust und des Bauches getrennt; die Befiederung der Fußwurzeln und der Unterschwanzdeckfedern ist wieder isabellfarbig; alle kleineren Flügeldeckfedern zeigen an ihrer Spitze einen chokoladebraunen Bandfleck; die Handschwingen sind schwarz, von der dritten an weiß an der Spitze und Innenfahne, die beiden mittleren sehr verlängerten und in feine Spitzen ausgezogenen Schwanzfedern isabellgelb, die seitlichen tiefbraun, blaßbraun gefleckt und gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, ein breiter, nackter Ring um dasselbe citronengelb, der Schnabel und die Fußzehen sind bleifarben. Die Länge beträgt dreiunddreißig, die Breite sechzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter. Das

Weibchen ist auf der Oberseite auf isabellfarbenem Grunde dunkler gefleckt und gestrichelt; der Kopf, mit Ausnahme der Kehle und Ohrgegend, der Nacken und der Hals sind graulich isabellgelb und durch dunkle Tropfenflecke gezeichnet; das Brustband ist nur angedeutet, der Bauch braun und schwarz gebändert; die mittleren Steuerfedern sind wenig über die übrigen verlängert.

Ganga und Khata haben ungefähr dieselbe Verbreitung; das Sandflughuhn gehört südlicheren Gegenden an. Unter den europäischen Ländern darf nur Spanien als die Heimat von Flughühnern betrachtet werden; denn wenn auch namentlich die Ganga in vielen anderen Ländern Südeuropas und selbst inmitten Deutschlands beobachtet worden ist, haben wir doch sie und jedes andere Flughuhn, welches hier sich zeigte, immer nur als Irrlinge anzusehen, während die beiden genannten Arten mit unter die Charaktervögel Spaniens gezählt werden müssen und in gewissen Provinzen der iberischen Halbinsel ebenso regelmäßig vorkommen wie andere oder dieselben Arten in Asien und in Afrika. Wie zu erwarten, erstreckt sich das Vaterland dieser Vögel über einen weiten Kreis der alten Erde. Ganga und Khata sind häufig in allen entsprechenden Gegenden Nordwestafrikas, östlich bis nach Tunis hin; aber sie verbreiten sich auch über den größten Theil Asiens, namentlich über das ganze Steppengebiet, und erscheinen, wenigstens im Winter, noch sehr regelmäßig in Indien. Hier, wie in Nordost- und Mittelafrika, werden sie übrigens außerdem durch das dort brütende Sandhuhn und Verwandte vertreten. In Spanien bewohnen die Flughühner Andalusien, Murcia, Valencia, beide Kastilien und Aragonien; doch herrscht in einer Provinz immer mehr die eine als die andere Art vor. Dasselbe gilt für Afrika, dasselbe, laut Jerdon, für Indien: die verschiedenen Arten leben neben, nicht unter einander.

Alle Flughühner bewohnen nur Wüsten oder Steppengegenden; auf Feldern sieht man sie bloß dann, wenn die Früchte abgeerntet sind. Die mit trockenem, dürrem, afrikanischem Riedgrase, der Halfa, bedeckten Ebenen, meist verwüstete Felder, sind ihre Lieblingsplätze. In Spanien leben sie auf ganz ähnlichen Stellen: hier beherbergt sie hauptsächlich das sogenannte „Campo", ein Feld, welches eben auch nicht viel mehr als Wüste ist. Waldige Gegenden meiden sie ängstlich; dagegen scheinen sie sich da, wo niederes Gestrüppe spärlich den Boden deckt, wie es in den afrikanischen Steppen der Fall ist, recht wohl zu befinden. Sie fürchten den geschlossenen Wald, weil ihr zwar rascher, stürmischer, nicht aber gewandter Flug sie hier, wo sie beim Aufschwirren leicht an Zweige und Aeste stoßen können, gefährdet, während sie da, wo Gesträuch und Bäume sehr vereinzelt stehen, überall den nöthigen Spielraum für ihre Bewegungen finden. Unter allen Umständen wählen sie Stellen, deren Bodenfarbe der Färbung ihres Gefieders möglichst entspricht: das röthliche Grau der Ganga stimmt mit dem lehmigen „Campo" oder der bunten Steppe Asiens, das lebhafte Gelb des Sandflughuhns mit dem fast goldfarbenen Sande der Wüste überein.

In ihrem Wesen und Betragen zeigen sich die Flughühner durchaus eigenartig. Jede ihrer Bewegungen ist von der anderer Scharrvögel verschieden. Ihr Gang ist leicht und schön, mehr hühner- als taubenartig, immerhin aber noch etwas trippelnd, nicht eigentlich rennend wie bei den echten Hühnern. Sie tragen sich im Gehen verhältnismäßig hoch, halten die Fußwurzeln gerade und setzen nun langsam ein Bein vor das andere, nicken aber nicht bei jedem Schritte mit dem Kopfe, wie Tauben zu thun pflegen. Der rauschende und stürmische Flug besteht aus einer Reihe gleichmäßiger, schnell sich folgender Flügelschläge und erinnert einigermaßen an den der Tauben, viel mehr aber an den der Regenpfeifer. Das schwebende des Taubenfluges fehlt ihm gänzlich; denn nur, wenn die Flughühner sich zur Erde herabsenken wollen, gleiten sie ohne Flügelschlag durch die Luft. Beim Aufstehen klettern sie sozusagen in fast senkrechter Richtung rasch empor, und erst nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, fliegen sie in gleicher Ebene, in eigenthümlicher Weise seitlich sich wiegend, bald mit der einen, bald mit der anderen Flügelspitze über die wagerechte Linie sich hebend und beziehentlich senkend, über den Boden dahin, gewöhnlich außer Schußnähe, immer dicht gedrängt neben einander, also in geschlossenen Schwärmen, und unter lautem, ununterbrochenem Geschrei. In dem Schwarme selbst macht sich kaum ein Wechsel

bemerklich; jedes einzelne Stück behält genau seine Stelle und stürmt in gleichem Abstande von den übrigen mit diesen weiter; ein Vordrängen der einen und Zurückbleiben anderer, welche dann vielleicht wieder an die Spitze zu kommen suchen, wie es bei vielen anderen Vögeln bemerkt wird, findet nicht statt. Die Stimme ist so bezeichnend, daß sie mit anderen nicht verwechselt werden kann. Der arabische Name „Khata“, richtiger „Khadda“, ist ein Klangbild des Geschreies, welches sie im Fluge ausstoßen; während man dagegen, wenn sie am Boden umherlaufen, viel sanftere, leise hervorgestoßene Laute vernimmt, welche man durch die Silben „Gluck“ oder „Puck“ etwa wiedergeben kann, und welche ungefähr die Bedeutung eines Unterhaltungsgeschwätzes haben. So sehr die Stimmlaute der verschiedenen Arten sich ähneln, so stellen sich doch bei scharfer Beobachtung gewisse Unterschiede heraus, welche freilich mit Worten nicht immer ausgedrückt werden können. Doch gilt das nicht für alle Arten. So vernimmt man von dem afrikanischen Streifenflughuhne (Pterocles Lichtensteinii) anstatt des „Khadda khadda“ sehr vollklingende Laute, welche ich durch die Silben „Külü klü klü ör“ wiedergegeben habe, und zwar, indem ich das unmittelbar vorher gehörte aufzuzeichnen versuchte. Ueber die Sinne und anderweitigen Fähigkeiten des Gehirnes läßt sich schwer ein Urtheil fällen. Daß das Gesicht der Flughühner sehr scharf sein muß, erfährt jeder Jäger bald genug; daß ihr Gehör wohl entwickelt ist, erkennt man an der Aufmerksamkeit, welche sie dem leisesten Geräusche und namentlich den von fern her tönenden Lockrufen ihrer Artgenossen widmen: wie es aber mit den übrigen Sinnen stehen mag, wage ich nicht zu sagen. Von der Bildsamkeit ihres Geistes geben die Vögel mannigfache Beweise. Sie erkennen und würdigen die Gleichfarbigkeit ihres Gefieders mit der Bodenfläche, auf welcher sie leben: denn sie wissen aus ihr bestens Vortheil zu ziehen; sie bekunden eine gewisse List und lassen erkennen, daß Erfahrung sie sehr bald witzigt: denn sie, welche eigentlich vertrauensselige Geschöpfe genannt werden müssen, werden, wenn sie Verfolgungen erfuhren, bald ungemein scheu und vorsichtig, zeigen sich auch stets scheuer, wenn sie sich in größeren Gesellschaften zusammenhalten, als wenn sie einzeln oder in kleinen Trupps vereinigt sind, beweisen also, daß die klügeren ihrer Art Erfahrungen gesammelt haben, und daß diese von der Gesammtheit beherzigt werden. Ihr Wesen erscheint uns als ein Gemisch von widersprechenden Eigenschaften. Sie sind überaus gesellig, bekümmern sich, streng genommen, aber nur um ihresgleichen; sie leben mit den verschiedensten Vögeln im tiefsten Frieden, zeigen sich zuweilen aber doch hämisch und neidisch wie die Tauben, ohne daß man die Ursache zu erkennen vermöchte; sie halten einträchtig bei einander, beginnen aber gelegentlich unter einander einen Zweikampf und fechten diesen wacker durch, obgleich von dem sprichwörtlich gewordenen Kampfesmuthe der Hähne bei ihnen nicht zu reden ist und es unter ihnen zu einem Streite auf Leben und Tod wohl niemals kommt.

Ihr tägliches Leben nimmt einen sehr regelmäßigen Verlauf. Mit Ausnahme der Mittags- und vielleicht der Mitternachtsstunden sind sie beständig in Thätigkeit, mindestens wach. Das Streifenflughuhn habe ich während des ganzen Tages in Bewegung gesehen und zu jeder Stunde der Nacht gehört: ich wurde nicht wenig überrascht, als ich seine höchst wohllautende Stimme noch in den späten Nachtstunden vernahm, als ich beim bleichen Schimmer des Mondes Trupps von ihm zu einer schwachen Quelle fliegen sah, um dort zu trinken. Ob auch die übrigen Arten der Sippe so rege sind, oder ob nur der Mondschein das Streifenflughuhn so rege machte, muß ich dahin gestellt sein lassen. Gemeinsam ist allen von mir beobachteten Arten folgendes: Noch ehe der Tag angebrochen, vernimmt man ihre Unterhaltungslaute, und sobald man Gegenstände unterscheiden kann, sieht man sie emsig zwischen den niederen Grasbüschen umherlaufen und Nahrung aufnehmen. Werden sie nicht gestört, so treiben sie dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen neun Uhr vormittags; dann fliegen sie, der Jahreszeit entsprechend etwas früher oder später, zur Tränke. Hier kommen im Verlaufe einer Stunde tausende an; wenn die Gegend wasserarm ist, diese tausende an einer kleinen Pfütze, wenn das Land von Flüssen durchschnitten wird, die einzelnen Trupps an allen passenden Stellen des Flußufers. Sie stürzen sich aus hoher Luft in schiefer Richtung in die Nähe

der Tränke herab, laufen rasch auf dem Boden weg, bis ans Wasser hinab, trinken in drei bis vier hastigen Zügen und erheben sich, entweder unmittelbar vom Wasser aus, oder nachdem sie zur Einfallstelle zurückgelaufen sind, unterwegs einige Quarzkörner aufgenommen, sich auch wohl noch ein wenig ausgeruht haben. Jeder Flug wendet sich derselben Gegend zu, von welcher er herkam, und wahrscheinlich kehrt jeder zu demselben Weidegebiete zurück. Erlegt man Flughühner bei der Tränke, so findet man, daß sie ihren Kropf bis zum Bauschen der ihn deckenden Federn mit Körnern angefüllt haben. Nachdem sie sich getränkt haben, tritt die mit der beginnenden Verdauung verbundene Ruhe ein, und jetzt sieht man die Kette, gruppenweise vereinzelt, in behaglicher Ruhe, entweder in selbstgescharrten, seichten Vertiefungen oder auch ohne weiteres auf dem Sande gelagert, gewöhnlich platt gedrückt auf dem Bauche, oft aber auch auf der Seite, bald auf dieser, bald auf jener, liegen, wobei dann der eine Flügel ausgebreitet und den Strahlen der Sonne preisgegeben wird. Während dieser Ruhepause schweigt auch die Unterhaltung; sie beginnt aber augenblicklich wieder, wenn sich etwas verdächtiges zeigt. In den Nachmittagsstunden wird eine zweite Mahlzeit eingenommen, und zwischen vier und sechs Uhr fliegt alles zum zweiten Male den Tränkplätzen zu. Auch diesmal verweilt der Flug nur wenige Minuten an dem labungspendenden Orte und eilt nun unmittelbar dem Schlafplatze zu; doch kann es vorkommen, daß dieser in der Nähe der Quelle gewählt wird, wie ich solches auch einmal, freilich an einem vom Menschen in keiner Weise beunruhigten Orte, beobachtet habe.

Nur da, wo die Flughühner verfolgt werden, zeigen sie sich scheu; in der eigentlichen Wüste, wo sie wenig mit Menschen in Berührung kommen, lassen sie den Reiter auf seinem Kamele ihnen bis auf wenige Schritte sich nähern; selbst dem Fußgänger wird es nicht schwer, an sie heranzukommen, wenn er sie rechtzeitig entdeckt hat und die bei der Jagd überhaupt nöthige Verstellung anwendet, d. h. thut, als ob er harmlos an ihnen vorüber gehen wolle. Aber gerade das Entdecken hat seine Schwierigkeiten. Es gehört ein sehr scharfes Auge dazu, sie wahrzunehmen. Ich habe mehr als hundertmal Wüstenhühner gejagt und erlegt, bin aber bei jeder Jagd von neuem in Erstaunen gesetzt worden über die Fertigkeit der Thiere, den Blicken sich zu entziehen. Hierbei leistet ihnen ihr Wüstengewand die besten Dienste: das Flughuhn braucht sich bloß auf dem Boden, dessen Färbung es in den feinsten Schattirungen auf seinem Gefieder trägt, niederzudrücken und sich ruhig zu verhalten, und es selbst ist gleichsam zu einem Theile des Bodens geworden; man vermag es von diesem nicht mehr zu unterscheiden. In dieser Weise täuschen alle Flughühner den unkundigen Verfolger. Wer ein recht scharfes Auge besitzt und zu beobachten gelernt hat, sieht bei seiner Annäherung an eine auf der Erde ruhende Kette Flughühner mehrere alte Männchen, welche mit hochaufgestrecktem Halse den Ankömmling betrachten, und gewahrt bei weiterem Herangehen, wie diese Wächter plötzlich unsichtbar werden und die ganze zahlreiche Kette unsichtbar machen, indem auch sie sich platt auf die Erde legen. Jeder vorüberziehende Raubvogel, jedes sich zeigende und gefährlich scheinende Geschöpf verwandelt in dieser Weise die hunderte von Vögeln in hunderte von Häufchen, welche dem Sande so vollkommen ähneln, daß man immer und immer wieder überrascht wird, wenn plötzlich von einer Stelle, auf welcher man nur Sand zu bemerken glaubte, die vielen großen Vögel unter lautem Geräusche sich erheben.

Die Nahrung besteht, wenn nicht ausschließlich, so doch fast nur aus Sämereien. Da, wo es Felder gibt in der Nähe der Wüste, haben sie beim Einsammeln dieser Körner, wenigstens zeitweilig, leichte Arbeit; in ganz Nordostafrika z. B. nähren sie sich Monate lang nur von der Durrah; in Spanien brandschatzen sie die Weizen-, Mais- und Wickenfelder; in Indien erscheinen sie auf den abgeernteten und trocken gewordenen Reisfeldern. In den Wüsten und Steppen aber haben sie nur in den wenigen ährentragenden Gräsern ergiebige Nährpflanzen, und hier begreift man es oft wirklich nicht, wie sie es ermöglichen, tagtäglich die sehr weiten Kröpfe zu füllen. Ob sie Kerbthiere aufnehmen, weiß ich nicht; ich habe, soviel ich mich entsinne, immer nur Körner in ihrem Magen gefunden. Gefangene fressen Ameisenpuppen recht gern.

In Südeuropa und Nordafrika brüten die Flughühner in den ersten Frühlingsmonaten, in Mittelafrika zu Anfang der Regenzeit, welche den nordischen Frühling vertritt, in Südindien, laut Jerdon, in den Monaten zwischen December und Mai, in Mittelindien etwas später. Ich habe nur ein einziges Mal die Eier eines dieser Hühner erhalten, eigene Beobachtungen über die Fortpflanzung jedoch nicht anstellen können. Das Betragen gefangener Khatas hat mich in der durch Beobachtung freilebender Verwandten gewonnenen Ansicht unterstützt, daß alle Flughühner in Einweibigkeit leben. Man bemerkt stets ein Zusammenleben der Paare und sieht an den gefangenen Hähnen, daß sie nur einer Henne sich widmen. Dies geschieht, so weit ich beobachtet habe, ohne den Aufwand von verschiedenen Stellungen, Bewegungen, Geberden und Lauten, welche die Männchen anderer Scharrvögel treiben: der Flughahn läuft in bescheidener Haltung um das erkorene Weibchen herum und gibt seinen Gefühlen höchstens durch Sträuben der Federn und Lüften oder Wölben der Flügel sowie ein gelegentliches kurzwieriges Breiten des Schwanzes Ausdruck. Aber auch in ihm regt sich, wenn die Liebe ihn begeistert, die Lust zum Streite. So friedliebend er sonst ist, so wenig er anderen Männchen lästig wird, so lebhaft verfolgt er in der Paarzeit jeden anderen Hahn, ja sogar jeden anderen Vogel, welcher sich seiner Geliebten nähert. Jede Lerche, welche bisher mit ihm im besten Einverständnis lebte, wird jetzt, sobald sie in die Nähe kommt, durch ein ärgerliches „Drohd, droh drah, dräh" und durch die gleichzeitig eingenommene Fechterstellung (niedergebeugter Kopf, gewölbte Flügel) gewarnt und, wenn sie nicht darauf achtete, vertrieben. Auf einen anderen Hahn stürmt der eifersüchtige mit tiefgesenktem und vorgestrecktem Kopfe, erhobenem Schwanze, aber glattanliegenden Flügeln und Federn raschen Laufes los, und er muß es wohl ernstlich meinen, weil man jenen so eilfertig das weite suchen sieht.

Ueber Nestbau, Eierzahl und Brütung berichten Tristram und Jerdon. Von der Ganga sagt der erstere, daß sie, wie alle übrigen ihm bekannten Arten, drei Eier legt, und daß die Dreizahl unabänderlich sei; ich aber muß hierzu bemerken, daß mir vier Eier aus einem Neste gebracht wurden, und auch Jerdon gibt die Anzahl des Geleges zu drei oder vier an. Die Araber beschrieben mir das Nest als eine seichte Vertiefung im Sande ohne jegliche Unterlage. Irby bemerkt, daß die von ihm aufgefundenen Eier in einer gänzlich baumlosen Gegend auf dem bloßen Sande lagen und ein eigentliches Nest nicht vorhanden war; Adams hingegen behauptet, daß das Sandflughuhn eine einfache Vertiefung in den Boden grabe und den Rand derselben durch einen Kreis von dürren Gräsern zu schützen suche: er fand, wie er sagt, im Juni mehrere alte Nester. Die Eier aller bis jetzt bekannten Arten ähneln sich in hohem Grade. Sie zeigen eine mit der Umgebung übereinstimmende Färbung, sind gleichhälftig, an beiden Enden fast gleichmäßig abgerundet, derbschalig und trotz des starken Kornes und der tiefen Poren glatt und glänzend; die Grundfärbung ist ein helles, reines oder ins Grünliche und Röthliche ziehendes Braungelb; die Schalenflecken wechseln in verschiedenen, von der Grundfarbe sich abhebenden Tönen, von hellerem zu dunklerem Violettgrau, die Zeichnungsflecke ebenso in Gelb- oder Rothbraun; beide sind ziemlich dicht über die ganze Fläche vertheilt und größere, unregelmäßig gestaltete mit kleineren und sehr kleinen gemischt. Der Längsdurchmesser der Ringelflughuhneier beträgt etwa achtundvierzig, der Spießflughuhneier vierundvierzig, der Querdurchmesser jener zweiunddreißig, dieser achtundzwanzig Millimeter. So beschreibt Baldamus die Eier nach eigener Untersuchung. Wenn das Gelege aus drei Eiern besteht, liegen zwei von ihnen in einer Linie und das dritte der Länge nach nebenan. Der Vogel soll, laut Tristram, während des Brütens auf einer Seite liegen und mit einem ausgebreiteten Flügel die Eier bedecken, deshalb auch einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Tristram glaubt, daß diese Stellung wegen des hohen Brustbeinkammes nothwendig sei: ich meine, daß sie wohl nur eine zufällige gewesen sein mag, welche der Vogel angenommen hat, um sich auszuruhen. Ueber das erste Jugendleben der Flughühner kenne ich nur die kurze Mittheilung, welche Bartlett veröffentlicht hat, und auch sie bezieht sich bloß auf Küchlein, welche im Käfige erbrütet wurden: „Die Khata hatte im Vogelhause des Londoner Thiergartens schon wiederholt

Eier gelegt, auch versucht, sie auszubrüten; die Brut war jedoch in keinem Falle ausgekommen. Im Anfange des August 1865 wurden zwei Eier in eine seichte Mulde im sandigen Boden des Vogelhauses gelegt, eifrig bebrütet und am neunundzwanzigsten August glücklich ausgebracht. Sie waren ziemlich, obschon nicht in demselben Grade bewegliche Geschöpfe wie junge Hühner, Fasanen oder Rebhühner, kräftig und munter, wuchsen auch zu beträchtlicher Größe heran, starben aber, noch bevor sie ihr Wachsthum vollendet hatten." Eine diesen Worten beigegebene Abbildung macht uns mit dem ersten Dunenkleide bekannt. Es dürfte an Zierlichkeit kaum seinesgleichen finden. Ein dunkles Sandgelb ist die Grundfärbung der Oberseite, dunkle Mondflecken schattiren, weiße, dunkel gesäumte Streifen theilen sie in mehrere, regelmäßig abgegrenzte Felder. Ueber den Kopf verlaufen ein Mittel- und zwei Brauenstreifen; von dem breiteren Rückenstreifen zweigen sich zwei schmälere ab, wenden sich seitlich, sodann wieder nach vorn und umschließen so die vier Mittelfelder, während die beiden unteren durch sie und die lichte Unterseite begrenzt werden. Auch die Flügel sind durch Bogenstreifen geziert. Inmitten der Felder sieht man noch einzelne kleine, runde, weiße Flecke. Die Unterseite ist einfarbig gilblichweiß.

Auch die Flughühner haben im Menschen den ärgsten Feind; denn gegen die meisten Raubthiere schützt sie ihr schneller Flug. Mir wurde gesagt, daß ihnen der Edelfalk und nachts der Wüstenfuchs gefährlich werden. So lange sie noch nicht scheu geworden sind, hält es nicht schwer, sie zu erbeuten; sie vertrauen im allgemeinen zu viel auf ihr Sandkleid. Ich erinnere mich, mit einem einzigen Schusse vierzehn von ihnen erlegt zu haben. Sie vertragen aber einen sehr starken Schuß, und diejenigen, denen nicht die edelsten Theile oder die Schwingen verletzt werden, erheben sich noch regelmäßig, fliegen weit weg und fallen dann erst todt zu Boden herab. Ganz anders zeigen sie sich da, wo sie mehrfach Verfolgungen erfahren haben. Hier muß man die Tränkstelle aufsuchen, anstehen und sie erwarten. „Weil die Flughühner", sagt mein Bruder, „von den Spaniern gern gegessen werden, stellt man ihnen auf alle mögliche Weise nach, und sie sind deshalb ungemein scheu und vorsichtig. Man schießt sie regelmäßig bei den Trinkplätzen auf dem Anstande. Sie pflegen das Wasser stets so nahe wie möglich an der Quelle aufzusuchen und eilen deshalb nach dem Gebirge oder nach hochgelegenen Orten, um daselbst ihren Durst zu stillen. Zu dem einmal erwählten Trinkplatze kehren sie täglich und zur bestimmten Stunde wieder; der Jäger kann also sicher darauf rechnen, sie zur rechten Zeit erscheinen zu sehen. Er verbirgt sich in der Nähe der Stelle, wo er ihre Fährte am Rande des Wassers im Sande bemerkte, sorgfältig, am besten in einer mit Steinen überdeckten Hütte, muß aber jedenfalls schon eine oder anderthalb Stunden vor dem erwähnten Ankommen der Thiere zur Stelle sein. Von dem Bade von Archena aus, woselbst ich mich vierzehn Tage aufhielt, unternahm ich am zweiten Pfingsttage einen Jagdausflug nach dem anderthalb Meilen entfernten Campo de Uléa, einer Einöde, in welcher Bienenfresser, Haubenlerchen und Steinschmätzer fast die einzigen befiederten Bewohner waren. Wir erreichten gegen sieben Uhr das Bett des Regenstromes, in welchem die Flughühner Wasser zu trinken pflegten. Ein Hirt hatte genau die Stelle ausgekundschaftet und daselbst Anstände erbaut. Das Flußbett wurde zu beiden Seiten eingeschlossen von steilen Felswänden, welche von prachtvoll blühenden Oleandergebüschen bekleidet waren. Bloß hier und da zeigte sich eine Pfütze schmutzigen Wassers, und an einzelnen Stellen bemerkten wir auch schon Fährten von Flughühnern im Sande. Nachdem wir drei Viertelstunden gegangen waren, wurden die Fußstapfen zahlreicher, und bald fanden wir die aus Steinen sorgfältig erbauten Anstände in der Nähe des hier rieselnden Wassers. Jetzt schärfte mir unser Jäger nochmals die uns schon gegebenen Verhaltungsmaßregeln ein, nämlich ruhig im Anstande zu bleiben, das Gewehr zu spannen und auf das Wasser zu richten, um nachher jede Bewegung möglichst zu vermeiden; denn die Gangas, hier Churras genannt, seien sehr scheue, listige Vögel. Sie erkundeten erst sehr genau die Oertlichkeit, ehe sie sich niederließen, stürzten sich in der Nähe des Wassers herab, drückten sich platt auf die Erde, das Ohr auf den Boden legend, um zu horchen, gingen dann rasch einige Schritte vor bis zum Wasser, tauchten

den Schnabel dreimal in dasselbe, um in drei langen Zügen zu trinken, und flögen so rasch davon, als sie gekommen. Einige Zeit hatte ich im Anstande gesessen, als ich das ‚Tschuerr' über mir hörte und auch bald drei Flughühner als Kundschafter hin- und herfliegen sah. Sie ließen sich weiter oben nieder; bald darauf aber erschienen abermals zwei unter denselben Vorsichtsmaßregeln und stürzten sich dann mit schnurrendem Geräusche dicht neben meinem Anstande auf den Boden. Genau, wie die Jäger es beschrieben, war ihr Betragen; als sie aber zum zweiten Male den Schnabel eintauchten, nahm ich sie aufs Korn und feuerte. Bloß das Weibchen blieb auf dem Platze, das Männchen, schwer verwundet, flog davon, für uns unerreichbar weit."

Der Fang scheint noch ergiebiger zu sein als die Jagd mit dem Feuergewehre. „Die Flughühner", sagt Bolle, „schreiten ihrer kurzen Beinchen halber nie freiwillig über größere Steine hinweg, sondern laufen am liebsten auf ebener Erde fort; deshalb macht man einen Gang zum Wasser, indem man Steine in zwei Reihen aufstellt, gerade breit genug, daß eine Ganga hindurchkommen kann, und legt Schlingen denselben entlang: so erhält man viele lebendig."

In der Gefangenschaft werden diese sonst so scheuen Vögel sehr zahm. „Ich habe", erzählt mein Bruder, „ein Paar Gangas über ein Jahr lang lebend in meinem Zimmer gehalten. Den größten Theil des Tages brachten sie außerhalb des Käfigs frei umherlaufend zu, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, durch das offene Fenster zu entfliehen, obgleich sie ganz gut fliegen konnten. Mittags flogen sie auf den Tisch, trippelten da umher, lasen Brodkrumen auf oder fraßen dieselben aus meiner Hand. Am frühen Morgen weckte mich das Männchen durch seinen Ruf, welcher dem Ruckſen der Tauben sehr ähnlich ist, und auch oft in später Nacht konnte man denselben noch vernehmen, woraus man also sicher schließen darf, daß die Flughühner auch im Freien des Nachts munter sind. Sehr ergötzlich war es, zu sehen, wie sich die Henne meines Paares, nachdem sie vollkommen vertraut geworden war mit ihrem Gefängnisse und ihrer Umgebung, gegen ihr fremde Leute und Thiere benahm. Näherte sich eine ihr unbekannte Person, so sträubte sie Rücken- und Kopffedern, stieß ein ärgerliches ‚Gurgurgurr' aus, ging mit lang vorgestrecktem Halse auf den Eindringling zu und hackte ihn, wenn er sich nicht zurückzog, in Fuß oder Hand, heftige Flügelschläge dazu austheilend. Hunde und Katzen vertrieb sie in derselben Weise stets aus dem Zimmer. Der Hahn zeigte dieses Betragen weniger, und nur wenn er ganz in die Enge getrieben wurde, vertheidigte er sich mit Schnabel und Flügeln. Mit anderen Vögeln leben sie in Frieden. Ich habe sie mit Kalanderlerchen, Ammern und anderen kleinen Vögeln zusammengehalten, ohne daß der geringste Streit zwischen der Gesellschaft entstanden wäre, oder daß die Flughühner gegen jene das Recht des Stärkeren zur Geltung gebracht hätten." Von mir gepflegte Gangas haben Kälte von zwanzig Grad Réaumur ohne Unbequemlichkeit oder Nachtheil ertragen. Viel eher schadet ihnen die Nässe. Gegen Regen sind sie sehr empfindlich, und man muß sie deshalb bei regnerischen Tagen im verdeckten Raume halten, weil sie zu dumm sind, ihren Nachtkäfig aufzusuchen und sich dort gegen Nässe zu schützen.

*

Neben Ganga, Khata, Sandhuhn und verwandten Flughühnern beherbergt Asien noch eine zweite Sippe der Familie, welche man unter dem Namen Steppenhuhn (Syrrhaptes) getrennt hat. In der Gestalt ähneln die beiden bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser Sippe den Flughühnern sehr, unterscheiden sich aber durch gewichtige Merkmale. Im Fittige ist die erste Schwinge die längste; ihre Eigenthümlichkeit aber beruht darin, daß sie an der Spitze lang ausgezogen und hier sonderbar verschmälert ist, so daß dieser Theil eher einer Borste als einer Feder ähnelt. Die Fußwurzeln sind nicht bloß am Vordertheile befiedert, wie bei den Sandhühnern, sondern ringsum und bis zur Spitze der Zehen mit kurzen, zerschlissenen Federn dicht bedeckt; der Fuß selbst besteht nur aus drei Zehen, da die hintere gänzlich fehlt; die Vorderzehen sind sehr verbreitert und ihrer ganzen Länge nach durch eine Haut verbunden, so daß der Fuß, von unten gesehen, eine einzige Sohle bildet, welche mit hornigen Warzen bekleidet ist; die Nägel sind breit und kräftig.



Band VI.

Fausthuhn.

Das Faust- oder Steppenhuhn, „Büldrück“ der Kirgisen, „Sadscha“ der Russen, „Sadschi“ der Chinesen, „Nukturu“, „Njüpterjün“ und „Bolduru“ der Mongolen, „Altin“ der Trojedanzen (Syrrhaptes paradoxus, heteroclitus und Pallasii, Tetrao paradoxus, Nematura paradoxa, Pterocles syrrhaptes, Heteroclitus tataricus), ist ohne die verlängerten Mittelschwanzfedern neununddreißig Centimeter lang und ohne die verlängerten Schwingenspitzen sechzig Centimeter breit; die Fittiglänge beträgt achtzehn, die Schwanzlänge zwölf, einschließlich der verlängerten Mittelfedern ungefähr zwanzig Centimeter. Das Weibchen ist etwas kürzer und schmäler. Der Oberkopf, ein Streifen, welcher, vom Auge beginnend, nach den Halsseiten verläuft, dieser und die Kopfgegend sind aschgrau, Kehle, Stirn und ein breiter Streifen über dem Auge lehmgelb, Brust und Brustseiten, welche durch ein drei- oder vierfaches, aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band von dem Kropfe getrennt werden, graulich isabellfarben; der Oberbauch ist braunschwarz, der Unterbauch wie die unteren Schwanzdeckfedern licht aschgrau, der Rücken auf lehmgelbem Grunde mit dunkleren Querstreifen gebändert; die Schwingen sind aschgrau, die vordersten außen schwarz, die hinteren innen graulich gesäumt, die Schulterfedern bräunlich, vorn gilblich und an der Spitze weiß gesäumt, die inneren Flügeldeckfedern sandbraun mit schwarzbraunen Endtupfen, die Schwanzfedern auf gelbem Grunde dunkel gebändert, die Federn, welche die Läufe bekleiden, falb weißlich. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch den Mangel des Brustbandes, die lichtere, bräunliche Färbung des Unterbauches und das lichtere Gelb des Gesichtes sowie endlich durch das mehr gefleckte als gebänderte Gefieder der Oberseite, dessen Zeichnung auch an den Halsseiten sich fortsetzt.

Pallas beschrieb das Steppenhuhn im Jahre 1770, theilt aber nichts über seine Lebensweise mit und bemerkt nur, daß es in den osttatarischen Steppen gefunden werde; Eversmann bestimmt den Wohnkreis genauer und gibt an, daß es nur die Steppe östlich vom Kaspischen Meere bis nach der Songarei bewohnt, im Westen selten weiter nach Norden als bis zum sechsundvierzigsten Breitengrade, im Osten dagegen viel weiter, nämlich noch auf den Hochsteppen des südlichen Altai, am oberen Laufe der Tschuja, in der Gegend des dortigen chinesischen Vorpostens, vorkommt. Der Heidenprediger Huc veröffentlicht eine Schilderung des Vogels und seiner Lebensweise, welche ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung ist, und erst Radde und Swinhoe berichten in sachgemäßer Weise. Da ich das merkwürdige Huhn in der Freiheit nur an einem einzigen Tage, und zwar in der südaltaischen Steppe, beobachten konnte, lasse ich zunächst den trefflichen Radde, dessen Schilderungen von Przewalski durchaus bestätigt werden, anstatt meiner reden, bemerke jedoch, daß ich seine Darstellung nicht im strengsten Sinne dem Wortlaute nach gebe, vielmehr das in zwei verschiedenen Werken von ihm gesagte in der mir geeignet scheinenden Weise zusammenzustellen versucht und nicht hierhergehöriges weggelassen habe.

„Zur Zeit, wenn Thermopsis und Cymbaria geblüht und die ersten Knospen der schmalblätterigen Lilie sich entfaltet haben, bietet das Thierleben in den Steppen wesentlich andere Erscheinungen als im Frühjahre zur Blütezeit der Irideen. Es ist die Brutzeit der Vögel und die Zeit der Geburt der meisten wilden Steppenthiere. Wir wollen also, um jenen Unterschied kennen zu lernen, uns abermals zum Tarai-nor, und zwar heute in seine wüstesten Gegenden, nach der Grenze, versetzen, wo einige erhöhte Inseln aus dem hier noch weichen Schlammboden auftauchen. Die Reise zu ihnen über die hohen Steppen zeigt uns ein wahres Sommerbild hiesiger Gegend. Die Hitze der Mittagssonne macht die Murmelthiere besonders lustig; in weitem Bogen hoch in der Luft kreisen die Schreiadler; geduldiger als sie sitzt der Bussard stundenlang auf einem Hügel; das angenehme Zwitschern der mongolischen Lerche läßt sich vernehmen; die Pfeifhasen beginnen ihre langwierigen Arbeiten; die zahlreichen Herden ziehen zu den sumpfigen Süßwasserpfützen des Tarai; das Lärmen der Kraniche, welches sich häufig im Frühjahre hören ließ, hat aufgehört; keine Gans, keine Ente ist sichtbar; nur selten zieht eine Möve hoch an uns vorüber, ihr folgt in weiten Fernen eine zweite und dritte. Die ausstrahlende Wärme umflimmert in breiten Wellen alle Umrisse; die Inseln im

Tarai schwimmen förmlich in einem beständigen, wellenden, luftigen Grunde. Kein Baum, kein Strauch bezeichnet die Ferne; nur hier und da scheinen plumpe, thierische Körpermassen über dem Boden zu schweben, durch ihre scheinbare Größe täuschend. Aber der Salzboden ist nicht todt, nicht so todt wie das Bereich der Luft. Im Gegentheile, ein Vogel, welcher ebenso merkwürdig durch seinen Bau wie durch seine Lebensweise und Verbreitung ist, überrascht uns hier durch seine Häufigkeit: das Steppenhuhn.

„Zur Zeit, wenn der Schnee an den Hügeln der Hochsteppen noch liegt, um die Mitte des März, zieht er aus Süden hierher und lebt dann in kleinen Gesellschaften, aber immer schon gepaart. In gelinden Wintern trifft man ihn am Nordostrande der hohen Gobi an; er erscheint aber auch nach strengen Wintern schon so zeitig und brütet dann so früh, daß er auch in dieser Hinsicht ‚auffallend‘ ist. Seine Eier findet man bereits in den ersten Tagen des April und zu Ende des Mai zum zweiten Male. Nach vollbrachter zweiter Brut wechselt er wahrscheinlich oft den Aufenthaltsort, und während der Wintermonate schweift er bis zum Südrande der Gobi in die Vorberge der nördlichen Himalayaverflachungen. Schon am zehnten März 1856, als die Kälte über Nacht noch bis zu dreizehn Grad Réaumur fiel und die Wärme um die Mittagszeit sich auf zwei Grad Réaumur belief, kam die erste kleine Schar Steppenhühner zum Tarai-nor. Sie fliegen in ganz geschlossenen Ketten, ähnlich den Regenpfeiferarten, halten sich im Frühjahre in kleinen Trupps, welche aus bereits gepaarten Vögeln (vier bis sechs Paare) bestehen, zusammen, bilden aber im Herbste oft Flüge von mehreren hundert Stück. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, welches Veranlassung zu der bei den Mongolen gebräuchlichen Benennung Njüpterjün gegeben hat. Die Paare bleiben auch während des Fluges beisammen.

„Im Frühlinge erscheinen die Steppenhühner sehr regelmäßig zu ganz bestimmter Zeit am süßen Wasser, um zu trinken. Sie ziehen dann aus allen Richtungen herbei und schreien, sobald sie das Ufer gewahr werden, worauf die bereits anwesenden antworten und jene sich diesen gesellen. Am Rande des Wassers stehen sie in Reihen, meistens zu zehn bis zwölf bei einander. Ihre Ruhe hier währt aber nicht lange; sie ziehen dann wieder fort, um förmlich zu äsen, und zwar zu den weißen Stellen in der Steppe, auf denen Salz ausgewittert ist, und zu den kleinen Höhen, welche mit Gräsern bewachsen sind. Sie verschmähen nicht die junge saftreiche Sprosse der Salicornien und weiden diese förmlich ab, also in der Art, wie der Trappe es mit Gräsern thut. Im Frühlinge fand ich im Schlunde und Magen die Samen der Salsole. Im Sommer sonnen sie sich gern; auch hierbei traf ich gesonderte Paare, aber meistens mehrere derselben beisammen. Wie die Hühner scharren sie sich dann flache Vertiefungen in die weißgrauen, salzdurchdrungenen, geringen Erhöhungen, welche hier und da am Ufer des Tarai-nor weite Strecken bilden und die Salzpflanzen ernähren. Ich habe sie in dieser Ruhe einige Male lange beobachtet. Anfangs laufen sie noch emsig umher, gleichsam suchend; sind sie ganz satt, so beginnt ihre Ruhe, gewöhnlich gegen elf Uhr, wenn es recht heiß wird. Dann scharren sie Vertiefungen und hocken sich in dieselben, suchen sich auch ganz wie die Haushühner recht gemächlich in den gelockerten Boden einzuwühlen, wobei sie den Körper seitwärts hin- und herbewegen und das sonst so glattanliegende Gefieder aufblähen. Wachen stellen sie dabei nicht aus. So sitzen sie ganz ruhig, und man kann sie kaum bemerken, da ihr gelbgraues, schwarz gesprenkeltes Gefieder dem Boden recht ähnlich ist. Ein Falk schießt im Pfeilpfluge über die ruhenden dahin; sie raffen sich auf und entziehen sich bald unseren und des begierigen Räubers Blicken. Ihr Nothruf weckt die nächsten Genossen; auch diese erheben sich und eilen davon, durch ihr Geschrei ganze Banden zur Flucht aufmunternd; denn alle, welche den Angstruf vernehmen, folgen, auch wenn sie nicht derselben Bande angehören, dem Beispiele der aufgescheuchten. So erfüllt sich die Luft in kurzer Zeit mit unzähligen kleinen Scharen dieser eigenthümlichen Hühner. Ihr Lärmen läßt sich von allen Seiten her vernehmen, und im Nu schießen die Vögel an uns vorüber, ehe wir zum Schusse kommen. Aber ebenso rasch, wie diese Ruhe gestört wurde, stellt sie sich wieder ein. Die Steppenhühner lassen sich nieder, laufen anfangs furchtsam über die weiße Salzstelle,

bis sie abermals auf flache Erhöhungen sich legen und wie vorher sich verhalten. Sie dürften übrigens kaum dem geschicktesten Edelfalken zum Raube werden. Ihr Flug ist schneidender und rascher als der der Tauben. Daß sie aber zugleich ausdauernde Laufvögel sind, bezweifle ich; denn ihre Bewegungen zu Fuß sind zwar rasch, aber nicht anhaltend.

„Sehr sonderbar ist das Fortziehen zahlreicher Steppenhühnerbanden im Sommer. Es liegt mir hierüber eine eigene Beobachtung vor, welche entschieden dafür spricht. Als ich mich in den letzten Tagen des Mai zu den im Tarai=nor gelegenen Aralinseln begeben wollte, mußte ich weite Uferstrecken am jetzt ausgetrockneten See zurücklegen, und stieß vormittags auf eine Unzahl kleiner Banden dieser Vögel, welche insgesammt ein Gebiet bewohnten, aber so scheu waren, daß ich mich ihnen auf keine Weise nähern konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie zu schießen, gab ich die Jagd bis zum Abende auf. Mit Sonnenuntergang hatten sich alle Vögel in zwei große Schwärme, deren jeder wohl tausend Stücke zählen mochte, vereinigt und lärmten auf das eifrigste. Ich hoffte sie nun beschleichen zu können, hatte mich aber geirrt; denn weder zu Pferde, noch kriechend konnte ich mich ihnen nähern. Nach mehrmaligem Auftreiben verließen sie endlich die Ufer des Tarai=nor und flogen östlich zu den Höhen der Steppe, wo sie sich an zwei Orten niederließen. Diese Plätze waren im Winter die Lagerstätten zweier Herden gewesen; eine dicke Schicht schwarzen, schon fest getretenen Mistes hatte sich auf ihnen erhalten, und durch diese Decke war keiner der schwachen Pflanzenkeime gedrungen. Hier blieben sie ungestört, da die einbrechende Dunkelheit mich an der weiteren Jagd verhinderte. Aber immer noch lärmten sie fort. Am nächsten Tage waren sie spurlos verschwunden. Niemals, so oft ich im Laufe des Sommers zum Tarai ging, fand ich wieder einen von ihnen. Auch die herumziehenden Hirten sahen sie nicht, vertrösteten mich aber auf die Herbstzeit, in welcher sie, wie sie sagten, noch häufiger hierher kämen. Leider erfüllten sich ihre Angaben nicht. Es befremdete mich, daß ein Vogel nach vollendeter zweiter Brut plötzlich zur Sommerzeit vollständig fortzog, obgleich ich auch in diesem Falle ein Beispiel für die unstete, wandernde Lebensweise wahrer Steppenbewohner gefunden zu haben glaube. Erst als ich im Oktober in den südlichsten Gegenden der Steppe auf die Antilopenjagd zog, als schon lange der Herbstzug des Geflügels beendigt war, sah ich jenseit des Argunj die Steppenhühner wieder. Kettenzüge von ihnen flogen schnell und hoch jetzt nach Norden, auf russisches Gebiet, wo ich sie aber im Bereiche der Steppe nicht wieder fand.

„Das Nest ist sehr kunstlos und den Flughuhnnestern wohl ganz ähnlich. Es brüten mehrere Paare gemeinschaftlich, doch nie viele. In den salzdurchdrungenen Gründen am Tarai=nor, meistens auf dessen jetzt seit Jahren trocken gelegtem Boden selbst, wird es durch eine flach ausgeworfene Vertiefung von etwa zwölf Centimeter Durchmesser gebildet, deren Rand mit einigen Salsola=sprossen und Gräsern umlegt wird, welche letzteren jedoch auch bisweilen fehlen. Die Anzahl der Eier beträgt vier. In ihrer Gestalt ähneln sie den Flughuhneiern; sie zeichnen sich aus durch ihre rein eirunde Form, sind jedoch zuweilen an dem einen Ende etwas spitzer als am anderen. Die Grundfarbe wechselt von hell grünlichgrau bis schmutzig bräunlichgrau, letztere ist die gewöhnlichere. Auf diesem Grunde findet sich die meistens feinfleckige, erdbraune Zeichnung in zwei verschiedenen Tönen."

Unsere Kenntnis der Lebenskunde des Steppenhuhnes wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Radde'schen Werkes infolge eigenthümlicher Umstände wesentlich bereichert. Bereits im Jahre 1860 war es durch Schlegel und Moore wissenschaftlich festgestellt worden, daß einzelne Steppenhühner in Mitteleuropa sich gezeigt hatten. Es waren solche auf den Dünen Hollands und in Großbritannien erlegt worden; ja, man hatte, falls Collett recht unterrichtet ist, in der Mitte des August 1861 einen aus vierzehn oder funfzehn Stücken bestehenden Flug von ihnen bei Mandal in Norwegen beobachtet und ebenfalls mehrere geschossen. Diese vereinzelten Zuzügler waren als Irrgäste betrachtet worden und ihren wiederholten Besuchen größere Bedeutsamkeit nicht beigelegt worden. Aehnliches fand, wie Swinhoe berichtet, im Herbste desselben

Jahres in Nordchina statt. Hier aber handelte es sich nicht um einzelne versprengte, sondern um ein ganzes Heer unserer Vögel, welche sich auf der Ebene zwischen Peking und Tientsin niedergelassen hatten. Die Chinesen verfolgten die Fremdlinge, welche ihnen unter dem Namen „Satschi“ oder Sandhühner wohl bekannt waren, auf das eifrigste und erzählten Swinhoe, daß sie häufig in Netzen gefangen und mit dem Luntengewehre erlegt würden. Nach einem reichlichen Schneefalle gestaltete sich der Fang so ergiebig, daß der Markt von Tientsin buchstäblich überfüllt war. Man reinigte gewisse Stellen vom Schnee, legte hier die Netze und konnte des reichlichsten Fanges sicher sein. Dennoch waren die Vögel scheu, namentlich so lange sie sich auf dem Boden hielten, während sie im Fliegen nahe an dem Schützen vorüberstreiften. Die Eingeborenen wußten übrigens, daß die Heimat der Steppenhühner die große Ebene der Tatarei hinter der berühmten Mauer ist.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob außer den wenigen Steppenhühnern, welche bis zum Jahre 1863 in Europa beobachtet wurden, noch andere hier erschienen waren, halte dies jedoch für keineswegs unwahrscheinlich; ja, meines Erachtens ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß einzelne von diesen wenigen ihre eigentliche Heimat wieder erreicht und später einer größeren Anzahl ihrer Anverwandten gewissermaßen als Wegweiser nach dem neu entdeckten Lande gedient haben: jedenfalls bleibt es auffallend, daß vor der großen Einwanderung, welche im Jahre 1863 stattfand, wiederholt die bis dahin Europa fremden Vögel beobachtet wurden. Dem sei übrigens wie ihm wolle: thatsächlich ist, daß in dem genannten Jahre ein sehr bedeutender Schwarm in Europa erschien und über die meisten nördlichen Länder unseres Erdtheiles sich verbreitete. Auf welchem Wege diese Einwanderung geschehen ist, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, und wenn im Südosten Europas ebenso auf die Fremdlinge geachtet worden wäre, wie bei uns zu Lande, in Frankreich, den Niederlanden und in Großbritannien, würden wir wahrscheinlich den Weg auf das genaueste bestimmen können. Man hat den Zug der Steppenhühner beobachtet von Brody in Galizien bis Naran an der Westküste von Irland und von Biscarolle in Südfrankreich bis Thorshavn auf den Färöerinseln; man hat erfahren, daß die Einwanderer in Sokolnitz in Mähren am sechsten Mai, in Tüchel in Westpreußen am vierzehnten, in Polkwitz in Schlesien am siebzehnten, in Wöhlau in Anhalt am zwanzigsten, auf Laaland an demselben Tage, auf Helgoland und an den englischen Küsten (Northumberland) am einundzwanzigsten, auf Borkum, Staffordshire und an der Küste von Lancashire am zweiundzwanzigsten, auf den Färöern in den letzten Tagen des Mai angekommen oder wenigstens wahrgenommen worden waren. Ein allmähliches Vorrücken in der gegebenen Richtung ist also vollkommen bewiesen, und die Reisefähigkeit der Steppenhühner steht mit den ermittelten Zeiten nicht im Widerspruche. Etwas kühner, aber immer noch gerechtfertigt ist diese Schlußfolgerung: die Steppenhühner sind von der Mongolei in einem großen Fluge aufgebrochen und in der angegebenen Richtung weiter gezogen. Da ihre Reise kurz vor oder während ihrer Brutzeit stattfand, haben sich Paare oder Trupps von dem Hauptheere getrennt und seitabführende Wege eingeschlagen oder sich auf Stellen, welche ihnen passend erschienen, niedergelassen. Viele von denen, welche die Meeresküste erreichten, sind wohl auch wieder umgekehrt und in das Innere des Landes zurückgeflogen.

Einem der wenigen Vogelkundigen, welche thierisches Leben aufzufassen verstehen, Altum, wurde das Glück zu theil, die Fremdlinge während ihres Sommerlebens in der Fremde wiederholt zu beobachten und durch sachverständige Nachfrage noch mehr in Erfahrung zu bringen. Die Steppenhühner zeigten sich auf Borkum, dem Beobachtungsfelde des genannten, am einundzwanzigsten Mai, und zwar in kleineren Abtheilungen von zwei bis zwölf Stück. Vom dreiundzwanzigsten Juni bis zum ersten Juli wurden sie nicht gesehen, dann jedoch wieder in großen Schwärmen. Altum und von Droste sahen am achten August vier von ihnen in reißender Geschwindigkeit, mit leichten, raschen Flügelschlägen ihres Weges dahinziehen und hörten während des Fluges beständig wie „Quick, quick, quick“ klingende, der Stimme kleiner Regenpfeifer entfernt ähnliche Locktöne ausstoßen. Sie fielen auf einem offenen Watt ein und gesellten sich zu einem zahlreichen

Schwarme anderer ihrer Art, welche regungslos neben einander saßen und für Goldregenpfeifer hätten angesprochen werden können, wäre nicht die Haltung eine zu wagerechte gewesen. Näher als auf zweihundert Schritte ließ der Schwarm Droste nicht herankommen, obgleich dieser die gewöhnlichen Kunstgriffe beim Herangehen an scheue Vögel nicht unterließ. Plötzlich erhoben sich die Hühner unter vernehmbarem Brausen und Ausstoßen ihrer Stimmlaute, welche einzeln gehört wie „Köckerick“ zu klingen schienen, aber bei dieser Masse zu einem Gewirre zusammenschmolzen. Niedrig, einem Schwarme vom Felde heimkehrender Tauben ähnelnd, strichen sie über die weite Sandfläche fort, bildeten einen breiten Zug, flogen mit reißender Schnelligkeit und beschrieben dabei sanfte, durch Aufsteigen und Senken gebildete Bogen.

Jenes Watt mußte eines ihrer Lieblingsplätze sein; denn man bemerkte sie fortan hier oftmals. Sie suchten diejenigen Stellen, welche mit Schoberia maritima bewachsen sind, da sie den Samen dieser Pflanzen sehr zu lieben scheinen. Immer wählten sie freie Flächen, am liebsten an der Grenze jener Pflanzenbestände. Außer dem Samen pflückten sie auch Blättchen ab, ganz wie die Hühner. Doch fand Altum in dem Kropfe mehrerer ausschließlich den Samen, bei anderen die Frucht einer Grasart, wahrscheinlich Poa distans, gemischt mit unreifen Kapseln von Lepigonum marinum. Die Kröpfe waren stets ganz gefüllt, der Nahrung wenig gröbere Sandkörner beigemischt; in den gleichfalls gefüllten Magen war dagegen der Sand in auffallender Menge vorhanden. Bald nach jenem verunglückten Versuche traf Droste ein einzelnes Huhn auf einer rings von Dünen umgebenen, etwa einhundert Morgen großen Niederung. Es war bei weitem nicht so scheu als der ganze Schwarm. Er bemerkte es beim Hervorkommen aus dem Verstecke im Laufen; es war jedoch auf dem weißen Sande so schwer zu sehen, daß beim Stillstehen seine Umrisse nicht mehr wahrgenommen werden konnten. Sehr hoch flogen nur versprengte Vögel; die vereinigten Ketten strichen höchstens zehn Meter über dem Boden dahin. Aufgetrieben, eilten sie niedrig über das Watt durch die Dünenthäler, bis sie aus dem Gesichtskreise verschwunden waren, kehrten jedoch gern wieder um und fielen wohl auch auf demselben Platze wieder ein, wenn hier alles verdächtige verschwunden; dünkte ihnen der Platz nicht sicher, so strichen sie abermals weit fort und ließen sich auf einem anderen ihrer Lieblingsplätze nieder. Als auf einen fliegenden Schwarm ein Rohrweih stieß, theilte sich die Masse und ließ den Raubvogel durch. Bei stiller See machten sich die Schwärme auch in weiten Entfernungen durch ihr weithin schallendes, ununterbrochenes „Köckerick“ oder „Köcki, köcki, köcki“ leicht bemerklich. Das Bild des Vogels war übrigens so eigenthümlich, daß man ihn, auch wenn er lautlos seines Weges zog, nicht mit anderen verwechseln konnte.

Auf dem erwähnten von Dünen umgebenen Watt wurden die mongolischen Fremdlinge gewöhnlich des Morgens bis gegen neun Uhr angetroffen. Sie schienen hier an bestimmten Stellen bis zu jener Stunde zu verweilen und die einmal gewählten Sitzplätze regelmäßig wieder aufzusuchen; wenigstens konnte man dies aus der vielen Losung schließen. Wenn sie nichts ungewöhnliches bemerkt hatten, saßen sie ruhig dicht neben einander, meistens nach einer Seite gewendet, zu je zweien oder doch wenigen beisammen. Gegen zehn bis elf Uhr schienen sie regelmäßig das große Watt zu besuchen und dort der Nahrung nachzugehen, fielen mindestens um diese Zeit oft daselbst ein, und suchten dann eifrig nach Samen und Knospen. Nachdem sie eingefallen waren, blieben sie wohl zwanzig Minuten lang bewegungslos sitzen, alles um sich her musternd; alsdann begannen sie mit ihrer Aesung, indem sie, über den Boden trippelnd und rutschend, in derselben Richtung vorwärts liefen und emsig Samen aufpickten. Einzelne Trüppchen sprengten sich auch wohl seitwärts ab oder blieben ein wenig zurück, hielten sich jedoch immer zum Schwarme. Dagegen bemerkte man ein einzelnes Stück, welches fast jedesmal weit zurückblieb oder sich seitwärts zu schaffen machte und den Wächter abzugeben schien. Als von Droste einmal, hinter einem ungefähr einen halben Meter hohen Hügel auf dem Bauche liegend, den ganzen Schwarm beobachtete, hatte ihn dieser eine Vogel bemerkt, stieg hierauf sofort auf einen kleinen Hügel, reckte sich, hob den Kopf und stieß laut sein „Köckerick“ aus. Auf dieses Zeichen lief fast der ganze

Schwarm dicht zusammen und blieb unbeweglich sitzen. Droste schoß, der Schwarm brauste fort; aber der alte Hahn, welcher den Streich gespielt hatte, empfahl sich unter lautem Geschreie erst, nachdem der verblüffte Jäger sich schon erhoben hatte. Während die Steppenhühner umherliefen, riefen sie leise „Köck, köck“; wenn zwei einander zu nahe kamen, hoben sie die Flügel, zogen den Kopf, nahmen eine drohende Stellung ein und riefen schnell „Kikrikrik“. Auch sprangen sie wohl gegen einander in die Höhe, und dann erhoben sich immer einige andere, vielleicht in dem Glauben, daß Gefahr vorhanden sei, ließen sich aber schnell wieder nieder. In den Mittagsstunden schienen sie regelmäßig die trockenen, heißen Dünen aufzusuchen, um sich im Sande zu baden. Sie hatten auch hier ihre bestimmten Plätze, und zwar jene großen öden Sandflächen, auf denen der dürftigste Pflanzenwuchs durch Stürme zerstört worden. Einmal hatte man dreizehn Steppenhühner einfallen sehen, war rasch herbeigeeilt, hatte mit dem Fernrohre die ganze Fläche von dem Verstecke aus abgesucht; aber kein Vogel war zu entdecken, bis sich endlich zufällig einer im Gesichtsfelde des Fernglases bewegte. Selbst in einer Entfernung von vierzig Schritten hielt es schwer, diese Sandvögel genau zu sehen, und in einer Entfernung von zweihundert Schritten war es fast unmöglich, sie zu entdecken, auch wenn man genau die Stelle kannte, auf welcher sich ihrer funfzig bis sechzig niedergelassen hatten. Anfangs waren die Kinder der Steppe wenig scheu gewesen; die heillose Verfolgungswuth der Badegäste aber machte sie bald vorsichtig und schließlich so ängstlich, daß es auch dem geübtesten Jäger kaum möglich war, sie zu überlisten.

Nachdem die Steppenhühner fünf Monate lang auf Borkum wie in ihrer Heimat gelebt hatten, verschwanden sie nach und nach gänzlich von der Insel. Am ersten Oktober wurden mit dem Fernrohre noch vierundfunfzig Stück von ihnen gezählt, am zehnten waren noch acht, am zwölften noch fünf, am dreizehnten noch zwei beobachtet worden: sie waren die letzten. Vom ersten bis funfzehnten Oktober hatte sich also der ganze Flug allmählich entfernt. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden sie wiederum hier und dann im Inneren Deutschlands beobachtet: so, laut Altum, im Oldenburgischen und nach meinen eigenen Beobachtungen in der Nähe von Hamburg. Sie waren aber keineswegs gänzlich verschwunden, wie Altum behauptete, sondern wurden noch im folgenden Jahre in Deutschland bemerkt: so im Juni 1864 in der Gegend von Plauen, und viel später noch, zu Ende Oktober desselben Jahres, bei Wreschen in Posen; sie haben sich ebenso in der Nähe Hamburgs, ungefähr um dieselbe Zeit, noch gezeigt, höchst wahrscheinlich also auch gebrütet, wie im Jahre 1863 in Jütland und auf mehreren dänischen Inseln. Ueber letztere hat Reinhardt berichtet. Die ersten Eier wurden kurz nach Ankunft der Vögel gefunden und genanntem Forscher am sechsten Juni übersendet. Das Nest hatte drei Eier enthalten. Nach Mittheilung eines Berichterstatters hatte der betreffende Jäger zwei Nester und sein Nachbar ein drittes gefunden; auf diesen Nestern waren dann die brütenden Vögel, erst die Hennen, dann die Hähne, gefangen worden. Zwei nahe neben einander stehende Nester hatten drei und bezüglich zwei Eier enthalten. Das erste bestand aus einer kleinen mit etwas trockenem Sandrohre ausgekleideten Vertiefung im Sande; das zweite war im Heidekraute angelegt und mit etwas verdorrtem Grase ausgefüttert. Im Verlaufe des Juni fand man noch mehrere Nester auf den Dünen; sie waren alle in derselben Weise gebaut. Noch am siebenundzwanzigsten Juli trieb jener Jäger ein Steppenhuhn vom Neste auf und sah, daß es drei Eier enthielt, setzte Schlingen, kehrte nach einigen Stunden zurück und fand, daß die Henne gefangen war; der Hahn wurde in derselben Weise erbeutet. Inzwischen war ein Küchlein ausgeschlüpft, und ihm folgte später ein zweites; doch starben beide am ersten Tage, wahrscheinlich aus Mangel an geeigneter Pflege. Diese Beobachtungen beweisen also, daß das Steppenhuhn in Einweibigkeit lebt, und daß der Hahn sich am Brüten betheiligt.

Unmittelbar nach Eintreffen der ersten Steppenhühner in Deutschland hatte ich um deren Schonung gebeten, weil ich es, wenn auch nicht gerade für wahrscheinlich, so doch für möglich hielt, daß sie sich in Deutschland einbürgern konnten. Ich predigte tauben Ohren. Man zog mit

Gewehr und Netz, Schlingen und vergifteten Weizenkörnern gegen die harmlosen Fremdlinge zu Felde und verfolgte sie auf das rücksichtsloseste, so lange man sie verfolgen konnte. Viele fanden auch durch eigenes Verschulden ihren Tod; so wurden mehrere eingeliefert, welche gegen Telegraphendrähte geflogen waren und sich dabei lebensgefährlich verletzt hatten. So konnte es nicht ausbleiben, daß binnen zwei Jahren alle vertilgt wurden.

Seit jener großartigen Einwanderung sind die Steppenhühner, so viel mir bekannt, nicht wieder in Deutschland erschienen; wohl aber haben sie ihr Verbreitungsgebiet inzwischen weiter nach Westen ausgedehnt und sich im Südosten Europas seßhaft gemacht. Der russische Forscher Karelin beobachtete zuerst, daß unser Huhn den Ural überschritt; Henke, ein verläßlicher Sammler, fand, daß es inzwischen weiter nach Westen hin vorgerückt ist und nicht allein an der unteren Wolga, sondern bereits am Don in der Steppe sowohl wie in unmittelbarer Nähe der Getreidefelder kleinrussischer Niederlassungen sich festgesetzt hat, so daß es gegenwärtig als europäischer und zwar keineswegs seltener Brutvogel bezeichnet werden muß.

Zur Vervollständigung vorstehender Mittheilungen will ich die wenigen Beobachtungen, welche ich auf meiner Reise nach Sibirien sammeln konnte, hier folgen lassen. Schon von Semipalatinsk an, woselbst das Fausthuhn zuweilen vorkommt, hatte ich mich fleißig nach ihm umgesehen, in ganz Nordwestturkestan aber nur das Ringelflughuhn zu Gesicht bekommen. Erst in der öden Steppe am südlichen Fuße des Altai, ebenda, wo wir die Wildpferde antrafen, begegneten wir ihm und zwar in namhafter Menge, obschon nur in Paaren oder kleinen Flügen, welche aus einem oder zwei Paaren mit ihren Jungen bestehen mochten. Seine innige Verwandtschaft mit den Flughühnern läßt sich auch hinsichtlich seiner Lebensweise und seines Auftretens nicht verkennen. Ein Beobachter, welcher letztere nicht kennen gelernt hat, mag es, wenn es fliegt, mit einem Steinwälzer oder Goldregenpfeifer vergleichen; einer, welcher Flughühner vor Augen gehabt hat, wird nicht im entferntesten an die genannten Sumpfvögel erinnert werden, weil er nur an die Familienverwandten denken kann. Es ähnelt dem Ringelflughuhne außerordentlich, hat auch annähernd dieselbe Stimme, unterscheidet sich von ihm aber, abgesehen von seiner geringen Größe, sofort durch seinen geraden, nicht von einer Seite zur anderen schaukelnden oder sich wiegenden Flug. Letzterer ist ungemein schnell, polternd beim Aufstehen, brausend und schrillend beim Dahinfliegen, geht, unter fortwährenden, gleichmäßigen Flügelschlägen meist gerade aus und entbehrt jäher Wendungen, nicht aber auch gewandter Schwenkungen; solche werden im Gegentheile vor dem Niedersetzen regelmäßig ausgeführt. Das Flugbild unterscheidet sich von dem der Flughühner einzig und allein durch die verhältnismäßige Kürze der Flügel. Auf dem Boden läuft das Fausthuhn trippelnden Schrittes sehr rasch dahin, erscheint hier aber, weil es die Flügel vom Leibe abhält, etwas plump, kurz und breit, und deshalb schwerfällig. Hinsichtlich seiner Gleichfarbigkeit mit dem Boden gilt genau dasselbe, was ich oben von den Flughühnern sagte. Wahrscheinlich hält es sich nur auf solchen Stellen der Steppe auf, deren Bodenfärbung der seines Gefieders gleicht; infolgedessen aber ist es ungemein schwierig, es aufzufinden, sobald es sich gesetzt hat und ruhig verhält. Während es läuft, läßt es dann und wann einen leisen, während es fliegt, fortwährend einen lauteren Ruf vernehmen. Alle Paare oder Trupps, welche wir sahen, waren auch hier sehr scheu und erhoben sich bereits in einer Entfernung von achtzig, mindestens sechzig Schritten vor dem herannahenden Jäger oder Beobachter.

Infolge der Einwanderung im Jahre 1863 gelangten mehrere in Deutschland gefangene Steppenhühner in unsere Käfige und gaben verschiedenen Vogelkundigen Gelegenheit, Betragen und Wesen der Fausthühner eingehend zu beobachten. Unter den hierauf bezüglichen Mittheilungen verdienen die von Bolle, Alexander von Homeyer und Holtz herrührenden Beachtung; meine eigenen Wahrnehmungen stimmen namentlich mit denen der beiden erstgenannten überein. Holtz erzählt, daß er am siebzehnten Oktober 1863 ein verwundetes Fausthuhn in einem kleinen Käfige sah und mit ihm verschiedene Versuche anstellte, deren Ergebnis war, daß das Huhn sich benahm

wie andere Vögel auch. Der kranke Flügel wurde abgenommen, die Wunde gebrannt und hierauf dem gefangenen eine Wohnstube zum Aufenthalte angewiesen. Am dritten Tage nach der Gefangenschaft nahm er Weizenkörner zu sich, begann ohne Furcht im Zimmer umherzutrippeln, nahm sein Futter auf, hockte sich an gewissen Stellen nieder und wurde nunmehr bald heimisch und zutraulich. „Mit dem erwachenden Tage war auch der Vogel wach, begab sich nach seiner Futterstelle, welche er bald kennen lernte, und las emsig die Körner auf. Dann trippelte er in der Stube herum, pickte auch wohl hier und dort auf den Dielen, einer Strohmatte und einer Pelzdecke, oder putzte sich, indem er sein ganzes Kleid einer genauen Besichtigung unterwarf. Die widerständigen Federn der Flügel, des Schwanzes und der übrigen Körpertheile, welche er erreichen konnte, zog er dabei durch den Schnabel, legte sie zierlich zurecht und erhob sich auch zuweilen, um die Flügel auszubreiten und lose Federn auszuschütteln, wobei sein Körper aber, durch das Fehlen der einen Flügelspitze, leicht aus dem Gleichgewichte kam. Schaute die Sonne in das nach Süden gelegene Fenster, so suchte der Vogel begierig die Strahlen derselben auf, hockte an der dem Fenster gegenüberliegenden Zimmerwand nieder, lehnte sich mit der einen Seite an das Gesims, ließ die andere Seite von den Strahlen erwärmen und folgte denselben, so lange er sie erhaschen konnte. Inzwischen fiel es ihm öfters ein, zu fressen. Es erhob sich dann, eilte ohne Aufenthalt nach der ungefähr zwei Meter entfernten Futterstelle, pickte die Körner rasch auf, begab sich alsdann meist zum Wassernapfe, steckte den Schnabel hinein, nahm zwei oder drei und mehrere ziemlich lange Züge, hob den Kopf wieder (wobei der Schnabel aber nie über seine wagerechte Stellung hinauskam) und eilte ohne weiteren Aufenthalt zu seinem sonnigen Platze zurück, um sich daselbst niederzulassen. Dieses Trinken mit zwei bis drei Zügen geschah zuweilen nur einmal, zuweilen aber auch zwei- bis viermal unmittelbar hinter einander, d. h. ohne daß das Steppenhuhn vom Gefäße wegging. Merkwürdig ist es Holtz erschienen, daß der Vogel erst nach zwölf Tagen, vom Tage seiner Verwundung an gerechnet, Wasser zu sich nahm, obgleich der täglich frisch gefüllte Napf neben seinen Körnern stand, da das Steppenhuhn doch, den Nachrichten der Schriftsteller zufolge, die Quellen in der Steppe fleißig besucht; es muß seine Unkenntnis daran Schuld gewesen sein. Den Gang beschreibt Holtz sehr gut, und namentlich ist die Vergleichung des laufenden Steppenhuhnes mit Puppen, welche durch ein Werk bewegt werden, vortrefflich gewählt. Das Auftreten, von dem man im Freien nichts vernimmt, war auf dem festen Boden sehr hörbar. Wenn die Sonne nicht ins Zimmer schien, suchte dieser Vogel eine Thüre auf, unter welcher kalte Luft durchströmte, und Holtz schloß daraus, gewiß richtig, daß ihm die Zimmerwärme lästig gewesen sei. „Meine Frau hatte oft ihren Spaß mit dem Vogel. Wenn sie sich ihm etwas näherte, richtete er zornig den Kopf gegen sie, ließ ein tiefes ‚Guck' hören, welches sich auch zuweilen verdoppelte; näherte sie sich ihm mehr, so stieß er das ‚Guck' ärgerlicher und helltönender vier- bis fünfmal nach einander aus, verstärkte es zu einem im Tone höher ansteigenden ‚Gurrrrrrr', und richtete den Hals unwillig noch höher empor. Zuweilen biß er dann nach dem von ihr hingehaltenen Finger und sträubte die Schwanzfedern im Kreise hoch empor, dem Rade einer Pfautaube gleich."

Bolle's und Homeyers Mittheilungen über gefangene Fausthühner bekunden die geübten Beobachter. „Der allgemeinen Erscheinung nach", meint der erstgenannte, „ähnelt das Fausthuhn den Tauben sehr; nur steht es noch viel niedriger auf den Beinen als alle mir bekannten Tauben, auch als die Flughühner. Der sehr kleine Kopf, welcher anscheinend nicht auf längerem Halse, wie bei den Tauben, sondern kurz, gedrungen auf dem massigen Körper sitzt, erinnert zugleich an die Wachtel, ein Eindruck, welcher durch die fahle Sprenkelung des Gefieders noch vermehrt wird: kurz, dem äußeren Ansehen nach erscheint der Vogel uns etwa als ein Mittelglied zwischen Taube und Wachtel. Der Rumpf ist breit, unten sehr abgeplattet; die Flügelspitzen werden hoch, die Steuerfedern wagerecht getragen; der Lauf ist trippelnd, nicht zu schnell; beim Laufen wackelt der Rumpf etwas, und die Füße sind dabei kaum sichtbar. Die Stimme, welche man nicht oft hört, ist leise und besteht aus zwei verschiedenen Lauten, mit denen die Thierchen einander locken, und

welche, von dem einen ausgestoßen, sogleich ihre Beantwortung seitens der anderen finden. Männchen und Weibchen scheinen dieselben Rufe zu haben und damit zu wechseln. Diese bestehen aus einem tiefen und volltönenden ‚Geluk, geluk' und aus einem hohen ‚Kürr, kürr', welche beide, wie gesagt, leise ausgestoßen werden." Homeyer konnte die gefangenen Vögel länger beobachten, und seine Beschreibung ist deshalb noch richtiger. „Das Fausthuhn", sagt er, „erinnert durchaus nicht an eine Taube, sondern zeigt sich vollkommen flughuhnartig. Der Schritt, die Bewegungen sind fast ganz wie bei dem Spießflughuhne. Der Unterschied zwischen beiden ergibt sich daraus, daß die Fußwurzeln so verschieden lang sind, und die Fußbildung selbst eine andere ist, weshalb das Steppenhuhn kürzere Schritte macht und mehr schleicht als das Flughuhn." Ich habe dem hinzuzufügen, daß das Schleichen hauptsächlich in der schiefen Haltung der Fußwurzeln seine Erklärung findet. Das Steppenhuhn ist ein wahrer Sohlengänger. Es erhebt den Untertheil seines Leibes kaum einen Centimeter über den Boden, während das Flughuhn doch mindestens um das dreifache höher steht, nur weil es seine Ständer sehr gerade hält. „Die ganze Unterseite", fährt Homeyer fort, „bildet beim Fressen fast eine gerade Linie, über welche sich der Rücken wölbt. Die Körperrundung liegt bei ihm aber nicht in der Mitte, sondern im Vordertheile, während nach hinten zu der Unterrücken sehr gestreckt verläuft. Die Flügel werden auf verschiedene Weise getragen; stets liegen die Schwingen fächerartig zusammengeschlagen hinter einander, so daß sie sich dachziegelartig decken und die kürzere auf der längeren sich abzeichnet. Die deshalb sehr schmal erscheinende, fast säbelförmige Schwinge wird entweder ganz frei getragen und liegt besonders bei lebhaften Bewegungen gewöhnlich auf dem Schwanze, oder sie ist unter den langen, schmalen Deckfedern des Schwanzes verborgen und liegt entweder unter dem Schwanze, in eine Linie mit den mittleren langen Schwanzfedern auslaufend, oder mit der Spitze frei nach oben; letzteres ist das gewöhnlichere. In der Ruhe kugelt sich der Vogel ziemlich stark und gleicht jetzt der Wachtel mehr, als wenn er in Bewegung ist. Den Eindruck des Schleichens bekam ich bei allen langsamen Bewegungen, den des Puppenganges bei der schnelleren, den des wackelnden und watschelnden Laufes bei der größten Eile. Doch noch einmal, die Bewegungen des Kopfes, das Hin- und Herwerfen des Sandes mit dem Schnabel, das Benehmen beim Nahrungsuchen, das Horchen, das Ausspähen nach etwas ungewöhnlichem, kurz, der ganze Ausdruck des geistigen Lebens, dies alles ist durchaus hühner- und nicht taubenartig, und erinnert nicht allein, sondern ist ganz so wie beim Flughuhne. Flug- und Steppenhuhn dürfen niemals getrennt werden."

Nachdem ich das Erstlingsrecht meiner werthen Freunde gewahrt, darf ich wohl meine eigenen Beobachtungen über gefangene Steppenhühner folgen lassen. Ich habe im ganzen sieben Stück, die einen kürzere, die anderen längere Zeit gepflegt und die Freude gehabt, sie zur Fortpflanzung schreiten zu sehen. Meine Fausthühner haben sich bei einfacher Nahrung im Sommer wie im Winter recht wohl befunden, jahraus jahrein in demselben Fluggebauer ausgehalten, auch nur selten von der ihnen zustehenden Freiheit, sich in den bedeckten und theilweise durch Glas geschützten Hinterraum dieses Käfiges zu verfügen, Gebrauch gemacht. Bei Regenwetter zogen sie sich gern an eine geschützte Stelle zurück; hatte es aber längere Zeit nicht geregnet, so verweilten sie etwa eine halbe Stunde lang im unbedeckten Theile des Käfigs und ließen sich ihr Gefieder einnässen; dann erst trippelten sie ins Innere. Kälte behelligte sie nicht; sie haben den strengen Winter von 1863 zu 1864 ohne anscheinende Beschwerde überstanden und sich auch in ziemlich tiefem Schnee noch mit großer Geschicklichkeit bewegt. Wenn es nicht gerade schneiete, blieben sie immer draußen, drängten sich dann aber dicht zusammen; denn während sie im Sommer zwar truppweise, aber doch nicht unmittelbar neben einander zu schlafen pflegten, legten sie sich im Schnee so neben einander, daß alle fünf gleichsam nur eine Masse bildeten. Dabei lagen sie nicht in einer und derselben Richtung, sondern zwei oder drei mit den Köpfen nach dieser, die übrigen nach der anderen Seite, so daß in der That kaum ein Zwischenraum blieb. Aus dieser Lage ließen sie sich nicht einmal durch Schneefall vertreiben, sondern lieber theilweise manchmal bis auf die Köpfe einschneien.

Im Schnee schien ihnen jede Bewegung schwer zu fallen. Sie mußten dann den Vordertheil ihres Körpers buchstäblich wie einen Schlitten durch den Schnee schieben, und bildeten dadurch eine ziemlich tiefe, der Breite ihres Vorderleibes entsprechende Bahn, welche in der Mitte durch zwei tiefere Furchen die eigentlichen Fährten zeigte, falls man hier noch von Fährten reden darf, da die einzelnen Fußstapfen nicht mehr ausgedrückt waren, sondern unmittelbar ineinander übergingen.

Zu Anfang des Juni 1864 zeigten sich die sonst so friedlichen Hähne unruhig und begannen schließlich mit einander zu kämpfen. Sie nahmen dabei eine Stellung an, welche von der ihrer Verwandten, den Flughühnern, sehr verschieden war; denn sie erhoben sich mit dem Vordertheile ihres Leibes, sträubten alle Federn des Halses, der Brust und des Oberrückens, lüfteten die Flügel etwas, fuhren nun ziemlich eilfertig auf einander los, wohl gezielte, aber, wie es schien, wenig empfindliche Schnabelhiebe austheilend. Der eine wurde regelmäßig in die Flucht geschlagen und der andere begab sich dann siegesstolz zu einem der Weibchen, hinter und neben welchem er eine Zeitlang umhertrippelte. Am sechsten Juni wurde ein unzweifelhaft von diesem Weibchen herrührendes Ei gefunden. Im Jahre 1865 zeigten sich die Steppenhühner schon im Mai paarungslustig, und dieselbe Henne, welche im vorigen Jahre Hoffnungen wach gerufen hatte, legte diesmal am vierzehnten, neunzehnten und einundzwanzigsten Mai ihre drei Eier. Ein Nest wurde nicht gebaut, nicht einmal eine Vertiefung gescharrt, und jedes Ei an einer verschiedenen Stelle abgelegt, obgleich ich angeordnet hatte, daß das erste unberührt blieb und das zweite zu diesem gebracht wurde. In der Hoffnung, daß die Henne doch noch brüten werde, ließ ich die Eier länger liegen, als ihnen gut war, und schließlich mußte ich sie wegnehmen, ohne weitere Versuche anstellen zu können. Am zweiundzwanzigsten Juni begann die Henne zum zweiten Male zu legen, und wiederum waren es drei Eier, welche sie brachte; aber auch diesmal berücksichtigte sie selbige nicht, sondern betrachtete sie ungefähr mit derselben Gleichgültigkeit wie Steine. Diesmal sollte ein Brutversuch angestellt werden; leider war aber eine geeignete Haushenne nicht zu schaffen, und so unterblieb die Brütung.

Die Eier sind sich sämmtlich in hohem Grade ähnlich. Ihr Längendurchmesser beträgt vierzig, ihr größter Querdurchmesser sechsundzwanzig Millimeter. Sie sind eirund, an beiden Enden fast gleich abgestumpft, feinkörnig und kaum glänzend. Die Grundfarbe ist ein grünliches Graugelb; die Zeichnung besteht aus licht graubraunen Unter- und dunkel graubraunen Oberflecken, welche sich im ganzen gleichmäßig über die Oberfläche des Eies verbreiten, bei einzelnen jedoch um das eine Ende kranzartig stellen; zwischen den Flecken zeigen sich Kritzeln, Schmitzen und Punkte.

Im Sommer des Jahres 1866 hatte sich ein Männchen des Spießflughuhnes der einen Steppenhenne angepaart und gab sich viele Mühe, ihre Zuneigung zu erwerben. Sie duldete die Annäherung des Hahnes, aber sie liebte ihn nicht; wenigstens wurde niemand Zeuge ernsterer Liebesbeweise von ihrer Seite.

Die zweite Familie umfaßt die Waldhühner (Tetraonidae), die reichhaltigste Gruppe der ganzen Ordnung. Ihr Leib ist gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf klein, der Schnabel gewöhnlich kurz, kräftig und dick am Grunde, der Fuß niedrig oder höchstens mittelhoch, der Flügel noch ziemlich lang, bei den meisten aber doch schon sehr gerundet, der Schwanz kurz, gewöhnlich gerade abgeschnitten, ausnahmsweise zugerundet, zugespitzt oder ausgeschweift. Das reiche Gefieder läßt nur bei wenigen kleine Stellen frei, befiedert im Gegentheile in der Regel selbst den Kopf fast vollständig und erstreckt sich bei einigen bis auf die Zehen herab; doch werden auch bei dieser Gruppe schon nackte, lebhaft gefärbte Stellen bemerklich. Die Geschlechter unterscheiden sich oft sehr wenig durch die Färbung.

Der Verbreitungskreis der Waldhühner, von denen etwa einhundertundsiebzig Arten bekannt sind, ist größer als der anderer gleichwerthiger Abtheilungen; denn sie dürfen als Weltbürger bezeichnet werden.

Um die Uebersicht zu erleichtern, empfiehlt es sich, die Familie in vier Unterabtheilungen, denen man den Rang von Unterfamilien zusprechen darf, zu zerfällen, demnach auch von einer Allgemeinschilderung der Gesammtheit abzusehen.

In den ersten dieser Unterfamilien vereinigen wir die Rauchfußhühner (Tetraoininae). Ihre Kennzeichen sind gedrungener, kräftiger Leib, kurzer, dicker, sehr gewölbter Schnabel und niedrige, starke Füße, deren Fußwurzeln mehr oder weniger befiedert sind, kurze oder höchstens mittellange Schwingen und kurzer, gerade abgeschnittener, ausnahmsweise aber auch verlängerter, keilförmig zugespitzter oder gegabelter Schwanz sowie reiches, dichtes Gefieder, welches nur über dem Auge oder am Hinterhalse kleine Stellen frei läßt, von denen diejenige über dem Auge mit rothen hornigen Plättchen bekleidet ist. Bei vielen Rauchfußhühnern tragen die Zehen eigenthümliche Horngebilde, sogenannte Fransen, welche man als verkümmerte Federn anzusehen hat.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch sind für den inneren Bau der Waldhühner folgende Merkmale bezeichnend. Das Thränenbein verbreitert sich auf der Stirne und bildet eine starke, seitlich vorspringende Platte, während der absteigende Theil verkümmert. Der vordere und hintere Schläfendorn verbinden sich und umschließen eine Röhre, in welcher der Schläfenmuskel entspringt. Das Oberkieferbein ist sehr klein; die Gaumenbeine sind schmal und grätenartig, die hinteren Fortsätze der Unterkieferäste lang und aufwärts gekrümmt. Sieben Wirbel tragen breite und starke Rippen, deren vorderstes Paar falsch ist; die mittleren Wirbel verwachsen. Das Brustbein ähnelt dem der Tauben, ist jedoch am Halsrande mehr entwickelt, im ganzen mehr häutig als knöchern und sein Kamm minder hoch als bei den Tauben. Die Gabel verschmächtigt, das Schulterblatt verbreitert sich am freien Ende. Die Vorderglieder zeichnen sich durch die Breite des Vorderarmes und die Krümmung der Elnbogenröhre aus; Oberarm und Handtheil sind kürzer als der Vorderarm. Der marklose Knochen des Oberschenkels nimmt Luft auf. Ueber die Gaumenfläche verlaufen gezähnte Querleisten; die ziemlich gleich breite, oben flache und weiche, kurzgespitzte Zunge hat einen einfachen, hinten mit Eckfortsätzen versehenen Kern und länglich schmalen Zungenbeinkörper. Dem unteren Kehlkopfe fehlen eigene Muskeln. Der Kropf ist ansehnlich groß, der drüsenreiche Vormagen dickwandig, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme zeichnen sich durch ihre Länge aus. Eine rundliche, gallertartige, mit Zellgewebe bekleidete Masse belegt den unteren Theil der weichen Luftröhre und des Kehlkopfes.

Der Norden der Erde ist die Heimat der Rauchfußhühner. Sie verbreiten sich vom Himalaya und von den ostasiatischen Gebirgen an über ganz Asien und Europa, fehlen in Afrika gänzlich, treten aber wiederum, und zwar vielzählig, in Nordamerika auf. Waldungen bilden ihren bevorzugten Aufenthalt; einzelne bewohnen Steppen und Tundren, andere gebirgige Halden in der Nähe der Schneegrenze, ohne sich viel um Gebüsch oder Bäume zu kümmern. Alle, ohne Ausnahme, sind Standvögel, welche jahraus, jahrein in derselben Gegend verweilen und höchstens unregelmäßig streichen. Sie leben während der Brutzeit paarweise oder einzeln, sonst immer in Gesellschaften. Waldfrüchte mancherlei Art, Beeren, Knospen, Blätter, auch Nadeln des Schwarzholzes, Sämereien, Kerbthiere und Kerbthierlarven dienen ihnen zur Nahrung; einzelne fressen zeitweilig fast nur Blätter und Knospen, weil ihre arme Heimat ihnen dann kaum mehr bietet.

Die Rauchfußhühner dürfen wohlbegabte Vögel genannt werden, obwohl man sie nicht als hochstehende Hühner anzusehen hat. Sie gehen gut, schrittweise und sehr schnell, fliegen aber schwerfällig, unter rauschenden Flügelschlägen und, wie es scheint, mit Anstrengung, deshalb auch selten weit und niemals hoch. Ihre Sinne sind scharf, und zumal die beiden edelsten wohl entwickelt; die geistigen Fähigkeiten hingegen scheinen auf ziemlich tiefer Stufe zu stehen.

Einzelne Arten leben in geschlossener Ehe, die übrigen in Vielehigkeit. Die Paarungslust ist bei ihnen überaus lebhaft, und die Hähne leisten während der Paarungszeit außerordentliches durch Geberden und Laute, förmliches Vergessen der gewohnten Lebensweise und ein Benehmen, welches

wir toll nennen würden, wenn es uns nicht allzu anziehend erschiene. Dieses Liebesspiel ist so ausgeprägt, so eigenthümlich, daß es im Jägermunde unter dem Namen „Balze" oder „Falz" eine besondere Bezeichnung erhalten hat. Alle Arten vermehren sich stark. Das Weibchen legt acht bis sechzehn, einander sehr ähnliche, rein eiförmige, glattschalige und auf gilblichem Grunde braun gefleckte Eier. Ein eigentliches Nest wird nicht gebaut, an einem versteckten Plätzchen höchstens eine seichte Vertiefung ausgescharrt, und diese unordentlich mit etwas Genist, vielleicht auch mit einigen Federn ausgekleidet. Dagegen widmen sich die Hennen dem Brutgeschäfte mit regem Eifer, gehen erst dann vom Neste, wenn ihnen die augenscheinlichste Gefahr droht, gestatten, daß Veränderungen in der Nähe desselben vorgenommen werden, verlassen ihre Eier oder Küchlein überhaupt nie, bemuttern die ausgeschlüpften Jungen bis zum Flüggewerden mit der innigsten Zärtlichkeit, und setzen ohne Besinnen ihr Leben ein, wenn sie glauben, dadurch das der Küchlein retten zu können. Letztere wachsen sehr rasch heran, müssen aber mehrere, auch äußerlich sichtbare Entwickelungsstufen durchleben, bevor sie das Alterskleid anlegen. Aelter geworden, wechseln sie nicht bloß ihr Gefieder, sondern auch ihre Nägel, indem dieselben förmlich abgestoßen und nach und nach durch neue ersetzt werden, denen die alten bis zum Losfallen zum Schutze dienen. Nach mir mitgetheilten Beobachtungen verschiedener Auerhuhnpfleger erneuern gewisse Arten, so die Auerhühner, mit der Mauser sogar den hornigen Ueberzug des Schnabels, welcher zuerst in der Gegend der Nasenlöcher sich zu lösen beginnt und in kleinen Theilen absplittert, dessen Spitzentheil aber im ganzen abgeworfen wird.

Der Mensch ist es nicht gewesen, welchem wir die Erhaltung der Rauchfußhühner verdanken; denn er hat unter diesem edlen Wilde ärger gehaust als die schlimmsten Raubthiere und verfolgt es rücksichtslos noch heutigen Tages. Nur da, wo eine geordnete Forstwirtschaft eingeführt ist und das edle Waidwerk von zünftigen Grünröcken gehandhabt wird, genießen jene des ihnen so nothwendigen Schutzes; da, wo sie noch häufig sind, stellt ihnen jeder Bauer ohne Schonung, ohne Barmherzigkeit nach, und wahrscheinlich steht ihnen dort dasselbe Schicksal bevor wie in Mitteleuropa: sie werden nach und nach ausgerottet werden, wie der Stolz unseres Waldes, das Auerhuhn, in vielen Gauen und Gegenden bereits ausgerottet wurde. Dies ist zu beklagen, aber nicht aufzuhalten. Sie bringen zwar dem Forste keinen ersichtlichen Nutzen, verursachen aber auch nur ausnahmsweise wirklich empfindlichen Schaden und würden nach wie vor jenem zur Zierde gereichen können, wäre unser deutscher Wald nur noch als solcher zu bezeichnen. Die forstliche Bewirtschaftung desselben, nicht die rücksichtslose Verfolgung, gereicht ihnen zum Verderben.

Das größte und edelste aller Rauchfußhühner ist das Auer- oder Urhuhn, Wald-, Gurgel-, Riedhuhn, Bergfasan rc. (Tetrao urogallus, major, maculatus und crassirostris, Urogallus major), einer der größten Landvögel Deutschlands, die Zierde der Wälder, die Freude des Waidmanns. Es vertritt die Sippe der Waldhühner (Tetrao), deren besondere Merkmale in den eingangs erwähnten Horngebilden an den Zehen gefunden werden, und die gleichnamige Untersippe insbesondere, weil es sich von anderen Waldhühnern durch seine verlängerten Kehlfedern und seinen abgerundeten, aus achtzehn Federn bestehenden Schwanz unterscheidet. Der Scheitel und die Kehle sind schwärzlich; der Hals ist dunkel aschgrau, schwarz gewässert, der Vorderhals schwärzlich aschgrau gewässert, der Rücken auf schwärzlichem Grunde fein aschgrau und rostbraun überpudert, der Oberflügel schwarzbraun, stark rostbraun gewässert; die Schwanzfedern sind schwarz mit wenig weißen Flecken; die Brust ist glänzend stahlgrün, der übrige Unterkörper, besonders dicht der Steiß, schwarz und weiß gefleckt. Das Auge ist braun, die nackte, aus einzelnen dünnen Blättern bestehende oder mit solchen besetzte, einen besonderen Farbestoff enthaltende Braue über demselben und die nackte, warzige Stelle um dasselbe lackroth, der Schnabel hornweiß. Die Länge beträgt einhundert



Auerhuhn.

bis einhundertundzehn, die Breite einhundertundsechsunddreißig bis einhundertundvierundvierzig, die Fittiglänge vierzig bis fünfundvierzig, die Schwanzlänge vierunddreißig bis sechsunddreißig Centimeter, das Gewicht fünf bis sechs Kilogramm. Jüngere Hähne unterscheiden sich nur wenig von den alten. Die Henne ist um ein Drittel kleiner und sehr bunt. Kopf und Oberhals sind schwärzlich, rostgelb und schwarzbraun in die Quere gestreift; auf dem übrigen Oberkörper zeigt sich die Befiederung als ein Gemisch von Schwarzbraun, Rostgelb und Rostgraugelb; die Steuerfedern sind auf schön rostrothem Grunde schwarz in die Quere gebändert, die Kehle und der Flügelbug rostrothgelb; die Oberbrust ist rostroth, der Bauch auf rostgilblichem Grunde unterbrochen schwarz und weiß in die Quere gebändert. Hahnfederige, dem Männchen ungemein ähnliche Hennen kommen nicht selten vor. Die Länge beträgt zweiundsiebzig bis achtundsiebzig, die Breite einhundertundacht bis einhundertundzwölf, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge zweiundzwanzig Centimeter, das Gewicht drei Kilogramm.

In früheren Zeiten hat das Auerhuhn unzweifelhaft alle größeren und zusammenhängenden Waldungen Nordasiens und Europas bewohnt; gegenwärtig ist es in vielen Gegenden gänzlich ausgerottet. Doch ist sein Verbreitungskreis immer noch ein sehr ausgedehnter, da die Grenzen desselben wenig beschränkt worden zu sein scheinen, die Vernichtung sich vielmehr nur auf gewisse Stellen beschränkte. Blasius nahm die Alpen als südlichste Verbreitungsgrenze des stolzen Vogels an, kannte aber damals die neueren Forschungen einiger Beobachter im Süden unseres Erdtheiles noch nicht. Im Museum von Madrid stehen mehrere Auerhühner, welche auf der spanischen Seite der Pyrenäen erlegt worden waren; Graf von der Mühle erhielt ein Auerhuhn aus Brachori, woselbst es, ebenso wie in Anatolien, nicht selten zu sein scheint, und erfuhr, daß der Vogel selbst auf Euböa vorkomme; Lindermayer bemerkt später, daß es in den Wäldern Akarnaniens ziemlich häufig ist und daselbst brütet. Von hieraus nach Norden hin findet man den Vogel noch heutigen Tages in allen Hoch- und Mittelgebirgen: so längs der ganzen Alpenkette und auf den Karpathen, auf dem Jura, in der Hardt, dem Odenwalde, dem Fichtelgebirge, Erzgebirge und Riesengebirge, dem Böhmer und Thüringer Walde und im Harze, überall aber einzeln, nirgends häufig. In Deutschland geht sein Bestand in demselben Maße zurück, wie der forstwirtschaftliche Betrieb der Waldungen sich hebt: die neuzeitliche Bewirtschaftung der Forsten, insbesondere wohl deren Entsumpfung, rottet es, trotz aller ihm gewährten Schonung, sicher und unaufhaltsam aus. Erst im Norden Europas, in den großen Waldungen Skandinaviens und Rußlands, tritt es zahlreich auf, und in den unermessenen Wäldern ganz Nordasiens ist es häufig. In Schottland, wo es vernichtet worden war, hat man es neuerdings mit Erfolg wieder eingeführt. In Schonen hat das Auerhuhn, laut Wallengreen, merkbar abgenommen; in den übrigen Theilen Schwedens, mit Ausnahme von Gothland, dagegen besonders in den mittleren und nördlicheren Provinzen, bis Lappmark hinauf, findet man es allgemein; erst der neunundsechzigste Grad nördlicher Breite bildet hier die Grenze seines Verbreitungskreises. Nach Radde ist es in den zusammenhängenden Waldungen Ostsibiriens nicht selten, wird aber östlich des Apfelgebirges durch eine kleinere Art (Tetrao urogalloides) ersetzt, und wahrscheinlich ist es diese, welcher Kittlitz in Kamtschatka begegnete.

Das Auerhuhn bevorzugt Gebirgswaldungen denen der Ebene, ohne jedoch letztere zu meiden. Vor allem anderen verlangt es zusammenhängende Bestände mit feuchtem, stellenweise moorigem Grunde. Da, wo es gemischte Waldungen gibt, nimmt es am liebsten in diesen seinen Stand; nächstdem siedelt es sich besonders gern im Schwarzwalde an, obgleich auch der Laubwald ausnahmsweise zu seinem Wohnsitze werden kann. Hartigs Behauptung des Gegentheiles wird durch die Erfahrungen aller übrigen Beobachter und durch die bekannte Thatsache, daß in Nordeuropa und Asien der Schwarzwald entschieden vorwiegt, genügend widerlegt. Ob die Angabe einiger Forscher, daß das Auerhuhn am liebsten auf der Mittagsseite der Bergketten Stand nehme, begründet ist oder nicht, lasse ich dahin gestellt sein; jedenfalls verlangt der Vogel altstämmige Forsten, in denen es nicht an Bächen, Quellen und anderen Wässern fehlt, und welche neben dem hohen

Bestande Dickichte oder Stellen mit Heide, niedrigem Gestrüppe und Beerengesträuch aufweisen. Es ist ein Standvogel, wenn auch nicht im vollsten Sinne des Wortes. Bei anhaltender strenger Kälte und tiefem Schnee verläßt es im Hochgebirge zuweilen seinen Stand und geht in einen tieferen Gürtel herab, pflegt aber bei eintretender milder Witterung regelmäßig nach der Höhe zurückzukehren; im Mittelgebirge oder im Hügellande zieht es sich zuweilen aus einem Gebiete nach dem anderen, ohne daß man einen eigentlich schlagenden Grund dafür anzugeben wüßte. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß über dieses Streichen bei uns zu Lande noch nicht Beobachtungen gesammelt worden sind, welche jeden Zweifel ausschließen; denn wie schon mein Vater anführt und Geyer bestätigt, geschieht es, daß das Auerwild im strengen Winter zuweilen wochenlang auf den Bäumen sich aufhält, ohne auf den Boden herabzukommen, daß also der Beobachter dadurch leicht getäuscht und zu der Meinung verleitet werden kann, das Wild habe sich einem anderen Standorte zugewendet. „Merkwürdig ist es", sagt mein Vater, „daß das Auerhuhn im Winter oft mehrere, sogar acht Tage auf einem Baume stehen bleibt und fast alle Nadeln auf demselben verzehrt." Ganz ebenso spricht sich Geyer aus, ohne vorstehendes gekannt zu haben. „Es fiel mir bei Gelegenheit des Fuchsbestattens oder Einkreisens auf, daß ich kein Stück Auerwild spürte. Ich fragte hin und wieder nach der Ursache dieser Erscheinung, aber kein Mensch konnte mir einen Aufschluß geben über die ständig gewordene Behauptung, ‚das Auerwild hat seinen Standort gewechselt'. Als ich jedoch zufällig einmal eine Kette von einigen zwanzig Stück Hähnen und Hennen an einem Abhange, an welchen sich die Sonne stark anlehnte, aufgebäumt fand, war mir das Räthsel mit einem Male gelöst. In dieser Strecke haben wir sie tagelang beobachtet, Knospen und Nadeln von Fichten und Tannen äsend, ohne in der ganzen Strecke auch nur Ein Stück Auerwild auf dem Schnee zu spüren." Anders ist es im Norden, insbesondere in Rußland. Im Ural z. B. durchwandert das Auerhuhn, den Wacholderbeeren nachgehend, ziemlich weite Strecken, tagtäglich zwölf bis funfzehn Kilometer zurücklegend. Sind die Beeren verzehrt, so kehrt es allmählich wieder auf seinen früheren Stand zurück, besucht die Lärchen, um hier von deren Knospen sich zu äsen, und nimmt endlich wiederum die zarten Triebe der Fichten an.

Bei gewöhnlichem Verlaufe der Dinge hält es sich übertages auf dem Boden auf und wählt sich, wenn es sein kann, solche Stellen, welche die ersten Strahlen der Morgensonne empfangen und kleine offene Weideplätze besitzen, die mit Dickicht aus Waldbäumen, Heidel-, Brombeer- und Heidengesträuch abwechseln, auch klares Wasser in der Nähe haben. Hier läuft es umher, durchkriecht das Gestrüpp und das niedere Gesträuch, sucht seine Nahrung und erhebt sich nur, wenn ihm etwas auffallendes begegnet. Gegen Abend steht es auf; Hahn und Henne trennen sich, und beide treten mit Einbruch der Nacht zu Baume, um hier ihre Nachtruhe zu halten. Sie erheben sich fast nie zum Wipfel, sondern bleiben regelmäßig in der Mitte des Baumes stehen, schlafen und bäumen mit Anbruch des Morgens wieder ab. Auf seinen beliebtesten Stand- und Schlafplätzen benehmen sie sich zuweilen ganz anders als sonst, lassen sich beispielsweise von Hunden verbellen und gestatten, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Hunde zuwendend, dem Jäger, sie zu unterlaufen. Bei tiefem Schnee und strenger Kälte schläft übrigens auch das Auerwild im Schnee, indem es sich eine Höhle von anderthalb bis zwei Meter Länge ausscharrt und im blinden Ende derselben ruht. Merkt es Gefahr, so kehrt es nicht zum Ausgange zurück, sondern wirft beim Aufstehen die Schneedecke einfach ab und zur Seite. So erfuhr ich von erfahrenen Jägern des Ural.

Die Aesung des Auerwildes besteht in Baumknospen, Blättern oder Nadeln, Klee- und Grasblättern, Waldbeeren, Sämereien und Kerbthieren. Der Hahn nimmt mit gröberer Nahrung vorlieb als die Henne oder die Jungen. „Bei zehn Hähnen, deren Kropf ich in der Balzzeit untersuchte", sagt mein Vater, „fand ich nichts als Tannen- oder Fichten- oder Kiefernadeln, und es scheint, daß sich der Hahn während der Balze gar nicht die Zeit nimmt, lange nach Nahrung zu suchen, vielmehr das frißt, was er gleich in der Nähe haben kann. Es ist mir aber auch wegen der gänzlichen Verschiedenheit im Geschmacke des Wildprets des Hahnes und der Henne höchst wahr-

scheinlich, daß ersterer meist Knospen von Fichten, Tannen und Kiefern verzehrt, während die letztere sich gewöhnlich von zarteren Gewächstheilen nährt. Daher mag es wohl auch kommen, daß das Fleisch des alten Auerhahnes hart, zähe, strohern und bei gewöhnlicher Zubereitung kaum genießbar, das der Henne dagegen sehr zart und wohlschmeckend ist. Das Wildpret der halbjährigen Hähne ist ebenfalls sehr gut; aber bis zu diesem Alter sind sie auch mit der Mutter gelaufen und haben an ihrem Tische gegessen." Ich will vorstehendes dahin erweitern, daß der Hahn im Frühjahre in Nadelwäldern fast ausschließlich von Nadeln, in Buchenwäldern ebenso von Buchenknospen sich äst, in gemischten Waldungen aber Nadeln bevorzugt. Kleine Kiesel, Erde oder Sand scheinen zur Verdauung der aufgenommenen Nahrung unbedingt nöthig zu sein. Zum Wasser kommt das Auerhuhn mehrmals im Laufe des Tages.

Unter den mir bekannten Beschreibungen der Eigenschaften unseres Wildes halte ich die von meinem Vater im Jahre 1822 veröffentlichte immer noch für die ausführlichste und beste. Ich werde sie deshalb hier folgen lassen und nur hier und da einige Worte einschieben, wobei ich namentlich die „Auerhahnbalze" meines werthen Freundes, des Forstmeisters Dominik Geyer, eines leidenschaftlichen Auerhahnjägers, zu berücksichtigen habe. „Das Auerwaldhuhn", sagt mein Vater, „ist ein plumper, schwerfälliger und scheuer Vogel. Sein Gang ist geschwind, jedoch lange nicht so schnell wie der der Feldhühner, Trappen, Regenpfeifer und Läufer. Es trägt den Leib fast wagerecht, nur wenig nach hinten gesenkt und den Hals etwas vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung verschieden. Der Körper wird bald wagerecht gehalten, bald aufgerichtet, der Hals bald vor-, bald in die Höhe gestreckt. Es steht übrigens auf den Bäumen nicht bloß auf den unteren Aesten, sondern, wenn die Wipfel stark genug sind, auch weit oben: ich habe Hähne und Hennen auf den Baumspitzen gesehen. Auf der Erde läuft es herum, wenn es Nahrung sucht. Der Flug ist schwerfällig, rauschend, durch schnelle Schwingenschläge beschleunigt, fast geradeaus und nicht anhaltend. Hahn und Henne fliegen nur kurze Strecken und stellen sich dann stets auf die Bäume. Beim Aufschwingen des Auerwildes von der Erde auf einen Baum ist das Getöse der rauschenden Schwingen sehr stark. Hahn und Henne sind in der Regel ungemein scheu. Ihr Gesicht und Gehör, nicht aber ihr Geruch, sind äußerst scharf, und sie benutzen diese Feinheit ihrer Sinne, um einer Gefahr von weitem zu entgehen." Geyer sagt genau dasselbe und fügt zum Belege folgendes hinzu: „Um mich von der Feinheit der Geruchswerkzeuge zu überzeugen, habe ich während der Balze Auerhähne unter allen möglichen Winden angesprungen, ohne jemals bemerkt zu haben, daß sie mich mittels des Windes wahrgenommen hätten; hieraus schloß ich also, daß ihre Geruchswerkzeuge weniger ausgebildet sein müssen". Schlechtes Wetter, auch bevorstehende Stürme scheinen die Scheu des Auerwildes zu vermindern. „Wir wissen ein Beispiel", fährt mein Vater fort, „daß nach einem Auerhahne, welcher im Winter einige Tage auf einem Baume gestanden hatte, mehrere Schüsse gethan wurden, ohne daß er fortflog; überhaupt kommt man im Winter oft viel leichter als im Sommer schußrecht an dieses scheue Wild an. Die Hennen sind, weil sie geschont werden, weniger vorsichtig als die Hähne und zur Paarungszeit oft so kirr, daß sie sehr gut aushalten." In seinem Wesen zeigt sich das Auerwild als echtes Huhn. Der Hahn ist ein unverträglicher, jähzorniger, streitsüchtiger Vogel, welcher, falls man von gefangenen auf freilebende schließen darf, jahraus jahrein mit anderen seines Geschlechtes im Streite liegt und deshalb nothwendigerweise ein einsiedlerisches Leben führen muß. Er zeigt sich aber auch den Hennen gegenüber herrschsüchtig und zornwüthig; denn so liebestoll er sich während der Paarungszeit geberdet, so gleichgültig scheint er außerdem gegen seine Gattin zu sein. Gefangene haben mich belehrt, daß es gefährlich sein kann, ein Paar Auerhühner zusammenzuhalten, weil der Hahn manchmal, ohne erklärliche Veranlassung, über die Henne herfällt und sie in abscheulicher Weise mißhandelt. Birkhennen darf man noch weniger mit ihm zusammenbringen, weil sie von ihm nicht allein beständig gequält, sondern unter Umständen getödtet werden. Das Gegentheil eines solchen Betragens ist allerdings auch beobachtet worden: hat man ja doch in der Gefangenschaft schon Blendlinge von Auerhahn

und Birkhennen erzielt. Zwischen zwei Hähnen entspinnen sich leicht ernste Kämpfe; aber auch in dieser Hinsicht finden Ausnahmen statt: es kommt vor, daß da, wo das Auerhuhn häufig ist, sich im Spätsommer und Herbste zuweilen viele Hähne zusammenscharen und, wie es scheint, längere Zeit gemeinschaftlich umherstreifen.

Wenn der Auerhahn zu balzen beginnt, ist es noch still im Walde. Höchstens Amsel-, Mistel- und Singdrossel lassen sich bereits vernehmen; für die übrigen Sänger ist der Frühling noch nicht erschienen. Im Hochgebirge liegt der Wald im Schnee begraben; selbst in der Tiefe hat er nur hier und da von ihm sich befreit. Ist der März reich an schönen Tagen, so hört man schon um diese Zeit einen und den anderen Hahn balzen; folgt den schönen Tagen schlechte Witterung, so gefriert den Hähnen, wie Gadamer passend sich ausdrückt, auch der Schnabel wieder zu. Im Mittelgebirge balzt der Auerhahn vom zehnten oder zwölften April an regelmäßig, während die eisige Kälte des Hochgebirges seine Liebe meist noch einen ganzen Monat in Banden legt. Die Balze selbst geschieht folgendermaßen: Mit Beginn derselben sammeln sich die Auerhähne, welche vorher sich vereinzelt hatten, auf bestimmten Waldplätzen, gewöhnlich auf Berglehnen, welche gegen Morgen abhängen und mit jungem und altem Holze bewachsen sind. Hier finden sich auch die Hennen aus der Umgegend ein, in der löblichen Absicht, den ihnen zu Ehren stattfindenden Liebesspielen beizuwohnen. Beide Geschlechter kommen abends gegen sieben Uhr stumm gestrichen und schwingen sich auf einzelne Bäume unter starkem Geprassel ein. Hartig hat manchmal beobachtet, daß die Hennen im Fluge einen hell kläffenden Ton, wie ein kleiner Jagdhund, von sich geben; Geyer sagt, im Einklange mit meinen Beobachtungen, daß der Hahn, nachdem er sich eingeschwungen, mehrere Minuten bewegungslos steht, alles um sich mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit mustert und beobachtet, auch durch das geringste Geräusch, welches ihm verdächtig vorkommt, zum Abstehen bewogen wird. Bleibt alles ruhig, so gibt er gewöhnlich unter sonderbarem Halsbewegen einen Laut von sich, welchen man mit dem Ausdruck „Worgen" oder „Kröpfen" bezeichnet, mit dem Grunzen eines jungen Schweines vergleicht und als ein gutes Zeichen für die nächstmorgige Balze hält. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß diese am nächsten Morgen auch wirklich stattfinden wird; denn der Hahn beweist, wie alle selbst beobachtenden Jäger behaupten, ein außerordentlich feines Vorgefühl für kommende Witterung. „Man bemerkt nicht selten", sagt Geyer, „während der Zeit der Balze, daß oft beim schönsten Morgen, an welchem dem Jäger ohnehin schon das Herz vor Freude lacht und er seiner Sache sicher zu sein glaubt, eine arge Täuschung der gehegten Erwartungen folgt, nämlich, daß kein Hahn sich meldet. Tritt ein solcher Fall ein, so kann man überzeugt sein, binnen vierundzwanzig Stunden schlechtes Wetter zu haben. Namentlich scheint der Hahn das Herannahen von Schnee zu wittern. Ebenso tritt oft der umgekehrte Fall ein. Ich beobachtete, daß in der Nacht heftiges Schneegestöber begann, bis Mitternacht fortdauerte und dann aufhörte, und daß die Hähne am nächsten Morgen sich dennoch meldeten, wie in der besten Zeit der Balze. Auf ein derartiges Vorkommnis folgt gewöhnlich anhaltend schönes Wetter." Nicht allzu selten geschieht es, daß der Hahn schon am Abend förmlich balzt, d. h. gleich nach dem Einschwingen sich meldet, dann auch wohl auf die Erde herab fällt, hier spielt, die Hennen, wenn solche in der Nähe sind, unter allen möglichen, höchst erheiternden Sprüngen vor sich hertreibt und sie schließlich betritt. Dies aber sind Ausnahmen. Bei schlechtem Wetter, namentlich bei Schneegestöber, balzt der Hahn in seltenen Fällen, und wahrscheinlich hat Geyer Recht, wenn er annimmt, daß solche Liebestollheit bloß durch die Jugend der betreffenden Hähne erklärt werden kann. Sobald sich am Morgen weiße Streifen im Osten zeigen, ungefähr gegen drei oder etwas nach drei Uhr in der Frühe, beginnt die Balze.

Sie hebt mit dem sogenannten „Schnalzen" oder „Schnappen" an, „und von jetzt steigert sich die Aufmerksamkeit des Jägers, bis der erste Schlag hörbar wird, welcher für so viele Sphärenmusik ist und jedem, der die Balze kennt, die Pulsschläge beschleunigt". „Der Hahn," sagt mein Vater, „streckt bei der Balze den Kopf vor, jedoch nicht jedes Mal gegen Morgen, wie behauptet

worden ist, hält ihn in schräger Richtung nach vorn, sträubt die Kopf- und Kehlfedern und gibt nun die schnalzenden Töne von sich, welche immer schneller auf einander folgen, bis der Hauptschlag erschallt und das Schleifen anfängt. Dieses besteht aus zischenden Lauten, welche dem Wetzen eines eisernen Werkzeuges sehr ähnlich sind und in mehreren, an einander gereihten Sätzen sich folgen; der letzte Ton wird lang gezogen. Gewöhnlich gleich beim Anfange des Balzens, seltener in der Mitte des aus klappenden Lauten bestehenden Satzes hebt er den Schwanz etwas, so daß derselbe zwischen senk- und wagerechter Richtung mitten inne steht, breitet ihn fächerförmig aus und hält die etwas gesenkten Flügel vom Leibe abstehend. Beim Klappen trippelt er bisweilen auf dem Aste; beim Schleifen sträubt er fast alle Federn und dreht sich nicht selten herum. Doch geht das Balzen nicht immer so regelmäßig vor sich. Einige hören im Klappen vor dem Hauptschlage, andere nach ihm, andere mitten im Schleifen auf, noch andere lassen nur einige klappende Töne hören; ja, zuweilen geschieht es, daß ein Auerhahn an einem und demselben Morgen mit ordentlichem und unordentlichem Balzen wechselt." Besonders eigenthümlich ist die geringe Stärke der Laute. Sie klingen, als ob jemand zwei dünne, geglättete Stäbchen an einander schlage, lassen mit Bestimmtheit keinen Selbstlauter heraushören, sind weder dumpf noch voll, weder laut noch leise, obwohl schwach, so doch auf vier- bis sechshundert Schritte weit im Walde vernehmbar, fallen beim Näherkommen während des Anspringens kaum schärfer ins Ohr als vorher und können doch schon in ziemlich bedeutender Entfernung genau unterschieden werden. Der ganze Satz beginnt mit langsam auf einander folgenden, abgebrochenen Schlägen; die Zwischenzeiten werden aber in beinahe gleichmäßiger Steigerung immer kürzer und die Schläge zuletzt so rasch nach einander ausgestoßen, daß sie selbst sich verkürzen und erst nach dem Hauptschlage eine kurze Pause eintritt. „Der erste Schlag", sagt Geyer, „ist vergleichbar mit dem Ausrufe ‚Töd'; dann folgt ‚Töd, töd, töd, töd' und endlich immer schneller ‚Töd öd öd öd öd öd' ꝛc., bis der sogenannte Hauptschlag, welcher ungefähr wie ‚Glack' klingt und stärker hörbar als die vorhergehenden ist, geschieht. Dann beginnt das fabelhafte Schleifen, Wetzen, Einspielen, auch das ‚Vers- oder sogenannte Gesetzelmachen' benannt, welches bis jetzt, trotz aller möglichen Versuche und Bemühungen, keinem Sterblichen auch nur annäherungsweise nachzuahmen gelang und wahrscheinlich nie gelingen wird. Es dauert ungefähr drei und eine halbe, aber nie über vier Sekunden, läßt sich einigermaßen mit dem Wetzen eines langen Tischmessers an einer Sense vergleichen und klingt etwa wie ‚Heide heide heide heide heide heide heide heiderei'." Ich will meinen alten Freund Geyer nicht des Irrthums zeihen, muß aber doch sagen, daß die von Lloyd gegebene Uebertragung der Laute des Einspielens: „Pellöp, pellöp, pellöp" ꝛc. und des Hauptschlages „Klikop" mir besser zusagt als die seinige, bemerke dazu jedoch ausdrücklich, daß die Laute, welche man als Gaumenlaute bezeichnen darf, durch Schriftzeichen überhaupt nicht wiedergegeben werden können. Wohl aber ist es, wie mich zu nicht geringer Ueberraschung ein hochgestellter junger Waidmann belehrte, möglich, dieselben mit dem Munde so täuschend nachzuahmen, daß man schwören möchte, den Hahn zu hören. An einem von mir gepflegten Auerhahne, welcher in jedem Frühjahre regelmäßig und höchst eifrig balzte, habe ich, und zwar in einer Entfernung von kaum einem Meter, beobachtet, daß das Schnalzen bei geöffnetem Schnabel hervorgebracht und höchst wahrscheinlich durch eine große Anstrengung der Kehlkopfmuskeln bewirkt wird. Das Ausstoßen des Hauptschlages wenigstens erschüttert den Kehlkopf genau in derselben Weise wie ein kräftiges Zungenschnalzen den unserigen. Jedes neue Einspielen erregt den Hahn mehr und mehr. Er geht auf dem Aste auf und nieder, läßt häufig seine Losung fallen, greift mit einem oder dem anderen Ständer in die Luft, springt auch wohl von einem Aste zum anderen oder steht nach, wie der Jäger sagt, kurz, befindet sich in einer gewissen Verzückung, welche ihn zuweilen alles um sich her vergessen läßt. Dies geht so weit, daß er sich sogar um den Knall eines Feuergewehres nicht kümmert, selbst wenn der Schuß ihm gegolten hat, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht von einem Schrotkorne berührt wurde. „Im Schwerhören beim Schleifen", fährt mein Vater fort, „sind alle Auerhähne einander gleich; aber mit dem Sehen

ist es anders. Wir gingen einst auf die Auerhahnsbalze, und als einer von uns, um einen Auerhahn zu unterlaufen, eine Blöße überschreiten mußte, stiebte der Auerhahn mitten im Schleifen ab und schwieg gänzlich, ein deutlicher Beweis, daß er den Schützen bemerkt hatte. Ein anderes Mal schlugen wir während des Schleifens eines Auerhahnes Feuer unter ihm. Das Geräusch des Feuerschlagens hörte er nicht, aber die Funken sah er recht gut. Ein drittes Mal bemerkten wir, daß ein Auerhahn mitten im Schleifen abbrach, als ein weißes Taschentuch unter ihm geschwenkt wurde." Mein Vater glaubte, daß die starke Pressung der von ihm bewegten Luft, das Geräusch, welches er selbst verursacht, die Ursache dieser Schwerhörigkeit sei; ich kann mich jedoch seiner Ansicht nicht anschließen, sondern muß Gadamer Recht geben, welcher die sogenannte Taub- und Blindheit ansieht als die Wirkung einer auf das höchste gestiegenen Brunst oder Sinnlichkeit, welche den Vogel alles um sich her vergessen läßt. Jeder Beobachter, welcher einen Auerhahn in der Gefangenschaft balzen sah, kommt zu der Ueberzeugung, daß die Sinnesthätigkeit des verliebten Gecken einzig und allein durch seine auf das höchste gesteigerte Aufregung beeinträchtigt werden kann. Während des eigentlichen Einspielens pflegt er den Kopf senkrecht in die Höhe zu heben, und so kann es recht wohl vorkommen, daß sein Auge das unter ihm vorgehende nicht wahrnimmt, auch abgesehen davon, daß sich die Nickhaut seines Auges während dieser Kopfbewegung regelmäßig über mehr als die Hälfte des Augapfels zieht. Daß er aber sieht und hört, unterliegt keinem Zweifel, und ich kann die von Gadamer geschickt angestellte Untersuchung durch eigene Beobachtungen an meinen Pfleglingen bestätigen. „Ich besaß", so erzählt letztgenannter Forscher, „einen Auerhahn, welcher zahm war, an vier Jahre lebend und hatte das Vergnügen, ihn jedes Frühjahr balzen zu hören. Nun fiel es mir ein, sein Gehör und Gesicht zu prüfen, wozu mir mein Vater behülflich war. Wie genau der Versuch ausfallen mußte, erhellt daraus, daß der Hahn auch eifrig fortbalzte, wenn man so nahe bei ihm stand, daß man ihn mit der Hand berühren konnte. Ich selbst stellte mich neben ihn und ließ meinen Vater mit geladenem Gewehre an vierzig Schritte weit gehen, doch so, daß er den Beginn des Schleifens genau hören konnte, um im rechten Augenblicke den Schuß abzugeben. Als der Hahn schleifte, schoß mein Vater ab. Der Hahn wandte hastig den Kopf der Gegend zu, aus welcher der Schuß gekommen war, und bewies durch sein Benehmen, daß er den Knall wohl gehört hatte, ließ sich aber im Schleifen durchaus nicht stören. Dieser Versuch wurde wohl an zehnmal wiederholt und jedes Mal dieselbe Bewegung seitens des Hahnes bemerkt. Dann ließ ich Kupferhütchen abbrennen: auch diese hörte er. Während der Balzzeit war er sehr bösartig und hieb nach allem, was sich ihm näherte. Dies gab mir Veranlassung, sein Gesicht zu prüfen. Während er schleifte, streckte ich die Hand aus, als wolle ich seinen Kopf berühren. Ich mußte aber jedes Mal die Hand zurückziehen, denn im vollen Schleifen hieb er nach derselben; ja noch mehr, wenn er schleifte und uns den Rücken zuwendete, kam er sogleich angesprungen, wenn man ihn z. B. am Schwanze greifen wollte."

Die ungewöhnliche Aufregung, in welcher sich der Vogel während der Balze befindet, läßt es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß er zuweilen die unglaublichsten Tollheiten begeht. So berichtet Wildungen von einem Auerhahne, welcher sich plötzlich auf sägende Holzmacher stürzte, sie mit den Flügeln schlug, nach ihnen biß und sich kaum vertreiben ließ. Ein anderer flog, nach Angabe desselben Schriftstellers, sogar auf das Feld heraus, stellte sich den Pferden eines Ackersmannes in den Weg und machte diese scheu; ein dritter nahm jedermann an, welcher sich seinem Standorte näherte, versuchte sogar mit den Pferden der Forstleute anzubinden. „Vor mehreren Jahren", erzählt mein Vater, „lebte in der Nähe meines Wohnortes ein Auerhahn, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Während und nach der Balzzeit hielt er sich in der Nähe eines ziemlich besuchten Weges auf und zeigte da, daß er alle Furcht vor den Menschen gänzlich abgelegt hatte. Anstatt vor ihnen zu fliehen, näherte er sich ihnen, lief neben ihnen her, biß sie in die Beine, schlug mit den Flügeln und war schwer zu entfernen. Ein Jäger ergriff ihn und trug ihn nach einem zwei Wegstunden von diesem Wege entfernten Orte. Am anderen Tage war er

schon wieder an der alten Stelle. Ein Jagdfreund nahm ihn von dem Boden weg und unter den Arm, um ihn dem Oberförster zu überbringen. Der Auerhahn verhielt sich anfangs ruhig; als er sich aber seiner Freiheit beraubt sah, begann er mit den Füßen zu scharren, so daß er dem Träger den Rock zerfetzte und freigelassen werden mußte. Für abergläubische Menschen war dieser Vogel ein furchtbares Thier. Da er oft Holzdiebe überraschte, so ging in der ganzen Gegend die Sage, die Jäger hätten einen bösen Geist in den Auerhahn gebannt und zwängen ihn, immer da zu erscheinen, wo sie sich nicht selbst einfinden könnten. Dieser Wahn erhielt unserem Vogel, welcher eine ganz besondere Kampflust gegen die Menschen zu haben schien, mehrere Monate das Leben, bis er verschwand, ohne daß man wußte, auf welche Weise. Wahrscheinlich hat ihn ein starker Geist, deren es in unserer Gegend auch gibt, ergriffen und getödtet."

In der Regel versteigt sich der Muth des Auerhahnes nicht so hoch; eine gewisse Kampflust aber zeigt er während seiner Balze unter allen Umständen. Ein alter Hahn duldet keinen jungen in einem Umkreise von ungefähr dreihundert Schritten, gibt es auch nicht zu, daß ein junger balzt, und kämpft mit jedem Nebenbuhler, welcher sich widersetzt, nach Ritterart auf Leben und Tod. Im günstigsten Falle bringt einer dem anderen schwere Verwundungen am Kopfe bei; nicht allzu selten aber bleibt einer der Kämpen todt auf dem Platze liegen. Junge Hähne, welche in ihrer Nähe einen alten starken Balzhelden wissen, lassen sich, laut Geyer, nur leise hören.

Das Balzen währt bis nach Sonnenaufgang und pflegt am lebhaftesten zu sein, wenn der Tag anbricht. Man will bemerkt haben, daß alle Hähne besonders eifrig balzen, wenn in den Morgenstunden die Mondsichel am Himmel steht: die Ursache dürfte wahrscheinlich nur in der größeren Helle des Morgens zu suchen sein. Nachdem der Tag vollkommen angebrochen ist, steht der Hahn ab und verfügt sich zu den Hennen, welche in einiger Entfernung von ihm sich herumtreiben. Zuweilen geschieht es, daß eines der verliebten Weiber lockend dem balzenden Hahne naht und ihn mit zärtlichem „Bak, bak" zu sich einladet. Einer solchen Lockung vermag sein Herz nicht einen Augenblick lang zu widerstehen: er fällt, wenn er die Liebeslaute hört, wie ein Stein vom Baume herab und tanzt nun einen sonderbaren Reigen auf dem Boden. In der Regel aber muß er die Hennen aufsuchen und nicht selten ziemlich weit nach ihnen fliegen. „In der Nähe der Hennen", schreibt mein Vater, „balzt er jedes Mal auf dem Boden, geht dabei um diese herum und betritt sie, nachdem sie sich ganz auf den Boden niedergekauert haben. Wie viele Hennen ein Hahn an einem Morgen betreten kann, läßt sich nicht bestimmen, weil er selten mehr als ihrer drei bis vier um sich hat und schwerlich so viele zusammen findet, als er sich wünschen mag. Die Hennen scheinen zu einem Hahne mehr Zuneigung zu haben als zum anderen; daher entstehen auch die hitzigen Kämpfe, welche übrigens niemals während der eigentlichen Balze, sondern stets in der Nähe der Hennen und auf dem Boden ausgefochten werden. Dabei werden die Hähne so wüthend, daß man zuweilen einen von ihnen mit Händen greifen kann. Manche Hähne gelangen gar nicht zur Begattung und balzen dann noch im Mai, ja selbst im Juni und Juli; doch ist dies ein äußerst seltener Fall." Bei schöner, trockener Witterung ist das Balzen, laut Hartig, immer ein Vorspiel der Begattung; bei unfreundlichem, nassem Wetter hingegen geht diese ohne weiteres vor sich.

In der dritten oder vierten Woche der Balze streichen die befriedigten Hähne nach ihren gewohnten, von den Balzplätzen oft weit entfernten Standorten zurück, und die Hennen schreiten nunmehr zum Nestbaue. Jede von ihnen wählt hierfür einen passenden Platz und trennt sich von anderen ihres Geschlechtes. Das Nest ist eine seichte Vertiefung neben einem alten Baumstocke oder einer einzeln stehenden, buschigen, kleinen Fichte, zwischen Heidekraut oder im Beerengesträuch, und wird höchstens mit etwas dürrem Reisige ausgekleidet. „Leider", sagt Geyer, „ist die Henne nicht vorsichtig genug, um einen Platz zu suchen, welcher dem Raubzeuge und ebenso bösen Menschen wenig ausgesetzt ist. In der Regel geschieht das Gegentheil, und die meisten Nester werden an gangbaren Wegen oder Fußsteigen jeden Schutzes bar gefunden, daher sich auch die geringe Fortpflanzung des Auerwildes erklären läßt." Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt je nach dem

Alter der Mutter. Junge Hennen legen selten mehr als sechs bis acht Eier, ältere deren zehn bis zwölf. Die Eier sind im Verhältnisse zum Vogel klein, nur sechzig bis siebzig Millimeter lang und achtundvierzig bis zweiundfunfzig Millimeter breit, länglich, oben zugerundet, wenig bauchig, unten stumpfspitzig, ziemlich dünn- und glattschalig, glänzend, mit wenig bemerkbaren Poren und auf gelbgrauem oder schmutziggelbem, seltener graubräunlichgelbem Grunde dichter oder spärlicher mit graugelben, braun schmutziggelben, hellen und kastanienbraunen Flecken und Punkten gezeichnet, zuweilen auch dunkler gewässert. Die Brutzeit währt durchschnittlich siebenundzwanzig Tage, bei günstiger Witterung vielleicht einen weniger, bei ungünstiger einen mehr. Die Eier werden von der Mutter mit einer Hingabe bebrütet, welche wahrhaft ergreifend ist. So kann man z. B., laut Geyer, die Henne, wenigstens in der letzten Zeit der Bebrütung, mit den Händen von ihrem Neste aufheben und sie wieder hinsetzen, ohne daß sie irgend eine Furcht zeigt oder ihr Nest durch Wegfliegen verläßt. „Es ist somit die Möglichkeit geboten, alle jene Nester, welche größerer Gefahr ausgesetzt sind, zu schützen, indem man eine Art Einzäunung oder Einfriedigung ringsum zieht und für die Aus- und Einkehr der Henne einen Raum offen läßt, welcher gerade zum Durchschlüpfen genügt. Dieses Verfahren wird mit dem Ausdrucke ‚Hudern‘ bezeichnet und seitens der Henne ohne Anstand geduldet.

„Sind die Jungen einmal ausgefallen, so laufen sie nach Verlaufe einiger Stunden, nachdem sie gehörig abgetrocknet, mit der Mutter weg und werden von jetzt an mit einer ungewöhnlichen Liebe und Sorgfalt behütet. Es ist rührend zu sehen, wenn man so unverhofft unter eine Kette kommt, mit welchem Geschrei und Lärm die Alte einen empfängt. Im Nu sind alle Jungen verschwunden, und sie wissen sich so gut zu verstecken, daß es wirklich schwer hält, eines von ihnen zu entdecken. Dies verdanken sie hauptsächlich ihrer Färbung. Ich hatte öfters, namentlich auf alten Holzschlägen, die ganze Kette unter meinen Füßen; sie waren noch nicht flügge, und dennoch war ich selten so glücklich, eines von ihnen aufzufinden. Trauriger sieht es freilich mit einer Kette aus, wenn Herr Reineke mit seiner unfehlbaren Nase dahinter kommt. Glückt die allbekannte List der Mutter, immer drei bis vier Schritte vor dem Fuchse dahin zu laufen und dahin zu flattern, sich zu stellen, als wäre sie an den Flügeln gelähmt, und Reineke so aus dem Bereiche der Jungen zu führen, so steht sie plötzlich auf, streicht nach dem Platze, wo sie zuletzt ihre Jungen ließ, und gibt durch wohlbekannte Töne ‚Gluck, gluck‘ kund, daß die Gefahr vorüber ist, worauf sie sich mit ihnen in entgegengesetzter Richtung eiligst auf und davon macht; gelingt dies aber nicht, so sieht es leider oft traurig aus, und nicht selten bleibt keines der Jungen übrig.“

Im günstigsten Falle wachsen die Küchlein unter dem treuen Geleite der Mutter rasch heran. Ihre Nahrung besteht fast nur in Kerbthieren. Die Alte führt sie an geeignete Stellen, scharrt versprechenden Boden auf, lockt sie mit dem zärtlichen „Back, back“ herbei, legt ihnen eine Fliege, einen Käfer, Larve, Raupe, einen Wurm, eine kleine Schnecke und dergleichen auf den Schnabel und gewöhnt sie so zum Fressen. Eine Lieblingsnahrung von ihnen sind die Puppen aller deutschen Ameisenarten. Die Alte läuft oft mit den Jungen an die Ränder des Waldes, um die auf den Wiesen und Rainen stehenden Ameisenhaufen aufzusuchen. Findet sie einen, dann scharrt sie, bis die Larven zum Vorscheine kommen, und lockt nun das ganze Volk zusammen, welches eilig die gute Mahlzeit verschlingt. Wenn die Jungen heranwachsen, fressen sie fast alles, was die Mutter selbst verzehrt. Schon nach wenigen Wochen sind sie so weit befiedert, daß sie bäumen oder wenigstens flattern können; ihr eigentliches Federkleid erhalten sie aber erst viel später. Hierüber hat mein Vater die sorgfältigsten Beobachtungen gemacht, und sie sind es denn auch, welche die Grundlage aller bis jetzt veröffentlichten Beschreibungen der verschiedenen Jugendkleider bilden.

Im Nest- oder Flaumkleide sind Stirn und Zügel rostgelb, durch zwei braune, hinter den Nasenlöchern beginnende Längsstreifen und einen auf dem Zügel stehenden braunen Flecken gezeichnet; über die Augen zieht sich bogenförmig ein brauner Strich; zwischen ihnen verlaufen zwei hinten sich vereinigende schwarzbraune Streifen; der Hinterkopf ist rostfarben, hinten mit

einem schwärzlichen Bande gezeichnet, auf welchem ein längs der Mitte des rostgelben Halses herablaufender Streifen senkrecht steht; die Seiten des Kopfes sind rostgelb, mit einem braunen oder schwärzlichen Striche hinter den Augen, die Federn des Rückens rostfarben mit schwärzlichen und braunen Flecken und Streifen, die des Unterkörpers aber graulich schwefelgelb, an der Kehle am hellsten. Das Auge ist bläulichgrau, der Stern bleifarbig, der Schnabel an der oberen Kinnlade dunkel, an der unteren hell hornfarben; die Zehen und Nägel der bereits mit Dunen bedeckten Füße sind gilblich. Wenige Tage nach dem Auskriechen brechen die Schwungfedern hervor, nach ihnen die Rücken- und die Brustfedern, schließlich auch die des Kopfes, welcher am längsten unbefiedert bleibt, und nunmehr geht die Tracht ins erste Federkleid über. In ihm sind alle kleinen Federn des Kopfes, Hinterhalses und Rückens am Grunde grauschwarz, an der Spitze weißlich, längs des Schaftes rostgelb gestreift, übrigens schwarz und rostgelb in die Quere gefleckt, die Schwungfedern grauschwarz, rostgelb gefleckt und gebändert, die Oberflügeldeckfedern den Rückenfedern ähnlich, die des Unterkörpers rostgelb, braun gefleckt und gebändert. Im zweiten Federkleide ist das Gefieder des Kopfes und Hinterhalses rostgraugelb mit schwärzlichen und braunen Querbinden und Zickzacklinien, das des Rückens auf rostbraunem Grunde ebenso gezeichnet, die Stelle unter dem Auge bräunlich und weiß gefleckt, die Kehle grauweiß mit tiefgrauen Säumen und Querflecken, der Vorderhals rostgilblichweiß mit schwärzlichen Querbinden und rostfarbener Spitzenkante, an welcher zuweilen noch eine schwärzliche steht, der Kropf rostgelb mit weißlichen Federspitzen und Flecken, der übrige Unterkörper mit weißen und rostgelben, braunen und in die Quere gestreiften Federn, welche eine sehr unregelmäßige Zeichnung bilden, bekleidet. Das Auge ist bläulich, der Stern grau, der Schnabel hornfarbig; die Zehen sind horngrau, die Nägel hornweißlich, die Fußwurzeln immer noch mit grauen Dunen besetzt. Bis jetzt sind Männchen und Weibchen einander ähnlich gefärbt; doch zeigt sich schon der Größenunterschied. Das Weibchen geht nun allmählich in das ausgefärbte Kleid, ohne merklichen Farbenunterschied, über; das Männchen legt noch ein drittes Federkleid an. In ihm ist der Kopf schwarzgrau, auf der vorderen Hälfte rostfarben überflogen, überall hell aschgrau gewässert; der Hinterhals und die Halsseiten sind aschgrau, unmerklich ins Gelbgraue ziehend, mit sehr feinen Zickzacklinien; gleiche Färbung zeigt sich auf Unterrücken und Steiß, auf dem Oberrücken hingegen ein mattes Rostbraun mit schwarzbraunen Zickzacklinien. Die noch stumpfspitzigen Schwungfedern sind grauschwarz, matt rostgelb gefleckt und gekantet, die Oberarmfedern, wie die Oberflügeldeckfedern, dunkel rostbraun mit weißlichen Spitzenflecken und schwärzlichen, sehr schmalen Zickzacklinien. Das Kehlgefieder ist grauweiß mit schwärzlichen und tiefgrauen Spitzenkanten, das des Vorderhalses weißlich, schwärzlich und aschgrau gefleckt und gewässert, das des Kropfes in der Mitte und da, wo er an den Oberhals anstößt, schwarz mit rostfarbenen und grauen Spitzenkanten, übrigens rostfarben, schwärzlich und schwarzbraun gemischt. Auf der Mitte der Brust erscheinen alle Federn schwarz, rostfarben bespritzt und befleckt, an den Spitzen weiß, auf den Seiten matt rostbraun mit weißen Spitzen und schwarzen Zickzacklinien, auf Bauch und Schienbein weiß und grauweiß gemischt. Das Auge ist schwarz, der Stern braun, der Schnabel hornfarben, unten lichter, an der Kante hornweißlich, die Fußwurzel bis an den Ursprung der Zehen mit weißgrauen, dunenartigen Federn bekleidet; die Zehen sind hornfarbig, die Nägel hinten dunkel, vorn hell hornfarbig. Wenn der junge Auerhahn die Hälfte seiner Größe erreicht hat, brechen die Federn des ausgefärbten Kleides hervor und zwar zuerst in den Flügeln und im Schwanze, dann an den Seiten, der Brust und später am übrigen Körper. Der Wuchs derselben und die Erzeugung aller geht so langsam von statten, daß mit Vollendung des neuen Kleides der Vogel auch seine Größe so ziemlich erlangt hat. Später mausert er jährlich nur einmal, ersetzt dabei gleichzeitig aber auch die hornige Decke des Schnabels und der Krallen.

Im Spätherbste trennt sich die junge Familie nach dem Geschlechte: die Weibchen bleiben bei der Mutter; die jungen Hähne streifen gemeinsam umher, lassen ab und zu ihre Stimme vernehmen, kämpfen zuweilen und beginnen im nächsten Frühjahre die Lebensweise der alten.

Außer dem Fuchse und dem Habichte stellen noch viele Feinde dem Auerhuhne nach. Die alten Hähne sind freilich vor den meisten Raubthieren gesichert, dank ihrer Vorsicht und ihres Baumlebens; die zarten Jungen hingegen und noch mehr die Eier werden von allerlei Raubgezüchte hart mitgenommen und auch die schwächeren Hennen größeren Raubthieren, so namentlich dem Adler und Uhu, öfters zur Beute. Die Eier sind von sämmtlichen Raubsäugethieren und außerdem noch von Krähen bedroht, fallen auch leider oft genug rücksichtslosen Menschen in die Hände: mancher Hirt, mancher Holzhauer erlabt sich abends an einem Eierkuchen, welchen er seinen Haushennen nicht verdankt. Da, wo die Jagd von zünftigen Grünröcken gehandhabt wird, verfährt man überall mit der nöthigen Schonung. Kein Waidmann erlegt eine Auerhenne: die Jagd gilt ausschließlich dem Hahne, und auch ihm nur während der Zeit seiner Balze. Das begreift derjenige, welcher, und wäre es auch nur einmal, selbst hinausgegangen ist in früher Morgenstunde, um den balzenden Auerhahn zu belauschen und womöglich zu erlegen. Es ist dies ein Jagdstück; denn der Hahn bleibt auch während seiner Liebestollheit in der Regel noch vorsichtig und läßt sich nur von dem geübten Jäger berücken. Aber gerade die Schwierigkeit erhöht die Jagdfreude. Ein Hauptreiz der Jagd liegt in der Zeit und Oertlichkeit. „Beim Mondschein vor Tage", schildert von Kobell, „geht es in die waldigen Gründe, oder im Falle der Himmel trüb, zündet man eine Fackel an, bis man in die Nähe des Balzplatzes kommt. Da geht der Weg oft zwischen alten Bäumen hindurch, welche sich in der Beleuchtung der brennenden Späne phantastisch ausnehmen, oder er führt in einen Filzgrund mit verkrüppeltem Krummholze, welches einen in seltsamen Gestalten anschaut, und die Stimmung wird eine mehr und mehr gespannte. Von Zeit zu Zeit lauscht man in die Nacht hinein nach dem Balzrufe, nach dem sich der Jäger vielleicht noch mehr sehnt als die Henne, welcher er gilt. Dabei taucht mancherlei Besorgnis auf, daß der Hahn etwa nicht Lust habe zu balzen, wie es öfters geschieht. Sowie nun aber aus der dunklen Wildnis das Schnalzen ertönt und das leise Wetzen, da rührt sich das Jägerblut, da ist alle Aufmerksamkeit auf das Anspringen während des Wetzens oder Schleifens gerichtet." Das Anspringen selbst will geübt sein; denn eine einzige unbedachtsame Bewegung reicht hin, den Hahn zu verscheuchen, während dieser dem geübten Jäger fast regelmäßig zum Opfer fällt. „Nach einem jedesmaligen Hören des Hauptschlages, bezüglich des sogenannten Einspielens", lehrt Geyer, „nähert sich der Jäger mit zwei oder drei Sprüngen oder großen Schritten, und er wartet dann wieder ruhig den Vers ab, ohne aber nebenbei alle mögliche Vorsicht aus den Augen zu lassen. Auf diese Art wird das Anspringen fortgesetzt, bis man aus dem Balzen des Auerhahnes wahrnimmt, daß man sich demselben bis auf Schußweite genähert. Hat man endlich den Vogel erblickt, so spannt man den Hahn des Gewehres, schlägt während des Einspielens an, erwartet ruhig den nächsten Vers und schießt ihn herab." Das klingt, als ob die ganze Jagd recht einfach wäre, während ich aus eigener Erfahrung versichern muß, daß solches keineswegs der Fall ist. Das Jagdfieber bemächtigt sich auch des ruhigsten Schützen; es wird diesem schwer, den lauten Herzschlag zu dämpfen, das Maß der Schritte einzuhalten, ruhig bis zum nächsten Einspielen zu warten. Gar häufig kommt es vor, daß man das Stillstehen kaum aushalten kann; nicht selten geschieht es, daß der Hahn den Schützen auch trotz der größten Vorsicht, welche dieser beobachtet, rechtzeitig erspäht und davonfliegt, während der Jäger ihn bereits in seiner Gewalt wähnt. Und selbst wenn man glücklich bis unter den Baum gelangte, hat man meist noch seine Noth, den großen Vogel zu sehen; denn die Morgendämmerung ist kaum erst eingetreten, wenn die rechte Zeit zur Jagd erschienen, und es hält trotz der Größe des Hahnes schwer, ihn in der dunklen Krone einer Fichte zu unterscheiden, noch schwerer, ihn mit Sicherheit aufs Korn zu nehmen. „Wenn aber der Schuß glückt, wenn er fallend herunterrauscht durch das Gezweige und schwer auf den Boden plumpt, wenn man ihn hat, den mächtigen Vogel, und der erste Morgenstrahl ihn beschauen läßt als einen federweichen, alten Pechvogel, dann ist es wohl lustig, und man steckt gern die schönen schwarzen, am Ende weiß gesprenkelten Schaufelfedern auf den Hut."



Band VI.

Birkhuhn.

Die norwegischen Bauern jagen den Auerhahn fast nur in der angegebenen Weise, weil es selbst unter ihnen als Unrecht gilt, Schlingen und Netze zu stellen, wie es freilich oft genug noch geschieht. Im Berner Oberlande war, laut Tschudi, die Auerhahnjagd bis auf die neueste Zeit sehr drollig und eigenthümlich. „Der Jäger pflegt ein weißes Hemd über den Kopf zu ziehen und wadet auf seinen Schneeschuhen, bis er das Kollern des balzenden Hahnes vernimmt. Während dieser singt und zugleich im Schnee oder auf dem Aste seine possirlichen Sprünge mit radförmig ausgebreitetem Schweife macht, wandelt der Schütze gerade auf das Thier los; in den Pausen steht er ganz still; der Hahn starrt ihn an, wenn er ihn gewahrt, und fährt dann zu balzen fort, bis der Schuß geht." Auch die Russen springen ihn waidgerecht an, erbeuten jedoch ungleich mehr Auerwild im Herbste und Winter in Schlagfallen als mit dem Jagdgewehre. Am Jenisei sollen die Bauern nachts mit Fackeln in die Wälder gehen und die durch das Licht erschreckten und geblendeten Auerhühner mit Keulen todtschlagen.

Gefangene Auerhühner gehören zu den Seltenheiten in allen Thiergärten. Es ist nicht leicht, sie an ein ihnen zusagendes Futter zu gewöhnen, und überaus mühsam und schwierig, Junge aus Eiern aufzuziehen. Da, wo Auerwild noch ständig vorkommt, gelangt man ohne besondere Anstrengungen in Besitz der Eier, und eine Truthenne, selbst eine Haushenne, brütet diese auch aus, obgleich letztere sechs Tage länger als auf eigenen Eiern sitzen muß; eine große Schwierigkeit gedeihlicher Aufzucht beruht jedoch darin, daß die durch Haushennen ausgebrüteten Auerhühnchen auf den Ruf ihrer Pflegemutter durchaus nicht hören wollen und ihr fortlaufen. Dies mußten alle erfahren, welche die Aufzucht von Auerwild versuchten. „Ich habe", schreibt mir Pohl, welcher in dieser Beziehung reichere Erfahrungen gesammelt hat als jeder andere, „die Auerhuhneier schließlich durch künstliche Wärme erbrüten und die Küchlein ohne Henne auffüttern müssen, unter so mißlichen Umständen freilich auch nur ab und zu ein Auerhuhn aufgezogen." Sperrt man Bruthenne und Pflegeküchlein in einen engen Raum, so geschieht es, laut Pohl, wohl manchmal, daß die Küchlein, durch die Wärme angezogen, unter die Bruthenne schlüpfen und sich dann an letztere gewöhnen; am sichersten aber gelingt die Aufzucht, wenn man die wirkliche Mutter brüten läßt. Demungeachtet sind damit noch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt. Pohl pflegt seit Jahren Auerwild und erhält von seinen zahmen Hennen regelmäßig befruchtete Eier, betrachtet es jedoch immer als besonderes Glück, wenn die Jungen die zweite Mauser überstehen. Der Hahn darf unter keinen Umständen bei der Henne belassen werden, weil derselbe die Küchlein tödtet; aber auch zwei Hennen in einem Raume vertragen sich nicht, weil sie in ein und dasselbe Nest legen wollen, überhaupt beim Brüten gegenseitig sich stören. Und selbst wenn die Jungen dem Anscheine nach trefflich gedeihen, gehen sie in der Regel an irgend welcher Krankheit zu Grunde. Können sie nach Belieben umherlaufen, so gelingt es schon eher, sie groß zu ziehen; dann aber fliegen sie davon, sobald sie sich selbständig fühlen. So bleibt für den, welcher Auerwild gefangen halten will, kaum etwas anderes übrig, als dasselbe aus Norwegen oder Rußland zu verschreiben.

Als Vertreter einer besonderen Untersippe, der Spielhühner (Lyrurus), gilt auch das Birkhuhn, Spiel-, Spiegel-, Schild-, Baum-, Laub- und Moorhuhn (Tetrao tetrix, rupestris, juniperorum, ericeus, peregrinus und derbianus, Urogallus tetrix und minor, Lyrurus tetrix und derbianus). Es ist verhältnismäßig schlank gebaut, der Schnabel mittellang und stark, der Fuß, dessen äußere und innere Zehe gleich lang sind, nicht bloß auf die Zehen herab, sondern auch auf den Spannhäuten, zwischen jenen, befiedert, der Flügel kurz, verhältnismäßig aber länger als beim Auerhuhne, muldenförmig gewölbt, stumpf zugerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz, welcher aus achtzehn Federn besteht, beim Weibchen seicht abgeschnitten, beim Männchen hingegen so tief gegabelt, daß die längsten Unterdeckfedern über die kürzesten mittleren sechs, an Länge gleichen Steuerfedern hinausreichen, nach außen hin aber gesteigert und horn- oder leierförmig gebogen, so daß der ganze Schwanz eine leierartige

Gestalt annimmt. Das Gefieder des Männchens ist schwarz, auf Kopf, Hals und Unterrücken prächtig stahlblau glänzend, auf den zusammengelegten Flügeln mit schneeweißen Binden gezeichnet, welche durch die an der Wurzel weißen Armschwingen und großen, übrigens glanzlosen und schwarzen Oberflügeldecken gebildet werden, das Unterschwanzgefieder reinweiß; die Schwingen sind außen schwarzbraun, grau verwaschen und weiß geschaftet, die Steuerfedern schwarz. Das Auge ist braun, der Seher blauschwarz, der Schnabel schwarz, die Zehen sind graubräunlich, die Augenbrauen und eine nackte Stelle ums Auge hochroth. Das Weibchen ähnelt der Auerhenne; die Färbung seines Gefieders ist ein Gemisch von Rostgelb und Rostbraun mit schwarzen Querbinden und Flecken. Die Länge des Männchens beträgt sechzig bis fünfundsechzig, die Breite fünfundneunzig bis einhundert, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter; das Weibchen ist um etwa funfzehn Centimeter kürzer und um zweiundzwanzig Centimeter schmäler.

Das Birkhuhn hat ungefähr dieselbe Verbreitung wie das Auerhuhn, geht aber nicht so weit nach Süden hinab und etwas weiter nach Norden hinauf. Auf dem spanischen und griechischen Gebirge kommt es nicht mehr vor, und auch in Italien wird es nur in den Hochalpen, hier aber sehr häufig gefunden. In Deutschland lebt es wohl noch in allen Staaten und Provinzen, keineswegs aber überall, vielmehr nur in seinen Bedürfnissen zusagenden Waldungen der Ebene wie des Hochgebirges; denn es zeigt sich wählerisch hinsichtlich der Oertlichkeit, nicht aber rücksichtlich der Gegend. Mehr oder minder häufig ist es noch auf allen deutschen Mittelgebirgen, nicht selten im Voigtlande, der Mark und Lausitz, in Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Hannover und stellenweise in Nordschleswig und Jütland, häufig ebenso im ganzen Alpengebiete, gemein in Livland und Esthland, in Skandinavien und Rußland sowie endlich in Sibirien, bis zum Amurlande hin. Auf dem Kaukasus wird es durch eine verwandte, erst im Jahre 1875 entdeckte Art (Tetrao Mokosiewiczi) vertreten. Immer und überall trifft man das Birkhuhn nur da an, wo das Gelände seinen Anforderungen entspricht. Es verlangt urwüchsige, verwilderte und durch Feuer zerstörte, beziehentlich schlecht oder besser nicht gepflegte Waldungen, nicht aber geschlossene und wohl bewirtschaftete Forsten, Gegenden, welche reich an niederen Gesträuchen sind, sei es, daß diese durch die Heide, sei es, daß sie durch Dickichte gebildet werden. Sein Wohnbaum ist die Birke. Sie zieht es jedem anderen Bestande vor; Nadelwaldungen bilden in seinen Augen immer nur einen Nothbehelf. Nirgends tritt es so häufig auf als in ausgedehnten Birkenwaldungen; selbst kleine Bestände dieses Baumes vermögen es zu fesseln. Aber auch im Birkenwalde muß der Grund mit jungem, dichtem Aufschlage, Heidekraut, Heidelbeeren, Ginster und anderem niederen Gestrüpp bedeckt sein, wenn es ihm behagen soll. Ebenso liebt es Moorgrund ganz außerordentlich; denn man begegnet ihm auch da, wo die Sumpfpflanzen vorherrschen und die Heide oder das Gestrüpp zurückdrängen, obschon nicht in den eigentlichen Brüchen oder Moräften. In der Schweiz bewohnt es, laut Tschudi, ebenso sehr die gebirgigen Oberwälder als den mittleren Waldgürtel und geht gern bis an die Grenze des Holzwuchses empor, wo es dann die Lichtungen mit dichtem Heidekraute oder Heidel- und Brombeerbüschen und endlich auch die Dickichte der Legföhren, welche ihm guten Schutz gewähren, aufsucht. „Das birkhuhnreichste Gebiet der Schweiz ist ohne Zweifel Graubünden und hier wieder das mit düsterem Bergwalde und finsteren Flühen ausgekleidete Val Mingen, ein selten besuchter Seitenarm des Val da Scarl im Unterengadin. In den struppigen Leg- und Bergkiefern und Arvenbüschen jener Gegend hört man die Hähne im Frühlinge von allen Seiten balzen." Auf den österreichischen Alpen lebt es stets in einem höheren Gürtel als das Auerhuhn, ist hier aber ebenso häufig als in den Karpathen, den bayrischen Alpen, in den dichten Mösern oder Mooren aber ebenfalls noch überall zu Hause: auf den Filzen von Weilheim, Diessen, Rosenheim, Reichenhall rc. kann man im Spätherbste und im Winter, laut Kobell, oft achtzig bis hundert Hähne beisammen sehen. In Frankreich ist es weit verbreitet und geeigneten Ortes nicht selten, in Belgien auf die Grenzgebirge, in Holland auf die Moore von Overijssel, Drentthe und Groningen beschränkt, in Schottland noch allverbreitet, in England seit 1815 von

Holland her wieder eingebürgert worden. In Irland, auf den Färinseln und auf Island fehlt es. Sehr zahlreich bevölkert es Skandinavien von Nordschonen an, und zwar alle Waldungen bis zum Alpengürtel empor, in unvergleichlicher Menge Nord- und Mittelrußland sowie ganz Nord- und Mittelasien, soweit es bewaldet ist. Während unserer Reise in Sibirien fanden wir es innerhalb des Waldgürtels allerorten, in ausgedehnten Birkenwaldungen in Scharen von mehreren hundert Stück vereinigt; Radde stieß in der Gegend des nördlichen Baikalufers fast täglich auf brütende Weibchen oder später auf Birkhuhnketten und erfuhr, daß im Gebiete des unteren Bureja während der Monate Oktober und November von einem einzelnen Kosakenposten gewiß gegen zweitausend Birkhühner erlegt und gefangen worden waren. Weiter oben im Norden des Festlandes der alten Erde nimmt der Vogel rasch an Anzahl ab. Middendorff bemerkt, daß es am unteren Jenisei bis zum siebenundsechzigsten Grade der Breite noch häufig, zwei Grade nördlicher aber nicht mehr auftritt; wir haben es am unteren Ob bereits vom fünfundsechzigsten Grade an vermißt.

Im mittleren Deutschland ist das Birkhuhn ein Standvogel, wenn auch vielleicht nicht im strengsten Sinne; auf dem Hochgebirge und im Norden aber tritt es ziemlich regelmäßige Wanderungen an. So verläßt es, laut Tschudi, in der Schweiz zweimal im Jahre seinen Wohnort und fliegt umher. Im Simmenthale hat man beobachtet, daß es im Spätherbste ziemlich regelmäßig nach den Walliser Bergen hinüberstreicht. Viele von den Wandernden kehren nicht wieder zurück in ihre eigentliche Heimat, werden verschlagen und gerathen in fremdes Gebiet. In den nördlichen Gegenden werden diese Wanderungen regelmäßiger; Radde beobachtete, daß es im Winter in zahlreichen Scharen vom Apfelgebirge zum mittleren Onon wandert und hier auf den Inseln, welche mit Weiden- und Balsampappeln bestanden sind, der reichlichen Nahrung halber Herberge nimmt. Gleiche Wanderungen lassen sich für das mittlere Amurland nachweisen.

„Das Birkhuhn", schildert mein Vater, welcher es ebenfalls vortrefflich beobachtet hat, „ist zwar auch schwerfällig, wie das Auerhuhn, aber in allen seinen Bewegungen gewandter. Es läuft schneller als das Auerhuhn und trägt dabei den Leib wenig nach hinten gesenkt und den Hals vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung bald aufgerichtet, bald wagerecht; der Hals wird bald eingezogen, bald in die Höhe gestreckt. Es steht lieber auf Laub- als auf Nadelholzbäumen und ist weit öfter auf dem Boden als das Auerhuhn. Ungeachtet der kurzen Schwingen ist sein Flug doch sehr gut, geht geradeaus, mit ungemein schnellem Flügelschlage und oft ganze Strecken in einem Zuge fort. Er rauscht zwar auch, aber weit weniger als der des Auerhuhnes und scheint viel leichter zu sein. Die Sinne sind sehr scharf. Es sieht, hört und riecht vortrefflich, ist auch unter allen Umständen vorsichtig." Tschudi sagt, daß es ein ziemlich dummer Vogel und der Ortssinn bei ihm wenig entwickelt sei, daß es seine angeborene Scheu und Wildheit häufiger als Vorsicht und Ueberlegung vor Verfolgungen rette: ich kann diese Behauptung nicht zu der meinigen machen, glaube vielmehr, stets das Gegentheil erfahren zu haben. Nur äußerst selten läßt es sich leicht berücken; in der Regel nimmt es, wie die Taube, das gewisse fürs ungewisse und sucht jeder Gefahr so bald als möglich zu entrinnen. Die Stimme ist verschieden, je nach dem Geschlechte. Der Lockton ist ein helles, kurz abgebrochenes Pfeifen, der Ausdruck der Zärtlichkeit ein sanftes „Back, back", das Lallen der Kinder ein feines Piepen; während der Balzzeit aber entwickelt der Hahn einen Reichthum an Tönen, welche man dem sonst so schweigsamen Vogel kaum zutrauen möchte.

Hinsichtlich der Nahrung unterscheidet sich das Birkhuhn wesentlich vom Auerhuhne: es äst sich unter allen Umständen von zarteren Dingen als dieses. Baumknospen, Blütenkätzchen, Blätter, Beeren, Körner und Kerbthiere bilden seine Aesung. Im Sommer pflückt es Heidel-, Preißel-, Him- und Brombeeren, im Winter Wacholderbeeren, verzehrt nebenbei die Knospen des Heidekrautes, der Birken, Haselstauden, Erlen, Weiden und Buchen, lebt auch wohl ausnahmsweise von jungen grünen Kieferzapfen, wie uns Untersuchung der Kröpfe alter Hähne gelehrt hat, verschmäht dagegen Nadeln fast immer. Ebenso gern wie Pflanzenstoffe nimmt es thierische Nahrung zu sich: kleine Schnecken, Würmer, Ameisenlarven, Fliegen, Käfer und dergleichen; zumal

die Jungen werden fast ausschließlich mit zarten Kerbthieren geatzt. Die Wanderungen, welche der Vogel im Norden unternimmt, geschehen hauptsächlich der Nahrung halber. Wenn in Sibirien Frostwetter eintritt, sieht man das Birkhuhn, laut Radde, in den Vormittagsstunden auf den Kronen der Balsampappeln sitzen, deren dünne Zweige durch den Schnabel ziehen und so die harzigen Knospen abstreifen; dasselbe thut es auch mit den Ruthen der Weißbirke und anderer Laubbäume. Körnerfutter verschmäht es nicht: in Sibirien sahen wir es auf der großen Landstraße im Pferdemiste nach unverdaueten Haferkörnern scharren und wühlen, und in der Gefangenschaft gewöhnt es sich leicht an derartige Nahrung. Quarzkörnchen sind auch ihm Bedürfnis.

Vom Auerhuhne unterscheidet sich das Birkhuhn zu seinem Vortheile durch große Geselligkeit. Die Geschlechter leben, jedes für sich, in mehr oder minder zahlreichen Flügen zusammen. Auch unter den Birkhähnen gibt es einzelne, welche die Geselligkeit meiden, einsam ihre Tage verleben und erst gegen die Balzzeit hin wieder bei ihresgleichen sich einfinden; ihrer sind jedoch wenige. Die Regel ist, daß sich die alten Hähne niemals wirklich trennen, die Hennen nur während der Brutzeit vereinzeln und beide Geschlechter wiederum sich scharen, sobald die Jungen das volle Kleid erlangt haben. Dann bleiben nur noch die Weibchen bei der Mutter, wogegen die Männchen älteren ihresgleichen sich gesellen und mit diesen fortan bis zur nächsten Balze gemeinsam und friedlich leben. Diese Thatsache erklärt die außerordentlich zahlreichen Schwärme der Hähne im Gegensatze zu den stets schwachen Ketten der Hennen. Während wir in Sibirien zu Ausgang des Winters mehrmals Flüge von zwei= bis vierhundert Hähnen sahen, kamen uns immer nur schwache Ketten von Hennen zu Gesichte, sie aber häufiger als jene großartigen Versammlungen. Das Leben des Birkhuhnes ist übrigens ziemlich wechselvoll, schon wegen der Wanderungen, welche im Winter unternommen werden. Um diese Zeit haben die Vögel zuweilen auch ihre liebe Noth um das tägliche Brod; bei tiefem Schneefalle z. B. müssen auch sie sich ihre Nahrung oft recht kümmerlich erwerben, und dann kann es geschehen, daß sie sich lange Gänge unter dem Schnee graben, um etwas genießbares aufzufinden. Im Hochgebirge und im hohen Norden häufen sie sich, wie schon der alte Geßner weiß, bei schlimmem Wetter zusammen, lassen sich förmlich einschneien und verweilen unter der schützenden Schneedecke, bis das Unwetter vorüber ist. Unter solchen Umständen mag es manchmal schlecht um ihren Tisch bestellt sein. Aber die Zeiten bessern sich, und mit den ersten Frühlingstagen zeigt sich die volle Lebenslust, ja der volle Uebermuth unseres Huhnes; denn noch ehe der Schnee weggeschmolzen, beginnt die Balze.

Der Auerhahnjäger mag behaupten, daß die Balze seines Lieblingsvogels von dem Liebesspiele irgend eines anderen Vogels unmöglich übertroffen werden könne: der Nichtjäger wird ihm kaum beistimmen können. Und selbst unter den Waidmännern gibt es viele, welche glauben, daß die Birkhuhnbalze das schönste sei, welches der Frühling bringen kann. Gewiß ist das eine: derjenige, welcher auch nur einmal auf der Birkhahnbalze war, wird sie niemals vergessen. Es trägt vieles dazu bei, den Liebesreigen des Hahnes zu einem überaus anziehenden Schauspiele zu stempeln: die Oertlichkeit und die weiter vorgerückte Jahreszeit, die Menge der Hähne, welche balzen, die Abwechselung ihrer Tänze, die Schönheit und Gewandtheit sowie die weithin den Wald belebende Stimme des Tänzers, der den Reigen begleitende Vogelgesang aus hundert begabten Kehlen und anderes mehr.

In Deutschland beginnt die Balze, wenn die Knospen der Birke aufschwellen, also gewöhnlich in der zweiten Hälfte des März, währt aber während des ganzen April fort und dauert bis in den Mai hinein. In dem Hochgebirge wie in den Ländern des Nordens tritt sie später ein und kann bis zur Mitte des Juni, ja selbst bis zum Juli anhalten. Auch im Spätherbste hört man zuweilen einzelne Birkhähne eifrig kollern, gleichsam als wollten sie sich vorbereiten und einüben; diese schwachen Versuche haben jedoch mit der eigentlichen Balze kaum Aehnlichkeit.

Der Birkhahn wählt zu seinem Liebesspiele einen freien Platz im Walde, am liebsten eine Wiese oder Lehde, auch wohl einen Schlag, auf welchem die junge Baumsaat ihn noch nicht

hindern kann. Er erscheint am Abende in der Nähe desselben, tritt zu Baume und balzt hier in Unterbrechungen bis zum Einbruche der Nacht. Früh in der Morgendämmerung verläßt er die Schlafstelle und begibt sich auf den Boden herab. Wo das Birkwild häufig ist, sammeln sich auf günstigen Plätzen viele an, im Norden oft ihrer dreißig bis vierzig, manchmal hundert. Der erste Hahn, welcher sich zeigt, gibt beim Einstieben einige quiekende Töne von sich, schweigt hierauf einige Zeit und beginnt nun zu blasen oder zu schleifen, worauf die eigentliche Balze anfängt. Im März und in den ersten Tagen des April wird sie noch oft unterbrochen; später währt sie den ganzen Morgen fort, und jeder einzelne Hahn beweist dann eine Ausdauer, welche uns in Erstaunen setzt: in Lappland hörte ich den Birkhahn von elf Uhr abends an bis früh um zwei Uhr ununterbrochen balzen. Bei uns zu Lande pflegt er erst mit Anbruch des Morgens zu beginnen, und so ist es, laut Tschudi, auch im Hochgebirge. „Vor Eintritt der Morgendämmerung, beinahe eine Stunde vor Sonnenaufgang, hört man in den Alpen zuerst den kurzen Gesang des Hausröthlings eine Weile ganz allein; bald darauf erweckt der hundertstimmige Schlag der Ringamseln alles Vogelleben, vom düsteren Hochwalde bis zu den letzten Zwergföhren hinan, und erfüllt alle Flühen und Bergthäler; unmittelbar darauf, wohl eine starke halbe Stunde vor Sonnenaufgang, tönt der klangvolle erste Balzruf des Birkhahnes weit durch die Runde, und ihm antworten hier und dort, von dieser Alpe, von jener Felsenkuppe, aus diesem Krummholzdickichte und von jenem kleinen Bergthalwäldchen herauf die Genossen. Mehr als eine halbe Stunde weit hört man das dumpfe Kollern und zischende Fauchen jedes einzelnen aus allem Vögeljubel deutlich heraus." Die Balze selbst ist Liebestanz und Liebesgesang zugleich. Auf das erste Pfeifen oder Quieken, welches man vom einstiebenden Hahne vernimmt, folgt das sogenannte Blasen oder Schleifen, ein merkwürdiges hohles Zischen, welches Nilsson nicht übel durch die Buchstaben „Tschjo — y" wiedergibt, obwohl es vielleicht noch richtiger durch „Tschj — chsch" ausgedrückt werden dürfte, und unmittelbar daran reiht sich das sogenannte Kollern, welches Bechstein durch die Silben „Golgolgolgolrei", Nilsson aber, und meinem Gefühle nach richtiger, durch die Laute „Rutturu — ruttu — ruiki — urr — urr — urr — rrrutturu — ruttu — rucki" zu übertragen versuchte. Wenn der Hahn sehr hitzig ist, balzt er in einem fort, so daß Kollern und Schleifen beständig abzuwechseln scheinen und man den Anfang und das Ende eines Satzes kaum mehr unterscheiden kann. Es kommt bei ihm nur selten vor, daß er wie der Auerhahn alles um sich her vergißt und sozusagen taub und blind ist; ich kenne übrigens doch Fälle, daß einzelne, auf welche während des Schleifens geschossen wurde, nicht von der Stelle wichen, sondern zu der Meinung verleiteten, daß sie den Knall nicht vernommen. Seine Bewegungen während der Balze sind erregt, lebhaft und absonderlich. „Vor dem Kollern", schildert mein Vater sehr richtig, „hält er den Schwanz senkrecht und fächerförmig ausgebreitet, richtet Hals und Kopf, an welchem alle Federn gesträubt sind, in die Höhe und trägt die Flügel vom Leibe ab und gesenkt; dann thut er einige Sprünge hin und her, zuweilen im Kreise herum und drückt endlich den Unterschnabel so tief auf die Erde, daß er sich die Kinnfedern abreibt. Bei allen diesen Bewegungen schlägt er mit den Flügeln und dreht sich um sich selbst herum." Je hitziger er wird, um so lebhafter geberdet er sich, und schließlich meint man, daß man einen Wahnsinnigen oder Tollen vor sich sehe. Am meisten steigern sich alle Bewegungen, wenn mehrere Birkhähne auf derselben Stelle einfallen; dann werden aus den Tänzern wüthende Streiter. Ihrer zwei stellen sich wie Haushähne gegen einander auf, fahren mit tief zu Boden gesenkten Köpfen auf einander los, springen beide zu gleicher Zeit senkrecht vom Boden auf, versuchen sich zu hauen und zu kratzen, fallen wieder herab, umgehen sich unter wüthendem Kollern mehrmals, nehmen einen neuen Anlauf und streben, sich gegenseitig zu packen. Wird der Kampf ernsthaft, so muß jeder der Kämpfer Federn lassen; aber trotz der scheinbaren Wuth, mit welcher sie kämpfen, kommen kaum, vielleicht niemals ernsthafte Verwundungen vor, und es scheint fast, als wolle einer nur den anderen verscheuchen, nicht aber schädigen. Doch geschieht es, daß der stärkere den schwächeren beim Schopfe packt, wie einen Gefangenen eine Strecke weit wegschleppt,

ihm dann noch einige Hiebe versetzt, ihn zu flüchten zwingt und hierauf frohlockend zum Kampfplatze zurückkehrt, um weiter zu balzen. Starke Hähne pflegen im Laufe des Morgens verschiedene Balzplätze zu besuchen, offenbar in der Absicht, ihre Kraft an mehreren Gegnern zu erproben; sie werden unter Umständen der Schrecken aller jüngeren, minder geübten Hähne, welche sich ihnen wohl oder übel unterwerfen müssen. Der geschlagene Hahn kehrt übrigens gewöhnlich ebenfalls wieder zum Kampfplatze zurück und beginnt von neuem zu streiten oder fliegt einem zweiten Balzplatze zu, um dort sich mit einem anderen Hahne zu messen.

Die Balze lockt gewöhnlich, doch nicht immer, die Hennen herbei, so daß die Hähne nach Abschluß des Liebesreigens den Lohn ihrer Mühen ernten können. In Skandinavien hat man beobachtet, daß ein gefangener Hahn, welcher in einem umzäunten Garten balzte, wiederholt von freilebenden Hennen besucht wurde; bei uns zu Lande bemerkt man die Hennen nur ausnahmsweise in der Nähe der Balzplätze, und die Hähne müssen oft weit nach ihnen fliegen. Haben die Weibchen sich eingefunden, so treten die Hähne mit ihnen in den späteren Morgenstunden zu Baume, kollern noch einige Zeit hier fort und begeben sich sodann gemeinschaftlich nach den Weideplätzen, woselbst die Begattung zu erfolgen pflegt. Ein starker Hahn betritt unter Umständen vier bis sechs Hennen im Laufe des Morgens, ist jedoch nur selten so glücklich, eine derartige Anzahl um sich versammeln zu können.

Gegen Mitte des Mai macht die Birkhenne Anstalt zum Brüten. Ihr Nest ist ebenfalls nur eine seicht ausgescharrte, höchstens mit etwas Genist belegte Vertiefung in einer möglichst geschützten Stelle zwischen hohen Gräsern, unter kleinen Büschen ꝛc. Das Gelege enthält sieben bis zehn, bisweilen wohl auch zwölf Eier von etwa neunundvierzig Millimeter Längs- und fünfunddreißig Millimeter Querdurchmesser, welche auf graugelbem, blaßgrauem oder röthlichgelbem Grunde mit dunkelgelben, rost- oder ölbraunen und grauen Flecken und Punkten dicht bestreut sind. Die Henne brütet zwar nicht so eifrig wie die Auerhenne, aber doch immer noch mit warmer Hingabe, auch ebenso lange, versucht, nahende Feinde durch Verstellungskünste vom Neste abzulenken, und widmet sich im günstigsten Falle der Aufzucht ihrer Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit. Das Jugendleben der Küchlein ist ungefähr dasselbe, und auch der Kleiderwechsel der Jungen geht fast in gleicher Weise wie beim Auerhuhne vor sich. Die Küchlein wissen sich vom ersten Tage ihres Lebens an geschickt zu verbergen, lernen bald flattern und sind schon nach einigen Wochen im Stande, den Alten überall hin zu folgen. Demungeachtet haben sie noch viele Gefahren auszustehen, bevor ihr Wachsthum vollendet ist.

Die Birkhuhnjagd wird von allerlei Raubgezüchte und auch allerorten von den Menschen eifrig betrieben. In Deutschland erlegt man die alten Hähne während der Balze und die jüngeren im Spätherbste beim Treiben. Auf den Hochgebirgen und in den nördlichen Ländern stellt man ihnen, mit Ausnahme der Brutzeit, während des ganzen Jahres nach. Die anziehendste Jagd bleibt unter allen Umständen die während der Balze, schon deshalb, weil um diese Zeit der Waidmann, auch wenn er nicht glücklich war, durch das wundervolle Schauspiel, welches er genießt, genugsam entschädigt wird. Im Norden lauert der Jäger auf solchen Waldplätzen und Mooren, wo Birkhähne zu balzen pflegen, von ein Uhr des Morgens an in einer aus Reisern zusammengebauten Schießhütte auf die sich einstellenden Birkhähne, bis sich einer von ihnen schußrecht naht. Der Knall verscheucht die Gesellschaft; der Schütze aber bleibt ruhig in seiner Hütte sitzen. Nach einiger Zeit beginnt ein Birkhahn wieder zu kollern, ein anderer stimmt ein, ein dritter läßt sich ebenfalls vernehmen, eine Henne lockt dazu, das Kollern auf den Bäumen wird lebhafter, und nach Verlauf von etwa einer Stunde erdreistet sich endlich wieder einer, zum Boden herab zu kommen, beginnt zu blasen, gibt damit den anwesenden das Zeichen, daß der Tanz von neuem beginnen kann, und bald ist der Plan wiederum mit den Tänzern bedeckt. Ein zweiter Hahn wird geschossen; das alte Spiel erfolgt wie vorher, und wenn der Jäger Glück hat, kann er ihrer drei und vier an einem Morgen erlegen. In manchen Gegenden baut man sich auch da, wo Birkhähne bei Sonnenauf-

gange einzufallen pflegen, Schießhütten zum Verstecke. Geübte Schützen locken die verliebten Hähne durch Nachahmung des Blasens oder durch den Laut der Hennen herbei oder bethören die Jungen dadurch, daß sie den Ruf der Mutter hören lassen; kurz, es werden die allerverschiedenartigsten Jagdweisen in Anwendung gebracht. In ganz Rußland und Sibirien betreibt man mit besonderer Vorliebe die Jagd mit der Puppe. Hierunter versteht man einen gut ausgestopften oder aus Werch und Tuch trefflich nachgebildeten Birkhahn, welcher im Spätherbste als Lockvogel benutzt wird. Zu diesem Zwecke begibt man sich vor Tagesanbruch in den Wald und stellt nun mit Hülfe einer Stange die Puppe auf einem der höchsten Bäume der Umgegend so auf, daß sie mit dem Kopfe dem Winde entgegensteht. Auf einer geeigneten Stelle am Fuße des Baumes hat man eine dichtwandige Hütte errichtet, von welcher aus der Baumwipfel überblickt werden kann. Sobald die Puppe aufgepflanzt ist, werden die benachbarten Wälder abgetrieben. Das hier sich aufhaltende Birkwild erhebt sich, gewahrt die in scheinbarer Sicherheit ruhig dasitzende Puppe, fliegt auf sie zu und bäumt dicht neben ihr auf. Auf den ersten Schuß, welcher in der Regel einen Hahn fällt, stieben die anderen zwar ab; bei der außerordentlichen Häufigkeit des Wildes aber erscheinen fortwährend neue, und die Jagd kann zumal für gute Schützen, welche sich einer Erbsenbüchse bedienen, äußerst lohnend ausfallen. Sibirische Jäger versicherten mich, im Laufe eines schönen Morgens bis vierzig Birkhähne, dank der Puppe, erlegt zu haben. In Tirol und in den bayrischen Hochgebirgen wird dem Birkhahne besonders eifrig nachgestellt, weil seine Schwanzfedern als ein beliebter Schmuck von jungen Burschen am Hute getragen werden. Noch vor etwa dreißig Jahren galten diese Spielhahnfedern, laut Kobell, als ein Zeichen der Herausforderung und Rauflust, je nachdem sie am Hute befestigt waren. Nach Tirolersagen trägt der Teufel, wenn er, wie es so häufig geschieht, als Jäger erscheint, einen halben Spielhahnstoß auf seinem Hute, nicht aber auf der linken Seite, wie christliche Jäger, sondern stets auf der rechten, so daß ihn also der Fromme leicht zu erkennen und vor seinen gefährlichen Lockungen sich zu schützen vermag.

Alt eingefangene Birkhühner lassen sich bei geeigneter Pflege jahrelang am Leben erhalten, schreiten, wenn man ihnen genügenden Spielraum gibt, auch zur Fortpflanzung. Nach meinen Erfahrungen ist es unbedingt nothwendig, ihnen einen größeren Raum anzuweisen, welcher zwar gegen Zug geschützt sein, im übrigen aber gänzlich im Freien stehen muß. Bepflanzt man den Boden dieses Raumes mit dichtem Gestrüppe, so wird man mit ziemlicher Sicherheit auf Nachkommenschaft rechnen dürfen; denn der Birkhahn balzt in der Gefangenschaft womöglich noch eifriger als im Freien, läßt sich regelmäßig in jedem Herbste hören, beginnt im Frühlinge mit dem ersten warmen Tage und balzt bis gegen Juni hin ununterbrochen fort. Auch von mir gepflegtes Birkwild hat sich im Käfige fortgepflanzt, und mir befreundete Liebhaber sind so glücklich gewesen, wiederholt Birkhühner zu züchten. Die dem Eie entschlüpften Jungen verlangen dieselbe Pflege wie junge Auerhühner, verursachen, einmal groß geworden, aber kaum mehr Umstände als Haushühner.

In Gegenden, wo Auer- und Birkhühner neben einander wohnen und die Auerhähne außergewöhnlich vermindert worden sind, finden sich zuweilen Auerhennen in der Nähe eines Balzplatzes der Birkhähne ein, um sich von diesen betreten zu lassen, und ebenso geschieht es, daß sich Birkhennen zu unbeweibten Moorschneehähnen in gleicher Absicht gesellen oder wenigstens deren Liebesbewerbungen gestatten. Bis gegen Anfang der dreißiger Jahre kannte man nur die aus der Vereinigung eines Birkhahnes und einer Auerhenne entstandenen Blendlinge und war geneigt, in ihnen eine eigene Art Rauchfußhühner zu sehen; Nilssons ausgezeichnete Forschungen aber und die Entdeckung der Bastarde von Birk- und Moorschneehühnern bewiesen das Irrige dieser Ansicht, welche unter anderen von meinem Vater lange Zeit festgehalten wurde. Seitdem man auch in Gefangenschaft Rackelhühner gezüchtet hat, ist die Blendlingsnatur der letzteren vollständig erwiesen und jeder neue Versuch, das Rackelhuhn zu einer besonderen Art zu erheben, von vorne herein aussichtslos geworden.

Das Rackelhuhn oder Mittelhuhn (Tetrao hybridus, medius, intermedius, urogallides, urogalloides, urogallo-tetricides und urogallo-tetrix), der Blendling zwischen Auer- und Birkhuhn, steht, was Gestalt und Färbung anlangt, ziemlich in der Mitte zwischen seinen beiden Stammeltern, gibt sich aber keineswegs „auf den ersten Blick hin“ als Blendling zu erkennen. Besonders merkwürdig wird es aus dem Grunde, weil seine Färbung eine sehr regelmäßige,



Rackelhuhn (Tetrao hybridus). 1/4 natürl. Größe.

d. h. bei den einzelnen Stücken im wesentlichen gleichartige ist. Der Hahn ist auf dem Oberkörper entweder rein schwarz und glänzend oder auf schwarzem Grunde überall mit grauen Punkten und feinen Zickzacklinien gezeichnet, auf dem Oberflügel schwärzlichbraun und grau durch einander gewässert; über die Schwungfedern zweiter Ordnung verläuft eine breite, unreinweiße Binde und eine solche Spitzenkante; der seicht ausgeschnittene Schwanz ist schwarz, am Ende der Federn zuweilen weiß gesäumt, das Gefieder der Unterseite schwarz, auf dem Vorderhalse und Kopfe purpurschillernd, an den Seiten grau überpudert, auch wohl weiß gefleckt, die Befiederung des Beines weiß, die der Fußwurzel aschgrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz. Das Weibchen ähnelt bald der Auer-, bald der Birkhenne, unterscheidet sich aber von jener immer

durch geringere, von dieser durch bedeutendere Größe. Sehr häufig mag es für eine Birkhenne angesehen werden. Die Länge des Männchens beträgt fünfundsechzig bis fünfundsiebzig, die des Weibchens fünfundfunfzig bis sechzig Centimeter.

Das Rackelhuhn ist überall gefunden worden, wo Auer- und Birkhähne neben einander leben: in Deutschland, in der Schweiz, vornehmlich aber in Skandinavien. Hier werden, laut Nilsson, alljährlich derartige Blendlinge gefangen oder erlegt. Am häufigsten hat man sie in dem nördlichen Theile von Wermeland beobachtet; auch in Norwegen können sie nicht selten sein, da, laut Collett, allwinterlich einige auf den Wildmarkt zu Christiania gebracht werden. Der Rackelhahn hat keine besonderen Balzplätze, sondern findet sich auf denen des Birkhahnes, seltener auf denen des Auerhahnes, ein, regelmäßig zum Aerger der balzenden Hähne und der Jäger; denn im Bewußtsein seiner Stärke geht er mit allen Birkhähnen Kämpfe ein, jagt sie auseinander und treibt sie schließlich in die Flucht, stört mindestens das gewöhnliche Zusammenleben der balzenden Hähne auf das empfindlichste. Die Laute, welche er beim Balzen ausstößt, bestehen in einem röchelnden und grobgurgelnden „Farr, farr, farr“, welches etwas mehr Aehnlichkeit mit dem Balzen des Birkhahnes als mit dem des Auerhahnes hat. Er schleift aber weder, noch thut er einen Hauptschlag wie der Auerhahn, sondern bläst gegen das Ende des Balzens hin wie der Birkhahn, nur weit stärker. Kein einziger Beobachter will gesehen haben, daß er nach dem Balzen die Birkhennen betritt; doch hat diese Behauptung wenig zu bedeuten, da man auch von der Begattung des Auer- und Birkwildes nur in Ausnahmefällen Zeuge wird und das vereinzelte Vorkommen des Rackelhahnes die Beobachtung noch besonders erschwert.

Ueber sein Freileben danke ich dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, welcher das Glück hatte, im April 1877 in Böhmen einen dieser Blendlinge zu erlegen, bemerkenswerthe Mittheilungen. Eingeladen von dem Jagdherrn, diesen Rackelhahn abzuschießen, wurde der hohe Herr von den betreffenden Jagdbeamten zu einem Balzplatze von Birkwild geleitet, auf welchem der Rackelhahn die einstiebenden Birkhähne stets zu überfallen und nach kurzem Kampfe zu vertreiben pflegte. „Als ich mich dem Waldrande näherte und auf ein kleines, vom offenen Felde nur durch ein Wäldchen geschiedenes Feld gelangt war“, erzählt der Erzherzog, „begegnete ich einem Jäger, welcher mir sagte, daß er soeben den Rackelhahn am anderen Ende dieses Feldes am Waldsaume entdeckt habe. Ich blickte hin und sah wirklich die Gestalt eines großen Vogels, dessen dunkles Gefieder sich deutlich vom hell beleuchteten Sandboden abhob. Im ersten Augenblicke erinnerte mich sein Aussehen an das eines kleinen Auerhahnes, nicht aber an das eines Birkhahnes; je mehr ich ihn betrachtete, um so deutlicher fiel mir jedoch, so weit ich auf die große Entfernung hin urtheilen konnte, das von beiden Stammeltern so überaus verschiedene Wesen auf. Der langsame Gang mit großen, bedächtigen Schritten, die Art, Nahrung vom Felde zu suchen, die mehr wagerechte Haltung: alles dies war ganz eigenthümlich und eher dem Gebaren eines Fasanes als eines Rauchfußhahnes ähnlich; auch erstaunte ich, ein Waldhuhn in den ersten Nachmittagsstunden auf dem Felde umherlaufen zu sehen. Doch trug ich in dieser Beziehung der Ebene Rechnung, welche bekanntlich die Sitten und Gewohnheiten der vorwaltend im Hochgebirge lebenden Thiere wesentlich verändert, um so mehr, als ich später Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß auch die Birkhähne der Gegend den Wald verlassen, um in den frühen Morgenstunden oder abends in die Felder zu streichen. Die Jäger sagten mir, der Hahn halte sich immer in der Nähe des Platzes auf, bei welchem ich ihn gesehen hätte, komme erst des Abends in das Moor, oft bis in unmittelbare Nähe des Dorfes, woselbst sein und mehrerer Birkhähne eigentlicher Balzplatz war, streiche beim Beginn der Dunkelheit dann in bedeutender Höhe über das Moor hinweg und dem nahen Walde zu, um tief drinnen in einem höheren Föhrenbestande, meistens auf derselben Stelle, zu übernachten, sei aber morgens, mit Beginn der Morgenröthe, stets auf dem Balzplatze im Sumpfe zu sehen.“ Der Erzherzog schildert nun seine glückliche Jagd und fährt dann fort wie folgt: „Die Gestalt dieses Vogels kann, wenn er steht, als eine schlanke bezeichnet werden; denn der Körper, welchen er besonders

beim Gehen ziemlich wagerecht hält, sieht länglich gestreckt aus. Trippelt er, sich sicher fühlend, ruhig umher, so hebt er die Füße hoch auf und schreitet mit den allen größeren Hühnerarten eigenen Hahnschritten umher. Bei dieser Gelegenheit erinnerten mich seine Bewegungen am meisten an die des Fasanes. Als ich ihn anschlich und vom Walde aus erblickte, bevor er mich gewahrt hatte, stand er mit tief eingezogenem Kopfe und schlaff herabhängenden Flügeln, und das ganze Bild war das eines überaus trägen und verschlafenen Vogels. Da die Menschen ihm bisher nichts zu Leide gethan hatten, und er unter den Vögeln seines Wohngebietes der stärkste war, schien er sich für unüberwindlich zu halten und trat deshalb nicht allein unvorsichtig, sondern dummdreist auf. Nach Versicherung der Jäger soll er sich bei Tage immer so träge und theilnahmslos gezeigt haben. Um so muthiger und zorniger erwies er sich am Balzplatze. Sobald ein Birkhahn erschien, griff er diesen an und vertrieb ihn nach kurzem Kampfe; seine viel bedeutendere Stärke und Größe verhalf ihm selbstverständlich stets zum Siege. Die Jäger sagten mir, daß er in der Balzzeit den Stoß fächerförmig, wie ein Auerhahn, ausbreite, das ganze Gefieder aufrichte und mit aufgeblähtem Halse den merkwürdigen Ruf, welcher ihm seinen Namen verschaffte, das sogenannte Rackeln, erschallen lasse. Dieser Ruf soll aus mehreren in ihrem Tone verschiedenen Absätzen bestehen. Den Beginn macht ein dem Schleifen des Birkhahnes ähnliches Rauschen; ihm folgt ein Glucksen, wie es der Auerhahn vernehmen läßt, und das Ende des Liedes, welches dem Hauptschlage des Auerhahnes verglichen werden muß und die höchste Verzückung ausdrückt, bildet das aus krächzenden und schnarchenden Tönen zusammengesetzte, laute, klanglose Rackeln, welches nach dem Ausdrucke der dortigen Leute nur mit dem Grunzen der Schweine zu vergleichen ist.

„Besagter Rackelhahn war ein in jener Gegend schon seit geraumer Zeit bekannter Vogel. In den letzten Jahren wurden nicht weniger als ihrer drei beobachtet: der erste von ihnen war vom Jagdbesitzer an dem nämlichen Platze, wo ich den meinigen erlegte, abgeschossen, der zweite einige Jahre lang von den Jägern beobachtet und später in einem benachbarten Gebiete, welches er während der Balzzeit besuchte, von einem Bauern erbeutet, der dritte, welchen ich erlegte, schon einige Zeit vor der Balze in den benachbarten Feldern gesehen worden. Die Jäger behaupteten, auch eine große Birkhenne, welche sie als Rackelhenne ansprachen, gesehen zu haben, versicherten aber, daß dieselbe nur in den Nachbarrevieren sich aufhalte. Beachtenswerth ist, daß in allen diesen und auch in den nächsten angrenzenden Waldungen gar kein Auerwild sich aufzuhalten pflegt, und daß erst ziemlich weit davon, etwa zwei Stunden zu fahren, die Grenze des Verbreitungsgebietes des Auerwildes beginnt. Einige der Jäger behaupteten zwar, daß eine oder zwei vereinzelte Auerhennen ohne Hahn in diesen Wäldern vorkämen; andere hingegen stellten diese Angabe als unbegründet dar."

Ueber das Gefangenleben hat Nilsson berichtet. „Ich habe", sagt er, „nach einander drei Rackelhähne im Käfige gehalten und einen von ihnen fünf Jahre lang beobachtet. Im allgemeinen ist der Vogel mehr träge als lebhaft und sitzt fast den ganzen Tag über in ruhender Stellung, mit etwas aufgesträubten Federn, niederhängendem Schwanze und geschlossenen Augen auf seiner Stange. Außer der Frühlingszeit hört man fast nie einen Laut von ihm. Auch nachdem er fünf Jahre im Gebauer zugebracht hatte, war er noch wild und schüchtern; demjenigen, welcher sich dem Käfige näherte, wich er furchtsam aus. Dagegen zeigte er sich gegen kleinere Thiere und Vögel, welche zu seinem Behälter kamen oder von seinem Futter zu fressen suchten, zornig und wüthend, am meisten gegen den Frühling hin. Er rackelte dann auch mit einem grunzenden und knurrenden Laute, sperrte dabei den Schnabel weit auf und bedrohte jeden, welcher ihm sich näherte. Ende März oder zu Anfang des April, je nachdem das Frühlingswetter früher oder später eintrat, begann er zu balzen. Während der Balze ging er nun auch auf seiner Stange oder auf dem Boden des Gebauers hin und her, erhob den Schwanz und breitete ihn fächerförmig aus, ließ die Flügel sinken, sträubte die Halsfedern und richtete den weit geöffneten Schnabel nach oben. Die ersten Laute klangen tiefer als die letzteren, welche in besonderer Aufregung höher und heftiger ausgestoßen, aber doch kaum in einer Entfernung von hundertundfunfzig Schritten vernommen wurden. Im ganzen

bestand sein Balzen aus grunzenden, rasselnden oder knarrenden Lauten, welche er gleichsam hervorkrächzte. In demselben Garten mit ihm, jedoch in einem anderen Käfige, balzte ein Birkhahn, und man hatte somit Gelegenheit, beide zu vergleichen. Der Birkhahn erschien als ein Tonkünstler, welcher eine anmuthige Schäferweise mit Leichtigkeit und einem gewissen Wohlbehagen vorträgt: der Rackelhahn dagegen geberdete sich bei seinem Singen höchst wunderlich, und es kostete ihm sichtlich Mühe, sein rauhes Lied hervorzubringen; dennoch war in diesem ein gewisser Takt und Tonfall nicht zu verkennen. Er balzte den ganzen April hindurch und bis in den Mai hinein, aber nie zeitig des Morgens, sondern bloß am Tage, sowohl vor- wie nachmittags, und nur bei schönem Wetter, Sonnenschein, während oder nach einem warmen Regen. Im Herbste hört man ihn zuweilen auch ein wenig rackeln; während des übrigen Jahres war er stumm. Seine Nahrung bestand in Preißel- und anderen Waldbeeren, so lange solche zu haben waren; auch fraß er gern geschnittene Aepfel, weißen Kohl und anderes Grünzeug nebst Getreidekörnern. Ich selbst erhielt im Jahre 1863 einen Rackelhahn, welcher in Schweden gefangen und bereits eingewöhnt worden war. Dieser Vogel erinnerte in seinem Betragen viel mehr an den Auerhahn als an den Birkhahn, bekundete namentlich die ernste Würde, welche ersteren auszeichnet. Von der Rauflust, die ersterem nachgesagt wird, zeigte er keine Spur; ein kampflustiger Birkhahn, welcher mit ihm in dasselbe Gehege gesperrt wurde, maßte sich im Gegentheile sehr bald die Oberherrschaft über ihn an und richtete ihn in einem Anfalle von Eifersucht derartig zu, daß der arme Blendling späterhin, sobald er seines Gegners ansichtig wurde, eiligst einem buschreichen Winkel zurannte, hier unter Gestrüpp ängstlich sich verbarg, gewöhnlich platt auf den Boden niederdrückte und nicht mehr muckste.

*

Neben dem Auer- und Birkhuhne lebt in den europäischen Waldungen noch ein drittes Mitglied der Familie, das Hasel- oder Rotthuhn (Bonasia betulina, lagopus, sylvestris, rupestris, minor und albigularis, Tetrao bonasia, betulinus und canus, Tetrastes bonasia, Bonasa betulina und sylvestris), welches als Vertreter einer besonderen Sippe angesehen wird. In der Gestalt ähnelt unser Huhn dem bisher besprochenen Verwandten; seine Fußwurzel ist aber nur bis zu drei Viertel ihrer Länge befiedert, und die Zehen sind nackt; der abgerundete Schwanz besteht aus sechzehn Steuerfedern; die Scheitelfedern sind stark verlängert und zu einer Holle aufrichtbar. Beide Geschlechter ähneln sich in Größe und Färbung des Gefieders, obwohl sie sich noch leicht unterscheiden lassen. Das Gefieder ist auf der Oberseite rostrothgrau und weiß gefleckt, der größte Theil der Federn auch mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet; auf dem Oberflügel, dessen Färbung ein Gemisch von Rostgrau und Rostfarben ist, treten weiße Längsstreifen und weiße Flecke deutlich hervor; die Kehle ist weiß und braun gefleckt; die Schwingen sind graubraun, auf der schmalen Außenfahne röthlichweiß gefleckt, die Steuerfedern schwärzlich, aschgrau getuscht und die mittleren rostfarben gebändert und gezeichnet. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß, soweit er nackt, hornbraun. Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle, und die Färbung seines Gefieders ist minder lebhaft, namentlich mehr grau als rostroth. Die Länge beträgt durchschnittlich fünfundvierzig, die Breite zweiundsechzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter. Das Weibchen ist etwa um ein Fünftel kleiner als das Männchen.

Der Verbreitungskreis des Haselhuhnes erstreckt sich von den Pyrenäen an bis zum Polarkreise und von der Küste des Atlantischen bis zu der des Großen Weltmeeres. Innerhalb dieser ausgedehnten Länderstrecken findet es sich jedoch keineswegs allerorten, sondern nur in gewissen Gegenden. Es bevorzugt Gebirge der Ebene, hält sich aber auch dort bloß hier und da ständig auf. Im Alpengebiete, in Bayern, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen ist es nicht gerade selten; in den Rheinländern, Hessen-Nassau, dem südlichen Westfalen und Franken, auf dem Harze und Erzgebirge noch immer heimisch, in Pommern bereits sehr zusammengeschmolzen. Letzteres gilt

auch für Oesterreich-Ungarn, wo es, außer geeigneten Oertlichkeiten des Alpengebietes, hier und da in Niederösterreich, Böhmen und Mähren, häufiger aber in Ungarn und Galizien auftritt. In Italien, wo es vormals an verschiedenen Orten nicht selten war, findet es sich nur noch an wenigen Stellen, so zum Beispiel in Comasco; in Griechenland wie in Spanien hat man es nicht beobachtet; in Frankreich tritt es in den Alpen, Pyrenäen und den westlichen Theilen der Vogesen, in Belgien



Haselhuhn (Bonasia betulina). 1/3 natürl. Größe.

wohl nur in den Ardennen auf; in ganz Norddeutschland, Holland, Dänemark und Großbritannien kommt es nicht vor. Häufig und allverbreitet ist es erst im Norden und zumal im Nordosten Europas, namentlich in Schweden und Norwegen, in Polen, Liv- und Esthland, Rußland und Sibirien. Große, dunkle und gemischte Wälder, insbesondere solche, welche aus Eichen, Birken, Erlen und Nußbäumen, mindestens aus Nadelbäumen, Birken und Espen bestehen, und hier auf der Südseite liegende, wenig besuchte, an steinige, mit Beerengestrüpp bedeckte Halden grenzende Gehänge bilden seine Lieblingsaufenthaltsorte, während es im reinen Nadelholzwalde selten und immer nur einzeln angetroffen wird. In Waldungen, welche seinen Anforderungen entsprechen, wählt es sich dichte Bestände zu seinem Wohnorte, und nach ihnen zieht es sich bei jeder Gefahr zurück. Je

wechselreicher der Wald, um so angenehmer scheint er ihm zu sein. An gewissen Waldstellen findet man es jahraus jahrein, während es andere zeitweilig verläßt, um kurze Streifzüge zu unternehmen. Namentlich die Hähne streichen im Herbste ziemlich regelmäßig nach angrenzenden kleinen Wäldern oder Schlägen, um sich dort an verschiedenen Beeren zu erlaben. Dabei geschieht es denn, daß einzelne oft zehn bis zwanzig Kilometer weit in die Felder und das Feldgesträuch fliegen und förmlich verschlagen werden; doch kehren die meisten gegen Ende des Monats nach den großen Waldungen wieder zurück. Auch im übrigen Jahre wechselt das Haselhuhn mit seinem Aufenthaltsorte. So hält es sich, nach Leyen, im Mai, Juni und Juli vorzugsweise im gemischten Holze und gern an den Rändern des Waldes auf, zieht sich im August nach höheren Waldstellen zurück und nähert sich allmählich den Beerenschlägen, während die einzelnen Hähne sich zu ihren Streifzügen anschicken; im September begegnet man ihm an den Waldrändern und in Gebüschen, sogar in Heidegegenden, falls nur dichte Gebüsche, die Zufluchtsorte, in der Nähe sind; wenn das Laub zu fallen beginnt, verläßt es gewöhnlich den Laubholzwald und zieht sich nach den Nadelholzwäldern zurück; im Oktober trifft man es da, wo die Blätter nicht so stark fallen, und während des Winters endlich begegnet man ihm wiederum im gemischten Walde. In den Schweizer Alpen haust es, laut Tschudi, vorzugsweise in dem unteren und mittleren Waldgürtel der Gebirge, selten auf den Vorbergen und in den Forsten der Ebene. Es ist oft der Begleiter des Auerhuhnes, scheint aber ausnahmsweise höher zu gehen. Auch hier zieht es die Mittagsseite dicht bewaldeter einsamer Berghalden allen übrigen Orten vor und findet sich vorzugsweise in steinigen, mit Wacholder-, Hasel- und Erlenbüschen bewachsenen, von Bächen durchflossenen, mit Tannen und Birken besetzten Gebieten. Im Norden siedelt es sich im Gebirge wie in der Ebene, in Skandinavien am häufigsten am Fuße der Nordischen Alpen an; in Rußland und Sibirien nimmt es in allen zusammenhängenden Waldungen seinen Stand.

Das Haselhuhn lebt gern versteckt und macht sich deshalb wenig bemerklich. Nur selten und bloß zufällig, oder wenn man sich still und versteckt hält, gewahrt man es, am häufigsten noch im Laufen, wenn es, von einem Gebüsche nach dem anderen rennend, einmal eine freie Stelle überschreiten muß, in der rauhen Jahreszeit auch wohl auf stärkeren Aesten eines Baumes sitzend, wo es sich oft der Länge nach hindrückt und auch den Kopf darauf hinstreckt, so daß es sich recht gut verbirgt. Von dünnen Zweigen aus fliegt es, aufgescheucht, meist schnell weg und verbirgt sich im Gesträuche am Boden; vom Boden aus dagegen erhebt es sich, wenn man es hier überraschte, regelmäßig zu einem der nächsten Bäume, um von der Höhe aus den Störenfried neugierig dumm zu betrachten. Wird es nochmals verscheucht, so fliegt es, wenigstens in Sibirien, stets einem dichtwipfeligen Nadelbaume zu, versteckt sich im dunkelsten Gezweige und verhält sich ganz ruhig, oder läuft ungesehen auf die dem Beobachter entgegengesetzte Seite des Baumes und verläßt den Wipfel unbemerkt. Gewöhnlich sitzt und geht es sehr geduckt, wie ein Rebhuhn, wenn es sich unsicher fühlt, dagegen mit mehr erhobenem und im Laufen mit vorgestrecktem Halse. Es ist überraschend schnell und gewandt, kann auch vortrefflich springen. „Ich belauschte eins“, erzählt Naumann, „beim Ausbeeren einer Dohne, welches mit Hülfe der Flügel über anderthalb Meter senkrecht in die Höhe sprang, die erschnappten Beerenbüschel in die Höhe riß, und als es mich in demselben Augenblicke gewahr wurde, schnell damit unter die nahen Wacholderbeerbüsche rannte.“ Die Henne trägt im Laufen die wenig verlängerten Scheitelfedern glatt niedergelegt, während der mit mehr Anstand einherschreitende Hahn die Haube lüftet. Der Flug ähnelt im wesentlichen dem anderer Rauchfußhühner, ist, nach meiner Auffassung, bei weitem leichter, jedoch etwas langsamer als der des Birkhuhnes und, was ich besonders hervorheben möchte, nur beim Aufstehen mit leise schwirrendem, nicht mit laut polterndem Geräusche verbunden, übrigens aber so lautlos, daß man ein im vollen Zuge begriffenes Haselhuhn kaum hört. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht unwesentlich durch die Stimme, und namentlich die Hennen lassen vielfach wechselnde Laute vernehmen. Die jungen einjährigen Hühner ändern, wie Leyen behauptet, ihren Lockruf mit dem

zunehmenden Alter bis zum September des ersten Jahres fünfmal. Es ist schwer, diesen Ruf mit Worten wiederzugeben. Er beginnt im hohen, auf- und absteigenden Diskant und endet in derselben Tonart mit einem kürzeren oder längeren Triller. Die erstjährigen Haselhühner locken, so lange sie zusammen in der Kette leben, einfach: „Pi, pi, pi, pi", und zwar die Hähne ebenso wie die Hennen. Sind die Jungen schon paarungsfähig, wenn auch noch in der Kette, so lassen sie einen Ton vernehmen, welcher etwa durch „Tih" oder „Tihti" ausgedrückt werden kann, später fügen sie noch einen dritten zu, so daß der ganze Stimmlaut „Tih tih — titi" oder „Tih tih — tite" klingt. Der ausgebildete Hahn pfeift ein förmliches Liedchen, welches man durch die Silben „Tih tih — titi diri" wiederzugeben versucht hat. Dieser Ruf wird übrigens ebensowohl im Anfange wie am Ende mehrfach verändert. Die alte Henne unterscheidet sich durch ihre Stimme auffallend von dem Hahne und läßt, namentlich wenn sie davonfliegt, einen sogenannten Läufer hören, welcher sehr fein und leise beginnt, immer lauter und breiter wird und endlich in möglichst schnell auf einander folgenden Tönen endigt. Leyen versucht das ganze durch die Silben „Titititititititikinlkinlkinlkinlkinl" auszudrücken, und Kobell bemerkt, daß ihn die Jäger Oberbayerns durch die Worte „Zieh, zieh, zieh, bei der Hitz in die Höh" zu übersetzen pflegen.

Hinsichtlich der Sinnesanlagen übertrifft das Haselhuhn wahrscheinlich das Birkhuhn, zeichnet sich mindestens durch überaus scharfes Gehör aus; rücksichtlich der geistigen Anlagen steht es mit jenem ungefähr auf gleicher Stufe. Wesen und Lebensart unterscheiden es von den bisher geschilderten Verwandten. Es gehört nicht zu den Hühnern, welche in Vielehigkeit leben, sondern hält sich paar- und familienweise zusammen. Schon im September wählt sich der junge Hahn eine Gefährtin, ohne jedoch die Kette zu verlassen; gegen das Frühjahr hin trennt er sich mit ihr, um zur Fortpflanzung zu schreiten. Auch er hat eine Balze, wie Auer- und Birkhahn, tanzt aber nicht in der ausdrucksvollen Weise wie die genannten, sondern begnügt sich, durch Aufrichten seiner Scheitel-, Ohr- und Kehlfedern und sehr lebhaftes Trillern und Pfeifen der Gattin seine Gefühle kundzugeben. Wenn er recht hitzig ist, pfeift und trillert er, gewöhnlich auf einem geeigneten Baume und in mittlerer Höhe der Krone stehend, von Sonnenuntergang an fast die ganze Nacht hindurch bis zum späten Morgen. Zum Boden herab kommt der balzende Hahn nur unmittelbar vor der Begattung. Die Henne, welche sich auf demselben oder einem benachbarten Baume aufzuhalten pflegt, soll um diese Zeit den Hahn so an sich zu fesseln wissen, daß er sich keinen Augenblick von ihr trennt und nicht einmal durch das Pfeifen anderer Hähne zu Kampf und Streit verlocken läßt, während er sonst einer derartigen Aufforderung unter allen Umständen nachkommt. Erst wenn die Henne brütet, wird seine Kampfslust wieder rege oder doch bemerklich.

Am Fortpflanzungsgeschäfte nimmt er wenigstens in einem gewissen Grade Antheil. Nach der ersten Begattung sucht die Henne einen möglichst gut versteckten Platz unter Gebüsch und Reisern, hinter Steinblöcken, im Farnkraut ꝛc., legt in eine Mulde ihre acht bis zehn, auch wohl zwölf und mehr, verhältnismäßig kleinen, etwa vierzig Millimeter langen, dreißig Millimeter dicken, glattschaligen, glänzenden, auf röthlichbraunem Grunde roth und dunkelbraun gefleckten und getüpfelten Eier und bebrütet sie drei volle Wochen lang so eifrig, daß man in ihre unmittelbare Nähe kommen kann, ehe man sie verscheucht. Während sie sitzt, und so lange die Jungen noch klein sind, treibt sich der Hahn nach eigenem Belieben umher, zumeist allerdings in der Nähe der Gattin, zuweilen aber auch in entfernteren Strichen, zu denen ihn der Lockton eines anderen Hahnes gerufen, und erst wenn die Jungen größer geworden, findet er sich wieder bei der Familie ein, um fortan derselben als treuer Führer und Wächter zu dienen. Das Nest ist äußerst schwer zu finden, weil sein Standort stets mit größter Vorsicht gewählt wird und die Henne bei Annäherung eines Feindes nicht davon hinkt und flattert, sondern still und geräuschlos davonschleicht, während sie, wenn sie die Eier aus freien Stücken verläßt, nie verfehlt, dieselben mit den Niststoffen sorgfältig zu bedecken. Auch die ausgeschlüpften Jungen werden nur zufällig einmal bemerkt. Nach ihrem Eintritte ins Leben hudert sie die Henne noch eine Zeitlang im Neste, bis sie vollkommen abgetrocknet

sind; dann führt sie die Kinderschar baldmöglichst geeigneten Weideplätzen zu. Sobald sie Gefahr wittert, gebraucht sie alle Verstellungskünste, welche in ihrer Familie üblich sind, und die kleinen, dem Erdboden täuschend ähnlich gefärbten Küchlein drücken sich so geschickt zwischen Moos und Kraut, Steine, Baumwurzeln und dergleichen, daß wohl die feine Nase eines Fuchses oder Hühnerhundes, nicht aber das Auge eines Menschen sie wahrnehmen kann. Anfänglich werden sie an sonnige Stellen geführt und hier fast ausschließlich mit Kerbthieren ernährt; später nehmen sie dieselbe Nahrung zu sich wie die Alten, noch immer viele Kerbthiere, aber auch Beeren, Grasspitzen, Blätterknospen und Blütenblättchen der verschiedenen Pflanzen. Sie lernen sehr bald fliegen und vertauschen dann ihren nächtlichen Ruheplatz unter der Mutterbrust mit niederen und höheren Baumästen, auf denen sie sich dicht neben und noch theilweise unter die Mutter niederzusetzen pflegen. Mit dem Flugbarwerden trifft nun auch der Vater wieder bei der Familie ein, und nunmehr bildet die ganze Gesellschaft ein Gesperre, welches bis zum Herbste treu zusammenhält.

Leider wird das Haselhuhn bei uns zu Lande, trotz des ihm abseitens der Menschen gern gewährten Schutzes, von Jahr zu Jahr seltener. Raubsäugethiere und Raubvögel mögen viele Jungen wegnehmen; es müssen aber auch noch andere Ursachen zu dieser in mancher Hinsicht auffallenden Verminderung beitragen. In vielen Gegenden, wo es früher Haselhühner gab, sind sie jetzt verschwunden, ohne daß man eigentlich sagen kann, warum. Dagegen wandern sie in einzelne Waldungen auch wieder ein. So ist es geschehen in einigen Wäldern an dem südlichen Abhange des Erzgebirges, woselbst man gegenwärtig bereits wieder namhafte Flüge antrifft.

Da, wo das Haselhuhn häufig ist, wird es in Menge erlegt; denn sein Wildpret ist unbestritten das köstlichste, welches die Ordnung der Scharrvögel überhaupt gewährt. Die Jagd wird entweder mit Hülfe des Vorstehhundes oder, und wohl mit größerem Vergnügen, vermittels der sogenannten Locke betrieben. Letztere ist eine Pfeife, auf welcher der Ruf des Hahnes täuschend nachgeahmt und jedes kampflustige Männchen herbeigezogen wird. Glücklicherweise gehört zu dieser Jagdart eine gewisse Kunstfertigkeit oder mit anderen Worten ein zünftiger Jäger. Wie bei anderen Hühnern erregen die letzten schönen Herbsttage auch das Haselhuhn und machen es geneigt, mit anderen seinesgleichen zu kämpfen, zu streiten. Diese sogenannte Kampfzeit währt von den ersten Tagen des September an bis zu Ende des Oktober, und sie ist es, welche zur Jagd benutzt wird; namentlich die ersten Tage des September sind hierzu geeignet, falls die Witterung günstig ist. Der Jäger, welcher auf der Locke mit Erfolg Haselhühner jagen will, muß nicht nur die Jagdart, sondern auch den Wald genau kennen; denn die Hauptsache ist und bleibt, einen geeigneten Standort zu wählen und während des Ganges möglichst wenig Geräusch zu verursachen. In der Frühe des Morgens bricht man auf, schleicht durch den Wald und stellt sich da, wo man Haselhühner weiß oder vermuthet, hinter einem hochschaftigen Baume auf. Hauptbedingung des Standortes ist ein im Umkreise von dreißig Schritten freier, d. h. nicht mit Gestrüppe oder Heide bedeckter Boden, weil der herbei gelockte Haselhahn nicht immer geflogen, sondern sehr oft gelaufen kommt, dann selbstverständlich jede Deckung benutzt und regelmäßig den Schützen eher entdeckt, als dieser sein Wild. Der schulgerechte Jäger stellt oder lehnt sich, nachdem er den passenden Standpunkt gefunden, an seinen Baum, bringt sein Gewehr von der Schulter in die Hand, spannt den Hahn, nimmt die Locke und ruft nun zunächst als jüngerer Haselhahn. Bei günstigem Wetter kommt der getäuschte Hahn auf den ersten Ton geflogen, und zwar so schnell, daß der Jäger kaum Zeit hat, die Locke aus dem Munde zu nehmen. Er erkennt aus der größeren oder geringeren Stärke des Aufbrausens, ob der Hahn von einem Baume auf den anderen geflogen ist oder sich von dem Baume auf die Erde geworfen hat, weiß also im voraus, von welcher Seite sein Wild ankommen wird, stellt sich günstig zurecht, lockt noch einmal, um jenem die Stelle genau zu bezeichnen, sieht schußfertig nach der betreffenden Gegend hin und wird so in der Regel den ankommenden Hahn schon von weitem wahrnehmen können. Läuft dieser auf dem Boden dahin, so wartet der Schütze, bis er hinter eine Baumwurzel oder hinter eine Erdvertiefung tritt, benutzt

diesen Augenblick zum Anschlage, zielt ruhig und drückt ab, sobald der Hahn auf funfzehn, zwanzig oder höchstens dreißig Schritte zum Vorscheine kommt; denn es handelt sich auch darum, daß der Vogel im Feuer zusammenbricht. Ein angeschossenes Huhn geht fast regelmäßig verloren, sei es, indem es sich unter eine Baumwurzel verkriecht oder in Moos vergräbt, oder sei es, indem es fliegend einen dichtästigen Baum erreicht, in dessen Krone es sich bis zum Verenden verbirgt. Erscheint das Wild nicht nach dem ersten Locken, so muß der Jäger wenigstens fünf Minuten lang ruhig sitzen, bevor er wieder ruft, weil er in den meisten Fällen annehmen darf, daß sein Wild die Lockung doch vernommen und dann von selbst kommt, um nachzusehen. Fliegt der Hahn auf den Lockruf herbei, so muß in demselben Augenblicke, in welchem er sich auf den Baumast wirft, geschossen werden; denn sobald der Vogel den Menschen wahrnimmt, geht er auf und davon. Ein alter Hahn, welcher früher durch Verscheuchung, Fehlschüsse oder unrichtiges Locken betrogen und mißtrauisch gemacht wurde, kommt weder gehend, noch fliegend unmittelbar auf die Locke, sondern läuft oder fliegt in solcher Entfernung rundum, daß man selten zum Schusse kommt. Lockt ein Haselhahn entgegen, so will er damit sagen, daß er nicht Lust oder Muth hat, sofort zu erscheinen. Dann heißt es für den Jäger geduldig warten; doch thut er wohl, wenn er ein- oder zweimal lockt, um jenem seinen Standpunkt möglichst richtig anzudeuten. Der Haselhahn antwortet darauf gewöhnlich noch einigemal und verstummt wieder. Aber nach fünf bis zehn Minuten geschieht eine Ueberraschung. Man hört plötzlich Aufbrausen; der Hahn kommt in einem Zuge heran und wirft sich vor die Füße des Jägers, oft mit solcher Heftigkeit, daß vorhandenes, trockenes Laub förmlich aufstiebt. In der festen Ueberzeugung, auf diesem Punkte seine Kameraden zu finden, bemerkt er zwar etwas, welches nicht aussieht wie Holz, erkennt aber doch nicht sofort den Menschen und schickt sich dann langsam zum Abmarsche an. Diesen Augenblick der Verblüfftheit muß der Jäger zum Schuss: benutzen. Geräth der Schütze zwischen viele Haselhühner, welche getrennt, einzeln oder paarweise, in hörbarer Weite von einander sich befinden und rundum gleichzeitig antworten und locken, so kommt auf seinen Anruf nur zufällig ein Haselhuhn herbei. Der geübte Jäger weiß aber in solchen Fällen Rath, indem er als Henne lockt; dann wird es ruhig, und er kann nunmehr seine Jagd beginnen. Oft geschieht es, daß er von einem und demselben Standpunkte aus mehrere Hähne erlegt; denn der Knall des Gewehres stört diese nicht, so lange der Jäger seinen Stand nicht verläßt oder sich überhaupt nicht bewegt. Dies darf erst geschehen, wenn sich der Schütze einem zweiten Stande zuwendet. So beschreibt Leyen sachgemäß und richtig diese anziehende Jagd.

Gefangene Haselhühner gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter, werden aber selten zahm. Im Anfange ihrer Gefangenschaft geberden sie sich ungemein ängstlich, und wenn der Raum, in dem man sie hält, nicht groß genug ist, rennen sie sich beim Erscheinen eines Menschen zu Tode. Sind sie jedoch einmal eingewöhnt und haben sich mit ihrem Pfleger befreundet, so erfreuen sie diesen auf das höchste; denn sie bleiben auch im Käfige anmuthig und liebenswürdig.

*

Unter den Rauchfußhühnern Nordamerikas gibt es mehrere, welche unserem Auer- und Birkgeflügel bis auf die Größe und Farbenvertheilung ähneln; andere aber bekunden ein durchaus selbständiges Gepräge. Unter ihnen scheint mir das Prairiehuhn (Cupidonia cupido und americana, Tetrao und Bonasa cupido) besonderer Auszeichnung werth. Die Sippe, welche es vertritt, unterscheidet sich von anderen Waldhühnern durch zwei lange, aus ungefähr achtzehn schmalen Federn gebildete Büschel, die zu beiden Seiten des Halses herabhängen und hier nackte Hautstellen bedecken, welche wiederum die Lage von blasenartigen, mit der Luftröhre in Verbindung stehenden Hautsäcken bezeichnen. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung, sondern höchstens dadurch, daß die Schmuckfedern beim Männchen länger sind als beim Weibchen. Im übrigen ähnelt das Prairiehuhn hinsichtlich seines Leibesbaues dem Auerhuhne; doch ist der aus achtzehn breiten, zugerundeten Federn bestehende Schwanz verhältnismäßig kürzer als bei jenem,

im Fittige die vierte Schwinge die längste und das Kopfgefieder einigermaßen verlängert. Die Federn der Oberseite sind schwarz, blaßroth und weiß, die Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert, wodurch ein schwer zu beschreibendes Gemisch gedachter Farben entsteht; der Bauch ist weißlich; die Schwungfedern sind graubraun, ihre Schäfte schwarz, ihre Außenfahnen röthlich gefleckt, die Steuerfedern dunkel graubraun, mit schmutzigweißem Spitzensaume, die Federn der Wangengegend und Kehle gelblich, die ein Band unter dem Auge bildenden braun, die langen am Halse dunkelbraun an der äußeren, blaß gelbroth an der inneren Fahne. Das Auge ist kaffee-



Prairiehuhn (Cupidonia cupido). 1/3 natürl. Größe.

braun, die Braue scharlachroth, der Schnabel dunkel hornfarben, der Fuß, so weit er nackt, orangegelb; dieselbe Färbung zeigen auch die nackten Theile am Hinterhalse. Die Länge beträgt fünfundvierzig, die Breite fünfundsiebzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter.

„Als ich zuerst in Kentucky verweilte“, sagt Audubon, dessen Schilderung ich vorzugsweise benutzen werde, „war das Prairiehuhn so häufig, daß man sein Wildpret nicht höher schätzte als gewöhnliches Fleisch, und daß kein wirklicher Jäger es für würdig hielt, darauf zu jagen. Man sah diese Hühner mit derselben Mißgunst an wie in anderen Theilen der Vereinigten Staaten die Krähen, und zwar infolge der Verheerungen, welche sie auf Fruchtbäumen und in Gärten während des Winters oder auf den Feldern im Laufe des Sommers anrichteten. Die Bauernkinder oder die Negerbuben waren vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, mit Hülfe von Klappern die unwillkommenen Gäste zu vertreiben, und allerhand Fallen und Schlingen wurden gebraucht, um sie zu fangen. In jenen Tagen geschah es häufig, daß zur Winterzeit Prairiehühner ins Gehöft der Bauern kamen und hier mit den Hühnern fraßen, daß sie sich auf den Häusern freiwillig niederließen oder in den Straßen des Dorfes umherliefen. Ich erinnere mich, daß man mehrere in einem

Stalle fing, welchen sie, Putern nachfolgend, freiwillig aufgesucht hatten. Im Laufe desselben Winters erlegte ein Freund von mir vierzig Stück von ihnen, zu dem einzigen Zwecke, um sich im Büchsenschießen zu üben; denn er hielt es nicht der Mühe werth, die erlegten aufzunehmen: so übersättigt war er und alle Glieder seiner Familie mit dem Wildprete jener Hühner. Meine eigenen Diener zogen fetten Speck dem Braten der Prairiehühner vor."

Diese Erzählung klingt auffallend genug, wenn man weiß, daß sie sich auf dasselbe Land bezieht, in welchem man vor siebzig Jahren das Stück dieser Hühner für einen Cent kaufen konnte, gegenwärtig aber kaum ein einziges gefunden wird. Auch die Prairiehühner haben Kentucky verlassen und ziehen sich, wie die Indianer, weiter und weiter nach Westen zurück, um den Mordgelüsten des weißen Mannes zu entgehen. In den östlichen Staaten, wo sie noch vorhanden sind, danken sie ihr Bestehen nur Jagdgesetzen, welche man zu ihrem Schutze erlassen hat. Der Jäger, welcher sie noch in Masse finden will, muß weit nach Westen ziehen; denn auch gegenwärtig währt die Verfolgung fort, und dieselbe Klage, welche Audubon aussprach, gilt heute noch.

Abweichend von den bisher beschriebenen Familienverwandten bewohnt das Prairiehuhn ausschließlich wald- und baumlose Ebenen. Dürre, sandige Strecken, welche nur spärlich mit Buschwerk bestanden, aber mit Gras bewachsen sind, bilden seine Aufenthaltsorte; von dem bebauten Lande zieht es sich jedoch nicht zurück, sondern sucht Felder eher auf, weil sie ihm reichliche Nahrung gewähren. Mehr als andere Rauchfußhühner gleicher Größe ist es auf den Boden gebannt, bäumt höchstens bei schwerem Wetter oder um Beeren und Früchte von Büschen und Bäumen abzupflücken und verbringt auch die Nacht in der Tiefe zwischen Gras und Gestrüpp. Im Winter tritt es Streifzüge an, welche man in gewissem Sinne Wanderungen nennen kann, weil sie einigermaßen regelmäßig geschehen; doch haben sie bloß den Zweck, günstige Weideplätze aufzusuchen und werden deshalb auch keineswegs überall, sondern nur hier und da und in gewissen Wintern ausgeführt, so daß viele Jäger unsere Hühner mit Recht als Standwild ansehen.

In seinen Bewegungen erinnert es vielfach an unser Haushuhn; jedenfalls ist es viel plumper und schwerfälliger als das Haselhuhn. Wenn es plötzlich gestört wird, erhebt es sich; wenn es aber den Verfolger von fern wahrnimmt, und der Raum vor ihm offen ist, läuft es mit größter Eile davon, einem der nächsten Grasbüsche oder Buschdickichte zu, verbirgt sich hier und drückt sich, bis ihm der Jäger sehr nahe kommt. Auf frisch gepflügten Feldern sah es Audubon mit aller Macht unter Zuhülfenahme der Flügel dahinrennen, hinter größeren Schollen sich niederdrücken und dann wie durch Zauberei aus dem Auge verschwinden. Auf dicken Baumzweigen bewegt es sich mit Geschick, auf schwächeren erhält es sich nur mit Hülfe der Flügel im Gleichgewichte. Der Flug ist kräftig, regelmäßig und ziemlich schnell, auch recht anhaltend, das Schwingengeräusch minder laut als bei anderen Rauchfußhühnern. Es bewegt sich durch die Luft mit wiederholten Flügelschlägen, auf welche dann bei stark niedergebeugten Schwingen ein langsames Gleiten folgt; währenddem pflegt es das unter ihm liegende Gebiet zu übersehen. Beim Aufstehen ruft es gewöhnlich vier- oder fünfmal nach einander. Von dem Hunde läßt es sich nicht stellen, sucht vielmehr lieber sein Heil in der Luft, und erhebt sich wo möglich in weiter Entfernung von dem Schützen. Die gewöhnliche Stimme unterscheidet sich wenig von dem Gackern unseres Haushuhnes; während der Paarungszeit aber läßt der Hahn höchst eigenthümliche Laute vernehmen. Er bläst die Luftsäcke zu beiden Seiten des Halses auf, so daß sie in Gestalt, Farbe und Größe einer kleinen Orange ähneln, biegt den Kopf zum Boden herab, öffnet den Schnabel und stößt nach einander mehrere, bald lauter, bald schwächer rollende Töne aus, welche denen einer großen Trommel nicht ganz unähnlich sind, erhebt sich hierauf, füllt die Luftsäcke von neuem und beginnt wiederum zu „tuten". An einem Prairiehahne, welchen Audubon zahm hielt, bemerkte er, daß die Luftsäcke nach dem Ausstoßen jener Töne ihre Rundung verloren und einen Augenblick lang wie geborstene Blasen aussahen, aber nach wenigen Minuten wieder ihre Fülle erlangt hatten. Dies veranlaßte ihn, die Luftsäcke vermittels einer Nadel zu öffnen, und das Ergebnis war, daß der Vogel jene Laute nicht mehr hervorbringen

konnte. Ein Hahn, bei welchem unser Forscher nur eine Zelle geöffnet hatte, vermochte noch zu tuten; die Laute waren aber viel schwächer als früher. Sobald die Paarungs- und Kampfzeit vorüber ist, schrumpfen die Luftsäcke zusammen, und während des Herbstes und Winters haben sie sich bedeutend verringert. Bei jungen Hähnen treten sie mit Ausgang des ersten Winters in Thätigkeit, vergrößern sich aber noch mit den Jahren mehr und mehr.

Die Aesung des Prairiehuhnes besteht ebensowohl aus Pflanzenstoffen wie aus Kleingethier der verschiedensten Art. Im Laufe des Sommers werden Wiesen und Kornfelder, im Herbste die Gärten und Weinberge, im Winter Gegenden, in denen es viele Beeren gibt, aufgesucht. Beeren aller Art liebt dieses Huhn ganz ungemein, auch Baumfrüchte, Aepfel z. B., behagen ihm sehr, und Getreide aller Art bildet einen Hauptheil seiner Nahrung: es frißt ebensowohl die jungen Spitzen der Blätter wie die reifen Körner desselben, kann deshalb im Felde wie im Garten lästig werden. Anderseits nutzt es aber auch wieder durch Aufzehren von schädlichen Kerfen, Schnecken und dergleichen. Besonders erpicht scheint es auf Heuschrecken zu sein, und wenn ein Glied der Gesellschaft solchen fetten Bissen erspäht hat, rennen alle übrigen hinter ihm drein, um womöglich an der Mahlzeit theilzunehmen. Daß es andere Kerbthiere, namentlich Ameisenhaufen, auch nicht verschmäht, braucht kaum erwähnt zu werden.

Gegen den Winter hin schlägt sich das Prairiehuhn da, wo es häufig ist, in zahlreiche Flüge zusammen, welche sich erst mit Anbruch des Frühlings wieder sprengen. Dies geschieht, sobald der Schnee geschmolzen ist und die ersten Grasblätter sich zeigen; es bleiben dann jedoch immer noch Trupps von zwanzig und mehr Stücken bei einander. Jede dieser Gesellschaften wählt sich jetzt einen besonderen Platz, auf welchem sie täglich zusammenkommt, um die nunmehr beginnenden Liebesspiele und Tänze aufzuführen. Erregt durch den Paarungstrieb, fliegt das Männchen, ehe noch der erste Schimmer des Tages im Osten sich zeigt, eilig jenen Balzplätzen zu, um die Nebenbuhler, welche dort sich einfinden, zum Kampfe herauszufordern und mit ihnen zu streiten. Es trägt in dieser Zeit sein Hochzeitkleid, und zwar mit einem Selbstbewußtsein, welches von keinem anderen Vogel übertroffen werden kann. Jeder einzelne Hahn spreizt sich, so viel er kann, blickt voll Verachtung auf den anderen herab, und geht mit den stolzesten Geberden an ihm vorüber. Gesenkten Leibes, das Spiel ins Rad geschlagen und nach vorwärts übergebogen, die fächerförmig zertheilten Federn am Halse wie eine gesteifte Halskrause gebreitet, die orangegelben Luftbehälter zu Kugeln aufgeblasen, die Schwingen wie bei anderen balzenden Hühnern vom Leibe ab und gesenkt getragen, auch auf dem Boden unter hörbarem Geräusche geschleift: so rennen sie eilig neben einander dahin und gegen einander los. Ihre Augen leuchten von Kampfeslust, die erwähnten sonderbaren Laute, welche durch jene Behälter merkwürdig verstärkt werden, erfüllen die Luft, und der erste Lockton einer Henne gibt das Zeichen zur Schlacht. Die kämpfenden Hähne gehen gegen einander an, springen hoch vom Boden empor, abgeschlagene Federn wirbeln hernieder, und einzelne Blutstropfen, welche von dem zerkratzten Halse herabrieseln, beweisen zur Genüge, daß der Kampf ernsthaft gemeint ist. Hat ein starker Hahn einen schwächeren in die Flucht geschlagen, so sucht er sich einen zweiten Gegner heraus, und oft kann man sehen, daß einer nach dem anderen vor diesem Recken unter den nächsten Büschen Zuflucht suchen muß. Wenige von ihnen verweilen auf dem Plane und behaupten, so abgehetzt sie auch sind, das Schlachtfeld, langsam und stolz auf ihm hin- und herschreitend; sodann suchen Sieger und Besiegter die Hennen auf, um von ihnen der Minne Lohn zu empfangen. Nicht selten geschieht es, daß ein bereits verehelichtes Männchen plötzlich von einem Nebenbuhler überfallen wird, welcher, durch das Liebesgeplauder der Vermählten herbeigezogen, sich fliegend mit rasender Eile auf den Glücklichen stürzt. Dann drückt sich die Henne sofort auf den Boden nieder, unter die Brust ihres Gemahles, welcher, stets zum Kampfe bereit, sich dem Gegner stellt und alle seine Kraft aufbietet, um ihn zu vertreiben.

In Gegenden, wo das Prairiehuhn wenig vom Menschen zu leiden hat, hört man sein Brummen oder Tuten nicht allein in den frühen Morgenstunden, sondern von Sonnenaufgang bis

zum Niedergange, während man da, wo die kampfeslustigen Thiere den stärkeren Feind über sich wissen, selten nach Sonnenuntergang noch einen Laut von ihnen vernimmt. Hier wird stets ein verborgener Kampfplatz gewählt, und der Streit selbst so rasch wie möglich ausgekämpft. Junge Hähne streiten auch im Herbste, während die jungen Hennen um diese Zeit zu friedlicherem Thun sich zusammenscharen.

Je nach der südlicheren oder nördlicheren Lage eines Standortes legt die Henne früher oder später, von Anfang des April an bis zu Ende des Mai. Audubon fand in Kentucky Nest und Eier schon in den ersten Tagen des April, glaubt aber, daß die eigentliche Nistzeit doch erst in den Mai fällt. Das Nest wird ohne jegliche Sorgfalt aus trockenen Blättern und Gräsern zusammengebaut, unter allen Umständen aber zwischen hohem Grase oder unter dicht zum Boden herabhängendem Gebüsche wohl verborgen. Die acht bis zwölf Eier, welche in der Größe denen des Haushuhnes gleichkommen, etwa fünfundvierzig Millimeter lang, zweiunddreißig Millimeter dick und lichtbräunlich, fast wie Perlhuhneier gefärbt sind, werden in achtzehn bis neunzehn Tagen gezeitigt, die Jungen, sobald sie gehfähig, von der Mutter ohne Mithülfe des Männchens erzogen und unterrichtet. Eine Prairiehenne mit ihren Küchlein erinnert in jeder Hinsicht an eine Familie unserer Haushenne: die Alte bekundet ihren Kindern gegenüber dieselbe Zärtlichkeit und Mütterlichkeit wie jene. Anfangs werden die Küchlein ebenfalls vorzugsweise mit Kerbthieren geatzt, später auf Waldwege und an ähnliche nahrungversprechende Orte geführt. Oft sieht man sie Düngerhaufen durchscharren, um hier die noch unverdauten Getreidekörner aufzunehmen. Bei Annäherung eines Raubthieres oder Menschen stößt die Henne einen Warnungslaut aus: die Jungen verschwinden darauf wie durch Zauberschlag, und jene sucht nun durch die bekannten Künste der Verstellung den Feind von ihnen abzuführen. „Einmal", erzählt Audubon, „scheuchte mein Pferd eine solche Familie vom Wege auf. Die kleinen Küchlein erhoben sich sofort in die Luft, zerstreuten sich, einige Meter weit wegfliegend, nach allen Seiten hin, fielen auf den Boden herab und hielten sich hier so still und versteckt, daß ich nicht ein einziges mehr auffinden konnte, obgleich ich einen großen Theil meiner Zeit darauf verwendete, sie aufzusuchen."

Ungestört brütet das Prairiehuhn nur einmal im Jahre; werden ihm jedoch die ersten Eier geraubt, so sucht es diesen Verlust zu ersetzen; das zweite Gelege enthält aber immer weniger Eier als das erste. Im August sind die Küchlein etwa so groß wie die Baumwachteln und bereits im Flattern wohl geübt, um die Mitte des Oktober vollkommen ausgewachsen.

Alle geeigneten Raubthiere Nordamerikas, insbesondere Prairiewolf und Fuchs, die verschiedenen Marder und Stinkthiere, Falken und Eulen, sind schlimme Feinde der wehrlosen Hühner, schlimmere vielleicht als der Mensch, welcher wenigstens neuerdings eingesehen hat, daß die Jagd nur dann erhalten werden kann, wenn seiner Zeit strenge Hegung stattfindet. In den dreißiger Jahren erschien ein Gesetz zum Schutze der Prairiehühner, welches jeden mit zehn Dollars Strafe bedroht, der ein Stück dieses Wildes außer der auf die Monate Oktober und November beschränkten Jagdzeit erlegte. Es ist wahrscheinlich, daß infolge dieses Gesetzes die Zahl der Hühner an gewissen Orten sich wieder beträchtlich vermehrt hat; denn gegenwärtig erhalten wir allwinterlich Massen von ihnen auch auf unsere Märkte geliefert, und zuweilen können wir hunderte von lebenden kaufen. Die Jagd selbst wird auf verschiedene Weise ausgeführt und von einzelnen Jägern mit Leidenschaft betrieben. Früher wurden viele Hühner auf ihren Balzplätzen erlegt, diese auch wohl mit Asche beschüttet und die balzenden Hähne mit Stöcken erschlagen, nachdem sie durch die aufgewirbelte Asche gewissermaßen erblindet waren. In viel größerer Anzahl noch wurden und werden die Hühner gefangen. „Ich beobachtete", sagt Audubon, „mehrere Nächte nach einander viele Prairiehühner beim Schlafengehen auf einer nicht weit von meinem Hause entfernten Wiese, welche mit hohem Grase dicht bedeckt war, und beschloß, nachts einen Fangversuch zu machen. Zu diesem Zwecke nahm ich ein großes Zugnetz und ging in Begleitung einiger Neger, welche Laternen und lange Stöcke trugen, auf die betreffende Stelle; die Netze wurden aufgestellt, und die Jagd begann. Als wir

das erste Huhn aufscheuchten, flog es glücklicherweise gerade gegen das Netz, und als einen Augenblick später eine erhebliche Anzahl anderer geräuschvoll sich erhob, strichen auch diese derselben Richtung zu. Das Netz wurde sodann flach auf den Boden niedergedrückt und ein gefangener nach dem anderen in Sicherheit gebracht. Dreimal wiederholten wir unseren Versuch mit demselben Erfolge; dann aber mußte ich die Jagd aufgeben, weil die Neger ein lautes Gelächter nicht mehr unterdrücken konnten. Mit Beute beladen zogen wir heim. Am nächsten Morgen ließ sich kein einziges Huhn auf jener Wiese sehen, obgleich gewiß mehrere hunderte von ihnen entkommen waren."

„Gefangene Prairiehühner", berichtet Audubon ferner, „werden sehr bald zahm, brüten auch leicht. Ich habe oft mich gewundert, daß man sie nicht längst schon zu Hausthieren gemacht hat. Während ich mich in Henderson aufhielt, kaufte ich sechzig lebende, meist junge Prairiehühner, welche für mich gefangen worden waren, verschnitt ihnen die Flügel und ließ sie in einem Garten von vier Acker Flächeninhalt frei umherlaufen. Nach einigen Wochen waren sie bereits so an mich gewöhnt, daß ich mich ihnen nähern durfte, ohne sie zu erschrecken. Ich gab ihnen Getreide, und sie selbst suchten sich verschiedene andere Pflanzenstoffe. Im Laufe des Winters legten sie vollends alle Furcht ab, liefen im Garten umher wie zahme Hühner, vermischten sich auch wohl mit diesen und fraßen meiner Frau sozusagen aus der Hand. Einige Hähne von ihnen waren so muthig geworden, daß sie es mit Haus- und Truthähnen aufnahmen. Jeder einzelne von ihnen wählte sich abends seinen besonderen Sitzplatz und richtete seine Brust stets dem Winde entgegen. Als der Frühling kam, brüsteten sie sich und tuteten und kämpften wie in der Freiheit. Viele Hennen von ihnen legten auch Eier, und eine gute Anzahl von Jungen wurde erbrütet. Aber die Hühner thaten meinem Garten zuletzt so viel Schaden, daß ich sie abschlachten mußte."

In unseren Thiergärten haben wir uns bisher vergeblich bemüht, ein ähnliches Ergebnis zu erzielen. Wir haben die Prairiehühner dutzendweise gekauft, ihnen das verschiedenste Futter vorgelegt, sie in geschlossenen oder in freien Gehegen gehalten, immer aber erfahren müssen, daß sie starben, ohne daß wir uns erklären konnten, warum. Diese Erfahrung haben wir nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England, Belgien und Holland machen müssen und gegenwärtig beinahe die Lust verloren, uns fernerhin mit dem undankbaren Versuche, gedachte Hühner bei uns einzubürgern, zu befassen. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß wir Prairiehühner bei uns eingewöhnen könnten; der Versuch müßte aber im großen ausgeführt werden. Man sollte mindestens einige Dutzend kräftige Vögel an einer geeigneten Oertlichkeit freigeben und sie gänzlich sich selbst überlassen. Unter solchen Umständen würden sie wahrscheinlich gedeihen, so verschieden unsere Heiden und die Prairien Amerikas auch sein mögen. Jedenfalls ist das Prairiehuhn einen solchen Versuches werth.

*

Eine der merkwürdigsten und anziehendsten Gruppen der Familie ist die der Schneehühner (Lagopus), ebensowohl wegen des auffallenden und noch keineswegs genügend erforschten Federwechsels als auch wegen der Lebensweise ihrer Mitglieder. Diese kennzeichnen sich durch sehr gedrungene Gestalt, kleinen, mittellangen und mittelstarken Schnabel, verhältnismäßig kurze Füße, deren Läufe und Zehen mit haarigen Federn bekleidet sind, mittellange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, kurzen, sanft abgerundeten oder geraden, aus achtzehn Federn gebildeten Schwanz sowie durch ein sehr reiches Federkleid, dessen Färbung in der Regel mit der Jahreszeit wechselt. Die Nägel, welche die Zehen bewehren, sind verhältnismäßig die größten, welche die Rauchfußhühner überhaupt besitzen, und an ihnen zeigt sich der jährliche Wechsel am deutlichsten. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, und die Jungen erhalten bald das Kleid ihrer Eltern.

Der Abend eines der letzten Maitage war schon ziemlich vorgerückt, als wir, mein junger Begleiter und ich, die an der Landstraße von Christiania nach Drontheim gelegene Haltestelle Fogstuen auf dem Dovrefjeld erreichten. Wir hatten eine lange Reise zurückgelegt und waren müde;

aber alle Beschwerden des Weges wurden vergessen, als sich uns der bereits erwähnte norwegische Jäger Erik Swenson mit der Frage vorstellte, ob wir wohl geneigt seien, auf „Ryper“ zu jagen, welche gerade jetzt in vollster Balze stünden. Wir wußten, welches Wild wir unter dem norwegischen Namen zu verstehen hatten, weil wir uns bereits tagelang bemüht hatten, dasselbe ausfindig zu machen. Das Jagdgeräth wurde rasch in Stand gebracht, ein Imbiß genommen und das Lager aufgesucht, um für die morgende Frühjagd die nöthigen Kräfte zu gewinnen. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung kam es aber für diesmal nicht zum Schlafen; denn unser Jäger stellte sich bereits um die zehnte Stunde ein und forderte uns auf, ihm jetzt zu folgen. Kopfschüttelnd gehorchten wir, und wenige Minuten später lag das einsame Gehöft bereits hinter uns.

Die Nacht war wundervoll. Es herrschte jenes zweifelhafte Dämmerlicht, welches unter so hohen Breiten um diese Zeit den einen Tag von dem anderen scheidet. Wir konnten alle Gegenstände auf eine gewisse Entfernung hin unterscheiden. Wohlbekannte Vögel, welche bei uns zu Lande um diese Zeit schon längst zur Ruhe gegangen sind, ließen sich noch vernehmen: der Kukukruf schallte aus dem nahen Birkengestrüppe uns entgegen; das „Schak, schak“ der Wacholderdrossel wurde laut, so oft wir eins jener Dickichte betraten; von der Ebene her tönten die hellen, klangvollen Stimmen der Strandläufer und die schwermüthigen Rufe der Goldregenpfeifer; der Steinschmätzer schnarrte dazu, und das Blaukehlchen gab sein köstliches Lied zum besten.

Unser Jagdgebiet war eine breite, von aufsteigenden Bergen begrenzte Hochebene, wie sie die meisten Gebirge Norwegens zeigen, ein Theil der Tundra. Hunderte und tausende von Bächen und Rinnsalen zerrissen den fahlen gilblichen Teppich, welchen die Flechte auf das Geröll gelegt hatte, hier und da zu einer größeren Lache sich ausbreitend, auch wohl zu einem kleinen See sich vereinigend. Das Gestrüpp der Zwergbirke säumte die Ufer und trat an einzelnen Stellen zu einem Dickichte zusammen. Auf der Hochebene selbst war der Frühling bereits eingezogen; an den sie einschließenden Berglehnen hielten hartkrustige Schneefelder den Winter noch fest.

Diesen Berglehnen und Schneefeldern wandten wir uns zu, schweigsam, erwartungsvoll und auf die verschiedenen Stimmen, welche um uns her laut wurden, mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen hörend. Etwa vierhundert Schritte mochten wir in dieser Weise zurückgelegt haben, da blieb unser Führer stehen und lauschte und äugte wie ein Luchs in die Dämmerung hinaus. Daß seine Aufmerksamkeit nicht den erwähnten Vögeln galt, wußten wir; von dem Vorhandensein anderer Thiere aber konnten wir nicht das geringste wahrnehmen. Erik Swenson jedoch mußte seiner Sache wohl sicher sein; denn er begann, nachdem er uns Schweigen geboten, mit dem erwarteten Wilde zu reden, indem er mit eigenthümlicher Betonung einige Male hinter einander die Silben „Djiake, djiake, dji-ak, dji-ak“ ausrief. Unmittelbar nach seinem Lockrufe hörten wir in der Ferne das Geräusch eines aufstehenden Huhnes, und in demselben Augenblicke vernahmen wir auch einen schallenden Ruf, welcher ungefähr wie „Err-reck-eck-eck-eck“ klang. Dann ward wieder alles still. Aber der Alte begann von neuem zu locken, schmachtender, schmelzender, hingebender, verführerischer, und ich merkte jetzt, daß er die Liebeslaute des Weibchens jenes Hühnervogels nachahmte. Auf das „Djiak“, welches den liebesglühenden Hahn aufgerührt hatte, folgte jetzt ein zartes, verlangendes und Gewährung verheißendes „Gu, gu, gu, gurr“; der erregte Hahn antwortete in demselben Augenblicke, das Flügelgeräusch wurde stärker, wir fielen hinter den Büschen nieder: und unmittelbar vor uns, auf blendender Schneefläche, stand ein Hahn in voller Balze. Es war ein Anblick zum Entzücken! Aber das Jägerfeuer war mächtiger als der Wunsch des Forschers, solch Schauspiel zu genießen. Ehe ich wußte, wie, war das erprobte Gewehr an der Wange, und bevor der Hahn einen Laut von sich gegeben, wälzte er sich in seinem Blute.

Der Knall des Schusses erweckte den Widerhall, aber auch die Stimmen aller gefiederten Bewohner unseres Gebietes. Von den Bergen hernieder und von der Thalsohle herauf ließen sich Stimmen vernehmen; wenige Schritte vor uns rauschte eine Entenschar vom Wasser auf; ein aufgescheuchter Kukuk flog durch das Dämmerungsdunkel an uns vorüber; Regenpfeifer und Strand-

läufer trillerten und flöteten. Allmählich wurde es wieder ruhig, und wir setzten unseren Weg fort, den aufgenommenen Hahn mit Waidmannslust betrachtend. Schon wenige hundert Schritte weiter ließ der Alte wieder seine verführerischen Laute hören, und diesmal antworteten anstatt eines Hahnes deren zwei. Ganz wie vorhin wurde der hitzigste von ihnen herbeigezaubert; jetzt aber gönnte ich mir die Freude der Beobachtung.

Am entgegengesetzten Ende des Schneefeldes fiel der stolze Vogel ein, betrat leichten Ganges die Bühne und lief gerade auf uns zu. Es war noch hell genug, daß wir ihn schon in der Ferne deutlich wahrnehmen konnten. Aber der liebesrasende Gesell dachte nicht an Gefahr und kam näher und näher, bis auf einige Schritte an uns heran. Das Spiel halb erhoben, die Fittige gesenkt, den Kopf niedergebeugt: so lief er vorwärts. Da mit einem Male schien er sich zu verwundern, daß die Lockungen geendet hatten, und nun begann er seinerseits sehnsüchtig zu rufen. Mehrmals warf er den Kopf in sonderbarer Weise nach hinten, und tief aus dem Innersten der Brust heraus klangen, dumpfen Kehllauten vergleichbar, abgesetzte Rufe, welche man durch die Silben „Gabâu, gabâu" einigermaßen deutlich ausdrücken kann; dieselben Laute, welche die Norweger durch die Worte „Hvor er hun" — wo ist sie? — übersetzen. Und der Alte war wirklich so kühn, mit seiner Menschenstimme zu antworten, den Hahn glauben zu machen, daß das Weiblein, die ersehnte Braut, sich bloß im Gebüsche versteckt habe. Leiser und schmachtender als je rief er wiederholt in der vorhin angegebenen Weise, und eilfertig rannte der Hahn mit tief gesenktem Kopfe und Flügeln herbei, dicht an uns heran und buchstäblich über unsere Beine weg; denn wir lagen natürlich der Länge nach auf dem Schnee. Doch jetzt mochte er seinen Irrthum wohl eingesehen haben; er stand plötzlich auf, stiebte davon und rief allen Mitbewerbern ein warnendes, leises Knurren zu. Und nunmehr mochte der alte Jäger locken, wie er wollte: das Liebesfeuer der zahlreich versammelten Hähne schien gedämpft zu sein, ihre Brunst wurde durch ein wohlberechtigtes Bedenken überwogen.

Doch wir zogen weiter und verhielten uns auf eine Strecke von mehreren Minuten ganz ruhig, bis unser Führer glaubte, daß wir in das Gebiet noch ungestörter Hähne eingetreten wären. Dort wurde die Jagd fortgesetzt, und ich erlegte nach den ersten Lockungen einen zweiten und wenige Minuten später den dritten Hahn. Jetzt aber schienen die Vögel gewitzigt worden zu sein; es war vorüber mit der Jagd, nicht jedoch auch vorüber mit der Beobachtung. Denn zu meiner Freude bemerkte ich, daß fortan die Weibchen, welche sich bisher ganz unsichtbar gemacht hatten, das Amt des Warners übernahmen, um ihre Liebhaber von dem Verderben abzuhalten. Wir wandten uns daher dem Gehöfte zu, störten unterwegs noch viele, viele Paare der anziehenden Vögel auf und kamen mit Anbruch des Tages in unserer zeitweiligen Wohnung wieder an.

So lernte ich einen der häufigsten und anziehendsten Vögel des hohen Nordens, das Moorhuhn, kennen. Später bin ich noch manche Nacht hinausgezogen, um Schneehühner zu erlegen, und oben in Lappland und Sibirien habe ich sie auch unter anderen Verhältnissen ihres Lebens beobachtet: nicht bloß in jenen stillen Stunden, in denen die

„Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
Blutroth anzuschauen",

sondern auch um die Mittagszeit, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, oder wenn die mütterliche Henne die Schar ihrer reizenden Küchlein führt. Und immer und unter allen Umständen hat mich dieser Vogel zu fesseln gewußt.

Das Moorhuhn, Morast-, Weiden-, Thalschnee- oder Weißhuhn (Lagopus albus und subalpinus, Tetrao albus, lapponicus, cachinnans, saliceti und brachydactylus), steht in der Größe zwischen Birk- und Rebhuhn ungefähr mitten inne: die Länge des Hahnes beträgt vierzig, die Breite vierundsechzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge elf Centimeter; das Weibchen ist um zwei Centimeter kürzer und fast ebensoviel schmäler. Im Winter trägt das Moorhuhn ein zwar einfaches, aber dennoch schönes Kleid. Sein ganzes Gefieder ist bis auf die

äußeren Schwanzfedern blendend weiß; die Schwanzfedern hingegen sind tief schwarz, weiß gekantet und weiß an der Wurzel; die sechs großen Schwungfedern zeigen auf der Außenfahne einen langen braunschwarzen Streifen. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Hinterhals rostfarbig, fuchsroth oder rostbraun, schwarz gefleckt und gewellt, die Schulter-, Rücken-, Bürzel- und die mittleren Schwanzfedern schwarz, zur Hälfte rostbraun oder dunkel rostgelb in die Quere gebändert und



Moorhuhn (Lagopus albus), Sommer. 1/3 natürl. Größe.

alle Federn weiß gesäumt, die Schwanzfedern verblichen und ihre Endkanten abgeschliffen, die Handschwingen weiß wie im Winter, die Armschwingen braun wie der Rücken, Gesicht, Kehle und Gurgel rostroth, gewöhnlich ungefleckt, Kopf, Oberbrust und Weichen rostfarben oder rostbraun, fein schwarz gespitzt und gewellt, die Federn der Mittelbrust schwarz, rostfarbig und weiß gefleckt, die des Bauches und der Beine weiß, die Unterschwanzdeckfedern schwarz mit rostgelben und braunen Bändern und Zickzacklinien gezeichnet; unter dem Auge und an dem Mundwinkel stehen weiße Flecke. Die Grundfärbung kann lichter oder heller sein; es kann vorkommen, daß die Federn auf lichtbraunem Grunde schwarz gezeichnet sind ꝛc. Im Laufe des Sommers bleichen die Federn aus. Das Weibchen ist stets lichter, erhält auch sein Sommerkleid immer früher als das Männchen. Gleichzeitig mit der Anlegung der dunkeln Befiederung hebt und röthet sich der Brauenkamm, und während der Paarungszeit trägt er zum Schmucke des Vogels nicht unwesentlich bei.

Viele Forscher nehmen an, daß eine zweimalige Mauser stattfindet: eine im Herbste, welche sich über das ganze Gefieder erstreckt, und eine zweite im Frühjahre, durch welche das Kleingefieder gewechselt wird. Nun aber geht das Winterkleid keineswegs unmittelbar in das Sommerkleid und dieses ebensowenig in das Winterkleid über. Deshalb hat man zu der Annahme gelangen können, daß das Moorhuhn viermal im Jahre mausere. Dagegen glauben amerikanische Forscher beobachtet zu haben, daß das Kleingefieder, im Herbste wenigstens, nicht neu ersetzt, sondern



Moorhuhn (Lagopus albus), Winter. 1/4 natürl. Größe.

einfach verfärbt werde, und zwar soll diese Verfärbung, laut Richardson, an der Spitze der Federn beginnen und so rasch überhand nehmen, daß in acht bis zehn Tagen der Wechsel vollendet ist. Mein norwegischer Jäger versicherte mich nun aber wieder, daß das Moorschneehuhn im Herbste, wenn plötzlich starker Schneefall eintrete, die noch braunen Federn ausrupfe, daß eines dabei dem anderen helfe, und daß man dann die dunklen verrätherischen Federn des Sommers oft massenweise finde. Leider habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, über den Farbenwechsel eigene Beobachtungen zu sammeln. Ein Moorhuhn, welches ich geraume Zeit pflegte, wurde im Herbste, gerade vor der Mauser, von einem Raubthiere getödtet; ein anderes habe ich weder selbst erhalten, noch irgendwo in Gefangenschaft gesehen. Aber nur gefangene Hühner dieser Art, welche im Freien gehalten und allem Einflusse des Wetters preisgegeben werden, können uns aufklären über den Wechsel der Kleider.

Gewichtige Gründe, vor allem die dem Moorhuhne vollkommen gleichartigen Sitten und Gewohnheiten, sprechen dafür, daß das Schottenhuhn oder „Grouse“ der Engländer (Lagopus scoticus, Tetrao und Oreias scoticus), welches die Moore Großbritanniens, insbesondere Schottlands, bevölkert, als Abart des Moorhuhnes, nicht aber als selbständige Art angesehen werden darf. Es ist ebenso groß wie letzteres und unterscheidet sich einzig und allein dadurch von ihm, daß es im Winter nicht weiß wird und daß seine Schwingen braun, die Beine aber grau sind. Somit ähnelt es dem Moorhuhne im Sommerkleide bis auf die erwähnten Unterschiede in jeder Beziehung, und die Annahme, daß es nur ein Erzeugnis des milden britischen Klimas sei, läßt sich mit stichhaltigen Gründen kaum widerlegen.

Das Moorhuhn verbreitet sich über den Norden der Alten und Neuen Welt, kommt jedoch nicht überall in gleicher Menge vor. Innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes bewohnt es gegenwärtig nur noch den nordöstlichsten Winkel, und zwar, laut mir gewordenen maßgebenden Nachrichten, das acht Kilometer nordöstlich von Memel gelegene, zweihundertunddreißig Hektar umfassende Dauperner Moor, ferner das bei Heidekrug beginnende und bis in das Ueberschwemmungsgebiet der Minge und Tenne sich erstreckende, über dreitausend Hektar haltende, im Inneren während des Sommers gänzlich unzugängliche, während des Winters nur ausnahmsweise einmal betretbare Augstumaler Moor, und endlich das nicht weit davon entfernte Rupkalwer Moor, aus welchem es jedoch wegen der hier vorschreitenden Besiedelung mehr und mehr verdrängt wird. Von dieser Grenze seines Verbreitungsgebietes an, nach Osten wie nach Norden hin, tritt es geeigneten Ortes überall zahlreich auf: so in ganz Nordrußland, einschließlich der Ostseeprovinzen, in Skandinavien, von Wermeland an bis zum Nordkap hinauf, ferner in ganz Sibirien und endlich im hohen Norden Amerikas. Wir trafen es noch in der Steppe zwischen Omsk und Semipalatinsk; Radde begegnete ihm im östlichen Sajan, und zwar in der Höhe von fast zweitausend Meter über dem Meeresspiegel, namentlich in den weiteren Thälern, welche mit Birkengesträuche bestanden sind; wir beobachteten es häufig in der Tundra der Samojedenhalbinsel, Im Norden Amerikas bewohnt es, laut Richardson, alle „Pelzgegenden“ zwischen dem funfzigsten und siebzigsten Grade der Breite. Innerhalb dieser Grenzen ist es ein Strichvogel, welches sich mit Annäherung des Winters in zahlreiche Schwärme zusammenschlägt und südwärts zieht, obwohl es auch in den strengsten Wintern noch massenhaft in den waldigen Gegenden unter dem siebenundsechzigsten Grade gefunden wird. Im Jahre 1819 erschien es bei Cumberland House, unter dem vierundfunfzigsten Grade der Breite, gegen die zweite Woche des November, und kehrte mit Beginn des Frühlings wieder nach dem Norden zurück. In ähnlicher Weise streicht es auch in Norwegen, indem es allherbstlich seine Brutplätze verläßt und scharenweise, unter Umständen bis zu dreitausend Stück vereinigt, dem höchsten, kahlen Gürtel der Gebirge zufliegt. Von Kurland und Litauen aus erscheinen noch heutigen Tages allwinterlich Moorhühner in Ostpreußen; einzelne sollen sich sogar bis nach Pommern verflogen haben. Weiter nach Süden hin hat sich unser Vogel niemals gezeigt; auch im höchsten Norden, schon auf Island wie in Grönland, fehlt er gänzlich.

In den genannten Mooren Preußisch-Litauens zieht es diejenigen Stellen vor, an denen Wald und offenes Moor abwechseln. Die Ränder des Waldes, niemals aber dessen Inneres, bilden hier seine beliebtesten Aufenthaltsorte, vorausgesetzt, daß der Grund naß, mindestens sehr feucht ist. Im Rupkalwer Moore hat es sich, nach Ansicht des Torfmeisters Kothe, welchem ich nächst Forstmeister Wiese und Oberförster Bock sichere Angaben verdanke, erst seit dem Jahre 1871, und zwar infolge der seitdem entstandenen umfassenden Entwässerungsanstalten rasch von vielen hundert auf etwa dreißig Stück vermindert und bewohnt gegenwärtig nur noch die erwähnten Waldränder und flache, mit einer schwachen Torfschicht überdeckte Höhenzüge, deren undurchlässiger Boden Wasseransammlungen begünstigt. In der Tundra besiedelt es Ebenen wie flache Hügel, Gehänge wie Thäler in annähernd gleicher Menge, weil die einen wie die anderen fast dasselbe Gepräge zeigen; in Skandinavien dagegen beschränkt sich sein Aufenthalt auf mittlere

Lagen der Gebirge; in die eigentlichen Thäler kommt es bloß dann und wann und immer nur auf kurze Zeit herab. Dies erklärt sich, wenn man weiß, daß es an die Birken- und Weidenarten gebunden ist, deren Reich erst über der Grenze des Nadelwaldes beginnt. Auf den Hochebenen Skandinaviens und in der Tundra ist es stellenweise unglaublich häufig, häufiger gewiß als jedes andere Huhn. Ein Paar wohnt dicht neben dem anderen, und das Gebiet des einzelnen Paares ist so wenig ausgedehnt, daß man es schon mit fünfhundert Schritten und weniger durchschreitet. Während der Frühlingszeit vertheidigt der Hahn seine Grenze eifersüchtig gegen jeden Eindringling.

Man darf das Moorhuhn als einen verhältnismäßig hochbegabten Vogel bezeichnen. Es gehört zu den regsamsten und lebendigsten Hühnern, welche ich kenne, ist gewandt, deshalb auch selten ruhig, und versteht es, unter den verschiedensten Verhältnissen geschickt sich zu bewegen. Die breiten, dicht befiederten Füße gestatten ihm, ebenso rasch über die trügerische Moosdecke als über den frischen Schnee wegzulaufen, befähigen es wahrscheinlich auch zum Schwimmen. Sein Gang ist verschieden. Gewöhnlich läuft es schrittweise in geduckter Stellung, mit etwas gekrümmtem Rücken und hängendem Schwanze dahin, jeder Vertiefung des Bodens folgend und nur, wenn etwas besonderes seine Aufmerksamkeit reizt, einen der kleinen Hügel erklimmend, um von hier aus zu sichern; wenn es sich aber verfolgt sieht, rennt es mit kaum glaublicher Eile seines Weges fort. Beim Sichern streckt es sich so lang aus als es kann, hebt den Kopf hoch auf und erscheint nun auffallend schlank. Der Flug ist leicht und schön, dem unseres Birkwildes ähnlicher als dem des Rebhuhnes, jedoch von beiden verschieden. Vom Boden sich erhebend, steigt das Huhn, insbesondere das Männchen, zunächst bis zu einer Höhe von ungefähr vier Meter über den Boden auf, streicht hierauf, abwechselnd die Flügel schwirrend schlagend und wieder gleitend, drei-, vier-, fünf-, auch sechshundert Schritte weit in derselben Höhe über dem Boden fort, klettert plötzlich jäh empor und senkt sich nun rasch hernieder, um einzufallen, oder aber setzt, genau in derselben Weise wie früher fliegend, den Weg noch weiter fort, steigt noch einmal auf, schreit und fällt ein. Bei kurzen Flügen läßt das Männchen während des Aufstehens regelmäßig sein lautschallendes „Err-eck-eck-eck-eck", unmittelbar nach dem Einfallen die dumpfen Kehllaute „Gabâu, gabâu" vernehmen; das Weibchen hingegen fliegt immer stumm. Im Schnee gräbt es sich nicht bloß tiefe Gänge aus, um zu seiner im Winter verdeckten Nahrung zu gelangen, sondern stürzt sich auch, wenn es von einem Raubvogel verfolgt wird, senkrecht aus der Luft herab und taucht dann förmlich in die leichte Decke ein. Bei strengem Wetter sucht es hier Zuflucht, um sich gegen die rauhen Winde zu schützen: zuweilen soll man den Flug dicht an einander geschart antreffen, und zwar so, daß die ganze Gesellschaft unter dem Schnee vergraben ist und nur die einzelnen Köpfe herausschauen. Die scharfen Sinne erleichtern ihm, nahende Gefahr rechtzeitig zu erkennen, und es versteht meisterhaft, dann bestmöglichst sich zu schützen. Gleichwohl ist es in der Regel nicht scheu, meist sogar auffallend dreist und muthig; zumal einzelne unbeweibte Männchen zeigen sich oft überaus sorglos und laufen längere Zeit ungedeckt vor dem Wanderer oder Jäger einher, gleichsam als müßten sie sich die auffallende Erscheinung des Menschen erst recht betrachten. Hierbei nimmt es gewöhnlich die gebückte Haltung an, duckt sich auch auf allen spärlich mit Zwergbirken bestandenen Stellen der Tundra noch mehr als gewöhnlich, um sich unsichtbar zu machen, kann jedoch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit wenigstens den Hals hoch aufzurichten, um zu sichern.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, im Winter fast nur aus den Blätterknospen der erwähnten Gesträuche und verdorrten Beeren, im Sommer aus zarten Blättern, Blüten, Sprößlingen, Beeren und verschiedenen Kerbthieren, welche gelegentlich mit erbeutet werden. In den preußisch-litauischen Mooren äst es sich, zumal im Winter, oft fast ausschließlich, von einer häufig dort vorkommenden schwarzen Beere, welche im Volksmunde „Katenbeere" genannt wird, wahrscheinlich der Rauschbeere, und gräbt sich ihr zu Liebe tiefe und lange Gänge im Schnee. Körner aller Art werden, wie die gefangenen beweisen, gern gefressen. Nach eigenen Beobachtungen äsen sich die Moorhühner im Sommer und, wie wir durch Barth

erfahren, auch im Winter nur in der Nacht, im Sommer etwa von zehn Uhr abends bis zwei Uhr morgens, im Winter schon merklich früher. Um diese Zeit begeben sie sich in der Dämmerung bergabwärts und bei Tagesanbruch an ihre Lagerplätze zurück. Sind letztere nicht weit entfernt von denen, wo sie ihre Nahrung suchen, so legen sie den Rückweg zu Fuße zurück, und man kann dann nach frischem Schneefalle ihre Spuren von den Futterplätzen aus verfolgen, um sie in einer Entfernung von etwa achthundert Schritten zu finden. Von der Mitte des März bis zur Mitte des April sieht man sie in Norwegen wohl auch am Vor- und Nachmittage in den Kronen der Birken stehen, deren Knospen ihnen um diese Zeit so gut wie ausschließlich zur Nahrung dienen, und es gewährt dann einen wundervollen Anblick, wenn hunderte dieser weißen Vögel von dem dunkeln Gezweige abstechen.

Um die Mitte des März gesellen sich die Paare und beginnen bald darauf in der oben geschilderten Weise zu balzen. Noch während der Balze legt das Weibchen seine Eier. An sonnigen Abhängen der Hochebene, zwischen dem bereits schneefreien Gestrüppe der Heide, zwischen Heidel-, Mehl- und Moosbeeren, im Gebüsche der Saalweide oder Zwergbirke, in Wacholderbüschen und an ähnlichen versteckten Plätzen hat es sich eine flache Vertiefung gescharrt und mit einigen dürren Grashalmen und anderen wenigen trockenen Pflanzentheilen, auch mit eigenen Federn und mit Erde ausgelegt, den Standort des Nestes aber unter allen Umständen so wohl gewählt, daß man es schwer findet, obgleich der Hahn sein möglichstes thut, es zu verrathen. Er zeigt jetzt seinen vollen Muth; denn er begrüßt jeden Menschen, jedes Raubthier, welches sich naht, durch das warnende „Gabâu, gabâu“, stellt sich dreist auf einen der kleinen Hügel, fliegt aufgescheucht nur wenige Schritte weit und wiederholt das alte Spiel, unzweifelhaft in der Absicht, den Feind vom Neste abzubringen. Gegen andere Hähne vertheidigt er sein Gebiet hartnäckig; eine unbeweibte Henne aber scheint seine Begriffe von ehelicher Treue wesentlich zu verwirren: wenigstens ist er trotz seiner Liebe zur Gattin stets geneigt, in ihrer Gesellschaft einige Zeit zu vertändeln. Die Henne bleibt bei Gefahr möglichst lange ruhig sitzen, scheint sich anfangs gar nicht um das ihr drohende Unheil zu bekümmern und schleicht erst weg, wenn man unmittelbar neben ihrem Neste steht, dann freilich unter Aufbietung aller in der Familie üblichen Verstellungskünste. Gegen andere Hennen soll auch sie sich sehr streitsüchtig zeigen, und zudem behaupten die Norweger, daß eine Henne der anderen, falls dies möglich, die Eier raube und nach ihrem Neste bringe. Auch während der Brutzeit noch sind Moorschneehühner um Mitternacht am lebhaftesten; man vernimmt ihr Geschrei selten vor der zehnten Abendstunde. Folgt man dem Rufe des Männchens, so kann man beobachten, daß ein Hahn den anderen zum Kampfe fordert und mit diesem einen ernsten Streit aussicht, bis endlich die Henne vom Neste aus mit sanftem „Djake“ oder „Gu, gu, gurr“ den Gemahl nach Hause fordert.

Das Gelege ist im Ausgange des Mai, sicher im Anfange des Juni vollzählig und besteht aus neun bis zwölf, zuweilen auch aus funfzehn, sechzehn, selbst zwanzig, birnförmigen, glatten, glänzenden Eiern von durchschnittlich zweiundvierzig Millimeter Länge und dreißig Millimeter größter Dicke, welche auf okergelbem Grunde mit zahllosen leberbraunen oder rothbraunen Fleckchen, Pünktchen und Tüpfelchen bedeckt sind. Die Henne widmet sich dem Brutgeschäfte mit größter Hingebung; der Hahn scheint an ihm keinen Theil zu nehmen, sondern nur als Wächter zu dienen. Geht alles gut, so schlüpfen schon zu Ende des Juni oder zu Anfang des Juli die niedlichen Küchlein aus den Eiern, und nunmehr sieht man die ganze Familie vereinigt im Moore, auch da, wo dasselbe sehr wasserreich ist. Jetzt verdienen unsere Thiere den Namen Moorhühner in jeder Hinsicht: sie sind wahre Sumpfvögel geworden und scheinen sich auch auf dem flüssigsten Schlamme mit Leichtigkeit bewegen zu können. Wahrscheinlich suchen sie gerade diese Stellen zuerst auf, um ihren Kleinen eine dem zarten Alter am besten entsprechende Nahrung bieten zu können, Stechmücken und ihre Larven nämlich, von denen die Moore während des Sommers wimmeln. Mit Hülfe eines guten Fernrohres, in der Tundra auch mit bloßem Auge, hält es nicht schwer, eine solche Familie zu beobachten. Der Hahn, welcher an der Erziehung der Kinder den wärmsten Antheil nimmt, geht mit stolzen

Schritten, hochgehobenen Hauptes immer voraus, beständig sichernd und bei Gefahr durch sein „Gabäu" warnend, führt die ganze Familie zu nahrungversprechenden Plätzen und zeigt sich überhaupt äußerst besorgt. Die niedlichen Küchlein tragen in den ersten Tagen ihres Lebens ein Dunenkleid, welches einem Bündel der Renthierflechte zum Verwechseln ähnlich sieht. Sie sind rasch und behend wie alle wilden Küchlein, laufen leicht und gewandt über Schlamm und Wasserrinnen hinweg und lernen schon nach den ersten Tagen ihres Lebens die kleinen stumpfen Schwingen gebrauchen. So ist es erklärlich, daß sie den meisten Gefahren, welche ihnen drohen, entgehen. Die Gleichfarbigkeit ihres Kleides mit dem Boden täuscht selbst das scharfe Falkenauge, und die Oertlichkeit, auf welcher sie sich umhertummeln, sichert sie vor Reineke's oder seines Verwandten, des Eisfuchses, unfehlbarer Nase. Lustig wachsen sie heran, wechseln die anfänglich braun und schwarz gewässerten Schwingen bald mit weißen, erneuern auch diese noch ein oder mehrere Male und haben zu Ende des August oder im Anfange des September bereits so ziemlich die Größe ihrer Eltern erreicht. Stößt man in der selten von Menschen besuchten Tundra auf ein Moorhuhngesperre, so erhebt sich zunächst der Hahn in der geschilderten Weise, und gleichzeitig mit ihm, wenn nicht schon früher, stehen die Jungen auf, gewöhnlich alle mit einem Male, seltener nur einzelne, ihrer zwei, drei und vier nacheinander. Die ganze Kette stiebt, genau wie ein Volk Rebhühner, zuerst auseinander, um dann gemeinschaftlich einem bestimmten Ziele, mindestens einer bestimmten Richtung zuzustreben. Nachdem die Jungen ungefähr einhundert bis zweihundert Schritte, selten mehr, durchflogen haben, fallen sie einzeln ein und liegen nunmehr so fest, daß es schwer hält, sie noch einmal aufzutreiben, wissen auch selbst auf nur mit Renthierflechten bewachsenem Boden sich so vortrefflich zu verstecken, daß man sie entweder nicht oder doch nur nach längerem Suchen wahrnimmt. Dies gilt zumal für die erste Zeit ihres Lebens, so lange sie noch nicht auf eigene Kraft vertrauen, wogegen sie später auch ohne Hund eher wieder aufstehen. Das Weibchen folgt immer zuletzt, vorausgesetzt, daß es durch den nahenden Menschen nicht allzusehr erschreckt wurde, Unmittelbar nach dem Aufstehen sucht es womöglich durch die bekannten Künste abzulenken, humpelt und taumelt vor dem Feinde einher und gibt sich rücksichtslos preis; dann erst erhebt es sich und fliegt den Jungen nach, gewöhnlich weit über sie wegstreichend und zum Einfallen oft einen ganz anderen Ort als das Männchen wählend. Stößt man mit Hunden auf eine Kette, so nimmt auch das Männchen an dem Ablenken theil, wogegen es sonst fast immer rechtzeitig davonfliegt. Ist die Henne sehr überrascht worden, so fliegt sie zuweilen gerade auf den Störenfried los, fällt erst ziemlich weit hinter seinem Rücken ein und läuft nunmehr, fleißig lockend, aber nicht sich verstellend, ein Stück weit weg, erhebt sich wiederum, beschreibt einen großen Bogen und fällt nicht allzu weit von den Jungen ein. Letztere rennen unter solchen Umständen, auf den Boden geworfenen und rollenden Kugeln vergleichbar, nach allen Richtungen auseinander und ducken sich entweder oder stehlen sich still und lautlos durch das Gestrüpp, um sich der Mutter wieder zu gesellen. Sind sie mit den Alten aufgestanden, so beginnen sie bald darauf leise zu piepen, woraufhin die Alten, sobald die Störung glücklich vorübergegangen, antworten, um sie zusammenzurufen. Je mehr die Küchlein heranwachsen, um so vorsichtiger oder um so weniger dreist gebaren sich die Alten, und wenn die Jungen ihre volle Größe erlangt haben, lassen sie nur in Ausnahmefällen noch den Jäger schußgerecht sich nahen. Verliert die Mutter das Leben, so übernimmt der Vater allein die Erziehung der Jungen; findet auch er seinen Tod, so vereinigen sich diese mit einem anderen Volke ihres Alters.

Um die Mitte oder gegen das Ende des Monats August sind die Jungen ausgewachsen. Von nun an verweilen sie, laut Barth, noch etwa einen Monat an dem Brutorte; dann aber, gegen Ende des September oder im Anfange des Oktober, vereinigen sie sich mit anderen Ketten, bilden die weiter oben erwähnten Schwärme und werden nunmehr so scheu, daß es nur selten gelingt, einen sicheren Schuß auf sie abzugeben. So lange die Gebirgsabhänge schneefrei sind, bleiben solche Haufen da, wo sie sich zusammengefunden, gleichviel, ob sie bereits ihr Winterkleid ganz oder nur

theilweise angelegt haben; sobald aber Schnee gefallen ist, begeben sich die Schwärme in höher im Gebirge gelegene Thäler, wo sich an den Rändern von Gebirgsseen Birkengebüsch vorfindet. Solche Plätze sind es, welche fast alle Moorhühner eines weiten Umkreises versammeln und, namentlich vor kommenden Schneefällen, tausende gesellen. Aufgescheucht, ziehen diese dann als dichte, weiße, mehrere hundert Meter lange Wolke sausend an dem Jäger vorüber. Nach einem Schneefalle, welcher Berg und Thal gleichmäßig überdeckt, zerstreuen sich die Haufen, und wenn auch die Ebene ihr Winterkleid erhalten hat, kommen sie zuweilen sogar zu ihr herab, verweilen jedoch nicht lange in ihr und begeben sich bald wieder auf die Höhe, welche sie nach jedem neuen Schneefalle wiederum verlassen.

Da, wo das Balzgebiet eines Moorschneehuhnes mit dem des Birkhuhnes zusammenstößt, geschieht es, daß der liebestolle Moorhahn, vielleicht ein solcher, welcher nicht das Glück hatte, ein Weibchen zu erwerben, auf den Balzplätzen des Birkhuhnes sich einstellt, bei einer willigen Birkhenne Entgegenkommen findet und mit ihr Blendlinge erzeugt, welche man Moorbirkhuhn (Lagopus lagopoides, lagopides und tetrici-albus, Tetrao lagopoides, lagopides und lagopodi-tetricides) genannt hat. Sie lassen sich leichter als Rackelhühner erkennen und bestimmen; denn ihr Gefieder zeigt in nicht mißzudeutender Weise eine vermischte Färbung beider Stammeltern, und das Schwarz des Birkhahnes wie das Weiß des Birkhuhnes kommen im Winterkleide dieser Blendlinge in gleicher Weise zur Geltung. Alle Moorbirkhühner, welche in Norwegen zur wissenschaftlichen Untersuchung kamen, waren Männchen; indessen hat man in Schweden zu Anfang der vierziger Jahre auch einen weiblichen Blendling erlegt, und wahrscheinlich kommen letztere keineswegs so selten vor, als man annimmt, werden nur von unkundigen Jägern entweder nicht beachtet oder als Birkhühner und beziehentlich Moorhennen im Sommerkleide angesehen. So viel mir bekannt, hat man Moorbirkhühner bis jetzt nur in Skandinavien erbeutet; dieses anscheinend vereinzelte Vorkommen erklärt sich aber sehr einfach dadurch, daß hier die Beschaffenheit der Gebirge ein für die Paarung rechtzeitiges Zusammenkommen beider Waldhühnerarten begünstigt. Daß eine Vermischung der beiden Arten auch in umgekehrter Weise stattfindet, daß nämlich ein Birkhahn eine Moorhenne betreten sollte, ist bis jetzt nicht festgestellt worden, kann auch aus naheliegenden Gründen nicht angenommen werden; männliche Moorhühner aber bemerkt man, laut Collett von kundigen Jägern gewordenen Mittheilungen, in geringer Anzahl fast auf jedem Balz- oder doch Brutplatze des Birkhuhnes, und über ihre geschlechtlichen Verirrungen hat man auch dadurch Zeugnis erlangt, daß sie zuweilen ehrliche Haushennen mit Liebesanträgen bestürmen, wie beispielsweise ein Moorhahn im Frühlinge des Jahres 1857 im Bergenstifte that. Ueber die Lebensweise gedachter Blendlinge fehlen Beobachtungen; man weiß nur, daß sie ebenso wie die Rackelhühner zu den Birkhühnern, regelmäßig zu den Moorhühnern sich halten, dieselben Gegenden wie diese bewohnen und im Winter gelegentlich gefangen werden.

Das Moorhuhn bildet eines der geschätztesten Jagdthiere. Seine erstaunliche Häufigkeit gewährt dem nur einigermaßen geschickten Jäger ergiebige Ausbeute, und deshalb sind viele Normannen diesem Waidwerke mit Leidenschaft ergeben. Aber nur die wenigsten von ihnen kennen die Jagd, welche der alte Erik mich lehrte. Sie verfolgen die Hähne entweder im Herbste, bevor die Völker sich zusammengeschart haben, oder im Winter, wenn sie, zu hunderten und tausenden vereinigt, in den Birkendickichten liegen. Im Herbste ist ein guter Vorstehhund zur Schneehuhnjagd unerläßlich; mit seiner Hülfe aber kann man im Laufe eines Nachmittages Dutzende erlegen. Ich jagte in Gesellschaft eines Engländers, welcher bereits seit sechs Jahren alljährlich auf die Berge zog und hier wochenlang diesem Waidwerke oblag. Er konnte mir die Anzahl der von ihm erlegten Hühner genau angeben, und ich erfuhr, daß er in einem Herbste schon über vierhundert Stück von ihnen getödtet hatte. Hierbei muß ich hervorheben, daß die Engländer den Norwegern ein wahrer Greuel sind, weil sie keine Hegung, keine Schonung kennen, vielmehr bereits die Jungen niederschießen, wenn sie erst die Größe einer Wachtel oder Lerche erlangt haben, gleichviel, ob sie dieselben

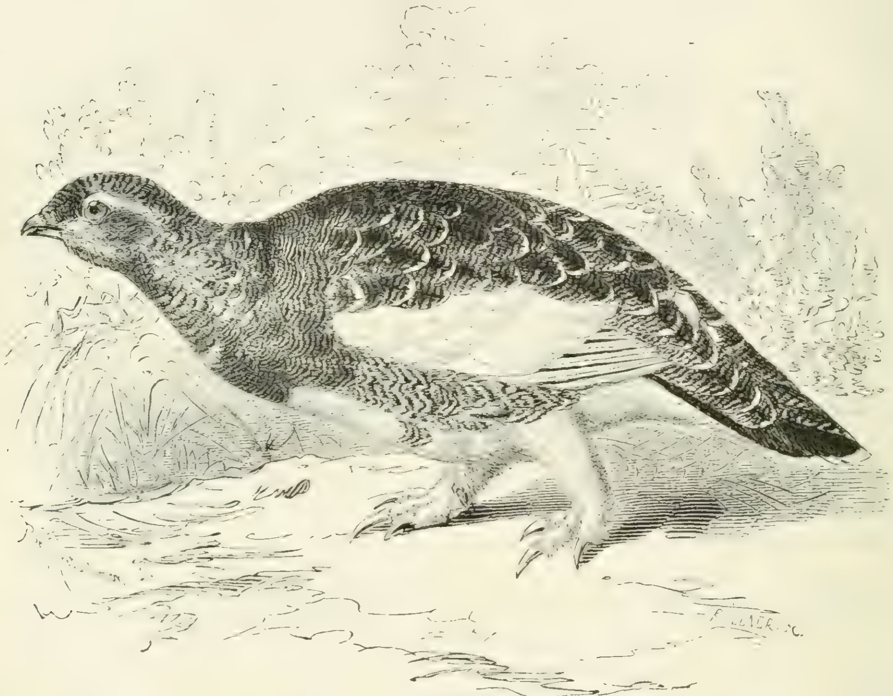
dann nutzen können oder nicht. Von mehr als einer Seite bin ich versichert worden, daß diese „Aasjäger" die von ihnen gemeuchelten Küchlein ihren Hunden zuwerfen, daß sie überhaupt nur jagen, um eine große Anzahl des edeln Wildes in ihre Listen eintragen zu können. Der Normann verabscheut mit Recht solchen Frevel; er jagt die Moorschneehühner nur, wenn sie erwachsen sind und dann auch bloß in der Absicht, sie zu nutzen. Die Hauptjagd findet unter allen Umständen im Winter statt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dann die erlegten Hühner auf weithin versendet werden können. Allerdings ist die Jagd, wenn tiefer Schnee liegt, ziemlich beschwerlich, so schlimm, wie Naumann sie darstellt, aber doch nicht. Der Schneehuhnjäger wadet nicht in den „unwirtbarsten, ödesten Gegenden in tiefem Schnee umher", stürzt sich auch nicht „in verschneite Abgründe"; denn er bedient sich zur Jagd seiner Schneeschuhe, welche ihn leicht auch über losen Schnee wegtragen; er „verirrt sich auch nicht in dem weiten winterlichen Einerlei"; denn er kennt seine Fjelds, und die einzelnen Berge geben ihm immer noch Merkmale zur Heimkehr. So viel ist freilich wahr, daß der Jäger ein kräftiger Mann sein muß, welcher Anstrengungen nicht scheut und sich auch in dichtem Nebel noch zu benehmen weiß. Uebrigens gebraucht man im Winter das Gewehr schon des theueren Pulvers wegen weit weniger als Netz und Schlinge. Man kennt die Lagerstelle des Wildes und stellt hier zwischen dem Birkengestrüppe, zu welchem die Hühner der Aesung halber kommen müssen, mit dem besten Erfolge. In welcher Anzahl zuweilen Schneehühner gefangen werden, mag man daraus ermessen, daß ein einziger Wildhändler im Laufe eines Winters auf Dovrefjeld allein vierzigtausend Stück sammeln und versenden konnte. Gegenwärtig erstreckt sich der Handel mit diesem Wilde nicht bloß auf Stockholm oder Kopenhagen, sondern in jedem einigermaßen strengen Winter auch bis nach Deutschland und Großbritannien. Das Wildpret junger Moorhühner steht dem unseres jungen Rebhuhnes vollkommen gleich und zeichnet sich noch außerdem durch einen prickelnden Beigeschmack aus; das Fleisch alter Vögel hingegen bedarf erst längerer Beize, bevor es genießbar wird.

Außer dem Menschen stellen alle entsprechenden Raubthiere dem Moorhuhne nach, ohne jedoch seinem Bestande erhebliche Verluste zuzufügen. In den Mooren Preußisch-Litauens hat es namentlich in schneearmen Wintern von Raubvögeln viel zu leiden.

In der Gefangenschaft sieht man die anmuthigen Hühner auch in Skandinavien selten. Das einzige, welches ich pflegte, hatte, bevor es in meine Hände gelangte, schon in Skandinavien längere Zeit in der Gefangenschaft zugebracht und sich so an gemischtes Körnerfutter gewöhnt, daß seine Erhaltung keine Schwierigkeiten verursachte. Für Blätterknospen und Beeren, welche es als Leckerbissen zu betrachten schien, wurde allerdings gesorgt; ich bin jedoch geneigt, zu glauben, daß es sich auch ohne diese Nahrungsstoffe erhalten haben würde. Von anderen Rauchfußhühnern, welche ich in der Gefangenschaft beobachten konnte, unterschied es sich durch seine Lebendigkeit und Zutraulichkeit.

Das Schneehuhn, Alpen-, Felsen- oder Bergschneehuhn (Lagopus mutus, alpinus, vulgaris, montanus, rupestris, cinereus, islandicus, Reinhardi, groenlandicus, hyperboreus und hemileucurus, Tetrao alpinus, montanus, rupestris, islandicus und Islandorum, Attagen montanus) tritt, je nach der Lage und Beschaffenheit seines Wohngebietes, in mehr oder weniger abweichenden, ständigen Ab- oder Unterarten auf und wird daher von einzelnen Forschern in mehrere Arten getrennt, von anderen wiederum als gleichartig betrachtet. Schon in einem und demselben Gebiete ändert es, zumal im Sommerkleide, vielfach ab. Auf den Schweizer Alpen ist es, laut Schinz, nach der Jahreszeit so verschieden, daß man sagen kann, im Sommer sei seine Färbung in jedem Monate verändert. Zu allen Jahreszeiten sind beim Männchen der Bauch, die unteren Deckfedern des Schwanzes, die vorderen Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und die Läufe weiß; die Schwungfedern haben schwärzliche Schäfte, und der Schwanz ist schwarz. Im Sommer aber sehen die übrigen Theile sehr verschieden aus. Die Frühlingsmauser, welche in der

Mitte des April beginnt, bringt hin und wieder schwärzliche Federn zum Vorscheine, und der Vogel ist weißlich und bunt gescheckt; zu Anfang des Mai sind Kopf, Hals, Rücken, die oberen Deckfedern der Flügel und die Brust schwarz, rostfarben und weißbunt, die Federn nämlich entweder ganz schwarz mit ganz undeutlichen rostfarbenen Querstreifen, oder schwarz, hellrostgelb und weißlich gebändert; an Kehle und den Seiten des Halses tritt das Weiße am meisten hervor. Die Federn selbst stehen bunt unter einander, nicht selten mit einigen ganz weißen gemischt; alle aber bleichen nach und nach so ab, daß zu Ende des August oder des September besonders der Rücken schön hell aschgrau und schwärzlich punktirt erscheint, die rostfarbenen Bänder an Hals und Kopf fast ganz weiß



Schneehuhn (Lagopus mutus), Sommer. 1/3 natürl. Größe.

geworden sind, meist aber noch einige ganz unregelmäßige rostgelb und schwarz gebänderte unter den anderen sich finden. Beim Weibchen sind alle diese Theile schwarz und rostgelb gewellt, die Bänder viel breiter und deutlicher. Im Winter werden, mit Ausnahme der schwarzen, jetzt licht gesäumten Steuerfedern, beim Männchen auch derjenigen, welche den Zügel bilden, alle Federn blendend weiß; doch kommt es vor, daß einzelne bunte Federn stehen bleiben. Während der Herbstmauser, welche im Oktober beginnt, sehen die Schneehühner ganz bunt aus; schon im November aber sind sie schneeweiß geworden. Die mittleren Oberdeckfedern des Schwanzes verlängern sich so, daß sie bis zum Ende des Schwanzes reichen, und es scheint, als ob die Mitte des Schwanzes weiß sei. Ueber den Augen steht eine rothe, warzige, am oberen Rande ausgezackte Haut, welche aber beim Männchen viel stärker ist. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz. Die Länge beträgt fünfunddreißig, die Breite sechzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge zehn Centimeter.

Von dieser Form weichen die nordischen Schneehühner mehr oder weniger erheblich ab, und zwar ebenso hinsichtlich ihrer Größe wie der Färbung ihres Sommerkleides; da dieses aber immer dem Felsgesteine, auf welchem sie leben, entspricht, die Größe auch bei anderen Rauchfußhühnern

abändert, die Lebensweise aller Schneehühner dagegen dieselbe zu sein scheint, läßt sich die Artverschiedenheit aller Formen nicht erweisen.

Das Schneehuhn bewohnt die Alpenkette in ihrer ganzen Ausdehnung, die Pyrenäen, die schottischen Hochgebirge, alle höheren Berggipfel Skandinaviens, Island, die Gebirge Nordsibiriens oder Nordasiens überhaupt, den Norden des festländischen Amerika und Grönland. Von den Alpen verfliegt es sich bis auf den Schwarzwald, von den Pyrenäen aus nach den Bergketten Asturiens und Galiziens und von dem Festlande Asiens aus vermuthlich bis nach Nordjapan, falls ein von den dortigen Eingeborenen herrührendes Gemälde wirklich nach einem im Lande erbeuteten Alpenschneehuhne gefertigt wurde. Nach Norden hin hat man es überall gefunden, wo man das Festland oder eine größere Insel betrat. Im Gegensatze zum Moorhuhne lebt es nur auf kahlen, nicht mit Gebüschen bekleideten Stellen, deshalb auf den Alpen immer über dem Gürtel des Holzwuchses, nahe an Schnee und Eis, in Norwegen auf den nackten, mit Gerölle bedeckten Berggipfeln und nur in Island und Grönland während der Brutzeit in tieferen Gegenden, in den Niederungen selbst in unmittelbarer Nähe des Meeres. Aber das isländische und das grönländische Schneehuhn, welches jenen entsprechend lebt, bringt wenigstens noch einen großen Theil des Jahres auf den Bergen zu. Aus Radde's Berichte geht hervor, daß es in Ostsibirien ebenfalls nur im Hochgebirge und zwar über der Grenze der Alpenrosen, zwei- bis dreitausend Meter über dem Meere, sich ansiedelt.

Das Alpenschneehuhn unterscheidet sich in seiner Lebensweise auffallend von seinen Verwandten. Sein Wesen ist ruhiger, seine geistige Begabung offenbar geringer als bei diesen. Im Laufen und im Fliegen kommt es mit letzteren so ziemlich überein, ja diese Bewegungen sind vielleicht noch leichter als beim Moorhuhne. Aber nur selten, da, wo es noch nicht verfolgt wurde, niemals, fliegt es weit in einem Zuge. Schinz und daher auch Tschudi haben gefunden, daß der Flug Aehnlichkeit mit dem Taubenfluge habe; ich meines Theiles bin durch die von mir beobachteten niemals an Tauben erinnert worden und habe sie nur mit dem Moorhuhne vergleichen können. In einer Fertigkeit scheint unser Huhn seine Verwandten entschieden zu übertreffen. „Ich habe mehrmals bemerkt", sagt Holboell, „daß das Schneehuhn nicht allein im Nothfalle schwimmen kann, sondern dies zuweilen selbst ohne solchen Grund thut. Im September 1825 lag ich mit einer Galeasse auf der sogenannten Südostbucht bei Grönland; wir hatten einige Tage Nebel, und mehrere Schneehühner kamen auf das Schiff. Eines von ihnen flog so gegen das Segel, daß es ins Wasser fiel. Ich ließ, da es fast stilles Wetter war, ein Boot aussetzen, in der Meinung, es werde mir zur Beute werden; aber es erhob sich mit größter Leichtigkeit vom Wasser und flog davon. Im nächsten Winter sah ich bei zehn Grad Kälte zwei Schneehühner von den Udkigsfelsen bei Godhavn herabfliegen und sich ohne Bedenken auf das Wasser setzen. Gleichfalls habe ich Schneehühner in einem kleinen Gebirgswasser sich baden und auf selbigem herumschwimmen sehen." Die Stimme ist von der des Moorhuhnes auffallend verschieden und höchst eigenthümlich. „Bei starkem Nebelwetter", sagt Schinz, „oder wenn Schnee oder Regen fallen will, schreien die Alpenschneehühner unaufhörlich ‚Krögögögöögrö' oder auch ‚Oenö-göö, önö, göö'. Dagegen wenn sie ihre Jungen locken oder einen Raubvogel erblicken, so schreien die Alten mehr ‚Gä-gä, gagää' und die Jungen ‚Zip, zip, zip'". Solche Laute habe ich nie vernommen, vielmehr, ebenso wie andere Beobachter, nur ein merkwürdig dumpfes, röchelndes, tief aus der Kehle kommendes „Aah", mit dem sich übrigens noch ein Schnarren verbindet, welches sich mit Buchstaben wohl kaum ausdrücken läßt. Faber, Holboell und Krüper übersetzen diesen Laut durch „Arrr" oder „Orrr"; ich meine aber, daß man den R-Laut nicht so deutlich vernimmt, wie dadurch angedeutet werden soll. Den Lockruf des Weibchens ahmte mein norwegischer Jäger durch einen Laut nach, welcher an das Miauen junger Katzen erinnert und ungefähr „Miu", aber so eigenthümlich klingt, daß auch mir Buchstaben mangeln, um ihn treu wiederzugeben. Gelegentlich der Schilderung seiner ersten Jagd auf Alpenschneehühner bemerkt Boje: „Sie erwarteten auf dem mit Alpenpflanzen sparsam bewachsenen Felsen wie versteinert die Herankunft des Jägers und entflohen dann ohne

Geschrei mit geräuschvollem Flügelschlage"; später sagt er: „Die unbeschreibliche Trägheit dieser Vögel sticht sonderbar gegen die Moorhühner ab. Die Männchen scheinen den ganzen Tag lang in der Nähe ihrer brütenden Weibchen still zu sitzen, und zwar stets auf den höchsten, abhängigsten Plätzen, als erfreuten sie sich neben dem Abgrunde der fernsten Aussicht". Faber bezeichnet das isländische Alpenschneehuhn als „außerordentlich sicher und dumm", Holboell das grönländische als „sehr einfältig". Ich habe bei Niederschrift meiner Beobachtungen fast dieselben Worte gebraucht wie Boje: „Die beiden ersten Männchen, welche ich erlegte, waren merkwürdig unvorsichtig, zeigten nicht die geringste Scheu, sondern erwarteten den Jäger scheinbar mit dem höchsten Erstaunen, ohne wegzufliegen." Auf den Alpen betragen sich die Schneehühner nicht anders: „Bei Nebelwetter", bemerkt Schinz, „laufen sie am meisten auf dem Boden umher und glauben sich vor allen Nachstellungen am sichersten; aber auch bei warmem Sonnenscheine sind sie sehr zahm" und lassen dann, wie Tschudi hinzufügt, „auf offenen Gipfeln den Menschen oft bis auf zehn Schritt nahe kommen". Bei kaltem Wetter sollen sie scheuer sein, wahrscheinlich schon deshalb mit, weil sie im Winter zu größeren Scharen sich vereinigen.

Die Nahrung besteht vorzugsweise in Pflanzenstoffen. Auf den Alpen findet man ihren Kropf mit Blättern der Alpenweide und des Heidekrautes, mit Knospen der Tannen, der Alpenrosen, mit Preißel-, Heidel- und Brombeeren, verschiedenen Blumen und dergleichen angefüllt; auf den Landstraßen sieht man sie beschäftigt, Haferkörner aus dem Miste der Pferde und Maulthiere aufzusuchen, und im Sommer stellen sie allerhand Kerbthieren nach. Im Norden bilden die Knospen und Blätter der Zwergweiden und Birkenarten, die Blätter- und Blütenknospen der verschiedensten Alpenpflanzen wie der auf jenen Höhen noch wachsenden Beerengesträuche und die Beeren selbst, im Nothfalle auch Flechtentheile, welche sie von den Steinen abklauben, ihre Aesung. Falls Faber richtig beobachtet hat, tragen sie sich Nahrungsvorräthe für den Winter ein.

Im Mai sieht man Schneehühner gepaart, und beide Gatten halten sich, so lange die Bebrütung der Eier währt, zusammen. Wenn aber die Jungen ausgeschlüpft sind, entfernt sich der Hahn zeitweilig von der Familie und zieht den höheren Gebirgen zu, um hier die wärmste Zeit des Sommers zu verbringen. Während er früher still und traurig war, wird er lebhaft, läßt oft seine Stimme vernehmen, erhält vom Weibchen Antwort, fliegt sehr geschwind, mit kaum bewegten Flügeln zum Vergnügen in die Luft, indem er schräg emporsteigt, einen Augenblick mit zitternden Schwingen still steht und sich dann plötzlich wieder niederwirft, gefällt sich zuweilen auch in Stellungen, welche einigermaßen an die Balztänze anderer Rauchfußhühner erinnern, ohne ihnen jedoch zu gleichen. Er nimmt weder an dem Brutgeschäfte noch an der Führung der Jungen theil. Die Henne sucht sich um die Mitte oder zu Ende des Juni unter einem niedrigen Gesträuche, oder auch wohl einem schützenden Steine, eine passende Stelle zum Neste aus, scharrt hier eine seichte Vertiefung, kleidet sie kunstlos mit welken Blättern aus, legt ihre neun bis vierzehn, auch wohl sechzehn, Eier, welche etwa fünfundvierzig Millimeter lang, dreißig Millimeter dick und auf rothgelbem Grunde mit dunkelbraunen Flecken getüpfelt sind, und beginnt mit Hingebung zu brüten. Nach Verlaufe von ungefähr drei Wochen entschlüpfen die Jungen. Sobald sie einigermaßen abgetrocknet sind, führt sie die Henne vom Neste weg auf Nahrung versprechende Plätze. Droht Gefahr, so erhebt sie sich, um durch ihr Wegfliegen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken; die Jungen zerstreuen sich auf dieses Zeichen hin augenblicklich und haben sich im Nu zwischen den Steinen verborgen, während jene dem Jäger fast unter die Füße läuft. Steinmüller störte einst ein Gehecke auf und fing ein Küchlein ein, welches jämmerlich piepte; die Mutter schoß in wilder Verzweiflung auf ihn zu und wurde von ihm erlegt. Eine Henne mit neun Küchlein, welche Welden überraschte, war, obgleich sie in der größten Gefahr schwebte, nicht zum Auffliegen zu bringen, sondern lief rasch weiter, mit den ausgebreiteten Flügeln die Jungen deckend. Von diesen huschte während der Flucht eines nach dem anderen unbemerkt ins Gestein, und erst, als die Henne alle geborgen sah, flog sie, auf die eigene Rettung bedacht, auf und davon. Von den versteckten

Thierchen war trotz aller Aufmerksamkeit nicht eines aufzufinden. Kaum aber hatte sich Welden in ein Versteck gelegt und ein Weilchen gewartet, so kam die Schneehenne eifrig wieder herbei gelaufen, gluckste leise, und in wenigen Augenblicken schlüpften alle neun Küchlein wieder unter ihre Flügel. „Wenn man im Herbste nur darauf Acht hat", sagt Faber, „daß man die Alte schont, so kann man leicht den ganzen Trupp, eines nach dem anderen, wegschießen; denn die Mutter fliegt, von dem Schusse erschreckt, zwar auf, wirft sich aber aus Besorgnis für die Jungen gleich wieder zur Erde, und diese, welche auch öfters bei dem Schusse aufstehen, fallen einen Augenblick später, der Mutter folgend, wieder zum Boden herab."

Das Flaumkleid der Küchlein ist zwar sehr bunt, aber doch in demselben Grade wie das anderer jungen Hühner mit dem Boden gleichfarbig. Ueber den bräunlichen Rücken verlaufen unregelmäßig schwarze Streifen, und ein hellbräunlicher Fleck auf dem Hinterkopfe wird von einem solchen eingeschlossen. Stirn, Kehle, Hals und Bauch sind weißlich, die Brust und die Seiten röthlich überflogen, die Läufe mit graulichen Dunen bekleidet.

Auf Island und Grönland, woselbst die Schneehühner oft auch in den Thälern brüten, sieht man, laut Faber und Holboell, die Familien zu Ende des August noch in der Tiefe; zu Anfang des Oktober aber geht die Alte mit ihren nunmehr vollständig ausgewachsenen Jungen auf die hohen Berge, und fortan vereinigen sich die einzelnen Völker, oft zu sehr zahlreichen Scharen. Diese verweilen hier gewöhnlich während des ganzen Winters und führen ein ziemlich regelmäßiges Leben. Man sieht sie bereits bei Tagesanbruche mit Futtersuchen beschäftigt, aber bis nach Mittag selten fliegen. Dann erheben sie sich, streichen, zu kleinen Trupps vereinigt, zu Thale, an die Seeküste etc. und kehren wieder zu den Bergen zurück. Sind jedoch die Thäler schneefrei, so verweilen sie hier längere Zeit, und ebenso flüchten sie sich zur Tiefe herab, wenn oben in der Höhe sogenannter Eisschlag fällt und sie im Aufsuchen ihrer Nahrung gehindert werden. Unter solchen Umständen müssen sie oft weit umherstreifen und kümmerlich ihr Leben fristen. Faber versichert, daß sie, ausgehungert, sogar in die Wohnungen der Menschen kommen oder über meilenbreite Meeresarme hinweg nach kleinen, schneearmen Inseln fliegen, welche ihnen ein ergiebiges Weidefeld versprechen. In Norwegen findet genau dasselbe, in der Schweiz etwas ähnliches statt. „Wenn der Spätherbst", sagt Tschudi, „die Kuppen der Berge mit Schnee bedeckt, ziehen sie sich gegen die milderen Flühen und Weiden, ja mit Vorliebe auch bis zu den Paßstraßen herab und überwintern da bis in den Frühling hinein." Doch muß es schon hart kommen, wenn sie sich zu derartigen Streifereien entschließen; denn bei regelmäßigem Verlaufe der Dinge wissen sie sich auf ihren Höhen vortrefflich zu bergen. Die dicke Schneedecke, welche ihnen ihre Aesung überschüttet, ficht sie wenig an; sie graben sich mit Leichtigkeit tiefe Gänge im Schnee, bis sie zu der gesuchten Aesung gelangen, kümmern sich überhaupt wenig um die Unbill des Wetters. Dieselbe Schneedecke dient ihnen auch als Schutz gegen rauhe Winde und dergleichen: sie lassen sich, wenn es arg stürmt und weht, mit Behagen einschneien, so daß bloß die Köpfe hervorschauen und der geübte Jäger ihr Vorhandensein dann nur an den schwarzen Zügelstreifen bemerken kann. Wahrscheinlich errichten sie sich Winterwohnungen, tiefe Löcher im Schnee, in der Nähe ihrer Vorrathshaufen. Ein solches mit Grasblättern förmlich ausgelegtes Loch fand Krüper auf einem großen Schneefelde Islands.

Abgesehen von jenen unregelmäßigen Streifzügen treten die Schneehühner im Winter, namentlich im Norden Amerikas, auch weitere Wanderungen an. Obgleich viele der grönländischen Schneehühner auch dann noch auf ihren Standorten verweilen, wenn die lange Winternacht dort eingetreten ist, treffen doch in jedem Spätherbste, und zwar gegen anderer Vögel Art, nicht bei reisefördernden Gegen-, sondern bei Nordwinde, zahlreiche Massen im Süden der Halbinsel ein und siedeln sich hier auf den Bergen an. Auf Labrador kommen, wie Audubon erzählt wurde, allwinterlich tausende von Alpenschneehühnern an und bedecken alle Berge und Gehänge. Aber auch in Skandinavien hat man ähnliche Fälle beobachtet: auf den Lofoten erzählte man Boje, in Tromsö Liljenborg, daß einmal bei starkem Ostwinde viele hunderte erschienen wären.

Ueber den Federwechsel der Alpenschneehühner ist man noch nicht im klaren. Während die Schweizer Forscher der Meinung sind, daß dieser Wechsel zweimal im Jahre vor sich geht, im Herbste auf alle, im Frühjahre nur auf kleinere Federn sich erstreckend, glaubt Holboell, daß wenigstens eine dreimalige und Macgillivray, daß sogar eine viermalige Mauserung des Gefieders stattfindet. Faber dagegen meint beobachtet zu haben, daß „die weißen Federn des Winters keine Folge einer neuen Mauser im Spätjahre, sondern des Abblassens der Sommerfedern sind", da er in der Blutfeder stets die bunte Sommerfeder, nie die weiße Winterfeder fand und oft Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß jene Winterfeder nach und nach von der Wurzel zur Spitze weiß wurde. Radde berichtet die ihm auffallende Thatsache, daß einige von ihm erlegte Alpenschneehühner im östlichen Sajangebirge schon am zwölften Juni Federn der Unterseite, des Bauches und der Brust erneuerten und bereits die Wintertracht anlegten. „Man sah besonders auf der Brust und am Halse die weißen frischen, meistens noch blutspuligen Federn das bunte Sommerkleid durchsetzen; dagegen schoben sich auf dem Rücken immer noch viel blutspulige Federn vor." Ich glaube, daß die scheinbar widersprechenden Beobachtungen sich vereinigen lassen; denn ich habe neuerdings erfahren, daß gleichzeitig mit der Mauser auch Verfärbung der Federn stattfinden kann, und wage es, diese Erfahrungen auf das Schneehuhn zu beziehen. Somit nehme ich an, daß die Hauptmauser des Schneehuhnes in den Herbst fällt, daß jedoch wahrscheinlich nicht alle Federn neu gebildet, sondern die im Laufe des Sommers hervorgesproßten wenigstens theilweise umgefärbt werden. Im Frühlinge erneuert sich dann das Kleingefieder, und zwar geschieht dies bei den Weibchen früher als bei den Männchen. Die Färbung dieser jetzt neu gebildeten Federn ist jedoch keine bleibende, sondern im Gegentheile einem mehrfachen Wechsel unterworfene. Uebrigens scheint so viel festzustehen, daß die Heimat des Schneehuhnes allerdings einen Einfluß auf die Mauser ausübt, da das Winterkleid mit Beginne des Winters, das Sommerkleid mit Beginne des Sommers, das eine wie das andere also je nach der Oertlichkeit früher oder später angelegt wird. Kurz vor der Herbstmauser wechseln die Schneehühner auch ihre Krallen.

Die Armut und Unwirtlichkeit der Wohnplätze des Alpenschneehuhnes wird diesem nicht selten verderblich. So anspruchslos es auch sein mag, so geschickt es Sturm und Wetter zu begegnen weiß: aller Unbill der Witterung ist es doch nicht gewachsen. Wenn im Winter bei ruhiger Luft tagelang Schnee herunterfällt, wird unser Huhn kaum gefährdet; wenn aber Lawinen von den Bergen herabrollen, wird manches von den Schneemassen erdrückt, und wenn sich eine harte Eiskruste über die Schneedecke legt, muß manches verkümmern und dem Hunger erliegen. Aber nicht bloß die Natur tritt den harmlosen Vögeln hart, ja fast feindlich entgegen, sondern auch, und in viel höherem Grade, der Mensch und das gesammte Raubgezücht. Tausende und hunderttausende werden alljährlich gefangen; nicht wenige fallen dem mit dem Gewehre ausgerüsteten Jäger zur Beute, und ebenso viele, wie die Menschen für sich beanspruchen mögen, müssen unter dem Zahne der Füchse und des Vielfraßes oder in der Klaue des Jagdfalken und der Schneeeule verbluten.

Alt eingefangene Schneehühner lassen sich zähmen, das heißt an ein Ersatzfutter und an den Käfig gewöhnen, halten auch längere Zeit in der Gefangenschaft aus; junge hingegen sollen eine so sorgfältige Pflege beanspruchen, daß ihre Aufzucht selten gelingt. Mehr weiß ich hierüber nicht mitzutheilen; denn ich selbst habe niemals ein lebendes Alpenschneehuhn im Käfige gesehen.

Die Feldhühner (Perdicinae), welche die zweite, wohl umgrenzte Unterfamilie bilden, unterscheiden sich von den Rauchfußhühnern durch ihre schlanke Gestalt, den verhältnismäßig kleinen Kopf und die unbefiederten Läufe. Der Schnabel pflegt verhältnismäßig gestreckt zu sein, wölbt sich auf der Firste nur mäßig und ist seitlich nicht zusammengedrückt. Der Lauf wird oft durch einen, auch wohl durch zwei Sporen bewehrt. Der Flügel, in welchem die dritte oder vierte

Schwinge die längste zu sein pflegt, ist ebenfalls noch sehr kurz und abgerundet, aber nicht mehr so gewölbt wie bei den Rauchfußhühnern, der aus zwölf bis sechzehn Federn bestehende Schwanz stets kurz. Um das Auge findet sich zuweilen, jedoch nicht immer, eine nackte Stelle, ausnahmsweise ist auch wohl ein Kehlfeld unbefiedert; dagegen fehlen meist die für die Rauchfußhühner so bezeichnenden Brauenwülste. Das Gefieder liegt meistens ziemlich glatt an; seine Färbung unterscheidet die Geschlechter gewöhnlich nicht.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch unterscheiden sich die Feldhühner von ihren nächsten Verwandten, den Rauchfußhühnern, außerdem vorzüglich durch folgende Merkmale. Der Vorderarm ist meist oder immer etwas kürzer als der Oberarm, das Becken eben so schmal und länglich wie bei den verwandten Familien, der Dorn am Seitenrande jedes Darmbeines, welcher den Rauchfußhühnern fehlt, deutlich und zumal bei den Frankolinen ausnehmend entwickelt, der Oberschenkelknochen markig und nicht luftführend. Die Schwanzwirbel sind in Gemäßheit der Kürze und Schwäche der Schwanzfedern sehr schwach und viel kleiner als bei den Rauchfußhühnern. Die sonderbare gallertartige Masse, welche sich jederseits am unteren Ende der Luftröhre der männlichen Rauchfußhühner befindet, fehlt hier, die Blinddärme, obgleich lang, sind doch weit kürzer, die Nieren dagegen mehr in die Länge gezogen als bei jenen.

Mit Ausnahme des hohen Nordens bewohnen die Feldhühner alle Länder der Alten Welt und alle Gegenden, vom Meeresgestade an bis zu den bedeutendsten Berghöhen empor. Ihrem Namen entsprechend bevorzugt die große Mehrzahl allerdings offene, waldlose Stellen; demungeachtet gibt es viele, welche gerade in Waldungen sich ansiedeln und hier ebenso versteckt leben wie irgend ein anderes Huhn. In ihrem Wesen zeichnen sie sich in mancher Hinsicht aus. Sie sind behender und gewandter als viele ihrer Ordnungsverwandten, fliegen zwar etwas schwer, aber doch noch ziemlich rasch, wenn auch selten hoch und weit, vermeiden aber soviel wie möglich, auf Bäumen sich niederzulassen. Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten scheinen sie wenigstens die Rauchfußhühner zu übertreffen. Sie sind scharfsinnig und verhältnismäßig klug, fügen sich leicht in die verschiedensten Verhältnisse, bekunden eine gewisse List, wenn es gilt, Gefahren auszuweichen, andererseits auch wieder Muth und Kampflust. Soviel bis jetzt bekannt, leben alle unserer Familie angehörigen Arten in Einweibigkeit, die meisten wohl auch in sehr treuer Ehe, während einzelne freilich sich vom Pfade der Tugend ablocken und durch ein ihnen vorkommendes Weibchen zur Untreue gegen die gewählte Gattin verleiten lassen. Am Brutgeschäfte nehmen die Männchen regen Antheil, bekümmern sich mindestens angelegentlich um die Sicherheit der brütenden Weibchen und später ihrer Jungen. Die Henne legt eine beträchtliche Anzahl einfarbiger oder auf lichtgilblichem und bräunlichem Grunde dunkel gefleckte Eier in ein einfaches Nest. Während der Brutzeit lebt jedes Paar für sich, erobert sich ein Gebiet und vertheidigt dieses gegen andere derselben Art, auch wohl gegen fremdartige Eindringlinge. Nachdem die Jungen erwachsen sind, schlagen sich oft mehrere Familien in zahlreiche Ketten zusammen. Hinsichtlich der Nahrung unterscheiden sich die Feldhühner insofern von den Rauchfußhühnern, als sie fast nur zarte pflanzliche wie thierische Stoffe verzehren. Von Kiefernadeln und ähnlichem schlechten Futter, wie das Auerhuhn, lebt gewiß kein Mitglied dieser Familie; alle Arten jagen aber den verschiedensten Kerbthieren und deren Larven eifrig nach, und die meisten scheinen Körnern andere Pflanzentheile, namentlich Blätter und dergleichen, vorzuziehen.

Niemand wird die Feldhühner im Ernste zu den schädlichen Thieren zählen. Die Südländer bezeichnen allerdings einzelne Arten als Landplage, nehmen aber den Ausdruck nicht so genau; denn in der That und Wahrheit ist man den zierlichen Geschöpfen allerorten zugethan und fürchtet nicht, von ihnen gebrandschatzt zu werden. Diese Zuneigung gründet sich freilich zum großen Theile auf das Vergnügen, welches die Feldhühner insgesammt den Jagdfreunden bereiten. Es gibt keine einzige Art der Unterfamilie, auf welche nicht mehr oder weniger leidenschaftlich gejagt würde. Alle Mittel setzt man in Bewegung, um das eine oder das andere Feldhuhn zu erlangen: Feuergewehr

und andere Waffen, Netz und Schlinge, abgerichtete Falken und Hunde. Allerorten werden alljährlich tausende dieser Hühner erlegt, und fast überall ersetzen sich die Verluste rasch wieder. Die Bedeutung solcher Vögel darf man gewiß nicht unterschätzen.

An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Feldhühner leicht; viele von ihnen halten bei einigermaßen geeigneter Pflege jahrelang im Käfige aus, und die meisten schreiten im Käfige auch zur Fortpflanzung. Manche schließen sich so innig dem Menschen an, daß sie ihm wie ein Hund auf dem Fuße nachfolgen, sich förmlich als Mitglieder des Hauses zu betrachten scheinen und mehr oder minder an den Leiden und Freuden ihrer Pfleger Antheil nehmen.

Als die edelsten Glieder der Unterfamilie sehe ich die Felsen- oder Alpenhühner (Tetraogallus) an. Sie sind nicht allein die größten Feldhühner, sondern vereinigen auch deren Eigenschaften in sich. Der Leib ist gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf klein, der Schnabel länglich, aber gleichzeitig kräftig und breit, der Fuß kurz, derb, die Fußwurzel mit einem stumpfen Sporn bewehrt, der Flügel kurz, aber etwas zugespitzt, weil die zweite und dritte Schwinge die anderen überragen, der aus achtzehn Federn gebildete Schwanz mäßig lang und sanft abgerundet. Das Gefieder bekleidet den Leib in reicher Fülle, und namentlich die Ober- und Unterschwanzdeckfedern sind sehr entwickelt. Ein kleiner Fleck hinter dem Auge ist unbefiedert.

Alle Felsenhühner bewohnen das Hochgebirge Asiens; eine Art kommt aber auf dem Kaukasus vor und darf deshalb unter die europäischen Vögel gezählt werden.

Das Königshuhn, „Intaure“ der Grusier (Tetraogallus caucasicus, Tetrao caucasicus, Perdix caucasica und alpina, Chourtka alpina, Megaloperdix und Oreotetrax caucasica), ist die kleinste Art der Sippe. Die Länge beträgt etwa achtundfunfzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge siebzehn Centimeter. Oberkopf und Hinterhals sind schmutzig asch- oder felsengrau, die Obertheile, mit Ausnahme eines breiten bräunlichgrauen Kragenbandes im Nacken, schwarzgrau, alle Federn äußerst fein, wurmförmig, schwarz und hell fahlgelb quergebändert, die Flügeldeckfedern mit hellgelben Rändern, welche Längsstreifen bilden und innen meist rostgelb gesäumt sind, ansprechend geziert, Ohrgegend und Halsseiten grau, letztere durch rundliche, gelbe Spitzenflecke gehoben, ein von ersterer ausgehender und seitlich am Halse herablaufender, breiter Streifen und die Kehle weiß, die Brustfedern abwechselnd sehr zierlich mit gleich breiten schwarzen und weißen, pfeilspitzig gegen den Schaft verlaufenden Querbändern geschmückt, welche nach dem Bauche zu unter immer spitziger werdendem Winkel am Schafte zusammenstoßen und auf den sehr verlängerten Brustseiten- und Weichenfedern zu spitzpfeilförmigen Zeichnungen sich gestalten, diese Federn außerdem mit licht rostgelben, dunkel kastanienbraun gekanteten, wiederum Längsstreifen bildenden Säumen umrandet, die Schwingen weiß, an der Spitze schwarzgrau, die Armschwingen wie der Rücken, die Schwanzfedern dunkelgrau, außen, die mittleren auch am Ende dunkel kastanienbraun, die mittelsten grau, alle zart schwärzlich gebändert. Die Iris ist rothbraun, der Schnabel gelb, der Fuß hornbraun. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung.

Ueber die Lebensweise des stolzen Huhnes hat Radde in einer Sitzung des Vereines deutscher Vogelkundigen trefflich berichtet. In malerischer Weise schildert er das mingrelische Tiefland, den unendlich großartigen Blick von hier aus auf den gewaltigen Kaukasus, welcher bei heiterem, reinem Himmel mit unübertrefflicher Klarheit hervortritt, und fährt dann fort wie folgt: „Das alte Kolchis, wo wir es in Bezug auf seine Thierwelt auch untersuchen mögen, hat nicht gerade viele Eigenthümlichkeiten aufzuweisen. Man findet dort wohl eine sehr üppige Entwickelung der Pflanzen, aber wenige bezeichnende Thiergestalten. Ganz anders ist es auf jenen Höhen, welche aus sehr weiter Ferne zum Meere herunterleuchten. Dort an der Grenze des ewigen Schnees,

in einer unbedingten Höhe zwischen zweitausend und dreitausend fünfhundert Meter, habe ich das riesenhafte Feldhuhn kennen gelernt. Es lebt hier in verhältnismäßig bedeutender Anzahl und nach Behauptung sämmtlicher Gebirgsbewohner in besonderer Freundschaft mit dem Steinbocke des Hochgebirges. Durch einen Pfiff, sagen sie, soll dieses Huhn dem kaukasischen Steinbocke eine Warnung vor dem sich nähernden Jäger zurufen, die Freundschaft zwischen beiden aber aus dem Grunde so innig sein, weil das Huhn den Mist von den Böcken fresse. Gewissermaßen sollen also beide auf einander angewiesen sein, indem der Vogel das Säugethier warnt, dieses jenen ernährt. Die Sache liegt wohl einfacher so, daß beide auf eine und dieselbe Nahrung angewiesen sind. Wenn man nämlich untersucht, was Steinböcke und Königshühner fressen, wird man sehen, daß erstere besonders dem polsterförmig an den Boden gedrückten Rasen verschiedenartiger Potentillen nachgehen. Diese Gewächse mit ihren weißen und gelben Blüten und mit Früchten, deren Beschaffenheit sie in die Nähe der Erdbeere stellt, dienen nicht minder gedachten Hühnern als dem Steinbocke zur bevorzugten Nahrung, und es erklärt sich durch diesen, beiden Thierarten gemeinsamen Geschmack ihr Zusammenleben auf ganz natürliche Weise, wenn anders nicht noch hinzugefügt werden darf, daß die etwa dem Kothe der Steinböcke innewohnenden Kerbthiere gleichfalls eine Anziehungskraft für die gefiederten Freunde des letztgenannten Thieres besitzen. Wir brauchen daher, ohne die dichterische Auffassung der Hochlandsbewohner gänzlich leugnen zu wollen, unsere Zuflucht durchaus nicht zu einem starken Gefühle gegenseitiger Hochachtung zwischen beiden zu nehmen. Die dem Tieflande südlich vorliegenden Gebirgshöhen, welche mit dem pontischen Berglande beginnen, um sich in der Richtung nach Armenien zu anderen Hochländern anzureihen, bewohnt das Königshuhn entschieden nicht, ebensowenig wie sein Begleiter, der Steinbock, hier, im kleinen Kaukasus, vorkommt.

„Unser Huhn lebt nach Art seiner Verwandten streng paarweise in einem Gebiete, über dessen Größe man nicht recht ins klare kommt. Treibt man ein Paar auf, so erheben sich auf einen eigenthümlich schrillen Pfiff und den wie ‚Tirock, tirock, tirock‘ klingenden Lockruf noch andere Paare; denn während ein Huhn fliegt, warnt es nach rechts und links. Der Flug selbst ist sehr rasch und geht in einer geraden Linie dahin. Mich hat er am meisten an den des Zwergtrappen erinnert, nur daß er nicht so schrill pfeifend ist. Ob das Huhn eine Balze hat, vermag ich nicht zu sagen; denn die Zeit, in welcher eine solche stattfinden muß, erschwert jeden Besuch des Hochgebirges aufs äußerste, falls er nicht des Schnees und der Kälte wegen für uns wenigstens gänzlich unmöglich gemacht wird. Soviel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich das Königshuhn dabei niemals auf einen Baum setzen wird; denn es ist in allen Einzelheiten ein Feld- oder Steinhuhn, nur ein solches riesiger Größe, lebt auch in einem Höhengürtel, welchem der Baumwuchs überhaupt abgeht. Jedenfalls brütet der Vogel sehr zeitig im Jahre. Ich selbst habe zwar die Eier nicht gefunden, aber am siebzehnten April, als ich von Tiflis nach Petersburg reiste, auf einer Haltestelle hoch oben im Gebirge zwei von ihnen bekommen und den Vogel dazu. Da jene noch ganz frisch waren, muß ich annehmen, daß ich sie im Anfange der Legezeit erhielt, und darf somit den Beginn des Brutgeschäftes für die Mitte des April bestimmen. Der Vogel muß viele Eier legen; denn ich habe zu Ende des Juni oder zu Anfange des Juli in einer Höhe von dreitausend Meter über dem Meere das Glück gehabt, ein Weibchen mit noch nicht flüggen Jungen durch Zufall aufzujagen. Nach Art aller Hühner und zumal derer, welche wie die in Frage stehenden ein zerbrochenes Trümmergestein bewohnen, zeigen sich die Jungen so geschickt im Verlaufen und Verstecken, daß man überrascht war, plötzlich unmittelbar vor seinen Füßen die muntere Schar auftauchen und eiligen Laufes vor sich hinrennen zu sehen. Oft müht man sich längere Zeit vergeblich, eines zu erlangen. Man greift nach ihm, fehlt es, greift wieder, fehlt noch einmal und muß endlich sehr zufrieden sein, wenn man überhaupt eines erhält. Aber ich sah doch bei meiner Jagd wenigstens dreizehn bis funfzehn und darf also behaupten, daß die Ketten ebenso stark sind wie die verwandter Hühnerarten auch.“

Beide erwähnten, von Radde erbeuteten Eier waren, wie Dresser beschreibt, fünfundsechzig Millimeter lang und zweiundvierzig Millimeter dick und auf schmutzig rostlehmfarbigem, ölgrünlich überflogenem Grunde etwas spärlich mit düsterröthlichen Flecken getüpfelt.

„Alle Eingeborenen", fährt Radde fort, „sind einstimmig in Betonung der außerordentlichen Schwierigkeit einer Jagd auf Königshühner. Ungemein scheu und vorsichtig, läßt sich der Intaure nur mit einer Büchse nahe genug kommen, und auch ein in Handhabung dieser Waffe wohlgeübter Jäger kann tagelang vergeblich gehen, bevor es ihm gelingt, einen Schuß abzugeben. Der Name Intaure rührt von den Grusiern her, welche diesen Vogel nur ab und zu als Wildpret zugeschickt erhalten und ihn, weil ihnen die Lebensverhältnisse unbekannt sind, mit dem Truthuhne vergleichen, also Gebirgstruthuhn nennen. Selten vergeht ein Jahr, in welchem ich nicht ein oder zwei lebende Königshühner erhalte, und da ich sehr gut weiß, wie schätzenswerth dieser Vogel ist, gebe ich mir die größte Mühe, sie zu erhalten. Sehr bald gewöhnen sie sich an Hirse; aber ihre Lieblingsgerichte bleiben doch im Frühjahre junge Keimpflanzen, Kressen und ähnliche Gewächse. Naturgemäß erscheint, daß die frischgefangenen Königshühner bei weitem nicht die Lebhaftigkeit zeigen, welche ihnen in ihren alpinen Wohnstätten eigen ist. Ich sah sie meist mit zusammengezogenem Halse und halbgeschlossenen Augen dasitzen, augenscheinlich der Raub einer gewissen Unbehaglichkeit, welche niemand in Verwunderung setzen darf; aber alle Hühner sind schmieg- und fügsam, und wenn auch die Hochgebirgsarten diese Eigenschaft nicht in dem Maße besitzen wie die in der Tiefebene lebenden, entbehren sie derselben doch nicht gänzlich, und somit berechtigt auch unser Königshuhn die Thierpfleger zu den besten Hoffnungen."

Eine zweite Art der Sippe, welche ich Haldenhuhn nennen will, „Ullar" der Kirgisen „Jirmunel", „Kebek" oder „Gurkaju" der Bewohner des Himalaya, von den englischen Jägern höchst unpassend „Schneefasan" genannt (Tetraogallus himalayensis und Nigelli, Lophophorus Nigelli), ist eingehender beobachtet worden als das Königshuhn. Seine Länge beträgt zweiundsiebzig, die Breite hundert, die Fittiglänge zweiunddreißig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter. Oberkopf, Hinterhals, Nacken sind licht fahlgrau, die Federn eines breiten Kragens auf dem Oberrücken, welcher auch die Brust umgibt, auf licht fahlgrauem Grunde mit feinen, aus Punkten bestehenden, gewellten Querbinden gezeichnet, Mantel, Unterrücken, Bürzel, Flügel- und Schwanzdecken dunkel fahlbräunlichgrau, äußerst fein licht gelblichgrau in die Quere gewellt, alle größeren Federn der Oberseite mit mehr oder minder breiten rostbraunen oder rostgelben Rändern geziert, wodurch eine streifige Zeichnung entsteht, ein hinter dem Ohre beginnendes, seitlich am Halse und dann scharf nach der Brust herablaufendes Band sowie ein zweites, welches am Kinnwinkel beginnt und hufeisenförmig die Kehle einschließt, dunkel kastanienbraun, die Kehle und ein von beiden Bändern begrenzter Halsstreifen weiß, die Federn des dem Kragen entsprechenden Kropfquerbandes fahlweiß, einzelne von ihnen mit theilweise verdeckten schwarzen Mondflecken wie gebändert, Brust und Bauch tief felsengrau, dunkler geschaftet und äußerst fein fahl braungelb quergewellt, die Seitenfedern lichter, mit breiten Außen- und schmäleren Innenrändern von rostbrauner oder rostrother Färbung, welche sich einende Längsstreifen bilden, die Handschwingen fast ganz, die Armschwingen nur an der Wurzel weiß, erstere gegen die Spitze, letztere bis gegen die Wurzel hin dunkelgrau, feinfleckig fahlgelb quergebändert, die Schulterfedern durchaus so gefleckt, aber nach Art der Rückenfedern rostfarben umrandet, die äußeren Schwanzfedern außen auf dunkel rostrothem Grunde fein dunkel gefleckt, innen und bandartig vor der Spitze röthlich dunkelgrau, gegen die Mitte des Schwanzes hin mehr und mehr in Felsengrau übergehend und stärkere Fleckung zeigend. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid und unterscheiden sich nur durch die Größe.

Das Haldenhuhn findet sich im ganzen Höhengürtel des westlichen Himalaya bis nach Nepal hin und ebenso an geeigneten Orten der chinesischen Tatarei oder in Tibet, ebenso auch in Kaschmir

und wahrscheinlich auf allen von hier aus in nordöstlicher Richtung verlaufenden und zusammenhängenden Hochgebirgszügen bis zum Tarabagatai.

„Der Aufenthalt", schildert Mountaineer, „beschränkt sich ausschließlich auf die mit Schnee bedeckten Höhen und Berge und die von ihnen auslaufenden Züge bis zur oberen Waldgrenze herab; doch treibt der Schnee im Winter auch diese harten Vögel zur Tiefe hernieder und zwingt sie, jährlich zweimal Wanderungen zu unternehmen. In Kunawur sind sie zu jeder Jahreszeit häufig, auf den Gangesbergen jedoch nur vom Juni bis zum August anzutreffen; gleichwohl wandert gar mancher Forscher oder Jäger über die höchsten ersteiglichen Gipfel und sieht ihrer doch nur wenige. Deshalb glaube ich, daß viele, wo nicht alle, welche zu gewissen Jahreszeiten sich hier umhertreiben, zeitweilig nach der Tatarei sich zurückziehen, um dort zu brüten. Gegen Anfang des September bemerkt man sie zuerst auf den grasigen Plätzen unter der Schneelinie, nahe dem Berggipfel, auch wohl noch tiefer, an der oberen Grenze des Holzwuchses. Nach dem ersten, allgemeinen Schneefalle kommen sie scharenweise auf unbewachsene, freistehende Bergkuppen des Waldgürtels herab, und hier verweilen sie bis zu Ende des März. Diese Streifzüge werden wahrscheinlich in der ersten Nacht nach dem Schneefalle ausgeführt; denn ich habe die Vögel unabänderlich frühestens am nächsten Morgen nach solchem Vorgange in ihrer Winterherberge gesehen. Es muß aber viel Schnee gefallen sein, bevor sie niederkommen; im milden Winter erscheinen sie, mit Ausnahme einzelner, nicht in der Tiefe. Wahrscheinlich wählt sich die Bewohnerschaft eines Berges auch eine gewisse Winterherberge, zu welcher sie alljährlich herunterkommt.

„Der Jirmunel ist gesellig und schlägt sich in Flüge zusammen, welche zuweilen aus zwanzig bis dreißig Stück bestehen, obwohl man gewöhnlich nicht mehr als ihrer fünf bis zehn bei einander findet. Mehrere solcher Flüge bewohnen ein und dasselbe Berggebiet. Im Sommer sieht man die wenigen, welche auf der indischen Seite blieben, in einzelne Paare gesprengt; gegen den Winter hin aber, bevor die Masse wandert, habe ich stets mehrere von ihnen vereinigt gefunden. Selten verlassen sie das Gebiet, auf welchem sie sich angesiedelt haben, fliegen vielmehr, wenn sie aufgescheucht werden, vorwärts und rückwärts. Niemals besuchen sie den Wald oder das Dickicht, meiden selbst solche Stellen, wo das Gras lang ist, oder wo irgend welches Gestrüpp den Boden bedeckt; es ist deshalb fast unnöthig, zu sagen, daß sie niemals bäumen. Wenn das Wetter schön und warm ist, sitzen sie während des Tages auf den Felsen oder auf rauhen Stellen der Gehänge, ohne sich, mit Ausnahme der Morgen- und Abendstunden, viel zu bewegen. Ist es aber kalt, nebelig oder regnerisch, so sind sie rege und munter, laufen beständig auf und nieder und äsen sich während des ganzen Tages. Beim Fressen gehen sie langsam bergauf und pflücken dann und wann zarte Blattspitzen, Gräser, junge Schoten verschiedener Pflanzen, unterbrechen ihren Gang auch wohl gelegentlich und scharren nach irgend einer zwiebelartigen Wurzel, welche sie sehr lieben. Erreichen sie den Gipfel eines Gebirgszuges, so pflegen sie hier ein wenig zu verweilen; dann fliegen sie nach einer anderen Stelle, fallen zu Boden und laufen wiederum nach der Höhe empor. Ihr Gang ist sehr ungeschickt; sie erheben dabei ihren Schwanz und machen, wenn sie sich in einiger Entfernung befinden, den Eindruck einer grauen Gans. Ganz besonders lieben sie solche Weideplätze, auf denen Schafherden genächtigt haben; wahrscheinlich, weil hier das Gras, auch wenn das übrige lange trocken und dürr ist, noch im frischesten Grün prangt. Ihre Nachtherberge wählen sie auf Felsen über Abgründen; zu solchen Plätzen kommen sie viele Nächte nach einander.

„Ihr Geschrei, ein leises, sanftes Pfeifen, vernimmt man dann und wann während des Tages, am lautesten aber bei Tagesanbruch und sehr häufig bei nebeligem Wetter. Der Ruf beginnt mit einem lang ausgezogenen Tone und endigt mit einer Folge von raschen Pfiffen. Er ist bei weitem der angenehmste von allen, welche irgend ein Federwild vernehmen läßt. Uebrigens hört man diesen vollen Ruf nur dann, wenn der Vogel still sitzt; denn wenn er aufgestört wurde und wegläuft, stößt er in kurzen Zwischenräumen einfache, leise Pfiffe aus. Er schreit, wenn er auf-

steht, schnell, schrillend und heftig, gewöhnlich auch, so lange er fliegt, und selbst noch einige Sekunden, nachdem er wieder auf den Boden herabgekommen ist; dann aber geht sein Ruf in einige wenige Töne über, welche in einer auffallenden Weise Befriedigung darüber auszudrücken scheinen, daß er glücklich wieder Grund und Boden gewonnen. Ich glaube, daß ich das schrillende Geschrei dieser Vögel, welches sie beim Aufstehen und Fliegen vernehmen lassen, mit nichts besser vergleichen kann als mit dem Geräusche, welches eine Taubenschar hervorbringt, wenn sie fliegt und wenn sie sich auf einer gewissen Stelle niederlassen will, um hier zu fressen.

„Der Jirmunel ist nicht besonders wild oder scheu. Wenn man von unten anschleicht und sich bis auf ungefähr achtzig oder hundert Schritt genaht hat, geht er langsam bergauf oder seitwärts, dreht sich oft um, um zurück zu sehen, läuft aber, falls er nicht verfolgt wird, selten weit weg; naht man sich ihm dagegen von oben her, so steht er auf, ohne erst weit zu laufen. Ueberhaupt geht er selten weit bergab, und niemals beschleunigt er seinen Lauf bis zum Rennen, es sei denn auf wenige Meter hin vor dem Aufstehen. Die ganze Kette erhebt sich stets zu gleicher Zeit, raschen Fluges, senkt sich zuerst regelmäßig in die Tiefe herab, wendet sich dann und steigt wieder bis zu ungefähr derselben Höhe empor. Wenn ein Gehänge auf eine größere Strecke hin dasselbe Gepräge zeigt, fliegen die Vögel oft über eine englische Meile weit und erheben sich dabei hoch in die Luft, während sie auf kleineren Berggipfeln, namentlich auf solchen, welche sie im Winter besuchen, selten weit und meist nur um die nächste Ecke herum streichen.

„Sie fressen die Blätter verschiedener Pflanzen und Gras, gelegentlich wohl auch Moos, Wurzeln und Blumen; Gras bildet aber immer die Hauptmahlzeit. Jung aufgeschossenen Weizen und Gerste lieben sie sehr, und wenn sie ein vereinzeltes Feld in der Nähe ihres Standortes wissen, besuchen sie dasselbe während der Nacht und am Morgen; niemals jedoch kommen sie in das regelmäßig bebaute Land herab. Gewöhnlich sind sie unmäßig fett; ihr Wildpret ist aber nicht besonders gut und hat, wenn der Vogel in bedeutenden Höhen erlegt wurde, oft einen unangenehmen Geruch, welcher von gewissen Nährpflanzen herrührt.

„Obgleich ich manchen Sommer im Schneegürtel des Gebirges zubrachte, habe ich doch niemals Nest oder Eier dieses Vogels gefunden; dagegen bin ich in Tibet oft Familien mit Jungen begegnet. Bei diesen Ketten waren aber immer mehr alte Vögel und möglicher Weise mehr als ein Volk zusammen, so daß ich mir keine bestimmte Meinung über die Anzahl einer Brut habe bilden können. Die Eier, welche von Reisenden gefunden wurden, haben ungefähr die Größe von denen des Truthuhnes, sind aber, wie die der Rauchfußhühner, von einer länglicheren Gestalt; ihre Grundfärbung ist ein helles Olivenbraun; die Zeichnung besteht aus einzelnen kleinen, licht nußbraunen Flecken."

Wie richtig Mountaineers Schilderung ist, sollte ich auf unserer Reise nach Sibirien und Turkestan Gelegenheit haben zu erfahren. Ein im Museum zu St. Petersburg stehender Ullar im Prachtkleide entstammte, wie uns mitgetheilt wurde, dem Tarabagataigebirge, welches wir zu berühren gedachten, und ich beschloß schon damals, mit allen Kräften dahin zu streben, den herrlichen Vogel in seiner Heimat beobachten zu können. Am 28. Mai 1876 trat ich unter Führung eines alten kirgisischen Jägers und in Begleitung eines Reisegenossen und eines deutschrussischen Arztes von dem Städtchen Saisanposten aus einen Jagdausflug an, um meinen lange gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen. Nach Versicherung unseres Kirgisen, welche sich auch als vollständig richtig erwies, bewohnt der Ullar nicht allein die höchsten, um die angegebene Zeit noch mit Schnee bedeckten Gipfel des von uns Tarabagatai genannten Gebirges, sondern auch einen niedrigen Zug derselben Gebirgsgruppe, den Manrak, vielleicht denjenigen Theil des ganzen Gebirges, welcher durch seine eigenartige Zerklüftung vor allen übrigen sich auszeichnet. Hunderte von Bergen, durch tief eingerissene Thäler und Schluchten von einander getrennt, bauen sich, mehr und mehr ansteigend, über einander auf. Fast alle sind auf der Nordseite wenn auch steil, so doch nicht felsig, vielmehr mit einer frischen Grasnarbe und niedrigem Steppengestrüppe bekleidet,

stürzen aber auf der Südseite regelmäßig jäh und tief ab und bilden hier Felsenwirrsale, so wild, so zerrissen, so zerklüftet, wie nur irgend ein Gebirge der Erde sie aufweisen kann. Selbst das Wasser scheint in Verlegenheit zu gerathen, welchen Weg es wählen soll, und in der That sieht man sehr häufig in tieferen Thälern nach beiden Seiten hin rinnende Wässerchen abfließen. Diese Gegend ist es, welche sich der Ullar zum Standorte ausgewählt hat und in nicht ganz unbedeutender Anzahl bevölkert.

Erwartungsvoll ritten wir unter Führung unseres kirgisischen Jägers und seines in der Fülle der Mannheit stehenden Sohnes in eines der Thäler ein, bald Hügel, bald Berge überkletternd, bald wiederum in eine der zerrissenen Schluchten uns hinabsenkend. Um die Felsen schwebten Alpendohlen; auf allen Gehängen liefen Steinhühner umher; die Gipfel umflogen Adler und Falken; von Platten und Vorsprüngen hernieder tönte der frische Gesang des Steinröthels, des Steinschwätzers und einer Rothschwanzart. Wir zogen weiter, bis der alte Kirgise am Fuße eines neuen Berges Halt gebot und uns aufforderte, jetzt uns zu theilen, damit die eine Hälfte der Jagdgesellschaft von dieser, die andere von jener Seite her den Berg erklimmen möge. Und nun begann ein Reiten, bei welchem die Pferde ihre außerordentliche Fertigkeit, zu klettern, im vollsten Maße bethätigten. In einer vom Wasser eingerissenen Schlucht ritt ich empor; sprungweise suchte mein Pferd Boden zu gewinnen, und mit ebensoviel Geschicklichkeit wie Ausdauer trug es mich endlich zu den Höhen hinauf, über denen Steinadler ihre Kreise zogen und auf denen Steinhühner vertrauensvoll, wie ich es noch nie beobachtet, unmittelbar vor uns einherliefen, ohne sich zum Auffliegen zu bequemen. Weiter führte unser Weg bergauf, bergab, bald auf einem Grate, bald an der beraseten Nordwand eines Berges dahin. Nach welcher Seite wir auch unseren Blick wandten, überall sahen wir dasselbe Wirrsal von Bergen und Thälern vor uns. Nach etwa stündigem Ritte in diesen Höhen machte mein Führer mich auf das Geschrei des Ullar aufmerksam. Ein eigenthümlich wohllautender, pfeifender, mehrsilbiger oder doch mehrtöniger, langgezogener Laut traf, anscheinend aus nächster Nähe kommend, mein Ohr. Aber noch mußten wir einen weiten Weg zurücklegen, bevor wir den Vogel, welcher diese Rufe ausgestoßen hatte, zu sehen bekamen und unsere Jagd beginnen konnten. Ich will letztere nicht schildern, sondern nur sagen, daß ich so glücklich war, eines der stolzen Hühner zu erlegen, und daß ich an diesem und den folgenden Tagen, oft stundenlang auf einer und derselben Stelle im Verstecke liegend, mit dem Fernglase vor dem Auge mich mühte, so viel wie möglich ihm von seinem Thun und Treiben abzusehen, ebenso wie ich jede Gelegenheit wahrnahm, durch Vermittelung meines russischen Freundes den scharf beobachtenden kirgisischen Jägern ihre Erfahrungen abzufragen.

Der Ullar ist ein in jeder Hinsicht fesselnder Vogel, wohl geeignet, ebenso den Jäger wie den Naturforscher zu begeistern. Er lebt, soviel wir erfahren konnten, auf allen Hochgebirgen Innerasiens, in den von uns durchreisten Gegenden mit Bestimmtheit im Alatau, Tarabagatai und Semistau, gewöhnlich unmittelbar unter der Schneegrenze, mit dem Steinbocke auf demselben Gebiete. Daß er auch im Maurakgebirge, dessen unbedingte Höhe eintausendsechshundert Meter kaum übersteigen dürfte, gefunden wird, gehört zu den Ausnahmen, welche jedoch vielleicht nicht so selten sein mögen, wie wir glauben, und in diesem Falle durch die Wildheit des Gebirges genügende Erklärung finden. Im eigentlichen Hochgebirge steigt er im Sommer bis zu den höchsten Gipfeln empor und im Winter bis zur Holzgrenze herab; Bedingung für seinen Aufenthalt aber ist, daß sein Wohngebiet nicht bewaldet sei; denn er ist Felsenvogel im wahren Sinne des Wortes. In die Ebene hinab geht er auch im strengsten Winter nicht. Je wilder die Felsen, je höher die Abstürze, je unwegsamer für Menschen und Thiere die Felswände, um so sicherer wird man ihn finden. So viel wie möglich sucht er stets die höchsten Gipfel auf, fliegt aber von ihnen aus im Laufe des Tages auch in Thäler hinab, in denen ein Pferd ohne besondere Mühe aufsteigt, und hält sich an Gehängen auf, an denen zwischen grün beraseten oder mit Gestrüppe bedeckten Stellen einzelne Felskuppen zu Tage treten. Sämmtliche Berge des Maurak, auf denen ich ihn beobachten konnte, waren

von der Nordseite her, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, zu Pferde zu besteigen; sämmtliche aber fielen auf der Südseite steil zur Tiefe ab und bestanden hier ausschließlich aus wild aneinander gethürmten, mit Trümmerhaufen oder Halden überlagerten Felswänden, welche nur der kletternden Ziege oder dem im Bergsteigen wohlgeübten Menschen stellenweise zugänglich erschienen. Auch erkundete ich, daß ausschließlich solche Berge zu Standorten gewählt worden waren, in deren Nachbarschaft sich ähnliche, von ihnen durch sehr tiefe Thäler getrennte Felsenwildnisse befanden.

Jedes Ullarpaar behauptet einen bestimmten Stand, hier im Manrakgebirge jahraus, jahrein denselben. In ihm duldet es kein anderes Paar. Fliegt ein männlicher Ullar zu, so stürzt sich der den Platz behauptende Hahn sofort auf den Eindringling und zwingt denselben unter lautem, fast gellendem Geschreie, das weite zu suchen, worauf er, wie ich selbst einmal sah, die Stellung des balzenden Steinhuhnes einnimmt, das heißt, mit niedergesenktem Kopfe, hängenden Flügeln, halb aufgerichtetem und etwas gebreitetem Schwanze eine kurze Strecke weit dahinläuft. Gleichwohl kommt es vor, daß sich zwei Paare gegenseitig Besuche abstatten. Ich fand mehrmals auf einem verhältnismäßig kleinen Raume vier Stück, welche beim Ansichtigwerden von uns gemeinschaftlich einem und demselben Orte zuflogen, hier aber sogleich sich trennten. Freilich hatten die Paare jetzt sämmtlich Junge, ein Umstand, welcher bekanntlich auch bei den streitsüchtigsten Hühnern zum Frieden bestimmt. Gegen die Balzzeit hin, welche hier mit den ersten Tagen des März beginnt und bis zum Ende des Monats währt, sind die Hähne natürlich streitsüchtiger als je, schreien jedoch, nach Versicherung meines Gewährsmannes, eben des alten kirgisischen Jägers, auch nicht mehr als jetzt. Dieses Geschrei ist bezeichnend für den Ullar und unterscheidet ihn von allen anderen Feldhühnern, mag aber den Stimmlauten seiner Sippschaftsgenossen sehr ähnlich sein. Der Ruf läßt sich, weil die einzelnen Töne, mit alleiniger Ausnahme des letzten, klar und bestimmt von einander geschieden sind, pfeifend sehr gut nachahmen, nicht so leicht aber durch Silben ausdrücken. Nach meiner Auffassung überträgt man sie am besten mit den Silben „U=o=i=e=it“, wobei festzuhalten, daß jeder Selbstlauter nicht allein betont, sondern die drei ersten auch lang gezogen und nur das letzte „E=it“ etwas kreischend ausgestoßen wird. Dieser, ungeachtet seiner nicht bedeutenden Stärke auf eine Entfernung von mindestens einem Kilometer Luftlinie hörbare Ruf scheint nur zur gegenseitigen Unterhaltung zu dienen; denn der Lockton wie der Warnungsruf sind von ihm gänzlich verschieden. Beim Führen der Jungen vernahm ich, nach meinem Dafürhalten nur vom Weibchen, nach Behauptung des Kirgisen von beiden Geschlechtern, ein dem Gackern anderer Hühner im Tone ähnelndes, jedoch langsam aufeinander folgendes „Back, back, tock, tock, tock, tack“, vom Männchen das offenbar zärtliche Rufen nach dem Weibchen „Buck, buck, buck, beck, beck, kick, kick, kick“, wogegen der Warnungsruf ein lautes und gellendes „Tschilli, tschilli, tschi, klick, klick, kli“ ist und das beim Kampfe mit anderen Männchen ausgestoßene Geschrei wie „Zwibilir“ in meine Ohren klang. Obgleich ich alle diese Laute mit dem Bleistifte in der Hand abhörte und unmittelbar, nachdem ich sie vernommen, niederschrieb, auch so genau wie möglich wiederzugeben versuchte, muß ich doch sagen, daß nur das „U=o=i=e=it“ den wirklich gehörten Lauten annähernd gleichkommt, wogegen alle übrigen so eigenthümlicher Art sind, daß es überaus schwer hällt, falls es überhaupt möglich ist, sie in Silben zu fassen. In ihren Bewegungen ähneln die stolzen Vögel den Steinhühnern mehr als den Rebhühnern, ohne jedoch jenen zu gleichen. Der Lauf ist rasch und behend, auch ebenso gewandt beim Auf= wie beim Absteigen, die Haltung dabei eine etwas gebückte; der Flug besteht aus einigen rasch aufeinander folgenden Schlägen, auf welche dann ein längeres Gleiten ohne Flügelschlag zu folgen pflegt, da der Ullar beim Auffliegen fast stets in die Tiefe des Thales hinabfällt und dann erst wieder etwas nach oben fliegt. Infolge der verhältnismäßig sehr kurzen Flügel ist das Flugbild ein durchaus eigenartiges; denn der fliegende Vogel erscheint ungemein gestreckt, während er im Laufe im Gegentheile den Eindruck eines sehr gedrungen gebauten Huhnes macht. Das Flugbild selbst läßt sich am besten mit einem kurzarmigen, aber langschaftigen Kreuze vergleichen. Vor dem Auffliegen ersteigt der Ullar, falls er dazu Zeit hat,

gern einen erhöhten Punkt, wie er überhaupt zum Sitzen und Umherlaufen zu wählen pflegt; beim Fußen auf der entgegengesetzten Bergwand dagegen läßt er sich regelmäßig auf einer mit Steinen bedeckten Stelle nieder und springt oder hüpft erst dann auf einen größeren Felsblock, um von diesem aus Umschau zu halten. Im Laufe des Tages besucht das Paar sehr verschiedene Plätze innerhalb des von ihm bewohnten Gebietes; gegen Abend dagegen fliegt es stets zu bestimmten, möglichst gesicherten Stellen, um auf ihnen die Nacht zu verbringen.

Die Nahrung besteht größtentheils in Pflanzenstoffen. Ob die Ullare, wie anzunehmen, auch Kerbthiere und Gewürm fressen, wußte mein Kirgise mir nicht zu sagen, wohl aber anzugeben, daß sie in strengen Wintern bei tiefem Schnee Gänge unter letzterem graben, um zu ihren Nährpflanzen zu gelangen.

Der Paarung gehen langwährende und oft wiederholte Kämpfe zwischen den Männchen voraus, bis endlich die Paare bestimmt vereinigt und die etwa übrig bleibenden Männchen endgültig vertrieben sind. Auch während der Balze schreien die Männchen viel, aber genau in derselben Weise wie im Frühsommer, wogegen sie im Frühjahre nur die Warnungslaute beim Auffliegen vernehmen, ihren bezeichnenden Pfiff aber nicht hören lassen. Die Anzahl der Eier eines Geleges beträgt nach Angabe meines Kirgisen sechs bis neun. Sie sind größer als Enteneier, ziemlich rund und auf grünlichgelbem Grunde dunkler, zumal bläulich gefleckt, wobei jedoch zu bemerken, daß die Kirgisen wenig Sinn für Farben und geringe Fähigkeit haben, dieselben genau anzugeben. Das Nest steht an felsigen Abhängen auf einer etwas erdigen Stelle, ist eine seicht ausgescharrte Vertiefung und wird bloß mit wenig Grashalmen ausgelegt. Wohl nur das Weibchen brütet; das Männchen aber hält in der Nähe des Nestes, auf einem erhöhten Platze sitzend, Wacht und warnt jenes bei drohender Gefahr, ist auch während der Brutzeit selbst vorsichtiger und scheuer als je. Nach etwa vierwöchentlicher Bebrütung entschlüpfen die Jungen und werden nun von beiden Eltern geführt, von der Mutter auch bei der größten Gefahr nicht verlassen. Sie müssen sehr bald fliegen lernen; denn die, welche ich beobachtete, hatten noch nicht die Größe unserer Rebhühner erlangt, flogen jedoch bereits vorzüglich, ganz nach Art ihrer Eltern, stießen auch schon deren Warnungsruf, nur verschwächt und in höherem Tone, beim Auffliegen aus. Trifft die Alten ein Unfall, oder sind die Jungen nicht im Stande ihnen zu folgen, so verbergen sie sich zwischen dem Gesteine, und zwar so vorzüglich, daß es mir und meinem Begleiter nicht gelang, eines von ihnen aufzufinden, obgleich wir wenige Minuten nach dem Niederfallen die von ihnen aufgesuchte Stelle auf das genaueste durchstöberten. Wenn sie sich überzeugt zu haben glauben, daß die Gefahr vorüber ist, rennen sie eilfertig, offenbar geleitet durch der Eltern Lockton, in der von diesen fliegend angegebenen Richtung dahin, und man sieht dann eines nach dem anderen, meist in ziemlich langen Zwischenräumen, über die nackten Felsen huschen. Zu Ende des November sollen sie ausgewachsen sein, schon viel früher aber bereits genau wie die Alten sich betragen. Mit letzteren bleiben sie während des ganzen Winters vereinigt; dann, kurz vor der Paarungszeit trennen sich die Ketten. Wird das Weibchen getödtet, so übernimmt das Männchen die Führung auch ganz kleiner Jungen, wogegen es, so lange das Weibchen lebt, nur als Warner und Vorläufer der Familie zu dienen scheint. Bei Verfolgung einer Kette sah ich es stets ein- bis zweihundert Schritt vor der Mutter auf hervorragenden Felsenspitzen erscheinen, für kurze Zeit verschwinden und wieder auftauchen, hörte es dann auch jedesmal rufen, so daß seine Absicht, die Sicherheit des zu wählenden Weges zu erkunden und des von ihm erwählten kundzuthun, unmöglich verkannt werden konnte.

Die natürlichen Feinde der Ullare sind alle stärkeren Raubvögel, zumal der Steinadler und ein anderer seiner Sippschaft mit weißem Bauche, wahrscheinlich der Habichtsadler, von welchem sie noch mehr zu leiden haben als von jenem. Nimmt der Adler ein Paar oder eine Kette von Haldenhühnern wahr, so ist eines derselben verloren; es sei denn, daß es ihnen gelingt, noch rechtzeitig unter Steinen sich zu verbergen. Vor den Füchsen und Wölfen sichert sie ihre außer-

ordentliche Wachsamkeit. Von den Menschen haben sie hier wenig zu leiden. Unter den Kirgisen befassen sich immer nur einzelne mit der Jagd unserer Hühner, da die Steppenleute lieber auf Füchse, Wölfe und Marder jagen als auf ein so schwer zu berückendes Federwild. Das Wildpret ist nach einstimmiger Aussage aller von mir befragten Russen schneeweiß und von ausgezeichnetem Geschmacke, zart und würzig, mit dem des Auer- oder Birkhuhnes nicht zu vergleichen.

Mountaineer versichert, daß sich die Felsenhühner bald an das Leben im Käfige gewöhnen und dann auch Körnerfutter zu sich nehmen, bezweifelt aber, und gewiß mit Recht, daß man sie mit solchem Futter allein auf die Dauer erhalten könne. Englische Naturforscher und die für Einbürgerung fremdländischer Thiere schwärmenden Franzosen betrachten schon gegenwärtig das eine oder das andere Felsenhuhn als einstige Bewohner des schottischen Hochlandes oder unserer Alpen; wir unsererseits werden wohl thun, einstweilen bescheidenere Hoffnungen zu hegen und uns zunächst mit dem Wunsche zu begnügen, die stolzen Hühner in den Käfigen unserer Thiergärten zu sehen. So viel mir bekannt, ist bisher nur ein einziges Felsenhuhn lebend nach Europa gelangt.

*

Die nächsten Verwandten der vorstehend beschriebenen Vögel sind die Berghühner (Caccabis). Ihr Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf verhältnismäßig groß, der Schnabel länglich, aber doch kräftig, der Fuß mittelhoch und entweder mit stumpfen Sporen oder wenigstens mit einer die Sporen andeutenden Hornwarze versehen, der Flügel mittellang, in ihm die dritte und vierte Schwinge die längste, der aus zwölf bis sechzehn Federn gebildete Schwanz ziemlich lang, von den Oberschwanzdeckfedern nicht vollständig bedeckt, das Gefieder reichhaltig, aber knapp anliegend. Ein röthliches Grau, welches bei einzelnen Arten ins Schieferfarbene zieht, bildet die vorherrschende Färbung; der Vorderhals und die Oberbrust sowie die Weichen sind durch lebhaft hervortretende Farben ausgezeichnet.

Die für uns wichtigste, weil auch innerhalb der deutschen Grenzen vorkommende Art der Sippe ist das Steinhuhn (Caccabis saxatilis und graeca, Perdix saxatilis, graeca und rupestris, Chacura graeca), welches wahrscheinlich mit dem Tschukar (Caccabis Chukar, Chukart, pallidus, pallescens, arenarius und rupicola, Perdix Chukar, Chukart, altaica und sinaica, Chacura Chukar und pugnax) gleichartig ist und dann den ihm zuerst ertheilten Namen Caccabis graeca führen muß.

Die Oberseite und die Brust sind blaugrau mit röthlichem Schimmer, ein die weiße Kehle umschließendes Band und ein solches, welches sich unmittelbar an der Schnabelwurzel über die Stirn zieht, sowie je ein kleiner Fleck am Kinne an jedem Unterkieferwinkel schwarz, die Federn der Weichen abwechselnd gelbrothbraun und schwarz gebändert, die übrigen der Unterseite rostgelb, die Schwingen schwärzlichbraun mit gelblichweißen Schäften und rostgelblichen Streifen an der Kante der Außenfahne, die äußeren Steuerfedern rostroth. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel korallenroth und der Fuß blaßroth. Der Tschukar unterscheidet sich durch lichtere und deutliche röthliche Färbung, röthlich zugespitzte Ohrfedern, gilbliche Kehle und schmälere, den Raum zwischen Nasenloch, Oberschnabel und vorderem Augenwinkel nicht bedeckende schwarze Stirnbinde. Die Länge beträgt fünfunddreißig, die Breite funfzig bis fünfundfunfzig, die Fittiglänge sechzehn, die Schwanzlänge zehn Centimeter; das Weibchen ist, wie gewöhnlich, etwas kleiner und durch den Mangel der Sporenwarze am Laufe leicht zu unterscheiden.

Im sechzehnten Jahrhunderte lebte das Steinhuhn in den felsigen Bergen am Rheine, namentlich in der Gegend von Goar; gegenwärtig findet man es nur noch im Alpengebiete, und zwar in Oberösterreich, Oberbayern, Tirol und der Schweiz. Häufiger ist es auf der südlichen Seite des Gebirges, in Südtirol und Italien, wo es namentlich die Gebirge Liguriens und der Provinz Rom besiedelt, und gemein in ganz Griechenland, der Türkei, in Kleinasien, Paläſtina und Arabien.

Auf den Griechischen Inseln, in Kleinasien, Arabien, Persien, Turkestan, dem Altai und allen inner- und südasiatischen Gebirgen bis Südchina, Hinter- und Vorderindien soll nur der Tschukar gefunden werden. Inwieweit dies richtig ist, weiß ich nicht, ebensowenig, ob auf die angegebenen Unterschiede Gewicht gelegt werden und das Wohngebiet in einen östlichen und westlichen Theil zerfällt werden darf; meine Ansicht geht jedoch dahin, daß das Steinhuhn ebensogut wie andere weit verbreitete Vögel abändert, und daß es demgemäß nur eine Art ist, welche Europa und Asien bewohnt. Nach Westen hin scheint das Rothe Meer die Grenze des Verbreitungskreises dieser Art zu bilden; denn sie kommt in Afrika wahrscheinlich nur auf den zwischen dem Rothen Meere und dem Nile gelegenen Gebirgen vor.

Es ist wenigstens der Beachtung werth, daß dasselbe Steinhuhn, welches auf den Alpen die Höhe der Tiefe entschieden vorzieht und am häufigsten auf sonnigen, etwas begrasten Schutthalden zwischen der Holz- und Schneegrenze sich findet, im Süden auch die Ebene bevölkert. Zwar trifft man es in Griechenland nur da, wo der Boden felsig oder wenigstens wüstenhaft ist, aber keineswegs ausschließlich in Höhen, welche jenem Alpengürtel entsprechen, sondern auch auf kleinen Inseln, deren höchste Spitzen kaum hundert Meter über den Meeresspiegel sich erheben. Lindermayer behauptet sogar, daß es nie auf die hohen Kuppen der Gebirgskämme steige, sondern mehr in der Mitte derselben sich aufhalte, und scheint damit die Angabe Graf von der Mühle's, daß es auch in dem strengsten Winter zwischen dem Schnee der Gebirge Rumeliens zu finden sei, berichtigen zu wollen. Auf dem Sinai haben wir es noch in einer Höhe von zweitausend Meter über dem Meere bemerkt, und hinsichtlich Indiens sagt Mountaineer, daß es in den unbewohnten, hohen Gegenden am häufigsten gefunden wird. Im Tarabagatai fand ich es in der Tiefe ebenso häufig wie in der Höhe, glaube daher, daß es seinen Aufenthalt immer und überall da nimmt, wo es am wenigsten gestört wird. In der Schweiz lebt es, laut Tschudi, „am liebsten auf sonnigen Gehängen zwischen Krummholz und Alpenrosenstauden, unter den hohen Mauern der Felsenwände, in Geröllschluchten und Schneebetten, zwischen Steinblöcken und Kräutern" und steigt bloß im Winter nach tieferen Steinhalden herab, oft bis in die Nähe der Bergdörfer und selbst der Ortschaften des Tieflandes. Diesen Angaben entsprechen die Beobachtungen, welche Mountaineer im Himalaya anstellte: auch hier erscheint es um die Mitte des September in zahlreichen Ketten auf den bebauten Feldern, nahe bei den Dörfern des tieferen Landes.

Das Steinhuhn zeichnet sich wie alle seine Verwandten, deren Lebensweise uns bekannt geworden ist, durch Behendigkeit, Scharfsinnigkeit, Klugheit, Muth, Kampfslust und leichte Zähmbarkeit vor anderen Hühnern sehr zu seinem Vortheile aus. Es läuft außerordentlich rasch und mit bewunderungswürdigem Geschicke über den Boden dahin, gleichviel, ob derselbe eben oder uneben, steinig oder mit Gras bestanden ist, klettert mit Leichtigkeit über Felsblöcke oder an seitlichen Abhängen empor und vermag sich noch auf Flächen zu erhalten, welche dem Anscheine nach einen so schwerleibigen Vogel in seinem Fortkommen auf das äußerste behindern. Im Vergleiche mit anderen Hühnerarten hat es einen leichten, geraden, schnell förderndeu und auffallend geräuschlosen Flug; demungeachtet streift es selten weit in einem Zuge fort, sondern läßt sich sobald wie möglich wieder auf dem Boden nieder, weil es auf die Kraft seiner Schenkel doch noch mehr vertraut als auf die verhältnismäßig sehr starken Brustmuskeln. Ungezwungen fliegt es nie auf höhere Bäume, wie es überhaupt alle waldigen Stellen fast ängstlich meidet; im Nothfalle verbirgt es sich aber doch in den Nadelzweigen der Wettertanne. Unter den Sinnen steht das Gesicht, dessen Schärfe jedem Jäger wohl bekannt ist, obenan. Daß die geistigen Fähigkeiten sehr ausgebildet sind, lehrt die Beobachtung des freilebenden wie des zahmen Steinhuhnes. Während es auf den innerasiatischen Gebirgen vor dem, wenn überhaupt, nur mit der Büchse jagenden Menschen kirr umherläuft, nicht einmal sich deckt, eher noch auf eine Felsenplatte heraustritt, um die selten gesehene Gestalt zu betrachten, ist es in unseren Alpen unter allen Berghühnern das scheueste und vorsichtigste, achtsam auf alles, was rundum vorgeht, unterscheidet den Schützen sehr wohl von dem ihm ungefährlichen

Hirten, wie es überhaupt seine Feinde genau kennen lernt, versteht meisterhaft, den verschiedensten Nachstellungen sich zu entziehen, und beweist zu jeder Zeit einen hohen Grad von Klugheit; aber es fügt sich, gezwungen, auch sehr leicht in veränderte Umstände und wird gerade deshalb in überraschend kurzer Zeit zahm und zutraulich gegen seinen Pfleger. Die Stimme erinnert in mancher Hinsicht an das Gackern der Haushühner. Der Lockruf ist ein schallendes „Gigigich“ oder „Tschattibit, tschattibiz“, der Laut, welcher beim Auffliegen ausgestoßen wird, ein eigenthümliches Pfeifen, welches man durch die Silben „Pitschii, pitschii“ ungefähr wiedergeben kann. Da, wo es viele Steinhühner gibt, glaubt man sich, wie von der Mühle sagt, zur Paarungszeit in einen Hühnerhof versetzt, so vielfältig erschallt der Ruf dieser anmuthigen Geschöpfe von allen Seiten her.

Die Nahrung besteht aus verschiedenen Pflanzenstoffen und aus Kleingethier mancherlei Art. Im Hochgebirge nähren sich die Steinhühner von den Knospen der Alpenrose und anderen Hochgebirgspflanzen, von Beeren, zarten Blättern und verschiedenen Sämereien, nebenbei aber auch von Spinnen, Kerfen, deren Larven und dergleichen; in der Tiefe besuchen sie die Felder, namentlich so lange das Getreide noch niedrig und frisch ist, und verzehren dann zuweilen nichts anderes als die Spitzen von jungem Weizen und anderem grünenden Getreide; im Winter gehen sie auch wohl die Wacholderbeeren an oder nehmen selbst mit Fichtennadeln vorlieb.

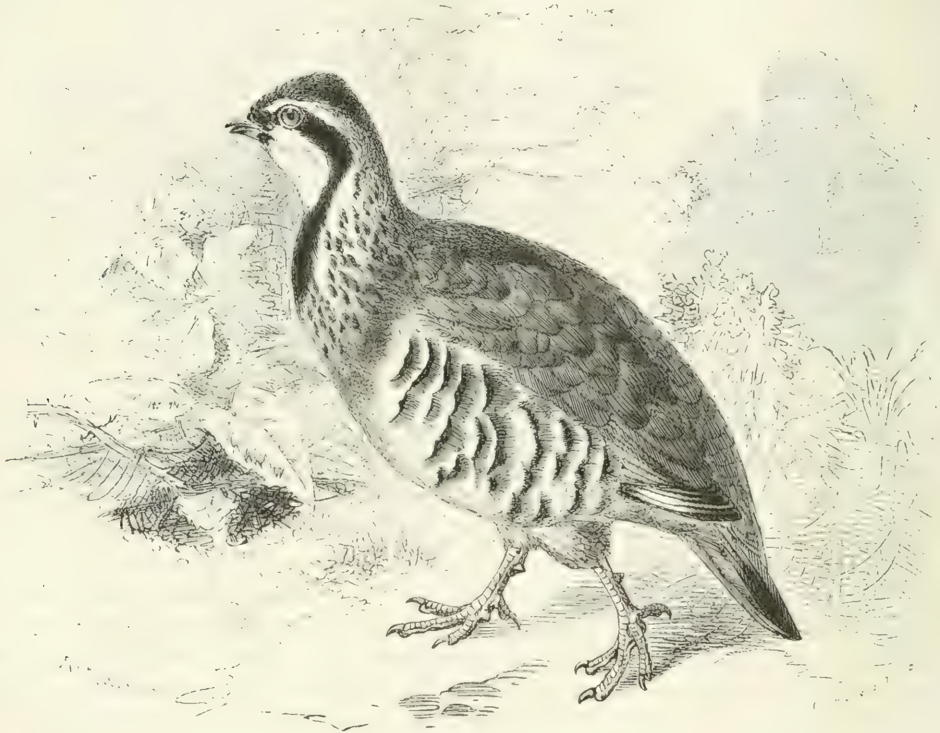
Da, wo Steinhühner häufig sind, vereinigen sich, wie schon bemerkt, im Spätherbste oft mehrere Völker zu zahlreichen Ketten, in Indien, laut Mountaineer, zu solchen, welche bis hundert Stück zählen können. Mit dem Beginne des Frühlings sprengen sich diese Vereine wieder, und nunmehr wählt sich jedes einzelne Paar einen besonderen Standort, inmitten welchem es zu brüten gedenkt. Hier verbringt es, laut Girtanner, die Nacht an gesicherter Stelle unter Alpenrosen- oder Legföhrengebüsch, tritt am Morgen zur Aesung auf freiere Stellen heraus und läuft dabei viel umher, zieht sich um Mittag unter Gebüsch zurück oder nimmt ein Sandbad, verweilt in träger Ruhe bis gegen Abend, halb schlafend, im kühlen Schatten und zieht gegen Abend wiederum äsend seinem Schlafplatze zu. Der Hahn ist der Gattin gegenüber sehr zärtlich, balzt mit hängenden Flügeln, halb gestelztem und halb gebreitetem Schwanze, ruft jedem anderen seines Geschlechtes kampflustig zu, vertheidigt sein glücklich errungenes Gebiet mit Heldenmuth und bekämpft auch dann noch, wenn die Henne bereits brütet, jeden Eindringling seiner Art mit Leidenschaftlichkeit. „Legt man sich“, sagt Girtanner, „während die Henne brütet, wenn auch in ziemlicher Entfernung auf die Lauer, und ahmt man den Hahnenruf nach, so kommt der Vogel in größter Erregtheit dahergerannt. Die Wuth macht ihn so blind, daß er unter solchen Umständen oft sehr nahe an dem gedeckt stehenden Beobachter vorbeischießt, ja selbst beinahe mit der Hand ergriffen werden kann. Nach vermeintlich sehr gut besorgter Vertreibung des Störenfriedes kehrt er stolz zurück.“ Nach Lindermayers Behauptung legt das Steinhuhn in Griechenland schon in der Mitte des Februar, nach Krüpers Beobachtungen in den letzten Tagen des März, selten früher, nach den Angaben der Schweizer Forscher in den Alpen erst gegen Ende des Mai, im Anfange des Juni und selbst im Juli seine Eier. Das Nest ist eine einfache Vertiefung, welche unter niedrigen Zwergtannen oder Gesträuch, unter vorragenden Steinen und an anderen geschützten und verborgenen Orten ausgescharrt und mit etwas Moos, Heidekraut, Gras und dergleichen ausgekleidet wird. Die Ausfütterung geschieht im Hochgebirge mit größerer Sorgfalt als in tieferen Gegenden und zumal im Süden, wo die Henne zuweilen eine einfache Mulde im Sande schon für hinreichend hält. Zwölf bis funfzehn, auf blaß gelblichweißem Grunde mit sehr feinen, blaßbräunlichen Strichen gezeichnete Eier von ungefähr sechsundvierzig Millimeter Längs- und dreiunddreißig Millimeter Querdurchmesser bilden das Gelege. Die Henne brütet sicherlich ebensolange wie die Rebhenne, also sechsundzwanzig Tage, sehr eifrig und führt dann die Küchlein in Gesellschaft ihres Gatten auf die ersten Weideplätze. Die Färbung der Jungen im Dunenkleide spielt, nach Stölker, in einem hellen Steingrau; die Kopfplatte und ein Strich vom Auge zum Ohre sind braun, die Obertheile dunkelbraun, von zwei helleren Seitenlinien eingefaßt und einer solchen Mittellinie durch-

zogen, die Schultern und Weichen ebenfalls braun. Das erste Federkleid ist auf bräunlichgrauem Grunde bunt gefleckt, indem die Rücken-, Flügeldeck- und Brustfedern hellgelbe Spitzenflecke, die Außenfahne der Schwingen solche Rundflecke tragen, die Kopfplatte hellbraun. Später treten oberseits mehr einfarbig graubraune Federn auf, und im November ähneln die Jungen fast gänzlich den Alten. „Die Küchlein", sagt Tschudi, „haben, wie die Alten, eine außerordentliche Fertigkeit im Verstecken und sind verschwunden, ehe man sie recht gewahrt. Stört man eine Familie auf, so stürzt sie nach verschiedener Richtung, fast ohne Flügelschlag mit dem ängstlichen Rufe ‚Pitschii, pitschii', seitwärts oder abwärts, meist bloß vierzig Schritt weit, und doch ist man nicht im Stande, in den Steinen oder Sträuchern auch nur eines wieder zu entdecken. Hat aber der Jäger etwas Geduld, und versteht er es, mit einem Lockpfeifchen den Ruf der Henne nachzuahmen, so sammelt sich bald das ganze Volk der geselligen Thiere wieder." In Griechenland, wo das Steinhuhn, wie überall, ein sehr geschätztes und gesuchtes Wildpret ist, zieht man schon im Monate Juni zur Jagd desselben aus; diese aber hat, laut Powys, insofern besondere Schwierigkeit, als das aufgescheuchte Volk sich nach allen Richtungen hin zerstreut, ohne daß eines sich um das andere zu bekümmern, vielmehr jedes darauf bedacht zu sein scheint, sich möglichst schnell und sicher zu verstecken. Gelingt es dem verfolgten Steinhuhne, einen guten Versteckplatz, eine dichte Hecke z. B., aufzufinden, so läßt es sich so leicht nicht wieder auftreiben, und der Jäger hat dann gewöhnlich das Nachsehen. Da, wo die Hühner häufig sind, gewährt die Jagd aber trotzdem reiche Ausbeute und viel Vergnügen. Außer dem Menschen treten Füchse, Marder, Wiesel, Raubvögel und Raben als Feinde des Steinwildes auf; rollende Steine mögen auch manche erschlagen: am meisten aber gefährdet sie ein strenger Winter.

Die leichte Zähmbarkeit des Steinhuhnes ist den Griechen wie den Schweizern, den Indiern wie den Persern wohl bekannt; daher findet man gerade diesen Vogel sehr häufig im Käfige. „Es ist merkwürdig", sagt Schinz „daß diese wilden Vögel so leicht gezähmt werden können. Sie fressen oft schon nach wenigen Tagen aus den Händen, lassen sich auch wohl berühren, beißen aber tapfer und schmerzhaft, wenn man sie fassen will. Gezähmt sind es muntere und schöne Thiere; allein frei darf man sie nicht laufen lassen, sie fliegen gleich davon, und wenn sie auch den Menschen nicht mehr scheuen, so fliehen sie doch die Nähe desselben, so lange sie können. Anderen Vögeln gegenüber sind sie sehr zänkisch und mit Hühnern beißen sie sich weidlich herum." Aber die Männchen kämpfen nicht bloß mit fremdartigen Hühnern, sondern auch mit ihresgleichen, und zwar auf Leben und Tod. Ein Pärchen verträgt sich, zwei Männchen liegen in beständigem Streite mit einander, und gar nicht selten beißt eines das andere todt. Diese Unverträglichkeit und Kampflust war schon den Alten wohl bekannt; denn man hielt die gefangenen Steinhühner hauptsächlich deshalb, weil man sie zur Belustigung der Zuschauer mit einander kämpfen ließ. Dasselbe geschieht heutigen Tages noch in Indien und China, woselbst man Steinhühner in sehr hohem Grade zähmt, ja sie zu förmlichen Hausthieren macht. Sie laufen frei im Hause umher, gehören förmlich zu der Familie und folgen ihrem Gebieter durch Hof und Garten. Einzelne werden so dreist, daß sie sich allerlei Neckereien herausnehmen gegen Fremde oder die Diener des Hauses, deren untergeordnete Stellung sie zu erkennen scheinen. An der Küste von Vessa und Elata will sie Murhard als wirkliche Hausthiere, welche in Gefangenschaft gezüchtet und von besonderen Hirten zur Weide getrieben werden, kennen gelernt haben. In Griechenland gelten sie als Wesen, welche Schutz gegen Bezauberung gewähren können, und werden deshalb häufig gefangen gehalten. Hier aber gönnt man ihnen keine Freiheit, sondern sperrt sie in kegelförmige Weidenkäfige ein, welche so klein sind, daß sie sich kaum herumzuwenden vermögen. Dessenungeachtet halten sie viele Jahre in so engem Gewahrsam aus.

In Südwesteuropa wird das Steinhuhn durch seinen nächsten Verwandten, das Rothhuhn (Caccabis rubra und rufa, Perdix rubra, rufa und rufidorsalis, Tetrao rufus) ersetzt.

Dieser schöne Vogel unterscheidet sich von jenem hauptsächlich durch die vorherrschend röthliche Färbung der Oberseite und durch das breitere, nach unten hin in Flecke aufgelöste Halsband. Das Rothgrau der Oberseite ist auf Hinterkopf und Nacken am lebhaftesten, fast rein rostroth, nur auf dem Scheitel graulich; Brust und Oberbauch sind rein aschgrau bräunlich, der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern brandgelb; die verlängerten Weichenfedern zeigen auf hell aschgrauem Grunde weißrostfarbene und kastanienbraune Querbänder, welche durch tiefschwarze Striche schärfer begrenzt werden. Ein weißes Band, welches auf der Stirne beginnt, bildet in seiner Verlängerung einen deutlich hervortretenden Brauenstreifen; das von dem Halsbande eingefaßte, nach innen scharf begrenzte, fast reinweiße Kehlfeld tritt lebhaft hervor. Das Auge ist hellbraun, der Augenring zinnoberroth, der Schnabel blut- und der Fuß blaß karminroth. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe und das Fehlen der sporenartigen Warze auf dem Hinterlaufe von dem Männchen. Die Länge beträgt achtunddreißig, die Breite zweiundfunfzig, die Fittiglänge sechzehn, die Schwanzlänge elf Centimeter.



Rothhuhn (Caccabis rubra). 1/3 natürl. Größe.

Erst durch die Beobachtungen der neueren Zeitgenossen ist die Heimat des Rothhuhnes mit einiger Sicherheit festgestellt worden; früher hat man es mit seinen beiden Verwandten oft verwechselt. Es bewohnt nur den Südwesten unseres heimatlichen Erdtheiles, von dem mittägigen Frankreich an die nach Süden hin gelegenen Länder und Inseln, namentlich Spanien, Portugal, Madeira und die Azoren. Auf Malta gehört es bereits zu den Seltenheiten; weiter nach Osten hin wird es wahrscheinlich nicht mehr gefunden. Vor etwa hundert Jahren hat man es in Großbritannien eingebürgert, und gegenwärtig lebt es hier in einigen östlichen Grafschaften zahlreicher fast als das Rebhuhn.

„Das Rothhuhn“, schreibt mir mein Bruder, „liebt bergige Gegenden, welche mit Feldern abwechseln. In Spanien findet man es fast auf allen Gebirgen, mit Ausnahme vielleicht der Züge längs der Nordküste, bis zu zweitausend Meter über dem Meere. Den dichten Wald meidet es; dagegen siedelt es sich gern in den Parks oder auf dünn bewaldeten Strecken an, deren Pflanzenwuchs hauptsächlich aus hoher Heide, immergrünem Eichengebüsch, Rosmarin und Thymiansträuchen besteht.“ Auf den Balearen fand es Alexander von Homeyer am häufigsten in den Haferfeldern der Abhänge des Gebirges, eben da zwischen den mit Cistenrosen und Lentiskengesträuch bewachsenen Steinhalden, endlich auch mitten zwischen den Felsen selbst, und zwar im Inneren der Insel ebenso häufig wie an der Küste. Es ist ein Standvogel, welcher ein ziemlich beschränktes Gebiet bewohnt und in unmittelbarer Nachbarschaft mit anderen seiner Art lebt. Schinz behauptet, daß es sich in seinen Sitten vom Steinhuhne sehr unterscheide. Es soll minder gesellig sein, nicht in eigentlichen Ketten leben, auch gepaart minder treu zusammenhalten, sich schwer zähmen lassen u. s. w. Ich kenne die Quellen nicht, aus welchen genannter Forscher geschöpft hat, glaube aber behaupten zu dürfen, daß vorstehende Angaben nicht begründet sind.

„In seinen Bewegungen“, fährt mein Bruder fort, „hat das Rothhuhn viel mit unserem Rebhuhne gemein; doch darf man es wohl auch in dieser Hinsicht zierlicher und anmuthiger nennen. Sein Lauf ist ungemein rasch und in hohem Grade gewandt; es rennt mit gleicher Schnelligkeit zwischen Felsblöcken und Steinen dahin, klettert sogar mit vielem Geschicke auf diesen umher und nimmt dabei nur selten seine Schwingen zu Hülfe. Sein Flug ist bedeutend schneller als der unseres Rebhuhnes, verursacht auch weit weniger Geräusch als dieser. Das Rothhuhn erhebt sich leicht, steigt rasch in eine gewisse Höhe, streicht in ihr mit schwirrenden, wenig vernehmlichen Flügelschlägen dahin und schwebt oft auf große Strecken fort, ohne einen Flügel zu bewegen. Von Felswänden stürzt es sich förmlich raubvogelartig zur Tiefe herab. Demungeachtet fliegt es nur ungern weit und noch weniger wiederholt nach einander auf, sondern sucht sich soviel wie möglich durch Laufen zu helfen.“ Auch Homeyer sagt, daß es in allen Lebensverrichtungen viele Aehnlichkeit mit dem Rebhuhne hat; „es weidet, läuft und drückt sich vor dem Hunde wie vor dem Menschen oder von selbst während des Tages, um auszuruhen oder sich zu verbergen, und ist hauptsächlich abends rege. Da liegt es jedoch nicht so fest, geht vielmehr gern heraus. Wenn es auf den Beinen ist, läßt es sich weit treiben, ohne aufzufliegen; ist es jedoch des Verfolgens überdrüssig, so erhebt es sich nicht außer Schußweite, wie unser Rebhuhn so oft thut, sondern drückt sich und läßt den Jäger schußgerecht herankommen“. Bezeichnend für unseren Vogel ist, daß er gern bäumt; er thut dies auch keineswegs bloß im Falle der Noth, sondern da, wo es Bäume gibt, regelmäßig, unzweifelhaft in der Absicht, von der Höhe aus zu sichern. Den Lockruf des Männchens übersetzt Homeyer durch die Worte: „Schick scherna“, während wir geglaubt haben, daß ein schnarrendes „Tack tackerack“ oder „Kerekekek“ dafür gebraucht werden könne; ich muß jedoch genanntem Forscher beistimmen, wenn er sagt, daß der Ruf in derselben Art und Weise wie von unserem Rebhuhne ausgestoßen wird, nur daß der Ton nicht so kreischend, durchdringend, sondern mehr lispelnd, zischend und rund ist. Um zu warnen, stoßen beide Geschlechter ein leises „Reb reb“, beim Aufstehen ein schallendes „Scherb“ aus.

„Den größten Theil des Jahres hindurch lebt das Rothhuhn in Ketten oder Gesperren von zehn bis dreißig Stück; denn jedenfalls schlagen sich oft mehrere Familien zu einem Volke zusammen. Das Gesperre treibt sich in demselben Gebiete umher, obwohl nicht eben regelmäßig; es kommt auch, weil das Rothhuhn sehr wenig Wasser bedarf, niemals zur bestimmten Stunde zur Tränke. Seine Thätigkeit beginnt mit dem ersten Morgengrauen und währt bis nach Sonnenaufgang; wenigstens vernimmt man dann den Ruf des Hahnes nur noch selten. Während der Mittagsstunden ist das Volk sehr still; wahrscheinlich liegt es jetzt im Halbschlummer, wohlverdeckt zwischen dem Gesteine oder im niederen Gestrüppe. Gegen Sonnenuntergang wird es von neuem rege und treibt sich nun bis in die Nacht hinein, mehr spielend als Nahrung suchend,

umher. Die Zeit der Liebe ändert selbstverständlich auch das Betragen des Rothhuhnes. Schon im Februar trennt sich das Volk in Paare:

‚Al dia de San Anton
Cada perdiz con su perdicon.‘
(Am Tage des heil'gen Anton
Geht mit dem Hahne die Henne schon.)

behaupten die Spanier. Je nach den verschiedenen Provinzen Spaniens ist die Paarungszeit übrigens verschieden: in Südspanien fällt sie in den Anfang des März, in Mittelspanien oder in den Gebirgen zu Ende dieses Monats; auch wohl in den Anfang des April. Die Hähne führen dabei hitzige Kämpfe um die Hennen aus und geben Gelegenheit zu einer sehr anziehenden, weiter unten zu beschreibenden Jagd. Brütet die Henne bereits, so überlassen sie dieselbe ihrem Schicksale und schleichen, Minne suchend, noch weiter umher, freilich gewöhnlich zu ihrem Verderben. Das Nest, welches man in Getreidefeldern, Weinbergen, unter einem Rosmarin- oder Thymianbusche u. s. w. findet, besteht aus einer muldenförmigen Vertiefung, welche die Henne in den Boden scharrt. Es enthält zwölf bis sechzehn Eier von durchschnittlich vierzig Millimeter Längs- und einunddreißig Millimeter Querdurchmesser, welche sich durch Größe und Färbung von denen unseres Rebhuhnes unterscheiden. Ihre Gestalt ist stumpfer und gerundeter, die feste Schale glänzend, obgleich man die vielen Poren deutlich erkennen kann, die Grundfarbe ein lichtes Rostgelb, welches mit zahllosen, braunen Punkten und Flecken überstreut ist. Sobald die Jungen dem Eie entschlüpft sind, laufen sie geschwind umher, sorgsam behütet von der jetzt besonders vorsichtigen Mutter. Bei Gefahr benimmt sich die Familie wie unser Rebhuhn unter gleichen Umständen. Auch die jungen Rothhühner lernen wenige Tage nach dem Auskriechen flattern, wechseln rasch die Schwingen, welche für die Last des Leibes bald zu schwach werden, und sind bereits in der dritten Woche ihres Lebens äußerst bewegliche und gewandte Geschöpfe. Ihre Ausbildung beansprucht zwischen vier und fünf Wochen. Anfänglich äsen sie sich von Kerbthieren, Larven, Würmern und feinem Gesäme; später halten sie sich, wie die Alten, gänzlich an letztere und an Grünzeug mancherlei Art, welches ihnen, wie es scheint, zugleich die Tränke ersetzen muß.

„Die Rothhühner werden in Spanien eifrig gejagt. Ihre Verfolgung beginnt bereits, wenn die Jungen die Größe einer Wachtel erreicht haben. Man sucht die Völker entweder mit Hühnerhunden oder durchstreift auf gut Glück die von ihnen bewohnte Strecke. Im Herbste bedient man sich mit Erfolg eines Lockvogels. Am eifrigsten betreibt man die Jagd während der Paarungszeit; sie ist dann auch unbedingt die anziehendste, welche man auf die Vögel ausüben kann, und dabei ganz eigenthümlich. Der Jäger begibt sich mit einem Lockvogel, ‚Reclamo‘, den er in einem sogenannten Glockenbauer mit sich führt, dahin, wo er Rothhühner vermuthet, und errichtet aus umherliegenden Steinen eine ungefähr einen Meter hohe Mauer, welche ihm als Versteck dienen soll. Zehn oder funfzehn Schritt davon entfernt stellt er den Käfig auf einen erhöhten Punkt und bedeckt ihn leicht mit Reisern, nachdem er vorher den Ueberzug, welcher das Gebauer bis dahin verhüllte, abgenommen hat. Ist der Lockvogel gut, so beginnt er sogleich seinen Ruf mit einem wiederholten ‚Tacktack‘, dem dann der eigentliche Lockruf, ein ‚Tackterack‘, folgt. In der Regel währt es nur einige Minuten, und es erscheint ein Rothhuhn in der Nähe des Käfiges. Da man zu Anfange der Paarungszeit Hähne als Lockvögel benutzt, so kommt es vor, daß sowohl Hähne wie Hennen sich bei dem Schützen einstellen, häufig auch das Paar. Sie sehen sich nach dem Gefährten um, antworten auf seinen Ruf, und da sie sich dem Schützen frei zeigen, werden sie auf leichte Weise erlegt. Diese Jagd währt ungefähr vierzehn Tage. Haben die Hennen bereits gelegt und bebrüten ihre Eier, so nimmt der Jäger anstatt des Hahnes eine Henne als Lockvogel und verfährt ganz in der eben beschriebenen Weise. Es erscheinen jetzt nur die ungetreuen oder unbeweibten Hähne, nähern sich mit hängenden Flügeln und gesträubten Kopf- und Nackenfedern, kurz, in der Balzstellung, dem Verstecke des Schützen, führen vor der Henne, welche sie wohl hören,

aber nicht sehen können, zierliche Tänze auf und werden dabei in der vollsten Jubellust des Lebens meuchlings getödtet. Der Jäger wartet, wenn ein Hahn erlegt wurde, ob sich ein zweiter zeigen will, und kann sicher darauf rechnen, daß, wenn noch ein Hahn im Umkreise eines Kilometers vorhanden ist, derselbe ebenfalls bald erscheinen wird; ja, es kommt vor, daß zwei, drei Hähne zu gleicher Zeit eintreffen, sich heftig bekämpfen und oft zugleich dem tödtlichen Schusse erliegen. Antwortet kein Hahn auf das fortgesetzte Rufen des Lockvogels, so verläßt der Jäger ruhig seinen Anstand, nähert sich langsam dem Käfige und zieht die Hülle darüber, liest die todten Hähne zusammen und sucht einen anderen Platz zur Jagd auf. Man muß sorgfältig vermeiden, unmittelbar nach dem Schusse aus dem Verstecke hervorzuspringen, um etwa den getödteten Hahn aufzunehmen; denn dadurch wird der Lockvogel scheu, ruft in der Regel nicht wieder, verliert sogar zuweilen seine Brauchbarkeit für immer. Hauptsächlich dieser Jagdart wegen wird das Rothhuhn in Spanien allgemein zahm gehalten. In gewissen Gegenden fehlt wohl in keinem Hause eine ‚Perdiz‘, und eifrige Jäger halten deren mehrere nach den Geschlechtern in verschiedenen Räumen und Käfigen. Ein guter Lockvogel wird theuer bezahlt, oft mit vier- bis fünfhundert Mark unseres Geldes; in ihm besteht zuweilen der ganze Reichthum eines Jagdkundigen; denn gar nicht selten kommt es vor, daß ein einziger Schütze während der Zeit der ‚Reclamo‘ sechzig bis achtzig Paare Rothhühner erlegt. Zwar ist diese Jagd verboten; doch kümmert sich der Spanier um jedes andere Gesetz noch mehr als um das, welches gegeben wurde, um seiner Vernichtungswuth entgegenzutreten.

„Die zur Jagd bestimmten Rothhühner werden jahraus jahrein in denselben kleinen Gebauern gehalten, in denen man sie später mit sich zur Jagd hinaus nimmt, und nur die eifrigsten Jäger lassen ihnen eigentliche Pflege angedeihen. Die große Menge behandelt sie nach unserer Ansicht ganz erbärmlich. Demungeachtet halten die Lockvögel jahrelang in solcher traurigen Gefangenschaft aus.

„Wirklich auffallend ist, daß man während des Hochsommers die so gewandten und behenden Rothhühner mit den Händen fangen kann. Ein mir bekannter Jäger verstand es ausgezeichnet, sich in dieser Weise ihrer zu bemächtigen. Er näherte sich in den Mittagsstunden einem vorher erkundeten Volke, jagte es auf, beobachtete dessen Flug und lief dann eilig nach der Gegend hin, auf welcher die Rebhühner einstiebten. Hier verfolgte er sie von neuem, brachte sie wiederum zum Fluge, ging ihnen zum zweiten Male nach und fuhr so fort, bis die Hühner gar nicht mehr sich erhoben, sondern laufend ihr Heil versuchten oder angstvoll sich zu Boden drückten und sich greifen ließen. Dieses Ergebnis wurde gewöhnlich schon nach drei- oder viermaligem Austreiben erreicht!“

Leider hat man bei uns zu Lande dem Rothhuhne die Beachtung, welche es verdient, noch nicht geschenkt. Es ist durch den in Großbritannien angestellten Versuch zur Genüge bewiesen, daß dieses schöne, nützliche Wild sich in ihm ursprünglich fremden Gegenden einbürgern läßt; man hat auch erfahren, daß die Eier, wenn sie gut verpackt werden, den Versandt von Südfrankreich bis zu uns aushalten, und ebenso die Fortpflanzung von Südeuropa eingeführter Paare im Käfige erzielt. Zwar hat man mehrere Male alte und junge Rothhühner bei uns ausgesetzt, sich aber durch die ersten ungünstigen Versuche abschrecken lassen. Die wenigen Vögel dieser Art, welche man freiließ, wurden regelmäßig schon nach einigen Tagen nicht mehr gesehen; sie hatten sich auf dem ihnen fremden Boden nicht zurechtfinden können oder waren durch Raubzeug verstört und gesprengt worden. Meiner Ansicht nach sind diese Versuche für die Möglichkeit der Einbürgerung in keiner Weise entscheidend, und deshalb kann es nur wünschenswerth sein, wenn sie bald und in großartigem Maßstabe erneuert werden. Diese Angelegenheit verdient, mit Eifer betrieben zu werden, weil die Rothhühner gerade diejenigen Stellen, welche das Rebhuhn meidet, bevorzugen, also Gebiete, welche bis jetzt keinen Jagdertrag gaben, für uns nutzbar machen könnten. Bei der Vortrefflichkeit unserer gegenwärtigen Verkehrsanstalten unterliegt die Einbürgerung dieser Vögel kaum nennenswerthen Schwierigkeiten; aber sie muß freilich von Sachverständigen in die Hand genommen und mit etwas mehr Eifer betrieben werden als bisher.

Auf Sardinien, hier und da in Griechenland, häufiger aber in Nordwestafrika, einschließlich der Kanarischen Inseln, haust die dritte Art unserer Sippe, welche wir zu berücksichtigen haben, das Klippenhuhn (Caccabis petrosa, Tetrao petrosus, Perdix und Alectornis petrosa). Es kennzeichnet sich hauptsächlich durch das auf kastanienbraunem Grunde weiß getüpfelte Halsband. Die Stirn und der Kopf sind hell aschgrau, die Scheitelmitte, der Nacken und Hinterhals kastanienbraun, die übrigen Federn der Oberseite rothgrau, auf den Flügeln ins Bläuliche spielend, die Kehle und ein Augenbrauenstreifen weißlichgrau, die Untertheile blaugrau, Brust- und Weichengegend denen des Steinhuhnes ähnlich; einzelne Federn der Oberseite zeigen rostgraue Einfassungen; Auge, Schnabel und Fuß kommen in der Färbung mit den entsprechenden Theilen der Verwandten überein. In der Größe steht das Klippenhuhn hinter dem Stein- und Rothhuhne etwas zurück.

Auf Sardinien ist das Klippenhuhn, laut Salvadori, sehr häufig; in Griechenland kommt es, den übereinstimmenden Angaben von der Mühle's und Lindermayers zufolge, nur auf den südlichsten Gebirgen und hier auch bloß auf den höchsten Kuppen vor; auf Malta wird es, wie Sperling angibt, alljährlich in Menge aus Afrika eingeführt; in Spanien soll es die Felsen von Gibraltar bewohnen; in Tunis, Algerien, Marokko und auf den Kanaren ist es die ausschließlich vorkommende Art seiner Sippe.

Im Widerspruche zu den Behauptungen des Grafen von der Mühle und Lindermayers, welche übereinstimmend Gebirge und beziehentlich die höchsten Kuppen des Taygetus als Wohnorte des Klippenhuhnes angeben, sagt Salvadori, daß man letzterem sehr unpassenderweise seinen Namen beigelegt habe, da es niedrige Hügel und die Ebene weit mehr liebe als die Berge, ja in zerrissenen Gebirgen gar nicht gefunden werde; „dagegen ist man sicher, es auf den Hügeln anzutreffen, welche Kornfelder umgeben und mit Cistenrosen, Schlehen und niederem Gebüsche bewachsene Stellen vorhanden sind". Auch Tristram bemerkt, daß das Klippenhuhn in Nordwestafrika in Ebenen sich aufhalte, unter anderen in solchen, in denen es bloß während dreier Monate im Jahre Wasser gibt. Dagegen versichert nun wieder Bolle, daß es auf den Kanarischen Inseln auf den hochgelegenen, dürren Bergstrecken wie in der Tiefe lebt, ja sogar in einigen Thälern noch am Fuße des Teydekegels brütet. „Mit diesem wohlschmeckenden Wildprete", sagt dieser sorgfältig beobachtende Forscher, „sind vier der Inseln vom Meeresstrande und den heißesten Thälern an bis ins tiefste Hochgebirge reich gesegnet: keine aber mehr, als Gomera, wo die Hühner, nach dem Ausdrucke der Landleute, zu einer Plage, freilich einer nicht allzu schwer zu ertragenden, geworden sind und das Stück gewöhnlich mit sechs spanischen Kupferdreiern verkauft wird. In Canaria gibt es ihrer hinlänglich; so sind sie unter anderen auf der Insel Isleta nicht selten; die meisten aber erzeugt im Inneren der Insel die weite Caldera von Tirajana, wo man, hinter einer Steinmauer verborgen, in den Tennen so viel dieser herrlichen Hühner schießen kann, als einem nur immer gelüstet. Es sind sehr schöne Geschöpfe, recht eigentliche Felsenvögel, die, je wilder und bergiger die Gegend ist, in desto größerer Menge sich zeigen." Später bemerkt Bolle, daß das Klippenhuhn auf den Kanaren wahrscheinlich erst eingeführt worden ist. „Die Jagdlust der alten Grafen von Gomera scheint die früheste Veranlassung hierzu gewesen zu sein; denn dem Pater Galindo zufolge war es Sancho de Herrera, welcher sie in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zuerst aus der Berberei nach Gomera brachte, wo sie sich bald so ungeheuer vermehrten, daß sie wirklich zu einer Landplage geworden und die Geistlichkeit mehr als einmal zu dem seltsamen Mittel ihre Zuflucht nahm, sie durch Beschwörungen in die Steinwüste des Gebirges zurückzubannen."

In seinem Wesen hat das Klippenhuhn mit seinen Verwandten große Aehnlichkeit. Es ist ebenso behend wie diese, fliegt ungern auf, meist nicht weit, aber geräuschvoll und fast in wagerechter Richtung dahin, zeigt sich nicht scheu und läßt einen sehr sonderbaren Lockruf vernehmen, welchen man, wenn auch nicht gerade genau bezeichnend, durch das mehrmals wiederholte, langsam ausgesprochene Wort „Kai" (mit sehr gedehntem i) ausdrücken kann. Salvadori fand schon in der



Band VI. Rebhuhn.

ersten Hälfte des Februar Männchen und Weibchen gepaart; Bolle gibt an, daß die funfzehn bis zwanzig Eier in zweiundzwanzig (?) Tagen ausgebrütet werden. Nach der Brutzeit halten sich die Klippenhühner in Gesellschaften beisammen. Wenn gejagt, fliegen die einzelnen nach ihrem eigenen Belieben davon, ohne sich sogleich wieder zusammenzufinden.

*

Unser Reb- oder Feldhuhn (Perdix cinerea, damascena, montana, vulgaris, cineracea, sylvestris und minor, Tetrao perdix, damascenus und montanus, Starna perdix und cinerea) unterscheidet sich von den Rothhühnern, abgesehen von der Färbung, durch die Beschilderung der Füße, welche an der Vorder- und Hinterseite zwei Reihen bildet, das Fehlen einer Sporenwarze und den Bau des Flügels, in welchem die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind; auch besteht der Schwanz aus sechzehn bis achtzehn Federn. Das Kleid, welches nach der Gegend, Oertlichkeit und Lage des Wohnsitzes vielfach abändert, steht an Schönheit dem der Rothhühner zwar nach, ist aber doch sehr ansprechend. Die Stirne, ein breiter Streifen über und hinter dem Auge, die Kopfseiten und die Kehle sind hell rostroth; den bräunlichen Kopf zeichnen gelbliche Längsstriche, den grauen Rücken rostrothe Querbänder, lichte Schaftstriche und schwarze feine Zickzacklinien; ein breites, auf aschgrauem Grunde schwarz gewelltes Band ziert die Brust und setzt sich zu beiden Seiten des Unterleibes fort, wird hier aber durch rostrothe, beiderseitig weiß eingefaßte Querbinden unterbrochen; auf dem weißen Bauche steht ein großer, hufeisenförmiger Fleck von kastanienbrauner Farbe; die Schwanzfedern zeigen die in der Familie gewöhnliche rostrothe Färbung, die mittleren Federn aber sind, wie die Bürzelfedern, rostbraun und braunroth quergestreift und die Handschwingen auf matt braunschwarzem Grunde rostgelblich quergebändert und gefleckt. Das Auge ist nußbraun, ein schmaler, nackter Ring um dasselbe und ein Streifen, welcher sich von ihm aus nach hinten verlängert, roth, der Schnabel bläulichgrau, der Fuß röthlich weißgrau oder bräunlich. Das kleinere Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber minder schön, der braune Fleck auf dem Bauche nicht so groß und nicht so rein, der Rücken dunkler. Die Länge beträgt sechsundzwanzig, die Breite zweiundfunfzig, die Fittiglänge sechzehn, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Das Rebhuhn bewohnt Deutschland, Dänemark, Skandinavien, Großbritannien, Holland, Belgien und Nordfrankreich, ganz Ungarn, die Türkei, einen Theil von Griechenland, Norditalien und ebenso Asturien, Leon, Hochkatalonien und einige Gegenden von Aragonien, ist häufig in Mittel- und Südrußland, in der Krim, in Kleinasien, und wird in Asien durch eine ihm sehr ähnliche Art vertreten. Auf Neuseeland hat man es eingebürgert. Ebenen zieht es unter allen Umständen den Gebirgen vor; in der niederen Schweiz z. B. begegnet man ihm häufig, in den Berghöhen bis zu eintausend Meter über dem Meere. Zu seinem Wohlbefinden beansprucht es gut angebaute, wechselreiche Gegenden; es siedelt sich zwar im Felde an, bedarf aber Buschdickicht zu seinem Schutze und liebt deshalb Striche, in denen es hier und da Wäldchen, bebuschte Hügel, oder wenigstens dichte Hecken gibt. Den Wald meidet es, nicht aber seine Ränder und die Vorgehölze, und ebensowenig scheut es sich vor nassen, sumpfigen Stellen, vorausgesetzt nur, daß diese hier und da mit Holz bestanden sind und kleine Inselchen, welche sich etwas über dem Wasser erheben, umschließen. In Frankreich hat man neuerdings beobachtet, daß Rebhühner gerade in sumpfigen Gegenden sich aufhalten, und da man nun außerdem fand, daß diese sich durch die geringe Größe und einen nur aus sechzehn Federn bestehenden Schwanz auszeichnen, glaubte man, in ihnen eine eigene Art zu erkennen, somit also eine von meinem Vater und gar manchem Jäger schon längst ausgesprochene Behauptung bestätigt zu finden.

Es gibt wenige Vögel, welche strenger an dem einmal gewählten Gebiete festhalten als das Rebhuhn. Erfahrungsmäßig bleiben die auf einer Flur erbrüteten Jungen hier wohnen, und wenn einmal ein Revier verödet, währt es oft lange Zeit, bevor sich von den Grenzen her wieder einzelne

Paare einfinden und die verlassene Gegend neu bevölkern. Gleichwohl hat man im nördlichen Deutschland beobachtet, daß fast in jedem Herbste wandernde Rebhühner erscheinen. So sah ein Bruder Naumanns einst eine Schar von vielleicht fünfhundert Stück, welche in größter Eile, halb fliegend, halb laufend, nach Westen zog, dabei über einen etwa dreihundert Schritt im Durchmesser haltenden Raum sich ausdehnte und unaufhaltsam so weiter rückte, daß alle in derselben Richtung fortrannten, die hinteren über die vorderen wegflogen und der ganze Schwarm rasch dem Gesichtskreise des Beobachters entschwand. Ein anderer Beobachter schreibt mir, daß er im Posenschen einmal mindestens tausend wandernde Rebhühner bemerkte, am folgenden Tage aber kein einziges mehr auf derselben Stelle antraf. Man will gefunden haben, daß diese Hühner, welche von den Jägern Zughühner genannt werden, kleiner als die sogenannten Standhühner sind, übrigens aber von diesen nicht abweichen. Möglicherweise sind es gerade jene Sumpfhühner, welche wandern, und die geringere Anzahl der Steuerfedern, welche bei diesen beobachtet wurde, wäre dann vielleicht nicht als zufällig anzusehen, sondern als bestimmtes Merkmal zu betrachten. Die Feldhühner, welche Nordrußland und das östliche Sibirien bewohnen, verlassen die nördlichen Striche allwinterlich und suchen in den südlichen Steppen der Tatarei auf Sandhügeln und in Sümpfen, wo Schnee nicht liegen bleibt, Herberge. In Schweden hat man die Rebhühner erst eingeführt, und zwar, wie es heißt, vor etwa dreihundertundfunfzig Jahren. Nach Nilssons Versicherung verbreiten sie sich, gleichzeitig mit dem fortschreitenden Anbaue des Landes, immer weiter, so daß sie nunmehr nach Gegenden vorgedrungen sind, in denen sie vor drei oder vier Jahrzehnten nicht gesehen wurden. Von den weiten, an Saatfeldern reichen Ebenen Schoonens wo sie vordem am zahlreichsten vorhanden waren, haben sie sich aufwärts gezogen und kommen jetzt nicht bloß auf den größeren Ackerfeldern und Flächen in den übrigen Landschaften bis nach Upland und Gestrickland, sondern auch in Helsingland vor. In Norwegen haben sie, wohl aus Schweden zuwandernd, im Süden des Landes sich eingefunden, auch das Gebirge bis zu eintausend Meter unbedingter Höhe erobert, sogar das Dovrefjeld überstiegen und bis zum vierundsechzigsten Grade sich angesiedelt, sind hier aber durch strenge Winter mehrmals gänzlich vertilgt worden.

Ruhigen Ganges schreitet das Rebhuhn mit eingezogenem Halse und gekrümmtem Rücken gebückt dahin; wenn es Eile hat, trägt es sich hoch und den Hals vorgestreckt. Das Versteckenspielen versteht es ebensogut wie seine Verwandten, benutzt jeden Schlupfwinkel und drückt sich im Nothfalle auf den flachen Boden nieder, in der Hoffnung, wegen der Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit jenem übersehen zu werden. Der Flug ist zwar nicht gerade schwerfällig, erfordert aber doch bedeutende Anstrengungen und ermüdet bald. Beim Aufstehen arbeitet es sich mit raschem Flügelschlage empor; hat es jedoch einmal eine gewisse Höhe erreicht, so streicht es streckenweit mit unbewegten Fittigen durch die Luft und gibt sich nur zeitweise durch rasche Schläge wieder einen neuen Anstoß. Ungern erhebt es sich hoch, fliegt auch selten weit in einem Zuge, am allerwenigsten bei heftigem Winde, welcher es förmlich mit sich fortschleudert. Wie seine Verwandten bäumt es nie, wenigstens so lange es gesund ist; es gehört schon zu den größten Seltenheiten, wenn ein Rebhuhn einmal auf dem Dache eines Gebäudes sich niederläßt. Dagegen übt es unter Umständen eine Fertigkeit, welche man ihm nicht zutrauen möchte: es versteht nämlich zu schwimmen. Wodzicki beobachtete zwei Ketten, welche bei Gefahr jedesmal einem wasserreichen Bruche oder Flusse zuflogen und schwimmend ihre Sicherheit suchten. „Als wir diese Erfahrung gemacht hatten", erzählt er, „ließen wir eines Tages die Hühner auftreiben und legten uns am entgegengesetzten Ufer platt nieder. Bald sahen wir denn auch die Vögel in das seichte Wasser waden, ohne Zögern dem alten Hahne folgend, dann dicht neben einander schwimmend, scheinbar ohne Anstrengung. Sie trugen dabei die Schwänze in die Höhe gehoben, die Flügel etwas vom Leibe entfernt. Als sie herauskamen, schüttelten sie das Gefieder wie Haushühner nach einem Sandbade und schienen gar nicht ermüdet zu sein." Die Stimme, welche man gewöhnlich vernimmt, ist ein lautes, weit tönendes „Girrhik" und wird ebensowohl im Fluge wie im Sitzen ausgestoßen. Der alte Hahn ändert diesen

Lockton in ein „Girrhäk“ um und gebraucht ihn ebensowohl, um seine Gattin und Kinder herbeizurufen, als um einen Gegner zum Kampfe aufzufordern. Geängstigte Hühner lassen ein gellendes „Ripripriprip“ oder ein schnarrendes „Tärt“ vernehmen; junge piepen wie zahme Küchlein und rufen später ein von der Stimme der Alten wohl zu unterscheidendes „Tüpegirr tüp“. Der Ausdruck der Behaglichkeit ist ein dumpfes „Kurruck“, der Warnungsruf ein sanftes „Kurr“.

Das Rebhuhn ist klug und verständig, vorsichtig und scheu, unterscheidet seine Feinde und Freunde wohl, wird durch Erfahrung gewitzigt und zeigt viel Geschick, in verschiedene Lagen des Lebens sich zu fügen. Es ist gesellig, friedliebend, treu und aufopferungsfähig, äußerst zärtlich gegen den Gatten oder gegen die Kinder, bekundet aber alle diese guten Eigenschaften mehr innerhalb der Familie im strengsten Sinne des Wortes als anderen Thieren und selbst anderen der gleichen Art gegenüber. Wenn es gilt, den Besitz zu vertheidigen, kämpft ein Hahn wacker mit dem anderen, und wenn zwei Familien sich verbinden wollen, geht es ohne Beißereien nicht ab; dagegen nimmt sich eine Familie verwaister Jungen sehr oft an, und die führenden Alten erweisen den Fremdlingen dieselbe Zärtlichkeit wie den eigenen Kindern.

Mit dem Schmelzen des Schnees regt sich der Paarungstrieb. Schon im Februar sprengen sich die Völker, welche während des Winters treu zusammenhielten, in Paare, und jeder Hahn wählt einen ihm passenden Standort. Tritt nochmals winterliches Wetter ein, so vereinigen sich die Paare wohl auch wieder auf kurze Zeit; jedenfalls aber trifft sie der kommende Frühling vereinzelt. Jetzt vernimmt man in den Morgen- und Abendstunden das herausfordernde Rufen der Hähne, sieht auch wohl zwei von ihnen ernsten Streit um ein Weibchen ausfechten. Dabei springen beide gegen einander und versuchen, mit Krallen und Schnabel gegenseitig sich zu schädigen. Der Schwächere muß weichen, und der Sieger kehrt frohlockend zur Gattin zurück. Es wird behauptet, daß die einmal geschlossene Ehe eines Paares unauflöslich sei; doch läßt sich schwerlich bestimmen, ob der aus solchen Kämpfen hervorgehende Sieger wirklich immer der rechtmäßige Gatte ist, wie man gern annimmt. Eines ist freilich richtig, daß sich die Paare einigermaßen aus dem Lärme der Welt zurückziehen, das heißt daß die gepaarten Hähne mit anderen möglichst wenig in Kampf und Streit sich einlassen. Nicht die beweibten werden zu Störenfrieden, sondern diejenigen, welche auf Freiers Füßen gehen und sich wenig um die Rechte anderer kümmern.

Gegen Ende des April, gewöhnlich erst zu Anfang des Mai, beginnt die Henne zu legen. Ihr Nest ist eine einfache Vertiefung auf dem flachen Boden, welche mit einigen weichen Halmen ausgefüttert und oft an recht unpassenden Plätzen angelegt wird. Bisweilen deckt es ein Busch; in den meisten Fällen aber steht es mitten im früh aufschießenden Getreide, namentlich in Weizen-, Erbsen- und Rübsenfeldern, im Klee oder im hohen Grase der Wiese, auch wohl auf jungen Schlägen am Rande kleiner Feldhölzer. Das Gelege zählt neun bis siebzehn Eier; wenigstens nimmt man an, daß diejenigen Nester, in denen man mehr fand, nicht von einer einzigen Henne allein benutzt wurden. Hat eine Henne weniger als neun Eier, so läßt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß das erste Gelege durch irgend einen Zufall verunglückte. Die Eier sind durchschnittlich dreiunddreißig Millimeter lang, sechsundzwanzig Millimeter dick, birnförmig, glattschalig, wenig glänzend und blaßgrünlich braungrau von Farbe. Die Henne brütet volle sechsundzwanzig Tage mit unglaublicher Hingebung, so anhaltend, daß ihr nach und nach fast alle Bauchfedern ausfallen, und verläßt das Nest nur so lange, als unbedingt erforderlich, um die nothwendige Nahrung aufzusuchen. Während sie brütet, weicht das Männchen nicht aus der Nähe, hält vielmehr gute Wacht, warnt die Gattin vor jeder Gefahr, gibt sich auch gewöhnlich dieser preis und kehrt, wenn es verscheucht wurde, wieder zur alten Stelle zurück. Wird der Hahn getödtet, so steht auch ihr ziemlich sicher der Untergang bevor. Fortgesetzte Nachstellung kann ein Rebhuhnpaar übrigens, so sehr es die Brut auch liebt, doch vom Neste verscheuchen.

Die Jungen sind allerliebste Geschöpfe, schon soweit es sich um das Aeußere handelt. Ihr Dunenkleid zeigt auf der Oberseite eine Mischung von Gelbbraun, Rostgelb, Rostbraun und Schwarz,

während auf der Unterseite lichtere Farben vorherrschen; die Zeichnung besteht aus unterbrochenen Fleckenstreifen. Sie bewegen sich vom ersten Tage ihres Lebens an mit vielem Geschicke, verlassen das Nest sogar schon, ehe sie vollkommen trocken geworden oder von allen Anhängseln der Eischalen befreit sind, lernen auch sehr rasch, den Unterweisungen ihrer Eltern sich zu fügen. Vater und Mutter nehmen an ihrer Erziehung gleichen Antheil; der Vater bewacht, warnt und vertheidigt, die Mutter führt, ernährt und hudert sie. Verliert eines der Eltern sein Leben, so übernimmt das andere die Pflege, also auch der Vater die Pflichten der Mutter. „Rührend ist es", schildert Naumann, „die unbegrenzte Sorgfalt der Eltern um ihre lieben Kleinen zu beobachten. Aengstlich spähend, von welcher Seite Unglück drohe, oder ob es abzuwenden sei, läuft der Vater hin und her, während ein kurzer Warnungslaut der Mutter die Jungen um sich versammelt, ihnen befiehlt, sich in ein Versteck zu begeben, schnell einem jeden ein solches im Getreide, Grase, Gebüsche, hinter Furchen, in Fahrgeleisen und dergleichen anweist und, sobald sie alle geborgen glaubt, mit dem Vater alles aufbietet, um den Angriff zu vereiteln oder abzuwenden. Muthig stellen sich beide Eltern nun dem Feinde entgegen, greifen ihn, im Gefühle ihrer Schwäche, jedoch nicht an, sondern suchen seine Aufmerksamkeit von den Jungen ab und auf sich zu lenken, ihn von den Jungen abzuziehen, bis sie glauben, ihn weit genug entfernt zu haben. Dann fliegt zuerst die Mutter zu den Jungen, welche ihr angewiesenes Versteck indessen um keinen Fuß breit verlassen haben, zurück und versucht, diese eiligst ein Stück weiter fortzuschaffen. Sieht endlich der Vater alle seine Lieben in Sicherheit, so enttäuscht auch er seinen Verfolger und fliegt davon. Sobald nun rings umher alles wieder ruhig und die feindliche Störung verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, welchen die Mutter sogleich beantwortet, worauf er sofort zu seiner Familie eilt. Kein Raubthier kann die Wachsamkeit der zärtlichen, sorgsamen Eltern hintergehen, weder bei Tage noch bei Nacht, wenn nicht besondere Umstände den Feind begünstigen. Aber auch die unbedingte Folgsamkeit, die liebenswürdige Anhänglichkeit der Kinder zu den Eltern hat man oft zu bewundern Gelegenheit." Wenn die Küchlein erst größer geworden sind, verändern sie und ihre Eltern das Betragen. Naht ihnen jetzt ein Feind, so erheben sie sich, fliegen zusammen ein Stück fort und fallen wieder ein; werden sie nochmals aufgestört, so sprengen sie sich in einzelne Trupps oder Stücke, fliegen nach verschiedenen Richtungen hin von dannen, lassen sich nieder und drücken sich entweder platt auf den Boden oder suchen sich durch Laufen oder anderweitiges Verstecken zu retten. Meint der Vater, daß die Gefahr vorüber sei, so beginnt er zu locken; eines um das andere von den Kindern antwortet, und die treuen Eltern versammeln nun nach und nach wieder die ganze Schar, indem der Vater eines von den Jungen nach dem anderen herbeiholt und zur Mutter bringt, welche die bereits vereinigten unter ihre Führung genommen hat. Später müssen die Jungen dem Vater einen Theil seiner Sorge abnehmen, nämlich auf Vorposten treten und Umschau halten. Dieses Wachestehen, welches abwechselnd von allen jungen Hähnen geübt wird, befördert ihre Ausbildung wesentlich. Verlieren die Jungen ihre Eltern, so vereinigen sie sich mit fremden Völkern.

In der frühesten Kindheit fressen die Rebhühner fast nur Kerbthiere, später nebenbei Pflanzenstoffe, zuletzt diese beinahe ausschließlich. Bis zur Ernte hin treiben sich die Völker hauptsächlich auf den Getreidefeldern umher; nach der Ernte fallen sie auf Kartoffel- oder Krautäckern ein, weil sie hier die beste Deckung finden. Im Spätherbste suchen sie Stoppeln und noch lieber Sturzäcker auf, in deren Furchen sie sich verstecken können. Naheliegende Wiesen werden der Heuschrecken, benachbarte Schläge der Ameisenpuppen halber gern begangen; die Nachtruhe aber hält das Volk immer auf freiem Felde. Es verläßt am Morgen sein Lager und begibt sich zunächst auf trockene Stellen im Felde, sucht sich hier sein Frühstück, wendet sich sodann den Wiesen zu, auf denen der Nachtthau nunmehr abgetrocknet ist, legt sich, wenn die Mittagssonne drückt, in die Büsche, nimmt wohl auch ein Staubbad, geht nachmittags in die Stoppeln zurück und fliegt gegen Abend der Schlafstelle wieder zu. In dieser Weise währt das Leben fort, bis der Winter eintritt. Er ist eine schlimme Zeit und bringt ihnen oft den Hungertod. Nicht die Kälte schadet ihnen, sondern der

Schnee, weil dieser die Aesung zudeckt und zuweilen so hart wird, daß sie nicht im Stande sind, bis zur nahrungbergenden Erde sich durchzugraben. So lange sie scharren können, geht alles gut: sie kennen die Feldflächen, auf denen Wintersaat oder Raps steht, sehr genau und nähren sich hier immer noch ziemlich leicht; wenn aber wechselndes Wetter eine Eiskruste auf die Schneedecke legt, gerathen sie in die größte Noth, ermatten mehr und mehr, werden leicht eine Beute der Raubthiere oder sterben buchstäblich den Hungertod. In strengen Wintern vergessen sie alle Scheu vor den Menschen, nahen den Dörfern, suchen in den Gärten Schutz und Nahrung, kommen selbst ins Gehöft, in die Hausfluren herein und stürzen sich gierig auf die Körner, welche eine mildthätige Hand ihnen zuwarf. Zuweilen werden die Hasen ihre Retter, indem sie durch Scharren verborgene Nahrung bloßlegen. In mehr als einem Reviere stirbt während eines harten Winters der ganze Hühnerbestand aus. Doch ebenso schnell, wie das Elend eintritt, kann es sich wieder zum guten wenden. Sowie der Thauwind und die Sonne im Vereine nur hier und da offene Stellen schaffen, sind die Hühner geborgen, und haben sie erst einige Tage nach einander sich satt gefressen, kehrt auch die frohe Lebenslust, welche sie so sehr auszeichnet, bald wieder in ihr Herz zurück.

Alle vierfüßigen Raubthiere bedrohen namentlich die Eier und die junge Brut unseres Rebhuhnes; Habicht und Edelfalk, Sperber, Bussard, Weih, Rabe und Heher sind alt oder jung fortwährend auf den Fersen. Wenn man sich die Gefahren vergegenwärtigt, denen ein Rebhuhn ausgesetzt ist, bevor es sein volles Wachsthum erreicht hat, und bedenkt, daß es der schlimmen Witterung noch außerdem Stand halten muß, begreift man kaum, wie es möglich ist, daß es überhaupt noch Feldhühner gibt. Dichte Hecken oder kleine Dickichte, sogenannte Remisen, dazu bestimmt, ihnen eine Zuflucht zu gewähren, sollten in allen Fluren angelegt und aufs beste unterhalten werden, und außerdem sollte man noch überall bedacht sein, die Noth, welche jeder strenge Winter bringt, möglichst zu mildern, indem man in der Nähe solcher Remisen Futter ausstreut und den Tisch auch für diese Hungrigen deckt. Das Rebhuhn bringt nirgends und niemals Schaden, trägt zur Belebung unserer Fluren wesentlich bei, erfreut jedermann durch die Anmuth seines Betragens, gibt Gelegenheit zu einer der anziehendsten Jagden und nutzt endlich durch sein vortreffliches Wildpret.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Rebhühner werden ungemein zahm, schließen sich ihren Pflegern innig an, unterscheiden sie auf das genaueste von anderen, beklagen in jedermann verständlicher Weise ihr Fernsein, begrüßen sie bei ihrem Erscheinen mit Freudenrufen, liebkosen sie und erkennen mit ausdrucksvollem Danke jede ihnen gespendete Liebkosung, nehmen thatsächlich theil an Freude und Leid, gebaren sich überhaupt als Glieder der Familie. Hähne bevorzugen Frauen, Hennen Männer; erstere zeigen sich gegen letztere auch wohl eifersüchtig. Zur Fortpflanzung schreiten gefangene Rebhühner jedoch nur in einem großen, stillen Fluggebauer.

*

Als Verbindungsglieder zwischen Rebhühnern und Fasanen dürfen die Frankoline (Francolinus) angesehen werden. Sie unterscheiden sich von jenen durch längeren Schnabel, höheren, in der Regel mit einem, auch wohl mit zwei Sporen bewehrten Fuß, längeren Schwanz und dichteres, oft sehr buntes Gefieder. Der Schnabel ist mäßig oder ziemlich lang, kräftig und etwas hakig, der Fuß hochläufig und kurzzehig, mit mäßig langen Nägeln und kräftigen Sporen ausgestattet; im Fittige überragt die dritte oder vierte Schwinge die übrigen an Länge; der Schwanz besteht in der Regel aus vierzehn Federn und ist entweder gerade abgeschnitten oder leicht zugerundet. Männchen und Weibchen ähneln sich gewöhnlich in Größe, Färbung und Zeichnung; doch kann auch das entgegengesetzte vorkommen.

Die Frankoline, von denen man gegenwärtig einige dreißig, über Afrika, West-, Süd- und Südostasien verbreitete, bis vor kurzem auch in Südeuropa vertretene Arten kennt, leben, soweit ich von den durch mich in Afrika beobachteten Angehörigen dieser Gruppe urtheilen darf, paar- oder familienweise in buschreichen Gegenden, auch wohl im eigentlichen Walde, jedoch kaum im

Hochwalde, sondern lieber da, wo niederes Gebüsch vorherrscht und nur hier und da einzelne höhere Bäume darüber sich erheben. Da, wo ihnen der Mensch nicht beständig nachstellt, sind sie häufig; einzelne Arten habe ich in Afrika in großer Anzahl gefunden, zahlreicher vielleicht als jedes andere dort vorkommende Huhn, da ein Paar dicht neben dem anderen haust und jedes sich mit einem kleinen Wohnkreise begnügt. Diese Häufigkeit erklärt sich theilweise durch die Anspruchslosigkeit dieser Hühner. Sie sind Allesfresser im buchstäblichen Sinne des Wortes. Knospen, Blätter, Grasspitzen, Beeren, Körner, Kerbthiere, Schnecken und kleine Wirbelthiere bilden ihr Futter, und an derartigen Stoffen sind jene Wälder unendlich reich, so daß es ihnen also nicht schwer wird, den nöthigen Bedarf an Nahrung zu erwerben. In ihren Begabungen stehen sie wenig anderen Mitgliedern ihrer Ordnung nach. Sie laufen ausgezeichnet, verstehen meisterhaft, sich im dichtesten Gestrüppe zu bewegen oder zwischen dem verworrensten Steingeklüfte hindurchzustehlen, und fliegen, wenn es sein muß, leicht und schön, obgleich selten über weite Strecken in einem Zuge. Die Arten, welche ich beobachtet habe, bäumen nicht; andere sollen ausnahmsweise auf Bäumen Zuflucht suchen.

Mit Beginn des Frühlings der betreffenden Länder, in Mittelafrika also zu Anfange der Regenzeit, sucht sich die Henne eines Paares einen geeigneten Busch, scharrt hier eine kleine Vertiefung, kleidet diese mit Genist, Blättern und Halmen aus und legt in das wenig kunstvolle Nest ihre acht bis zehn, vielleicht auch funfzehn Eier. Ob sich der Hahn am Brutgeschäfte oder an der Erziehung der Kinder betheiligt, weiß ich nicht; das letztere glaube ich jedoch annehmen zu dürfen, da ich beobachtet habe, daß er die Leitung der Kette, welche sich später zusammenfindet, übernimmt.

In Mittelafrika werden die Frankoline eifrig gejagt, auch oft gefangen. Die Jagd geschieht fast nur mit Hülfe der ausgezeichneten Windhunde, welche die laufenden Hühner verfolgen und greifen, ja selbst den aufstehenden noch gefährlich werden, indem sie mit einem gewaltigen Satze nachspringen und sehr oft die ins Auge gefaßte Beute wirklich erreichen. Zum Fangen gebraucht man Netze, welche quer durch die Büsche gestellt, und Schlingen, welche so zwischen dem Gebüsche angebracht werden, daß das durchschlüpfende Huhn sich entweder am Halse fängt und erwürgt oder mit den Läufen fesselt. An den Käfig und einfaches Körnerfutter gewöhnt sich selbst der alt eingefangene Frankolin, wenn auch nicht ohne alle Umstände, und wenn man die Vorsicht gebraucht, seinen Bauer mit einer weichen Decke zu versehen, so daß er sich den Kopf nicht wund stoßen kann, mäßigt er sein im Anfange sehr ungestümes Wesen endlich, wird zahm und schreitet bei geeigneter Pflege auch wohl zur Fortpflanzung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch vor etwa dreißig Jahren ein Mitglied dieser Sippe in mehreren Ländern Südeuropas gefunden wurde: so namentlich auf Sicilien, auf einigen Inseln des Griechischen Meeres und in der Nähe des Sees Albufera bei Valencia. Gegenwärtig ist der Vogel allem Anscheine nach hier wie dort gänzlich ausgerottet, und wahrscheinlich wird er in ganz Europa nicht mehr gefunden. Dagegen lebt er noch in ziemlicher Anzahl auf Cypern, in Kleinasien, zumal Palästina, Syrien, Kaukasien, Persien und im Norden Indiens.

Der Frankolin (Francolinus vulgaris, tristriatus, Asiae und Henrici, Perdix francolinus und hepburinae, Tetrao, Attagen und Chaetopus francolinus) ist ein sehr schöner Vogel. Oberkopf und Nacken sind schwärzlichgrau, alle Federn breit schwarz geschaftet und breit fahlgraugelb umrandet, der untere Theil des Nackens und der Hinterhals lichter, weil die Ränder hier sich verbreitern, Kopfseiten, Kinn und Kehle schwarz, Ohrfedern weiß, die Federn des Mittelhalses, ein breites Ringband bildend, lebhaft zimmetbraun, die hier angrenzenden Federn des Oberrückens auf schwarzem Grunde mit weißen Perlflecken gezeichnet, an der Wurzel schwarz, gegen die Mitte hin zum Theil noch braun und an jeder Seite mit einem bis drei länglichrunden gelblichweißen Flecken geziert, die Mantelfedern dunkel braunschwarz, alle mit breitem, lebhaft gelblichweißem Seitenstreifen und breitem gelblichen Außensaume geschmückt, Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdeckfedern schwarz, mehrfach fein quergebändert, Brust und Seiten tief=

schwarz, alle Federn der letzteren ausgestattet mit einem oder zwei weißlichen, rundlichen Fleckenpaaren, welche auf den Weichen allmählich zu Querbändern sich gestalten und mit denen der Bürzelfedern in Verbindung treten, die Bauchfedern fuchsbraun, grau gesäumt, die Unterschwanzdecken dunkelbraun, die Schwingen fahl graubraun, außen mit runden, innen mit halbmondförmigen lehmgelben Flecken, Armschwingen und Schulterfedern mit breiten durchgehenden Querbändern, Schwingendeckfedern mit ähnlichen, jedoch nicht so bestimmt durchgehenden Bändern, die Schwanzfedern grauschwarz, in der Wurzelhälfte mit fein gewellten oder winkeligen, gelblichweißen Querbinden geziert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlichgelb. Das Weibchen ist viel lichter, seine Unterseite nicht schwarz, vielmehr auf isabellfarbenem Grunde mit mehr oder weniger breiten schwarzen oder braunschwarzen Bändern quer gestreift, die Kehle einfarbig lichtisabellgelb. Die Länge beträgt vierunddreißig, die Breite funfzig, die Fittiglänge sechzehn, die Schwanzlänge zehn Centimeter.

Innerhalb der oben angegebenen Länder bewohnt der Frankolin mit Vorliebe sumpfige und wasserreiche Stellen, ohne trockeneren gänzlich zu fehlen, unter allen Umständen solche Oertlichkeiten, auf denen niedriges, dichtes, verfilztes Gebüsch mit hohem Grase und rankenden Pflanzen dazwischen ihm möglichst vollständige Deckung gewährt. Demgemäß findet man ihn ebensowohl auf versumpften Inseln langsam fließender Wasserläufe wie in den dicht mit Buschwerk bestandenen, nur zeitweilig Wasser enthaltenden Flußbetten oder in steppenartigen Gebieten, dann und wann auch in unmittelbarer Nähe der Getreidefelder, welche er jedoch nicht zu betreten scheint. Gleich allen übrigen Gliedern seiner Sippe und ihm nahestehenden Verwandten lebt er paarweise, ein Paar aber so dicht neben dem anderen, daß jeder Hahn den Ruf eines zweiten und dritten deutlich vernimmt. Nach der Brutzeit begegnet man ebenfalls Ketten; diese scheinen sich jedoch viel früher als die der Rebhühner zu vertheilen, zunächst in kleinere Trupps von drei bis sechs aufzulösen, bald zu paaren und nunmehr für geraume Zeit, wenn nicht für die ganze Lebenszeit zusammen zu bleiben. Während des Tages treibt sich der Frankolin still und versteckt in seiner Strauchwildnis umher; gegen Abend und mehr noch in der ersten Frühe des Morgens läßt er seinen laut schmetternden, höchst bezeichnenden Ruf vernehmen, welcher von den meisten Beobachtern durch die Silben „Tschuk, tschuk, tititur" wiedergegeben und fast allerorten in die Landessprache übertragen wird. Jerdon, welchem wir eingehendere Mittheilungen verdanken, nennt das Geschrei mißtönend und bemerkt, daß man es auch in Indien in verschiedene Sprachen zu übersetzen versucht, „ohne daß jedoch diese Nachahmung dem, welcher es nicht hörte, eine wirkliche Vorstellung geben könnte. Die Mahammedaner sagen, daß der Frankolinhahn das Gebet ‚Dobân teri kudrut', andere, daß er die Worte ‚Lussun, piaz, udruk' (Knoblauch, Zwiebel, Ingwer) hören lasse; Adams versucht das Geschrei durch ‚Lohi wah witsch' auszudrücken, ein anderer wieder meint, jene Stimme klinge wie ein Laut, welcher auf einer zerbrochenen Trompete hervorgebracht wird. Der Ruf selbst ist nicht besonders laut, obgleich man ihn immerhin auf eine ziemliche Strecke vernimmt. Da, wo Frankoline häufig sind, antwortet ein Männchen dem anderen, und jedes pflegt dabei eine kleine Erhöhung zu besteigen, um von hier aus sich hören zu lassen. Nach Regenwetter oder bei trübem Himmel schreien die Vögel öfter als sonst".

Der Frankolin ist nicht besonders scheu, pflegt aber, wenn er sich verfolgt sieht, immer in einer gewissen Entfernung vor dem Jäger zu laufen, dabei möglichst sich zu verbergen und nur dann eine freie Stelle zu überschreiten, wenn er dies unbedingt thun muß. In dieser Weise läuft er manchmal zwei bis drei Minuten lang vor dem Jäger her, ehe er sich zum Aufstehen entschließt. Auch durch den Hund läßt er sich lange treiben, rennt eiligen Laufes, schneller als jeder Vierfüßler, unter den Gebüschen hinweg, zwängt sich gewandt durch das filzigste Dickicht, huscht wie ein rollender Stein über freie Plätze und sucht erst, wenn er ermüdete, in einem der dichtesten Büsche Zuflucht oder doch ein Versteck, aus welchem er nur dann auffliegt, wenn der Hund in unmittelbare Nähe gekommen ist, oder der Fuß des Jägers ihn fast berührt. Nunmehr erhebt er

sich geräuschvoll mit ununterbrochenen Flügelschlägen, streicht in gerader Linie so langsam dahin, daß er selbst dem ungeübtesten Schützen fast regelmäßig zum Opfer fällt, und wirft sich, nachdem er einige hundert Schritt zurückgelegt hat, wieder zum Boden herab, um laufend weiter zu flüchten. Nach Lilfords Beobachtungen steht das Männchen stets zuerst auf, und zwar mit einem Sprunge und hierauf folgenden Flügelschlägen, welche es im Anfange senkrecht in die Luft führen, worauf es dann in erwähnter Weise zu fliegen beginnt. Die Henne erhebt sich gewöhnlich auf den Schuß, welcher dem Männchen galt, begleitet letzteres also, wenigstens bis zum Auffliegen, laufend, und zwar so regelmäßig, daß man es bei der Jagd fast jedesmal zu sehen bekommt.

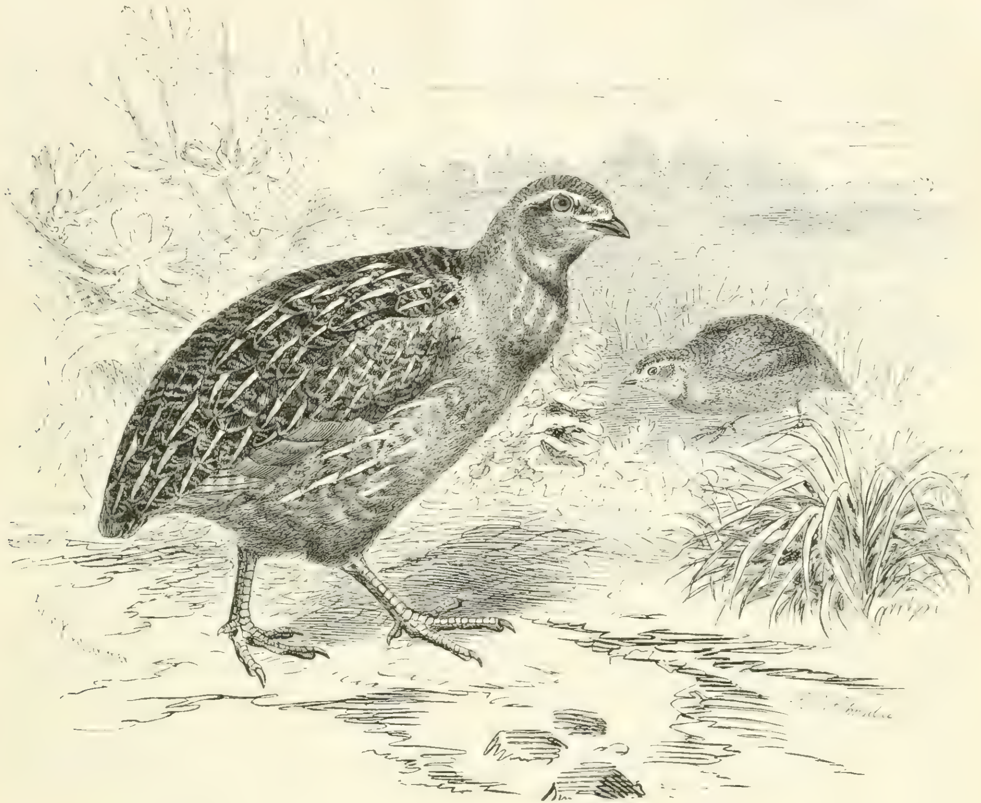
In Südeuropa wie in Indien brütet der Frankolin um dieselbe Zeit, in den Monaten April bis Juli nämlich. Das Nest wird je nach des Ortes Gelegenheit, gewöhnlich in hohem Grase oder in einem vom Grase durchwachsenen Busche, zuweilen auch in einem Indigofelde und manchmal selbst im Zuckerrohre angelegt. Zehn bis funfzehn fahlbraune, mit eigenthümlichen kleinen, weißen Schalenflecken getüpfelte Eier von etwa vierzig Millimeter Längs- und dreißig Millimeter Querdurchmesser bilden das Gelege. Die Mutter brütet wahrscheinlich allein, wie lange ist unbekannt; beide Geschlechter aber führen und leiten die Jungen bis zu dem angegebenen Zeitpunkte.

Der Frankolin bildet überall, wo er vorkommt, einen Gegenstand eifriger, richtiger wohl rücksichtsloser Jagd und fällt, wie bemerkt, leider auch dem ungeschicktesten Schützen zum Opfer. Ob hierin der Grund seiner theilweisen Ausrottung gefunden werden darf, mag unentschieden bleiben, eine der wichtigsten Ursachen ist die Leichtigkeit seiner Jagd gewiß. Zwar stellen selbstverständlich auch alle in Frage kommenden Raubthiere: Fuchs und Schakal, Sumpfluchs und andere Wildkatzen, Marder und Wiesel, Adler, Falken und Eulen, vielleicht sogar Schlangen, unserem Huhne nach; sie alle aber würden schwerlich seine Ausrottung herbeigeführt haben, träte nicht der Mensch als schlimmster aller Feinde in ihre Reihe. Die Klage über die Abnahme dieses vorzüglichen Federwildes ist eine allgemeine und wird ebenso auf Cypern wie in Indien, in Syrien und Palästina wie in Kaukasien und Persien vernommen. Glaublichen Nachrichten zufolge bewohnte der Frankolin noch vor einem Menschenalter in allen angegebenen Ländern jede geeignete Oertlichkeit, hier und da selbst die nächste Nachbarschaft der Städte und Dörfer, während er gegenwärtig meist sehr zurückgedrängt und recht selten geworden ist. In Spanien sprach man noch in den funfziger Jahren von seinem Vorkommen; auf Sicilien soll der letzte sogar erst im Jahre 1869 bei einem großen Gastmahle verspeist worden sein. Auf Cypern steht ihm, seitdem die Insel an England gekommen ist, wahrscheinlich dasselbe Schicksal bevor, da Engländer bekanntlich nur auf eigenem Grunde und Boden Schonung des Wildes auszuüben pflegen, übrigens aber unter Jagd nichts anderes als massenhaftes und selbst zweckloses Todtschießen verstehen. Auch in Kaukasien nahm der Bestand unseres Huhnes erst seit Ansiedelung des Landes durch die Russen und andere Europäer unaufhaltsam ab. Bis dahin hatten die Tataren nach alter Art nur mit abgetragenen Habichten und anderen Falken gejagt, ohne dadurch den Bestand des Wildes erheblich zu beeinträchtigen; das Feuergewehr in der Hand europäischer Aasjäger aber bereitet hier wie überall auch diesem Wilde sicheren Untergang.

Gefangene Frankoline waren noch vor einem Jahrzehnt nicht allzuseltene Erscheinungen in den Thiergärten, während man sie gegenwärtig nur sehr ausnahmsweise einmal zu sehen bekommt. Dies erklärt sich nicht allein durch die allgemeine Abnahme, sondern auch durch die schwierige Zähmbarkeit der Vögel. Alt eingefangene Frankoline geberden sich im Anfange der Gefangenschaft noch wilder und ungestümer als die meisten übrigen Wildhühner, und nicht wenige von ihnen rasen sich im engen Raume zu Tode; junge, dem Neste entnommene aber verursachen dem Pfleger so viel Mühe, daß ihre Versendung für den Händler sich nicht mehr lohnt. Einmal zahm geworden, pflanzen sie sich unter günstigen Bedingungen auch bei uns zu Lande im Käfige fort.

*

Unsere Wachtel, Schnarr-, Sand- und Schlagwachtel (Coturnix communis, vulgaris, dactylisonans, europaea, capensis, japonica, major, media, minor und Baldami, Tetrao, Perdix und Ortygion coturnix), vertritt eine nach außen hin scharf umgrenzte Sippe, welche einige zwanzig über alle altweltlichen Gebiete und Australien verbreitete, neuerdings verschiedenen Untersippen zugetheilte Arten umfaßt. Die Merkmale dieser Sippe liegen in dem kleinen, schwachen, an der Wurzel erhöhten, von ihr aus bis zur Spitze sanft gebogenen, an den Winkeln verbreiterten



Wachtel (Coturnix communis). ½ natürl. Größe.

Schnabel, dem niedrigen, sporenlosen, langzehigen Fuße, dem verhältnismäßig langen und spitzigen, wenig gewölbten Flügel, unter dessen Schwingen gewöhnlich die erstere über alle anderen sich verlängert, dem außerordentlich kurzen, gewölbten, aus zwölf Federn bestehenden Schwanze und dem schmalen, auf dem Bürzel sehr entwickelten, nach Geschlecht und Alter wenig verschiedenen Kleingefieder. Die Wachtel ist auf der Oberseite braun, rostgelb quer- und längsgestreift, auf dem Kopfe dunkler als auf dem Rücken, an der Kehle rostbraun, am Kropfe rostgelb, auf der Bauchmitte gilblichweiß, an den Brust- und Bauchseiten rostroth, hellgelb in die Länge gestreift; ein licht gelbbrauner Streifen, welcher an der Wurzel des Oberschnabels beginnt, zieht sich über dem Auge dahin, am Halse herab und umschließt die Kehle, wird hier aber durch zwei schmale, dunkelbraune Bänder begrenzt; die Handschwingen zeigen auf schwärzlich braunem Grunde röthlich rostgelbe Querflecke, welche zusammen Bänder bilden; die erste Schwinge wird außen durch einen schmalen, gilblichen Saum verziert; die rostgelben Steuerfedern haben weiße Schäfte und schwarze Bindenflecke. Beim Weibchen sind alle Farben blasser und unscheinbarer; auch tritt das Kehlfeld

wenig hervor. Das Auge ist hell braunröthlich, der Schnabel horngrau, der Fuß röthlich oder blaßgelb. Die Länge beträgt zwanzig, die Breite vierunddreißig, die Fittiglänge zehn, die Schwanzlänge vier Centimeter.

Man kennt wenig Länder der Alten Welt, in denen unsere Wachtel noch nicht beobachtet worden ist. In Europa kommt sie vom sechzigsten Grade nördlicher Breite an nach Süden hin überall, wenn auch erst vom funfzigsten Grade an regelmäßig vor; in Mittelasien lebt sie in einem etwas südlicher gelegenen Gürtel an geeigneten Orten, zumal in der Steppe, nicht minder häufig, und da sie nun von hier- wie von dort aus alljährlich Wanderungen nach dem Süden antritt, durchstreift sie auch ganz Afrika und ganz Südasien.

Ihre Wanderungen sind in jeder Beziehung merkwürdig. Sie geschehen alljährlich, weichen aber gleichwohl von dem Zuge anderer Vögel nicht unwesentlich ab. Einzelne Wachteln scheinen fast während des ganzen Jahres auf der Wanderung zu sein, und auch diejenigen, welche sich während des Sommers der Fortpflanzung halber eine Zeitlang fest ansiedeln, verlassen das gewählte Gebiet keineswegs zu gleicher Zeit. Einzelne erscheinen schon zu Ende des August in Egypten; eine größere Anzahl trifft hier im September ein: in demselben Monate aber findet man, und keineswegs selten, in Deutschland noch brütende Weibchen oder Junge im Dunenkleide. Der Zug geschieht allerdings hauptsächlich im September, währt aber den ganzen Oktober hindurch und manchmal sogar bis in den November hinein. Viele überwintern auf den drei südlichen Halbinseln Europas, einige schon in Südfrankreich, in gelinden Wintern sogar in Deutschland; die Mehrzahl aber wandert bis in die Gleicherländer Afrikas und Asiens, und einige finden auch dort noch nicht Rast, sondern reisen bis in die Länder am Vorgebirge der Guten Hoffnung. Versammlungen vor der Reise scheinen nicht stattzufinden, die einzelnen Wachteln vielmehr ohne Rücksicht auf andere ihre Reise anzutreten; unterwegs aber gesellt sich eine zur anderen, und bis die reisenden nach Südeuropa gelangt sind, haben sich bereits zahlreiche Flüge geschart. Vom Anfange des September an wimmelt es in allen Feldern längs der Küste des Mittelmeeres von Wachteln. „In den Gesträuchen längs der Abgründe, Gräben und Wiesen, in jedem Gestrüppe, hinter jeder Scholle“, sagt Graf von der Mühle rücksichtlich Griechenlands, „fliegt vor dem Jäger eine Wachtel auf, und wenige Stunden genügen, um die Waidtasche zu füllen. Manchen Morgen trifft man, wenn nachts Scirocco geblasen, keine Wachteln mehr an denselben Plätzen, wo tags zuvor ganze Scharen lagen; plötzlich aber erscheinen wieder große Flüge von ihnen, und so wechselt es ab, bis Nachtfröste die letzten durchreisenden verscheucht haben“. Einige Paare verweilen übrigens jahraus, jahrein im Lande, brüten hier im Mai oder Juni und werden somit zu Stand- oder doch Strichvögeln. Genau ebenso ist es in der Türkei, in Süditalien und Spanien, nicht anders rings um das Schwarze und Kaspische Meer und ebenso an der Küste der Japanischen und Chinesischen See.

Alle reisenden Wachteln benutzen das Festland soweit sie können und kommen deshalb an der Spitze der südlichen Halbinsel in zahlreichen Scharen zusammen. Bei widrigem, d. h. in der Reiserichtung wehendem Winde stockt der Zug; sowie aber Gegenwind eintritt, erhebt sich der Schwarm und fliegt nun ins Meer hinaus und in südwestlicher Richtung weiter. Wenn der Wind beständig bleibt und nicht zum Sturme anwächst, geht die Reise glücklich von statten. Die Wanderschar fliegt ihres Weges dahin, so lange die Kraft ihrer Schwingen es ermöglicht; tritt übergroße Ermüdung ein, so läßt sich, wie ich von glaubwürdigen Schiffern versichert worden bin, die ganze Gesellschaft auf den Wellen nieder, ruht hier eine Zeitlang aus, erhebt sich von neuem und fliegt weiter. Anders verhält es sich, wenn der Wind umschlägt oder zum Sturme anwächst. In der Zugrichtung wehender Wind erschwert die Reise übers Meer in hohem Grade, Sturm macht sie unmöglich. Unter solchen Umständen stürzen sich die zum Tode ermatteten Wachteln wie besinnungslos auf einzelne Klippen oder auf das Deck der Schiffe, liegen hier lange Zeit, ohne sich zu regen, und werden durch solches Mißgeschick so ängstlich und verwirrt, daß sie, auch wenn das Wetter umgeschlagen und der Wind wiederum günstig geworden ist, noch Tage lang auf solchem Zufluchts-

orte verweilen, bevor sie sich zur Weiterreise entschließen. Dies hat man beobachtet: wie viele von ihnen aber in die Wellen geschleudert und hier ertränkt werden mögen, weiß man nicht.

Wenn man während der eigentlichen Zugzeit an irgend einem Punkte der nordafrikanischen Küste auf die Wachteln achtet, ist man nicht selten Zeuge ihrer Ankunft. Man gewahrt eine dunkle, niedrig über dem Wasser schwebende Wolke, welche sich rasch nähert und dabei mehr und mehr sich herabsenkt. Unmittelbar am Rande der äußersten Flutwelle stürzt sich die todtmüde Masse zum Boden hernieder. Hier liegen die armen Geschöpfe anfangs mehrere Minuten lang wie betäubt, unfähig fast, sich zu rühren. Aber dieser Zustand geht rasch vorüber. Es beginnt sich zu regen; eine macht den Anfang, und bald huscht und rennt es eilfertig über den nackten Sand, günstigeren Versteckplätzen zu. Es währt geraume Zeit, bis eine Wachtel wieder sich entschließt, die erschöpften Brustmuskeln von neuem anzustrengen; während der ersten Tage nach ihrer Ankunft erhebt sie sich gewiß nicht ohne die dringendste Noth. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Reise von dem Augenblicke an, wo die Schar wieder festes Land unter sich hat, zum größten Theile laufend fortgesetzt wird: denn von nun an begegnet man den Wachteln überall in Nordostafrika; niemals aber sieht man fliegende Scharen: immer und überall stößt man auf vereinzelte, freilich hier und da auch auf eine ziemliche Anzahl. Zu ihren Wohnsitzen erwählen sie sich Oertlichkeiten, welche ihren Wünschen entsprechen, namentlich Stoppelfelder, die mit Halfa bedeckten und die bebauten Gelände, vor allem jedoch die Steppe. Daß alle Wintergäste, so lange sie in Afrika verweilen, umherwandern, ist mir wahrscheinlich geworden. Mit Beginn des Frühlings treten sie allgemach den Rückzug an, und im April sammeln sie sich an der Küste des Meeres, nie aber zu so zahlreichen Scharen wie im Herbste. Die abziehenden scheinen übrigens zum Rückwege nicht immer dieselbe Straße wie im Herbste zu wählen; wenigstens sah Erhard auf den Kykladen gelegentlich des Frühlingszuges niemals eine Wachtel, während im Herbste auch hier jede günstige Oertlichkeit von ihnen wimmelt. Ihre Weiterreise scheint langsam von statten zu gehen; denn man beobachtet, daß sie, welche in Südeuropa zu Ende des April massenhaft sich einstellen, bis auf diejenigen Paare, welche zum Nisten hier bleiben, nach und nach verschwinden.

Ihren Sommerstand nimmt die Wachtel am liebsten in fruchtbaren, getreidereichen Ebenen. Hoch gelegene, gebirgige Länderstriche meidet sie, und schon im Hügellande ist sie seltener als in der Tiefe. Das Wasser scheut sie ebenso wie die Höhe, fehlt daher in Sümpfen oder Brüchen gänzlich. Unmittelbar nach ihrer Ankunft hält sie sich zunächst im Weizen- oder Roggenfelde auf; später zeigt sie sich weniger wählerisch; demungeachtet darf als Regel gelten, daß sie sich da, wo kein Weizen gebaut wird, nicht heimisch fühlt und hier höchstens in der Zugzeit angetroffen wird. Während der Reise fällt sie zuweilen in Gebüsch ein; im Sommer verläßt sie das Feld nicht.

Man kann die Wachtel weder einen schönen noch einen begabten Vogel nennen; gleichwohl ist sie beliebt bei jung und alt. Dies dankt sie ihrem hellen, weitschallenden Paarungsrufe, dem bekannten „Bückwerwück“, welcher von jedem gern vernommen wird und zur Belebung der Gegend entschieden mit beiträgt. Außer diesem Rufe läßt sie noch mehrere andere Laute vernehmen, welche jedoch meist so leise ausgestoßen werden, daß man sie nur in der Nähe hört. Der Lockton beider Geschlechter ist ein leises „Bübiwi“, der Liebesruf ein etwas lauteres „Prickick“ oder „Brübrüb“, der Ausdruck der Unzufriedenheit ein schwaches „Gurr, gurr“, der Furcht ein unterdrücktes „Trülilil, trülil“, der Laut des Schreckens ein ebenfalls nicht weit vernehmbares „Trül reck reck reck“, welches bei größter Angst in ein Piepen umgewandelt wird. Dem Paarungsrufe des Männchens pflegt ein heiseres „Wärre wärre“ vorauszugehen; diesem Vorspiele folgt das „Bückwerwück“ mehreremal nach einander. Je öfter es ausgestoßen wird, umsomehr schätzt man den Hahn.

In ihren Eigenschaften und Sitten, in ihrer Lebensweise und im Betragen unterscheidet sie sich in vieler Hinsicht von dem Rebhuhne. Sie geht rasch und behend, aber mit schlechter Haltung, weil sie den Kopf einzieht und den Schwanz gerade herabhängen läßt, also kugelig erscheint, nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe und nimmt nur selten eine edlere Haltung an, fliegt schnell,

schnurrend und ruckweise fortschießend, viel rascher und gewandter als das Rebhuhn, schwenkt sich zuweilen auch sehr zierlich, durchmißt jedoch nur ungern weitere Strecken in einem Fluge, erhebt sich bloß während des Zuges in bedeutendere Höhen und wirft sich baldmöglichst wieder zum Boden herab, um laufend weiter zu flüchten. Ihre Sinne, zumal Gesicht und Gehör, dürfen als wohl entwickelt bezeichnet werden; ihr Verstand aber scheint sehr gering zu sein. Man kann sie nicht gerade scheu nennen; furchtsam und ängstlich zeigt sie sich jedoch stets, und wenn sie sich hart verfolgt sieht, läßt sie sich wahre Tollheiten zu Schulden kommen, so daß es scheint, als ob sie sich gesichert glaubt, wenn sie nur ihren Kopf verborgen hat. Gesellige Tugenden sind ihr fremd; nur die Noth, nicht die Neigung vereinigt sie. Der Hahn verfolgt jeden anderen mit blinder Wuth, kämpft mit ihm bis zum letzten Athemzuge und mißhandelt oft auch die Henne, welche seine Begierde im allerhöchsten Grade entflammt. Die Henne zeigt sich als gute Mutter und nimmt sich verwaister Küchlein mit warmer Liebe an, wird aber von diesen schnöde verlassen, sobald sie ihrer nicht mehr bedürfen. Um andere Thiere bekümmert sich die Wachtel nur, insoweit sie dieselben fürchtet; ein geselliges oder freundschaftliches Verhältnis geht sie mit keinem einzigen ein. So lange die Sonne am Himmel steht, hält sie sich möglichst still und verborgen zwischen den Halmen und Ranken der Felder auf; während der Mittagsstunden pflegt sie ein Sandbad zu nehmen, behaglich hingestreckt sich zu sonnen oder auch zu schlafen; gegen Sonnenuntergang wird sie munter und rege. Dann vernimmt man ihren Schlag in fast ununterbrochener Folge und sieht sie laufend oder fliegend außerhalb ihrer Versteckplätze, welche sie nunmehr verläßt, um der Nahrung nachzugehen, oder um sich zum anderen Geschlechte zu gesellen und mit einem Nebenbuhler zu kämpfen.

Ihre Nahrung besteht aus Körnern verschiedener Art, Blattspitzen, Blättern und Knospen und zu gleichen Theilen etwa aus allerhand Kerbthieren. Letztere scheinen den Pflanzenstoffen stets vorgezogen zu werden, aber zu ihrem Gedeihen wenigstens nicht unbedingt nothwendig zu sein, da erfahrungsmäßig feststeht, daß sich Wachteln monatelang mit Weizenkörnern ernähren lassen. Kleine Steine, welche die Verdauung befördern, und frisches Wasser zum Trinken sind ihr Bedürfnis; aber es genügt ihr zur Stillung ihres Durstes schon der Thau auf den Blättern, und deshalb sieht man sie auch nur selten an bestimmten Tränkstellen sich einfinden.

Höchst wahrscheinlich lebt die Wachtel in Vielehigkeit; es deuten mindestens alle Beobachtungen darauf hin, daß an wirkliches Eheleben der verschiedenen Geschlechter nicht gedacht werden kann. Der Hahn übertrifft an Eifersucht womöglich alle Verwandten, versucht, aus seinem Gebiete sämmtliche Nebenbuhler zu vertreiben und streitet um die Alleinherrschaft auf Leben und Tod. Gegen die Henne zeigt er sich begehrlich und stürmisch wie kaum ein anderer Vogel, mißhandelt sie, wenn sie sich seinen Anforderungen nicht gutwillig und sofort fügen will, begattet sich sogar mit irgend einem anderen beliebigen Vogel, welcher hierzu aufzufordern scheint. Naumann sah, daß ein Wachtelmännchen in verliebter Raserei einen jungen Kukuk, welcher gefüttert sein wollte, betrat, erwähnt, daß man beobachtet habe, wie ein paarungslustiger Hahn auf todte Vögel sprang und hält deshalb die alte Sage, daß der Hahn sich sogar mit Kröten begatte, wenigstens für erklärlich. Die Henne schreitet erst spät, d. h. kaum vor Anfang des Sommers, zum Nestbaue, scharrt, am liebsten auf Erbsen- und Weizenfeldern, eine seichte Vertiefung, kleidet diese mit einigen trockenen Pflanzentheilen aus und legt auf letztere ihre acht bis vierzehn verhältnismäßig großen, durchschnittlich neunundzwanzig Millimeter langen, zweiundzwanzig Millimeter dicken, birnförmigen, glattschaligen, auf lichtbräunlichem Grunde glänzend dunkelgrün oder schwarzbraun gefleckten, in Färbung und Zeichnung vielfach abweichenden Eier. Sie brütet mit Eifer achtzehn bis zwanzig Tage lang, läßt sich kaum vom Neste scheuchen, wird deshalb auch oft ein Opfer ihrer Hingebung. Währenddem schweift der Hahn noch ebenso liebestoll wie früher im Felde umher und treibt es mit einer Henne wie mit der anderen, ohne sich wegen der Nachkommenschaft zu sorgen. Die Jungen laufen sofort nach dem Ausschlüpfen mit der Mutter davon, werden von ihr sorgsam auf die Weide geführt und zum Fressen angehalten, anfänglich bei schlechtem Wetter auch gehudert,

überhaupt bestens abgewartet, wachsen auffallend rasch heran, achten bald des Lockrufes der Mutter nicht mehr und versuchen nöthigenfalls, sich allein durchs Leben zu schlagen. Schon in der zweiten Woche ihres Daseins flattern sie, in der fünften oder sechsten haben sie ihre volle Größe und genügende Flugfertigkeit erlangt, um die Herbstreise antreten zu können.

Nicht selten findet man noch zu Ende des Sommers eine alte Wachtel mit kleinen, unreifen Jungen, denen der herannahende Herbst schwerlich noch genügende Zeit zu ihrer Entwickelung läßt. Solche Bruten gehen wohl regelmäßig zu Grunde. Aber auch diejenigen, welche rechtzeitig dem Eie entschlüpften, haben von allerlei laufendem und fliegendem Raubzeuge viel zu leiden, und jedenfalls darf man annehmen, daß kaum die Hälfte von allen, welche geboren werden, bis zum Antritte der Herbstreise leben bleibt. Die Reise selbst bringt noch größere Gefahren mit sich; denn nunmehr tritt der Mensch als schlimmster aller Feinde auf. Längs der nördlichen, westlichen und östlichen Küste des Mittelmeeres wird mit Beginn dieser Reise ein Netz, eine Schlinge, eine Falle an die andere gestellt. Die Insel Capri ist berühmt geworden wegen der Ergiebigkeit des Wachtelfanges; frühere Bischöfe, zu deren Sprengel das Eiland gehörte, hatten einen bedeutenden Theil ihres Einkommens dem Wachtelfange zu danken. In Rom sollen, wie Waterton berichtet, zuweilen an einem Tage siebzehntausend Stück unserer Vögel verzollt werden. An der spanischen Küste ist der Fang, welcher hier übrigens hauptsächlich im Frühjahre stattfindet, nicht minder bedeutend. „In der Maina", sagt von der Mühle, „zumal aber auf den Inseln, ist während ihres Durchzuges jung und alt mit der Jagd und Bereitung der Vögel beschäftigt. Man fängt sie mit Fuß- und Halsschlingen, mit Klebe- und Steckgarnen, vorzüglich mit einem Tiraß, welcher sehr groß und aus Fischernetzen gemacht wird; ja, die Knaben erschlagen sogar die recht fetten und sehr fest liegenden mit Stöcken. Sie werden gerupft, die Köpfe und Füße abgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, auf der Brust gespalten, wie Heringe verpackt und versendet. Diese Erwerbsquelle ist für manche Gegend so bedeutend, daß der ehemalige Minister Coletti, als im Jahre 1834 beim Aufruhre in der Maina aller Pulververkauf dorthin verboten werden sollte, sich im Ministerrathe gegen diese Maßregel erklärte, weil dadurch den Einwohnern ihre wichtigste Nahrungsquelle geraubt oder doch geschmälert würde." Erwägt man, daß von denen, welche den Menschen und den Raubthieren entrinnen, noch tausende im Meere ihr Grab finden, so begreift man kaum, wie die starke Vermehrung alle die entstehenden Verluste ausgleichen kann.

Gefangene Wachteln gelten mit Recht als liebenswürdige Stubengenossen. Sie verlieren mindestens theilweise ihre Scheu, lassen sich leicht erhalten und verunreinigen die Zimmer oder ihr Gebauer nur wenig. Wenn man ihnen die nöthigsten Erfordernisse zu behaglichem Leben gewährt, werden sie bald in dem umgitterten Raume heimisch, schreiten auch leicht in ihm zur Fortpflanzung. In den Bauerstuben brüten viele Wachteln, aber nur wenige sehen hier ihre Brut groß werden; in dem Gesellschaftsbauer unserer Thiergärten hingegen nisten sie fast regelmäßig und mit bestem Erfolge. Doch gewähren sie hier trotzdem weniger Vergnügen als im Zimmer, wo sie sich durch ihr munteres Wesen, die Vertilgung manches Ungeziefers und ihre Vertraulichkeit gegen Hunde, Katzen und andere Hausthiere die ungetheilte Freundschaft der Familie erwerben.

„Grasflächen von nicht selten meilenweiter Ausdehnung", so schreibt mir von Rosenberg, „bedecken den Boden mancher Gegenden auf Sumatra, zumal solcher des Inneren der großen Insel. Nur längs der Flußufer spärlich bewohnt, mit einzelnstehenden Bäumen und Sträuchern bewachsen, stellenweise größere oder kleinere Waldbestände umschließend, sind diese Flächen ein bevorzugter Aufenthalt von Elefanten, Hirschen, Wildschweinen und Tigern, beherbergen Vögel jedoch nur in geringer Anzahl. Höchstens, daß der Fuß des Jägers oder Wanderers hin und wieder einen Sporenkukuk, eine kleine Wachtel, einen Ziegenmelker oder auch einen Schwarm

kleiner Finken und Webervögel aufstöbert. Nähert er sich aber einem jener Waldbestände, so nimmt er ein viel reicheres Thierleben wahr. Hier ist es, wo eines der schönsten und eigenthümlichsten Hühner lebt und haust, von wo es Ausflüge unternimmt in die Graswildnis rings umher, Ausflüge freilich von so geringer Ausdehnung, daß es bei nahender Gefahr den benachbarten Busch immer noch rechtzeitig erreichen kann."

Die Straußwachtel oder der „Rulul" der Eingeborenen Sumatras (Rollulus coronatus, cristatus und roulroul, Crytonix oder Cryptonyx coronatus und cristatus, Lyponix coronatus) weicht in ihrer ganzen Erscheinung so augenfällig von den übrigen Waldhühnern ab,



Straußwachtel (Rollulus coronatus). 1/3 natürl. Größe.

daß man sie als Urbild einer besonderen, sehr artenarmen Unterfamilie (Cryptonichinae oder Rollulinae) angesehen hat, schließt sich aber doch anderen kleinen Hühnern unserer Familie innig an. Der Schnabel ist kräftig, auf der Firste stark gebogen, aber stumpfhakig, oben an der Wurzel seitlich zusammengedrückt, der Fuß schlankläufig und kurzzehig, die Hinterzehe nagellos, der Flügel, unter dessen Schwingen die vierte die längste, mäßig zugerundet, der Schwanz kurz, das Kleingefieder reich, auf dem Bürzel sehr entwickelt, auf der Stirne zu starken, nach hinten gerichteten Borsten umgewandelt. Stirne, Vorderkopf, Hinterhals und ganze Unterseite sind schwarz, stahlblau schimmernd, die Federn des Scheitels weiß, die dichten, sperrigen, fein verästelten der verhältnismäßig ungemein großen Holle rostbraunroth, die der ganzen Oberseite und des Bürzels düster dunkelgrün, die Schwingen hell nußbraun, auf der Außenfahne zart nußbraun gewellt und gepunktet, die oberen Flügeldeckfedern dunkel erdbraun, die Schulterfedern bläulichgrün, ins Braune ziehend, die Schwanzfedern matt blauschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel auf der Firste blauschwarz, seitlich und unten, wie der Fuß und ein großes nacktes Wangenfeld, lebhaft zinnoberroth. Die Länge beträgt etwa sechsundzwanzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Beim Weibchen, welches keine Holle trägt, sind Kopf und Oberhals dunkelgrau, die kleinen Federn dunkel grasgrün, die Flügeldecken hell nußbraun.

Sumatra und Malakka sind das Vaterland des Rulul. „Sein Verbreitungskreis“, fährt von Rosenberg fort, „reicht nicht über eine unbedingte Höhe von funfzehnhundert Meter empor; er zählt daher zu den bezeichnenden Erscheinungen des heißen Tieflandes von Sumatra. Auf Java ist er mir niemals zu Gesicht gekommen. Uebertags, und solange er nicht gestört wird, hält sich der Vogel, welcher in Einehigkeit lebt und daher meist paarweise gefunden wird, auf dem Boden auf, um hier seiner Nahrung nachzugehen, welche aus Kerbthieren, Würmern, Schnecken, Sämereien, Beeren, Knospen und jungen Pflanzenstoffen besteht. Seine Haltung ist eine lässige, der Eindruck, welchen er bei dem Beobachter hinterläßt, aber besonders deshalb eigenthümlich, weil er die fast unverhältnismäßig große Krone stets aufrecht trägt, bei ruhigem Gange oder im Stehen das reiche Bürzelgefieder sträubt und den Schwanz gegen die Unterseite des Leibes einbiegt. Nur wenn er eilig läuft und dabei Kopf und Hals vorstreckt, trägt er sich minder aufgebauscht, wogegen er in vollster Ruhe den Kopf zwischen die Schultern zieht und dann eine fast kugelige Gestalt annimmt. Aufgescheucht fliegt er mit kräftigen, rasch sich folgenden Schwingenschlägen, unter lautem Schwirren in gerader Richtung und niedrig über dem Boden weg, dreißig bis vierzig Schritt weit dahin und fällt dann ein, um laufend Rettung zu suchen. Ist die Gefahr glücklich vorübergegangen, so lockt das Männchen sein versprengtes Weibchen mit einem Rufe, welchen der malaiische Name ‚Rulul‘ klangbildlich bezeichnet. Mit einbrechendem Dunkel bäumt das Paar auf einem niedrigen Aste, um hier der Nachtruhe zu pflegen.

„Um den Besitz eines Weibchens finden während der Paarungszeit zwischen den Männchen heftige Kämpfe statt, welche mit Schnabel und Fuß ausgefochten werden. Ob der Hahn zeitlebens einer und derselben Henne sich gesellt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, halte es jedoch für glaubhaft. In eine flache, nothdürftig mit Grashalmen ausgelegte, unter Gebüsch wohlgeborgene Mulde legt das Weibchen acht bis zehn verhältnismäßig große, graulich olivengrün gefärbte Eier und bebrütet sie eifrig, während das Männchen in der Nähe scharfe Wache hält, wie es auch später, bei Führung der Jungen, seiner Gesellin treu zur Seite steht.

„Den Feinden des Rulul, Schlangen, Raubvögeln und Raubsäugethieren, gesellt sich auch der Mensch, welcher ihm, seines wohlschmeckenden Fleisches halber, unablässig nachstellt und ihn meist in Schlingen fängt. Ich bekam ihn öfter lebend und hielt ihn, bei einem aus Würmern, Heuschrecken und gekochtem Reise bestehenden Futter, ziemlich lange in Gefangenschaft.“

In der Neuzeit gelangten lebende Rululs wiederholt auch in unsere Käfige und gaben dadurch Gelegenheit, Rosenbergs treffliche Schilderung, die einzige, welche ich kenne, noch zu vervollständigen. „Der Rulul“, so schreibt mir von Schlechtendal, „zählt zu denjenigen Hühnervögeln, deren Haltung in Gefangenschaft mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Gegen niedrige Wärmegrade äußerst empfindlich, im Bezug auf seine Nahrung wählerisch, zudem auch hinsichtlich des Raumes anspruchsvoll, verursacht er dem Pfleger viele Mühe. Das Scharren im Sande betreibt er mit solcher Leidenschaft und solchem Nachdrucke, daß er im Zimmer kaum geduldet werden kann, da er die ganze Umgebung seines Käfigs besandet. Thierische Stoffe zieht er pflanzlichen bei weitem vor: namentlich frißt er Mehlwürmer und Ameisenpuppen sehr gern; außerdem verzehrt er gekochten Reis und Beeren verschiedener Art, beispielsweise Weinbeeren, während er trockene Sämereien wenig beachtet. Bei geeigneter Behandlung wird er leicht zahm; aber auch bei der sorgfältigsten Pflege dauert er bei uns zu Lande selten lange in Gefangenschaft aus.“

Die Stelle der altweltlichen Feldhühner vertreten in Amerika die ihnen sehr ähnlichen Baumhühner (Odontophorinae), welche man ebenfalls in einer besonderen Unterfamilie zu vereinigen pflegt. Sie sind klein oder mittelgroß, zierlich gebaut; der Schnabel ist kurz, sehr hoch, seitlich zusammengedrückt, an der Schneide des Kiefers oft gezahnt, der Fuß hochläufig, langzehig und

unbespornt, der Flügel mittellang, aber noch sehr zugerundet, in ihm die vierte, fünfte oder sechste Schwinge die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang oder kurz, außen abgerundet. Warzige, lebhaft gefärbte Augenbrauen fehlen den Mitgliedern dieser Familie; eine nackte Stelle ums Auge findet sich bei vielen. Das Gefieder ist reich, bei den meisten Arten nicht besonders lebhaft, bei vielen aber doch sehr schön gefärbt und immer ansprechend gezeichnet.

Wir verdanken namentlich Gould eine genügende Kunde der verschiedenen Arten. In einem von ihm herrührenden Prachtwerke, welches die Schilderung unserer Hühner bezweckt, sind fünfunddreißig verschiedene Arten dargestellt, und wenn auch die Selbständigkeit einiger von ihnen angezweifelt werden kann, so steht uns doch anderseits die Entdeckung bisher noch unbekannter mit Sicherheit bevor: die angegebene Artenzahl dürfte also eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein.

Mittelamerika ist als die eigentliche Heimat der Baumhühner zu betrachten; im Süden und im Norden kommen verhältnismäßig wenige Arten vor. Auch sie bewohnen die verschiedensten Oertlichkeiten. Einige leben im Felde und in der Ebene, andere im Gebüsche, einzelne auch im Hochwalde; diese erinnern durch ihre Lebensweise an das Haselwild, jene an die Rebhühner, obwohl hierbei festgehalten werden muß, daß sie sämmtlich ihren Namen verdienen. Wesen und Eigenschaften kennzeichnen den Kern der Familie als nahe Verwandte der Feldhühner, während diejenigen, welche in ihrer Gestalt an die Haselhühner erinnern, letzteren auch in der Lebensweise ähneln. Alle sind hochbegabte, bewegliche, scharfsinnige und geistig befähigte Geschöpfe. Sie laufen rasch und gewandt, fliegen leicht, wenn auch nicht ausdauernd, benehmen sich im Gezweige der Bäume mit Geschick, sehen und hören scharf, bekunden verständige Beurtheilung wechselnder Verhältnisse, lassen sich deshalb auch ohne besondere Schwierigkeit zähmen. Ihre Anmuth und Zierlichkeit wirbt ihnen in jedem, der sie kennen lernt, einen Freund; ihre Fruchtbarkeit und Unschädlichkeit hat weitgehende Hoffnungen erweckt. Man versucht diejenigen, welche den Norden Amerikas bewohnen, bei uns heimisch zu machen, und hat eine Art von ihnen bereits in Großbritannien eingebürgert; andere Arten gereichen einstweilen mindestens unseren Thiergärten zur Zierde. Ihrer sind freilich noch sehr wenige; aber jedes Jahr fast bringt uns in dieser Hinsicht neue Erwerbungen. Die Baumhühner erfüllen alle Anforderungen, welche man an derartige Vögel zu stellen berechtigt ist: sie sind anspruchslos wie wenig andere Arten ihrer Familie und belohnen jede auf sie verwandte Mühe reichlich.

Das Baumhuhn, welches sich europäisches Bürgerrecht erworben hat, ist die **Baumwachtel**, auch wohl **Colinhuhn** genannt (Ortyx virginianus oder virginiana, borealis und castaneus, Tetrao virginianus, marilandicus und minor, Perdix virginiana, marilandica und borealis, Colinia virginiana), Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Ortyx), welche sich durch folgende Merkmale kennzeichnet: Der Schnabel ist kurz, kräftig, stark gewölbt, sein Obertheil hakig übergebogen, die Schneide seines Untertheiles vor der Spitze zwei- oder dreimal eingekerbt, der Fuß mittelhoch, vorn mit zwei Längsreihen glatter Horntafeln, seitlich und hinten mit kleinen Schuppen bedeckt, der Flügel gewölbt, mäßig lang, in ihm die vierte Schwinge die längste, der zwölffederige Schwanz kurz abgerundet; das etwas glänzende Gefieder verlängert sich auf dem Kopfe zu einer kleinen Haube. Alle Federn der Oberseite sind röthlichbraun, schwarz gefleckt, getüpfelt, gebändert und gelb gesäumt, die der Unterseite weißlichgelb, rothbraun längsgestreift und schwarz in die Quere gewellt; ein weißes Band, welches auf der Stirne beginnt und über das Auge weg nach dem Hinterhalse läuft, die weiße Kehle, eine über dem lichten Bande sich dahinziehende schwarze Stirnbinde und eine solche, welche, vor dem Auge entspringend, die Kehle einschließt, sowie endlich die aus Schwarz, Weiß und Braun bestehende Tüpfelung der Halsseiten bilden vereinigt einen zierlichen Kopfschmuck; auf den Oberflügeldeckfedern herrscht Rothbraun vor; die dunkelbraunen Handschwingen sind an der Außenfahne lichter gesäumt; die Armschwingen unregelmäßig brandgelb gebändert, die Steuerfedern, mit Ausnahme der mittleren graugelblichen,

schwarz gesprenkelten, graublau. Das Auge ist nuß-, der Schnabel dunkelbraun, der Fuß blaugrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch blassere Färbung und undeutlichere Zeichnung des Gefieders, hauptsächlich aber durch das Gelb der Stirne, der Brauen, der Halsseiten und der Kehle. Das Geschlecht der Jungen, welche dem Weibchen ähneln, läßt sich an der mehr oder minder deutlichen Zeichnung bereits erkennen. Die Länge beträgt fünfundzwanzig, die Breite fünfunddreißig, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Kanada bildet die nördliche, das Felsengebirge die westliche, der Meerbusen von Mejiko die südliche Grenze des Verbreitungskreises der Baumwachtel. In Utah, auf Jamaica und St. Croix sowie in England hat man sie eingebürgert, in Westindien mit vollständigem, übrigens mit theilweisem Erfolge. Ihren Stand wählt sie in ähnlicher Weise wie unser Rebhuhn. Sie bevorzugt das Feld, verlangt aber Buschdickichte, Hecken und dergleichen Schutzorte, scheint auch gelegentlich die Tiefe des Waldes aufzusuchen. Im Süden der Vereinigten Staaten ist sie ein Standvogel; im Norden tritt sie im Winter Streifzüge an, welche zu förmlichen Wanderungen werden können.

Die Schilderungen der amerikanischen Forscher lassen erkennen, daß die Baumwachtel in ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unserem Rebhuhne ähnelt. Der Lauf ist ebenso behend, der Flug wohl noch etwas rascher, die übrigen Begabungen stehen ungefähr auf derselben Höhe, die Stimme aber besitzt mehr Klang und Wechsel als die des Rebhuhnes. Sie besteht aus zwei Lauten, welche zuweilen noch durch einen Vorschlag eingeleitet, meist oft nach einander wiederholt werden und wie „Bobweit" klingen. Diese Laute können leicht nachgeahmt werden und haben der Baumwachtel den volksthümlichen Namen „Bob White" verschafft. Der Ausdruck der Zärtlichkeit ist ein sanft zwitschernder Laut, der Angstruf ein ängstliches Pfeifen.

Mit Beginn des Frühlings sprengen sich die Schwärme oder Völker, welche während des Winters zusammengelebt hatten. Jeder Hahn erwirbt sich, oft erst nach langem Kampfe, eine Henne und wählt ein passendes Wohngebiet. In diesem geht es jetzt lebhaft zu: denn die Aufregung des Männchens bekundet sich nicht bloß durch fortwährendes Rufen, sondern auch durch Streit mit anderen. Gegen Abend sieht man auf allen Umzäunungen, gewöhnlich auf den höchsten Spitzen der Pfähle, Baumwachteln sitzen, welche, von hier aus laut rufend, andere Hähne herbeilocken, mit diesen kämpfen und nach beendigtem Streite wieder auf ihre hohen Sitze zurückkehren. Wenig später, jedoch selten vor Anfang des Mai, schreitet die Henne zum Nestbaue. Sie zeigt sich hierin sorgsamer als unser Rebhuhn; denn nicht bloß der Standort des Nestes wird stets mit Vorsicht gewählt, sondern dieses auch mit einer gewissen Kunstfertigkeit in dem Boden ausgescharrt und ziemlich ordentlich mit Gräsern, Halmen und Blättern ausgekleidet. Gewöhnlich ersieht sie sich einen dichten Grasbusch und scharrt in der Mitte desselben eine halbkugelige Grube aus, welche so tief zu sein pflegt, daß sie den sitzenden Vogel fast vollständig aufnimmt. Wenn das umstehende Gras emporwächst, umhüllt und verdeckt es das Nest in erwünschter Weise und wölbt sich zugleich an der Seite, welche zum Aus- und Einschlüpfen benutzt wird, zu einem thorartigen Ausgange. Die Eier, deren Längsdurchmesser etwa zweiunddreißig, und deren Querdurchmesser vierundzwanzig Millimeter beträgt, sind birnförmig, dünnschalig und entweder reinweiß von Farbe oder mit schwachen lehmgelben Tüpfeln gezeichnet. Ihre Anzahl schwankt zwischen zwanzig und vierundzwanzig; man hat jedoch auch schon zweiunddreißig in einem und demselben Neste gefunden. Beide Eltern brüten, und das Männchen übernimmt noch außerdem das Amt eines treuen Wächters. Nach dreiundzwanzigtägiger Bebrütung schlüpfen die niedlichen, auf rostbraunem Grunde licht fahlbräunlich längsgestreiften, unten, mit Ausnahme der gelben Kehle, fahlgrauen Jungen aus, und nunmehr theilen sich beide Eltern in deren Leitung und Pflege; wenigstens habe ich an gefangenen beobachtet, daß sich der Hahn vom ersten Tage ihres Daseins an mit ebensoviel Liebe und Zärtlichkeit ihrer annimmt wie die Henne. Beide Alten pflegen sich dicht neben einander niederzulassen, gewöhnlich so, daß der Kopf des einen nach dieser, der des anderen nach jener Richtung sieht, und beide zusammen hudern in dieser Stellung die zahlreiche Brut. Wenn

die Familie umherläuft, geht der Vater regelmäßig voraus, weil er sich auch jetzt das Wächteramt nicht nehmen lassen will, und die Mutter mit den Kleinen folgt erst in einer gewissen Entfernung. Stolzen Ganges schreitet jener dahin, und unablässig wendet er den Kopf bald nach einer, bald nach der anderen Seite. Jeder harmlose Vogel, welchen er sieht, flößt ihm jetzt Besorgnis ein; aber sein Muth ist ebenso groß wie seine Vorsorge für das Wohl der Kinder: er stürzt sich auf jeden Gegner, welchem er gewachsen zu sein glaubt, in der Absicht, den Weg frei zu halten. Bei Gefahr gibt sich der Vater dem Feinde preis, und während er ihn beschäftigt, schafft die Mutter die Kinderschar in Sicherheit. Schon in der dritten Woche ihres Lebens vermögen die Baumwachteln flatternd sich zu erheben, und sobald sie dies können, vermindern sich die Gefahren, welche sie bedrohen; denn jetzt stiebt beim Erscheinen eines Feindes das ganze Volk aus einander, und jedes einzelne Küchlein rennt und flattert weiter, einem sicheren Zufluchtsorte zu, während die Eltern nach wie vor ihre Verstellungskünste treiben. Später bäumt die plötzlich erschreckte Familie regelmäßig, sofern Bäume in der Nähe stehen.

Während des Sommers nährt sich die Baumwachtel von Kerbthieren und allerlei Pflanzenstoffen, namentlich auch von Getreidekörnern; im Herbste bilden letztere die hauptsächlichste Speise. So lange die Fluren grün sind, lebt alt und jung herrlich und in Freuden; wenn aber der Winter eintritt, leidet auch dieses Huhn oft bittere Noth, und dann geschieht es, daß es sich zum Wandern nach südlicheren Gegenden entschließen muß. Auf solchen Reisen finden viele den Untergang: denn das Raubzeug ist ihnen ununterbrochen auf den Fersen, und der Mensch setzt alle Mittel in Bewegung, um sich des leckeren Wildprets zu bemächtigen. An den Ufern der großen Ströme siedeln sich schon im Oktober tausende von Baumwachteln an, alle Gebüsche belebend und tagtäglich von einem Ufer zum anderen schweifend, wobei gar manche in den Wellen ihren Tod findet. Später verlassen sie diese beliebten Zufluchtsorte und kommen auf die befahrenen Straßen, um hier den Mist der Pferde zu durchsuchen, und endlich, wenn tiefer Schnee ihnen draußen überall den Tisch verdeckt, erscheinen sie, getrieben vom Hunger, in unmittelbarer Nähe der Ansiedelungen, ja selbst inmitten des Gehöftes, mischen sich unter die Haushühner, vertrauen sich gleichsam deren Führung an und nehmen die Brosamen auf, welche von dem Tische ihrer glücklicheren Verwandten fallen. Gastliche Aufnahme seitens des Menschen erkennen sie dankbar an.

Die Baumwachtel eignet sich ebenso sehr zur Zähmung wie zur Einbürgerung in solchen Gegenden, welche ihre Lebensbedingungen erfüllen. Gefangene und verständig behandelte Baumhühner dieser Art söhnen sich schon nach einigen Tagen mit ihrem Loose aus, verlieren bald alle Scheu und gewöhnen sich in überraschend kurzer Zeit an ihre Pfleger. Noch leichter freilich lassen sich diejenigen zähmen, welche unter dem Auge des Menschen groß geworden sind. Die Amerikaner versichern, daß man zuweilen Baumwachteleier in den Nestern derjenigen Hühner finde, welche außerhalb des Gehöftes brüten, daß solche Eier auch wohl gezeitigt und die jungen Baumwachteln mit den eigenen Küchlein der Pflegemutter groß gezogen werden. Anfänglich sollen sie sich ganz wie ihre Stiefgeschwister betragen, d. h. jedem Lockrufe der Henne folgen, mit ihr in das Innere des Gehöftes kommen; später aber pflegt doch der Freiheitstrieb in ihnen zu erwachen, und wenn der Frühling kommt, fliegen sie regelmäßig davon. Von zwei Baumwachteln, welche auf solche Weise erbrütet worden waren, erzählt Wilson, daß sie, nachdem sie der Stiefmutter bereits entwachsen, eine eigenthümliche Zuneigung zu Kühen zeigten. Sie begleiteten diese auf die Weide, und als im Winter die Herde eingebracht wurde, folgten sie ihren Freunden bis in den Stall. Aber auch sie flogen mit Beginn des Frühlings hinaus auf ihre Felder. In unseren Thiergärten brüten Baumwachteln am sichersten, wenn man sich möglichst wenig um sie bekümmert. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit ist der Vermehrung überaus günstig. Wollte man bei uns zu Lande denselben Versuch wagen, welchen die Engländer bereits ausgeführt haben: es würden funfzig bis einhundert Paare genügen, um zunächst eine Fasanerie und von dieser aus eine der Vermehrung günstige Gegend mit dem vielversprechenden Wilde zu bevölkern.

Die Jagd der zierlichen Hühner, deren Wildpret als vortrefflich gilt, wird von den Amerikanern gern betrieben, obgleich sie nicht so leicht ist wie die auf unser Rebhuhn. Die Baumwachtel läßt sich nicht vom Hunde stellen, sondern sucht, wenn sie Gefahr sieht, laufend sich zu retten, und steht erst im äußersten Nothfalle einzeln, gewöhnlich dicht vor den Füßen des Jägers auf. Noch schwieriger wird die Jagd, wenn ein Volk glücklich den Wald erreicht hat, weil hier alle, welche sich erheben, zu bäumen und auf den starken Aesten platt sich niederzudrücken, somit auch dem scharfen Auge zu entziehen pflegen. Dagegen folgen sie dem Locke, und derjenige, welcher den Ruf des einen oder anderen Geschlechtes nachzuahmen versteht, gewinnt reiche Beute. In Amerika wendet man Netz und Schlinge viel lieber an als das Feuergewehr; namentlich der Garnsack scheint eine hervorragende Rolle zu spielen. Um Baumwachteln zu fangen, zieht man in Gesellschaft zu Pferde durch die Felder, lockt von Zeit zu Zeit, vergewissert sich über den Standort eines Vogels, stellt das Netz und reitet nunmehr, einen Halbmond bildend, lachend und plaudernd auf das Volk zu. Dieses läuft möglichst gedeckt auf dem Boden weg und, wenn geschickt getrieben wird, regelmäßig ins Garn. In dieser Weise fängt man zuweilen sechzehn bis zwanzig Stück mit einem Male.

*

Eine zweite Sippe umfaßt die Haubenwachteln (Lophortyx). Ihr Leib ist gedrungen, der Schnabel kurz und kräftig, auf der Firste scharf gebogen, der Fuß mittelhoch, seitlich ein wenig zusammengedrückt, der Fittig kurz, gewölbt und gerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwinge über die übrigen verlängert, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz ziemlich kurz und merklich abgestuft, das Gefieder voll, aber fest anliegend und glänzend. In der Mitte des Scheitels erheben sich zwei bis zehn, in der Regel vier bis sechs, Federn, welche an ihrer Wurzel sehr verschmälert, an der Spitze aber verbreitert, sichelartig nach vorn übergebogen und, wie zu erwarten, beim Männchen mehr entwickelt sind als beim Weibchen.

Die bekannteste Art dieser Gruppe ist die Schopfwachtel (Lophortyx californicus oder californica, Tetrao californicus, Perdix, Ortyx und Callipepla californica). Die Stirn ist strohgelb, jede Feder dunkel geschaftet, diese Farbe durch ein Stirnband, welches, sich verlängernd, einen Brauenstreifen bildet, begrenzt, der Oberscheitel dunkel-, der Hinterscheitel umberbraun, der Nacken, welcher von verlängerten Federn bekleidet wird, blaugrau, jede Feder schwarz gesäumt und geschaftet, mit zwei weißlichen Flecken an der Spitze, der Rücken olivenbraun, die Kehle schwarz, ein sie umschließendes Band weiß, die Oberbrust blaugrau, die Unterbrust gelb, jede Feder lichter an der Spitze und schwarz gesäumt, der mittlere Theil des Bauches braunroth und jede Feder ebenfalls dunkel gesäumt, so daß eine schwarze Muschelzeichnung entsteht, das Gefieder der Seiten braun, breit weiß, das Unterschwanzdeckgefieder lichtgelb, dunkel geschaftet; die Schwingen sind braungrau, die Armschwingen gelblich gesäumt, die Steuerfedern reingrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel bleigrau. Das Kleid des Weibchens ist einfacher gefärbt, die Stirn schmutzig weißbraun gestrichelt, der Scheitel braungrau, die Kehle gilblich, dunkler gestrichelt, die Brust schmutziggrau, die übrige Unterseite und die Zeichnung der Federn blasser, schmutziger und minder deutlich ausgesprochen. Die Länge beträgt vierundzwanzig, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Das Gefieder der verwandten Helmwachtel (Lophortyx Gambeli, Callipepla Gambeli und venusta) zeigt eine ähnliche Farbenvertheilung; das schwarze Gesichtsfeld ist aber größer, der Hinterkopf lebhaft rothbraun, die Unterseite gelb, ohne Muschelzeichnung, der Bauch schwarz und das Seitengefieder, anstatt auf olivenfarbenem, auf prächtig rothbraunem Grunde lichtgelb in die Länge gestreift, wie überhaupt alle Farben lebhafter und glänzender sind.

Alle mir bekannten Berichte über die Lebensweise der Schopfwachtel sind dürftig. „Dieser prachtvolle Vogel“, sagt Gambel, welcher das beste bietet, „so außerordentlich häufig in ganz Kalifornien, vereinigt sich im Winter zu zahlreichen Schwärmen, welche zuweilen tausend und mehr Stück zählen, vorausgesetzt, daß die Waldungen geeignet sind, um so vielen Deckung zu gewähren. Ebenso häufig wie im Walde findet man sie auf den buschigen Ebenen und Gehängen des Hügellandes. Sie bekundet dieselbe Wachsamkeit wie die Baumwachtel, ist aber viel besser zu



Schopfwachtel (Lophortyx californicus). 1/3 natürl. Größe.

Fuße und vereitelt die Verfolgung dadurch, daß sie mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit davon läuft und sich verbirgt. Wird sie plötzlich aufgescheucht, so fliegt sie gewöhnlich den Bäumen zu, und drückt sich hier auf wagerechten Aesten wie ein Eichhorn nieder; dann erschwert die Aehnlichkeit ihres Gefieders mit der Baumrinde ihre Auffindung sehr. Das Nest wird auf dem Boden angelegt, gewöhnlich am Fuße eines Baumes oder unter dem Gezweige eines Busches; das Gelege pflegt zuweilen sehr reichzählig zu sein. In einer seichten Vertiefung, welche am Fuße eines Eichenbaumes ausgescharrt und mit einigen wenigen Blättern und trockenem Grase belegt, in der Mitte der Mulde aber unbekleidet war, fand ich vierundzwanzig Eier. Möglicherweise hatten zwei Hennen in dasselbe Nest gelegt, da funfzehn Eier die gewöhnliche Anzahl des Satzes zu sein scheint.“ Diese Eier, deren Längsdurchmesser ungefähr zweiunddreißig und deren Querdurchmesser etwa vierundzwanzig Millimeter beträgt, sind in der Regel auf gilblichem oder grauweißem Grunde mit dunkelbraunen und braungelben Flecken gezeichnet, ändern jedoch vielfach ab.

Freyberg, welcher die Schopfwachtel ebenfalls in ihrem Vaterlande beobachtete, sagt, daß sie Standvogel sei oder doch wenigstens nur unbedeutend streiche, von Gras, Sämereien, Zwiebeln,

Lauch, Knollengewächsen und ähnlichen Pflanzen, Beeren aller Art sowie von Kerbthieren sich nähre, junge Haue oder überhaupt dichtes Gestrüpp jeder anderen Oertlichkeit bevorzuge und sie selten und niemals über vierzig bis funfzig Schritt weit verlasse, sich also kaum über den Schatten des Waldes hinaus ins Freie verirre, vor dem Hunde ziemlich lange aushalte, beim Aufstehen unfehlbar dem ersten alten Baume zufliege und hier das Gebaren des Haselhuhnes annehme, im Winter aber sich lange Gänge unter dem Schnee grabe. In Kalifornien schießt man sie mit einer kleinen Büchse von den Bäumen herab, jagt sie aber auch mit Hülfe des Hundes; denn ihr Fleisch ist kostbar und dem des Haselhuhnes bestimmt gleichzustellen.

„Wer die Sitten der Helmwachtel erforschen will", sagt Coues, dem wir eine treffliche Lebensbeschreibung dieser Art verdanken, „muß alle Bequemlichkeit eines geregelten Lebens hinter sich lassen und von Westen aus gegen tausend Meilen ins Innere wandern. Er gelangt dann in eine wilde Gegend, in welcher der Apaché-Indianer noch immer Herr ist, und in welcher der weiße Mann nur durch tagtäglich erneuerte Kämpfe sich zu erhalten vermag. Das Land wird zerrissen von gähnenden Abgründen, tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten, neben denen sich riesige Berge aufbauen, und bedeckt von Lavamassen, welche längst verkühlte und unkenntlich gewordene Feuerspeier auswarfen. Flüsse gibt es hier, in deren trockenem Bette der Reisende vor Durst umkommen mag, und weite Ebenen, bestanden mit einem trockenen, scharfen Grase und niederem Buschwerke, welche unter beständigem Wassermangel leiden. Aber diese Gegend ist ein Land der Gegensätze und Wunder. Von den wildesten Bergen werden liebliche, feuchte, grüne und fruchtbare Thäler eingeschlossen; weite Waldungen edler Fichten und Kiefern und Cedern wechseln mit dürren und verödeten Lavafeldern ab; die Gehänge der Hügel sind mit der Eiche, der ‚Mezquite' und ‚Manzanita' bedeckt, während die Ufer der Ströme von Wollpappeln, Weiden und Nußbäumen eingefaßt und durch beinahe undurchdringliche Wälle von Reben, Stachelbeeren, ‚Gründornen', Rosen und, wie es scheint, jeder anderen Art rankender Gewächse eingehegt werden. Thier- und Pflanzenwelt, ja selbst die Felsen zeigen ein fremdartiges, neues Gepräge; sogar die Luft scheint anders als daheim zusammengesetzt zu sein." Diese Gegend ist die Heimat unseres Baumhuhnes.

„Schön für das Auge, sanft für das Gefühl, süß duftend für den Geruch und schmackhaft für den Gaumen: in der That, die Helmwachtel ist ein herrlicher Vogel! Seitdem ich sie zum ersten Male sah, vor vielen Jahren, ausgestopft, tölpelhaft aufgenagelt auf ein Brett, um einem Museum als Zierde zu dienen, habe ich sie bewundert; jetzt aber, nachdem ich sie im Leben, in ihrer Heimat beobachtet, mit ihr verkehrt habe, bevor der Glanz ihrer Augen gebrochen war, nachdem ihre Küchlein meine Schoßthiere geworden, bewundere ich sie mehr und meine, daß es kaum einen anderen Vogel in Amerika geben kann, welcher so schön ist wie sie. Ihre vollen und runden Formen erscheinen keineswegs plump; denn Hals und Schwanz sind lang, der Kopf ist klein, und die zierlich gebogene Feder verleiht eine außerordentliche Anmuth. Ihr Lauf sieht leicht und gemächlich aus: es ist ein wundervoller Anblick, einen Hahn zu sehen, wie er stolz dahinschreitet, mit erhobenem Haupte, leuchtenden Augen und schwankender Helmfeder, über den am Boden liegenden Stamm, unter welchem sich seine kleine Familie versteckt hat. Er ist so muthig und so schwach, so willensstark und so unfähig dazu!

„Es war spät im Juni, als ich in meinem Bestimmungsorte, in Arizona, eintraf. Ich erfuhr bald, daß die Helmwachtel überaus häufig ist. Schon beim ersten Jagdausfluge strauchelte ich sozusagen über ein Volk junger Küchlein, welche eben dem Eie entschlüpft waren; aber die kleinen behenden Thierchen rannten davon und verbargen sich so wunderbar, daß ich nicht ein einziges von ihnen finden konnte. Ich erinnere mich, daß ich sie mit der Bergwachtel (Oreortyx pictus) verwechselte und mich wunderte, noch so spät Junge von dieser zu finden. Aber es war noch nicht spät für die Helmwachtel; denn ich traf noch im August viele Bruten, welche erst wenige Tage alt waren. Im folgenden Jahre beobachtete ich, daß die alten Vögel zu Ende des April sich gepaart hatten, und im Anfange des Juni sah ich die ersten Küchlein. Ich wurde also belehrt, daß das

Brutgeschäft dieser Art während der Monate Mai, Juni, Juli und August vor sich geht. Die größte Anzahl der Küchlein einer Brut, welche ich kennen lernte, war zwischen funfzehn und zwanzig, die kleinste sechs bis acht. Am ersten Oktober traf ich zwar gelegentlich auch noch halb erwachsene Küchlein an; die Mehrzahl aber war bereits fast oder ganz so groß wie die Eltern und so flügge, daß sie wohl die Aufmerksamkeit eines ehrlichen Waidmannes auf sich ziehen konnten.

„Solange als die junge Brut der Vorsorge der Eltern bedarf, hält sie sich in einem eng geschlossenen Volke zusammen, und wenn dieses bedroht wird, rennt jedes einzelne so schnell davon und drückt sich an einem so passenden Orte nieder, daß es sehr schwer hält, sie zum Aufstehen zu bringen. Gelingt es, so fliegt die Gesellschaft in geschlossenem Schwarme auf, fällt aber gewöhnlich bald wieder nieder, in der Regel auf die niederen Zweige von Bäumen oder Büschen, oft aber auch auf den Boden. Hier pflegen die Vögel still zu sitzen, manchmal förmlich auf einem Haufen, und weil sie meinen, gut versteckt zu sein, gestatten sie eine Annäherung bis auf wenige Schritt. Später im Jahre, wenn sie ihre volle Größe erreicht haben, bäumen sie seltener, sind vorsichtiger und lassen sich dann schwer nahe kommen. Die erste Andeutung, daß man sich einem Volke genähert hat, gibt ein einziger Laut, welcher zwei- oder dreimal nach einander rasch wiederholt wird; ihm folgt ein Rascheln auf den dürren Blättern, und die ganze Gesellschaft eilt so schnell wie möglich davon; noch einen Schritt weiter, und alle erheben sich mit einem schnurrenden Geräusche und zertheilen sich nach den verschiedensten Richtungen hin.

„Mit Ausnahme zusammenhängender Nadelwälder ohne Unterholz bevölkern diese Hühner jede Oertlichkeit, scheinen jedoch dichtes Gestrüpp und namentlich Uferweidicht zu bevorzugen. Hier zu Lande freilich trifft man sie fast ebenso häufig an den zerrissenen Gehängen zwischen dem Gestrüppe, ja selbst in den Gebüschen der dürren Ebene, und da ich ihnen auf jeder Oertlichkeit begegnet bin, kann ich eigentlich kaum sagen, daß sie einer den Vorzug geben.

„Wie ihre Verwandte nährt sich auch die Helmwachtel vorzugsweise von Sämereien und Früchten, obschon Kerbthiere einen nicht geringen Theil ihrer Aesung ausmachen. Sämereien aller denkbaren Grasarten, Beeren der verschiedensten Art, Trauben und dergleichen, Heuschrecken, Käfer, Fliegen und andere Kerbthiere, alles findet man in ihren Kröpfen, und zweifelsohne werden sie, wenn Arizona angebaut sein wird, Weizen, Roggen und anderes Getreide auch nicht verschmähen. In den ersten Frühlingsmonaten fressen sie gern die Weidenknospen, und dann bekommt ihr Fleisch einen bitteren Beigeschmack.

„Ich habe drei verschiedene Laute von der Helmwachtel vernommen. Der gewöhnliche Ruf, welcher bei jeder Gelegenheit ausgestoßen wird, ebensowohl um das Volk zusammenzuhalten wie zu warnen, ist ein einfaches, wohllautendes, zuweilen unzählige Male wiederholtes ‚Tsching, tsching‘, der zweite Laut, welchen man während der Paarungszeit, wenn das Männchen um die Gunst des Weibchens wirbt, hört, ein helles, kräftiges Pfeifen, welches in meinem Ohre wie die Silben ‚Kilink‘ tönte; der dritte Laut, welcher, wie ich glaube, nur vom Männchen und, meiner Meinung nach, auch bloß dann, wenn das Weibchen brütet oder seine Küchlein führt, namentlich bei Sonnenauf- und Sonnenniedergang, hervorgebracht wird, ist ein auffallend klangloser Laut. Das Männchen pflegt dabei auf den Kronenzweigen eines Eichen- oder Weidenbusches zu sitzen, streckt den Hals lang aus, läßt die Flügel hängen und schreit nun seine rauhen, kräftigen Kehltöne in den Wald hinein.

„Die zierliche Kopfhaube, welche so wesentlich zum Schmucke dieser Art beiträgt, bildet sich schon in frühester Zeit aus; denn man bemerkt sie bereits bei Küchlein, welche nur wenige Tage alt sind. Bei ihnen besteht sie freilich nur aus einem kleinen, kurzen Busche von drei oder vier Federn, welche eher braun als schwarz, gegen ihre Spitze nicht verbreitert und gerade aufgerichtet sind. Erst wenn der Vogel vollkommen flügge ist, richtet sie sich vorwärts. Die Anzahl der Federn, aus welcher sie besteht, schwankt erheblich. Zuweilen wird sie von einer einzigen und dann wiederum von acht bis zehn Federn gebildet. Unmittelbar nach der Fortpflanzung tritt die Mauser ein; sie

aber geht so langsam und allmählich vor sich, daß ich höchst selten ein Stück geschossen habe, welches zum Ausstopfen unbrauchbar gewesen wäre. Auch die Helmfedern werden nur nach und nach gewechselt, so daß man kaum einen Vogel ohne diesen prächtigen Kopfschmuck findet.

„Die Jagd der Helmwachtel ist schwieriger als die der Baumwachtel. Sie erhebt sich zwar nicht plötzlich, fliegt auch nicht schneller als jene; aber wenn ein Volk aufgestanden ist und ein oder zwei Stück von ihnen erlegt worden sind, hält es überaus schwer, noch einen dritten Schuß anzubringen. Sie liegen, gewisse Umstände ausgenommen, sehr locker, und wenn sie aufgescheucht wurden und wieder einfallen, drücken sie sich oft, ohne sich wieder aufscheuchen zu lassen, oder laufen so schnell und so weit wie nur möglich, so daß man sie, wenn es überhaupt geschieht, erst in ziemlicher Entfernung von der Einfallsstelle wieder findet. Ihre Gewohnheit, sich laufend davon zu stehlen, ermüdet nicht bloß den Jäger, sondern auch den Hund in so hohem Grade, daß selbst der am besten abgerichtete wenig oder gar nicht nutzen kann. Freilich bietet sich dem Schützen oft Gelegenheit, auf das laufende Huhn einen Schuß anzubringen: aber welcher Waidmann würde wohl in dieser ruhmlosen Weise seine Jagdtasche mit einem so edeln Wilde zu füllen suchen! Der Flug ist überraschend schnell und kräftig, stets eben und geradeaus, so daß es dem geübten Schützen nicht eben schwer hält, sie zu erlegen."

Im Jahre 1852 wurden sechs Paare Schopfwachteln von Herrn Deschamps in Frankreich eingeführt. Schon im folgenden Jahre erzielte man von ihnen Nachkommenschaft, und später versuchte man wiederholt, den zierlichen Vogel in Frankreich einzubürgern, ohne jedoch durchgreifende Erfolge zu erzielen. Auch in Deutschland hat man ähnliches unternommen und ähnliches erfahren. Die Mittheilungen der verschiedenen Züchter, welche mir geworden sind, lauten jedoch nur theilweise ungünstig, und so hege ich auch, jetzt noch wie vor Jahren, die Meinung, daß es gelingen dürfte, den äußerst zierlichen Vogel bei uns heimisch zu machen. Aber hierzu ist vor allem erforderlich, daß die Versuche von sachkundigen Leuten, am rechten Orte und mit genügendem Nachdrucke unternommen werden. Im allgemeinen dürfte man nur in solchen Gegenden auf Erfolg rechnen können, in denen Fasanen ohne wesentliches Zuthun des Menschen gedeihen. Möglichst gemischte Waldungen mit mehr oder weniger undurchdringlichen, aus dornigem Gestrüppe, Weidichten, hohen Gräsern und rankenden Pflanzen bestehenden Dickichten sind es, welche man in das Auge zu fassen hat; aus allen übrigen entweichen die glücklich gezüchteten Schopfwachteln, sobald sie können. Den Versuch der Einbürgerung mit wenigen Paaren zu beginnen, ist nicht räthlich; erwünschter Erfolg steht nur dann in Aussicht, wenn man ein Gebiet gleichzeitig mit einer erheblichen Anzahl der Fremdlinge besetzt. Zwar ist mir berichtet worden, daß schon sechs bis acht Paare genügten, um im Laufe eines Sommers eine Fasanerie zu bevölkern; von den Alten und Jungen aber waren im nächsten Jahre nur noch einzelne zu sehen. Wer sich erinnert, daß in dem auf ein gutes Feldhühnerjahr folgenden Frühlinge ein Jagdgebiet eben auch nicht übervölkert ist; wer in Betracht zieht, wie viele der bei uns von Hause aus heimischen Rebhühner im Laufe des Winters der Witterung oder den Raubthieren zum Opfer fallen, wird darüber kaum sich wundern. Meiner Ansicht nach müßte man mit mindestens vierzig, lieber noch funfzig bis einhundert Paaren beginnen und dürfte dann auf einer günstigen Oertlichkeit des erwünschten Erfolges wohl versichert sein. Bei einer geringen Anzahl empfiehlt es sich, in dem betreffenden Walde Brutgehege, einfache, aber geräumige Fluggebauer zu errichten, in ihnen die Paare brüten zu lassen und Alten und Jungen erst dann die Freiheit zu geben, wenn letztere bereits fliegen können; besser aber wird es unter allen Umständen sein, viele Paare im Frühjahre in einer umhegten und geschützten Fasanerie auszusetzen und sich selbst zu überlassen. Je größere Freiheit man den alten Vögeln von Anfang an gewährt, um so sicherer ist der Erfolg. Im Käfige legen die Hennen gewöhnlich außerordentlich viele, oft funfzig bis siebzig Eier, dann aber meist nicht auf eine bestimmte Stelle in ein Nest, sondern an den verschiedensten Orten im Käfige ab. Solche Eier kann man nun zwar durch kleine Zwerghennen ausbrüten lassen, erlebt aber selten Freude an solcher Zucht. Mutterbruten sind allen

übrigen vorzuziehen, gewähren dem Pfleger auch das meiste Vergnügen. Beschränkt man die Freiheit der zur Brut bestimmten Paare möglichst wenig, so pflegt das Weibchen, welches selbst zu brüten beabsichtigt, vor dem Eierlegen an einer ihm besonders zusagenden Oertlichkeit, in der Regel unter einem dichten Gebüsche, eine seichte Mulde auszugraben, sie mit Würzelchen, Heuhalmen, dürren Blättern und dergleichen auszukleiden, in dieses Nest seine zwölf bis sechzehn Eier zu legen und dann sofort zu brüten. Der Hahn löst die Henne gewöhnlich nicht ab, hält sich jedoch beständig in ihrer Nähe auf und warnt sie bei Annäherung eines Menschen oder Thieres, worauf sie sich schnell erhebt, die Eier mit etwas dürrem Laube überdeckt und verstohlen davon schleicht. Geht sie während der Brutzeit ein, so übernimmt oft der Hahn ihre Pflichten und brütet weiter. Nach dreiundzwanzigtägiger Brutzeit entschlüpfen die Jungen, werden in den ersten Tagen ihres Lebens von der Mutter viel gehudert, zum Füttern angeleitet, sorgfältig überwacht und bei jeder Gefahr ängstlich gewarnt. Wird letztere drohend, so geben sich beide Eltern dem Feinde scheinbar preis und versuchen ihn abzulenken, während sich die Küchlein blitzschnell verstecken und so vortrefflich verbergen, daß auch das schärfste Auge sie nicht wahrzunehmen vermag. Mit dem neunten Tage ihres Lebens sind die Jungen im Stande zu bäumen, und von nun an verbringen sie die Nacht stets in der sicheren Höhe auf einem dicken Aste, dicht an oder unter ihre Eltern geschmiegt. Nach Verlauf eines Monates sind sie bereits so selbständig geworden, daß sie auch dann ihren Weg durchs Leben zu finden wissen, wenn die Henne, was vorkommt, zu einer zweiten Brut schreiten sollte. Bis gegen den Herbst hin halten sich die Ketten eng zusammen, äsen sich ebensowohl unten am Boden wie im Gezweige der Bäume, suchen in den Kronen der letzteren bei Gefahr Zuflucht und bergen sich hier mit demselben Geschicke wie Haselhühner. Alles geht gut bis zum Eintritte des Winters, beziehentlich bis zum ersten Schneefalle. Dieser aber bringt auf Alte und Junge oft eine geradezu betäubende oder verwirrende Wirkung hervor, sprengt die Ketten und zerstreut die einzelnen Wachteln in alle Gegenden der Windrose.

Dies sind, in wenige Worte zusammengedrängt, die Erfahrungen, welche im Laufe der letzten Jahre gesammelt wurden. Für unbedingtes Gelingen der Einbürgerung sprechen sie nicht, sind aber auch keineswegs so ungünstig, daß sie von ferneren Versuchen zurückschrecken sollten.

Bonaparte und Gray sehen in einer Familie höchst zierlicher und in vieler Hinsicht auffälliger Scharrvögel nahe Verwandte der Rebhühner und Wachteln: andere Naturforscher sind geneigt, sie mit den südamerikanischen Steißhühnern zu vereinigen; Gould, welcher viele von ihnen beobachtete, meint, daß sie in ihrer äußeren Erscheinung allerdings an Wachteln und Rebhühner erinnern, daß aber eine wirkliche Aehnlichkeit zwischen beiden Gruppen doch nicht stattfinde, ebensowenig wie er zwischen ihnen und gedachten Steißhühnern irgend welche Verwandtschaft entdecken könne, daß unsere Hühnchen vielmehr gewissermaßen als Uebergangsglieder von den Scharrvögeln zu den Regenpfeifern und Strandläufern anzusehen wären.

Die Laufhühner (Turnicidae) kennzeichnen sich durch geringe Größe, gestreckten Leib, mittellangen, dünnen, geraden, zusammengedrückten, auf der Firste erhabenen, gegen das Ende leicht gebogenen Schnabel, dessen Nasenlöcher seitlich liegen und zum Theil durch einen kleinen, nackten Hautschild bedeckt werden, langläufige, schwache Füße mit drei, ausnahmsweise auch vier Zehen, mittellange, abgerundete Flügel, in welchen entweder die erste Schwinge alle übrigen überragt oder die drei ersten unter sich ziemlich gleich lang sind, und kurzen, aus zehn bis zwölf schwachen Federn bestehenden und zwischen den Deckfedern fast gänzlich verdeckten Schwanz.

Unsere Hühnchen, von denen man etwa vierundzwanzig Arten unterschieden hat, verbreiten sich über alle Theile der Osthälfte der Erde, fehlen aber der Westhälfte gänzlich. Australien scheint die große Herberge der Familie zu sein: hier finden sich mehr Arten als in den übrigen Erdtheilen

zusammengenommen; hier bewohnen sie, laut Gould, nicht allein alle Theile des Festlandes, welche man bis jetzt entdeckt hat, sondern dehnen ihre Verbreitung über die Inseln aus, welche der Küste oder selbst Tasmanien nahe liegen. Einzelne Arten kommen im Osten und Westen des Festlandes vor, während andere sehr beschränkt zu sein scheinen. Hier, wie überall, wählen sie Ebenen und steinige, dicht mit Gestrüppe und Gräsern bewachsene Thalwände und Gehänge zu ihrem Aufenthalte; ihre Lebensweise ist aber eine so verborgene, daß man sie außer der Brutzeit nur gelegentlich wahrnimmt, falls man nicht darauf ausgeht, sie zu jagen. In ihren Bewegungen, in ihrem Wesen und in ihren Sitten unterscheiden sie sich beträchtlich von den Wachteln und kommen eher mit den Strandläufern oder Regenpfeifern überein. Solange wie irgend möglich suchen sie sich in ihren Graswäldern zu verstecken; werden sie aufgescheucht, so erheben sie sich, dicht vor den Füßen des Störenfriedes auffliegend, nur in geringe Höhe, streichen in dieser gerade und pfeilschnell auf ungefähr hundert Meter weit dahin und werfen sich plötzlich wieder zum Boden herab. Um die Fortpflanzungszeit werden sie lebendiger, lassen sich jedoch auch jetzt nur hören, nicht sehen. Die Paarungslust erregt beide Geschlechter aufs höchste und treibt sie an, mit anderen ihrer Art auf Tod und Leben zu kämpfen; das sonderbare dabei ist aber, daß nicht bloß die Männchen streiten, sondern auch die Weibchen erbitterte Zweikämpfe führen, ja, bei einigen Arten die alleinigen Kämpfer zu sein scheinen. Wenn die Brutzeit herannaht, vernimmt man an geeigneten Orten fortwährend den schnarrenden Ruf der Henne des auf Java häufigen Streitlaufhuhnes; denn sie ist es, welche gleichgesinnte Schwestern zum Kampfe fordert. Alle Weibchen, so erzählt Jerdon von einer verwandten Art, sind im höchsten Grade kampflustig, und diese Eigenthümlichkeit wird im Süden Indiens zu ihrem Verderben wohl benutzt. Man steckt eine zahme Henne in einen kleinen Fangbauer, setzt diesen an einer geeigneten Stelle auf den Boden nieder; die gefangene beginnt zu locken, und jedes Weibchen, welches dies vernimmt, rennt eilig herbei, in der Absicht, mit der aufdringlichen Nebenbuhlerin eine Lanze zu brechen, betritt den gefährlichen Theil des Bauers, schnellt in der Hitze des Gefechts das Stellholz weg und sieht sich plötzlich allseitig von Gitterwerk umschlossen. Ein Glöckchen, welches nur durch das Zuschlagen der Fallthür geläutet wird, setzt den Fänger in Kenntnis; derselbe eilt herbei, nimmt die gefangene aus dem Käfige und stellt den Bauer von neuem auf; eine zweite, dritte Henne kommt herzu, und der Fänger kann, wenn er glücklich ist, im Laufe des Tages bis zwanzig Stück der eifersüchtigen Vögel erlangen. Alle Laufhühnchen, welche in dieser Weise erbeutet werden, sind Weibchen und in den meisten Fällen solche, welche ein legreifes Ei bei sich tragen. „Mehr als einmal", sagt Jerdon, „habe ich erfahren, daß von acht oder zehn auf diese Weise gefangenen Hennen Eier gelegt wurden, noch ehe sie der Fänger bis nach Hause gebracht".

Man hat früher angenommen, daß die Laufhühnchen in Vielehigkeit leben; alle neueren Beobachter erfuhren jedoch das Gegentheil, und einzelne schildern unsere Vögel als sehr treue Gatten. Zur Anlage des Nestes, welches aus einer einfachen Lage von trockenen Halmen und Grasblättern besteht, benutzt das Weibchen eine kleine Vertiefung des Bodens in versteckter Lage. Das Gelege besteht aus vier bis sieben Eiern. Ob beide Geschlechter brüten, oder ob dem Weibchen allein diese Last zufällt, weiß man nicht; wohl aber steht soviel fest, daß sich das Männchen an der Führung der Jungen betheiligt. „Am vierzehnten Mai", so erzählt Swinhoe, „störte ich ein Laufhühnchen auf, welches durch sein eigenthümliches Betragen kund gab, daß ich es entweder von den Eiern oder von seinen Jungen vertrieben haben mußte. Ich sah nach und bemerkte bald ein Küchlein, später auch die drei übrigen, welche sich unter dürrem Laube verborgen hatten. Eins von den Jungen steckte ich in den Fangbauer und befahl einem chinesischen Knaben, darauf zu achten. Der alte Vogel entdeckte das Küchlein bald, wollte jedoch nicht in den Käfig laufen. Als das Junge schrie, antwortete ein ärgerlich knurrender Laut von dem benachbarten Gebüsche her, und bald darauf eilte, gluckend wie eine Henne, der alte Vogel herbei. Er kam bis zum Käfige heran, wollte aber auch jetzt noch nicht eintreten, sondern lief unter beständigem Locken rückwärts und vorwärts, nach

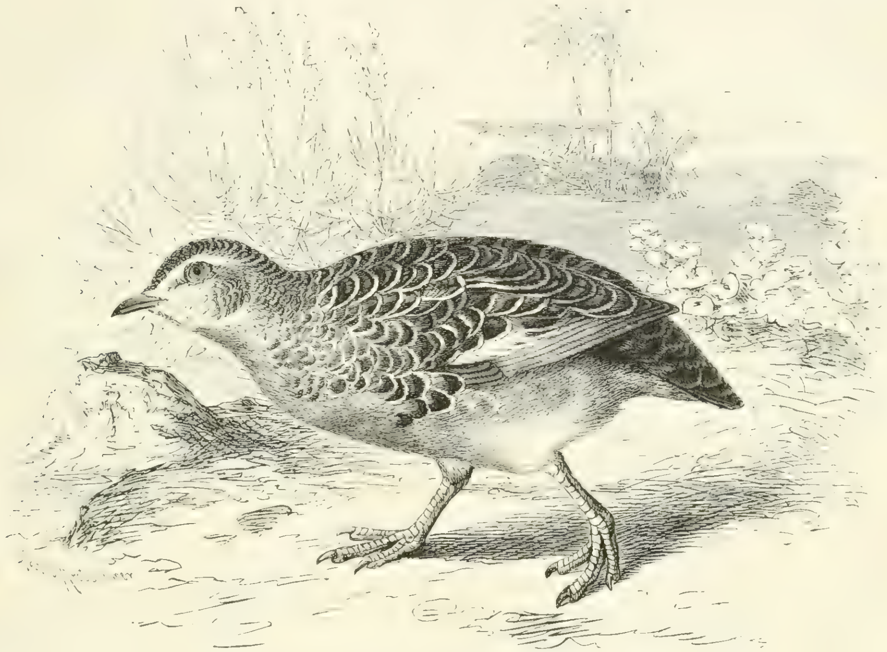
den Büschen zu. Wenn mein Gehülfe ihn mit seinem Hute zu überdecken versuchte, kroch er förmlich auf dem Boden dahin; aber nur selten entschloß er sich, zu fliegen. Es wurde endlich dunkel, und ich mußte ihn, um ihn nicht zu verlieren, tödten. Zu meiner größten Verwunderung fand ich bei der Zergliederung, daß ich ein Männchen erlegt hatte. Es war das einzige von den beiden Eltern gewesen, und so kann ich nur annehmen, daß das Weibchen entweder zu Grunde gegangen oder beschäftigt sein mußte, ein zweites Gelege zu brüten; denn die erwähnten Jungen waren bereits fast vollständig ausgefiedert.

Ihrer außerordentlichen Kampflust wegen werden Laufhühnchen von den Asiaten schon seit uralter Zeit im Käfige gehalten und zu Kampfspielen benutzt. Auch alt eingefangene gewöhnen sich leicht an den Verlust ihrer Freiheit und nehmen ohne sonderliche Umstände geeignetes Futter an. In Süd- und Ostasien ernährt man die gefangenen hauptsächlich mit gekochtem Reis, thut jedoch wohl, thierische Stoffe ihnen nicht gänzlich vorzuenthalten, da sie in der Freiheit ebensowohl verschiedene Sämereien wie Kerbthiere verzehren und durch ihre Gier auf letztere beweisen, wie nothwendig ihnen dieselben zum Leben sind.

Das Laufhühnchen, „Torillo" der Spanier, „Semmana" der Araber und „Serkil" der Mauren (Turnix sylvatica, africana, gibraltarica, andalusica und albigularis, Tetrao sylvaticus, gibraltaricus und andalusicus, Perdix gibraltarica und andalusica, Ortygis gibraltarica und andalusica, Hemipodius tachydromus und lunatus), gehört zu den größeren Arten seiner Familie. Die Länge des Männchens beträgt funfzehn, die des merklich größeren und um ein Drittheil schwereren Weibchens neunzehn, die Fittiglänge jenes acht, dieses neun, die Schwanzlänge vier Centimeter. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung. Die Federn des Oberkopfes sind dunkelbraun, durch lichtröthliche Ränder und breite dunkle Schaftstriche gezeichnet, die der Kopfmitte, einen Längsstreifen bildend, grauweißlichfahl, die Mantel- und Schulterfedern auf dunkelbraunem Grunde in der Mitte äußerst fein, aber unregelmäßig gewellt und zickzackförmig hellbraun oder bräunlichgelb quergebändert, seitlich durch breite schwarze Längsstreifen und meist auch durch licht fahlgelbe Ränder gezeichnet, die Federn des Unterrückens und Bürzels sowie die Oberschwanzdeckfedern ganz ähnlich gefärbt und geschmückt, die der Wangen und der Kehle auf gelblichweißem Grunde durch schmale, die der ganzen Seiten vom Halse an bis zu den Weichen auf blaß rostgilblichem Grunde durch mehr und mehr sich verbreiternde, halbmondförmige schwarze Endflecke geziert, die der Kehle ähnlich geschuppt, die der Kropfmitte einfarbig rostgelb, die der übrigen Unterseite blaß rostisabell, die Unterschwanzdeckfedern ockergelb, die Schwingen- und Schwanzfedern braun, auf der Außenfahne schmal gelblichweiß gesäumt. Das Auge ist licht gelblichbraun, der Schnabel schmutzig fleischfarben an der Wurzel, schwärzlich an der Spitze, der Fuß lichtbraun.

Man darf wohl annehmen, daß wir unser Laufhühnchen Afrika verdanken. Hier, im ganzen Nordwesten, von den Grenzen Egyptens bis zum Adriatischen Meere und von der Straße von Gibraltar bis zum Senegal, vielleicht noch weiter südlich, ist die wahre Heimat des noch heutigen Tages wenig bekannten Hühnchens zu suchen, und von hier aus wird es sich wahrscheinlich in Spanien und auf Sicilien eingebürgert haben. Weiter nach Norden hin hat man es zwar ebenfalls, jedoch nur als verflogenen Besuchsgast gefunden. So soll es nicht allzu selten in Südfrankreich vorkommen und so einmal in Oxfordshire erlegt worden sein. Südspanien und Portugal bewohnt es vielleicht in größerem Umfange, als man bis jetzt feststellen konnte, und auch auf Sicilien tritt es, soviel bis jetzt bekannt, in verschiedenen Gegenden auf. Ueber seinen Bestand kommt man nie ins klare; denn es lebt so versteckt und läßt sich so schwer zu Gesicht bringen, daß man so leicht nicht sagen kann, ob es selten oder häufig ist. Man weiß nicht einmal, ob es wandert oder nicht. Letzteres glauben die englischen Forscher, welche neuerdings in Spanien beobachtet haben, ersteres behaupten die Andalusier, freilich mit dem Hinzufügen, daß das Laufhühnchen den Wachteln als

Führer diene, sie nach Afrika geleite und für deren Wanderung von solcher Bedeutung sei, daß der Tod des Führers die Wachteln verhindere, überhaupt nach Afrika zu reisen. Derartige Angaben sind selbstverständlich als gänzlich aus der Luft gegriffen zu bezeichnen; sie beweisen aber, daß die Spanier über die Lebensweise unseres Vogels nicht das geringste wissen. Nach den verläßlichen Beobachtungen Irby's ist das Laufhühnchen in der Nähe von Gibraltar nur sehr lückenhaft verbreitet und nirgends gemein; doch mag es sein, daß es häufiger vorkommt, als man glaubt. Zu seinen Wohnsitzen erwählt es sich am liebsten wüste, mit Zwergpalmengestrüppe dicht bedeckte Ländereien, gleichviel ob dieselben unmittelbar an der Seeküste oder tiefer im Lande oder am Gebirge



Laufhühnchen (Turnix sylvatica). ²⁄₃ natürl. Größe.

gelegen sind, und diese Wohnplätze entsprechen auch vollständig den Sitten und Gewohnheiten, wie sie in Afrika beobachtet worden sind. Lilford glaubt, daß die hauptsächlichste Herberge unseres Hühnchens innerhalb der europäischen Grenze auf Sicilien zu suchen sei, weil ihm Doderlein mitgetheilt habe, daß er in der Nachbarschaft von Alicata, Girgenti und Sciacca zehn bis funfzehn Stück im Laufe eines Tages erlegen konnte; Doderlein selbst bemerkt, daß es vorzugsweise im Süden vorkomme und im September und Oktober in Gesellschaften, im Laufe des übrigen Jahres einzeln gefunden werde und auch hier unbebaute, wellenförmig bewegte, mit dichtem, filzigem, niederem Gestrüppe bestandene Oertlichkeiten bewohne.

Seine Lebensweise schildert am besten Major Loche, welcher als langjähriger Bewohner Algeriens die meiste Gelegenheit hatte, das Vögelchen zu beobachten. Auch hier bewohnt das Laufhühnchen dicht bebuschte Oertlichkeiten. Jedes Paar lebt nur für sich und vereinigt sich nie mit anderen seinesgleichen; wenigstens sieht man es in der Regel allein. Scheu und vorsichtig versucht es, ihm geltenden Nachstellungen immer rechtzeitig zu entrinnen, bedient sich jedoch hierzu im äußersten Nothfalle seiner Schwingen und läuft so lange, als es vermag, zuletzt einem so gut wie undurchdringlichen Gebüsche zu, in welchem es, namentlich wenn es bereits einmal aufgetrieben

wurde, so fest liegt, daß es sich eher von der Hand oder einem geschickten Hunde ergreifen läßt, als daß es zum zweiten Male fliegend aufstehe. Kerbthiere und Sämereien in annähernd gleicher Menge bilden seine Nahrung. Loche fand in vielen von ihm zergliederten Stücken Sämereien und sonstige Pflanzenstoffe, Ueberbleibsel von Ameisen und anderer und kleine Kiesel in buntem Durcheinander. Sein Nest legt das Weibchen in einem Grasbüschel oder einem dichten Busche an. Es ist nichts anderes als eine kleine Vertiefung im Boden, welche mit trockenem Grase, zuweilen auch gar nicht ausgelegt, immer aber in einem so vortrefflichen Verstecke angebracht wird, daß man es nur selten findet. Wie es scheint, brütet das Paar zweimal im Jahre; ältere Weibchen legen, nach Loche's Ansicht, zuerst im Mai und das zweite Mal im August, jüngere im Juni und beziehentlich im September. Das Gelege besteht aus vier bis fünf Eiern von durchschnittlich vierundzwanzig Millimeter Längs- und achtzehn Millimeter Querdurchmesser, graulich- oder gilblichweißer Grundfärbung und ziemlich dichter blaßpurpurner oder dunkelbrauner Fleckenzeichnung. Beide Geschlechter wechseln im Brüten ab, und wenn das Weibchen getödtet wird, übernimmt das Männchen allein die mütterlichen Sorgen. Sobald die Jungen selbständig geworden sind, wandeln sie ihre eigenen Wege, und die Eltern schreiten zur zweiten Brut. Wie die meisten Scharrvögel entlaufen jene dem Neste, nachdem sie trocken geworden sind, und ebenso wie ihre Verwandten werden sie anfänglich mit zärtlichster Sorge von beiden Eltern behütet und durch ein sanftes „Kru“ zusammengerufen. Abgesehen von diesem Stimmlaute vernimmt man, namentlich in der Morgen- und Abenddämmerung, einen höchst eigenthümlichen, tiefen, dröhnenden Laut, den man mit dem bekannten brüllenden Schrei der Rohrdommel vergleichen kann, nur daß er bei weitem schwächer und leiser ist. An gefangenen beobachtete Loche, daß sie beim Ausstoßen des letzterwähnten Lautes den Bauch ein- und den Kopf zwischen die Schultern ziehen und nunmehr, ohne den Schnabel zu öffnen, nach Art eines Bauchredners jenen Laut ausstoßen.

Gefangene Laufhühnchen, welche zuweilen, obwohl recht selten, auch in unsere Käfige gelangen, dauern bei einigermaßen entsprechender Pflege vortrefflich im Käfige aus und schreiten in ihm, wie Loche erfuhr, selbst zur Fortpflanzung.

In der vierten Familie vereinigen wir die Fasanvögel (Phasianidae). Auch bei ihnen ist der Leib noch gedrungen, aber doch gestreckter gebaut als bei den Waldhühnern, der Schnabel mittellang, stark gewölbt, sein Oberkiefer über den unteren herabgebogen, zuweilen auch an der Spitze verlängert und nagelförmig verbreitert, der Fuß mäßig oder ziemlich hoch, langzehig und beim Männchen fast immer bespornt, der Flügel mittellang oder kurz, stark gerundet, der Schwanz gewöhnlich lang und breit, zwölf- bis achtzehnfederig, der Kopf theilweise nackt, oft mit Kämmen und Hautlappen, zuweilen auch mit Hörnern und ebenso mit Federbüschen geziert, das Gefieder farbenprächtig und glänzend, nach Geschlecht und Alter regelmäßig verschieden.

Nitzsch fand nach Untersuchung des gemeinen, des Gold- und des Silberfasanes, daß die den echten Hühnern überhaupt eigenthümlichen Bildungsverhältnisse des Knochengerüstes, der Muskeln, Eingeweide und Sinneswerkzeuge auch dieser Abtheilung zukommen. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn bis vierzehn Halswirbeln, sieben Rücken- und fünf bis sechs Schwanzwirbeln, deren letzter dem starken Schwanze durch seine Form entspricht, indem der sehr lange, spitze Dornfortsatz mehr nach hinten als nach oben sich richtet und oben eine platte, wagerechte Fläche zeigt. Der Oberarmknochen ist so lang wie das Schulterblatt, der Vorderarm etwa halb so lang. Die Seitenfortsätze des Brustbeines sind lang und gerade, die hinteren gabelförmig getheilt; der Körper hat vorn jederseits eine sehr dünne, oft unverknöcherte Stelle. Das Becken ist verhältnismäßig hoch und schmal; der Oberschenkelknochen luftführend. Die Luftröhre besteht aus häutigen Knorpelringen. Der Mastdarm ist lang, die Länge der Blinddärme verschieden.

Man pflegt zu den Fasanvögeln auch einige Hühner Afrikas und die in Amerika heimischen Truthühner zu rechnen und vereinigt dann eine Anzahl von ungefähr fünfundsiebzig Arten innerhalb der so umgrenzten Familie. Von jenen Arten leben nur elf in Afrika, nicht mehr als drei in Amerika, alle übrigen in Süd- und Mittelasien. Alle Arten bewohnen bewaldete, mindestens bebuschte Gelände, in denen sie Deckung finden, die einen aber hohe Gebirge, die anderen das Tiefland. Sie sind Standvögel, welche das einmal gewählte Gebiet nicht verlassen, bei der Wahl aber bedachtsam zu Werke gehen. Alle haben das Bestreben, nach der Brutzeit einigermaßen im Lande umherzuschweifen und dabei Oertlichkeiten zu besuchen, auf welchen man sie sonst nicht findet. Wirkliches Reisen verbietet ihnen die Mangelhaftigkeit ihrer Bewegungswerkzeuge. Sie gehen gut und können, wenn sie wollen, im schnellen Laufe fast mit jedem anderen Huhne wetteifern, fliegen aber schlecht und erheben sich deshalb auch nur im äußersten Nothfalle. Leibliche Anstrengung scheint sie nicht zu vergnügen; selbst während der Paarungszeit benehmen sie sich ruhiger als andere Hühner. Gewöhnlich gehen sie gemächlich und bedachtsam einher, den Hals eingezogen oder geneigt, den schönen Schwanz, ihre hauptsächlichste Zierde, soweit erhoben, daß die Mittelfedern eben nicht auf die Erde schleifen; bei rascherem Laufe beugen sie den Kopf zum Boden herab und heben den Schwanz ein wenig mehr empor, nehmen auch im Nothfalle die Flügel mit zu Hülfe. Der Flug erfordert schwere Flügelschläge und bringt deshalb, namentlich beim Aufstehen, polterndes Rauschen hervor; hat jedoch der Fasanvogel erst eine gewisse Höhe erreicht, so flattert er wenig, sondern schießt mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz in einer schiefen Ebene abwärts rasch dahin. Im Gezweige höherer Bäume pflegt er sich aufrecht zu stellen oder mit gänzlich eingeknickten Beinen förmlich auf den Ast zu legen und das lange Spiel fast senkrecht herabhängen zu lassen. Die Sinne sind wohl entwickelt, die übrigen Geistesfähigkeiten durchschnittlich gering. Unter sich leben die Fasanen, so lange die Liebe nicht ins Spiel kommt, in Frieden, Paarungslust aber erregt den männlichen Theil der Gesellschaften ebenso wie andere Hähne auch und verursacht Kämpfe der allerernstesten Art.

Bis gegen die Paarungszeit hin verbergen sich unsere Vögel soviel wie möglich. Sie bäumen, ungestört, nur kurz vor dem Schlafengehen und halten sich während des ganzen übrigen Tages am Boden auf, zwischen Gebüsch und Gras ihre Nahrung suchend, offene Stellen fast ängstlich meidend, von einem Verstecke zum anderen schleichend. Ein Hahn pflegt eine Anzahl von Hennen zu führen; ebenso trifft man aber auch sehr gemischte Völker, d. h. solche, welche aus mehreren Hähnen und vielen Hennen bestehen. Größere Gesellschaften bilden sich nicht, und wenn wirklich einmal solche zusammenkommen, so bleiben sie in der Regel nur kurze Zeit bei einander. Außer der Brutzeit ist das Aufsuchen der Nahrung ihre größte Sorge. Sie fressen vom Morgen bis zum Abende und ruhen höchstens während der Mittagsstunden, wenn irgend möglich in einer staubigen Mulde und unter dem reinigenden Staube halb vergraben, von ihrem Tagewerke aus. Am frühen Morgen und gegen Abend sind sie besonders rege und zum Umherschweifen geneigt; mit Sonnenuntergang begeben sie sich zur Ruhe. Ihre Aesung besteht in Pflanzenstoffen der verschiedensten Art, vom Kern bis zur Beere und von der Knospe bis zum entfalteten Blatte; nebenbei verzehren sie Kerbthiere in allen Lebenszuständen, Schnecken, Weichthiere, auch wohl kleine Wirbelthiere und dergleichen, stellen insbesondere jungen Fröschen, Echsen und Schlangen nach.

Die meisten, jedoch keineswegs alle Fasanvögel, leben in Vielehigkeit. Ein Hahn sammelt, wenn andere es ihm gestatten, fünf bis zehn Hennen um sich. An Eifersucht steht er hinter anderen Hähnen durchaus nicht zurück, kämpft auch mit Nebenbuhlern äußerst muthig und wacker, gibt sich aber keineswegs besondere Mühe, um die Gunst der Henne sich zu erwerben. Wohl tritt auch er auf die Balze und bewegt sich während derselben weit lebhafter als gewöhnlich; niemals aber geräth er in jene verliebte Raserei, welche die männlichen Waldhühner so anziehend erscheinen läßt. Er umgeht die Hennen in verschiedenen Stellungen, breitet die Flügel, erhebt Federholle, Federohren und Kragen auf, ebenso den Schwanz etwas mehr als gewöhnlich, bläht dehnbare Hautlappen auf,

läßt sich auch wohl herbei, einige tanzartige Bewegungen auszuführen, und kräht oder pfeift unter wiederholtem Zusammenschlagen seiner Flügel. Sofort nach geschehener Begattung bekümmert er sich nicht mehr um die Hennen, welche er überhaupt weniger sucht als sie ihn, sondern streift nach Belieben im Walde umher, gesellt sich vielleicht auch zu anderen Hähnen, kämpft anfänglich noch ein wenig mit dem einen oder dem anderen, lebt jedoch, wenn die männliche Gesellschaft anwächst, mit den Theilnehmern derselben in Frieden. Die Henne sucht ein stilles Plätzchen, scharrt hier eine Vertiefung aus, belegt sie nachlässig mit Geniste und Blätterwerk und beginnt zu brüten, sowie sie ihre sechs bis zehn, vielleicht auch zwölf Eier gelegt hat. Die Küchlein sind hübsch gezeichnet, behend und gewandt, wachsen rasch heran, lernen in der zweiten Woche ihres Lebens flattern, bäumen in der dritten und mausern nach Ablauf von zwei bis drei Monaten, bleiben jedoch bis gegen den Herbst hin unter der Obhut der Alten.

Die Feinde der Fasanenvögel sind dieselben, welche auch andere Wildhühner bedrohen. Der Mensch verfolgt, des trefflichen Wildprets halber, alle Arten der Familie, Raubthiere der drei oberen Klassen stellen ihnen nicht minder eifrig nach, und Naturereignisse werden wenigstens vielen von ihnen verderblich. Doch gleicht ihre starke Vermehrung unter günstigen Verhältnissen alle Verluste, welche ihr Bestand erleidet, bald wieder aus.

Als erste der Unterfamilien, in welche auch diese Gruppe zerfällt, pflegt man die Prachthühner (Lophophorinae) anzusehen. Sie unterscheiden sich von den übrigen Familienangehörigen hauptsächlich durch kurzen, sanft gerundeten Schwanz, dessen Federn nicht dachartig gestellt sind, sondern in einer Ebene liegen. Die Unterfamilie ist auf das Hochgebirge Süd- und Hinterasiens beschränkt, eine allgemeine Schilderung derselben aber unnöthig, da wir der beiden ausgezeichnetsten Sippen derselben nothwendigerweise Erwähnung thun müssen.

Hoch oben in den Waldungen des Himalaya von den Vorbergen an, welche gegen Afghanistan abfallen, bis nach Sikim und Butan, dem äußersten Osten des Gebirges hin, bewohnt die zwischen zwei- bis dreitausend Meter über dem Meere liegenden Höhen ein prachtvolles Huhn, vielleicht der schönste aller Scharrvögel, das Glanzhuhn, von den Bewohnern des Himalaya Monaul oder Monal, von den Forschern gewöhnlich Glanzfasan genannt (Lophophorus impeyanus und refulgens, Phasianus impeyanus, Pavo und Monaulus refulgens, Impeyanus recurvirostris), Vertreter einer gleichnamigen Sippe, welche außerdem nur noch zwei Arten zählt. Die Glanzhühner kennzeichnen sich durch verhältnismäßig kräftigen Leib, mittellange Flügel und kurzen, fast gerade abgeschnittenen oder wenigstens nur schwach gerundeten, aus sechzehn Federn bestehenden Schwanz, verlängerten, an der Spitze des Oberschnabels nagelförmig verbreiterten und vorgezogenen Schnabel, mittelhohen Fuß, dessen Lauf beim Männchen mit einem Sporn bewehrt ist, und das in den prachtvollsten Metallfarben prangende und schimmernde Gefieder des Hahnes, welches eine Stelle um das Auge unbekleidet läßt und am Hinterkopfe in der Regel zu einer aus vielen, an der Wurzel fahnenlosen, an der Spitze bebarteten Federn gebildete Haube sich verlängert.

Von der Farbenpracht des Monaul ist schwer eine Beschreibung zu geben. Der Kopf, einschließlich des wie aus goldenen Aehren zusammengesetzten Busches und die Kehle sind metallischgrün, der Oberhals und Nacken schimmernd purpur- oder karminroth, mit Rubinglanz, der Unterhals und Rücken bronzegrün, goldglänzend, der Mantel und die Flügeldeckfedern, der Oberrücken und die Oberschwanzdeckfedern violett- oder bläulichgrün, ebenso glänzend wie das übrige Gefieder, einige Federn des Unterrückens weiß, die Untertheile schwarz, auf der Brustmitte grün und purpurn schimmernd, auf dem Bauche dunkel und glanzlos, die Schwingen schwarz, die Steuerfedern zimmetroth. Das Auge ist braun, die nackte Stelle um dasselbe bläulich, der Schnabel dunkel

hornfarben, der Fuß düster graugrün. Beim Weibchen sind Kehle und Gurgelgegend weiß, alle übrigen Federn auf blaß gelbbraunem Grunde dunkelbraun gefleckt, gewellt und gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen und die Steuerfedern schwarz und braungelb gebändert. Die Länge des Hahnes beträgt fünfundsechzig, die Breite fünfundachtzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge einundzwanzig Centimeter. Die Henne ist merklich kleiner.

Ueber das Freileben des Monaul, dessen Verbreitungsgebiet über den ganzen südlichen Himalaya und Kaschmir sich erstreckt, haben wir neuerdings einen ausführlichen Bericht durch Mountaineer erhalten, müssen jedoch bedauern, daß dieser treffliche Beobachter mehr den Standpunkt des Jägers als den des Forschers vertritt. „Von dem ersten höheren Kamme über den Ebenen bis zur Waldgrenze hinauf bemerkt man den Monaul in jeder Höhe, und inmitten des Gebirges ist er einer der häufigsten Jagdvögel. Als die Berge in der Nähe von Mussuri zuerst von Europäern besucht wurden, war er auch hier häufig, und noch jetzt kommt er in dieser Gegend wenigstens einzeln vor. Während des Sommers begegnet man ihm selten, weil die üppig grünenden Schlingpflanzen dann das Innere des Waldes dem Auge verschließen; dagegen gewahrt man ihn um diese Zeit in ziemlicher Anzahl in der Nähe der Schneefelder, namentlich morgens und abends, wenn er hier erscheint, um sich zu äsen. Doch würde niemand im Stande sein, von denjenigen, welche er sieht, auf die Anzahl der wirklich vorhandenen zu schließen. Wenn die kalte Jahreszeit heranrückt, die Rankengewächse und die den Boden deckenden Pflanzen verdorren, scheint der Wald von ihnen erfüllt zu sein. Sie schlagen sich jetzt in Ketten zusammen, und in mancher Gegend kann man mehr als hundert im Laufe eines Tages aufjagen. Im Sommer steigen fast alle Männchen und einige von den Weibchen im Gebirge empor; im Herbste wählt alt und jung diejenigen Stellen des Waldes, wo der Boden dick mit abgefallenem Laube bedeckt ist, weil jetzt hier die meisten Larven und Maden gefunden werden. Jemehr der Winter herannaht und das Gebirge mit Schnee bedeckt, um so mehr ziehen sie sich nach unten hinab. In strengen Wintern und bei tiefem Schnee vereinigen sie sich in Waldungen auf südlichen Gehängen des Gebirges, wo der Schnee noch am ersten schmilzt, kommen selbst bis ins Hügelland herab, wo der Schnee nicht so tief liegt oder bald wegthaut, und wo sie im Stande sind, unter Büschen oder beschirmten Stellen sich bis zum Boden durchzuarbeiten. Weibchen und Junge verweilen dann gern in der Nachbarschaft von Walddörfern und werden oft haufenweise in den Feldern gesehen; doch bleiben auch viele, aber wohl nur alte Männchen, selbst während des kältesten Wetters, wenn ein Schneefall nach dem anderen den Boden dick belegt hat, in den höheren Waldungen zurück. Im Frühlinge ziehen alle, welche ins Thal herabgedrückt wurden, allmählich, so wie der Schnee schmilzt, wieder nach oben.

„Die Gesellschaften oder Völker, welche in den Herbst- und Wintermonaten in einem gewissen Theile des Waldes sich vereinigen, vertheilen sich über einen so weiten Raum, daß jeder Vogel allein zu sein scheint. Zuweilen kann man eine englische Meile weit durch den Wald gehen, ohne einen einzigen zu sehen, und plötzlich trifft man auf eine Stelle, wo in einem Bezirke von wenig hundert Meter Durchmesser mehr als zwanzig nach und nach aufstehen. Zu anderen Zeiten oder in anderen Strichen haben sie sich über das ganze Gebiet vertheilt; man treibt hier einen auf, dort einen anderen, zwei oder drei an einer dritten Stelle, und so kann es meilenweit fortgehen. Die Weibchen bilden geschlossenere Schwärme als die Männchen, gehen auch tiefer in das Gebirge hinab und vertauschen die schützenden Wälder früher mit Plätzen, welche den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, oder mit der Nachbarschaft der Dörfer. Beide Geschlechter werden oft getrennt von einander und dann in namhafter Anzahl gefunden. In größeren Tiefen oder auf gethauten Bergseiten trifft man Dutzende von Weibchen und jungen Vögeln ohne ein einziges altes Männchen, während man in der Höhe oder im Walde nur diese sieht. Im Sommer vertheilen sie sich mehr, halten sich aber nicht eigentlich paarweise; denn man begegnet auch dann oft mehreren zusammen. Ob diese sich überhaupt gepaart haben, bleibt fraglich; möglich ist, daß die Vereinigung gelöst wurde, nachdem das Weibchen zu brüten begann; denn das Männchen scheint der Henne, so lange

sie sitzt, keine Aufmerksamkeit zuzuwenden oder sich ebensowenig um die ausgeschlüpften Jungen zu bekümmern, da man es so selten bei ihnen findet.

„Vom April bis zum Beginne der kalten Jahreszeit ist der Monaul sehr vorsichtig und scheu; aber diese Eigenschaften verlieren sich unter dem alles bezähmenden Einflusse der winterlichen Kälte und des die Nahrung bedeckenden Schnees sehr bald, obgleich man auch jetzt eine gewisse Zurückhaltung nicht verkennen kann. Vom Oktober an findet man unseren Vogel schon häufig an Stellen, welche frei von Unterholz sind, und er zeigt sich nicht mehr so ängstlich bedacht, der Beobachtung sich zu entziehen, indem er sich durch das Gras oder die dichteren Gebüsche dahinstiehlt; immerhin aber wird er früher aufmerksam und steht in größerer Entfernung auf als jeder eigentliche Fasan. Im Frühjahre fliegt er, aufgescheucht, oft weit in einem Zuge dahin und läßt sich, wenn er zum zweiten Male aufstand, kaum nahe kommen, während er im Winter nicht selten im Laufen erlegt oder, wenn er sich erhoben und auf einem Baume niedergelassen hatte, ohne große Mühe beschlichen werden kann. Wenn man ihn im Walde auftreibt, erhebt er sich gewöhnlich stumm und ohne auf dem Boden wegzulaufen, wogegen er auf Blößen oder grasigen Gehängen, wenn er sich nicht hart verfolgt sieht, gern davon rennt oder auch davon schleicht, anstatt aufzufliegen. Muß er sich zum Aufstehen entschließen, so geschieht dies unter polterndem Geräusche und unter Ausstoßen eines schrillenden und pfeifenden Geschreies, welches in rascher Folge und oft bis zum Niedersetzen wiederholt wird, worauf er dann unter Umständen seinen gewöhnlichen klagenden Ruf ertönen läßt und eine Zeitlang fortsetzt. Wenn man im Winter ein oder zwei Monauls aufgetrieben hat, werden alle, welche dies hören, aufmerksam, und wenn jene zu einem Schwarme gehören, erhebt sich dieser in rascher Folge; ist die Gesellschaft mehr vereinzelt, so steht ein Vogel langsam nach dem anderen auf. Der Schrei des ersten, welcher auffliegt, bewegt einen zweiten, sich zu erheben, und so geht es fort, bis alle in der unmittelbaren Umgebung aufgestanden sind. Im Winter zeigen sie sich weniger abhängig von einander und, wenn auch scheuer, doch eher geneigt, zu warten, bis sie selbst aufgescheucht werden. Längere Verfolgung macht sie sehr schen, flüchtig und unstet, zumal im Frühlinge, weil sie dann überall im Walde ohne Mühe hinlängliches Futter finden, während sie im Winter auf ein beschränkteres Gebiet angewiesen sind und zu ihm zurückkehren müssen. Die Weibchen scheinen übrigens jederzeit weniger furchtsam zu sein als die Männchen. Der Flug der letzteren ist eigenthümlich. Der Monaul pflegt nämlich, wenn er weitere Strecken durchmessen will, ohne Flügelschlag, aber mit zitternder Bewegung der Schwingen dahin zu schweben. Spielt dann die Sonne auf seinem prachtvollen Gefieder wieder, so erscheint er unbedingt als der schönste aller Fasanvögel.

„Den Lockruf, jenes laut klagende Pfeifen, hört man im Walde zwar zu allen Stunden des Tages, am häufigsten aber doch vor Tagesanbruch und gegen Abend. In der kalten Jahreszeit tönt der Wald wieder von dem Geschreie der jetzt zahlreich versammelten, insbesondere kurz bevor sie sich auf einzelne hohe Bäume oder auch wohl Felszacken zum Schlafen aufsetzen wollen.

„Der Monaul nährt sich von Wurzeln, Blättern, jungen Schößlingen, verschiedenen Grasarten und Kräutern, Beeren, Nüssen und anderen Sämereien, aber auch von Kerbthieren aller Art. Im Herbste sucht er letztere unter den abgefallenen Blättern zusammen; im Winter äst er sich oft in den Weizen- und Gerstenfeldern. Er beschäftigt sich, seinen hierzu besonders geeigneten Schnabel angemessen verwendend, jederzeit eifrig, nicht selten mehrere Stunden nacheinander, mit Graben. In den höher gelegenen Wäldern sieht man zuweilen auf Blößen oder offenen Stellen, welche frei von Unterholz sind, Massen von Monauls in voller Arbeit.

„Die Brutzeit beginnt bald nach Eintritt des Frühjahres. Die Henne bereitet ihr Nest unter einem kleinen deckenden Busche oder einem Grasbüschel und legt fünf Eier, welche auf düsterweißem Grunde mit röthlichbraunen Punkten und Flecken getüpfelt sind. Die Küchlein entschlüpfen zu Ende des Mai diesen Eiern."

Manche Jäger achten das Wildpret des Monaul dem Fleische des Truthahnes an Güte gleich, andere behaupten, daß es kaum eßbar wäre; Mountaineer versichert, daß namentlich

Weibchen und Junge im Herbste und Winter einen ausgezeichneten Braten liefern, während das Wildpret gegen Ende des Winters an Güte verliert. Entsprechend der Jahreszeit bietet die Jagd größere oder geringere Schwierigkeiten; bei der Häufigkeit dieses prachtvollen Wildes erzielt der geschickte Jäger aber doch regelmäßig reiche Beute. Mountaineer wartete im Herbste, bis die aufgetriebenen oder schlaflustigen Vögel aufgebäumt hatten, beschlich dann den ersten, schoß ihn herab, ging einem zweiten zu, erlegte denselben ebenfalls und konnte mit seiner Jagd oft lange Zeit fortfahren, da die Thiere sich wenig um den Knall des Schusses zu kümmern schienen.

Es ist leicht, alt gefangene Monauls im Käfige zu erhalten; demungeachtet zählt der prachtvolle Vogel in unseren Thiergärten noch zu den Seltenheiten. In Indien kann man geeigneten Ortes so viele gefangene Glanzhühner erhalten, wie man will; die Kinder der luftigen Höhe vertragen aber die Hitze der Tiefe nicht, und die meisten sterben während der Reise. Lady Impey brachte die ersten lebenden Monauls nach England und ließ es sich viel Mühe und Geld genug kosten, sie hier einzubürgern. Sie führen auch in der Gefangenschaft ein möglichst verstecktes Leben, verbergen sich gern vor dem Beobachter, zeigen sich immer etwas ängstlich, graben beständig, bearbeiten die Rasenplätze in ihrem Käfige ohne Unterlaß und verunstalten sehr bald ihr Gebauer. Den Winter überstehen sie ebenso leicht wie unsere Fasanen. In dem Thierparke des Lord Derby gelang es zuerst, gefangene Glanzhühner zur Fortpflanzung zu bringen; später haben solche in den Thiergärten zu London, Antwerpen, Köln und Berlin gebrütet. Da man den gefangenen hier die Eier wegnimmt, um diese von Haushennen ausbrüten zu lassen, erzielt man in der Regel zehn bis vierzehn Eier von einem Paare, selten aber mehr als fünf bis sieben Junge — ein deutlicher Beweis, daß wir ein geeignetes Ersatzfutter noch nicht gefunden haben; denn im entgegengesetzten Falle würden nicht so viele Eier unbefruchtet sein. Die Küchlein ähneln denen anderer Hühner in Gestalt und Färbung, lassen sich aber an ihrer bedeutenden Größe leicht erkennen. Ihr Dunenkleid ist auf dunkelbraunem Grunde lichter gestreift und dunkel gemarmelt; die Unterseite pflegt einfarbig gilblichweiß zu sein. Sie wachsen rasch heran, sind aber zärtlich, und viele gehen während der letzten Mauser zu Grunde.

*

Als die nächsten Verwandten der Glanzhühner sehe ich die Satyrhühner (Ceriornis) an. Der Leib ist gedrungen, der Schnabel sehr kurz und ziemlich schwach, der Fuß niedrig, aber kräftig gespornt, der Flügel mittellang, der aus achtzehn Federn bestehende Schwanz kurz und breit. Zwei kleine, hohle, aufrichtbare, fleischige Fortsätze, sogenannte Hörner, erheben sich am hinteren Ende des nackten Augenringes, dessen Fortsetzung sie bilden, und das nackte, ausdehnbare Kehlfeld vergrößert sich seitlich durch zwei Hautlappen. Das Gefieder ist sehr reich, auf dem Hinterhaupte hollenartig verlängert, seine Färbung eine prächtige, seine Zeichnung eine überaus zierliche.

Das Satyrhuhn (Ceriornis satyra und Lathami, Meleagris und Penelope satyra, Phasianus satyrus und cornutus, Tragopan satyrus und Lathami, Satyra cornuta, Lathami und Pennantii), welches den Osten des Himalaya, Nepal und Sikim bewohnt, ist wohl die prachtvollste Art. Stirn, Scheitel, ein ziemlich breites Band, welches über die Schläfe weg zum Hinterhaupte läuft, und ein schmaler Saum, welcher die Lappen umgibt, sind schwarz, Hinterkopf, Nacken, Oberhals und Flügelbug einfarbig karminroth, Oberrücken, Brust und Bauch auf rothem Grunde mit weißen, schwarz gesäumten, an der Spitze der Federn stehenden Augenflecken gezeichnet. Mantel und Oberschwanzdeckfedern braun, fein schwarz und gelb gebändert und alle Federn an der Spitze ebenfalls mit einem Augenflecke geziert, einige Oberflügeldeckfedern auch röthlich gefleckt, die Schwingen auf dunkelbraunem Grunde schmutzig lehmgelb gesäumt und gebändert, die Steuerfedern schwarz, im Wurzeltheile dunkel brandgelb quergestreift. Das Auge ist tiefbraun, die nackte Augengegend, die Hörner, die Gurgel und die Lappen sind tief königsblau, roth und orangegelb gefleckt, die Füße gelbbraun. Die Länge beträgt ungefähr fünfundsiebzig, die Fittiglänge dreißig,

die Schwanzlänge achtundzwanzig Centimeter. Bei dem merklich kleineren Weibchen herrscht ein ansprechendes Braun vor; dasselbe ist auf der Oberseite dunkler als auf der Unterseite und wird durch zahlreiche schwärzliche und röthliche Querbänder und Flecke sowie weißliche Schaftstriche und Schaftflecke gezeichnet.

Eine zweite, China entstammende Art, das Hornhuhn (Ceriornis Temminckii, Tragopan Temminckii), ist viel weniger schön als das Satyrhuhn und unterscheidet sich von ihm



Satyrhuhn (Ceriornis satyra). 1/4 natürl. Größe.

hauptsächlich dadurch, daß auch die Federn des Unterrückens roth, und zwar blutroth gefärbt, die graulichen Augenflecke schwärzlich, aber minder lebhaft umrandet sind und auf der Unterseite allmählich in breite Streifen übergehen, welche auf dem Bauche den ganzen Mitteltheil der Federn einnehmen und nur noch einen schmalen rothen Rand übrig lassen.

Ueber das Freileben der Satyrhühner berichtet Mountaineer, und zwar nach Beobachtungen einer im nordwestlichen Himalaya lebenden, dort Jewar genannten Art (Ceriornis melanocephala). „Die gewöhnlichen Aufenthaltsorte dieses Prachtvogels sind dichte und dunkle Waldungen, hoch oben im Gebirge, nicht weit unter der Schneegrenze. Im Winter zieht er sich tiefer herab und siedelt sich dann in den dichtesten Stellen der Eichen-, Wallnuß- und Morendawaldungen an, wo Buxbaum vorherrscht und der Bergbambus unter den höheren Bäumen undurchdringliche Dickichte bildet. Hier begegnet man ihm in Gesellschaften von zwei oder drei bis zu einem Dutzend und mehr, nicht aber in geschlossenen Völkern, sondern über einen beträchtlichen Theil des Waldes vertheilt, obschon ein solches Volk, so lange es nicht gestört wird, immer noch sich zusammenhält.

Es scheint, daß eine und dieselbe Kette alljährlich dieselbe Oertlichkeit wieder aufsucht oder auf einer und derselben wohnen bleibt, auch wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist. Wird ein Volk durch einen heftigen Sturm oder andere Ursachen von seinem Stande vertrieben, so wendet es sich gewöhnlich bewaldeten Thälern, kleinen Wäldchen oder auch Buschdickichten zu.

„Im Winter ist der Jewar, so lange er nicht geängstigt wird, gänzlich stumm; wenigstens habe ich ihn um diese Zeit aus freiem Antriebe niemals schreien hören. Wird er aufgescheucht, so stößt er klägliche Schreie aus, welche dem Blöken eines jungen Lammes nicht unähnlich klingen und sich durch die Silben ‚Wä, wä, wä‘ ungefähr ausdrücken lassen. Anfänglich folgen sich diese Laute so langsam, daß man sie bestimmt unterscheiden kann; später werden sie rasch nach einander herausgeschrieen, und unmittelbar darauf pflegt sich der Vogel zu erheben. Da, wo er nicht wiederholt gestört wird, zeigt er sich nicht besonders scheu und steht selten eher auf, als bis sein Verfolger ihm sehr nahe gekommen ist, kriecht vielmehr lieber langsam durch das Unterholz oder fliegt, wenn er sich erhebt, zu einem Baume empor. Im ersteren Falle schreit er, so lange er läuft, in letzterem so lange, bis er sich in dem Gezweige verborgen hat. Sind mehrere bei einander, so beginnen sie alle zu gleicher Zeit zu schreien und eilen in verschiedenen Richtungen dahin, einige auf dem Grunde fortlaufend, andere zu den Bäumen sich erhebend. Nach dem ersten Aufscheuchen fliegen sie nur bis zum nächsten Baume; werden sie jedoch öfter aufgetrieben, so streichen sie gewöhnlich eine ziemliche Strecke weit weg und dann am liebsten bergab. Ihr Flug zeichnet sich durch Schnelligkeit und durch ein eigenthümliches Schwirren aus, so daß man den Jewar, auch wenn man ihn nicht sieht, leicht erkennen und von den anderen Wildhühnern unterscheiden kann. Da, wo seine Aufenthaltsorte oft von Jägern und Eingeborenen besucht werden, ist er vorsichtiger, und wenn solche Besuche regelmäßig stattfinden, wird er zuletzt so scheu und listig, daß er jeden anderen Vogel übertrifft. Er pflegt unter solchen Umständen, sobald er die Anwesenheit eines Menschen merkt, nach ein- oder zweimaligem Lockrufe, auch wohl ohne solchen, aufzubäumen und weiß sich so geschickt in die dichtesten Laubwerke der Kronen zu verbergen, daß man ihn nicht oder wenigstens nur dann findet, wenn man sich den Zweig, zu welchem er sich erhob, genau merken konnte. Seine Nachtruhe hält er nur auf Bäumen.

„Mit Frühlingsanfang, sobald der Schnee in den höheren Gebirgen zu schmelzen beginnt, verlassen die Satyrhühner ihre Winterherberge, vereinzeln sich nach und nach und vertheilen sich in den stilleren und zurückliegenden Wäldern des Gürtels der Birke und weißen Alpenrose, wo sie gewöhnlich die äußerste Grenze des Waldes beziehen. Schon im April paaren sie sich, und jetzt trifft man öfter als je mit den Männchen zusammen. Viele von diesen scheinen auf der Wanderschaft zu sein, wahrscheinlich, um sich eine Gefährtin zu suchen. Sie schreien viel und während des ganzen Tages, setzen sich dabei in die dichten Zweige der Bäume oder auf einen zu Boden gefallenen Baumstamm und scheinen nicht so ängstlich bedacht, sich zu verstecken. Der Paarungsruf ähnelt dem Laute, welchen man vernimmt, wenn man ein Volk aufscheucht, ist aber viel lauter und besteht nur aus einer einzigen Silbe, einem kräftigen ‚Wä‘, welches dem Blöken einer verirrten Ziege sehr ähnlich klingt und mehr als eine Meile weit vernommen werden kann.

„Die hauptsächlichste Nahrung des Jewar sind Baumblätter und Knospen, namentlich solche der verschiedenen Eichen und Buxbaumarten; nebenbei werden aber auch Wurzeln, Blumen, Beeren, Sämereien und Körner und ebenso Käfer und andere Kerbthiere mit aufgenommen, immer verhältnismäßig wenige im Vergleiche zu den Blättern.“

Ueber das Brutgeschäft berichtet Mountaineer nicht; wir kennen dasselbe jedoch, wenigstens theilweise, durch Beobachtungen an gefangenen Satyrhühnern. Sie halten sich leichter als viele ihrer Verwandten im Käfige, ertragen unser Klima recht gut und schreiten bei geeigneter Pflege regelmäßig zur Fortpflanzung. Während der Balze entfaltet der Hahn seine volle, wunderbare Pracht, indem er im Augenblicke des höchsten Entzückens seine Hörner aufrichtet und den Kehllappen entrollt. Außer der Balzzeit gewinnt man von der Farbenpracht der genannten Gebilde

keine Vorstellung; denn die Hörner und der Kehllappen sind eingezogen und kaum sichtbar: wenn aber die einen wie der andere durch zeitweise verstärktes Eintreten von Blut geschwellt werden, treten die Hörner aus dem Federschopfe des Hinterhauptes hervor, und die warzige, blaue Haut des Gesichtes, welche bis dahin an der Kehle einen krausen Beutel, hinter dem Auge eine herabhängende Falte und zur Seite des Halses eine dicke, eingestülpte, oben mit Federn bekleidete Querwulst bildet, entfaltet sich für Augenblicke zu einem hinter den Augen beginnenden, vorn am Halse herabhängenden, unterseits zweilappigen Schilde von etwa zwanzig Centimeter Länge und funfzehn Centimeter Breite, welches zwei seitliche und ein mittleres Farbenfeld zeigt. Letzteres tritt (bei dem Hornhuhne) stark gewölbt und spindelförmig hervor, umfaßt von der Kehle an die ganze Innenseite des Schildes, einschließlich der Innenseite der beiden Lappen am Ende, und wird auf tief und saftig kornblumenblauem Grunde durch zahllose tropfenartige, in Größe und Gestalt abändernde, von oben nach unten sich vergrößernde hell kobaltblaue Rund- und Spritzflecke gezeichnet. Die Randfelder des Schildes dagegen tragen auf hell himmelblauem Grunde acht bis neun, nach unten sich verkleinernde Querflecke von glühend blutrother Färbung, von denen die obersten vier außen verbunden sind, wogegen die übrigen einzeln stehen.

Den Verlauf des Liebesspieles beschreibt Mützel, dem ich auch vorstehende Farbenschilderung verdanke, wie folgt: „Nach Nahrung suchend, Körner aufnehmend, Halme und junge Blättertriebe abpflückend, schreitet der Hahn in seinem Gehege auf und nieder, anscheinend ohne sich um die ebensowenig auf ihn achtende Henne zu kümmern. Beider Wege kreuzen sich mitunter; er bleibt, ihr nachblickend, wie sinnend stehen, stößt auch wohl leise Rufe aus, setzt aber seine Wandelung fort, umkreist die Henne mehrmals und nähert sich endlich seinem Lieblingsplatze, geht auch auf ihm noch einige Zeit hin und her, bleibt endlich auf gewohnter Satzstelle stehen und nickt in stetig beschleunigter Weise mit dem Kopfe. Langsam heben sich die Hörner, und ruckweise senkt sich, den Zuckungen des Kopfes folgend, die Kehlhaut, und ebenso wie sie sich verlängert, dehnt sie sich in die Breite. Höher schwellen die Wogen der Gefühle. Die Kopfbewegungen arten in wildes Hin- und Herschleudern aus, so daß die jetzt noch schlaffen Kehllappen und die erst halb aufgerichteten Hörner dem Vogel um den Kopf fliegen. Die Flügel werden gelüftet und gestreckt, die Schwanzfedern gesenkt und zu einem mit dem Rande den Boden berührenden Rade geschlagen, die Fersengelenke eingeknickt, so daß der liebesrasende Gesell mit der Brust fast auf dem Boden liegt; unter Fauchen und Zischen schleifen die Fittiche auf dem Boden. Da, plötzlich, endet jede Bewegung. Tiefgesenkt, schwer athmend, das Gefieder gesträubt, Fittiche und Schwanz gegen den Boden gedrückt, die Augen geschlossen, verharrt der Vogel regungslos in voller Verzückung. Von seinem Kopfe sieht man nur Schnabel und Stirnschopf noch; nadelgleich, steif und senkrecht aufgerichtet sind die türkisblauen Hörner, geschwellt alle Theile des jetzt zu vollem Umfange entfalteten Schildes; durchschimmerndes Himmelblau, saftiges Kornblumenblau, feurigstes Blutroth strahlt von ihm aus: ein wunderbarer, unbeschreiblich schöner Anblick von blendender Wirkung fesselt und entzückt das Auge. Doch nur wenige Augenblicke währt diese starre, krampfhafte Verzückung. Wiederum fauchend und mit den Füßen scharrend, ruckweise, etwa dreimal die Flügel schlagend und den Schwanz aufwerfend, richtet sich der Hahn bis zur äußersten ihm erreichbaren Höhe empor, verharrt nochmals kurze Zeit bewegungslos in dieser Stellung, zittert, schüttelt sein noch gesträubtes Gefieder, als ob er es dadurch glätten und anlegen wolle, stürzt sich mit halb offenen Flügeln und gebreitetem Spiele von der Höhe herab, eilt, die Hörner noch geschwellt, den Schild gebreitet, auf das Weibchen zu und erscheint, seinen wilden Lauf jählings hemmend, in olympischer Herrlichkeit, wie Zeus vor Semele, urplötzlich dicht vor ihr, bleibt hoch aufgerichtet stehen, zischt, zittert, zuckt, und — entschwunden ist die bis jetzt entfaltete Pracht. Das Gefieder glättet sich, der Schild wird zum längsgefurchten Lappen, die Hörner krümmen und verstecken sich zwischen den Federn, und ruhig, als wäre nichts geschehen, geht der Hahn wiederum seinen Geschäften nach. Die Henne aber geberdet sich während des ganzen Liebesspieles als ginge sie der balzende Hahn nicht das geringste

an, zollt ihm weder Dank noch Bewunderung für seine Huldigung und pflückt während, wie vor oder nach der Balze, Halme und Knospen, um mit ihnen sich zu äsen."

Im Käfige legt die Henne selten mehr als sechs Eier nach einander, wiederholt das Legen aber, wenn man ihr die Eier wegnimmt. Diese sind etwa sechzig Millimeter lang, dreiundvierzig Millimeter dick, echt eiförmig, ziemlich starkschalig und auf bräunlich- oder braungelbem Grunde entweder mit sehr feinen hellbraunen oder mit gröberen dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Werden der Henne ihre Eier gelassen, so brütet sie eifrig, etwa sechsundzwanzig Tage lang, bemuttert und führt auch die Jungen aufs treueste. Letztere legen zum Theil schon im ersten, sicher im zweiten Lebensjahre ihr Prachtkleid an; die Weibchen des Hornhuhnes sind meist schon im nächsten Frühjahre nach ihrer Geburt fortpflanzungsfähig.

Eine zweite Unterfamilie bildet man aus den Kammhühnern (Gallinae), denen wir unser Haushuhn verdanken. Ihr Leib ist kräftig, der Schnabel mittelmäßig lang, stark, sein Oberkiefer gewölbt und gegen die Spitze herabgebogen, der Fuß ziemlich hoch und bespornt, der Flügel kurz und stark gerundet, der Schwanz mittellang, wenig abgestuft und dachförmig, da die vierzehn Federn, welche ihn bilden, in zwei einander berührende Ebenen gegen einander stehen. Auf dem Kopfe erhebt sich ein fleischiger Kamm; vom Unterschnabel fallen schlaffe, fleischige Hautlappen herab; die Wangengegend ist nackt. Das prachtvolle Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib; die Bürzel- oder Oberschwanzdeckfedern des Hahnes verlängern sich, überdecken die eigentlichen Steuerfedern und fallen, sichelförmig sich krümmend, über sie und den Hinterleib herab.

Indien und die malaiischen Länder sind die Heimat dieser Hühner. Die vier bekannten Arten bewohnen den Wald und führen, obgleich sie sich durch ihre Stimme sehr bemerklich zu machen wissen, ein verstecktes Leben.

Die berechtigste Anwartschaft auf die Ehre, Stammart unseres Haushuhnes zu sein, gebührt dem Bankivahuhne oder Kasintu der Malaien (Gallus ferrugineus, bankiva, tahitensis, gallinaceus und gallorum, Tetrao ferrugineus). Kopf, Hals und die langen, herabhängenden Nackenfedern des Hahnes schimmern goldgelb; die Rückenfedern sind purpurbraun, in der Mitte glänzend orangeroth, gelbbraun gesäumt; die ebenfalls verlängerten, herabhängenden Oberdeckfedern des Schwanzes ähneln in der Färbung denen des Kragens; die mittleren Deckfedern der Flügel sind lebhaft kastanienbraun; die großen schillern schwarzgrün, die dunkelschwarzen Brustfedern goldgrün; die Handschwingen sind dunkel schwarzgrau, blasser gesäumt, die Armschwingen auf der Außenfahne rostfarben, auf der inneren schwarz, die Schwanzfedern ebenfalls schwarz, die mittleren schillernd, die übrigen glanzlos. Das Auge ist orangeroth, der Kopfschmuck roth, der Schnabel bräunlich, der Fuß schieferschwarz. Die Länge beträgt fünfundsechzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge siebenundzwanzig Centimeter. Bei der kleineren Henne steht der Schwanz mehr wagerecht, Kamm und Fleischlappen sind eben nur angedeutet, die länglichen Halsfedern schwarz, weißgelblich gesäumt, die des Mantels braunschwarz gesprenkelt, die der Untertheile isabellfarben, Schwingen und Steuerfedern braunschwarz.

Der Verbreitungskreis des Bankivahuhnes umfaßt ganz Indien und die malaiischen Länder. Es ist häufig im Osten wie im nördlichen Hügellande der Indischen Halbinsel und gemein in Assam, Silhet, Birma, auf Malakka und den Sunda-Inseln, selten dagegen in Mittelindien. Ueber seine und aller übrigen Wildhühner Lebensweise liegen auffallenderweise nur dürftige Mittheilungen vor; es mag auch schwierig sein, sie zu beobachten. Der von ihnen bewohnte Wald legt dem Forscher wie dem Jäger oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Wenn man durch die Wälder reist, trifft man, laut Jerdon, oft mit Wildhühnern zusammen. Sie halten sich gern in der Nähe der Wege auf, weil sie hier in dem Kothe der Herdenthiere oder Pferde reichliche Nahrung

finden; auch treiben die Hunde, wenn sie seitab von den Wegen umherlaufen, viele von ihnen zu Baume; man sieht sie auf den Feldern, welche in der Nähe der Wälder liegen und von ihnen gern besucht werden, oder beobachtet sie endlich gelegentlich der Jagden, zu denen sie Veranlassung geben. Beide Arten der auf Java lebenden Wildhühner sind, laut Bernstein, sehr scheu, und daher im Freien schwierig zu beobachten. Dies gilt zumal für den Gangégar (Gallus furcatus), da die von ihm bewohnten Dickichte ihn fast stets den Augen des Beobachters entziehen, und er außerdem beim geringsten verdächtigen Geräusche sogleich sich verbirgt oder, ohne aufzufliegen, zwischen den Alang-Alanghalmen dahinläuft. Somit würden die Vögel unbemerkt bleiben, verriethe nicht der Hahn oft seine Gegenwart durch seinen Ruf. Trotzdem bekommt man sie, so häufig man sie auch hört, nur selten zu sehen. Am leichtesten glückt dies noch am frühen Morgen, weil sie alsdann, wenn sie sich sicher glauben, die Dickichte verlassen und an offenen Plätzen ihre Nahrung suchen, welche in mancherlei Sämereien und Knospen, ganz besonders aber in Kerbthieren besteht. Sehr gern fressen sie Termiten und suchen dieselben daher häufig auf."

Von dem Haushuhne unterscheiden sich die Wildhühner hauptsächlich durch ihre Stimme. Das Krähen des Dschungelhahnes (Gallus Stanleyi) klingt, laut Tennent, wie „George-Joye"; das des Gangégar ist, nach Bernstein, zweisilbig und tönt heiser wie „Kükrüü, kukrü", das des Sonneratshuhnes (Gallus Sonneratii) ist ein höchst sonderbarer, gebrochener Laut, eine unvollständige, aber unbeschreibliche Art von Krähen. Alle Arten tragen zur Belebung der Wälder wesentlich bei. „Es ist sehr unterhaltend", sagt v. Möckern, „frühmorgens die vielen Hähne krähen zu hören, ihre stolzen Spaziergänge und ihre Gefechte anzusehen, während die Hennen mit ihren Küchlein zwischen Bäumen und Gebüschen umherschweifen." Auch Tennent rühmt, daß ein Morgen auf den Waldbergen Ceylons durch das noch in der Nacht beginnende und lange fortwährende Krähen des Dschungelhahnes einen Hauptreiz erhalte. Die Hähne aller Arten sollen ebenso kampflustig, ja noch kampflustiger sein als ihre Nachkommen, deshalb auch von den Eingeborenen gezähmt werden, weil man gefunden hat, daß die Haushähne wohl stärker sein können, aber niemals eine gleichgroße Gewandtheit und ebensoviel Muth besitzen wie sie.

Ueber die Fortpflanzung liegen mehrere Berichte vor. „Die Bankivahenne", sagt Jerdon, „brütet vom Juni an bis zum Juli, je nach der Oertlichkeit, und legt acht bis zwölf Eier von milchweißer Färbung oft unter einen Bambusstrauch oder in ein dichtes Gebüsch, nachdem sie vorher vielleicht auch einige abgefallene Blätter oder etwas trockenes Gras zusammengescharrt und daraus ein rohes Nest bereitet hatte. Die Sonneratshenne brütet etwas später und legt sieben bis zehn Eier." Das Nest der Gangégarhenne hat Bernstein gefunden. „Es stand mitten im hohen Alang-Alang in einer kleinen Vertiefung des Bodens, bestand einfach aus losen trockenen Blättern und Halmen der genannten Grasart und enthielt vier schon etwas bebrütete gelblichweiße Eier." Der Hahn bekümmert sich nicht um die Aufzucht der Jungen; die Henne aber bemuttert diese mit derselben Zärtlichkeit wie unsere Haushenne die ihrigen. Jerdon versichert auf das bestimmteste, daß Vermischungen der neben einander wohnenden Hühnerarten nicht selten vorkommen und unterstützt dadurch die Vermuthung, daß mehrere der als Arten beschriebenen Wildhühner nur als Blendlinge der vier Hauptarten angesehen werden müssen.

Die Wildhühner werden wenig gejagt, weil ihr Wildpret, welches sich vom Fleische des zahmen Huhnes dadurch unterscheidet, daß es bis auf den weißen Schenkelmuskel braun aussieht, nicht besonders schmackhaft sein soll. Dieser Angabe widerspricht Jerdon, welcher versichert, daß das Wildpret junger Vögel den köstlichsten Wildgeschmack habe. Dieser Forscher rühmt auch die Jagd als höchst unterhaltend und sagt, daß sie hauptsächlich da, wo einzelne Dschungeldickichte zwischen Feldern liegen, sehr ergiebig ist.

Alle Wildhühner lassen sich zähmen, gewöhnen sich aber keineswegs so rasch an die Gefangenschaft, wie man vielleicht annehmen möchte. „Altgefangene", sagt Bernstein, „werden nie zahm, und selbst wenn man die Eier durch Haushühner ausbrüten läßt, sollen die Jungen, sobald sie

erwachsen sind, bei der ersten Gelegenheit sich wieder weg machen. Ob sie sich in Gefangenschaft fortpflanzen oder mit Haushühnern paaren, kann ich aus eigener Erfahrung nicht mittheilen; man hat mir jedoch von verschiedener Seite versichert, daß jung aufgezogene wiederholt Eier gelegt haben." In unseren Thiergärten pflanzen sich zwar alle Arten fort; niemals aber darf man mit Bestimmtheit darauf rechnen. Es muß uns daher räthselhaft bleiben, wie es der Mensch anfing, die freiheitliebenden Wildhühner zu vollendeten Sklaven zu wandeln. Keine Geschichte, keine Sage gibt uns über die Zeit der ersten Zähmung Kunde. Schon die ältesten Schriften erwähnen das Haushuhn als einen niemand mehr auffallenden Vogel. Von Indien aus wurde es über alle Theile der östlichen Erde verbreitet. Die ersten Seefahrer, welche die Inseln des Stillen Meeres besuchten, fanden es hier bereits vor; in geschichtlicher Zeit wurde es nur in Amerika eingeführt. Besonders beachtungswerth scheint mir zu sein, daß es nirgends verwilderte. Man hat versucht, es in geeigneten Gegenden einzubürgern, d. h. Waldungen mit ihm zu bevölkern, um in ihm ein Wild zu gewinnen: die Versuche sind jedoch regelmäßig fehlgeschlagen. In den Steppendörfern Innerafrikas und selbst um die mitten im Walde gelegenen Hütten lebt das Haushuhn massenhaft, fast ohne Pflege der Menschen, muß sich sein Futter selbst suchen, brütet unter einem ihm passend scheinenden Busche oft in einiger Entfernung von der Hütte seines Besitzers, schläft nachts im Walde auf Bäumen: aber nirgends habe ich es verwildert gesehen. Die verschiedensten Umstände erträgt es mit bewunderungswürdiger Fügsamkeit. Unter einem ihm eigentlich fremden Klima behält es sein Wesen bei, und nur in sehr hohen Gebirgen oder im äußersten Norden soll es an Fruchtbarkeit verlieren; da aber, wo der Mensch sich seßhaft gemacht hat, kommt es wenigstens fort: es ist eben zum vollständigen Hausthiere geworden. Auf dieses einzugehen, muß ich mir versagen, darf dies auch thun, da das Haushuhn neuerdings vielseitig so eingehend geschildert wird, wie es verdient.

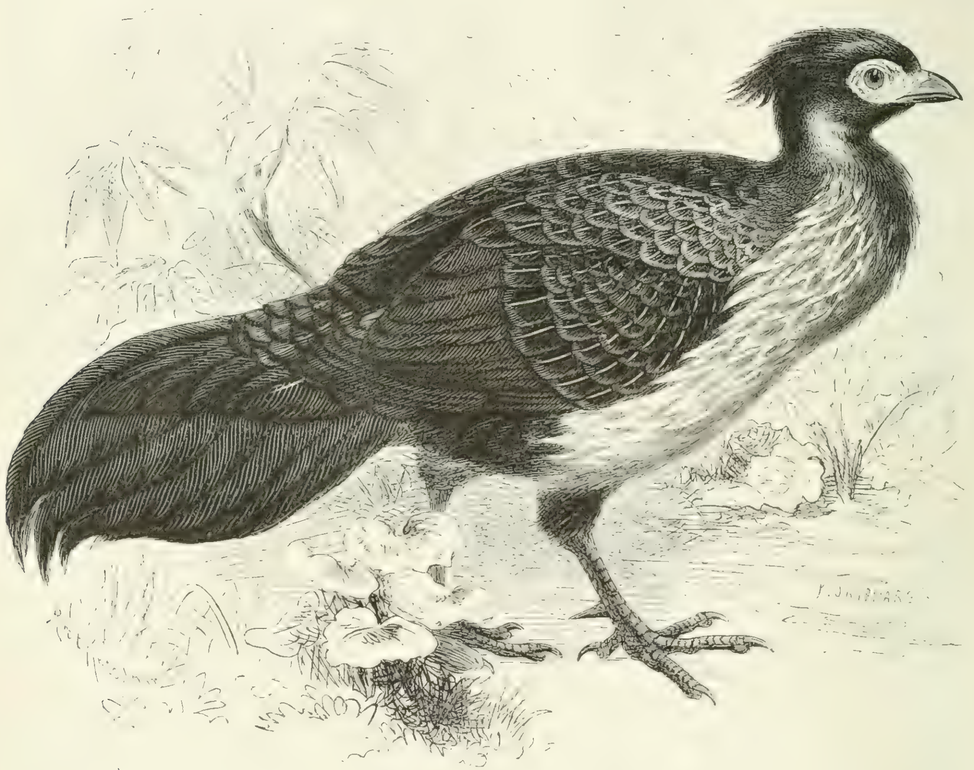
Die nächsten Verwandten der Hühner sind die Fasanen (Phasianinae). Ihr Leib ist schlank, der Hals kurz, der Kopf klein, der Schnabel etwas gestreckt, stark gewölbt, schwach, aber hakig, der Fuß mittelhoch und kräftig, glatt, beim Männchen mit einem nicht besonders großen Sporn bewehrt, der Flügel sehr kurz und stark gerundet, in ihm die fünfte oder sechste Schwinge die längste, der Schwanz lang oder sehr lang, aus sechzehn bis achtzehn Federn zusammengesetzt, welche sich dachförmig decken und stark keilförmig abstufen. Das Gefieder bekleidet, mit Ausnahme der nackten Wangen und Fußwurzeln, den ganzen Körper. Die einzelnen Federn sind groß, abgerundet, nur ausnahmsweise schmal und lang und ziemlich weich, verlängern sich zuweilen auf dem Hinterkopfe, zuweilen am Nacken zu Hauben und Kragen, sind hier und da auch zerschlissen, glänzen nicht so prachtvoll, wie die der bisher erwähnten Verwandten, prangen aber immer noch in sehr schönen und oft höchst ansprechend vertheilten Farben. Die Weibchen sind kleiner als die Männchen, namentlich bedeutend kurzschwänziger; die Färbung ihres Gefieders ist einfacher und unscheinbarer.

Als Verbindungsglieder zwischen den Kammhühnern und Fasanen dürfen die Fasanhühner (Euplocomus) gelten. Ihre Merkmale sind gestreckter Bau, ziemlich schwacher Schnabel, mäßig hohe bespornte Füße, kurze, gerundete Flügel, mittellanger, aus sechzehn Federn gebildeter, dachartiger Schwanz, nackte, warzige Wangen und ansprechendes Gefieder.

Das Fasanhuhn, „Kirrik" der Indier (Euplocomus melanotus, Gallophasis melanotus), ist auf der Oberseite glänzend schwarz, auf dem Vorderhalse und der Brust weißlich, auf dem Bauche und den unteren Schwanzdeckfedern düster braunschwarz, das Auge braun, der Schnabel blaß horngelb, das nackte Wangenfeld lebhaft roth, der Fuß horngrau. Die Länge beträgt sechzig, die Breite zweiundsiebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge sechsund-

zwanzig Centimeter. Die Färbung des etwas kleineren Weibchens ist ein düsteres Umberbraun; jede Feder aber zeigt einen lichtgrauen Schaftstrich und ebensolchen Endsaum. Letzterer ist unten und auf dem Oberflügel breiter und lichter als oben: es entsteht daher dort eine fleckige, hier eine bindige Zeichnung. Die Federn, welche die Kehle bekleiden, sind lichtgrau und ungefleckt, die mittleren Steuerfedern auf umberbraunem Grunde lichtgrau marmorirt, die seitlichen grauschwarz, mit grünlichem Schimmer.

Das Wohngebiet des Fasanhuhnes ist der östliche Himalaya. Ueber sein Freileben wissen wir wenig; dagegen hat Mountaineer einen ihm sehr nahestehenden Verwandten, den



Fasanhuhn (Euplocomus melanotus). 1/3 natürl. Größe.

Kelitsch der Indier (Euplocomus albocristatus), welcher in Sein und Wesen, mindestens in der Gefangenschaft, von ihm nicht wesentlich sich unterscheidet, mit gewohnter Ausführlichkeit geschildert. „Der wohlbekannte Kelitsch", sagt er, „ist in dem niederen Gürtel des Gebirges sehr häufig. Sein Wohnkreis beginnt am Fuße der Hügel und erstreckt sich bis in eine Höhe von mehr als zweitausend Meter über dem Meere; von hier an wird er seltener, obwohl noch einige wenige in größerer Höhe vorkommen mögen. Er scheint den Menschen weniger zu fliehen als jeder andere Fasan, kommt viel näher an dessen Behausung heran und wird so oft in unmittelbarer Nähe der Ortschaften oder seitlich vom Wege gesehen, daß man ihn für das gemeinste aller Wildhühner hält, obgleich der Monaul in seinem Wohnkreise viel zahlreicher auftritt als er. In dem unteren Gebirge lebt der Vogel in jeder Art von Wald, bevorzugt aber doch Dickichte oder bewaldete Schluchten; im Innern siedelt er sich in vereinzelten Dschungeln und am liebsten auf früher bebaut gewesenen, aber wieder verlassenen Stellen an; in der Tiefe zusammenhängender und abgelegener

Waldungen sieht man ihn selten. Es scheint fast, als ob die Gegenwart des Menschen oder wenigstens die hinterlassenen Spuren desselben zu seinem Leben nothwendige Bedingung seien.

„Der Kelitsch ist nicht gerade gesellig. Drei oder vier von ihm findet man oft zusammen, und zehn oder ein Dutzend bemerkt man wohl auch einmal bei einander; aber jeder einzelne bewegt sich unabhängig von dem anderen. Wenn er aufgescheucht wird, rennt er in der Regel davon, und nur, wenn ihm plötzlich eine Gefahr über den Hals kommt oder er sich durch die Hunde verfolgt sieht, steht er auf; außerdem versucht er sich am liebsten im dichten Gebüsche zu drücken. Er ist niemals scheu, ja, wenn er nicht unaufhörlich von Jägern oder Hirten belästigt wird, so kirr, wie irgend ein Waidmann es nur wünschen mag. Aufgescheucht, fliegt er oft nur bis zum nächsten Baume; hat er sich aber vor dem Aufstehen gedrückt gehabt, so streicht er eine Strecke weit dahin und fällt dann wieder auf den Boden ein. Die Laute, welche man von ihm vernimmt, sind entweder ein pfeifendes Glucksen oder eigenthümliches Gezirp. Er schreit zu jeder Tageszeit, obschon nicht eben oft, am häufigsten noch, wenn er aufsteht und bäumt; wird er durch Katzen oder ein anderes kleines Thier aufgeschreckt, so gluckst er besonders laut und anhaltend.

„Höchst kampflustig wie der Kelitsch ist, liegt er mit anderen Hähnen in beständigem Streite. Als ich einmal einen Hahn erlegt hatte und derselbe, auf dem Boden liegend, mit dem Tode kämpfte, stürzte sich ein anderer Hahn aus dem Dickichte hervor und griff, trotz meiner Gegenwart, den sterbenden mit größter Wuth an. Während der Paarungszeit verursachen die Männchen oft ein sonderbar dröhnendes oder trommelndes Geräusch mit den Flügeln, nicht unähnlich dem, welches man hervorbringt, wenn man steifes Leinen durch die Luft bewegt: es geschieht dies, wie es scheint, um die Aufmerksamkeit des Weibchens auf sich zu ziehen, vielleicht auch, um einen Nebenbuhler zum Kampfe zu fordern. Die Henne legt neun bis vierzehn Eier, welche denen der Haushenne in Farbe und Größe ähneln; die Küchlein schlüpfen zu Ende des Mai aus.

„Die Aesung besteht in Wurzeln, Körnern, Beeren, Blättern, Schoten und Kerbthieren verschiedener Art. Alt eingefangene lassen sich schwer und auch die Küchlein nicht immer leicht an ein Ersatzfutter gewöhnen."

Mit dieser Behauptung Mountaineers stimmen unsere Erfahrungen nicht überein; es mag aber sein, daß erst eine längere Gefangenschaft die Aufzucht junger Fasanhühner erleichtert. In den Thiergärten pflegt man die Eier wegzunehmen und sie durch Haushennen ausbrüten zu lassen. Die Küchlein schlüpfen nach vier- bis fünfundzwanzigtägiger, nicht selten erst nach sechsundzwanzigtägiger Bebrütung aus, sind äußerst niedliche, behende und gewandte Geschöpfe, benehmen sich im wesentlichen ganz wie die Küchlein der Haushenne, zeigen sich aber einigermaßen wild und scheu. In der dritten Woche ihres Lebens flattern sie, und von nun an pflegen sie oft zu bäumen, auch ihre Nachtruhe auf erhabenem Sitze zuzubringen. Mit acht Wochen haben sie fast die volle Größe erlangt. Zu Anfang des Oktober, in günstigen Jahren vielleicht schon um die Mitte des September, beginnt die Mauser; im November haben sie das Kleid der Alten angelegt. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, verlieren sie ihre Scheu gegen die Pfleger, und wenn man sie mit den Hühnern im Gehöfte umherlaufen läßt, kommen sie nach kurzer Zeit zu den gewohnten Futterplätzen und benehmen sich bald wie Haushühner. Bei Herrn von Cornely in Belgien habe ich mehrere von ihnen in voller Freiheit gesehen und die feste Ueberzeugung gewonnen, daß man diese schönen Vögel ebenso gut wie unsere Haushühner auf dem Hofe halten kann. Trotzdem glaube ich, daß sie sich noch besser zur Aussetzung im Walde eignen dürften. Sie besitzen alle guten Eigenschaften des Fasans, übertreffen ihn aber bei weitem durch Gewandtheit, Klugheit und Fruchtbarkeit, scheinen mir auch für Witterungseinflüsse minder empfänglich zu sein als jener. Ihre Färbung würde zu unserem Walde vortrefflich passen, und die treue Mutterpflege der Henne künstliche Aufzucht der Jungen kaum nöthig machen. Einen Versuch wären diese Vögel gewiß werth; ein solcher läßt sich auch um so eher ausführen, als sie in der letzten Zeit infolge ihrer Fruchtbarkeit, Dauerhaftigkeit und geringen Ansprüche in der Jugend

wie im Alter sehr billig geworden sind. Bemerken will ich noch, daß alle Arten, welche man unterschieden hat, mit ihren nächsten Verwandten wie auch mit dem Silberfasane sich paaren und wiederum fruchtbare Blendlinge erzielen. Die eine und die andere der sogenannten Arten ist gewiß nichts anderes als eine Blendlingsform.

*

Der Silberfasan (Euplocomus nycthemerus und Andersoni, Phasianus und Gennaeus nycthemerus, Nycthemerus argentatus) gilt als Vertreter einer besonderen, ihm



Silberfasan (Euplocomus nycthemerus). 1/4 natürl. Größe.

gleichnamigen Untersippe (Nycthemerus), unterscheidet sich jedoch von den Fasanhühnern einzig und allein durch langen, aus zerschlissenen Federn bestehenden hängenden Kopfbusch und keilförmig verlängerten dachartigen Schwanz, dessen mittlere Federn sich nicht mehr seitlich hinausbiegen und nur noch seicht herabkrümmen. Der lange und dicke Farbenbusch am Hinterkopfe ist glänzend schwarz, der Nacken und der Vordertheil des Oberhalses weiß, die ganze übrige Oberseite weiß, mit schmalen, schwarzen Zickzacklinien quer gewellt, die Unterseite schwarz, stahlblau schimmernd; die Schwingen sind weiß, sehr schmal schwarz quer gesäumt und mit einander gleichlaufenden, breiten Querstreifen gezeichnet, die Schwanzfedern auf weißem Grunde ähnlich gebändert, je weiter nach außen hin, um so dichter und deutlicher, die nackten Wangen schön scharlachroth. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel bläulich weiß, der Fuß lack- oder korallroth. Die Länge beträgt einhundertundzehn, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge siebenundsechzig Centimeter. Das Gefieder des bedeutend kleineren Weibchens zeigt auf rostbraungrauem Grunde eine sehr feine graue Sprenkelung; Kinn

und Wange sind weißgrau, Unterbrust und Bauch weißlich, rostbraun gefleckt und schwarz in die Quere gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen der Rückenfärbung entsprechend, die äußeren Schwanzfedern mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet.

Wir kennen die Zeit nicht, in welcher die ersten lebenden Silberfasanen nach Europa gelangten, dürfen aber annehmen, daß es nicht vor dem siebzehnten Jahrhundert geschehen ist, da die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, Geßner z. B., den so schönen und auffallenden Vogel nicht erwähnen. Seine Heimat ist Südchina, nach Norden hin bis Fokien und Tschekiang; er lebt gegenwärtig jedoch nur noch in wenigen Gegenden, wird dagegen in ganz China und in Japan sehr häufig zahm gehalten. In Europa gedeiht er bei einfacher Pflege ausgezeichnet, und zwar im Freien ebenso gut wie auf dem Hofe oder in einem größeren Gebauer. Daß er noch nicht in unseren Waldungen ausgesetzt worden ist, hat seine guten Gründe. Versucht wurde eine solche Einbürgerung, der Erfolg war aber ungünstig. Das Männchen macht sich wegen seiner weißen Oberseite so bemerklich, daß es dem Raubzeuge mehr ausgesetzt ist als jeder andere Vogel seiner Größe. Aber das ist nicht das einzige Hindernis; ein zweites verursacht der Fasan selber. Unter allen Verwandten ist er der muthigste und rauflustigste. Zwei Männchen, welche ein und dasselbe Gebiet bewohnen, liegen mit einander in beständigem Streite; der Silberfasan sucht seine Herrschaft jedoch auch anderen Thieren gegenüber fühlbar zu machen, kämpft mit dem Haushahne auf das äußerste und vertreibt, wenn er im Walde frei umherschweifen kann, jedes andere Wildhuhn, welches hier lebt, zunächst natürlich den gemeinen oder Edelfasan. Und da nun der letztere doch immer noch mehr Nutzen gewährt als er, zieht man es vor, nur jenen zu pflegen.

Hinsichtlich seiner Bewegungsfähigkeit und Beweglichkeit steht der Silberfasan hinter anderen Verwandten zurück. Man ist versucht, ihn einen faulen Vogel zu nennen. Zum Fliegen entschließt er sich nur im Nothfalle, und wenn er wirklich aufstand, streicht er höchstens eine kurze Strecke weit dahin und fällt dann sofort wieder auf den Boden herab. Im Laufen fehlt ihm zwar die Gewandtheit und Behendigkeit des Goldfasanes; er steht auch an Schnelligkeit vielleicht hinter dem Edelfasane zurück, übertrifft aber beide durch die Ausdauer dieser Bewegungen. Die Stimme ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Frühlinge, während der Paarung, vernimmt man am häufigsten ein langgedehntes, klangvolles Pfeifen, außerdem meist nur ein dumpfes, gackerndes „Radara Dukdukduk“, welchem erst, wenn der Vogel in Aufregung geräth, das Pfeifen angehängt wird. In seiner Bewerbung um die Gunst des Weibchens zeigt er sich noch nachlässiger als seine Verwandten. Er ist allerdings auch sehr aufgeregt und im höchsten Grade kampflustig, läßt seinen Muth unter anderem auch an Menschen aus, indem er letztere wüthend anfällt und mit Schnabelhieben und Sporenstößen zu vertreiben sucht; dem Weibchen gegenüber aber geberdet er sich keineswegs auffallend. Gewöhnlich hebt er nur die Haube, wenn er seine Liebesgefühle ausdrücken will; zu einem Senken des Kopfes, Breiten der Flügel und Spreizen des Schwanzes kommt es schon seltener.

Die Henne legt zehn bis achtzehn Eier, welche entweder gleichmäßig rothgelb von Farbe, oder auf weißgelblichem Grunde mit kleinen bräunlichen Punkten gezeichnet sind. Wenn man ihr die Eier läßt, brütet sie selbst, und zwar mit großer Hingebung. Nach fünfundzwanzig Tagen schlüpfen die Küchlein aus, kleine, allerliebste Geschöpfe, welche das höchst ansprechend gezeichnete Dunengefieder vortrefflich kleidet. Sie wachsen ziemlich rasch soweit heran, daß sie fliegen oder wenigstens flattern können, erlangen aber erst im zweiten Lebensjahre die volle Größe und die Tracht ihrer Eltern. In der frühesten Jugend bevorzugen auch sie Kerbthiernahrung; später halten sie sich hauptsächlich an Grünes der verschiedensten Art; schließlich verzehren sie härtere Fruchtstoffe, namentlich Körner und Getreide. Kohl, Salat, Obst sind Leckerbissen.

Das Wildpret ist ebenso wohlschmeckend wie das eines jeden anderen Fasanes, erreicht seinen Hochgeschmack aber nur dann, wenn man dem Vogel größere Freiheit gewährt und ihm wenigstens gestattet, sich im Hofe und Garten umherzutreiben.

*



Königsfasan (Phasianus Reevesii). 1/4 natürl. Größe.

Als Kennzeichen der Edelfasanen (Phasianus) gelten: dachförmiger, langer Schwanz, dessen Mittelfedern die äußersten um das sechs- oder achtfache überragen und dessen verlängerte Oberdeckfedern entweder abgerundet oder zerschlissen sind, und, anstatt einer Kopfhaube, verlängerte Ohrfedern, welche, aufgerichtet, zwei kleine Hörnchen bilden. Im übrigen ähneln die hierher zu zählenden Mitglieder der Familie den vorher beschriebenen, insbesondere dem Silberfasane. Das Kleid des Männchens prangt in sehr schönen, oft in prächtigschimmernden Farben, das des Weibchens ist auf düsterfarbigem Grunde dunkler gefleckt, gewellt und gestrichelt.

Der Edelfasan (Phasianus cholchicus und marginatus) ist so buntfarben, daß ich verzichten muß, eine genaue Beschreibung seines Kleides zu geben. Die Federn des Kopfes und Oberhalses sind grün, mit prächtig blauem Metallglanze, die des Unterhalses, der Brust, des Bauches und der Seiten röthlich kastanienbraun, purpurfarben schimmernd, alle schwarzglänzend

gesäumt, die des Mantels vor dem Saume durch weiße Haldmondflecken geziert, die langen, zerschlissenen Bürzelfedern dunkel kupferroth, purpurfarben glänzend, die Schwingen braun und rostgelb gebändert, die Schwanzfedern auf olivengrauem Grunde schwarz gebändert und kastanienbraun gesäumt. Das Auge ist rostgelb, das nackte Augenfeld roth, der Schnabel hell bräunlichgelb, der Fuß röthlichgrau oder bleifarben. Die Länge beträgt achtzig, die Breite fünfundsiebzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge vierzig Centimeter. Beim kleineren Weibchen ist das ganze Gefieder auf erdgrauem Grunde schwarz und dunkel rostfarben gefleckt und gebändert. Auf dem Rücken tritt die dunkle Färbung besonders hervor.

Unter den übrigen Arten verdient der Königsfasan, wie ich ihn genannt habe, „Djenki“ oder „Pfeilhuhn“ der Chinesen (Phasianus Revesii und veneratus, Syrmaticus Revesii), erwähnt zu werden. Er ist der größte aller Fasane, seine Länge beträgt 2,1, die Schwanzlänge 1,6 Meter. Der Scheitel, die Ohrfedern und ein breites Halsband sind reinweiß, die Kopfseiten und ein vorn sich verbreiterndes Brustband schwarz, die Federn des Mantels, Bürzels und der Oberbrust goldgelb, schwarz gesäumt, die der Unterbrust und Seiten auf dem weißgrauen Mittelfelde mit einem herzförmigen, schmalen, schwarzen Bande geziert und außen breit rostroth gesäumt, die des Bauches braunschwarz, die Oberflügeldeckfedern schwarzbraun, lichter gerandet und diese Ränder rothbraun gesäumt, die Schwingen goldgelb und braunschwarz, die Steuerfedern auf silbergrauem Grunde mit rothen, schwarz umsäumten Flecken gebändert und außerdem breit goldgelb gesäumt. Das Auge ist röthlich, der Schnabel wie der Fuß horngelb.

Der Edelfasan bewohnte ursprünglich die Küstenländer des Kaspischen Meeres und Westasien, wurde aber schon in altersgrauer Zeit in Europa eingebürgert. Am Phasis, im Lande Kolchis, fanden die Griechen, welche den Argonautenzug unternahmen, den prachtvollen Vogel und führten ihn mit sich in ihr Vaterland. Von hier aus soll er sich über Südeuropa verbreitet haben, oder richtiger, verbreitet und durch die Römer, welche sein köstliches Wildpret zu schätzen wußten, auch nach Südfrankreich und Deutschland gebracht worden sein. Im Süden unseres Vaterlandes, namentlich in Oesterreich und Böhmen, lebt er in einem Zustande vollkommener Wildheit, im Norden Deutschlands unter Obhut des Menschen in sogenannten wilden oder zahmen Fasanerien. Er ist sehr häufig in Ungarn und Südrußland, seltener schon in Italien, sehr selten in Spanien, geht auch in Griechenland, wo er früher gemein war, seiner Ausrottung entgegen. Die Heimatgebiete des Königsfasans dagegen sind die östlich und nördlich von Peking gelegenen Gebirge, ebenso auch die Züge, welche Schensi von Honan und Hupe von Setschuan trennen.

Alle Fasanen meiden geschlossenen Hochwald und bevorzugen dagegen Haine oder dichte Gebüsche, welche von fruchtbaren Feldern oder Wiesen umgeben werden und nicht arm an Wasser sind. In Livadien und Rumelien überwuchert, wie Graf von der Mühle berichtet, weite Strecken des besten, jetzt aber versumpften Bodens üppiges Gesträuch, namentlich Farnkraut, zwischen dem sich Brombeeren und andere Schlingpflanzen eingefunden und das ganze so durchwebt und überrankt haben, daß ein Hund fast gar nicht, ein Mensch nur dann durchkommen kann, wenn er über das Gestrüpp hinwegschreitet. Solche Gegenden sind äußerst beliebte Aufenthaltsorte der Edelfasanen. Den Nadelwald meiden sie, Thuyengebüsche aber sagen ihnen ebenfalls zu. Fruchttragende Getreidefelder scheinen zu ihrem Bestehen zwar nicht unumgänglich nothwendig, ihnen aber doch sehr erwünscht zu sein. Während des ganzen Tages treiben sie sich auf dem Boden umher, schleichen von einem Busche zum anderen, durchkriechen nahrungversprechende Dornhecken, begeben sich auch wohl an die Ränder der Wälder und von diesen aus auf die Felder, um hier, je nach der Jahreszeit, frische Saat oder gereifte Frucht zu äsen, und suchen sich erst mit Einbruch des Abends einen geeigneten Baum zum Schlafen auf. In Strauchwildnissen übernachten sie einfach auf einem niedergetretenen Binsenstrauche oder einem Dornenbusche.

In früheren Zeiten glaubte man die Annehmlichkeiten eines den Neigungen des Fasans im ganzen entsprechenden Waldes dadurch steigern zu können, daß man von Zeit zu Zeit hier räucherte. „Denn diß ist ein Haupt-Fundament bei der Fasanerey", sagt der alte Döbel, „indem man mit dem Rauche die Fasanen zusammenziehen, auch die verflogenen wieder herbeybringen kann. Es nimmt der Fasan den Rauch so gerne an, als ein Fuchs die Witterung, woraus zu schlüssen, daß er einen trefflich starcken Geruch haben muß. Dieweil es aber gleichwohl ein rechtes Geheimnis und etwas kostbares, auch was sehr sonderbares ist, die Fasanen mit solchem Rauche zu ergötzen, und damit herbeyzubringen, so will ich hierbey noch mehrere Räuche anführen." Es werden nun verschiedene „Räuche" beschrieben, und wir ersehen zu unserer Bewunderung, daß die Zusammensetzung der Stoffe, welche angezündet wurden, eine sehr verschiedenartige war; denn während bei der einen Gersten- und Haferstroh, Hanfspreu, Kampher, Anis, Wiederthon, Weidenholz, gedörrtes Malz und Roßkugeln genügend erschienen, mußten bei einem anderen Weihrauch, Fenchel, Schwarzkümmel, Ameisenhaufen, Fichtenharz, Stroh von Feldkümmel und Haferstroh, bei einem dritten aber Weihrauch, Myrrhen, wilder Rosmarin, Jungferwachs, weiße Tollita und Hanfspreu angewendet werden. Diese Räucherungen sind erst in der neuesten Zeit abgekommen: Dietrich aus dem Winkell z. B. hält es in der zweiten Ausgabe seines Handbuches für Jäger, welches 1820 erschien, noch für nöthig, ihrer zu gedenken, obgleich er bekennen muß, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen und nur anführen kann, daß alte, tüchtige Fasanwärter, welche er hierüber befragte, einmüthig für die Nützlichkeit und Nöthigkeit des Rauches stimmten.

Die Begabung der Fasanen ist gering. Der Hahn schreitet allerdings stattlich einher und versteht es, seine Schönheit im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, kann sich aber doch mit dem Haushahne nicht messen. Die Henne scheint anspruchslos zu sein; ihre Haltung ist stets eine bescheidene. Hinsichtlich der Bewegung gilt das weiter oben gesagte gerade für diese Gruppe in vollem Umfange: der Lauf ist vorzüglich und der Flug schlecht. Die Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig entwickelt zu sein; der Verstand aber ist gewiß schwach. Alle echten Fasanen sind gleich beschränkt, gleich unfähig, zu rechter Zeit den rechten Entschluß zu fassen. Unter ihren rühmenswerthen Eigenschaften steht die unbegrenzte Freiheitsliebe obenan. Der Fasan gewöhnt sich an eine bestimmte Oertlichkeit, falls dieselbe seinen Wünschen entspricht, liebt es aber, beständig umherzuschweifen. Im Bewußtsein seiner Schwäche und im Gefühle der Unfähigkeit, gegen stärkere Thiere sich zu vertheidigen, versteckt er sich soviel wie möglich, entzieht sich deshalb auch gern dem Auge seines Pflegers. Es ist also keineswegs Undankbarkeit gegen alle auf seine Erziehung und Unterhaltung verwandte Sorgfalt, wie Winkell meint, welche ihn zu solchem Betragen veranlaßt, sondern einzig und allein Unlust, einen bestimmten Stand zu behaupten, Störrigkeit und Beschränktheit. Der Fasan wird nie eigentlich zahm, weil er seinen Pfleger von einem anderen nicht unterscheiden lernt und in jedem Menschen einen Feind sieht, den er fürchten muß; er hält keinen festen Stand, weil er nicht fähig ist, in einem gewissen Umkreise die für ihn geeignetste Oertlichkeit auszufinden, und er fürchtet beständig Gefahren, weil er nicht Verstand genug besitzt, sich zu helfen, wenn ihm wirklich Unheil droht. „Schwerlich wird man eine Wildart finden", sagt Winkell mit vollem Rechte, „welche so leicht wie diese aus der Fassung gebracht werden kann und dadurch unfähig wird, einen Entschluß zu fassen. Ueberrascht die unerwartete Ankunft eines Menschen oder Hundes den Fasan, so scheint er augenblicklich zu vergessen, daß ihm die Natur Flügel verlieh, um vermittels derselben seine Rettung zu versuchen; folglich bleibt er gelassen auf der Stelle, wo er ist, unbeweglich sitzen, drückt sich und verbirgt den Kopf oder läuft ohne Zweck in der Kreuz und Quere herum. Nichts ist seinem Leben gefährlicher als das Anwachsen eines in der Nähe seines Standes vorbeifließenden Gewässers. Befindet er sich am Rande desselben, so bleibt er unbeweglich stehen, sieht unverwandten Blickes gerade in dasselbe hinein, bis das Gefieder durchnäßt ist und dadurch seine Schwere so vermehrt wird, daß er sich nicht zu heben vermag. Als Opfer seiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde." Ein Fasan, welchen Winkell unter ähnlichen Umständen

beobachtete, suchte sich nicht nur nicht zu retten, sondern wadete immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten, und er schon fortgetrieben ward, erwartete er in stiller Ergebung mit ausgebreiteten Flügeln sein Schicksal. Vermittels eines abgeschnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr. „Seine Furcht", sagt Naumann, „kennt keine Grenzen. Eine vorbeilaufende Maus erschreckt ihn heftig, sogar eine herankriechende Schnecke scheucht die Fasanhenne augenblicklich vom Neste, und beim Eintritte einer wirklichen Gefahr bleibt sie wie todt auf demselben liegen." Diese Beschränktheit thut seiner Vermehrung und der Verbreitung, erheblichen Abbruch. Gegen andere seiner Art zeigt er sich keineswegs liebenswürdig. Er ist ungesellig und unverträglich. Zwei Hähne kämpfen, sowie sie zusammenkommen, mit Erbitterung, bis die Federn davon fliegen und Blut fließt; ja, der eine bringt den anderen um, wenn er dazu im Stande ist. Deshalb darf man auch nie zwei Hähne in einem und demselben Raume zusammenhalten, muß vielmehr entweder einen oder mindestens drei zusammensperren; denn im letzteren Falle stört der dritte jeden Zweikampf und trägt dadurch zum allgemeinen Frieden bei. Um die Henne bekümmert sich der Hahn nur während der Paarungszeit, um die Jungen gar nicht. Er denkt nicht daran, um seine Hennen sich zu sorgen, sondern betrachtet sie einfach als Wesen, welche zur Befriedigung seiner sinnlichen Triebe dienen. Wollen sie sich nicht gutmüthig fügen, so mißhandelt er sie.

Die Paarungslust, welche zu Ende des März sich regt, verändert auch das Wesen unseres Vogels. Während er sonst sehr schweigsam ist und ungestört höchstens beim Aufbäumen ein lautes, hühnerartig gackendes „Kukkukuk, kuckukuk" durch den Wald ruft, kräht er jetzt, aber in abscheulicher Weise. Jener Ruf erinnert wohl an das wohlklingende „Kickerickih" unseres Haushahnes, ist aber kurz und heiser, gleichsam unvollständig, erregt also gerade, weil wir ihn mit dem Krähen des Hahnes vergleichen, unser Mißfallen. Vor dem Krähen erhebt er das Spiel und während des Lautgebens selbst schlägt er, nach Art unseres Haushahnes, mit den Flügeln. Ist eine Henne in der Nähe, so läßt er sich nach dem Krähen auch wohl herab, ihr den Hof zu machen, indem er beide Flügel breitet, den Hals einzieht und zu Boden drückt, selbst einige tanzartige, jedoch niemals gelingende Sprünge versucht. Dann stürzt er sich auf die Henne und wenn dieselbe sich nicht augenblicklich seinen Wünschen fügt, kratzt und hackt er sie, als sehe er in ihr nicht die erkorene Braut, sondern einen Nebenbuhler, welchen er mit den schärfsten Waffen zu bekämpfen hat. Nach der Begattung kräht er wieder, und dann dreht er der Henne den Rücken zu. Diese Liebeswerbung pflegt in den Morgenstunden stattzufinden; doch kommt es auch vor, daß ein Fasanhahn gegen Abend nochmals balzt; es geschieht dies namentlich dann, wenn er wenig Hennen um sich hat, so z. B. in den Thiergärten, wo man den einzelnen Hahn höchstens mit drei bis vier Hennen zusammensperrt. Mit anderartigen Hennen seiner Sippschaft paart sich jeder Fasanhahn ohne Umstände, erzielt auch mit allen wiederum fruchtbare Blendlinge, mit denen des Buntfasans (Phasianus versicolor) solche von geradezu bestrickender Schönheit.

Die befruchtete Henne sucht sich ein stilles Plätzchen unter dichtem Gebüsche, hoch aufgeschossenen Pflanzen, beispielsweise also im Getreide, in Binsen oder im Wiesengrase, kratzt hier eine seichte Vertiefung, scharrt in diese etwas Genist aus der nächsten Umgebung und legt nun ihre acht bis zwölf Eier ab, regelmäßig in Zwischenräumen von vierzig bis achtundvierzig Stunden. Nimmt man ihr die Eier weg, so legt sie deren mehr, selten jedoch über sechzehn oder achtzehn Stück. Die Eier sind kleiner und rundlicher als die der Haushenne und einfach gelblich graugrün von Farbe. Sofort, nachdem das letzte Ei gelegt ist, beginnt sie zu brüten und thut dies mit bewunderungswürdigem Eifer. Sie sitzt so fest, daß sie den gefährlichsten Feind sehr nahe kommen läßt, bevor sie sich zum Weggehen entschließt; und auch dann pflegt sie nicht davon zu fliegen, sondern in der Regel davon zu laufen. Muß sie das Nest verlassen, so bedeckt sie es leicht mit den Neststoffen oder einigen Blättern und Grashalmen, welche sie herbeischafft. Nach fünfundzwanzig- bis sechsundzwanzigtägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus. Die Alte hudert sie, bis sie vollständig trocken geworden sind und führt sie sodann vom Neste weg und zur Aesung. Bei günstiger

Witterung erstarken die kleinen, ziemlich behenden Küchlein innerhalb zwölf Tagen soweit, daß sie ein wenig flattern können, und wenn sie erst Wachtelgröße erreicht haben, bäumen sie abends mit der Alten regelmäßig. Letztere sucht sie gegen alle schädlichen Einflüsse möglichst zu schützen, gibt sich auch ihrethalben etwaigen Gefahren rücksichtslos preis, erlebt aber doch nur selten die Freude, sie alle groß werden zu sehen, weil junge Fasanen zu den weichlichsten und hinfälligsten Hühnervögeln gehören. Bis spät in den Herbst hinein halten sich die Jungen bei der Mutter und bilden mit dieser ein Gesperre; dann trennen sich zuerst die Hähne und gegen das Frühjahr hin auch die Hennen, welche nunmehr fortpflanzungsfähig geworden sind.

In Mittel- und Norddeutschland überläßt man die wenigsten Fasanen sich selbst, greift vielmehr helfend und oft genug auch hindernd ins Brutgeschäft ein. Mit Beginn des Frühlings werden von verständigen Fasanwärtern einige von den sozusagen wildlebenden Fasanen eingefangen und in den zur Zucht bestimmten Zwinger gesperrt, um hier Eier zu erzeugen; außerdem läßt man durch abgerichtete Hunde die im Freien gelegten Eier zusammensuchen, und wenn man eine genügende Anzahl von ihnen hat, setzt man, womöglich an einem und demselben Tage, so viele Truthennen zum Brüten an, wie man eben besitzt. Diesen zwar treuen, aber äußerst ungeschickten Pflegemüttern vertraut man später die jungen Fasanen an, läßt eine Masse von ihnen durch sie zertreten und reicht den Küchlein noch außerdem so ungeeignete Nahrung, daß es den Sachverständigen Wunder nimmt, wie noch immer so viele von ihnen groß gezogen werden. Für den kundigen Pfleger bietet die Aufzucht kaum Schwierigkeiten. Sie erfordert allerdings Aufmerksamkeit und eine sorgfältige Wahl der Nahrungsstoffe, je nach dem Alter der Küchlein, nicht aber so außerordentliche Vorkehrungen und namentlich so wunderbare Futtermischungen, wie einzelne Züchter glauben machen wollen.

Schwerlich gibt es ein anderes Huhn, welches so vielen Gefahren ausgesetzt ist wie der Fasan. Er unterliegt weit eher als alle Verwandten Witterungseinflüssen und wird ungleich häufiger als jene vom Raubzeuge aller Art gefangen. Sein ärgster Feind ist der Fuchs, welcher die Jagd ebenso regelrecht betreibt wie der Mensch, aber noch besser als dieser jede Gelegenheit wahrnimmt, das wohlschmeckende Wild zu berücken. Die jungen Fasanen werden von Mardern und Katzen weggenommen, die Eier im Neste von Igeln und Ratten gefressen. Habicht und Sperber, Weih und Milane thun auch das ihrige, und selbst der täppische Bussard oder der Rabe, die Krähen, Elstern und Heher nehmen manches Küchlein weg, überwältigen manchen Alten. So erklärt es sich, daß die Fasanzucht nirgends günstige Ergebnisse liefert und daß namentlich in Norddeutschland jeder einzelne Fasanbraten dem Besitzer des Geheges drei- bis viermal mehr kostet, als er werth ist.

*

Die Kragenfasanen (Thaumalea), welche in einer besonderen Sippe vereinigt werden, kennzeichnen sich durch verhältnismäßig geringe Größe, schlanken Leibesbau, buschige Kopfhaube und sehr langen Schwanz. Der Kragen des Männchens besteht aus Federn, welche im Nacken wurzeln, nach vorn und unten breiter werden und vom Halse abstehen.

„Trotzdem, daß der Goldfasan seit langer Zeit in Europa bekannt ist", sagt Bodinus mit vollem Rechte, „wird er von jedem Beschauer mit immer gleichem Entzücken beobachtet. Die Macht der Gewohnheit konnte die Freude an dem prachtvollen Farbenglanze seines Gefieders nicht abstumpfen, und wer ihn zum ersten Male sieht, kann sich kaum von dem herrlichen Anblicke losmachen." In der That, der Goldfasan, „Kinki" oder „Goldhuhn" der Chinesen (Thaumalea picta und obscura, Phasianus und Chrysolophus pictus), wahrscheinlich der Phönix der Alten, darf ein Prachtvogel genannt werden; denn seine Färbung ist ebenso schön, wie seine Gestalt ansprechend. Ein reicher, aus hoch- oder goldgelben, etwas zerschlissenen Federn bestehender Busch deckt den Kopf des Männchens und überschattet den Kragen, dessen einzelne Federn der Hauptsache



Goldfasan (Thaumalea picta). 1/4 natürl. Größe.

nach orangeroth gefärbt, aber tief sammetschwarz gesäumt sind, so daß eine Reihe gleichlaufender dunkler Streifen entsteht; die von dem Kragen größtentheils bedeckten Federn des Oberrückens sind goldgrün und schwarz gesäumt, also schuppig, die des Unterrückens und der Oberschwanzdeckfedern hochgelb, die des Gesichtes, des Kinnes und der Halsseiten weiß gelblichweiß, Unterhals und Unterleib hoch safranroth, die Deckfedern der Flügel kastanienbraunroth, die Schwingen roth graubraun, rostroth gesäumt, die Schulterfedern dunkelblau, lichter gerändert, die Schwanzfedern auf bräunlichem Grunde schwarz gemarmelt oder netzartig gezeichnet und die verlängerten schmalen Oberschwanzdeckfedern dunkelroth. Das Auge ist goldgelb, der Schnabel weißgelb, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt fünfundachtzig, die Breite fünfundsechzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge sechzig Centimeter. Beim Weibchen bildet ein trübes Rostroth, welches auf der Unterseite in Rostgraugelb übergeht, die Grundfärbung; die Federn des Oberkopfes, Halses und der Seiten sind bräunlichgelb und schwarz, die

Oberarm- und mittleren Steuerfedern ähnlich, aber breiter gebändert, die seitlichen Schwanzfedern auf braunem Grunde gelbgrau gewässert, Oberrücken und Brustmitte einfarbig. Die Länge beträgt dreiundsechzig Centimeter.

Neuerdings wird in den Thiergärten eine Spielart des Goldfasans gezüchtet, welche sich durch dunklere Färbung in allen Kleidern und Altersstufen und außerdem dadurch auszeichnet, daß die Schwanzfedern des Männchens bedeutend kürzer sind. Sie hat man unter dem Namen Thaumalea obscura unterschieden.

Der einzige Sippenverwandte, welchen man bis jetzt kennen lernte, wurde zu Ehren der Lady Amherst, welche ihn zuerst nach Europa brachte, Thaumalea Amherstiae oder Phasianus Amherstiae benannt und mag den deutschen Namen Diamantfasan führen. Nach meinem Geschmacke übertrifft er den Goldfasan an Schönheit. Der Federbusch ist auf der Stirn schwarz, im übrigen aber roth; der Halskragen besteht aus silberfarbenen, dunkler gesäumten Federn, das Gefieder des Halses, Oberrückens und der Oberflügeldeckfedern ist hell goldgrün, wegen der dunklen Vordersäume ebenfalls schuppig, das des Unterrückens goldgelb, dunkel schattirt; die Oberschwanzdeckfedern zeigen auf blaßröthlichem Grunde schwarze Bänder und Flecke, die der Unterseite sind rein weiß, die Schwingen bräunlichgrau, außen lichter gesäumt, die mittleren Steuerfedern weißgrau getüpfelt, schwarz quer gebändert und gelb gesäumt, die übrigen mehr mäusegrau, die seitlichen Oberschwanzdeckfedern wie bei dem Goldfasan lanzettförmig verlängert und korallroth gefärbt. Das Auge ist goldgelb, das nackte Wangenfeld bläulich, der Schnabel hell- der Fuß dunkelgelb. Die Länge beträgt einhundertundfünfundzwanzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge neunzig Centimeter. Das Weibchen ähnelt der Goldfasanhenne.

Südtaurien und der Osten der Mongolei bis gegen den Amur hin sowie Süd- und Südwestchina und insbesondere die Provinzen Kansu und Setschuan sind die Heimat des Goldfasans, Ostsetschuan, Yunan, Kuyscho und Osttibet die des Diamantfasans. Beide bewohnen Gebirge; der Goldfasan lebt jedoch stets in einem niedrig, der Diamantfasan in einem hoch, zwei- bis dreitausend Meter, über dem Meere gelegenen Gürtel. Dies behält auch dann Geltung, wenn beide auf einem und demselben Gebirge vorkommen, so daß man annehmen muß, einer schließe den anderen aus oder vertreibe ihn aus seinem Gebiete.

Obgleich man zugestehen muß, daß der Goldfasan anderen Arten seiner Familie im wesentlichen ähnelt, darf man ihn doch behender, gewandter, klüger und verständiger als den Edelfasan nennen. Seine Bewegungen sind höchst anmuthig. Er ist im Stande, Sätze auszuführen, welche wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit wahrhaft überraschen, weiß sich durch die dichtesten Verzweigungen mit einer Gewandtheit hindurchzuwinden, welche in Erstaunen setzt, erhebt sich auch fliegend mit viel größerer Behendigkeit als andere Fasanen. Die Stimme, welche man übrigens selten vernimmt, ist ein sonderbares Zischen. Von Hochgeistigkeit darf man auch bei ihm nicht reden, und insbesondere scheint die in seiner Familie übliche Aengstlichkeit ihm im hohen Grade eigen zu sein; wohl aber kann man behaupten, daß er sich eher als andere in veränderte Verhältnisse fügt und sich leichter als diese zähmen läßt. Jung aufgezogene gewöhnen sich bald an ihren Pfleger und unterscheiden ihn, was andere Fasanen nicht thun, mit untrüglicher Sicherheit von fremden Leuten. Alle diese Vorzüge des Goldfasans werden dem, der sich mit ihm genauer beschäftigt, sehr bald klar; gleichwohl ist er bei weitem nicht das, was er sein könnte. Es scheint fast, als ob die Liebhaber sich einbilden, daß seine Zucht und Pflege besondere Schwierigkeiten habe, während dies doch durchaus nicht der Fall ist. „In dem ziemlich allgemein verbreiteten Glauben", sagt Bodinus, „daß unser Prachtvogel, aus dem warmen Asien stammend, durchaus nicht die Einflüsse der Witterung unter unserem deutschen Himmel ertragen könne, sperren viele denselben ein, wählen für sein Unterkommen eine Behausung aus, welche den Strahlen der Sonne möglichst ausgesetzt ist, vermeiden änglich jede Nässe, suchen den Mangel der Sonnenwärme womöglich durch

einen heißen Ofen zu ersetzen und reichen, um hinreichende Kraft und Körperfülle zu erzielen, viel und schweres Körnerfutter. Bewegung hat der Vogel bloß in geringem Maße; denn ein größerer Raum ist nur mit vermehrtem Kostenaufwande abzusperren, und in einem kleineren wird es eben möglich, die Strahlen der Sonne recht kräftig auf denselben fallen zu lassen. Beobachtet man den Goldfasan jedoch genauer, so wird man bald finden, daß eine solche Behandlung ihm



Diamantfasan (Thaumalea Amherstiae). 1/4 natürl. Größe.

gewiß nicht zusagen kann, daß der trockene, von der Sonne ausgedörrte, heiße Sand, mit welchem man seinen Zwinger füllt, durchaus keinen geeigneten Boden für ihn abgibt." Gewährt man ihm einen verhältnismäßig großen, theilweise mit Rasen belegten und ebenso mit dichtem Gebüsche bepflanzten Raum, und reicht man ihm ein passendes, d. h. möglichst gemischtes, ebensowohl aus thierischen wie pflanzlichen Stoffen bestehendes Futter, so wird man ihn ebenso leicht erhalten und zur Fortpflanzung bringen können wie jeden anderen Fasan.

Der Goldfasan tritt gegen Ende des April auf die Balze. Um diese Zeit läßt er öfter als sonst seine zischende Lockstimme vernehmen, zeigt sich beweglicher als je, auch höchst kampflustig, und gefällt sich in anmuthigen Stellungen, indem er den Kopf niederbeugt, den Kragen hoch aufschwellt, die

Flügel breitet, das Spiel erhebt und Wendungen und Drehungen aller Art mit außerordentlicher Zierlichkeit ausführt. Will er die Henne herbeirufen oder seine Liebesgefühle noch anderweitig kundgeben, so läßt er etwa drei- bis viermal nach einander einen kurz abgebrochenen Ruf ertönen, welcher entfernte Aehnlichkeit mit dem Geräusche des Wetzens einer Sensenklinge hat und mit keiner anderen Vogelstimme verwechselt, aber auch nicht genauer beschrieben werden kann. Da, wo sich die Henne frei bewegen kann, beginnt sie zu Anfang des Mai zu legen, indem sie sich ein wohlverstecktes Plätzchen aussucht und hier nach anderer Fasanen Art ein liederliches Nest zusammenscharrt. Die acht bis zwölf Eier sind sehr klein und ziemlich gleichmäßig hell rostfarben oder gelbroth. In einem engen Gehege brütet die Henne selten, d. h. nur dann, wenn sie sich gänzlich unbeobachtet glaubt; man läßt deshalb ihre Eier von passenden Haushennen ausbrüten und wählt hierzu am liebsten die zwerghaften Bantams. Nach einer Bebrütung von drei- bis vierundzwanzig Tagen entschlüpfen die äußerst niedlichen Küchlein. Sie verlangen in den ersten Tagen ihres Lebens, wie alle Fasanen, große Sorgfalt, namentlich trockene Wärme, können aber bei günstiger Witterung bereits nach zwei bis drei Tagen ins Freie gebracht werden. Nicht immer folgen sie ihrer Pflegemutter, zeigen vielmehr oft Lust, ihr zu entrinnen; doch genügt zuweilen schon ein halber Tag, um sie an die Pflegerin zu gewöhnen. Nach Ablauf der ersten vierzehn Tage beginnen sie zu bäumen, und wenn sie die Größe einer Wachtel erreicht haben, fragen sie sehr wenig mehr nach der Pflegemutter. Nach etwa vier Wochen beanspruchen sie keine besondere Pflege weiter, sondern können ganz wie alte Fasanen gehalten werden.

Alles, was man zum Lobe des Goldfasans anführen kann, läßt sich, jedoch in reicherem Maße, auch vom Diamantfasan sagen. Er ist noch zierlicher, noch gewandter, behender, klüger und, was die Hauptsache, härter, gegen unser Klima weniger empfindlich als der Verwandte, welchem er übrigens so nahe steht, daß er leicht mit ihm sich paart und wiederum fruchtbare Blendlinge erzielt. Ihm blüht offenbar eine große Zukunft in unseren Thiergärten, vielleicht sogar eine solche in unseren Fasanerien; denn er besitzt alle Eigenschaften, welche den Erfolg der Einbürgerung bei uns zu Lande sichern, soweit dies überhaupt möglich ist.

In der dritten Unterfamilie vereinigt man die **Pfauen** (Pavoninae). Ihre Merkmale liegen in dem kräftigen Schnabel, dem hochläufigen, einfach oder doppelt bespornten Fuße, dem kurzen Flügel und mittellangen Schwanze, dem sehr entwickelten Oberschwanzdeckgefieder und den vielen Arten zukommenden Augenflecken, welche das Gefieder herrlich schmücken.

Als Verbindungsglieder dieser und der vorhergehend abgehandelten Unterfamilie dürfen die **Ohrpfauen** oder **Ohrfasanen** (Crossoptilon) gelten. Sie unterscheiden sich von den Fasanen durch ihren kräftigen Bau, von den Pfauen durch den Mangel der Augenflecke, besitzen aber das entwickelte Oberschwanzdeckgefieder der letzteren. Schnabel und Füße sind sehr kräftig, letztere bespornt, die Flügel mittellang und stark gerundet, die mäßig langen, abgestuften Schwanzfedern dachartig gelagert, die vier mittelsten gekrümmt und sperrig verästelt oder zerschlissen, die Wangenfedern aufwärts gerichtet und dadurch zu sogenannten Ohren gestaltet, die kleinen Federn mattfarbig und bis auf wenige glanzlos.

Unsere Kunde der Ohrpfauen schreibt sich von **Pallas** her, welcher die wissenschaftliche Welt im Jahre 1811 mit einer der vier bekannten Arten der Sippe, dem **Ohrfasan** oder **Ohrpfau**, „Maky“ oder „Blauhuhn“ der Chinesen (**Crossoptilon auritum** und coerulescens, Phasianus auritus), bekannt machte. Die Länge dieses Vogels beträgt einhundertundzehn, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge funfzig Centimeter. Das Kleingefieder ist fast gleichmäßig bläulich

aschfarben; Kehle und Ohrfedern sind weiß; die Schwingen haben schwarze, die an der Wurzel weißen Schwanzfedern stahlblaue Färbung. Das Auge ist braun, das nackte Wangenfeld hochroth, der Schnabel röthlich hornfarben, der Fuß lackroth. Beide Geschlechter sind gleichfarbig.

Eine zweite, von Swinhoe im Jahre 1862 beschriebene, gleich große, aus dem Petschebygebirge stammende Art, der Mantschurpfau (Crossoptilon mantschuricum), gelangte



Mantschurpfau (Crossoptilon mantschuricum). 1/7 natürl. Größe.

vor etwa zwölf Jahren lebend in unsere Käfige und konnte deshalb von dem Zeichner der ersten Auflage dieses Werkes nach dem Leben dargestellt werden. Auch sie trägt ein düsterfarbiges Kleid. Kehle, Gurgel, ein schmales Band, welches sich von hier aus seitlich am Kopfe hinaufzieht und zu Ohrbüscheln verlängert, sind weiß, die etwas gesträubten Kopffedern, die des Hinterhalses, Oberrückens und der Brust schwarz, die Mantelfedern licht bräunlichgrau, die Bürzelfedern gilblichweiß, die der Unterseite licht graugelb, die Schwingen und Steuerfedern gelbgrau, auf der Außenfahne dunkel gesäumt, die mittleren überhängenden, wie die Rückendeckfedern des Silberreihers, zerschlissen und grauschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe und minder entwickelte Schmuckfedern von dem Männchen.

Prezewalski beobachtete den Ohrpfau im Alaschan und Gansugebirge. Dort wird er von den Mongolen „Charataka“ oder Schwarzhuhn, hier von den Tanguten „Schjarama“ genannt. Im Alaschangebirge, woselbst er früher sehr häufig gewesen sein soll, ist er infolge des schneereichen Winters von 1869 auf 1870 auffallend selten geworden; im Gansugebirge dagegen lebt er noch in

namhafter Anzahl, und zwar ausschließlich in Gebirgswäldern, welche reich an Felsen und Gebüsch sind, bis zu einer unbedingten Höhe von dreitausendachthundert Meter, wie es scheint ausschließlich von pflanzlichen Stoffen, jungen, grünen Knospen, Berberitzenblättern, am häufigsten jedoch Wurzeln verschiedener Pflanzen sich ernährend. Im Spätherbste und Winter sieht man ihn, gewöhnlich in nicht zahlreichen Gesellschaften, auf Bäumen sitzen, wahrscheinlich, um sich von deren Knospen zu äsen; im Frühlinge und Sommer dagegen beobachtet man ihn übertages ausschließlich auf dem Boden, und nur gegen Abend bäumt er, um in der sicheren Höhe die Nacht zuzubringen. So wenigstens erzählten tangutische Jäger; denn Przewalski selbst hat niemals einen Schjarama auf einem Baume gesehen. Beim Beginne des Frühlinges lösen sich die Gesellschaften auf, und von nun an hausen die Vögel paarweise in einem bestimmten Gebiete, um zu brüten. Im Anfange des Mai saßen fast alle von Przewalski beobachteten Weibchen bereits auf den Eiern. Das Nest steht, nach Angabe der Tanguten, in dichtem Gebüsche, ist mit etwas Gras ausgekleidet und enthält fünf bis sieben Eier. Bei Beginn des Frühlinges, nachdem sich kaum die Gesellschaften aufgelöst haben, beginnen die Männchen zu locken. Ihre überaus unangenehme Stimme erinnert an das Geschrei des Pfaues, nur daß sie weniger laut und abgerissen ist. Außerdem bringen sie, Przewalski weiß nicht, ob die männlichen oder weiblichen, noch besondere dumpfe Laute hervor, welche theilweise dem Girren der Tauben ähneln. Wird der Schjarama plötzlich heftig erschreckt, so läßt er manchmal noch einen dritten Laut vernehmen. Im allgemeinen schreit das Männchen selten in unbestimmten Zwischenräumen und gewöhnlich bloß nach Sonnenuntergang, obgleich es sich auch hin und wieder ereignet, daß es schon früher oder wohl am Tage gegen Mittag seine Stimme erschallen läßt. Selbst während der Paarungszeit, wenn die einander begegnenden Männchen sofort heftig sich bekämpfen, rufen und locken sie nicht so regelmäßig wie ein Waldhuhn oder ein anderer Fasan, im Laufe eines Morgens meist so selten, daß man die Stimme eines und desselben Vogels höchstens fünf- bis sechsmal vernimmt.

Diese Unbestimmtheit des Lockens und die große Vorsicht des Schjarama erschweren, wenigstens während des Frühjahres, die Jagd ungemein. Die Schwierigkeit wird noch durch das Gepräge der Gegend vermehrt. Dichte Gebüsche an den Nordabhängen, mit Dornen ausgerüstete Sträucher, namentlich Berberitzen, wilde Rosen und dergleichen, an den Südabhängen der Schluchten, überall schroffe Felsen, überhängende Abstürze, Wald, in welchem umgestürzte Bäume und Haufen trockenen vorjährigen Laubes liegen, alle diese Eigenheiten seines Wohngebietes bieten für die Jagd so ungünstige Verhältnisse, daß sie als eine der schwierigsten bezeichnet werden darf. Niemand denkt daran, mit einem Jagdhunde auszugehen, da er in einer solchen Gegend durchaus keinen Dienst zu leisten, ja, oft dem Jäger, welcher Felsen erklettern muß, gar nicht zu folgen vermag; der Jäger ist folglich gezwungen, auf das eigene Gehör und Gesicht sich zu verlassen. Aber beide Sinne helfen wenig; denn der vorsichtige Vogel hört den Jäger fast jedesmal ankommen oder bemerkt ihn von fern und versteckt sich rechtzeitig. Nur bei seltenen Gelegenheiten, am häufigsten, wenn er plötzlich und unbemerkt überfallen wurde, fliegt er auf; gewöhnlich rettet er sich durch äußerst schnelles Laufen. Manchmal vernimmt man das Geräusch seiner Tritte aus einer Entfernung von wenigen Metern, ohne ihn im Dickichte selbst zu sehen zu bekommen, oder man sieht ihn so schnell erscheinen und wieder verschwinden, daß man nicht Zeit hat, die Flinte von der Schulter zu nehmen. Einen flüchtigen Schjarama auf der Spur zu verfolgen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; denn er verschwindet wie ein Stein, welcher ins Wasser geworfen wird. Dazu kommt, daß dieser Vogel noch obendrein gegen Wunden nicht sehr empfindlich ist, einen Schuß groben Schrotes aus verhältnismäßig geringer Entfernung verträgt und dann noch Kräfte genug hat, um davonzufliegen, oder, wenn nur der Flügel zerschmettert wurde, zu Fuße entflieht und im dichtesten Gebüsche sich verbirgt. Erhebt er sich fliegend, so geschieht dies, trotz seiner Größe, still und lautlos, so daß man ihn oft nicht wahrnimmt. Er fliegt äußerst ruhig, im allgemeinen ähnlich wie ein Auerhahn, in der Regel aber nicht weit weg, fällt wieder zu Boden herab und eilt laufend weiter.

Trotz aller Mühe gelang es Prezewalski und seinen Begleitern binnen vierzehn Tagen nicht, mehr als zwei unserer Fasanen für des ersteren Sammlung zu erlegen. Zwei tangutische Jäger, welche zu diesem Zwecke gemietet worden waren, streiften während derselben Zeit Tag für Tag im Gebirge umher, und auch sie erbeuteten nur zwei Hennen, welche sie im Neste überraschten.

Die tangutischen Jäger erlegen die Ohrfasanen hauptsächlich im Winter, wenn sie auf den Bäumen sitzen, fangen aber weit mehr, als sie mit dem Gewehre erbeuten, in Schlingen. Die Hauptbeute des Jägers bildet der Schwanz, dessen vier lange, zerschlissene Federn als höchster Schmuck für Hüte chinesischer Officiere gebraucht und schon an Ort und Stelle mit je zwanzig Pfennigen unseres Geldes bezahlt werden.

Gefangene Ohrpfauen sind sanft und zuthunlich, gewöhnen sich leicht an Käfig und Pfleger, dauern vortrefflich aus, pflanzen sich ohne sonderliche Umstände fort und vermehren sich so stark, daß auch sie unter die ausgezeichnetsten Käfigvögel gezählt werden dürfen.

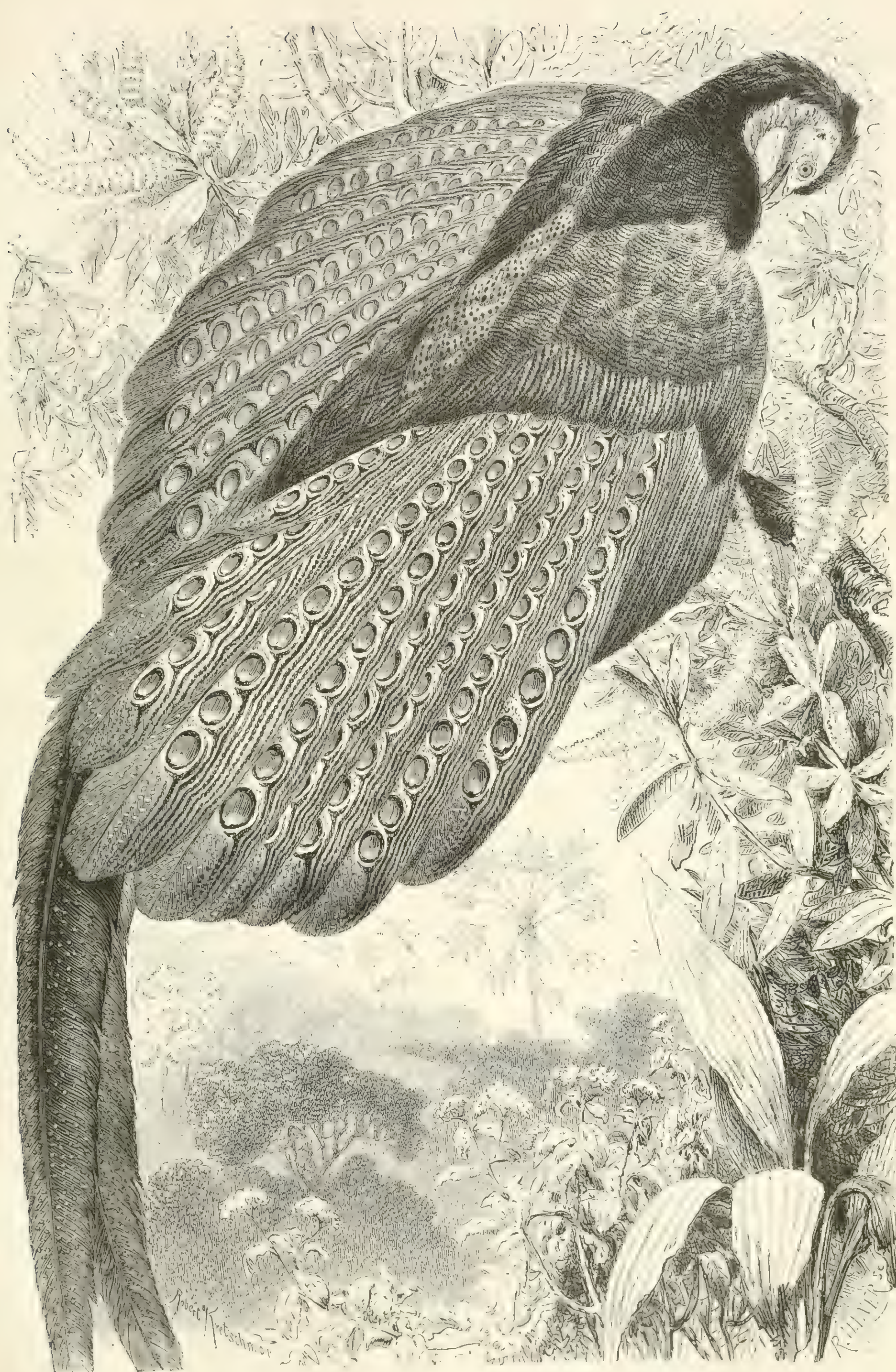
*

Im Jahre 1780 kamen die ersten Bälge eines prachtvollen Vogels, von dessen Dasein man bereits einige Kunde erlangt hatte, nach Europa und erregten hier allgemeine Bewunderung. Wenig später (1785) gab Marsden folgenden Bericht über die Lebensweise. „Der Kuau oder berühmte Argusfasan ist ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit und vielleicht der schönste unter allen. Es hält außerordentlich schwer, ihn, wenn man ihn in den Wäldern gefangen hat, einige Zeit lebendig zu erhalten. Ich habe nie gesehen, daß man ihn längere Zeit als einen Monat hat erhalten können. Er haßt das Licht von Natur. Wenn er sich an einem dunkeln Orte befindet, so ist er munter und läßt zuweilen seine Stimme hören, von welcher sein Name eine Nachahmung ist, und welche mehr kläglich als so scharf lautet wie die des Pfaues. Bei hellem Tage sitzt er ganz unbewegt. Sein Fleisch schmeckt völlig wie das Fleisch des gewöhnlichen Fasans." Raffles sagt, daß der Argus, welcher in der malaiischen Dichtung eine bedeutsame Rolle spielt, in den tiefsten Wäldern Sumatras lebt und gewöhnlich paarweise gefunden wird. Die Eingeborenen behaupten, daß er „Galangan" spiele, d. h. aufgeblasen umhertanze, nach Art der Pfauen. Salomon Müller erwähnt, daß er die starke Stimme des Vogels zum ersten Male hörte, als er im südlichen Borneo am Sakumbong, sechzig Meter über dem Meere, übernachtete, und daß der Argus bei den Banjerezen, welche Südborneo bewohnen, „Haruwe", bei den Malaien auf Sumatra aber „Kuwau" genannt werde. Jardine und Selby berichten, daß letzterer in der Zeit der Liebe seine ganze Schönheit zeige. Er trägt dann den Schweif aufrecht, die Flügel gespreizt. Die Jungen erhalten, wie unser Pfau, ihr Prachtkleid erst nach mehrmaliger Mauser. Die Eingeborenen fangen den Argus in Schlingen, weil er nicht allein außerordentlich scheu und listig ist, sondern auch in dem dichten Unterholze der Wälder sich vortrefflich zu verbergen weiß, beziehentlich durch die Uebereinstimmung seines Gefieders mit der Umgebung selbst dem scharfen Auge der Eingeborenen entrückt wird. Ein alter Malaie, welchen Wallace aufforderte, einen der Argusfasanen zu schießen, deren Stimme man in den Wäldern Malakkas beständig hörte, versicherte, binnen zwanzig Jahren seines Jägerlebens noch niemals einen erlegt, im freien Walde nicht einmal einen gesehen zu haben. Gefangen aber wird der Vogel, dessen köstliches Wildpret die Malaien nach Gebühr zu schätzen wissen, keineswegs selten. „Zu Padang, an der Westküste von Sumatra", so schreibt mir von Rosenberg, dem das „Thierleben" so viele und vortreffliche Mittheilungen verdankt, „wurde mir der Kuau von den Eingeborenen öfters lebend gebracht und gegen Bezahlung von anderthalb bis zwei Gulden für das Stück überlassen; er muß also in den Gebirgswaldungen der Insel häufig sein. Im tiefsten Walde, auf trockenen, den Sonnenstrahlen zugänglichen Blößen trifft der Reisende oder Jäger nicht selten auf sorgfältig von Zweigen und Blättern gereinigte Stellen, von denen aus nach allen Richtungen schmale Wildpfade waldeinwärts laufen. Hier, zumal um die Mittagszeit, findet sich der Arguspfau ein, um zu ruhen, zu spielen, zu kämpfen; hier sieht man ihn nach Hühnerart auf dem von

der Sonne durchwärmten Boden liegen und im Sande sich baden, günstigen Falles vielleicht auch spielen und kämpfen, und in die von hier ausgehenden Pfädchen legt der Jäger seine Schlingen. Nach Versicherung der Eingeborenen lebt er in Vielehigkeit. So lange ihn die Liebe nicht erregt, beträgt er sich in Gang und Haltung ganz wie der Pfau: die schönen Flügel werden dem Leibe eng angeschlossen und der Schwanz wagerecht ausgestreckt. Während der Paarungszeit aber sieht man das Männchen mit ausgebreiteten, bis zum Boden niedergedrückten Flügeln auf den Waldblößen balzend umherstolziren und vernimmt einen eigenthümlich schnurrenden Laut, welcher die Hennen herbeilocken soll und mit dem Rufe ‚Kuau‘, von welchem sein Name ein Klangbild ist, keine Aehnlichkeit hat. Die Henne soll sieben bis zehn weiße, denen einer Gans an Größe etwas nachstehende Eier in ein kunstloses, im dichtesten Gebüsche verborgenes Nest legen; ich selbst habe sie nie gesehen. In der Freiheit nährt sich der Kuau von Kerbthieren, Schnecken, Würmern, Blattknospen und Sämereien. Meine gefangenen Vögel zogen gebrühten Reis jeder anderen Nahrung vor. Das Wildpret ist äußerst schmackhaft.“

Bis in die neuere und neueste Zeit wurde Marsdens Ansicht, daß der Pfauenargus die Gefangenschaft nicht vertrage, von uns getheilt; seit Ende der sechziger Jahre aber gelangte auch dieser stolze Vogel nicht allzu selten lebend nach Europa. Ich habe ihn in mehreren Thiergärten gesehen, auch einigermaßen beobachten können. Seinen Namen „Fasan“ trägt er mit Unrecht: er ist, wie Rosenberg richtig hervorhebt, in Gang und Haltung, Wesen und Betragen ein Pfau, besitzt auch dessen laute Stimme, ja sogar dessen Gesichtsausdruck. Er hält sich im Sitzen fast wagerecht, trägt sich aber lässig, so daß die Arm- und die Schulterfedern getrennt und letztere tiefer als der Schwanz zu liegen kommen, die Handschwingen schleppen und die Federn der Flügelspitze ebenfalls gesondert auf den Handschwingen liegen, geht mit weiten Schritten und nickt bei jedem derselben mit dem Kopfe, welcher eingezogen zwischen den Schultern sitzt und nur beim Schreiten vorgeworfen wird, läuft geschickt längs eines Zweiges dahin, springt mit oder ohne Zuhülfenahme der Flügel über sehr weite Entfernungen, fliegt mit schweren Flügelschlägen, bäumt am liebsten auf den obersten Sitzstangen seines Käfiges, im Freileben also offenbar auf hohen Bäumen, schreit sehr laut „Huun auua“ oder „Hua auu“, wirft dabei den Kopf in den Nacken, sperrt den Schnabel weit auf und zuckt beim Ausstoßen von jedem der beiden Laute mit dem Kopfe, schlägt dann und wann auch den Schwanz in das Rad: alles, wie der Pfau thut. Leider ist er in der That sehr hinfällig, darf bei uns zu Lande nicht ins Freie gebracht werden und beschränkt daher die Beobachtung in jeder Beziehung.

Der Argusfasan, richtiger Pfauenargus oder Arguspfau (Argus giganteus und pavoninus, Argusanus Argus und giganteus), unterscheidet sich von allen bekannten Vögeln dadurch, daß die Federn des Ober- und Vorderarmes außerordentlich verlängert, nach der Spitze zu verbreitert, dabei weichschaftig, aber hartfahnig, die Handschwingen hingegen sehr kurz sind. Der Schnabel ist gestreckt, schwach, an der Spitze sanft gewölbt, seine ganze Wurzelhälfte bekleidet mit einer Wachshaut, in welcher die geschlitzten, unter einem Deckel verborgenen Nasenlöcher liegen, die Schneide an der Wurzel ausgebuchtet, der Schneidenrand sanft geschwungen, der Unterschnabel im ganzen seicht gewölbt, der Fuß lang, schwach und nicht mit Sporen bewehrt, der Fittig kurz und gerundet, der aus zwölf sehr breiten, dachartig übereinander liegenden Federn gebildete Schwanz ungemein lang und stark abgestuft, weil sich namentlich die beiden mittleren Federn auffallend über die anderen verlängern. Das Gesicht ist nackt, die Kopfmitte, von dem schneppenartig in die Stirn einspringenden Schnabel an, mit einem schmalen und niedrigen, aus sammetigen Federn gebildeten Kamme bekleidet, welcher sich auf der Kopfmitte helmraupenartig nach vorn biegt, der Nacken mit haarigen, zweizeilig geordneten, kurzen Federn bedeckt, das Kleingefieder sehr dicht und locker. Von der eigenthümlichen Pracht des Gefieders sieht man am ruhig sitzenden Vogel, mit alleiniger Ausnahme der Augenflecke auf der letzten Armschwinge, gar nichts; sie tritt erst beim Ausbreiten der Flügel und des Schwanzes zu Tage. Die kurzen Scheitelfedern sind sammetschwarz, die haar-



Band VI. Argusfasan.

artigen des Hinterhalses gelb und schwarz gestreift, die Nacken- und Oberrückenfedern auf bisterbraunem Grunde lichtgelb geperlt und gestreift, die des Mittelrückens auf gelbgrauem Grunde mit runden dunkelbraunen Tüpfeln gezeichnet, die der Unterseite ziemlich gleichmäßig rothbraun, schwarz und lichtgelb gebändert und gewellt. Auf der Außenfahne der Armschwingen stehen längliche dunkelbraune, von einem lichteren Hofe umgebene Tüpfel in dichter Reihe auf grauröthlichem Grunde; der Wurzeltheil der Innenfahne ist zunächst dem Schafte auf graurothem Grunde fein weiß gepunktet, im übrigen wie die Außenfahne gezeichnet. Auf den langen Oberarmdeckfedern herrscht ein schönes dunkles Rothbraun als Grundfärbung vor; hell grauröthliche Streifen, welche rothbraune, von einem dunkeln Hofe umgebene Punktreihen zwischen sich aufnehmen, gilblichweiße Flecke, Linien und Schmitze, bräunlichrothe Netzbänder und endlich große schillernde, dunkel begrenzte, licht gesäumte Augenflecke bilden die Zeichnung. Diese Augenflecke stehen hart am Schafte auf der Außenfahne und treten auf den Unterarmfedern deutlicher hervor als auf den Schulterfedern. Die längsten Schwanzfedern sind schwarz, die Schäfte innen aschgrau, außen rothbraun, beide Fahnen mit weißen, von einem schwarzen Hofe umgebenen Flecken geziert; die übrigen Steuerfedern ähneln ihnen, nur daß sich die kleineren Flecke mehr in Reihen ordnen und dichter stehen. Der Augenring ist rothbraun, der Schnabel elfenbeinweiß, das nackte Gesicht hell aschblau, der Fuß hell karminroth. Die Gesammtlänge beträgt 1,7 bis 1,8 Meter, wovon die Mittelschwanzfedern 1,2 Meter wegnehmen, die Länge des eigentlichen Fittiges fünfundvierzig, die der längsten Unterarmfedern aber fünfundsiebzig Centimeter. Die Henne ist bedeutend kleiner und viel einfacher gestaltet und gezeichnet. Die Federn des Kopfes sind schwarz und gelb gebändert, die der Oberbrust und des Nackens schön rothbraun und deutlich schwarz gewellt, die der übrigen Oberseite braungelb und schwarz gebändert, die der Unterseite lichtbraun, schwarz und gelb in die Quere gewellt, die Handschwingen auf braunem Grunde schwarz gemarmelt, die Unter- und Oberarmfedern auf schwarzem Grunde mit vielfach verschlungenen und gekrümmten gelben Linien, wie mit Schriftzeichen bedeckt, die Schwanzfedern auf dunkel rothbraunem Grunde in ähnlicher Weise mit lichteren Farbentönen gezeichnet.

*

Die Spiegelpfauen (Polyplectron) dürfen als Verbindungs- oder Mittelglieder zwischen den Argusfasanen und den Pfauen angesehen werden. Sie sind klein, schlank, ihre Flügel kurz, stark gerundet, unter den Schwingen die fünfte und sechste die längste, die Oberarmfedern noch bedeutend verlängert, die sechzehn Schwanzfedern dachförmig gestellt, lang, an der Spitze verbreitert, nach der Mitte zu schwach gesteigert, die Oberschwanzdeckfedern theilweise verlängert und so gestaltet und gezeichnet, daß sie die eigentlichen Steuerfedern in Form, Färbung und Zeichnung gewissermaßen wiederholen, die langen und dünnen Läufe mit zwei bis sechs Sporen bewehrt, die Zehen kurz, die Nägel klein; der Schnabel ist mittellang, dünn, gerade, seitlich zusammengedrückt, oben gegen die Spitze seicht gebogen, an seiner Wurzel mit Federn bedeckt; das Gefieder des Männchens wird durch Augenflecke, welche sich namentlich auf dem Schwanze, sonst noch auf dem Mantel und den Flügeldeckfedern zeigen, außerordentlich geziert.

Bei dem Urbilde der Sippe, dem Spiegelpfau oder Tschinquis (Polyplectron bicalcaratum und Chinquis, Pavo bicalcaratus und chinensis, Polyplectrum, Diplectron oder Diplectrum bicalcaratus und Chinquis, Diplectropus bicalcaratus und Chinquis), sind Kopf und Oberhals graubraun, fein schwarz gewellt und gepunktet, Unterhals, Brust und Bauchmitte braun, deutlicher braunschwarz in der Quere gebändert und reihenartig lichtgelb getüpfelt, die Mantelfedern graugelblich, mit kleinen grauschwärzlichen Binden und alle Federn mit je einem runden, von Grüngrau in Purpur schillernden Augenflecken geziert, die Rücken-, Bürzel- und die großen Schwanzdeckfedern mattbraun, fein ockergelb gefleckt und gepunktet, die Handschwingen bisterbraun und graugefleckt, die Steuerfedern und die langen Oberschwanzdeckfedern

mattbraun, lichtgrau gefleckt und sämmtlich vor ihrer Spitze auf jeder Fahne mit einem großen, ebenfalls grünblauen, purpurschillernden, schwarz eingefaßten Augenflecken geschmückt. Das Auge ist glänzend gelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt sechzig Centimeter, wovon fünfundzwanzig Centimeter auf den Schwanz kommen. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Schwanz, schwielige Höcker an Stelle der Sporen und minder glänzende Färbung des Gefieders.



Spiegelpfau (Polyplectron bicalcaratum). 1/4 natürl. Größe.

Assam, Silhet, Arakan und Tenasserim bis gegen Mergui hin sind die Länderstriche, in welchen der Tschinquis gefunden wird. Ueber sein Freileben sind wir nicht unterrichtet. Alle Spiegelpfauen sollen möglichst versteckt in den tiefen Waldungen leben, viel auf dem Boden und hauptsächlich im dichten Gebüsche sich aufhalten, demgemäß auch selten gesehen werden. In wie weit diese Angaben richtig sind, vermag ich nicht zu bestimmen; wohl aber glaube ich erwähnen zu müssen, daß es nicht besonders schwer halten kann, unsere Scharrvögel zu fangen und an den Käfig, bezüglich an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, da man sie nicht eben selten in der Gefangenschaft sieht. Auch in unsere Käfige gelangen sie dann und wann, halten recht gut aus, schreiten jedoch nur ausnahmsweise zur Fortpflanzung. Alle, welche ich beobachtete, hielten sich

möglichst versteckt unter Büschen auf und traten nur, wenn sie sich ungesehen wähnten, in den freien Raum des Käfiges heraus. Ihr Betragen hat größere Aehnlichkeit mit unseren Haushühnern, namentlich mit Hennen, als mit Pfauen; doch sagte mir ein Wärter, daß das Männchen im Frühlinge, also während der Paarzeit, seinen Schwanz etwas breite und dann in sehr stolzer Haltung einhergehe. Die Haltung ist überhaupt eine ebenso zierliche wie anmuthige, der Eindruck auf den Beobachter daher ein äußerst günstiger. In einem sehr geräumigen, sonnigen, dicht mit niedrigem Gebüsche bepflanzten und ungestörten Fluggebauer dürften Spiegelpfauen bestimmt zur Fortpflanzung schreiten. Eine Henne des Londoner Thiergartens hatte zwar selbst noch keine Eier gelegt, schien aber vom besten Willen beseelt zu sein, Küchlein zu erziehen; denn sie hatte die einer Haushenne in Pflege genommen und bemutterte die Kleinen mit einer Zärtlichkeit, als ob es ihre eigenen Kinder wären. Im Antwerpener Thiergarten soll ein Pärchen genistet haben.

*

Die Pfauen (Pavo) unterscheiden sich von sämmtlichen anderen Hühnern durch die über alles gewohnte Maß entwickelten Oberschwanzdeckfedern, welche demgemäß als ihr wichtigstes Kennzeichen angesehen werden müssen. Sie sind die größten aller Hühner, kräftig gebaut, ziemlich langhälsig, kleinköpfig, kurzflügelig, hochbeinig und langschwänzig. Der Schnabel ist ziemlich dick, auf der Firste gewölbt, an der Spitze hakig herabgekrümmt, der hochläufige Fuß beim Männchen gespornt, der Fittig, in welchem die sechste Schwinge die anderen überragt, kurz, der aus achtzehn Federn bestehende Schwanz merklich gesteigert. Das Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib, ziert den Kopf mit einem aufgerichteten und langen, entweder aus schmalen oder aus nur an der Spitze bebarteten Federn bestehenden Busche, läßt aber die Augengegend frei. Seine Schönheit erreicht es im dritten Jahre des Alters. Das Vaterland beschränkt sich auf Südasien.

Der Pfau (Pavo cristatus), welchen wir als den Stammvater des schönsten unserer Hofvögel anzusehen haben, ist auf Kopf, Hals und Vorderbrust prachtvoll purpurblau mit goldenem und grünem Schimmer, auf dem Rücken grün, jede Feder kupferfarbig gerändert und muschelartig gezeichnet, auf dem Flügel weiß, schwarz quer gestreift, auf der Rückenmitte aber tiefblau, auf der Unterseite schwarz; die Schwingen und Schwanzfedern sind licht nußbraun, die Federn, welche die Schleppe bilden, grün durch Augenflecke prächtig geziert, die Federn der Haube, zwanzig bis vierundzwanzig an der Zahl, tragen nur an der Spitze Bärte. Das Auge ist dunkelbraun, der nackte Ring um dasselbe weißlich, der Schnabel und Fuß hornbraun. Die Länge beträgt einhundertundzehn bis einhundertundfünfundzwanzig, die Fittiglänge sechsundvierzig, die Schwanzlänge sechzig Centimeter; die Schleppe mißt 1,2 bis 1,3 Meter. Beim Weibchen ist der Kopfbusch bedeutend kürzer und dunkler gefärbt als beim Männchen; Kopf und Oberhals sind nußbraun, die Federn des Nackens grünlich, weißbraun gesäumt, die des Mantels lichtbraun, fein quer gewellt, die der Gurgel, Brust und des Bauches weiß, die Schwingen braun, die Steuerfedern dunkelbraun mit einem weißen Spitzensaume. Die Länge beträgt etwa fünfundneunzig, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge dreiunddreißig Centimeter.

Der Pfau bewohnt Ostindien und Ceylon und wird in Assam und auf den Sunda-Inseln, namentlich auf Java, durch zwei verwandte Arten vertreten. Er bewohnt Waldungen und Dschungeldickichte, insbesondere bergiger Gegenden, solche, welche von offenem Lande umgeben oder von Schluchten durchzogen werden, häufiger als die, welche mit unserem Hochwalde zu vergleichen sind. Im Neilgherry und an Gebirgen Südindiens steigt er bis in einen Gürtel von zweitausend Meter über dem Meere empor, fehlt jedoch im Himalaya; auf Ceylon findet er sich ebenfalls vorzugsweise im Gebirge. Nach Williamson bilden Waldungen mit dichtem Unterwuchse oder hohem Grase seine Lieblingsplätze, vorausgesetzt, daß es ihnen an Wasser nicht fehlt; ebenso gern hält er sich in Pflanzungen auf, welche ihm Deckung gewähren und einzelne hohe, zur Nachtruhe geeignete

Bäume haben. In vielen Gegenden Indiens gilt er als ein heiliger und unverletzlicher Vogel, dessen Tödtung in den Augen der Eingeborenen als Verbrechen angesehen wird und jeden Uebertreter in Lebensgefahr bringt. In der Nähe vieler Hindutempel halten sich zahlreiche Herden von halbwilden Pfauen auf, deren Pflege mit zu den Obliegenheiten der Geistlichen gehört, werden sich hier des ihnen gewährten Schutzes bald bewußt und zeigen, wenigstens dem Hindu gegenüber, kaum größere Scheu als diejenigen, welche auf dem Hühnerhofe erwuchsen.

Tennent versichert, daß niemand, welcher den Pfau nicht selbst in seiner einsamen Wildnis sah, eine Vorstellung von seiner Schönheit gewinnen kann. In denjenigen Theilen von Ceylon, welche selten von Europäern besucht werden, und wo der Pfau keine Störung erleidet, ist er so außerordentlich häufig, daß man bei Tage hunderte zu gleicher Zeit sieht und nachts vor dem fortwährenden und lauten Geschrei nicht schlafen kann. Am prachtvollsten nimmt er sich aus, wenn er gebäumt hat und die lange Schleppe, bald halb von den Blättern verborgen, bald ausgebreitet, dem Baume selbst zu einem wunderbaren Schmucke wird. Williamson behauptet, daß er in einzelnen Theilen Indiens zu gleicher Zeit zwölf- bis funfzehnhundert Pfauen gesehen, sie aber gewöhnlich in Banden von dreißig bis vierzig Stück gefunden habe. Uebertages halten sich diese Gesellschaften meist auf dem Boden auf, und nur in den Vormittags- und Abendstunden kommen sie auf die Blößen oder Felder heraus, um hier sich zu äsen. Verfolgt, sucht sich der Pfau so lange wie möglich laufend zu retten, und erst wenn er einen gewissen Vorsprung erreicht hat, entschließt er sich zum Fluge. Dieser ist schwerfällig und rauschend. Der Vogel erhebt sich gewöhnlich nicht über Schußhöhe und fliegt selten weit. Williamson meint, daß man glauben werde, ein im Flügel verwundeter Pfau stürze schwer auf den Boden herab; dem aber sei nicht so: der geschädigte raffe sich vielmehr in der Regel sehr bald wieder auf und laufe dann so rasch dahin, daß er unter zehn Fällen neunmal dem Jäger entkomme, wenn dieser ihm nicht unmittelbar auf der Ferse folge. Vor einem Hunde oder überhaupt einem größeren vierfüßigen Raubthiere scheut sich der Pfau weit mehr als vor dem Menschen, wahrscheinlich weil er an Wildhunden und an den Tigern schlimme Erfahrungen gemacht hat. Wird ein Hund auf seine Fährte gebracht, so bäumt er sobald wie möglich, und wenn dies geschehen ist, läßt er sich so leicht nicht vertreiben. In Indien ergraute Jäger schließen da, wo es Tiger gibt, von dem Benehmen der Pfauen mit aller Sicherheit auf das Vorhandensein eines jener Raubthiere.

Als echter Hühnervogel wählt sich der Pfau seine Nahrung ebensowohl aus dem Thier- wie aus dem Pflanzenreiche. Er frißt alles, was unser Huhn genießt, ist aber vermöge seiner Größe und Stärke im Stande, auch kräftigere Thiere zu bewältigen, so namentlich Schlangen von ziemlicher Länge, welche von ihm theilweise gefressen, mindestens getödtet werden. Wenn das junge Getreide schoßt, findet er sich regelmäßig auf den Feldern ein, um hier sich zu äsen, und wenn die Pipulbeeren reifen, frißt er davon so viel, daß sein Wildpret einen bitteren Geschmack annimmt.

Je nach der Oertlichkeit brütet der Pfau früher oder später im Jahre, in Südindien gewöhnlich gegen Ende der Regenzeit, im nördlichen Theile des Landes in den Monaten, welche unserem Frühlinge entsprechen, also vom April an bis zum Oktober. Nach Irby verliert der Hahn in Aud seine Schleppe im September und hat sie erst im März wieder vollständig erhalten, kann also dann erst an die Paarung denken. Er entfaltet jetzt vor dem Weibchen die volle Schönheit seines Spieles und benimmt sich überhaupt in derselben Weise wie seine gezähmten Nachkommen. Das Nest, welches man gewöhnlich auf einer erhöhten Stelle, im Walde unter einem größeren Busche findet, besteht aus dünnen Aestchen, trockenen Blättern und dergleichen und ist ebenso unordentlich gebaut wie das anderer Hühnerarten. Das Gelege zählt, laut Jerdon, vier bis acht oder neun, laut Williamson, zwölf bis funfzehn Eier. Sie werden von der Henne mit großem Eifer bebrütet und nur im äußersten Nothfalle verlassen. „Bei verschiedenen Gelegenheiten", sagt der erstgenannte, „habe ich wilde Pfauhennen auf ihrem Neste beobachtet. Falls ich sie nicht störte, rührten sie sich nicht, auch wenn sie mich unzweifelhaft gesehen hatten." Das Jugendleben verläuft wie das anderer Hühner.

Obgleich man nicht sagen kann, daß der Pfau zu dem gesuchten Wilde der indisch-europäischen Jäger gehört, vermag anfänglich doch keiner von ihnen der Versuchung zu widerstehen, einen in der Luft dahinstreichenden Hahn herabzuschießen. Das Wildpret alter Vögel ist zwar nur zur Suppe gut genug, das der halberwachsenen aber ganz ausgezeichnet wegen seiner Weichheit und des vortrefflichen Wildgeschmackes. In Gegenden, wo Pfauen häufig und nicht heilig gesprochen sind, werden viele von ihnen in Schlingen, Netzen und anderen Fallen gefangen und lebend auf den Markt gebracht. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, müssen aber doch schon ein gewisses Alter erreicht haben, weil die Jungen schwer aufzuziehen sind.

Die Zeit, in welcher der Pfau zuerst nach Europa gelangte, ist nicht festgestellt. Alexander der Große kannte ihn als gezähmten Vogel nicht; denn er bewunderte ihn, als er ihn während des Zuges nach Indien zum ersten Male wild sah, und brachte, wie die Sage berichtet, gezähmte mit sich nach Europa. Zu Perikles' Zeit soll der Pfau noch so selten in Griechenland gewesen sein, daß Leute aus weiter Ferne kamen, um ihn zu sehen. Aelian erwähnt, daß ein Hahn tausend Drachmen oder etwa vierzehnhundert Mark unseres Geldes werth gewesen sei. Aristoteles, welcher Alexander nur zwei Jahre überlebte, schildert ihn als einen überall im Lande gewöhnlichen und wohlbekannten Vogel. Bei den Gelagen der römischen Kaiser spielte er bereits eine hervorragende Rolle. Vitellius und Heliogabalus setzten den Gästen gewaltige Schüsseln vor, welche aus Zungen und Hirn der Pfauen und den theuersten Gewürzen Indiens bestanden. Zu Samos wurde er im Tempel der Juno gehalten und auf den Münzen abgebildet. In Deutschland und England scheint er im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte noch sehr selten gewesen zu sein, weil englische Barone ihren Reichthum dadurch bewiesen, daß sie bei großen Schmäusen einen gebratenen Pfau auftragen ließen, welcher mit den eigenen Federn geschmückt und mit (damals noch sehr seltenen) Pflaumen umgeben war. Geßner, dessen Naturgeschichte 1557 erschien, kannte ihn sehr genau und gibt bereits eine ausführliche Beschreibung von ihm: „Vnder dem grossen gevögel hat der Pfaw den preiß, an seiner gestalt, am verstand vnd seiner herrlichkeit. Er verwundert sich ob seiner schönen zierde, vnd wenn jhn jemand lobt vnd schön nennet, so streckt er schnell seine geblümbten vnd goldfarbnen Federn auß, vnd erzeigt dieselbigen als einen schönen Blumengarten: schiltet man aber jhn, so verbirgt er seinen Wädel, vnd bezeuget damit, daß er seinen schmeher hasse. So er gelobt, streckt er seinen Schwantz auß: so bald er aber seine vngestaltete Bein ansiehet, wirt er trawrig, vnd läst jhn widerumb nider. So er zu Nacht erwachet, vnd sich selbst in der Finsternus nicht besichtigen mag, schreyet er gantz forchtsam, vnd vermeint er habe sein schöne verlohren. Der Pfaw weiß nicht allein daß er der schönest ist auß allen Vögeln, sonder er weiß auch wo die schöne am meinsten gelegen ist, darumb richtet er seinen Halß auff, vnd wirt auß seinen Federn, welche jhn dann zieren, sehr stolz und hochmütig, dann damit machte er seine zuseher forchtsam. Wenn er aber einen erschrecken wil, so streckt er seine Federn erstlich auß, darnach knastelt er mit denen, vnd machet mit seinem hohen und stoltzen Haupt als einen dreyfachen Strauß. So er sich erkülen wil, so streckt er allenthalbe die Federn für sich, machet jhm also einen schatten, vnd treibt alle hitz hinweg. Wenn aber jhn hinden ein Wind anbläset, so streckt er allgemach seine Flügel auß, damit jhm die Lufft darein gehe, vnd er also erkület werde. Lobt man jhn so erzeigt er seine Hoffart, als ein schön Kind oder ein schön Weib, dann also richtet er nach einer ordnung seine Federn auff, daß sie einem schönen Lustgarten, oder einem vielfältigen Gemähl ähnlich werden. Er stellet sich auch für die Mahler so jhn abconterfeyten wöllen gantz still, damit sie jhn gründtlich besichtigen vnd abmahlen können, als Aelianus aufweiset. Der Pfaw ist gar ein sauberer Vogel, darumb gehet er ordentlich daher, damit er sich nicht verunreinige, vnd dieweil er noch jung, etwan nassz vnd vnfletig wirdt, stirbt er offt darvon, als der nichts vnreines erleiden mag".

Im wesentlichen sind wir noch heute so ziemlich derselben Ansicht wie der alte Geßner. Der hervorstechendste Zug des Pfaues ist allerdings Stolz und Eitelkeit, und er bekundet diese nicht bloß seinem Weibchen, sondern auch dem Menschen gegenüber. Aber er ist außerdem selbstbewußt

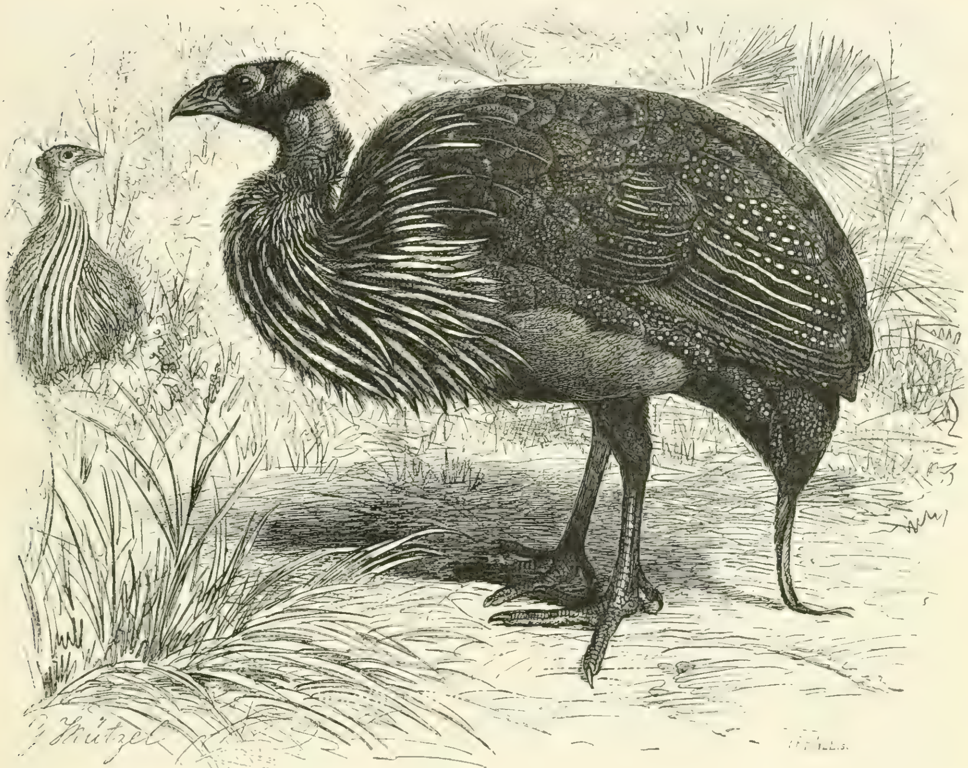
und herrschsüchtig. Auf dem Hühnerhofe macht er sich oft unleidlich, weil er, ohne erzürnt worden zu sein, schwächere Thiere überfällt und mit hämischer Bosheit mißhandelt oder sogar tödtet. Zuweilen läßt er sich freilich auch verleiten, mit Truthühnern anzubinden; dann aber folgt dem frevelhaften Beginnen die Strafe regelmäßig auf dem Fuße nach. Pfauen und Truthühner, welche frei umherschweifen, liegen in beständigem Streite mit einander. Zuerst kämpfen gewöhnlich zwei Pfauhähne mit großer Erbitterung unter sich; dann pflegt der geschlagene sich auf einen der umherstolzirenden Truthähne zu stürzen. Dieser aber ruft augenblicklich die Gefährten zu Hülfe, der Streit ist sofort beendet, und alle Puterhähne, ja selbst alle Hennen vereinigen sich in dem Bestreben, den stolzen Asiaten zu züchtigen. Dann muß dieser unter allen Umständen Fersengeld geben und wird manchmal arg zerzaust und zerhackt.

Der Winter ficht den Pfau wenig an: er behält, auch wenn er einen warmen Stall hat, selbst bei der strengsten Kälte die erhabenen Schlafplätze bei, welche er sich im Sommer wählte, und läßt sich bei Schneefall unter Umständen ruhig einschneien, leidet davon auch keinen Schaden. Wenn er größere Freiheit genießt, zeigt er sich anspruchslos, nimmt mit gewöhnlichem Hühnerfutter vorlieb, sucht sich aber freilich bei seinen Spaziergängen im Hofe und Garten viele Nahrungsmittel selbst. Grünes der verschiedensten Art scheint ihm unentbehrlich zu sein. Die Henne brütet nur dann eifrig, wenn sie sich vollständig ungestört weiß. Sie versteht meisterhaft, einen passenden Platz zum Nisten zu wählen, benutzt hierzu die verschiedensten Oertlichkeiten, verfährt aber stets mit Umsicht. Nach dreißigtägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, und wenn die Alte beim Brüten nicht gestört wurde, nimmt sie sich ihrer treulich an, leitet, hudert und vertheidigt sie nach besten Kräften, zeigt sich überhaupt sehr besorgt um sie. Wurde sie aber während des Brütens öfters gestört, so nimmt sie in der Regel mehr auf sich als auf die Küchlein Rücksicht und läßt diese namentlich in der Nacht oft in abscheulicher Weise im Stiche, indem sie, unbekümmert um die Hülflosigkeit der Jungen, ihren gewohnten Schlafplatz aufsucht. Die Jungen wachsen günstigen Falles ziemlich rasch heran, lassen sich im dritten Monate ihres Lebens bereits nach dem Geschlechte unterscheiden, erhalten aber die volle Pracht ihres Gefieders, ihre Zeugungs- und bezüglich ihre Fortpflanzungsfähigkeit erst im dritten Jahre ihres Lebens.

Meleagers Schwestern, untröstlich über den Tod ihres Bruders, wurden in Vögel verwandelt, deren Gefieder wie mit Thränentropfen besprengt erscheint. So berichtet die Sage und belehrt uns dadurch, daß die Alten diese Vögel, welche wir Perlhühner nennen, bereits gekannt haben. Verschiedene Schriftsteller des Alterthums schildern sie so genau, daß wir wenigstens annähernd die beiden Arten, welche sie kannten, bestimmen können. Nebenbei erfahren wir, daß Perlhühner in Griechenland sehr häufig gehalten wurden, so daß arme Leute sie als Opfer darbringen konnten. Nach der Römerzeit scheinen sie wenig beachtet worden oder gar aus Europa verschwunden zu sein; denn erst im vierzehnten Jahrhundert verlautet wiederum etwas über sie. Bald nach Entdeckung Amerikas nahmen die Schiffer die gewöhnlichste Art mit nach der Neuen Welt hinüber, und hier fand sie ein ihr in so hohem Grade zusagendes Klima, daß sie bald verwilderte.

Die Perlhühner (Numidinae), welche eine anderweitige Unterfamilie der Fasanvögel bilden, kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurze Flügel, mittellangen Schwanz, sehr verlängerte Oberschwanzdeckfedern, überhaupt reiches Gefieder, mittelhohe, gewöhnlich sporenlose, kurzzehige Füße, kräftigen Schnabel, mehr oder weniger nackten, mit Federbusch, Holle, Krause, Helm und Hautlappen verzierten Kopf und Oberhals und sehr übereinstimmende Färbung und Zeichnung, welche aus einer lichten Perlfleckung auf dunklem Grunde besteht und, wie die Kopfzierde, beiden Geschlechtern gemeinsam ist.

Als das edelste Mitglied der Unterfamilie sehe ich das ostafrikanische Geierperlhuhn (Numida vulturina, Acryllium vulturinum) an. Es vertritt die Untersippe der Königsperlhühner (Acryllium), welche sich nicht unwesentlich von allen anderen unterscheidet. Der Leib ist gestreckt, der Hals lang und dünn, der kleine Kopf nackt, nur durch eine Krause geschmückt, welche sich von einem Ohre zum anderen über den Hinterkopf zieht und aus sehr kurzen sammetartigen Federn besteht; die Halsfedern sind lanzettförmig, die Oberarmschwingen beträchtlich über



Geierperlhuhn (Numida vulturina). ¼ natürl. Größe.

die Handschwingen, die mittleren Steuerfedern über die seitlichen verlängert; der Schnabel ist kräftig, kurz, sehr stark gebogen und der Oberschnabel mit deutlichem Haken übergekrümmt, der Fuß hochläufig und mit einer Sporenwarze ausgerüstet.

Das Gefieder zeigt in seiner Weise dieselbe Pracht wie das Federkleid des schönsten Fasans. Die Krause ist dunkel rothbraun, der Hals ultramarinblau, schwarz und silberweiß in die Länge gestreift, da jede einzelne der schmalen und langen Federn auf schwarzem, fein grau getüpfeltem Felde einen vier Millimeter breiten weißen Mittelstreifen und breite ultramarinblaue Säume zeigt; auf den kurzen Mittelbrustfedern verliert sich diese Zeichnung, und es tritt dafür ein reines Sammetschwarz, auf den Seitenbrustfedern aber ein prachtvolles Ultramarinblau auf; die Oberrückenfedern zeigen noch die lichten Mittelstreifen, nicht aber die blauen Säume; es kommt dafür eine höchst zierliche, aus schwarz- und weißgrauen Wellenlinien und Pünktchen bestehende Zeichnung zur Geltung; das übrige Gefieder ist auf dunkel- oder schwarzgrauem Grunde äußerst fein licht marmorirt und geperlt; jeder einzelne Perlfleck wird von einem schwarzen Hofe umschlossen; auf den Federn der Weichengegend und des Bauches nehmen die Perlflecken an Größe zu, auf denen, welche

über den reinblauen der Seitenbrust sich finden, wird jeder dunkle Hof noch von lilafarbenen Streifen umgeben, welche sich wie Gitterwerk ausnehmen; auf der Außenfahne der Schulter- und Oberarmfedern fließen die Perlen in schmale weiße Streifen zusammen; die Außenfahnen der ersten vier oder fünf Oberarmfedern werden aber noch außerdem durch breite lilafarbene Säume, welche vereint ein schmales Spiegelfeld bilden, geschmückt. Die Länge beträgt etwa sechzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Die Schopfperlhühner, welche ebenfalls als Vertreter einer besonderen Untersippe (Guttera) angesehen werden, kennzeichnen sich durch den Kopfschmuck, welcher aus einem vollen Busche besteht; die Kehllappen fehlen auch ihnen; die nackte Halshaut aber bildet unten so tiefe Falten, daß sie hier wie gelappt aussieht. Der Schnabel ist sehr kräftig, der Fuß mittelhoch, der Schwanz kurz und stark nach innen gekrümmt. Das Gefieder des Haubenperlhuhnes, „Khanga“ der Bewohner Sansibars (Numida Pucherani und mitrata), ist oben wie unten schön blauschwarz, viel dunkler als bei anderen Perlhühnern; die Perlzeichnung besteht aus sehr kleinen runden oder eiförmigen Flecken, welche sich gleichmäßig über das ganze Gefieder vertheilen, an der Außenfahne der Oberarmflügeldeckfedern aber zu Bändern verschmelzen; die Handschwingen sind braungrau, fast ungefleckt, die Vorderarmschwingen auf der Außenfahne breit weiß gesäumt, so daß hier ein deutlicher Spiegel entsteht, die Federn des Kopfbusches matt sammetschwarz, der Oberkopf und der nackte Vorderhals lackroth, der faltige Hinterhals dunkel grauviolett, das Auge dunkelbraun, der Schnabel horngelb, an der Wurzel bläulich, der Fuß dunkel aschgrau, fast schwarz. Die Länge beträgt etwa funfzig Centimeter.

Die Helmperlhühner (Numida) endlich, welche wir als die Urbilder der Unterfamilie ansehen, tragen ein mehr oder minder langes Horn auf der Scheitelmitte und zwei Haut- oder Fleischlappen hinten am Unterkiefer. Beim Hornperlhuhne (Numida cristata und aegyptiaca, Guttura cristata), Stammvater unseres Hausthieres, sind Oberbrust und Nacken ungefleckt lilafarben, Rücken und Bürzel auf grauem Grunde mit kleinen weißen, dunkler umrandeten Perlflecken besetzt, welche auf den Oberflügeldeckfedern größer werden, theilweise auch zusammenfließen und sich auf der Außenfahne der Armschwingen in schmale Querbänder umwandeln, die unteren Theile auf grauschwarzem Grunde ziemlich gleichmäßig mit großen runden Perlflecken geziert, die Schwingen bräunlich, auf der Außenfahne weiß gebändert, auf der inneren unregelmäßig gebändert und getupft, die dunkelgrauen Steuerfedern schön geperlt und nur die seitlichen theilweise gebändert, weil auch hier die Flecken zusammenfließen, die Lappen breit und ziemlich lang. Das Auge ist dunkelbraun, die Wangengegend bläulichweiß, der Kammlappen roth, der Helm hornfarben, der Schnabel rothgelblich hornfarben, die wachshautartige Wulst am Schnabelgrunde roth, der Fuß schmutzig schiefergrau, oberhalb der Einlenkung der Zehen fleischfarbig. Die Maße sind dieselben wie beim Haubenperlhuhne. In der Gefangenschaft gezüchtete und von früher gezähmten herstammende Perlhühner unterscheiden sich hauptsächlich durch bedeutendere Größe. Spielarten sind häufig.

Alle Perlhühner gehören ursprünglich Afrika an; die bekannteste Art von ihnen aber verwilderte, wie bemerkt, in Mittelamerika und, Hartlaubs Meinung nach, auch auf den Sunda-Inseln. Der Verbreitungskreis der verschiedenen Arten scheint sich auf gewisse Gegenden zu beschränken. Das Geierperlhuhn bewohnt nur die Küstenländer Südostafrikas und zwar, soviel bis jetzt bekannt, die um den Dschub gelegenen Strecken, deren Küstensaum ungefähr durch die Städte Barawa und Lamu begrenzt werden mag. Von der Decken sah, mündlichen Berichten zufolge, die größte Anzahl der prachtvollen Vögel zwischen dem zweiten und vierten Grade südlicher Breite und zwar vorzugsweise in Niederungen. Das Haubenperlhuhn gehört derselben Gegend an, scheint aber einen größeren Verbreitungskreis zu haben. Auf der Insel Sansibar kommt es nicht vor, auf dem

gegenüberliegenden Festlande ist es hier und da gemein. Kirk beobachtete es in zahlreichen Gesellschaften im Delta des Sambesi bei Djubanga und im Inneren des Landes, etwa vierzig englische Meilen östlich von den Victoriafällen, und zwar mehr im Walde als andere dort heimische Arten der Gruppe. Das Perlhuhn findet sich in großer Anzahl in der Sierra Leona, in Aschanti,



Hauben- und Hornperlhuhn (Numida Pucherani und cristata). 1/4 natürl. Größe.

Aguapim und auf den Inseln des Grünen Vorgebirges, kommt jedoch auch in Ostafrika sowie verwildert in Westindien vor.

Es scheint, daß sich die Lebensweise der verschiedenen Arten, von unwesentlichen Lebensäußerungen abgesehen, vollständig ähnelt. Das Perlhuhn bedarf nach meinen Erfahrungen, welche sich auf das in Nordostafrika lebende und dort sehr häufige Pinselperlhuhn (Numida ptilorhyncha) beziehen, Gegenden, welche von einem dichten Niederwalde bedeckt sind, dazwischen aber freie Blößen haben. Reichbebuschte Thäler der Ebenen, Waldungen, in denen dichter Unterwuchs den Boden deckt, Steppen, in denen grasartige Pflanzen nicht allein zur Herrschaft gekommen sind, Hochebenen im Gebirge, bis zu dreitausend Meter unbedingter Höhe, und sanft abfallende, mit Felsblöcken übersäete, aber dennoch mit einer üppigen Pflanzendecke überzogene Gehänge genügen

allen Anforderungen, welche es an eine Oertlichkeit stellt. In den zackigen und zerrissenen Bergen der Inseln des Grünen Vorgebirges findet es, laut Bolle, ein seiner Natur so vollkommen zusagendes Gebiet, daß es hier massenhaft auftritt; je größer und je wilder die Insel, je tiefer die Einöde ihrer Berggelände, um so häufiger begegnet ihm der Reisende. Es belebt hier alle Höhenzüge in zahlreichen Trupps, vorzugsweise die Buschwälder der baumartigen Euphorbien, welche ihm sichere und selten betretene Zufluchtsstätte gewähren. Da die Inseln Westindiens ähnliche Oertlichkeiten besitzen, hat es sich bald der Herrschaft der Menschen zu entziehen gewußt und sich im Freien heimisch gemacht. Schon vor einhundertundsechzig Jahren war es, wie Falconer berichtet, auf Jamaica häufig; gegenwärtig ist es dort so gemein, daß es unter Umständen zur Landplage wird. Auch auf Cuba findet man es an verschiedenen Orten, besonders im östlichen Theile der Insel, weil hier viele Kaffeepflanzungen von den Eigenthümern in der Absicht verlassen wurden, neue Pflanzungen an besseren Orten anzulegen. Es blieben dort, wie Gundlach meint, zahme Perlhühner zurück, vermehrten sich und verwilderten vollständig.

Die Perlhühner sind Standvögel, wenn auch nicht im strengsten Sinne des Wortes. Ich erinnere mich, sie zu gewissen Zeiten in Waldungen und Steppengegenden gefunden zu haben, in denen man sie sonst nicht antrifft, und Kirk sagt mit Bestimmtheit, daß sie sich in Ostafrika, wenn die Regenzeit beginnt, nach dem Inneren des Landes zurückziehen, hier zersprengen und nun zur Fortpflanzung schreiten. Da, wo sie häufig sind, wird man ihrer bald gewahr. Sie verstehen es, sich bemerklich zu machen, und wäre es auch nur, daß sie in den Morgen- und Abendstunden ihre trompetenartige, schwer zu beschreibende, den meisten meiner Leser aber durch unser zahmes Perlhuhn wohl bekannt gewordene Stimme vernehmen lassen. Ich muß jedoch erwähnen, daß nur die behelmten Perlhühner in dieser Weise schreien, daß ich wenigstens weder vom Geier- noch vom Haubenperlhuhne jemals einen ähnlichen Ton vernommen habe. Das Geierperlhuhn stößt, wenn es gerade schreilustig ist, einen sonderbaren Ruf aus, welcher aus drei Theilen besteht und am besten mit dem Quitschen eines in Bewegung gesetzten, aber schlecht geschmierten Schleifsteines oder kleinen Rades verglichen werden kann. Dieser Laut läßt sich durch die Silben „Tietitiet“ wiedergeben. Die erste Silbe wird ziemlich lang gezogen, die zweite kurz ausgestoßen, die dritte wiederum etwas verlängert. Alle drei folgen unmittelbar aufeinander und scheinen niemals verändert zu werden. Es hält deshalb auch nicht schwer, diese Stimme von der jedes anderen Perlhuhnes zu unterscheiden. Das Haubenperlhuhn schreit wenig; von meinen gefangenen habe ich nur zuweilen ein leises hochtönendes Gackern vernommen.

Perlhühner fliehen unter allen Umständen bei Annäherung eines Menschen. Sie sind weniger vorsichtig als scheu; eine Kuhherde scheucht sie weg, ein Hund bringt sie förmlich außer Fassung, ein Mensch wenigstens in größere Aufregung. Es ist daher nicht ganz leicht, ihr Treiben zu beobachten; man darf bei der Annäherung mindestens gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht aus den Augen lassen. Schleicht man an ein Gesperre, dessen Ruf man vernahm, gedeckt heran, so sieht man das Volk über die Blöße gehen oder sich zwischen den Felsblöcken dahinwinden oder Gebüsche durchschlüpfen. Wie die Indianer auf ihren Kriegspfaden, laufen die Vögel in langen Reihen hinter einander her, und was das eine beginnt, thun die übrigen nach. Einzelne Paare findet man höchst selten, Familien, welche aus funfzehn bis zwanzig Stück bestehen, schon öfter, gewöhnlich aber sehr zahlreiche Ketten, welche unter Umständen aus sechs bis acht Familien zusammengesetzt sein können. Die Familien halten eng zusammen, und auch die Gesperre bleiben stets im innigsten Verbande. Wird eine Familie, ein Volk oder Gesperre irgendwie erschreckt, so zertheilt es sich, so daß, streng genommen, jedes einzelne seinen Weg sich wählt. Alles rennt, läuft und flüchtet oder fliegt und flattert so eilig wie möglich einem Zufluchtsorte zu; aber sofort nach Eintritt einer gewissen Ruhe lassen die Hähne ihre Trompetentöne erschallen und locken das ganze Volk rasch wieder zusammen. Bloß dann, wenn sie bereits Verfolgungen erfahren haben, versuchen sie, sobald sie aufgescheucht wurden, durch Fliegen sich zu retten; jedoch auch jetzt noch verlassen sie sich,

so lange es irgend geht, auf ihre behenden Füße. Zuweilen laufen sie mehrere Minuten lang vor dem Jäger her, ehe sie sich erheben; dabei halten sie übrigens immer vorsichtig einen für das Schrotgewehr zu großen Abstand ein, wissen auch jedes Gebüsch, jeden Felsblock vortrefflich zu benutzen. Ein alter Hahn leitet die ganze Gesellschaft. Er ist stets voraus und bestimmt unter allen Umständen die Richtung der Flucht, auch dann noch, wenn diese mit Hülfe der Flügel fortgesetzt wird. Nach einem Schusse stiebt das Volk in verschiedenen Abtheilungen auf, und diese wenden sich anfangs nicht gleich nach einer und derselben Gegend hin, sondern fallen gewöhnlich noch ein paar Mal ein, ehe sie sich anschicken, zum Leithahne zurückzukehren. Er eilt regelmäßig dem geschütztesten Orte zu, sei dieser nun ein undurchdringliches Dickicht oder ein Fels am Gehänge, beginnt sofort nach dem Einfallen laut zu trompeten oder zu schreien und setzt sich dabei auf die höchsten Punkte, z. B. auf Felsblöcke, ganz frei, wie er es sonst nie zu thun pflegt, gleichsam in der Absicht, dem zerstreuten Volke sich zu zeigen. Letzteres läuft und fliegt nun sobald wie möglich wieder zusammen und treibt es wie zuvor. Anders benehmen sich die Perlhühner, wenn sie ein Hund oder ein anderes vierfüßiges Raubthier verfolgt. Sie wissen, daß sie es jetzt mit einem Feinde zu thun haben, welchem sie laufend ebensowenig entrinnen können als mit Hülfe ihrer bald ermattenden Flügel. Deshalb bäumen sie so rasch wie immer möglich, und dann sind sie kaum wieder zum Auffliegen zu bringen. Es scheint, daß sie über den einen Feind jeden anderen vergessen; denn sie lassen den Menschen, welchen sie sonst furchtsam flohen, mit einer dummen Dreistigkeit dicht an sich herankommen, sehen dem Schützen mit ängstlichen Geberden, aber ohne einen Versuch zum Fortfliegen zu wagen, ins Rohr hinein und erheben sich erst, wenn der Knall des Schusses ihr Entsetzen noch steigerte. Aber sie handeln nunmehr ebenso sinnlos wie zuvor. Den Hund im Auge, wagen sie keine längere Flucht, sondern fliegen höchstens bis zu den nächsten Bäumen, setzen sich hier wieder und lassen den Jäger zum zweiten, dritten und zehnten Male an sich herankommen. Werden sie von einem harmlosen Reisenden oder beutesatten Jäger aufgescheucht und nicht durch Schüsse aufgeschreckt, so fliehen sie wie sonst, jedoch nicht weit weg, setzen sich auf einen hohen Punkt, blicken den Verfolger neugierig an, werfen den Kopf in sonderbarer Weise vor- und rückwärts, brechen endlich in gellendes Geschrei aus und setzen hierauf die Flucht fort. Zum Schlafen wählen alle Arten erhabene Stellen, welche ihnen die größte Sicherung versprechen. Lieblingsschlafplätze sind hohe Bäume an Flußufern; ebenso steigen sie, wenn der Abend naht, in Gebirgen an Felswänden empor und suchen hier anderen Thieren, wenigstens Raubsäugethieren, unzugängliche Grate und Felsspitzen zum Schlafen aus. „Selbst während der Nacht", sagt Heuglin, „entgeht ihnen nichts außergewöhnliches; ist es in der Umgebung ihres Rastplatzes nicht geheuer, so lärmen sie stundenlang. Während unseres Aufenthaltes im Bogoslande zeigten gezähmte, welche die Nacht auf einem taubenhausähnlichen Gerüste verbrachten, uns auf diese Weise die Annäherung von Leoparden, Hiänen, Wildkatzen, Genetten, großen Ohreulen und dergleichen an, und es glückte mir, auf ihren Angstruf hin, mehrmals solche Raubthiere mitten in den Gehöften und selbst auf den Strohdächern der Häuser zu erlegen."

Man darf wohl behaupten, daß die Perlhühner den mit niederem Grase bewachsenen oder ganz verdorrten Blößen einen prächtigen Schmuck verleihen. Die dunklen Vögel verschwinden zwischen den ihnen ähnlich gefärbten Steinen, heben sich aber scharf ab von den grün oder graugelb erscheinenden Grasflächen. Verkennen wird man sie nie: der wagerecht gehaltene Körper, die locker getragenen, wie gesträubt erscheinenden Bürzelfedern und der dachförmig abfallende Schwanz sind für ihre Gestalt so bezeichnend, daß nur der Ungeübte sie mit irgend einem anderen Huhne verwechseln könnte. In der Schnelle des Laufes kommen ihnen die Frankoline freilich gleich; ihr Flug aber ist von dem dieser Verwandten verschieden und ausgezeichnet durch die vielen fast schwirrenden Flügelschläge, auf welche kurzes, schwebendes Dahingleiten folgt.

Die Nahrung wechselt je nach der Gegend und Oertlichkeit oder auch nach der Jahreszeit. Im Frühlinge, wenn die Regen fallen, werden Kerbthiere wahrscheinlich das Hauptfutter

bilden: denn ich fand ihren Kropf zuweilen vollständig mit Heuschrecken angefüllt; später fressen sie Beeren, Blätter, Knospenblätter, Grasspitzen und endlich Körner aller Art. Auf Jamaica kommen sie in den kühleren Monaten des Jahres in zahlreichen Gesperren aus ihren Wäldern hervor, vertheilen sich über die Felder und richten hier bedeutenden Schaden an. Ein tiefes Loch wird, wie Gosse erzählt, in kürzester Zeit ausgetieft, die Samenwurzel blosgelegt und sofort aufgefressen oder wenigstens zerstört. Zur Pflanzzeit des Yam werden sie noch lästiger, weil sie jetzt die Saatwurzeln ausscharren. „Das Korn", versichert Cham, „ist kaum gesäet, so wird es bereits wieder ausgegraben und aufgepickt." Als auffallend hebt Gosse hervor, daß sie süße Kartoffeln hartnäckig verschmähen.

Ueber die Fortpflanzung habe ich eigene Beobachtungen nicht angestellt, mindestens niemals ein Nest mit Eiern gefunden, Junge unter Führung ihrer Eltern aber oft gesehen. Gerade diese Beobachtungen, welche ich an Familien sammelte, bestimmen mich anzunehmen, daß das Perlhuhn in Einehigkeit lebt. Heuglin fand die Nester des Pinselperlhuhnes während der Regenzeit meist unter Buschwerk und im Hochgrase. Sie bestehen in einer kleinen natürlichen oder künstlichen Vertiefung im Boden, um welche etwas dürres Laub oder Steppengras liegt. Das Gelege zählt fünf bis acht, zuweilen auch mehr, schmutzig braungelblichweiße, ziemlich glänzende und ungemein hartschalige Eier. Die Brutdauer beträgt fünfundzwanzig Tage. „Hahn und Henne entfernen sich niemals von ihrer Brut und suchen durch Lärmen und hastiges Hin- und Herlaufen die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich zu ziehen." Die Küchlein im Flaumkleide gleichen an Ansehen und Wesen jungen Fasanen, werden bald nach dem Ausschlüpfen von den Alten weggeführt, wachsen rasch heran und folgen bereits, wenn sie die halbe Größe der Eltern erreicht haben, diesen auf allen Streifereien, bäumen dann auch schon nachts regelmäßig mit ihnen.

Perlhühner lassen sich leichter eingewöhnen als irgend ein anderes Wildhuhn, werden aber nicht leicht und kaum jemals vollständig zahm, schreiten auch nur dann zur Fortpflanzung, wenn sie weiten Spielraum haben. Dagegen kann man gefangene bald so weit gewöhnen, daß sie in Haus und Hof umherlaufen, oder selbst an einen Reisewagen derart fesseln, daß sie auf dem jedesmaligen Rastplatze umherlaufen dürfen, weil sie sich am Morgen beim Weiterziehen wieder pünktlich beim Wagen einfinden und ohne Umstände von neuem in ihre Käfige sperren lassen. Sie sind zänkisch, liegen mit Haus- und Truthühnern beständig im Streite, werden so bösartig, daß sie Kinder und erwachsene Hähne angreifen, streifen weit umher, verstecken ihr Nest soviel wie möglich, brüten nicht eifrig und können starke Kälte nicht vertragen. Andererseits erfreuen sie durch ihre ewige Rastlosigkeit, ihr hübsches Gefieder und die sonderbaren Stellungen und Bewegungen, welche sie beim Laufen annehmen. Das Geierperlhuhn unterscheidet sich, wenn ich von dem von mir beobachteten auf das Betragen anderer schließen darf, sehr zu seinem Vortheile von den übrigen. Es trägt sich zierlicher, erscheint schlanker, weil es den Kopf erhebt, und nimmt selten die eckige Gestalt an, welche gerade seine Familienverwandten kennzeichnet. Bemerkenswerth scheint mir seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit zu sein. Eines, welches ich pflegte, wurde nach kurzer Zeit ungemein zahm, trat mit seinem Wärter in ein sehr inniges Verhältnis, ließ sich von diesem fangen, ohne sich zu sträuben hin- und hertragen, an einen bestimmten Ort setzen und hier so lange festhalten, als der Wärter für gut befand. Die Wärme liebte es noch mehr als andere Perlhühner. Es erfror in dem einen kalten Winter, aller Vorsicht ungeachtet, in einem wohlgeheizten Zimmer die Füße, wahrscheinlich weil ihm der Boden noch zu kalt war. Im Sommer sah man es während der Mittagshitze behaglich in den Strahlen der Sonne sich dehnen und recken, während andere Perlhühner zu derselben Zeit unter schattigen Büschen Schutz suchten. Bei heftigem Winde verkroch es sich fast ängstlich an einer geschützten Stelle, verweilte hier während des ganzen Tages oder begehrte selbst an der Thüre seines Hauses Einlaß. Gerade das Geierperlhuhn würde unseren Hühnerhöfen zur größten Zierde gereichen; aber freilich scheint es, daß es der Züchtung in der Gefangenschaft noch größere Schwierigkeiten in den Weg legen wird als das gemeine Perlhuhn,

dessen Eier man bei uns nur ausnahmsweise der rechten Mutter überläßt und gewöhnlich Trut- oder Haushühnern zum Brüten unterlegt.

Die Perlhühner haben sehr viele Feinde. Alle Katzen Afrikas, vom Leoparden oder Geparden an bis zum Luchse herab, alle Schakale und Füchse stellen den Alten und Jungen, die Schleichkatzen namentlich den Eiern und Küchlein nach; alle größeren Raubvögel jagen eifrig auf dieses so leicht zu bewältigende Wild, und selbst die Kriechthiere erlangen es nicht selten: wir fanden im Magen einer 2,5 Meter langen Riesenschlange ein vollständig ausgewachsenes Perlhuhn. Der Mensch jagt sie überall mit einer gewissen Vorliebe, weil sie sich ohne besondere Mühe berücken lassen, obwohl sie, wenn sie Verfolgungen verspüren, bald sehr scheu werden. Dazu kommt nun noch, daß ihre reiche Befiederung die meisten Schüsse unwirksam macht, daß sie selbst das beste Gewehr zu verspotten scheinen. Ganz anders ist es, wenn man einen guten Hund mit zur Verfügung hat und diesen auf ihre Fährte setzt. Ihre Furcht vor dem Vierfüßler verblüfft sie so, daß sie den gefährlicheren Feind gänzlich verkennen, und nicht selten geschieht es, daß sie sich geradezu mit der Hand wegnehmen oder doch, wenn sie gebäumt haben, ohne alle Umstände vom Aste herabschießen lassen. Im Sudân wendet man einfache Schnellgalgen an, um sie zu fangen, stellt ihnen auch wohl Netze quer durch das niedere Gebüsch und darf in beiden Fällen reichlicher Beute gewiß sein. Die ersteren erinnern an unsere Maulwurfsfallen, bestehen aus einem langen, biegsamen Stocke, welcher auf der einen Seite in die Erde gesteckt, an der anderen durch einen Faden herabgebogen und mittels eines Stäbchens so befestigt wird, daß er bei der leisesten Berührung nach oben schnellt und dabei eine Schlinge, in deren Berührung das betreffende Wild gekommen sein muß, zusammenzieht. Die Steppenbewohner Kordofâns bedienen sich zu ihrer Jagd vorzugsweise ihrer Hunde, jener vortrefflichen, oben geschilderten Windspiele, welche laufende Perlhühner regelmäßig fangen, sogar nach den bereits aufgestandenen emporspringen und in vielen Fällen eines von ihnen glücklich erschnappen. Auf Jamaica setzt man ihnen Körner vor, welche man mit Rum oder Kassava tränkte; sie fressen davon, berauschen sich, verlieren die Besinnung, taumeln umher, drücken sich endlich an einem Orte nieder, welcher ihnen Schutz zu gewähren scheint, und lassen sich hier widerstandslos von dem Jäger aufnehmen. Häufig findet man übrigens einen großen Theil von denen, welche von den berauschenden Körnern fraßen, verendet.

Die Truthühner (Meleagrinae), welche die letzte Unterfamilie bilden, sind große, schlank gebaute, hochbeinige, kurzflügelige und kurzschwänzige Fasanvögel. Der Schnabel ist kurz, stark, oben gewölbt und gebogen, der Fuß ziemlich hoch und langzehig, der Fittig sehr gerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der aus achtzehn breiten, aufrichtbaren Federn gebildete Schwanz ein wenig abgerundet, das Gefieder reichlich, aber derb, jede einzelne Feder groß und breit, die Färbung eine sehr glänzende. Kopf und der Oberhals sind unbefiedert und mit Warzen bewachsen; von der Oberschnabellade hängt eine zapfenförmige, ausdehnbare Fleischklunker, von der Gurgel eine schlaffe Haut herab. Als besondere Eigenthümlichkeit muß noch hervorgehoben werden, daß sich einzelne Federn der Vorderbrust in borstenartige Gebilde umwandeln, welche das übrige Gefieder an Länge weit überragen. Die Gruppe verbreitet sich über den Osten und Norden Amerikas.

Das Truthuhn oder der Puter (Meleagris gallopavo, americana, sylvestris, fera und Novae-Angliae, Gallopavo sylvestris) ist auf der Oberseite bräunlichgelb, prachtvoll metallisch schimmernd, jede Feder breit sammetschwarz gesäumt, auf dem Unterrücken und den Schwanzdeckfedern tief nußbraun, grün und schwarz gebändert, auf der Brust gelblichbraun, seitlich dunkler, auf Bauch und Schenkel bräunlichgrau, in der Steißgegend schwärzlich, die Säumung der Federn minder deutlich; die Schwingen sind schwarzbraun, die Handschwingen graulichweiß, die

Armschwingen bräunlichweiß gebändert, die Steuerfedern auf gleichfarbigem Grunde schwarz gewellt, gebändert und fein gesprenkelt, die nackten Kopf- und Halstheile hell himmelblau, unterhalb des Auges ultramarinblau, die Warzen lackroth. Das Auge ist gelbblau, der Schnabel weißlich hornfarben, der Fuß blaß violett oder lackroth. Die Länge beträgt einhundert bis einhundertundzehn, die Breite etwa einhundertundfunfzig, die Fittiglänge sechsundvierzig, die Schwanzlänge vierzig Centimeter. Das Gefieder des Weibchens ist minder schön und lebhaft, dem des Hahnes jedoch ähnlich. Die Länge beträgt fünfundachtzig, die Breite einhundertzweiundzwanzig, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge achtundzwanzig Centimeter.

Auf dem Festlande Mittelamerikas wird das Truthuhn durch das etwas kleinere prachtvolle Pfauentruthuhn (Meleagris ocellata und aurea) vertreten, welches, wie der Name andeutet, die Schönheit des Pfaues mit der Gestalt des Truthuhnes vereinigt. Sein glänzendes Gefieder ist auf dem Halse, dem Mantel und der Unterseite grün, durch eine schwarze Randlinie und einen goldgrünen Saum gezeichnet, auf Rücken und Bürzel blau, smaragdgrün schillernd, und breiter goldgrün gesäumt, der Saum kupferfarben schimmernd, das Oberschwanzdeckgefieder durch prachtvolle, doppelte, grünblaue Augenflecke geziert, das Oberflügeldeckgefieder smaragdgrün, schmal sammetschwarz gesäumt, die Reihe der größten Flügeldecken golden kupferroth, ihr verdeckter Theil smaragdgrün, grau und weiß gezeichnet; die Schwingen sind außen weiß gerandet, innen durch schmale, schiefe, weiße Bänder in die Quere gezeichnet, die Schwanzfedern röthlich braungrau, fein schwarz gemarmelt und am Ende gelb gesäumt, vor demselben ebenfalls mit Augenflecken geschmückt. Das Auge ist rothbraun, der nackte, warzige Kopf veilchenfarben, der nackte Oberhals, auf dessen Kropftheile fünf bis sechs größere Warzen stehen, bläulich, der Schnabel gelb, der Fuß karminroth. Das Weibchen ist ähnlich, aber minder schön gefärbt und gezeichnet.

Ueber das Freileben des Truthuhnes liegen viele Berichte vor, keiner von ihnen aber übertrifft die Schilderung, welche wir Audubon verdanken. Die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois und Indiana, Arkansas, Tennessee und Alabama beherbergen noch heutigen Tages Truthühner in namhafter Anzahl. In Georgia und Carolina sind sie minder häufig, in Virginien und Pennsylvanien schon selten, in den dichtbevölkerten Staaten bereits ausgerottet. Sie leben zeitweilig in großen Gesellschaften und treten unregelmäßige Wanderungen an, indem sie weidend die Waldungen durchwandern, bei Tage auf dem Boden fortlaufen und nachts auf hohen Bäumen rasten. Gegen den Oktober hin, wenn noch wenige von den Baumsamen zu Boden gefallen sind, reisen sie dem Tieflande des Ohio und Mississippi zu. Die Männchen vereinigen sich in Gesellschaften von zehn bis hundert Stück und suchen ihre Nahrung für sich allein; die Weibchen schlagen sich mit ihren halberwachsenen Jungen in fast ebenso zahlreiche Banden zusammen und verfolgen abgesondert denselben Weg. So geht es weiter, immer zu Fuße, so lange nicht ein Jagdhund oder ein anderes vierfüßiges Raubthier störend dazwischentritt oder ein breiter Fluß den Weg abschneidet. Gelangt eine Truthuhngesellschaft ans Ufer eines solchen, so sammelt sie sich zunächst auf dem höchsten Punkte und verweilt hier manchmal tagelang, gleichsam berathend, ehe sie sich entschließt, überzusetzen. Die Männchen blähen sich auf und kollern, als ob sie sich selbst Muth einzusprechen hätten, und die Weibchen und Jungen ahmen ihnen nach, so gut sie können, bis schließlich bei ruhigem Wetter das Wagstück unternommen und der Strom überflogen wird. Ein einziges „Gluck" des Leithahnes gibt das Zeichen, und die Flugreise beginnt. Den alten Vögeln wird es nicht schwer überzusetzen, selbst wenn der Fluß eine englische Meile breit sein sollte; die jüngeren und minder kräftigen aber fallen oft unterwegs auf das Wasser herab und müssen dann versuchen, das Ufer schwimmend zu erreichen. Sie schließen dabei den Flügel fest an den Leib, breiten den Schwanz, strecken den Hals nach vorn und greifen mit ihren Füßen so weit aus wie sie können, erreichen auch gewöhnlich das feste Land. Hier aber laufen sie anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigene Vorsicht oft so, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen. Wenn sie in eine

nahrungsreiche Gegend kommen, pflegen sie sich in kleinere Gesellschaften zu zertheilen, und nunmehr mischt sich alt und jung unter einander. Dies geschieht gewöhnlich um die Mitte des November. Später kann es vorkommen, daß sie sich, abgemattet von der Wanderung, Bauernhäusern nähern, unter den Hühnerstand mischen und mit ihm in Hof und Stall eintreten.

Um die Mitte des Februar regt sich der Fortpflanzungstrieb. Die Weibchen trennen sich von den Männchen, und von nun an schlafen die Geschlechter gesondert, jedoch in nicht weiten



Pfauentruthuhn (Meleagris ocellata). 1/5 natürl. Größe.

Entfernungen von einander. Stößt eines der Weibchen seinen Lockruf aus, so antworten alle Hähne, welche ihn hören, mit schnell auf einander folgenden rollenden Tönen. Erschallt der Lockruf vom Boden herauf, so fliegen alle sofort hernieder, schlagen in dem Augenblicke des Auffallens, gleichviel, ob ein Weibchen in Sicht ist oder nicht, ein Rad, werfen den Kopf auf die Schulter zurück, schleifen mit den Flügeln und geben die sonderbaren Stellungen, Laute und Geräusche zum besten, welche wir bei den gezähmten Nachkommen zu sehen gewohnt sind. Dabei geschieht es nicht selten, daß zwei Männchen mit einander in Streit gerathen und so heftig kämpfen, daß einer unter den Schlägen des anderen sein Leben aushauchen muß. Als auffallend hebt Audubon hervor, daß der Sieger seinen getödteten Gegner keineswegs mit Haß betrachtet, sondern sich vor ihm

ebenso geberdet, als ob er eine Henne liebkosen wolle. Hat der Hahn eine solche entdeckt und sich ihr genähert, so ahmt sie, wenn sie älter als ein Jahr ist, seine Stellungen in der Regel nach, naht dann aber ihrerseits, legt sich auf den Boden und fordert ihn so zur Begattung auf. Jüngeren Hennen gegenüber trägt sich der verliebte Hahn weniger pomphaft, bewegt sich mit großer Schnelligkeit, erhebt sich zuweilen vom Boden, fliegt um sie herum, rennt nach dem Auffußen mit aller Macht auf sie zu, verscheucht ihre Furcht durch ein Knurren und erringt sich schließlich auch ihre Willfährigkeit. Es scheint, daß ein Hahn und eine Henne, welche in dieser Weise sich vereinigen, während des Sommers in einer gewissen Verbindung bleiben, wenn schon der erstere seine Aufmerksamkeit keineswegs einem einzigen Weibchen widmet. Die Hennen ihrerseits folgen dem bevorzugten Hahne, bis sie zu legen beginnen und nunmehr sich vereinzeln und vor dem Hahne verstecken. Dieser zeigt sich lässig und faul, sobald er seinem Fortpflanzungstriebe genügt hat, unterläßt Kämpfe mit anderen seiner Art, kollert weniger und bekümmert sich kaum noch um die Hennen, welche nun ihrerseits um den unhöflichen Gemahl stöhnen, ihm um den Bart gehen, ihn liebkosen und alle Mittel in Bewegung setzen, die erstorbene Glut seiner Gefühle wieder anzufachen. Schließlich trennen sich die Hähne gänzlich von den Hennen, und dann werden sie zuweilen so faul, so gleichgültig, daß sie selbst den feindlichen Menschen kaum mehr beachten.

Wenn das Frühjahr trocken ist, sucht sich die Henne um die Mitte des April einen geeigneten, möglichst versteckten Nistplatz aus. Das Nest besteht aus einer seichten, liederlich mit Federn ausgekleideten Vertiefung; das Gelege zählt zehn bis funfzehn, zuweilen auch zwanzig, auf dunkel rauchgelbem Grunde roth getüpfelte Eier. Dem Neste naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trockenen Blättern zu, so daß es schwer ist, das eine und die anderen zu bemerken, auch in der That nur wenige gefunden werden, von denen man nicht die erschreckte Mutter vertrieb. Gewahrt diese, während sie brütet, einen Feind, so drückt sie sich nieder und rührt sich nicht, bis sie merkt, daß sie entdeckt wurde. Audubon erzählt, daß er, wenn er sich durch Pfeifen oder lautes Sprechen den Anschein der Unachtsamkeit gab, einem Neste oft bis auf wenige Schritte nahen konnte, ohne die Henne zu verscheuchen, wogegen sie, wenn er vorsichtig heranschlich, stets in einer Entfernung von wenigstens zwanzig Schritten aufstand und davonlief. Uebrigens verläßt die Alte, welche von einem Menschen gestört wurde, ihr Nest nicht; wohl aber geschieht dies, wenn ein Raubthier ihr einige von den Eiern genommen oder ausgetrunken hat. Wird das Gelege zerstört, so brütet sie zum zweiten Male. Zuweilen geschieht es, daß mehrere Mütter in ein und dasselbe Nest legen: Audubon fand einmal ihrer drei auf zweiundvierzig Eiern sitzen. In solchem Falle wird das gemeinschaftliche Nest stets von einem der Weibchen bewacht, so daß keines der schwächeren Raubthiere die Brut gefährden kann. Gegen das Ende der Bebrütung hin verläßt die Henne unter keiner Bedingung ihr Nest, gestattet auch, wie die Auerhenne, daß man einen Zaun um dasselbe anbringt.

Audubon war einst Zeuge von dem Ausschlüpfen einer Brut junger Truthühner, deren er sich bemächtigen wollte. Wenige Schritte von dem Neste entfernt lag er beobachtend auf dem Boden. Die Alte erhob sich zu halber Höhe ihrer Füße, schaute ängstlich auf die Eier, gluckste besorgt, entfernte vorsichtig jede Schalenhälfte und liebkoste mit ihrem Schnabel die Küchlein, welche taumelnd versuchten, das Nest zu verlassen. Er sah sie alle die Schale verlassen und wenige Minuten später, schwankend, rollend und rennend sich vorwärts bewegen. Ehe die Alte das Nest verließ, schüttelte sie sich heftig, ordnete die Federn, nahm eine ganz andere Haltung an, erhob sich, streckte ihren Hals lang aus und sandte ihre Blicke sichernd nach allen Seiten hin, breitete ihre Flügel ein wenig, gluckste zärtlich und bemühte sich, die Küchlein zusammenzuhalten.

Da das Ausschlüpfen gewöhnlich erst gegen Abend geschieht, kehrt die Familie in der Regel zum Neste zurück und verbringt hier die erste Nacht. Hierauf entfernt sie sich auf eine gewisse Strecke und sucht sich das höchste Land der Gegend aus, weil die Mutter mit Recht Nässe als das ärgste Uebel für ihre zarten Jungen fürchtet. Schon mit dem vierzehnten Tage ihres Lebens sind

die Jungen, welche bisher auf dem Boden verharren mußten, fähig, sich zu erheben, und von jetzt an fliegt die Familie gegen Abend stets zu einem niederen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geschützt und geborgen, die Nacht. Noch etwas später verläßt die Alte mit den Küchlein die Wälder während des Tages, um auf Blößen oder Wiesen den Reichthum an verschiedenen Beeren auszunutzen und den wohlthätigen Einfluß der Sonne zu genießen. Von jetzt an wachsen die Jungen außerordentlich schnell. Schon im August sind sie befähigt, sich vor einem Angriffe vierfüßiger Thiere zu schützen; ja, der junge Hahn fühlt bereits männliche Kraft in sich und übt sich in pomphaftem Einherschreiten und Kollern. Um diese Zeit finden sich Alte und Junge wieder zusammen und beginnen ihre Wanderung.

Es geschieht nicht selten, daß wilde Truthähne sich gezähmten zugesellen, mit den Hähnen streiten und um die Liebe der Hennen werben. Von letzteren werden sie mit Freuden empfangen, aber auch von deren Eigenthümern gern gesehen, weil die Küchlein, welche solchen Besuchen ihr Dasein verdanken, sehr zu ihrem Vortheile vor den in der Gefangenschaft gezüchteten sich auszeichnen. Oft legt man auch die im Walde gefundenen Eier zahmen Truthühnern unter und erzielt hierdurch Junge, welche zwar noch etwas von den Sitten der wildlebenden beibehalten, aber doch bald an die Gefangenschaft sich gewöhnen und unter Umständen sehr zahm werden. Audubon besaß einen Hahn, welcher wie ein Hund nachfolgte und sich im wesentlichen ganz wie ein zahmer betrug, aber niemals mit den anderen in den Stall ging, sondern zum Schlafen stets den First des Gehöftes wählte. Als er älter wurde, flog er tagtäglich in den Wald hinaus, kehrte jedoch mit Sonnenuntergang zurück.

Obgleich das Truthuhn Pekannüsse und die Frucht der Winterrebe bevorzugt und sich da, wo diese Früchte häufig sind, stets in Menge findet, frißt es doch auch Gras und Kräuter der verschiedenen Art, Getreide, Beeren, Früchte und ebenso Kerbthiere, kleine Heuschrecken und dergleichen.

Im Laufen öffnen die Truthühner oft die Flügel ein wenig, als ob ihnen das Gewicht ihres Leibes zu schwer wäre; dann rennen sie auf einige Meter mit weit geöffneten Schwingen dahin, oder springen zwei- oder dreimal hoch in die Luft und setzen hierauf ihren Weg auf dem Boden fort. Beim Futtersuchen tragen sie den Kopf hoch, als ob sie beständig Umschau halten müßten; währenddem kratzen sie mit den Füßen, halten plötzlich ein und nehmen mit dem Schnabel etwas vom Boden auf, gleichsam als ob sie das mit den Zehen gefühlt hätten. Während des Sommers begeben sie sich auf die Waldpfade oder Wege, auch wohl auf frisch gepflügte Felder, um hier sich zu paddeln. Im Winter nach längerem Schneefalle und namentlich, wenn der Frost eine harte Kruste auf die Schneedecke gelegt hat, verweilen sie manchmal drei oder vier Tage nach einander auf ihren Schlafplätzen und fasten; sind aber Ansiedelungen in der Nähe, so kommen sie, Nahrung suchend, zu den Ställen oder zu den Kornfeimen. Bei Schneewetter durchlaufen sie, aufgescheucht, sehr bedeutende Strecken, und zwar, so ungeschickt dies aussieht, mit solcher Schnelligkeit, daß ihnen kein Pferd nachkommen kann; dagegen geschieht es im Frühjahre, wenn sie sich durch ihre Liebestollheit abgemattet haben, auch wiederum, daß ein guter Hund sie im Laufen fängt.

Unter den zahllosen Feinden, welche ihnen nachstellen, sind nächst dem Menschen die gefährlichsten der Luchs, die Schneeeule und der Uhu. Der Luchs verfolgt alt und jung, säuft auch die Eier aus; die Eulen nehmen namentlich nachts viele von den Bäumen weg; gegen sie aber vertheidigen sich die Truthühner oft mit Erfolg. Wird eine lautlos nahende Eule entdeckt, so mahnt ein warnendes „Gluck“ die ganze Gesellschaft, auf ihrer Hut zu sein. Sofort erheben sich sämmtliche Schläfer und achten auf jede Bewegung der Eule, welche schließlich, nachdem sie sich ein Opfer ausersehen, wie ein Pfeil gestrichen kommt, auch den Truthahn unabänderlich ergreifen würde, wüßte dieser nicht auszuweichen. Sobald die Eule heranschießt, beugt er seinen Kopf tief herab und breitet gleichzeitig seinen Schwanz über den Rücken, verwirrt dadurch den Angreifer, welcher günstigenfalls ein paar Federn erwischt, fällt auf den Boden herab und rennt dem ersten besten Busche zu, um hier sich zu verbergen.

Jagd und Fang des Truthuhnes werden überall in Amerika mit Leidenschaft, nicht immer aber auch mit Schonung betrieben. Man erlegt den Hahn besonders gern während der Balze, welche er zuweilen auf den Bäumen abhält, und beschleicht ihn dann ganz in derselben Weise, wie wir unseren Auerhahn, oder gebraucht Hunde zum Aufstöbern, stellt sich auf den erkundeten Schlafplätzen oder in der Nähe nahrungversprechender Plätze an ꝛc. Die Jagd erfordert einen ausgelernten Jäger, weil die Scheu dieses Wildes Sonntagsschützen das Handwerk von vornherein verleidet. Viel leichter ist der Fang, eine Art desselben auch sehr bezeichnend für die Dummheit dieser Vögel. In den Waldungen schichtet man Stämme von zwei bis drei Meter Länge wie die Balken eines Blockhauses auf, bedeckt das Gebäude oben mit Reisig und bringt unten eine Thüre an, groß genug, einen starken Hahn durchzulassen. Das Innere der Falle wird reichlich mit Mais geködert und von der Thüre aus dieses beliebte Lockfutter auf eine Strecke hin ebenfalls verstreut. Vorübergehende Truthühner finden die erwünschte Speise, folgen ihr bis zur Thüre, sehen im Inneren der Falle reichliche Nahrung und kriechen hinein; einer folgt dem anderen, und so vereinigt sich zuweilen das ganze Volk in dem geräumigen Inneren und frißt die hier verstreuten Körner auf. Anstatt nun aber wieder zur Thüre hinauszukriechen, bleiben die albernen Vögel in der Falle, stecken überall zwischen den Balken die Köpfe durch und mühen sich vergeblich ab, hier sich durchzuzwängen. Keiner von ihnen findet den Ausweg, und der Fänger holt sich am nächsten Morgen die ganze Gesellschaft heraus. Audubon versichert, daß man hier sehr oft alle verhungert findet, weil der Fänger, übersättigt von Truthahnwildpret, es nicht mehr der Mühe werth hielt, die Fallen zu besichtigen. Noch im Jahre 1834 war der Fang so ergiebig, daß einzelne Jäger das große Dorf New Harmony mit diesem Wildprete versehen konnten. Sie ritten, wie der Prinz von Wied erzählt, die Straßen entlang, hatten bis zwanzig Stück an ihren Pferden aufgehängt und verlangten nicht mehr als einen Dollar für das Stück. Noch früher waren Truthühner in denselben Gegenden so häufig, daß es zwei guten Schützen nicht besondere Mühe kostete, bis einhundert Stück auf einem Jagdzuge zu erlegen.

Das Truthuhn wurde sehr bald nach der Entdeckung Amerikas zu uns herübergebracht. Oviedo ist der erste Schriftsteller, welcher seiner erwähnt. „In Neuspanien“, sagt er, „gibt es große und sehr schmackhafte Pfauen, von denen viele nach den Inseln und in die Provinz Castilia del Oro geschafft worden sind und daselbst in den Häusern der Christen ernährt werden. Die Hennen sehen schlecht aus; die Hähne aber sind schön, schlagen auch oft ein Rad, obgleich sie keinen so großen Schweif haben wie die Pfauen in Spanien.“ Es folgt nun eine getreue Beschreibung des Truthahnes und schließlich die Bemerkung, daß das Fleisch dieser „Pfauen“ sehr gut und entschieden besser und zarter sei als das des spanischen. Gyllius gedenkt des Truthuhnes als Hausvogel der Europäer; im Jahre 1557 war es aber noch so selten und kostbar, daß der Rath von Venedig bestimmte, auf welche Tafel „indische Hühner“ kommen dürften. In England soll es im funfzehnten Jahre der Regierung Heinrichs des Achten oder 1524, in Deutschland ungefähr um das Jahr 1534, in Frankreich noch etwas später eingeführt worden sein. Gegenwärtig ist es als Hausvogel überall verbreitet. Am häufigsten wohl findet man es in Spanien und namentlich in den Gehöften, welche fern von den Dörfern inmitten des dürren Campo errichtet wurden. Hier sah ich Herden von mehreren hundert Stück unter der Obhut besonderer Hirten, welche sie morgens zur Weide trieben, übertags zusammenhielten und abends wieder nach Hause brachten. Bei uns zu Lande werden Truthühner selten gehalten, obgleich ihre Zucht sich, wenn sie ins große getrieben wird, wohl verlohnt. Manche Hofbesitzer achten sie hoch; die meisten Menschen aber mögen sie ihres polternden, jähzornigen und zanksüchtigen Wesens halber nicht leiden. Ihre Dummheit ist erschreckend; ungewohntes bringt sie gänzlich außer Fassung. „Ein wahrer Jammer ist es“, sagt Lenz, „mit anzusehen, wie sie im Sommer, vorzüglich wenn sie Küchlein führen, oft den ganzen lieben Tag gen Himmel blicken und unaufhörlich ein jammerndes ‚Jaub, jaub‘ ausstoßen, als ob sie die Sonne für einen Adler und die Wolken für einen Geier hielten.“ Lächerlich ist es, füge ich

hinzu, wie sie vor einem kleinen Thurmfalken angsterfüllt die Flucht ergreifen, als säße ihnen der böse Feind im Nacken. Aber sie haben auch ihre sehr guten Seiten, und namentlich die unter allen Umständen sich gleichbleibende Mütterlichkeit der Henne ist des vollsten Lobes werth.

Großfußhühner oder Wallnister nennt man Scharrvögel, welche Oceanien und insbesondere Australien bewohnen und sich durch das Brutgeschäft nicht bloß von allen ihren Verwandten, sondern von allen Vögeln der Erde unterscheiden. Alle Wallnister nämlich bringen ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Erde und Blättern zusammengescharrten Nesthügel unter, in welchem sich durch Gährung der Pflanzenstoffe so hohe Wärme erzeugt, daß das Ei zur Entwickelung gelangt. Ihm entschlüpft das Junge vollständig befiedert und so selbständig, daß es fähig ist, ohne Hülfe der Eltern sich zu erhalten.

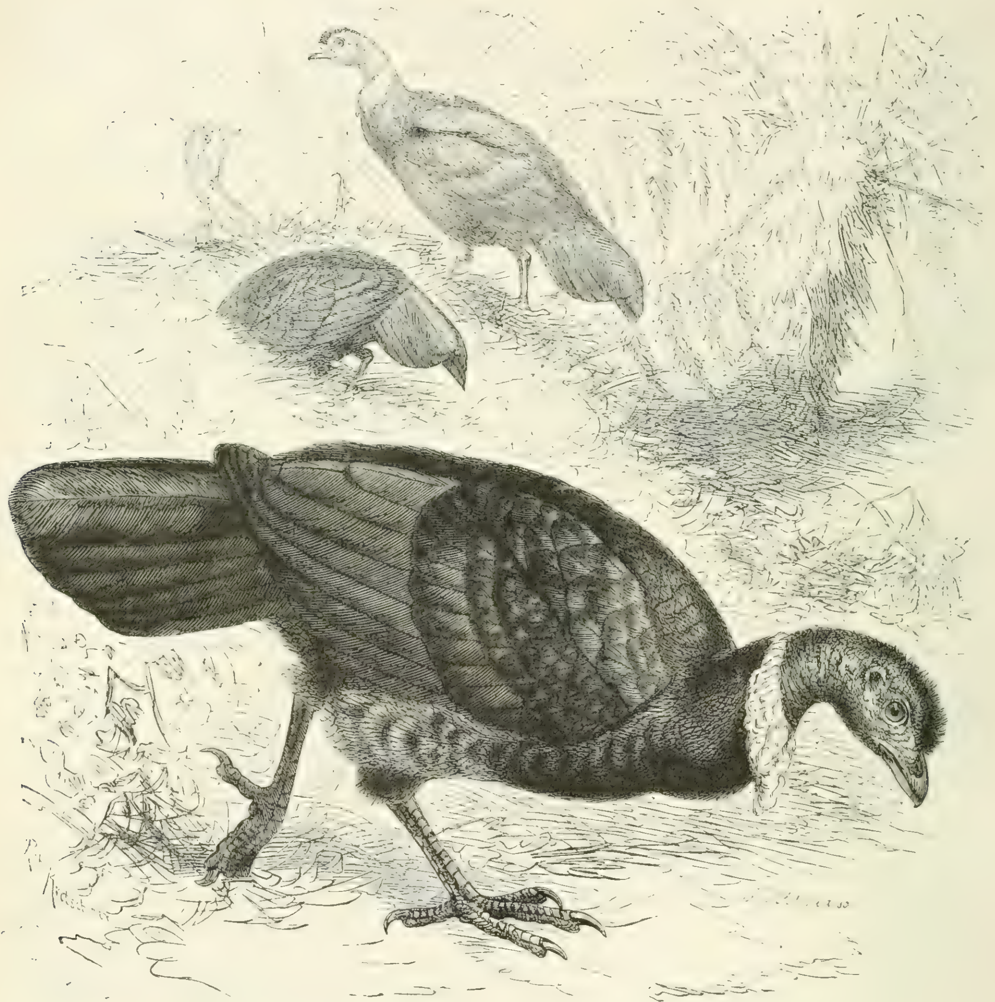
In ihrem Baue sind die Wallnister (Megapodiidae), von denen man zwanzig Arten kennt, den eigentlichen Hühnern nahe verwandt, während sie, wenigstens einige von ihnen, in der Bewegung und namentlich in der Art zu fliegen, den Rallen ähneln. Sie sind mittelgroß und besonders durch die hohen, langzehigen, mit starken Krallennägeln bewehrten, also in jeder Beziehung entwickelten Füße ausgezeichnet. Ihr Gerippe weicht nur in Einzelheiten von dem anderer Scharrvögel ab; namentlich fällt die Weite des Beckens auf, welche mit dem ungewöhnlichen Umfange der Eier in Verbindung zu stehen scheint. Die geringe Größe ihres Gehirnes wie ihr auffallendes Brutgeschäft deuten auf einen niederen Grad der Entwickelung.

Mit dem Namen Buschhuhn oder Buschtruthuhn bezeichnen die Ansiedler Neuhollands denjenigen Wallnister, welchen sie am besten kennen gelernt haben. Er vertritt die Sippe der Hühnerwallnister (Talegallus), ebenso eine gleichnamige Unterfamilie (Talegallinae) und kennzeichnet sich durch kräftigen Bau, mittellangen Hals, großen Kopf, kräftigen, auf der Firste scharf gebogenen Schnabel, starke, verhältnismäßig noch kurzzehige Füße, kurzen, gerundeten Flügel, mittellangen, aus achtzehn Federn gebildeten Schwanz und reiches, aus großen, breitfahnigen Federn und weichem, wolligpelzigem Flaume bestehendes Gefieder, welches auf Kopf und Hals nur durch wenig haarartige Gebilde vertreten wird, so daß diese Theile nackt erscheinen. Bezeichnend ist außerdem eine am Vorderhalse lang herabhängende Hautwulst.

Das Gefieder des Buschhuhnes (Talegallus Lathami, Alectura oder Alectrorura Lathami, Meleagris Lindesayii, Catheturus australis und Lathami) ist auf der Oberseite schön chokoladebraun, auf der Unterseite hellbraun, silbergrau geründert oder gebändert, das Auge hellbraun, die Haut des nackten Kopfes und Halses scharlachroth, die herabhängende Klunker hochgelb, der Schnabel bleigrau, der Fuß hell chokoladebraun. Die Länge beträgt achtzig, die Fittiglänge einunddreißig, die Schwanzlänge fünfundzwanzig Centimeter. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe und minder entwickelten Halsschmuck vom Männchen.

„Wie weit sich der Verbreitungskreis dieses Vogels ausdehnt“, sagt Gould, „ist noch nicht hinlänglich ermittelt. Man kennt ihn aus verschiedenen Theilen Neusüdwales vom Kap Howe bis zur Moretonbai; Macgillivray versicherte mich auch, daß er ihn an der östlichen Küste bis Port Molle hin erlegt habe; die häufigen Jagden in den Wäldern von Illawarra und Maitland haben ihn aber schon so vermindert, daß er möglicherweise jetzt hier bereits ausgerottet ist. Am häufigsten, vermuthe ich, hält er sich in den dichten und noch wenig betretenen Buschhölzern des Manning und Clarence auf. Zuerst glaubte ich, daß das Land zwischen dem Gebirge und der Küste seine einzige Heimat sei und war daher nicht wenig überrascht, ihn in den buschigen Schluchten und auf kleinen Hügeln zu treffen, welche von dem großen Gebirgszuge des Inneren ausgehen.

„Der merkwürdigste Umstand in der Lebensweise des Buschhuhnes besteht darin, daß es seine Eier nicht nach Art anderer Vögel bebrütet. Mit Beginn des Frühlings scharrt sich der Vogel einen sehr großen Haufen aus abgestorbenen Pflanzentheilen zur Unterlage seiner Eier zusammen und überläßt die Entwickelung seiner Jungen der Wärme, welche die Zersetzung jener Pflanzen-



Buschhuhn (Talegallus Lathami). 1/4 natürl. Größe.

stoffe hervorbringt. Der zu diesem Zwecke aufgeschichtete Haufen wird mehrere Wochen vor der Legezeit errichtet, ist breit kegelförmig, schwankt jedoch in der Größe so, daß er von zwei bis vier Karrenladungen enthält; ein und dasselbe Gebäude scheint aber, falls man von seiner Größe und der vollkommenen Zersetzung der Stoffe des Untertheiles folgern darf, mehrere Jahre nach einander benutzt und nur durch Zuthat neuer Stoffe wieder brauchbar gemacht zu werden. Der Hügel wird aufgehäuft, indem die Vögel eine gewisse Menge Baustoff mit dem Fuße losscharren und hinter sich nach einem Mittelpunkte werfen. Sie reinigen dabei den Boden ringsum so vollständig, daß kaum ein Blatt oder Grashalm liegen bleibt. Wenn nun der Haufen seine genügende Größe

erreicht und sich hinlängliche Wärme in ihm entwickelt hat, werden die Eier in ihm gelegt und zwar in einem Kreise in der Mitte desselben, in einer Entfernung von fünfundzwanzig bis dreißig Centimeter von einander, etwa armstief, aber so, daß sie mit dem breiten Ende nach oben aufrecht stehen, hierauf mit Blättern überdeckt und der Entwickelung überlassen. Mir ist ebensowohl von Eingeborenen wie von glaubwürdigen Ansiedlern versichert worden, daß man aus einem und demselben Haufen zuweilen einen Scheffel Eier ausnehmen kann, und ich selbst habe eine Frau gesehen, welche halb so viele, in einem benachbarten Dickichte von ihr gefundene nach Hause trug. Einige von den Eingeborenen behaupten, daß das Weibchen sich beständig in der Nähe des Haufens aufhält, um die entblößten Eier wieder zu bedecken und den ausgekrochenen Jungen beizustehen, während andere angeben, daß die Eier eben nur abgelegt würden, und die Jungen ihren Weg ohne jegliche Hülfe fänden. Ein Punkt ist vollständig aufgeklärt worden, nämlich daß die Jungen von dem Augenblicke ihres Ausschlüpfens an mit Federn bekleidet sind, genügend entwickelte Flügel besitzen, welche sie befähigen, auf die Zweige der Bäume zu fliegen, daß sie sich ebenso auf ihre Beine verlassen können, ganz wie ein eben der Puppe entschlüpfter Schmetterling, nachdem derselbe seine Flügel getrocknet hat."

„Das männliche Buschhuhn", sagt Sclater, „beginnt, wenn die Brutzeit herannaht, innerhalb seines Geheges alle vorhandenen Pflanzenstoffe zusammenzuscharren, indem es dieselben nach hinten wirft, immer einen Fuß voll auf einmal. Da es seine Arbeit stets am äußeren Rande des Geheges anfängt, wird die Masse nach innen in den sich umschließenden Kreis geworfen und mehr und mehr zum Haufen aufgethürmt. Sobald dieser eine Höhe von ungefähr anderthalb Meter erreicht hat, machen sich beide Vögel daran, ihn zu ebenen, und wenn dies geschehen, höhlen sie im Mittelpunkte eine Vertiefung aus. In letzterer werden zu bestimmten Zeiten die Eier abgelegt und ungefähr vierzig Centimeter unter dem Gipfel in einem Kreise geordnet. Das Männchen beaufsichtigt den Hergang der Entwickelung und namentlich der Wärme des natürlichen Brütofens sehr sorgfältig. Es bedeckt gewöhnlich die Eier und läßt nur eine runde Oeffnung, durch welche die nöthige Luft nach unten gelangt, und durch welche übermäßig gesteigerte Wärme Abfluß findet; bei heißem Wetter aber nimmt es zwei- oder dreimal täglich fast die ganze Decke weg.

„Das ausgeschlüpfte Junge verweilt mindestens zwölf Stunden im Inneren des Hügels, ohne die geringste Anstrengung zum Herausgehen zu machen, und wird während dieser Zeit vom Männchen ebenso tief vergraben wie der Rest der Eier. Am zweiten Tage kommt es hervor und zwar mit wohlentwickelten Federn, welche beim Ausschlüpfen noch in einer bald platzenden Hülle stecken. Es scheint jedoch keine Neigung zu haben, diese Federn zu gebrauchen, sondern bewegt sich ausschließlich mit Hülfe seiner kräftigen Füße. Nachmittags zieht es sich nach dem Bruthaufen zurück und wird von dem besorgten Vater wieder vergraben, obschon in geringerer Tiefe als früher; am dritten Tage ist es zum Fliegen vollständig befähigt: eines von denen, welche im Garten groß wurden, drängte sich um diese Zeit durch die Maschen des Netzes, welches das Gehege überdeckte." Die Eier sind fünfundneunzig Millimeter lang, fünfundsechzig Millimeter dick und reinweiß.

Sclaters Angaben sind durch wiederholt in verschiedenen Thiergärten angestellte Beobachtungen durchaus bestätigt, neue Thatsachen aber nicht erkundet worden.

In seinen heimischen Waldungen lebt das Buschhuhn gesellig, gewöhnlich in kleinen Trupps, nach Art anderer Hühnervögel. Solche Gesellschaften pflegen scheu und mißtrauisch zu sein, so lange sie auf dem Boden dahinlaufen, während sie die äußerste Sorglosigkeit bekunden, sobald sie gebäumt haben. Beim Laufen durch die Waldungen lassen sie oft einen laut gluckfenden Ton vernehmen. „Aufgescheucht", fährt Gould fort, „vereitelt das Buschhuhn die Verfolgung durch die Leichtigkeit, mit welcher es durch das verworrene Buschwerk rennt. Wird es hart bedrängt oder von seinem ärgsten Feinde, dem Wildhunde, angefallen, so springt es zum niedersten Zweige eines benachbarten Baumes empor und von Zweig zu Zweig immer höher, bis es den Wipfel erreicht hat, um hier sitzen zu bleiben oder von hieraus nach einem der anderen Bäume des Waldes zu

fliegen. Auch pflegt es im Gezweige Schutz vor der Mittagssonne zu suchen und führt dadurch oft seinen Untergang herbei, da es sich dann dem Schützen als sicheres Ziel bietet. Ist es in kleinen Gesellschaften vereinigt, so kann der Jäger eines nach dem anderen von ihnen herabschießen und die ganze Gesellschaft nach Hause bringen. Ohne besondere Mittel für ihre Erhaltung muß diese Fahrlässigkeit der Vögel ihre Ausrottung zur Folge haben. Dies aber würde zu beklagen sein, da ihr Wildpret ein ausgezeichnetes Gericht ist.

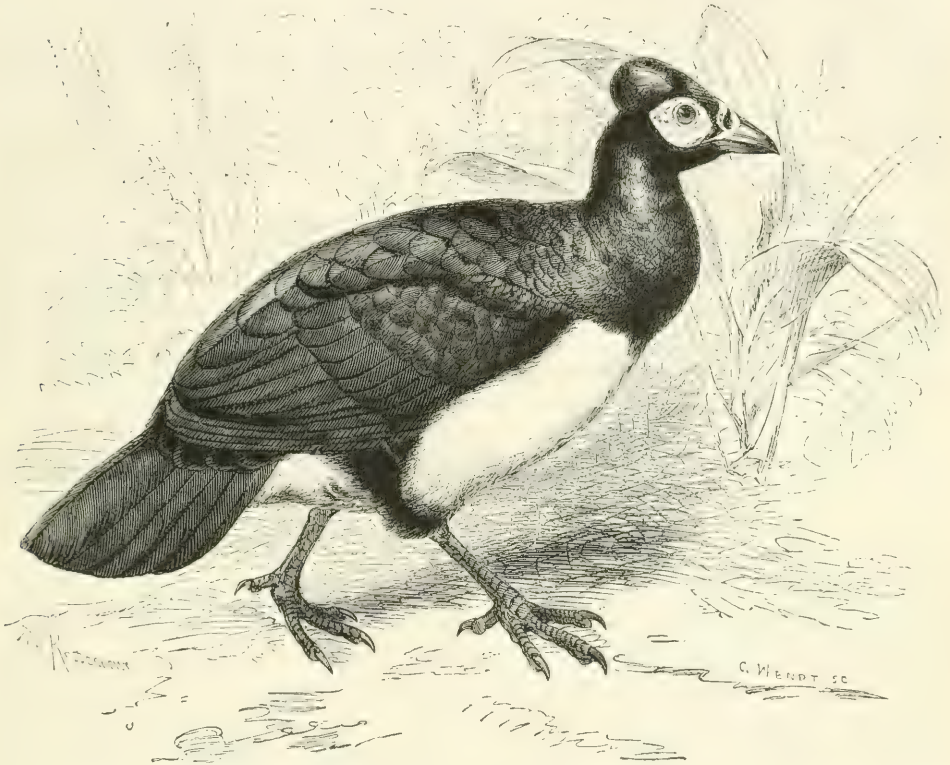
*

Ein zweites Mitglied der Familie, das Hammerhuhn (Megacephalon maleo und rubripes), kennzeichnet sich besonders durch einen harten, rundlichen Höcker, welcher über den Nasenlöchern beginnt, die ganze Stirn bedeckt und noch über den Hinterkopf hervortritt. Der starke Schnabel ist auf der Firste kantig, an der Schneide des Unterschnabels fast gerade oder mäßig lang, der Flügel muschelförmig, in ihm die dritte Schwinge die längste, der achtzehnfederige Schwanz abgerundet, der Fuß stark, kräftig und verhältnismäßig kurzzehig. Das Gefieder der Oberseite und ein ziemlich breites Hals- oder Brustband, die Aftergegend und die Weichen sind schwarzbraun, die Brust und der Bauch blaß rosenroth. Das Auge ist gelb, der Kopf, so weit er nackt, weißlich, der Höcker blau, der Schnabel und Vorderfuß hornfarben. Die Länge beträgt über sechzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge einundzwanzig Centimeter.

Das Freileben des auffallenden Vogels ist meines Wissens nur von Wallace und von Rosenberg beobachtet worden. „Das Hammerhuhn“, sagt der erstgenannte, „so viel mir bekannt, auf die nördliche Halbinsel von Celebes und hier auf den Küstentheil beschränkt, scheint besonders häufig zu sein in den Wäldern, welche das Kalabitgebirge umgeben, und nährt sich ausschließlich von abgefallenen Früchten.“ Von Rosenberg stimmt hinsichtlich der Heimat mit Wallace überein, gibt aber genauere Mittheilungen. Die Aufenthaltsorte des Hammerhuhnes sind stets sehr, zuweilen auf einzelne Küstenstriche und Inselchen, beschränkt. Während es hier in großer Anzahl vorkommt, sucht man es anderswo vergebens. Ein Haupterfordernis des Standes scheint zu sein, daß der Boden mit niederem Strauchwerke bewachsen ist; denn auf dem Boden hält sich der Vogel hauptsächlich auf, und auf ihm sucht er seine Nahrung, welche in allerlei kleinen Thieren und Früchten besteht: alle erlegten hatten Ueberbleibsel von Landschnecken, Kerbthieren und Früchten, gemengt mit Schlamm und Steinchen, im Magen. „In den Monaten August und September, der Zeit, in welcher es hier nicht oder nur wenig regnet“, berichtet Wallace weiter, „steigt das Hammerhuhn zum Strande hernieder, um seine Eier abzulegen. Zu diesem Endzwecke erwählt es gewisse Buchten, welche möglichst fern von menschlichen Wohnungen liegen. Sind solche günstig, so dienen sie allen Vögeln eines ausgedehnten Landstriches, und man sieht sie hier täglich zu Dutzenden und Hunderten. Ich habe die berühmteste dieser Buchten, aber leider zu spät in der Jahreszeit, besucht und deshalb nicht so viel gesehen, als es sonst wohl der Fall gewesen sein möchte; demungeachtet fand ich Gelegenheit, einige wichtige Beobachtungen zu sammeln.

„Der Platz besteht aus einem steilen Küstensaume von ungefähr einer englischen Meile Länge, welcher sehr tief mit losem, grobem, vulkanischem Sande oder Kiese überdeckt ist und sich kaum begehen läßt. Er wird jederseits von einem kleinen Flüßchen, hinten aber vom Walde begrenzt. Unmittelbar über der Hochwassermarke sieht man eine Anzahl von Höhlen, welche einen bis anderthalb Meter im Durchmesser haben, und in ihnen oder rund um sie her findet man in einer Tiefe von dreißig bis sechzig Centimeter die Eier unseres Wallnisters, zuweilen nur eines oder ihrer zwei, manchmal auch sieben oder acht in einer Höhle, sie aber stets in einer Entfernung von funfzehn bis zwanzig Centimeter von einander. Die Vögel kommen oft aus einer Entfernung von zehn bis funfzehn Meilen paarweise zum Strande hernieder, wählen entweder einen neuen Platz oder eine alte Höhle und scharren abwechselnd, bis sie die genügende Sandmenge zusammen haben. Hierauf legt das Weibchen ein Ei, bedeckt es mit Sand, und das Paar kehrt in den Wald zurück.

Wie ein Eingeborener versicherte, kommt das Paar nach dreizehn Tagen wieder an den Strand, um ein zweites Ei zu legen. Diese Behauptung scheint sich auf Beobachtung zu gründen, möglicherweise auf die eines verstümmelten oder sonst ausgezeichneten Vogels, und ich glaube, daß sie so ziemlich der Wahrheit entsprechen wird, da bei allen Weibchen, welche ich schoß, bevor sie ihr Ei gelegt hatten, dieses die Bauchhöhle so vollständig füllte, daß es die Eingeweide außer Thätigkeit zu setzen schien, gleichwohl aber der Eierstock noch acht oder zehn bis zur Größe kleiner Bohnen



Hammerhuhn (Megacephalon maleo). 1/4 natürl. Größe.

entwickelte Eierchen enthielt, deren größtes bis zu seiner vollen Entwickelung ungefähr die angegebene Zeit brauchen mochte. Die Färbung der Eier ist ein blasses Braunroth; ihre Länge beträgt zwölf, ihre Breite sechs Centimeter. Ganz frisch bilden sie ein außerordentlich schmackhaftes Gericht; die Eingeborenen kommen deshalb mehr als funfzig Meilen weit herbei, um sie zu suchen. Die Eltern bekümmern sich nach dem Legen nicht mehr um sie, und die Jungen arbeiten sich, wenn sie einmal ausgeschlüpft sind, ohne jegliche Hülfe durch den Sand und laufen dem Walde zu."

Von Rosenberg fand die Vögel besonders häufig auf einer kleinen Insel des Boneflusses, welche von den Radschas von Bone als Eigenbesitz angesehen, durch besonders angestellte Dienstleute bewacht und zur Brutzeit der Vögel ausgebeutet wird. Denn die höchst schmackhaften Eier werden so gesucht, daß ihretwegen der Name des Vogels jedem Einwohner der Insel geläufig ist, wie denn auch jeder Schlecker Gorontalos das Ei gern mit zwölf bis funfzehn Cents bezahlt. Jagd und Fang der Erzeuger einer so nutzbringenden Waare sind also streng verboten, und der betreffende Wächter hat noch außerdem die Verpflichtung, den Warneidechsen ihre Gelüste nach den Eiern zu verleiden. Von einem dieser Wächter erfuhr unser Forscher etwa folgendes:

Die Henne gräbt, meist an der Wurzel eines Baumes oder Strauches, nicht selten jedoch auf nacktem Boden, ein Loch von sechzig Centimeter Durchmesser und anderthalb bis zwei Meter (?) Tiefe in die Erde. Dasselbe läuft mehr oder weniger schief nach unten zu und fällt auf der Seite, auf welcher der Vogel scharrend die Erde hinter sich wirft, allmählich, übrigens aber steil, zur Tiefe ab. Ist der Vogel nun in die gehörige Tiefe gekommen, so lockert er den Boden der Grube noch etwas auf und läßt hierauf das Ei in dieses lose Bett fallen. Das Ei sinkt durch die eigene Schwere in senkrechter Richtung ein und bleibt so stehen; die Henne wirft die Grube mit der ausgegrabenen Erde lose zu und bekümmert sich fortan nicht mehr um Nest und Ei. In zwei Brutlöchern, welche Rosenberg öffnete, zeigte der Wärmemesser einhundertundzwölf Grad Fahrenheit, während die Luftwärme nur zweiundachtzig Grad betrug. Jedes Brutloch enthält nur ein Ei; die Zeitigung desselben beansprucht sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Tage. Die Jungen kommen vollständig entwickelt aus ihrer Erdmulde zum Vorscheine und suchen vom ersten Tage ihres Lebens an ihre Nahrung selbst.

„Die Hammerhühner", schließt Wallace, „nehmen sich, wenn sie auf dem Sande dahin laufen, sehr hübsch aus. Die Farben ihres Gefieders, der behelmte Kopf und der aufgerichtete Schwanz geben ihnen ein eigenthümliches Ansehen; der langsame, bedächtige Gang macht sie noch bemerkenswerther. Nähert man sich ihnen, so laufen sie sehr schnell davon; überrascht man sie, so fliegen sie bis zu den niederen Zweigen des nächsten Baumes empor. Zwischen den Geschlechtern bemerkt man kaum einen Unterschied; doch ist beim Männchen der Höcker etwas größer und das Rosenroth des Gefieders etwas lebhafter als beim Weibchen. Aber diese Merkmale scheinen keineswegs beständig und auffällig genug zu sein, um Hahn und Henne zu unterscheiden."

Gefangene benehmen sich in ähnlicher Weise wie die Verwandten, sind aber keineswegs besonders anziehend, haben sich auch, so viel mir bekannt, in den Thiergärten nicht fortgepflanzt.

Die Hurbelwallnister oder Großfußhühner im engeren Sinne (Megapodinae) haben gewisse Aehnlichkeit mit Rallen oder Wasserhühnern. Ihr Leib ist schlank, der Hals mittellang, der Kopf groß, der Schnabel meist kürzer als der Kopf, gerade, vor der Spitze gewölbt, der Flügel breit abgerundet, in ihm die dritte bis fünfte Schwinge gleich lang und die längsten, der Schwanz, welcher aus zehn Federn besteht, kurz und abgerundet, der Lauf sehr stark und noch etwas länger als die lange, kräftige Mittelzehe, welche wie alle anderen mit kräftigen, langen, aber wenig gebogenen Nägeln bewehrt wird. Das Gefieder pflegt reichlich zu sein, auf dem Hinterkopfe sich zu verlängern; der Augenkreis, die Kehle und der Hals aber, auch wohl ein großer Theil des Kopfes, bleiben regelmäßig nackt.

„Man findet", so berichtet schon Pigafetta im Jahre 1520, „hier, auf den Philippinen, schwarze Vögel von der Stärke einer Henne, welche wohlschmeckende Eier von bedeutender Größe legen. Es wurde uns gesagt, daß das Weibchen diese Eier in den Sand lege, und daß die Sonnenwärme hinreiche, sie auskriechen zu lassen." Carreri vervollständigt diesen ersten Bericht, sieht aber das von ihm und Pigafetta beobachtete Großfußhuhn als Meervogel an. Er erzählt, daß die Eier desselben, welche an Größe Gänseeiern gleich kommen, in sandigen Gegenden in ein von ihm ausgescharrtes Loch gelegt und mit Sand bedeckt werden. Dies geschehe im März, April und Mai, zur Zeit, wenn das Meer am ruhigsten ist, die Wogen das Ufer nicht übersteigen und die Eier nicht ersäufen. Die Matrosen suchen gierig die Nester längs dem Strande des Meeres und wissen, daß da, wo die Erde umgearbeitet ist, Eier verborgen wurden.

Das Großfußhuhn (Megapodius tumulus und Duperreyi) ist etwa ebenso groß wie ein weiblicher Fasan. Die Federn des Kopfes sind dunkel rothbraun, die des Rückens und der Flügel

zimmetbraun, die Ober- und Unterschwanzdeckfedern dunkel kastanienbraun, die Schwingen und Schwanzfedern schwärzlichbraun, die des Hinterhalses und der ganzen Unterseite grau. Das Auge ist hell röthlichbraun, der Schnabel ein wenig dunkler, der Fuß hochorangefarbig.

Gilbert und Macgillivray haben uns die Lebensweise des Vogels kennen gelehrt. „Bei meiner Ankunft zu Port Essington", so berichtet der erstgenannte an Gould, „zogen viele sehr große Erdhaufen meine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde mir gesagt, daß dieselben Grabhügel der Eingeborenen seien; letztere hingegen versicherten mich, daß sie das Großfußhuhn zur Bebrütung seiner Eier erbaut habe. Aber diese Angabe klang so auffallend und schien so sehr im Widerspruche zu stehen mit den Gewohnheiten anderer Vögel, daß niemand in der Ansiedelung an die Wahrheit derselben glaubte, obwohl auch niemand soviel Theilnahme zeigte, um die Sache zu prüfen. Dazu kam, daß die Zweifel vermehrt wurden durch die Größe der Eier, welche die Eingeborenen brachten und als jenen Vögeln angehörig bezeichneten. Da ich jedoch wußte, daß die Eier des Taubenwallnisters in ähnlicher Weise gezeitigt werden, beschloß ich, mein möglichstes zu thun, um über das thatsächliche klar zu werden, und nachdem ich mir die Hülfe eines gewitzten Eingeborenen verschafft hatte, begab ich mich am sechzehnten November nach Crockers Bai, einem wenig bekannten Theile von Port Essington, welcher von solchen Vögeln bewohnt wurde." Gilbert erzählt nun wie er verschiedene Haufen im Dickichte fand, dieselben untersuchte und schließlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß die Eingeborenen der Wahrheit gemäß berichtet hatten.

Etwas später beobachtete Macgillivray das Großfußhuhn auf Nogo in der Endeavourstraße. Er war während seines längeren Aufenthaltes so glücklich, Männchen und Weibchen zu erlegen und fand auch mehrere Wälle mit Eiern auf. „Wenige Vögel", sagt er, „sind so scheu und so schwierig zu erlegen wie das Großfußhuhn. Es bewohnt das Gestrüpp, welches die Ufer der Buchten und überhaupt den Küstensaum bedeckt; wenigstens fand ich seine Wälle niemals weiter als hundert Meter vom Meere entfernt. Wenn es aufgescheucht wird, erhebt es sich selten mit einem Male, rennt vielmehr eine Strecke weit auf den Boden hin und steht nun erst auf. Der Flug ist schwerfällig, aber nicht von dem Geräusche begleitet, welches die wahren Hühner, wenn sie fliegen, verursachen. Selten fliegt der Hahn weit in einem Zuge dahin, setzt sich vielmehr baldmöglichst auf einen Baum nieder, verweilt hier kauernd mit ausgestrecktem Halse, beobachtet jede Bewegung seines Verfolgers und fliegt weiter, wenn dieser naht. Bloß die sorgfältigste Berücksichtigung aller Deckungen macht es dem Jäger möglich, bis auf Schußweite heranzukommen. Um zu beweisen, wie scheu er ist, will ich erwähnen, daß eine Jagdgesellschaft von drei Leuten, welche sich in einem kleinen Dickichte auf Nogo zerstreut hatten, in der Absicht, Großfußhühner zu schießen, nicht ein einziges zu sehen bekamen, obgleich sie mehrere von ihnen aufstörten. Zu Port Essington erlegte ich eines in den Manglegebüschen, deren Wurzeln bei Hochwasser von den Wellen bespült werden, und Kapitän Blackwood tödtete ein anderes, während es auf dem Schlamme dahinlief. In beiden Fällen waren die Vögel in der Nähe ihrer Hügel." Auch Gilbert bestätigt, daß das Großfußhuhn ausschließlich in den verschlungensten Dickichten unmittelbar am Meeresufer sich aufhält und nicht weit ins Innere geht. Es lebt paarweise oder einzeln und nährt sich am Boden. Sein Fraß besteht in Wurzeln, welche es ohne Mühe mit Hülfe seiner kräftigen Klauen hervorscharrt, auch wohl in Sämereien und Kerbthieren, besonders in großen Käfern. Die Stimme soll wie das Glucksen des Haushuhnes klingen und mit einem Rufe endigen, welcher an den des Pfaues erinnert.

Die Nesthaufen sind sehr verschieden, ebensowohl was Gestalt und Größe wie auch die Bestandtheile anlangt. Die meisten stehen nächst dem Wasserrande und bestehen aus Sand und Muscheln; einige enthalten Schlamm und vermodertes Holz. Gilbert fand einen, welcher fast fünf Meter hoch war und beinahe zwanzig Meter im Umfange hielt, einen zweiten, welcher einen Raum bedeckte, dessen Umkreis ungefähr funfzig Meter betrug; Macgillivray spricht von ebenso großen und hohen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die gewaltigsten dieser Hügel das Werk mehrerer Geschlechter sind und alljährlich benutzt und vergrößert werden. Die eigentliche Nisthöhle beginnt entweder am

Innenrande des Gipfels und fällt schief abwärts nach dem Mittelpunkte zu, oder auf dem Gipfel selbst und wendet sich dann nach dem äußeren Abhange hin. Die Eier liegen zwei Meter tief unter der Spitze, sechzig bis neunzig Centimeter von der Seite entfernt. Eingeborene erzählten Gilbert, daß die Vögel nur ein einziges Ei in eine Höhle legen und, nachdem dasselbe dort untergebracht ist, die Höhle mit Erde ausfüllen, auch die obere Mündung glätten und abrunden. An den frischen Fußtritten auf der Höhe und an den Seiten des Hügels erkennt man leicht, daß ein Großfußhuhn neuerlich eine Höhle ausgegraben hat. Die Erde, welche dieselbe deckt, ist dann so locker, daß man mit einer dünnen Ruthe einbohren und so den Verlauf der Höhle erforschen kann: je leichter die Ruthe sich einschieben läßt, um so kürzere Zeit verfloß seit dem Eierlegen. Es erfordert eine gewisse Uebung und namentlich große Ausdauer, um die Eier selbst zu erhalten. Die Eingeborenen graben mit der Hand und heben nur so viel Sand aus, als unbedingt nöthig ist, um ihren Körper einschieben und die Stoffe zwischen ihren Beinen durchwerfen zu können. Ihre Geduld wird aber oft auf eine sehr harte Probe gestellt; denn sie graben manchmal bis zu zwei Meter tief, ohne Eier zu finden, und werden währenddem von der Hitze und von Millionen Sand- und Stechfliegen fürchterlich gequält. Die Eier stehen immer senkrecht, die dickeren Enden nach oben, sind in der Größe ziemlich verschieden, ähneln sich aber in der Gestalt. Ihr Längsdurchmesser beträgt ungefähr neun, ihr Querdurchmesser sechs Centimeter. Die Färbung wechselt je nach der Beschaffenheit der Stoffe, welche sie umgeben: diejenigen, welche in schwarzer Erde liegen, sind regelmäßig dunkelröthlichbraun, diejenigen, welche in Sandhügel abgelegt werden, schmutzig gelbweiß. Die Farbe hängt aber nur mit einem das Ei dünn bedeckenden Häutchen zusammen. Sprengt man dasselbe, so findet man, daß die Schale eigentlich weiß aussieht. Nach Versicherung der Eingeborenen werden die Eier nachts und in Zwischenräumen von mehreren Tagen abgelegt.

Das Ausschlüpfen der Jungen wurde weder von Gilbert noch Macgillivray beobachtet, ersterer fand aber einen jungen Vogel in einer Höhlung von sechzig Centimeter Tiefe; derselbe lag auf einigen dürren Blättern und schien nur wenige Tage alt zu sein. Gilbert wandte alle Sorgfalt an, um ihn aufzuziehen und setzte ihn in eine mäßig große Kiste, welche er zum Theil mit Sand anfüllte. Er fraß ohne sonderliche Umstände gequetschte Körner, und sein Pfleger gab sich deshalb schon der besten Hoffnung hin. Allein der Vogel war so wild und unbändig, daß er die Gefangenschaft nicht ertragen wollte und freigelassen werden mußte. So lange er in der Kiste steckte, kratzte er den Sand unaufhörlich auf Haufen, indem er ihn aus der einen Ecke des Kastens in die andere warf. Dies geschah mit überraschender Schnelligkeit und unverhältnismäßig großer Kraft; denn der kleine Gesell hatte eben die Größe einer Wachtel. Zum Scharren im Sande gebrauchte er nur einen Fuß; mit ihm faßte er eine gewisse Menge von Sand und warf sie ohne anscheinende Anstrengung hinter sich. Diese Arbeitslust scheint auf angeborener Unruhe begründet zu sein und mehr das Verlangen, die kräftigen Beine zu beschäftigen, auszudrücken, als mit der Ernährung im Zusammenhange zu stehen. In der Nacht war er so unruhig und gab sich so große Mühe zu entfliehen, daß sein Pfleger vor dem von ihm verursachten Lärm nicht schlafen konnte.

Ich weiß nicht, ob man erwachsene Großfußhühner jemals in Gefangenschaft hielt und längere Zeit beobachtete, habe auch nirgends gehört oder gelesen, daß einer dieser merkwürdigen Vögel lebend nach Europa gekommen wäre.

Die Hokkovögel (Cracidae), eine höchst eigenartige, mehr als funfzig Arten umfassende Familie unserer Ordnung bildend, sind groß oder mittelgroß und gestreckt gebaut; der Schnabel ist in der Regel länger als bei den meisten Hühnern, an der Spitzenkuppe gewölbt, am Ende breithakig herabgebogen, hinten mit einer Wachshaut überzogen, welche sich über die ganze Nasengrube, gewöhnlich auch über die Zügel und Augengegend, erstreckt und den oft sich findenden Höcker auf der Schnabel-

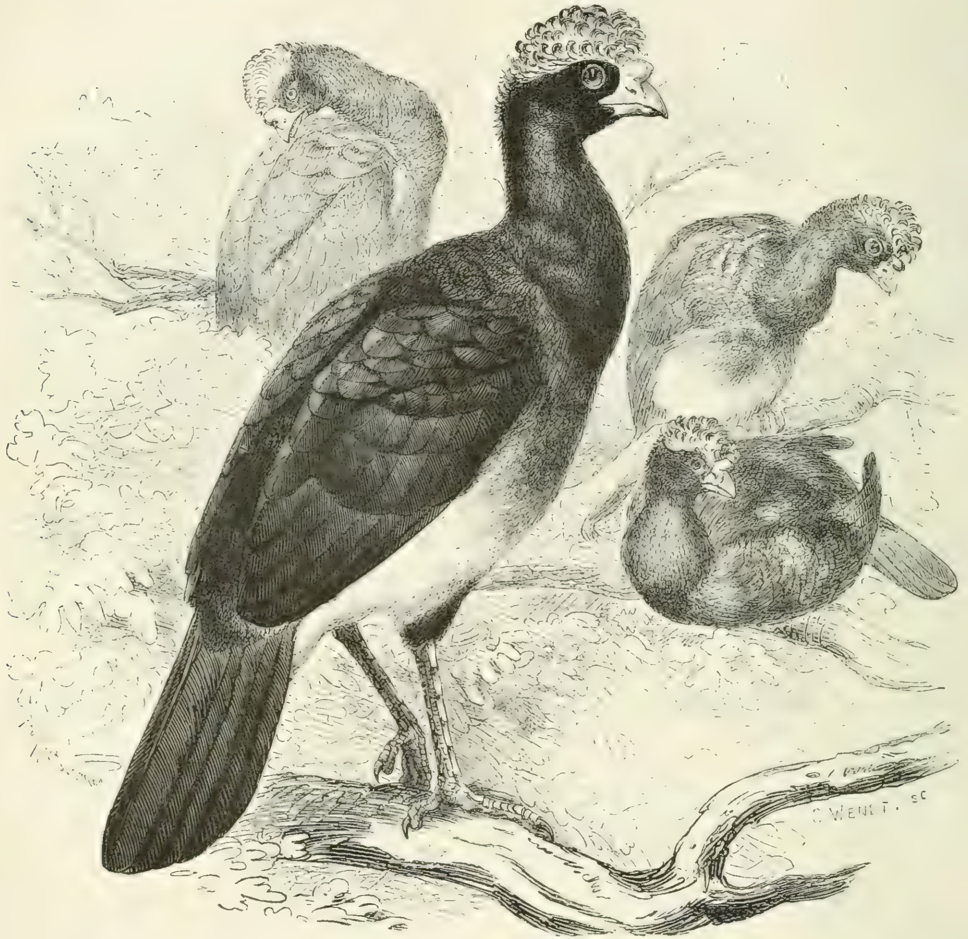
wurzel überkleidet, der Fuß mittelstark und mittelhoch, lang, dünnzehig und mit langen, ziemlich schmalen, scharf zugespitzten und sanft gebogenen Krallen bewehrt, der Flügel stark abgerundet, weil die vier bis fünf vordersten Handschwingen stufig gekürzt sind, auch wohl abgesetzt langspitzig, der aus zwölf Steuerfedern bestehende Schwanz sehr lang, stark, kräftig, seitlich etwas verkürzt oder ziemlich gleichlang. In dem derben und großfederigen, jedoch nicht dichten Gefieder sind die einzelnen Federn breit und abgerundet, ihre Schäfte aber meist eigenthümlich verdickt, von der Wurzel aus angeschwollen und erst gegen die Spitze hin verdünnt und verschmächtigt. Bei einzelnen Arten erscheint diese eigenthümliche Bildung so ausgeprägt, daß der Schaft in der Mitte um das Zehn- und Zwanzigfache dicker ist als an der Spitze, um das Sechs- bis Zehnfache dicker als an seiner Wurzel. Mit dieser Verdickung steht die Bebartung im Einklange: der verstärkte Schaft trägt dunige, die verdünnte Spitze geschlossene Fahnen. Am auffallendsten zeigt sich diese Verdickung im Kleingefieder, zumal an den Bürzelfedern, am wenigsten an den Schwingen und Steuerfedern. Düstere Farben sind vorherrschend, lichtere aber nicht ausgeschlossen. Das Geripp hat mit dem der eigentlichen Hühnervögel manche Aehnlichkeit. Die Wirbelsäule besteht aus vierzehn Hals-, sieben Rücken- und sechs Schwanzwirbeln; die Platte des Brustbeines ist mäßig ausgerandet, der Kiel sehr hoch; Oberarm und Oberschenkel führen Luft. Ein Kropf ist vorhanden, der Vormagen klein, der Hauptmagen sehr starkmuskelig. Größere Beachtung dürfte die Luftröhre verdienen, weil sie sich nicht bloß durch eigenthümliche Gestaltung, sondern auch durch ungewöhnlichen Verlauf auszeichnet, obschon letzteres bei vielen Mitgliedern der nächstverwandten Familie noch ersichtlicher wird. Die Luftröhre tritt nämlich auf die äußere Seite des Brustkorbes heraus, verläuft hier in einer oder mehreren Windungen und senkt sich nunmehr erst in die Tiefe des Brustkastens ein. Bei einzelnen Arten erweitert sie sich auch wohl zu Taschen oder Buchten &c.

Bei den Hokkos im engeren Sinne (Cracinae), welche man in einer Unterfamilie zu vereinigen pflegt, ist der Schnabel hoch, auf der Firste stark gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, ausnahmsweise auch auf der Firste schneidenartig ausgezogen, am Grunde regelmäßig mit einer Wachshaut überkleidet und durch Höcker verziert, welche während der Paarungszeit noch bedeutend aufschwellen, bei einer Art aber sich zu einem harten, sehr großen, birnförmigen Knollen umgestalten und bei einer zweiten Art durch ein mehr auf der Kopfmitte stehendes Horn vertreten werden, der Fuß kräftig, mäßig hoch und ziemlich langzehig, der Flügel kurz, in ihm die siebente und achte Schwinge die längsten, der Schwanz ziemlich lang, etwas abgerundet, das Gefieder auf dem Scheitel und Hinterkopfe meist zu einer kammförmigen Haube verlängert, welche aus schmalen, steifen, sanft rückwärts, an ihrer Spitze aber wieder vorwärts gekrümmten Federn besteht, auf der Wange, dem Oberhalse und in der Steißgegend weich, fast dunig, auf dem Unterhalse und Rumpfe hart und derb, der Zügel mit kleinen Pinselfedern besetzt, die Augengegend nackt.

Der Hokko (Crax alector), dessen Name zur Bezeichnung der Gesammtheit gedient hat, trägt einen gelben Fleischhöcker auf der Wurzel des Schnabels und ist bis auf den weißen Bauch, den Steiß und den Endsaum der Schwanzfedern, glänzend blauschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel blaß wachsgelb, übrigens hornfarben, der Fuß fleischroth. Die Länge beträgt ungefähr fünfundneunzig, die Fittiglänge zweiundvierzig, die Schwanzlänge zweiunddreißig Centimeter. Das Weibchen soll nur am Kopfe, Halse, auf der Brust und auf dem Rücken schwarz, auf dem Bauche rostroth, auf Flügel und Unterschenkel rostrothgelb gewellt sein.

Alle Arten der Familie bewohnen Süd- und Mittelamerika, einschließlich des Südens von Mejiko; der Hokko verbreitet sich über das Innere Brasiliens, von Guayana bis Paraguay und wird dort in allen Wäldern gefunden. Aus den mir bekannten Berichten der Naturforscher, welche an Ort und Stelle beobachteten, und den Erfahrungen, welche wir an gefangenen Vögeln sammeln konnten, scheint hervorzugehen, daß seine Lebensweise der anderer Arten entspricht; es dürfte daher angemessen sein, ein allgemeines Lebensbild zu zeichnen.

Die Hokkos sind an Bäume gebunden und verlassen den Wald höchstens auf kurze Zeit. Man trifft sie zwar oft auch auf dem Boden an und beobachtet, daß sie hier, falls der Grund eben, mit großer Schnelligkeit einher rennen; in der Regel aber sieht man sie im Gezweige der Bäume, während der Brutzeit paarweise, außerdem zu drei, vier und mehr Stück beisammen. Im Gezweige bewegen sie sich langsam, obschon mit verhältnismäßigem Geschicke; der Flug hingegen ist niedrig,



Hokko (Crax alector). ¼ natürl. Größe.

geschieht in wagerechter Richtung und hat keine lange Dauer. Sämmtliche Arten fallen auf durch ihre Stimme, welche immer etwas eigenthümliches hat, aber je nach der Art sehr verschieden ist. Einige brummen, andere pfeifen, andere knurren, andere schreien ein „Hu, hu, hu, hu“ aus tiefer Brust hervor, andere lassen Laute vernehmen, welche durch die Silben „Racka, racka“ wiedergegeben werden mögen. Ihre Stimme vernimmt man am häufigsten während der Paarungszeit und insbesondere in den frühen Morgenstunden, bald nachdem sie aus dem Schlafe erwacht und aus dem Inneren der Waldungen nach den Lichtungen an den Stromufern hervorgekommen sind. Die Indianer aber erzählten Schomburgk, daß eine Art (Crax tomentosa) regelmäßig zu schreien beginne, wenn das Sternbild des südlichen Kreuzes seine größte Höhe erreicht habe, und Schomburgk fand diese auffallende Angabe bestätigt. Lange hatte er zu dieser Versicherung ungläubig

gelächelt, weil er beobachtete, daß das südliche Kreuz gerade dann, um vier Uhr des Morgens, seine größte Höhe erreichte, wenn der Vogel ohnehin seine dumpfe, klägliche Stimme erschallen läßt. „Am vierten April aber hatte der Anfang des Kreuzes fünfundzwanzig Minuten nach elf Uhr nachts eben den Meridian erreicht, und in demselben Augenblicke schallten die hohlen Töne des Hokkos durch die stille Nacht. Nach Verlauf einer Viertelstunde lag wieder tiefe Ruhe auf unserer Umgebung. Da wir während dieser Zeit die Stimme des Vogels niemals gehört hatten, zeigte sich in diesem Falle die Angabe als so sicher und schlagend, daß alle Zweifel an der merkwürdigen Thatsache bei uns verschwanden."

Die Nahrung der freilebenden Hokkos besteht vorzugsweise, vielleicht ausschließlich, in Früchten. Azara sagt zwar, daß sie sich von denselben Stoffen ernähren, welche die Hühner fressen, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß sie schon Maiskörner nicht verdauen, sondern sie mit ihrem Kothe wieder ausscheiden, und alle übrigen Beobachter, mit Ausnahme von Martius, stimmen darin überein, daß Früchte ihr natürliches Futter sind. „In ihrem Magen", sagt der Prinz, „fand ich halb und gänzlich verdaute Früchte und Nüsse, welche zum Theil so stark waren, daß man sie mit einem Messer nicht ritzen konnte." Schomburgk bestätigt diese Angabe und fügt hinzu, daß ihr Fleisch manchmal, unzweifelhaft infolge einer zeitweilig von ihnen bevorzugten Nährpflanze, einen durchdringenden zwiebelartigen Geruch und gleichzeitig einen erhöhten oder veränderten Geschmack annimmt. „Als die Indianer", erzählt er, „mit dem Reinigen eines Platzes zum Aufhängen der Hängematten beschäftigt waren und mit dem Waldmesser das im Wege stehende Gebüsch und die Schlingpflanzen niederhieben, traf meine Geruchsnerven jener Geruch in solchem Maße, als wären die Leute in einem Zwiebelfelde beschäftigt. Bei der Untersuchung fand ich, daß dieser Geruch dem Stamme und den Blättern einer Schlingpflanze eigenthümlich war. Ohne Zweifel fressen die Hokkos zur Zeit, in welcher ihr Fleisch den beschriebenen zwiebelartigen Geruch und Geschmack annimmt, die Früchte, Samen und Blüten dieser Schlingpflanze." Bates hebt besonders hervor, daß die in den Waldungen am Amazonenstrome lebenden Hokkos niemals von den Wipfeln der hohen Waldbäume zum Boden herabkommen, und sagt damit nicht allein, daß sie in den Kronen der Bäume den größten Theil ihres Lebens verbringen, sondern daß sie in ihnen auch ihr Weidegebiet finden. Dafür spricht außerdem eine Erfahrung, welche wir in den Thiergärten gewonnen haben. Im Aufsuchen der Nahrung unterscheiden sich die Hokkos und die Schakuhühner von allen ihren sogenannten Ordnungsverwandten; sie scharren nämlich nicht, sondern lesen höchstens auf oder pflücken ab, wie die Tauben thun.

Ueber die Fortpflanzung wissen wir leider bis jetzt noch sehr wenig, so viel aber doch, daß die Hokkos nicht auf dem Boden, sondern auf Bäumen brüten. „Sie bauen ihre flachen Nester", sagt Martius, „aus Reisig in die Winkel der Aeste, nicht eben hoch über dem Boden, und das Weibchen legt nach unserem eigenen Befunde und der Versicherung der Indianer, stets nur zwei weiße Eier, welche größer und stärker als unsere Hühnereier sind." Schomburgk und Bates stimmen hiermit überein. Die Mittheilungen des Prinzen Max von Wied, daß der Mutung (Crax carunculata) vier Eier in sein aus Prügeln und Reisern auf Bäumen erbautes Nest lege, ist damit genügend widerlegt; sie beansprucht aber auch keine Unfehlbarkeit, da der Prinz ausdrücklich bemerkt, daß er selbst niemals ein solches Nest gefunden habe. Ueber das Jugendleben der Hokkos ist mir keine ausführliche Mittheilung glaubwürdiger Reisender bekannt; gerade dieser Punkt aber würde für die Erkenntnis der Stellung der Vögel von größter Wichtigkeit sein.

Da das Wildpret der Hokkos an Weiße dem Taubenfleische, an Wohlgeschmack dem des Truthahnes ähnelt, wird ihre Jagd in Südamerika eifrig betrieben, insbesondere zur Zeit der Paarung, während welcher unsere Vögel durch ihre weitschallende Stimme verrathen werden. Im tiefen Walde, fern von den Wohnungen, sollen sie kaum Scheu vor den Menschen zeigen. Sonnini erzählt, daß er sich in Guayana oft mitten unter ihnen befunden habe, ohne sie durch seine Erscheinung in die Flucht zu schrecken. Man könne sich ihrer deshalb auch ohne alle Mühe bemächtigen

und selbst mehrere nach einander erlegen, ohne daß die anderen sich entfernen; denn die überlebenden sähen den getödteten Genossen wohl ängstlich nach, flögen aber nur von einem Baume zum anderen. In der Nähe menschlicher Wohnungen hingegen sind die Hokkos sehr scheu und furchtsam; jedes Geräusch ängstigt sie, und die Erscheinung eines Menschen bewegt sie zur eiligen Flucht. Außer dem Fleische der erlegten Vögel benutzen die Indianer ihre starken Schwingen oder Schwanzfedern zur Herstellung von Fächern, sammeln daher auch solche Federn, welche sie im Walde finden, und bewahren sie bis zum Gebrauche in dem röhrenförmigen Scheidentheile eines getrockneten Palmenblattes auf. Hier und da werden auch die kleineren Federn zu allerlei Schmuck verwendet.

Die gefangenen Hokkos, welche man fast in allen Niederlassungen der Indianer findet, werden, laut Martius, aus den im Walde ausgenommenen, von Hühnern bebrüteten Eiern erzogen; denn die Fortpflanzung gefangener Hokkos soll nur unter besonders günstigen Verhältnissen gelingen. Die Indianer theilten Schomburgk mit, daß sich die Hokkos niemals in der Gefangenschaft fortpflanzen; Bates scheint dasselbe erfahren zu haben, weil er bemerkt, daß es schwer zu sagen sei, warum diese prächtigen Vögel nicht schon längst von den Indianern zu Hausthieren gewählt wurden, da sie doch so leicht zahm werden. „Das Hindernis soll darin liegen, daß sie in der Gefangenschaft nicht brüten. Dies mag wohl mit ihrem Baumleben zusammenhängen. Fortgesetzte Versuche würden möglicherweise ein günstigeres Ergebnis zur Folge haben; die Indianer besitzen zu solchen Versuchen aber nicht genügende Geduld und auch nicht hinlängliches Verständnis. Gleichgültig gegen solche Vögel kann man sie nicht nennen; denn das gemeine Truthuhn, welches in Südamerika eingeführt wurde, steht bei ihnen in hoher Achtung." Die Annahme der Reisenden ist nicht ganz begründet, dürfte aber dazu beitragen, die Hoffnungen, welche einige Thierzüchter auf die Hokkos gesetzt haben, auf das rechte Maß zurückzuführen.

Ueber die leichte Zähmbarkeit dieser Vögel sind alle Naturbeobachter und ebenso alle Thierzüchter einig. Schon Azara erzählt, daß die Hokkos in den Niederlassungen nicht bloß wie Haushühner leben, sondern förmlich zu Stubenthieren werden. Sonnini sah in Guayana Scharen gezähmter Hokkos in den Straßen umherlaufen und sich ohne Furcht vor den Menschen frei bewegen. Sie besuchten die Häuser, in denen man ihnen Nahrung gegeben hatte, regelmäßig wieder und lernten ihren Pfleger genau kennen. Zum Schlafen erwählten sie sich erhabene Orte, in den Ortschaften also, wie die Pfauen, die Dächer der hohen Häuser. Bates berichtet von einem gefangenen, welcher sehr vertraut mit seinem Gebieter war, sich selbst als ein Glied der Familie anzusehen schien, bei jeder Mahlzeit einfand, rund um den Tisch lief, von dem einen zum anderen ging, um sich füttern zu lassen und zuweilen den Kopf an Wange oder Schulter seiner Freunde rieb. Nachts erwählte er seinen Schlafplatz neben der Hängematte eines kleinen Mädchens, welchem er besonders zugethan war, und dem er bei allen seinen Ausflügen folgte. Solche liebenswürdige Anhänglichkeit sollte, so möchte man glauben, die Hokkos zu allgemeinen Lieblingen stempeln; gleichwohl werden sie nicht von jedermann gern in der Gefangenschaft gehalten. Auch sie haben, abgesehen von ihrer Langweiligkeit, Unarten, namentlich die eine, daß sie alles glänzende, Goldknöpfe rc., verschlucken und infolge der starken Muskeln ihres Magens verderben.

Temminck bemerkt, daß man in Holland zu Ende des vorigen Jahrhunderts Hokkos gezüchtet habe, diese Zucht aber wieder verloren gegangen sei, erinnert sich dieser Angelegenheit jedoch nur aus seiner Jugendzeit her und kann sich recht wohl geirrt haben. Für letzteres sprechen die Erfahrungen, welche wir neuerdings gelegentlich der mit großer Sorgfalt angestellten Versuche gewannen. Die Hokkos eignen sich, so viel wir bis jetzt erfuhren, in keiner Hinsicht zur Vermehrung im gezähmten Zustande. Schon die Haltung ist schwierig. Alle gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter und erheben in dieser Hinsicht wenig Ansprüche; aber sie verlangen im Winter einen warmen Stall, weil sie sonst mindestens die Zehen erfrieren oder zu Grunde gehen, zeigen sich auch keineswegs so verträglich, wie man behauptet hat, sondern streiten heftig mit anderen ihrer Art oder mit Hühnern, dürfen also kaum unter gewöhnlichem Hausgeflügel gehalten werden. Zudem

sind sie nur, wenn man ihnen einen größeren Spielraum gewährt, einigermaßen anziehend, im engeren Raume jedoch höchst langweilig. Stundenlang sitzen sie auf einer und derselben Stelle, fast ohne sich zu rühren, obgleich sie, wenn man sie jagt, eine große Beweglichkeit an den Tag legen. Ihre Stimme vernimmt man glücklicherweise nur in der Paarungszeit; wäre dies nicht der Fall, so würden sie vollends unerträglich sein; denn weder ihr Brummen, noch das gellende Pfeifen, welches sie hören lassen, ist besonders angenehm. Wenn sie pfeifen oder brummen, sitzen sie lange Zeit auf einer und derselben Stelle, pumpen, scheinbar mit Anstrengung, eine Menge Luft in die Lunge, und lassen dieselbe nur stoßweise wieder ausströmen, wobei eben der sonderbare Laut erzeugt wird. Man bleibt im unklaren, ob man das Brummen als Liebesruf zu deuten habe oder nicht; denn von einer Balze ist bei ihnen keine Rede, und der seinen Gesang hervorwürgende Hahn scheint sich nicht im geringsten um die Henne und diese sich nicht um ihn zu bekümmern.

Hokkos, welche ich längere Zeit pflegte, haben zwar wochenlang gebrummt, geknurrt und gepfiffen, niemals aber auch nur versucht, sich zu paaren. Nun haben wir allerdings verschiedene Berichte über gelungene Züchtung dieser Vögel erhalten, sogar erfahren, daß ein Hokkoweibchen funfzehn Eier gelegt und erbrütet habe: alle derartigen Berichte aber sind unwahr, beziehentlich erlogen. Beachtenswerth scheint mir nur ein einziger zu sein. „Ich besaß", so erzählt Pomme, „sechs weibliche Hokkos und nur vier Männchen. Dieses Mißverhältnis hat mir den Beweis geliefert, daß der Vogel in Einweibigkeit lebt. Die nicht gepaarten Weibchen legen zwar dennoch und suchen die Liebkosungen des ersten, besten Männchens, welches ihnen in den Weg kommt; aber sie gehen in den Geschlechtsverrichtungen nicht weiter, bauen keine Nester, sondern legen ihre Eier, wohin sie gerade kommen, meist abends, wenn sie sich schon aufgesetzt haben. Diejenigen dagegen, welche Männchen haben, legen immer in ein Nest und zwar in ein solches, welches von den letzteren errichtet worden ist; denn bei diesen Vögeln bauet das Männchen. Ich muß zugleich bemerken, daß die Hokkos, in Frankreich wenigstens, sehr selten brüten; von allen, welche ich bekommen konnte, hat nur ein einziges Neigung hierzu gezeigt. Fünf Stück haben Eier gelegt, das sechste war mehrere Tage lang gepaart und suchte das Männchen auf; aber es hat nie gelegt. Die neu angekommenen Weibchen bleiben während des ersten Jahres ihrer Einführung kalt und gefühllos; im zweiten Jahre paaren sie sich, aber sie legen nicht oder nur schallose Eier; im dritten Jahre ist Schale daran, sie ist jedoch zerbrechlich und unvollkommen, und erst im vierten Jahre verschwindet auch dieser Mangel. Jedes Weibchen legt, wenn es nicht brütet, nur einmal und zwar gegen Ende des April oder zu Anfang des Mai. Die Brütezeit dauert einunddreißig bis zweiunddreißig Tage. Bei mir wurden jedesmal zwei, manchmal, aber selten, drei Eier gelegt. Fast alle Eier, welche ich bekam, waren befruchtet; aber bei fast allen starb das völlig entwickelte Junge in der Schale ab, als ob ihm die Kraft zum Ausschlüpfen gefehlt hätte. Es kommt dies in unseren Gegenden bei einheimischen Vögeln oft vor, wenn die Mutter während des Legens nicht ganz gesund ist. Dreimal konnten indessen die jungen Hokkos die Schwierigkeiten beim Ausschlüpfen überwinden; aber, obwohl sie ganz kräftig waren, lebten sie doch nur drei bis vier Tage. Sie fraßen nichts und starben ohne Zweifel Hungers. Gegen die Truthenne, welche sie ausgebrütet hatte, zeigten sie Abneigung und hielten sich immer von ihr entfernt. Diese Beobachtung brachte mich auf die Vermuthung, daß die Mutter eine erste Nahrung im Kropfe bereite, wie die Tauben, und solche den jungen Hokkos in den ersten Tagen unumgänglich nothwendig sei. Um mich hiervon zu überzeugen, gab ich einem Hokkohuhne zwei Eier von Schakuhühnern. Sie wurden so eifrig bebrütet, daß am neunundzwanzigsten Tage die Pflegemutter mit ihren zwei Pfleglingen im Garten umherspazierte. Das Männchen bekümmerte sich nicht um die Jungen; aber das Weibchen zog sie recht gut auf, und jetzt sind sie völlig aufgewachsen."

„Um die Aufzucht der Hokkos", schreibt Bodinus, „bin ich auf eine sehr ärgerliche Weise gekommen. Längere Zeit hatte ich bemerkt, daß das sehr bissige Männchen sein Weibchen heftig verfolgte und dieses, um sich zu retten, genöthigt war, sich zu verbergen. Das Männchen flog auf

die Spitze eines dürren Baumes, stellte sich auf einen der höchsten Aeste; hier ein eigenthümlich schallendes Pfeifen ausstoßend, übersah es seine ganze Umgebung und flog nach einiger Zeit herab, vermuthlich um das Weibchen zu betreten, ein Akt, welchen ich jedoch nicht beobachtete, weil dasselbe das etwas sehr ungestüme Annähern des Gemahles zu unpassender Zeit fürchtete. So wunderte ich mich nicht, als ich eines Tages bemerkte, daß das Weibchen in einem für Mandarinenenten bestimmten Häuschen saß und erst, als ich mehrere Tage hinter einander das Thier immer in derselben Stellung, Steiß und Schweif außerhalb besagten Kästchens, fand, stieß mir der Gedanke auf, daß der Vogel sich fest gekrochen haben und nicht wieder zurückkommen könne. Es schien mir fast unmöglich und wenigstens unglaublich, daß ein Häuschen, gerade genügend, eine brütende Mandarinenente aufzunehmen, von einem großen Hokko freiwillig zu einem angemessenen Aufenthaltsorte gewählt werden könne. In der bangen Sorge, daß das Thier sich fest gekrochen habe und wohl gar todt sei, stieg ich auf einer Leiter bis zum Häuschen empor, ergriff jenes, um es hervorzuziehen, und als es nicht folgen wollte oder konnte, freute ich mich, daß ich zur rechten Zeit demselben zur Hülfe geeilt sei. Plötzlich bei einer Bewegung desselben hörte ich es krachen und — o Jammer! nun erst nahm ich wahr, daß der Vogel auf einem mächtig großen Eie brütete. Mein Verdruß war groß; allein das Unglück war geschehen, und wenn für diesmal die Aufzucht von Hokkos mißlungen ist, so habe ich doch wichtige Fingerzeige für die Zukunft erhalten, welche ich benutzen werde. Vielleicht hätte ich noch in demselben Sommer ein günstiges Ergebnis erzielt, wäre nicht um die Mitte des Juli entsetzlich kaltes Wetter eingetreten. Bald, nachdem nämlich das Hokkohuhn um sein Ei gekommen, stand der Hahn wieder pfeifend auf der Spitze eines Baumes, und eines schönen Tages nahm ich auch wahr, wie derselbe in eines der an der Wand hängenden Entenhäuschen gekrochen war, ein ganz leises, gedehntes Pfeifen hören ließ und dabei sich mit den im Häuschen befindlichen Niststoffen zu schaffen machte, während das Weibchen sein altes, daneben hängendes Häuschen wieder aufsuchte, vor meinen Augen in dasselbe kroch und — ich mochte den Augen kaum trauen — mit unglaublicher Gewandtheit sich in demselben umdrehte! Hätte ich früher nicht an dem vorhandenen Ei gesehen, daß das Thier im Häuschen wirklich gelegt haben mußte, ich hätte dies nicht für möglich gehalten, weil es sich nach meinem Dafürhalten nicht umdrehen konnte; jetzt war mir alles klar. Das Thier hatte sich beim Legen mit dem Kopfe nach der Oeffnung gedreht, nothwendig hätte das Ei sonst außerhalb des Häuschens auf die Erde fallen müssen, denn letzteres ist bedeutend kürzer wie der Vogel selbst. Hieraus schließe ich, daß der Mutung nicht frei auf Bäumen, sondern in Höhlen sein Nest anlegt und, weil er die kleinsten benutzt, keine große Anzahl von Eiern legt, wie denn auch unsere Henne nur ein einziges gelegt hat. Zu letzterem Schluß komme ich um so mehr, als das Ei im Verhältnisse zur Größe des Thieres unförmlich groß ist, größer als das stärkste Pfauenei. Von Farbe ist es weiß und der Gestalt nach gleichmäßig und rundlich eiförmig; nur ganz wenig ist das eine Ende spitzer als das andere."

„Die jungen Hokkos", bemerkt Aquarone, welcher ebenfalls glückliche Zuchtergebnisse erzielt zu haben versichert, „nehmen in den ersten vierzehn Tagen wenig Nahrung zu sich, und man muß ihnen oft etwas anbieten, um sie zum Fressen zu reizen. Sie lassen sich auch nicht gern beim Fressen zusehen, da sie sehr mißtrauisch sind, und verstecken sich entweder hinter die Henne oder verwenden keinen Blick von dem Zuschauer. Wenn sie sich zur Ruhe setzen wollen, und die Anwesenheit eines Menschen merken, fliegen sie gegen das Gitter und hören nicht auf den Ruf der Henne. Selten verkriecht sich ein junger Hokko unter die Flügel der Alten, bäumt vielmehr von dem ersten Tage seines Lebens an. Ist keine Vorrichtung vorhanden, daß er sich auf einen erhöhten Standpunkt setzen kann, so ist er die ganze Nacht unruhig und stößt sich gegen das Gitter. Man darf deshalb die Jungen höchstens zwei bis drei Tage im Brutkasten halten und setzt sie lieber in einen Käfig von einem Meter ins Geviert, mit einer, in einer Höhe von vierzig bis funfzig Centimeter angebrachten Stange, auf welcher sie dann die ganze Nacht und manchmal selbst am Tage zu sitzen pflegen. Sie haben vom ersten Tage ihres Lebens an gern einen großen Raum zur Benutzung, um in ihm zu

laufen und zu springen. Ihre Zehen sind sehr zart; läßt man sie einen oder zwei Tage länger in dem Brutkasten, so verkrümmen sich dieselben; gibt man ihnen Stangen, so biegen sie sich zum natürlichen Zustande zurück. Der kleine Käfig, in welchem man sie zuerst hält, muß sich nach Süden öffnen und mit feinem Sande bedeckt sein; denn sie liegen gern nach dem Fressen in der Sonne und baden sich im Sande. Wenn sie acht Tage alt sind, kann man sie füglich mit der Henne ausgehen lassen; sie bleiben bei ihr und fressen Gras aus Nachahmungstrieb. Nur muß man sie vor Hunden und Katzen hüten; denn sie sind so feig und gewöhnen sich so schwer an diese Thiere, daß sie vor Entsetzen leicht ihrer Mutter entrinnen und sie verlieren. Wenn man vergißt, sie in ihren Käfig zu bringen, setzen sie sich, auch wenn sie noch jung sind, möglichst hoch auf einen Baum, jedoch in der Nähe der Henne. Sie gewöhnen sich sehr schwer daran, das Futter aus der Hand zu nehmen, und selbst nach zwei bis drei Monaten geschieht dies noch mit der größten Vorsicht und mit offenbarem Mißtrauen. Niemals lassen sie sich in die Hand nehmen wie die Küchlein unserer Hühner. Mit letzteren und mit Fasanen leben sie gesellig, und wenn sie einmal eines dieser Thiere verfolgen, so geschieht es aus Spielerei. Ihrer Pflegemutter beweisen sie innige Anhänglichkeit und fliegen, wenn sie von ihr getrennt sind, über die Mauer, um ihr einen Besuch abzustatten. Sie sind nicht empfindlich gegen die Kälte, ein wenig gegen starken Wind, sehr gegen die Nässe, am meisten gegen Schnee. Den ganzen Tag über laufen sie im Garten herum und suchen selbst gegen Abend keinen Schutz, falls das Wetter kalt und trocken ist, während sie bei feuchtem Wetter oder bei Regen oft den ganzen Tag über im Käfige verweilen und sich abends bei Zeiten zurückziehen. In solchen Tagen lassen sie wohl auch die Henne, welche sie bei klarem Wetter nicht aus den Augen verlieren, allein ausgehen. Sie erhalten dieselbe Nahrung wie junge Fasanen: am ersten Tage harte Eier mit Salat und Brodkrume gemischt, später eine Mischung von Hanf, Reis, Gerste und Rübsen oder Samen. Ameiseneier sind eine Leckerei, welche sie nicht nöthig haben. Nach vier bis fünf Tagen fressen sie alle möglichen kleinen Thiere, wie Heuschrecken, Mücken, Ameisen, Mehlwürmer, Mehlkäfer, mit Vorliebe solche, welche hart sind; so ziehen sie die gelben Mehlwürmer den weißen vor. Regenwürmer beachten sie kaum; vierzehn Tage später fressen sie alle Thiere, bis auf die Regenwürmer, diese erst, nachdem sie selbst einen Monat alt geworden und auch dann nur, wenn sie solche selbst gesucht haben; im späteren Alter aber nehmen sie solche Würmer sehr gern. Brod in Milch getaucht, lieben sie auch, falls nur das Brod nicht zu sehr erweicht ist. Ueberreste von Krabben und Krebsen behagen ihnen, und diese Nahrung ist ihnen auch sehr zuträglich. Kleine Schnecken fressen sie, doch erst nachdem sie die Schale derselben zerbrochen, während Fasanen und Enten sie ganz verschlucken. In den ersten zwei bis drei Monaten wachsen sie nicht sichtlich; aber nach einem Monate entwickeln sie sich sehr rasch. Nach der ersten Mauser verändert sich das Gefieder nicht mehr. Das Auge beider Geschlechter ist kurz nach der Geburt kastanienbraun; diese Färbung bleibt bei den Weibchen, während sie sich bei den Hähnen dunkler färbt; nach Verlauf eines Monats ist sie braun, nach Verlauf von vier Monaten dunkelbraun und, wenn sie erwachsen sind, fast schwarz.

Die Schakuhühner (Penelopinae) unterscheiden sich von den Hokkos durch ihren gestreckten Leib, schlanken und niedrigen, am Grunde mit einer breiten Wachshaut bekleideten Schnabel, niedrigen Fuß, verhältnismäßig langen, stark gerundeten Schwanz, eine nackte Stelle um das Auge, fast nackte, d. h. nur sparsam mit kurzen Pinsel- oder langen Haarfedern besetzte Kehle und die Beschaffenheit des Gefieders, welches sich auf dem Kopfe wohl auch zu einer Holle oder Haube, niemals aber zu einem haubenartigen Kamme verlängert. Die Farbe des Gefieders stimmt insofern überein, als auf der Oberseite düsteres metallisches Grün, Braun rc. vorherrschend wird und auf der Unterseite, zumal auf der Brust, viele Federn hell gesäumt sind.

Das Geripp ähnelt dem der Hokkos. Unter den Weichtheilen ist die Luftröhre, zwar nicht bei allen, aber doch bei vielen Arten und namentlich bei den Männchen, ausgezeichnet. Wenn sie im

Halse herabgestiegen ist, wendet sie sich auf die linke Seite des Kropfes, tritt dann auf die äußere Brust heraus, läuft über den Vordertheil des linken Schlüsselbeines, zwischen den beiden Schenkeln des Gabelknochens hindurch über den Kamm des Brustbeines weg, biegt sich um, geht abermals zwischen den Gabelknochen durch, biegt sich über das linke Schlüsselbein und tritt nun erst in die Brusthöhle ein. Auf den Brustmuskeln ist sie mit Zellgeweben befestigt; an den oberen Enden der Biegungen befindet sich ein starker Muskel, welcher mehrere Ringe der Luftröhre umfaßt, gegen den Kamm des Brustbeines ansteigt und an dem oberen Ende desselben sich in zwei Schenkel theilt, welche sich mit Zellgeweben an den Brustbeinkamm heften, mit den Brustmuskeln aber nicht vereinigen.

Die Schakupemba (Penelope superciliaris und Jacupemba) vertritt die Sippe der Guanhühner (Penelope) und kennzeichnet sich durch verhältnismäßig bedeutende Größe, mittellangen Schwanz, an der Spitze stark verschmälerte Vorderschwingen, weiches Gefieder, mittellange Kopfhaube, nackte Stirn, Kopfseiten und Kehle. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Nacken, Hals und Brust schieferschwarz, grau überlaufen, jede Feder weißlich gerändert, auf dem Rücken, Flügel und Schwanz erzgrün, weißgrau und rostrothgelb gesäumt, auf Bauch und Steiß rostgelbroth und braun quer gewellt oder braun und rostgelbroth gesäumt; die Schwingen sind fein graugelb gerändert; ein weißlichbrauner Streifen verläuft über dem Auge. Dieses ist braun, die nackte Stelle um dasselbe schwarz, die nackte Kehle dunkel fleischroth, der Schnabel horngraubraun, der Fuß graulich fleischbraun. Die Länge beträgt zweiundsechzig, die Fittiglänge sechsundzwanzig, die Schwanzlänge siebenundzwanzig Centimeter. Das Weibchen unterscheidet sich durch minder deutliche Brauenstreifen und verwaschene Federsäume, der junge Vogel durch graubräunliche Färbung, rostrothgelben Augenstreifen und feinere Wellenzeichnung auf dem Brust-, Steiß- und Schenkelgefieder.

Mittel- und Südamerika, von Südtexas an bis Paraguay und Chile sind die Heimat der Schakuhühner, hochstämmige Waldungen ihr Aufenthalt. Die einzelnen Arten leben gewöhnlich neben, zuweilen aber auch unter einander, diese an der Küste, andere in bergigen Gegenden, einige auch in Hochgebirgen bis zu zweitausend Meter über dem Meere. Die Schakupemba bevölkert Waldungen der Ostküste von Brasilien. Alle größeren Arten halten sich einzeln, die kleineren gewöhnlich in starken Flügen zusammen, welche bis zu hundert und mehr Stück anwachsen können. Solchen Gesellschaften pflegt dann ein Männchen vorzustehen und der ganze Flug ihm Gehorsam zu leisten: Humboldt sah am Magdalenenflusse einen Schwarm, welcher wenigstens sechzig bis achtzig Stück zählen mochte, auf einem einzigen dürren Baume sitzen. Gewöhnlich verstecken sich die Schakuhühner in den dichten Baumkronen, achten vorsichtig auf alles, was um sie her vorgeht, und lassen sich deshalb nicht immer ohne Umstände beobachten oder jagen. Prinz Max von Wied und Burmeister stimmen darin überein, daß sie in der Regel nicht sehr hoch in die Bäume gehen, sich vielmehr besonders in dem dunkeln Gebüsche des Unterholzes aufhalten. Hier bewegen sie sich recht geschickt, während ihr Flug nur höchst mittelmäßig und ihr Lauf auf der Erde ebensowenig ausgezeichnet ist. Humboldt erzählt, daß ein Schwarm in der Nähe seines Nachtlagers sich zusammengefunden hatte, um an dem nahen Flusse zu trinken. Nachdem die Vögel ihren Durst geletzt, versuchten sie, an dem abschüssigen Ufer emporzukommen; dies aber wurde ihnen so schwer, daß die Reisenden sie vor sich herjagen konnten wie Schafe. Schomburgk berichtet dagegen, daß die Schakuhühner, wenn sie sich in den Wipfeln der Bäume befinden und hier verfolgt sehen, mit ungemeiner Schnelligkeit von Ast zu Ast eilen und der dicht belaubten Krone eines Baumes zustreben, um hier sich zu verbergen oder von Baum zu Baum weiter zu fliegen. Ueber das Betragen der Mitglieder eines Schwarmes gegen einander finde ich in den mir bekannten Werken der Reisenden keine Angabe; an gefangenen aber habe ich beobachtet, daß sie unter sich im tiefsten Frieden leben und nicht daran denken, nach Art der eigentlichen Hühner sich zu befehden. Dem ausgezeichneten Baue der Luftröhre entspricht die sonderbare Stimme, von welcher alle Reisenden zu erzählen wissen. Die Schakuhühner verkünden, eher als andere Vögel, durch ihr Geschrei den

kommenden Tag, lassen sich aber auch später oft genug vernehmen. Das Geschrei klingt unangenehm, kann auch nicht gut mit Silben ausgedrückt werden; doch darf man sagen, daß die Namen „Schaku, Guan, Parraqua, Apeti und Aburri" nicht übelgewählte Klangbilder der Stimme sind. Owen erzählt, daß einzelne Arten den Reisenden mit ihrem Lärme fast betäuben. Ein Mitglied des Trupps beginnt mit einigen zirpenden Lauten, die übrigen fallen nach und nach ein, der Lärm wächst immer mehr, bis er endlich eine für das Ohr der Menschen fast unerträgliche Höhe erreicht. Hierauf vermindert er sich wieder und verstummt endlich, wenn auch nur auf kurze Zeit, gänzlich. Die Stimme der Schakupemba ist kurz und rauh, wird aber oft wiederholt. Gefangene schreien zuweilen ohne Unterbrechung fünf Minuten lang in widerwärtiger, gleichmäßiger Weise, da sie ewig nur die zwei verschiedenen Laute hervorstoßen, welche man ebensowohl durch „Guan" wie durch „Schaku" übertragen kann. Beide Laute klingen heiser und tonlos, werden auch nur auf eine kurze Strecke hin vernommen. Der sogenannte Parraquasfasan erfüllt den Wald mit seinem einförmigen Geschreie, welches Humboldt durch die Silben „Katakras, katakras" wiederzugeben versuchte; verwandte Arten lassen ähnliche und gleich unangenehme Laute hören.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Baumfrüchten und Beeren. Prinz Max fand in dem Magen der von ihm getödteten stets auch Ueberreste von Kerbthieren.

Ueber die Fortpflanzung liegen mehrere Angaben vor; ausführliches aber wissen wir noch nicht. Alle Schakuhühner errichten ihre Nester im Gezweige der Bäume und wohl ausnahmsweise nur auf dem Boden. Das Nest besteht aus dürren oder belaubten Zweigen und ist ziemlich locker gebaut. Zwei bis drei, auch wohl vier bis sechs große, weiße Eier bilden das Gelege. Ob das Weibchen allein brütet oder vom Männchen unterstützt wird, scheint noch nicht festgestellt zu sein; die Beobachter, und unter ihnen namentlich Bajon, berichten nur, daß die Jungen von der Mutter geführt und eine Zeitlang im Neste geatzt werden, sobald sie der Eierschale los sind, auf den Zweigen des Unterholzes umherklettern, nach und nach zum Boden herabsteigen und hier der Alten folgen, wie Küchlein der Henne. Später führt sie jene in den Morgenstunden auf Waldblößen, wo junges Gras wächst; sobald aber die Sonne kräftiger scheint, kehrt alt und jung zum Walde zurück. Einzelne Arten sollen erst nach zehn bis zwölf Tagen vom Neste herabsteigen. Mit dem Flüggewerden verlassen die Jungen ihre Mutter und diese brütet sodann vielleicht noch einmal.

Jung aus dem Neste genommene Schakuhühner werden bald zahm und lassen sich ohne sonderliche Mühe an eine bestimmte Oertlichkeit gewöhnen. Wo sie erzogen worden sind, gehen sie ab und zu, wie Haushühner, finden sich auch oft nach längerer Zeit wieder ein, fehlen deshalb den Ansiedelungen der Indianer selten, und gehören überall zu deren beliebtesten Hausvögeln, weil sie die wenigste Mühe verursachen. Nur in einer Hinsicht lassen sie sich nicht gern bevormunden. Es hält schwer, sie daran zu gewöhnen, ihre Nachtruhe in einem Stalle oder überhaupt in einem verschließbaren Raume zu nehmen, weil sie lieber auf den Hausdächern oder benachbarten Bäumen nächtigen. Gibt man sich mit ihnen ab, so kann man sie, wie Sonnini berichtet und ich selbst erfahren habe, förmlich zu Schoßthieren machen. Sie lieben es, wenn man ihnen schmeichelt, gestatten es, daß man dicht an sie herantritt, sie auf eine Hand setzt und mit der anderen sanft über das Rückengefieder streicht, fordern förmlich zu Liebkosungen heraus und bezeugen ihre Freude, wenn man ihnen gewährt. Ungeachtet dieser liebenswürdigen Eigenschaften dürften sie sich doch kaum zur Einbürgerung eignen, weil sie in der Gefangenschaft nur in seltenen Ausnahmefällen Eier legen, sich deshalb auch, soviel mir bekannt, im Käfige noch nirgends fortgepflanzt haben. Hierzu kommt, daß sie sich ebensowenig wie die Hokkos mit unserem Klima befreunden können, vielmehr die Rauhheit desselben schwer empfinden und auch wirklich schwer büßen müssen.

Das Wildpret vieler Schakuhühner soll vorzüglich sein; einzelne Arten wurden daher in gewissen Gegenden gänzlich ausgerottet, andere wenigstens sehr vermindert. Fortgesetzte Verfolgung macht die Gesellschaften sehr scheu. Schomburgk erzählt, daß die in Guayana lebenden Arten äußerst vorsichtig sind und eigentlich nur, wenn sie fressen, beschlichen werden können. Gelingt es

dem indianischen Jäger, an einen Trupp heranzukommen, so richtet er gewöhnlich arge Verheerungen unter ihnen an; denn er kann drei bis vier Stück mit dem Blasrohre herabschießen, bevor es die übrigen bemerken und die Flucht ergreifen. Der von dem geräuschlosen Pfeilchen getroffene Vogel fällt vom Baume herab, ohne daß die übrigen ihr Geschäft anders unterbrechen, als daß sie dem verschwindenden Gefährten mit langgestreckten Hälsen nachsehen und sich scheu nach der Ursache umschauen. Derselbe Forscher berichtet übrigens noch, daß das Wildpret der alten Schakuhühner nur dann zermalmbar und zu genießen sei, wenn sie mit dem Urarigifte geschossen worden sind, weil dieses das zähe Fleisch vollkommen zart und mürbe machen soll.

„Meine Aufmerksamkeit", erzählt Schomburgk, „wurde durch ein auffallend heiseres Geschrei und Gekrächze rege gemacht, welches mir aus dem bewaldeten Ufersaume entgegenschallte. Als ich mich vorsichtig der Stelle näherte, sah ich eine ungeheure Herde großer Vögel. Es waren Schopfhühner, ‚Stinkvögel' der Ansiedler. Obschon die deutsche Benennung, der langen Kopffedern wegen, bezeichnend genug ist, so hebt doch der Name der Ansiedler mit noch mehr Recht eine der hervorragendsten Eigenschaften dieser Vögel hervor; denn ohne sie zu sehen, wird man bereits aus ziemlicher Entfernung, wenn auch nicht auf die angenehmste Art, von ihrer Nähe unterrichtet. Der Geruch ist so unangenehm, daß selbst die Indianer das Schopfhuhn, ungeachtet seines Muskelreichthums, um keinen Preis essen würden. Er hat viel Aehnlichkeit mit frischem Pferdedünger und ist so durchdringend, daß ihn selbst der Balg noch jahrelang beibehält. Die Herde zählte gewiß hunderte, welche sich theils sonnten, theils in dem Gebüsche herumjagten, theils von dem Erdboden aufflogen. Es schien eben Paarungszeit zu sein. Ein Schuß unter die fröhliche Gesellschaft tödtete mehrere zugleich. Bei den alten Vögeln waren die langen Schwanzfedern an den Spitzen sowie auch das Gewebe derselben abgerieben: ein Beweis, daß sie häufig auf dem Boden herumlaufen, um dort ihre Nahrung zu suchen, wobei die langen Schwanzfedern den Boden berühren."

Verführt durch eine gewisse Aehnlichkeit mit den Pisangfressern, haben einige Naturforscher, nach dem Vorgange von Nitzsch, geglaubt, das Schopfhuhn genannten Vögeln beizählen zu müssen; „es bedurfte aber", wie Desmurs hervorhebt, „eines übermenschlichen Aufgebotes der Einbildungskraft oder eines wirklichen Abscheues gegen einfache, leicht begreifliche Thatsachen", um dieses Verfahren zu rechtfertigen. Allerdings steht das Schopfhuhn auch unter den Hühnervögeln sehr vereinzelt da, ähnelt diesen, insbesondere den Schakuhühnern, sicherlich aber mehr als den Pisangfressern. Einzelne Vogelkundige wollen in ihm das Urbild einer besonderen, nur aus ihm selbst bestehenden Ordnung sehen; wir dagegen erweisen ihm unzweifelhaft Ehre genug, wenn wir es als Vertreter einer eigenen gleichnamigen Familie (Opisthocomidae) gelten lassen.

Das Schopf- oder besser Zigeunerhuhn (Opisthocomus cristatus und Hoazin, Phasianus und Orthocorys cristatus) ist schlank gebaut, der Hals mittellang und dünn, der Kopf klein, der Schnabel dem eines Hokkos ebenso ähnlich wie dem eines Schakuhuhnes, an der Spitze sanft herabgebogen, am unteren Kinnwinkel eckig vorspringend, sein Hintertheil von einer Wachshaut überkleidet, die Schneide fein gekerbt, der Fuß kurzläufig und langzehig, auch mit langen, starken, ziemlich gebogenen und scharf zugespitzten Krallen bewehrt, der Flügel ziemlich lang, zusammengelegt, bis über die Schwanzmitte herabreichend, in ihm die fünfte Schwinge die längste, die erste ziemlich klein, der Schwanz aus zehn langen, mäßig breiten Federn gebildet, welche seitlich etwas verkürzt und an der Spitze sämmtlich abgerundet sind. Das Gefieder verlängert sich auf dem Ober- und Hinterkopfe zu einer aus schmalen, spitzigen Federn bestehenden Haube; die Federn des Halses sind lang, schmal und spitzig, die des Rumpfes groß und abgerundet, die des Bauches weich, fast dunig, die des Rückens aber derb. Nacken, Rücken, Flügel, Hinterhälfte der Armschwingen

und Schwanz sehen braun aus; die großen Hinterarmschwingen schillern erzgrün, die Schwanzfedern bräunlich; die des Halses und Oberrückens zeigen einen weißgelben Schaftstreifen, die Schulterfedern weißgelbe Säume, die kleinen Deckfedern eine weißliche Außenfahne; Kehle, Vorderhals und Brust sind weißlich, Bauch, Unterschenkel, Steiß, die Handschwingen und die vordere Hälfte der Armschwingen hell rostroth, die Federn der Kopfhaube weißgelb, die hintersten schwarzgesäumt. Das Auge ist hellbraun, das Gesicht, so weit es nackt, fleischroth, der Schnabel hornbraungrau, an der Spitze blasser, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt zweiundsechzig, die Fittiglänge vierunddreißig, die Schwanzlänge neunundzwanzig Centimeter.

Man nimmt an, daß Hernandez unter dem Namen Hoactzin unser Zigeunerhuhn geschildert hat und gebraucht deshalb häufig noch jenen Namen zu seiner Bezeichnung; die Beschreibung ist jedoch so unklar, daß auf diese Meinung nicht viel Gewicht gelegt werden darf. Dagegen beschrieb Sonnini unter dem Namen Sasa unseren Vogel, und seine Schilderung ist bis auf Schomburgk, Desmurs und Bates die einzige gewesen, welche Glaubwürdigkeit beanspruchen konnte. Sonnini fand diese Hühner nie in großen Waldungen oder an hohen Orten, sondern immer nur auf überschwemmten Savannen, den Tag über auf Zweigen am Rande der Gewässer stillsitzend, morgens und abends auf Nahrung ausgehend. Sie lassen sich leicht beschleichen, sind überhaupt gar nicht scheu, wahrscheinlich, weil man sie ihres schlechten Fleisches wegen wenig beunruhigt, sie auch außerdem in Gegenden sich aufhalten, welche von Menschen selten besucht werden. Niemals sollen sie auf den Boden herabkommen, sondern sich immer nur auf Bäumen und Gebüschen umhertreiben. Letztere Angabe steht mit dem von Schomburgk mitgetheilten in Widerspruch, wird aber auch von Bates aufrecht erhalten; es scheint also, daß das Baumleben die Regel, ein Herabkommen auf den Boden die Ausnahme ist. Am oberen Amazonenstrome ist das Zigeunerhuhn außerordentlich häufig und unter dem Namen „Zigeuner" jedermann bekannt. Es lebt, laut Bates, auf den niederen Bäumen oder in Büschen, welche die Ströme und Seen umsäumen, und nährt sich von verschiedenen wilden Früchten, insbesondere von einer saueren Guava. Die Eingeborenen behaupten, daß es die Frucht eines baumartigen Arums, welcher auf den schlammigen Bänken kleine Dickichte bildet, vorzugsweise aufsucht, und daß sein Fleisch deshalb den unangenehmen Geruch bekommt. Letzteres bezweifelt Schomburgk, weil dieser Geruch gar keine Aehnlichkeit mit den Arumsblättern habe; doch scheint mir dieser Grund nicht ausreichend zu sein, um die Angabe der Eingeborenen zu widerlegen. Bates ist übrigens auch der Ansicht, daß jener Geruch als der beste Schutz des Huhnes angesehen werden muß, da weder der Mensch noch ein Raubthier auf den stinkenden, ungenießbaren Vogel Jagd macht. Die rauhe, widrige Stimme soll man besonders dann vernehmen, wenn das Schopfhuhn, aufgescheucht durch ein vorüberfahrendes Boot oder einen sich nähernden Menschen, entflieht. Es pflegt dann die ganze Bande laut aufzuschreien, während sie schwerfällig von einem Baume zum anderen fliegt.

Bates hält das Zigeunerhuhn für einen in Vielehigkeit lebenden Vogel, bleibt uns aber den Beweis dafür schuldig. Gustav Wallis theilt mir hierüber folgendes mit: „Das Zigeunerhuhn baut ein kunstloses, flaches, etwa fünfunddreißig Centimeter im Durchmesser haltendes Nest aus trockenen Reisern, welche kreuz und quer über einander gelegt, schwach verflochten und ärmlich ausgefüttert werden. Da diese Nester meist zahlreich neben einander auf niedrigen Bäumen oder Sträuchern an den Ufern der Flüsse stehen, entdeckt man sie leicht, um so mehr, als die Vögel bei Annäherung eines Bootes ein ohrbetäubendes Geschrei erheben und einem so dicht um den Kopf schwirren, daß man Mühe hat, bis zu dem Neste zu gelangen, obgleich man, im Boote sich aufrichtend, vom Flusse aus meist dasselbe einsehen kann. Ich fand in allen Nestern ein einziges Ei, welches auf rostgelbem Grunde mit chokoladebraunen Flecken gezeichnet war; nach Versicherung meiner eingeborenen Begleiter soll der Vogel auch niemals mehr als eines legen.

Die letzte Familie der Ordnung bilden die Steißhühner (Crypturidae), anscheinend Mittelglieder zwischen den Scharrvögeln und Straußen, weshalb sie von einzelnen Forschern wohl auch diesen zugezählt werden. Ihr Leib ist, wegen der sehr entwickelten Brustmuskeln, kräftig, der Hals dagegen lang und dünn, der Kopf klein und platt, der Schnabel lang, dünn, gebogen, ohne kuppig abgesetzten Hornnagel an der Spitze, vielmehr mit einer Hornmasse überzogen, welche sanft und allmählich in die übrige häutige Bedeckung übergeht, der Fuß hochläufig, sehr rauhsohlig, die stets kleine, hoch angesetzte Hinterzehe bei einzelnen so verkümmert, daß nur die Kralle übrig bleibt; die kurzen, runden Flügel reichen nur bis auf den Unterrücken, und ihre stark abgestutzten Handschwingen, unter denen die vierte oder fünfte die längsten, sind schmal und spitzig; der Schwanz besteht aus zehn bis zwölf kurzen und schmalen Federn, welche unter dem langen Deckgefieder gänzlich verschwinden, kann aber auch so verkümmern, daß alle Steuerfedern fehlen. Das Gefieder ist am Kopfe und Halse gleichfederig, weswegen diese Theile schwach erscheinen, auf dem Rumpfe voll, stark und großfederig. Bei einigen Arten entspringen zwei Kiele aus einer Wurzel, bei anderen sind die Kiele, namentlich die der Rücken- und Bürzelfedern, breit, glatt und gewölbt, gegen das Ende der Feder plötzlich verdünnt, unten mit einer tiefen Rinne versehen. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid, unterscheiden sich überhaupt äußerlich nicht.

Die Steißhühner verbreiten sich über einen großen Theil Südamerikas und bewohnen die verschiedensten Oertlichkeiten, einige Arten stets offene Gegenden, andere nur das Dickicht der Wälder, diese die Ebene, jene das Gebirge; einzelne kommen nur in Höhen von viertausend Meter über dem Meere vor. Sie sind an den Boden gebunden, fliegen selten, laufen vielmehr eilig im Gebüsche oder im hohen Grase nach Art unserer Wachtel fort, thun dies aber stets mit etwas eingeknickten Haken und mehr oder minder ausgestrecktem Halse, so daß sie schon durch diese Stellung kenntlich werden, drücken sich in der Angst platt auf den Boden nieder oder verbergen sich in einem Grasbusche, und bloß diejenigen Arten, welche im Walde groß wurden, suchen hier nachts auf den unteren starken Aesten Schutz. Leibliche und geistige Begabungen sind gering. Sie laufen ungemein schnell, fliegen aber schwerfällig und eben deshalb ungern, verlieren bei Gefahr geradezu die Besinnung, scheinen überhaupt äußerst beschränkt zu sein. Ihre Stimme besteht aus mehreren auf einander folgenden höheren oder tieferen Pfiffen, welche zuweilen in einem regelmäßigen Tonfalle einander folgen und sich überhaupt so von den Stimmlauten anderer Vögel unterscheiden, daß die Aufmerksamkeit des Fremden wie des Eingeborenen sofort durch sie erregt wird. Einige Arten schreien namentlich bei Einbruch der Nacht, besonders nachdem sie eben auf dem bestimmten Ruheplatze angekommen sind, und ebenso am Morgen, bevor sie denselben verlassen; andere vernimmt man auch im Laufe des Tages, Sämereien, Früchte, Blattspitzen und Kerbthiere bilden die Nahrung. Gewisse Samen verleihen dem sonst ausgezeichneten Wildprete zuweilen einen unangenehm bitteren Geschmack. Manche sollen in der Frucht des Kaffeebaumes, einiger Palmen und dergleichen ihr hauptsächlichstes Futter finden. Ueber die ehelichen Verhältnisse ist man noch nicht bei allen Arten im reinen; die meisten scheinen jedoch paarweise zu leben. Alle brüten auf dem Boden, scharren sich zu ihrem Neste eine seichte Mulde aus und legen eine erhebliche Anzahl eintöniger, aber schön gefärbter, prachtvoll glänzender Eier. Die Jungen werden eine Zeitlang geführt, verlassen aber bald die Mutter, zerstreuen sich und gehen dann ihre eigenen Wege.

Als Jagdgeflügel vertreten die Steißhühner in Südamerika die Stelle unserer Feldhühner, werden auch geradezu „Rebhuhn“ oder „Wachtel“ genannt und eifrig gejagt. Alle Raubthiere, die laufenden wie die fliegenden, wetteifern hierin mit dem Menschen; selbst der Jaguar verschmäht es nicht, ihnen nachzustellen; ja, sogar einige Kerbthiere, beispielsweise die Ameisen, welche in dichten Haufen umherziehen, werden den Jungen gefährlich. Man gebraucht des Feuergewehr, stellt Fallen, jagt sie zu Pferde, mit der Wurfschlinge oder setzt Hunde auf ihre Spur. Tschudi erzählt, daß die Indianer ihre Hunde zu solchen Jagden vortrefflich abgerichtet haben. Wenn ein Steißhuhn aufgespürt wird, fliegt es fort, setzt sich aber bald wieder zu Boden; der Hund jagt es zum

zweiten Male auf; beim dritten Male springt er zu und beißt es todt. Mittels gut abgerichteter europäischen Hunde erbeutet man sie selten; die indianischen Hunde hingegen, welche nur darauf ausgehen, sie zu tödten, erreichen sie fast immer. Gefangene Steißhühner sieht man sehr oft bei den Indianern; einzelne kommen auch nach Europa herüber. Sie gehören nicht zu den Thieren, welche zu fesseln wissen, müssen vielmehr als langweilige Geschöpfe bezeichnet werden.

Eine der häufigsten Arten der Familie, der Inambu (Rhynchotus rufescens und fasciatus, Tinamus rufescens und Guazu, Crypturus rufescens, Nothura maculosa), vertritt



Inambu (Rhynchotus rufescens). ¼ natürl. Größe.

die Sippe der Großsteißhühner und kennzeichnet sich durch bedeutende Größe, kräftigen Leib, ziemlich langen Hals, kleinen Kopf, kopflangen, sanft gebogenen, am Ende stumpf abgerundeten Schnabel, hoch- und starkläufige Füße mit langen Vorderzehen und wohlentwickelter Hinterzehe, kurzgewölbten Flügeln mit zugespitzten Handschwingen, deren erste sehr verkürzt und deren vierte die längste ist, und eine aus eigenthümlichen, kleinen Federn bestehende Bekleidung der Wangen und Zügel. Das Gefieder ist rostrothgelb, in der Kehlgegend weißlich, auf dem Oberkopfe schwarz gestreift, auf den Rücken-, Flügel- und Schwanzdeckfedern breit schwarz gebändert, indem jede Feder vor dem schmalen, gelben Endsaume zwei breite schwarze Binden über einander trägt, von denen die obere, zunächst der Spitze jederseits noch einen hell rostgelben Seitenstreifen zeigt; die Handschwingen sind einfarbig und lebhaft rostgelbroth, die Armschwingen auf bleifarbenem Grunde schwarz und grau in die Quere gewellt. Das Auge ist rostgelbbraun, der Schnabel braun, am

Grunde des Unterkiefers blaß gelbbraun, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt zweiundvierzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge fünf Centimeter.

Der Inambu ist im Camposgebiete des mittleren Brasilien, besonders bei St. Paolo, Süd-Minas und Goyaz zu Hause, kommt aber auch in den argentinischen Ländern häufig vor, „begleitet hier“, wie Döring sich ausdrückt, „den Reisenden im ganzen Gebiete der Ebene, in den Waldungen ebensowohl wie in den Pampas, und erhebt sich dicht hinter ihm“. Er lebt nie in Völkern, sondern immer einzeln, stellenweise aber in großen Mengen, ist allbekannt, das Lieblingswild des Jägers, einer beständigen Verfolgung ausgesetzt und deshalb sehr scheu und vorsichtig. Bei Annäherung eines Menschen läuft er im hohen Grase davon, gebraucht aber nur im äußersten Nothfalle seine Schwingen. Darwin erzählt, daß er auf der einförmigen Ebene von Val Donado hunderten dieser Vögel begegnete, welche sich, durch die Annäherung der zahlreichen Gesellschaft von Reisenden erschreckt, ganz gegen ihre Gewohnheit zu Ketten vereinigten, aber vollständig in Verwirrung gebracht wurden, wenn man sie zu Pferde in einem immer enger werdenden Kreise umritt. Der hart verfolgte Vogel wagte zuletzt nicht einmal mehr in gerader Linie zu entfliehen, sondern drückte sich platt auf den Boden nieder. Die Unbehülflichkeit des Inambu ist den dortigen Eingeborenen wohl bekannt. Schon die Knaben jagen ihn und erbeuten viele mit einer höchst einfachen Wurfschlinge. Das Fleisch gehört zu dem besten Wildbraten, welchen der Reisende in Brasilien oder in den argentinischen Ländern vorgesetzt erhält. Nach Burmeister streift der Inambu nur in der Dämmerung nach Nahrung umher. Das Nest steht am Boden in einem dichten Busche und enthält sieben bis neun dunkelgrauliche, violett überflogene Eier, deren Oberfläche auffallend glänzend ist und wie polirt aussieht.

Gefangene Inambus gelangen nicht allzuselten in unsere Käfige, dauern vortrefflich aus, zeigen sich anspruchslos und schreiten, entsprechend gepflegt, auch wohl zur Fortpflanzung.

Neunte Ordnung.

Die Kurzflügler (Brevipennes).

In der Gabe des Fluges erkennen wir ein so bezeichnendes Merkmal des Vogels, daß uns derjenige, welchem diese Begabung fehlt, als fremdartiges Geschöpf erscheinen muß. Der ungebildete Mensch erblickt in solchen Vögeln Wunderthiere, und seine Einbildungskraft ist geschäftig, das Wunder zu deuten. Ein alter Schêich Kordofâns erzählte mir eine köstliche Sage, welche berichtet, daß der Riesenvogel Afrikas die Befähigung zum Fluge verloren, weil er in thörichtem Hochmuthe sich vermaß, fliegend die Sonne zu erreichen. Ihre Strahlen versengten seine Schwingen; er stürzte elendiglich zum Boden herab, kann heute noch nicht fliegen und trägt heute noch des Sturzes Zeichen an seiner Brust. Aelter, aber minder dichterisch, ist die Anschauung, daß man in demselben Thiere einen Blendling vom Kamele und einem märchenhaften Vogel der Wüste zu erkennen habe. Diese Anschauung klingt wider in uralten Erzählungen und hat sich bis zu unseren Tagen erhalten in dem Namen, welchen die Wissenschaft als Erbe vergangener Zeiten sich zugeeignet; sie ist aber auch in anderer Weise zur Geltung gebracht worden, da man in den Kurzflüglern die höchststehenden von allen zu erblicken geglaubt und sie an die Spitze der ganzen Klasse gestellt hat.

Die Kurzflügler sind die größten, vielleicht auch die ältesten Mitglieder ihrer Klasse. Ihr Kopf erreicht höchstens mittlere Größe, der Hals fast stets bedeutende Länge, der Leib gewaltige Größe; der Schnabel ist in der Regel ziemlich kurz, breit und stumpf, nur bei den Angehörigen einer kleinen Familie verschmächtigt und verlängert; die Nasenlöcher münden nach der Spitze oder selbst auf ihr; das Bein ist ungemein entwickelt, der Schenkel sehr kräftig, dickmuskelig, der Fuß lang, aber stark, zwei-, drei- oder vierzehig, der Flügel verkümmert und mit gänzlich veränderten, weichen, zum Fliegen untauglichen Federn besetzt, welche ebensowenig Schwingen genannt werden können, wie die Schwanz-, richtiger Bürzelfedern noch Steuerfedern sind, das Gefieder zerschlissen, haarartig, weil die Bärte der Fahnen keinen Zusammenhang haben und Faserbüscheln gleichen. Im Gerippe ist das Fehlen des Brustbeinkammes, des Gabelbeines und der Zwischenrippenfortsätze, die unverhältnismäßige Kürze und Kleinheit der Flügelknochen, das lange, schmale, bei einer Art sogar geschlossene Becken beachtenswerth. Die Knochen des Schädels bleiben lange Zeit getrennt, die Halsrippen beweglich. Zwischen Schädel und Kreuzbein zählt man vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Wirbel; sechzehn bis zwanzig Wirbel verschmelzen zum Kreuzbeine, sieben bis neun bilden den Schwanztheil. Fünf bis sechs Rippen verbinden sich mit dem breiten und platten Brustbeine. Die Schlüsselbeine verkümmern zu Fortsätzen des zu einem Knochen verschmolzenen Schulterblattes und Rabenbeines; der Vorderarm ist stets kürzer als der

Oberarm. Das Becken ist sehr verlängert; die Beine sind stets außergewöhnlich entwickelt, die Zehen des Fußes jedoch zuweilen verringert. Die Zunge ist kurz, dreiseitig, am Rande gelappt, der Magen groß, der Darmschlauch lang. Die Luftröhre besitzt keinen unteren Kehlkopf, bei gewissen Arten aber einen häutigen Sack, welcher willkürlich mit Luft gefüllt oder wieder entleert werden kann und unzweifelhaft zur Hervorbringung der dumpfen Stimme beitragen wird; der Magen ist muskelig, gegen die Pförtneröffnung hin mit einer halbmondförmigen Klappe ausgerüstet. Eine Gallenblase fehlt zuweilen, die Oeldrüse immer.

Unter den Sinneswerkzeugen der Kurzflügler scheint das Gesicht ausnahmslos wohl entwickelt, neben dem Gehöre aber auch der Geruch in gleichem Maße ausgebildet, das Gefühl oder Empfindungsvermögen schwach, der Geschmack sehr stumpf zu sein. Ueber die geistigen Fähigkeiten läßt sich kein günstiges Urtheil fällen. Alle bekannten Arten sind ungemein scheu und fliehen ängstlich die Annäherung eines Menschen, handeln aber ohne Ueberlegung, wenn es gilt, einer Gefahr zu begegnen, und alle zeigen sich, wie beschränkte Wesen überhaupt, störrisch, boshaft und wenig oder nicht bildsam. Sie leben unter sich, so lange die Eifersucht nicht ins Spiel kommt, in Frieden, dulden auch wohl die Gesellschaft anderer Thiere, bekunden aber weder gegen ihresgleichen noch gegen andere Geschöpfe wirkliche Zuneigung. In der Gefangenschaft gewöhnen sie sich einigermaßen an den Wärter, unterscheiden ihn aber kaum von anderen Menschen.

Die Kurzflügler fehlen nur in Europa. Afrika, einschließlich Westasiens, beherbergt eine, Amerika drei, Oceanien, einschließlich der großen südasiatischen Eilande, mehrere verschiedene Arten. Dürre, sandige, mit wenig Gestrüpp und Gras bestandene, kurz, wüstenhafte Ebenen und Steppen geben den einen, dichte Waldungen den anderen Herberge. Jene bilden zuweilen zahlreiche Scharen, diese leben einzeln und ungesellig.

Alle Arten zeichnen sich aus durch ihre unübertroffene Fertigkeit im Laufen, einige sollen auch recht leidlich schwimmen; andere Bewegungsarten sind ihnen fremd. Die Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen und Kleingethier; letzteres dient den Jungen zur ausschließlichen Speise. Gefräßig im eigentlichen Sinne des Wortes kann man die Glieder dieser Ordnung nicht nennen; einige von ihnen bekunden aber unüberwindliche Neigung, allerlei Gegenstände, welche ihrer Gurgel nicht allzu großen Widerstand bieten, hinabzuwürgen und ihren Magen mit ungenießbaren und unverdaulichen Stoffen zu füllen.

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft sind wir erst durch Beobachtungen an gefangenen Straußen unterrichtet worden. Noch konnte nicht festgestellt werden, ob alle Arten in Einehigkeit leben, oder aber, ob einzelne der Vielweiberei huldigen; eines aber ist zweifellos geworden, daß bei allen Straußen der Vater den Hauptantheil an Erbrütung der Eier und Erziehung der Jungen übernimmt, ja, daß er in sehr vielen Fällen ausschließlich alle Pflichten, welche sonst der Mutter zukommen, übt und dem Weibchen gar nicht gestattet, sich zu betheiligen.

Der Mensch verfolgt alle Kurzflügler, die einen ihrer Federn, die anderen ihres Fleisches wegen, hält auch alle Arten in Gefangenschaft und versucht neuerdings, die wichtigsten zu Hausthieren zu machen.

Die Unterschiede der gegenwärtig noch lebenden Kurzflügler sind so erheblich, daß fast jeder einzelne als Urbild einer besonderen Familie angesehen wird. Vertreter der ersten dieser Familien (Struthionidae) ist der Strauß, „Nâame“ der Araber, „Gorojo“ der Somali, „Akwir“ der Begawi ꝛc. (Struthio camelus und australis). Er kennzeichnet sich durch sehr kräftigen Leib, langen, größtentheils nackten Hals, kleinen, platten Kopf, große, glänzende Augen, deren oberes Lid Wimpern trägt, unbedeckte, offene, innen mit haarartigen Gebilden besetzte Ohren, mittellangen, stumpfen, vorn abgerundeten, an der Spitze platten, mit einem Hornnagel bedeckten, geraden Schnabel, dessen Kinnladen biegsam sind, und dessen Mundspalte bis unter das Auge reicht,

längliche, ungefähr in der Mitte des Schnabels sich öffnende Nasenlöcher, hohe, starke, auf dem Schenkel nur mit einigen Borsten bekleidete, übrigens nackte Beine, groß geschuppte Läufe und zweizehige Füße, deren innere Zehe mit einem großen, breiten und stumpfen Nagel bewehrt ist, ziemlich



Strauß (Struthio camelus). 1/10 natürl. Größe.

große, zum Fliegen jedoch gänzlich untüchtige, mit doppelten Sporen besetzte Flügel, welche an Stelle der Schwingen lange, schlaffe, weiche, hängende Federn tragen, ziemlich langen Schwanz, welcher aus ähnlichen Federn besteht, und nicht undichtes, aus schlaffen, gekräuselten Federn gebildetes Gefieder, welches auf der Brustmitte eine hornige Schwiele unbekleidet läßt. Beim Männchen

sind alle kleinen Federn des Rumpfes kohlschwarz, die langen Flügel- und Schwanzfedern aber blendendweiß, die nackten Halstheile hochroth, die Schenkel fleischfarben. Das Auge ist braun, der Schnabel horngelb. Beim Weibchen ist das Kleingefieder braungrau, nur auf den Flügeln und in der Schwanzgegend schwärzlich; Schwingen und Steuerfedern sind unrein weiß. Die jungen, unreifen Vögel tragen, sobald sie das Nestkleid angelegt, ein dem Weibchen ähnliches Gefieder. Die Höhe des erwachsenen männlichen Straußes beträgt ungefähr dritthalb, die Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende mindestens zwei Meter, das Gewicht etwa fünfundsiebzig Kilogramm.

Der Strauß wird von den Alten oft erwähnt. Altegyptische Wandgemälde stellen ihn als einen dem Könige dargebrachten Pflichtzoll dar, ebenso wie seine Federn unter derartigen Gaben ihre Rolle spielen oder als Zierat des Hauptes verschiedener Gottheiten, Heerführer und Krieger Verwendung finden. Die Königin Arsinoë wurde, laut Pausanias, als auf einem Strauße reitend dargestellt; die Federn des Vogels galten als Sinnbild der Gerechtigkeit. Von den Assyrern wurde er wahrscheinlich als heiliger Vogel verehrt, und seine Federn zieren die Gewänder der auf dem ältesten Bauwerke zu Nimrud dargestellten Menschen. Herodot erwähnt, daß das lybische Volk der Maken im Kriege die Häute der Strauße zum Schutze trug, Strabo, daß die Struthophagen sich in das Fell eines Straußes kleiden, um die Riesenvögel zu berücken. Xenophon, Aristoteles, Diodorus Siculus, Plinius, Aelian und andere berichten über Gestalt und Wesen, Vorkommen und Lebensweise. Aelius Lampridius erzählt, daß der Kaiser Heliogabal bei einem Schmause die Köpfe von sechshundert Straußen, deren Gehirn verzehrt werden sollte, auftragen ließ, Julius Capitolinus, daß bei den Jagdspielen des Kaisers Gordian dreihundert roth gefärbte Strauße erschienen, Flavius Vopiscus, daß Kaiser Probus bei einer ähnlichen Gelegenheit eintausend dieser Vögel dem Volke preisgab. Alte chinesische Werke erwähnen Straußeneier, welche Kaisern des Himmlischen Reiches geschenkt wurden. In der Bibel wird der Strauß vielfach genannt, den unreinen Thieren beigezählt und als einsam lebender, geistloser Vogel geschildert. Im Mittelalter gelangten seine Federn auch auf unsere Märkte und behaupteten sich fortan als geschätzter Schmuck der männlichen und weiblichen Kleidung.

Steppen und Wüsten Afrikas und Westasiens beherbergen den Strauß. In früheren Zeiten ist er unzweifelhaft viel häufiger gewesen als gegenwärtig, hat auch Oertlichkeiten, Gegenden und Länder bevölkert, in denen er jetzt ausgerottet ist: ein Wüstenvogel aber war er von jeher. Er bewohnt die Sahara und die Lybische Wüste, alle Steppen Innerafrikas und die südlichen Ebenen des Erdtheiles, ebenso aber auch weite Landstriche Westasiens. Das Vordringen des Europäers hat ihn aus vielen Gegenden Afrikas, in denen er früher häufig war, zurückgedrängt; demungeachtet verbleiben ihm noch so viele geeignete Oertlichkeiten, daß man sagen darf, er fehlt keinem ausgedehnteren Landstriche Afrikas. Sein Wohnkreis beginnt im Süden Algeriens und reicht bis tief in das Kapland hinein, ebenso wie er, mit Ausnahme der bewaldeten Küstenländer, im Westen nicht minder als im Osten gefunden wird. In Nordegypten, wo Burkhardt ihn noch im Jahre 1860 zwischen Kairo und Sues antraf, ist er gegenwärtig ausgerottet; von Mittelegypten an nach Süden hin aber lebt er heute noch in namhafter Anzahl, obwohl auch er erst in den Steppen, also südlich von dem Wüstengürtel, häufig wird. Hartmann bemerkt, daß in der Bahiudasteppe, wo Hemprich und Ehrenberg im Jahre 1823 noch Strauße jagten, solche kaum mehr anzutreffen seien: ich kann dieser Angabe auf das bestimmteste widersprechen, da ich gerade in der Bahiuda sehr häufig Straußenfährten bemerkt habe. Meine Erfahrungen stimmen in dieser Beziehung durchaus mit denen Heuglins überein, welcher sehr richtig bemerkt, daß der Strauß heute noch in den Wüsten und Steppenwüsten zwischen dem Nile und Rothen Meere vorkomme und in den wirklichen Steppen, von der Samhara angefangen, durch das ganze Gebiet des Nils und weiter nach Westen hin, häufig auftrete. Die Länder Daka bis zum Barka, die Steppen der Schukerie und der Dahiëna, Athelin, nach Norden hin bis Khalabat und Sarago, die sogenannte Insel

Sennâr oder alles zwischen dem Blauen und Weißen Nil liegende Land, die ganze südliche Bahiuda Kordofân, Dar el Fur und Tathale beherbergen Strauße in Menge, und ebenso findet sich der Riesenvogel, laut Heuglin, im Gebiete des Weißen Flusses, wenn auch bloß in den höheren und sandigeren Gegenden. Südöstlich des Nilgebietes meidet er auch nur Gebirgsländer, beispielsweise Abessinien, tritt aber in allen Ebenen, selbst in Hochebenen, ebenso regelmäßig auf wie dort. In der südlichen Sahara ist er nirgends selten, und von hier aus erstreckt sich sein Verbreitungsgebiet mehr oder minder ununterbrochen bis nach dem Süden des Erdtheiles. Hier begegneten ihm alle Reisenden, welche tiefer in das Innere des Landes eindrangen, vorausgesetzt, daß sie trockene, sandige, wüstenhafte Gebiete durchzogen. In Asien mag sein Verbreitungskreis vormals viel ausgedehnter gewesen sein als in der Jetztzeit; aber auch gegenwärtig noch kommt er hier, wie Hartlaub mit ebensoviel Fleiß als Gelehrsamkeit festgestellt hat, in den Wüsten des Euphratgebietes, insbesondere der Bassida und der Dekhena, auf allen geeigneten Oertlichkeiten Arabiens und endlich in einzelnen Theilen Südpersiens vor. Vâmbéry hörte sogar, daß er zuweilen noch am unteren Laufe des Oxus, in der Gegend von Kungrad, gefunden werde und dort den Namen Kamel- oder Koffervogel führe.

Sandige Strecken der Wüste, denen aller Pflanzenwuchs mangelt, können Strauße selbstverständlich nicht ernähren; man begegnet ihnen innerhalb des Wüstengürtels daher nur in Niederungen, in denen ein wenn auch spärlicher Pflanzenwuchs den Boden deckt; wohl aber sieht man, wie Heuglin richtig hervorhebt, auch auf gänzlich pflanzenlosen Strecken, sogenannten Hammadas, nicht allzuselten die Fährten des Vogels, welcher, von einer Niederung zur anderen ziehend, solche Sandmeere durchwandert. In Südafrika scheinen derartige Reisen regelmäßiger zu geschehen als im Norden; wenigstens gedenken alle Reisenden, welche Gelegenheit hatten, eingehendere Beobachtungen zu sammeln, des zeitweiligen Auftretens und Wiederverschwindens von Straußen in einem und demselben Gebiete. Eintretende Dürre zwingt die Vögel, bestimmte Weidegebiete zu verlassen und andere, oft weit entfernte, sogar auf sonst gemiedenen Höhen gelegene, aufzusuchen, und ihre außerordentliche Bewegungsfähigkeit setzt sie in den Stand, weite Reisen mit Leichtigkeit zurückzulegen. Selbst in den reichen Steppen, deren endlose Graswälder, mit Buschwald bestandene Einsenkungen und Felder jahraus jahrein Nahrung gewähren, führen die Strauße, ohne eigentlich Zugvögel zu sein, ein Wanderleben und schweifen, so lange sie die Brut nicht an eine bestimmte Stelle bindet, in engeren oder weiteren Grenzen umher.

Einige Reisende, unter ihnen Lichtenstein, sprechen von sehr ansehnlichen Straußenherden, welche sie von ihrem Wege aus gesehen haben, und auch Heuglin erwähnt, daß er im Herbste des Jahres 1854 Trupps von meist jungen Vögeln begegnet sei, deren Anzahl wohl funfzig bis sechzig betragen mochte. Regel ist dies nicht, vielmehr immer nur Ausnahme. Gewöhnlich lebt der Strauß im Süden wie im Norden des Erdtheiles in kleinen Trupps von fünf bis sechs Stück oder selbst in Familien, in denen man dann meist mehr Hennen als Hähne bemerkt. Eine solche Familie scheint ein ziemlich ausgedehntes Weidegebiet zu haben und an demselben mit einer gewissen Zähigkeit festzuhalten. Die erste Bedingung, welche der Vogel an seinen Aufenthalt stellt, ist Vorhandensein von Wasser. Da, wo solches reichlich vorhanden und nicht überall von Menschen in Besitz genommen wurde, stößt man jederzeit, wenn auch nicht auf Strauße selbst, so doch auf unverkennbare Anzeichen ihres Vorkommens, auf ihre Fährten, welche nicht verwechselt werden können. Lichtenstein beobachtete, daß sie nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer auf einem und demselben Wege gehen, so daß dadurch gerade Bahnen ausgetreten werden, welche in den unbewohnten Gegenden oft auf die Vermuthung führen, daß man Fußsteige von Menschen vor sich habe. Da, wo der Unterschied der Jahreszeiten und ihre Einwirkung auf die Pflanzenwelt nicht so groß ist, daß der Strauß zum Wandern gezwungen wird, behält er das einmal gewählte Gebiet wahrscheinlich jahraus, jahrein bei und entfernt sich selten über die Grenzen desselben.

Das tägliche Leben des Straußes verläuft ziemlich regelmäßig. In den Früh- und Nachmittagsstunden sind alle Mitglieder eines Trupps mit der Weide beschäftigt. Hierbei wandeln sie, gemächlich

schreitend, etwas von einander getrennt, durch ihr Gebiet, von einer genießbaren Pflanze zur anderen sich wendend. Gegen die Mittagszeit hin haben sie ihren Magen gefüllt und ruhen nun entweder einige Stunden, bald auf den Fußwurzeln hockend, bald auf dem Bauche liegend, oder tummeln sich munter und übermüthig umher, führen die wunderlichsten Tänze aus, indem sie wie toll in einem engen Kreise hin- und herlaufen, die Flügel heben und zitternd schwingen, als ob sie versuchen wollten, in die Luft sich zu erheben. Die drückendste Sonnenhitze scheint sie nicht im mindesten zu belästigen, ebensowenig als der glühende Sand sie behelligt. Später gehen sie vielleicht zur Tränke, nehmen sogar, wie Heuglin beobachtete, ein Bad im Meere, indem sie auf Sandbänken in das Wasser waden und hier, oft weit vom Ufer entfernt, bis an den Hals eingetaucht, längere Zeit stehend verweilen. Nachmittags weiden sie wiederum, und gegen Abend suchen sie an irgend einer geeigneten Stelle ihr Nachtlager, legen sich mit zusammengeknickten Beinen auf den Bauch und schlafen, ohne jedoch auch jetzt noch ihre Sicherung zu vernachlässigen. Vor drohenden Gewitterstürmen legen sie sich ebenfalls nieder; im allgemeinen aber lieben sie Bewegung mehr als Ruhe.

Die starken und behenden Läufe ersetzen dem Strauße zwar nicht das Flugvermögen anderer Vögel, verleihen ihm aber doch eine Bewegungsfähigkeit, welche wahrhaft in Erstaunen setzt. Bei meiner Reise durch die Bahiuda überritt ich eine sandige Stelle, auf welcher Straußenfährten in allen Richtungen sich kreuzten. Man konnte an ihnen deutlich erkennen, ob der Vogel behaglichen Schrittes gegangen oder trabend gelaufen war. Im ersteren Falle waren die Fußstapfen ein bis anderthalb, im letzteren zwei bis drei Meter von einander entfernt. Anderson versichert, daß der Strauß, gejagt und auf geringe Entfernung hin, die englische Meile vielleicht in einer halben Minute durchlaufen könne, weil seine Füße den Boden kaum zu berühren scheinen und jeder Schritt nicht selten vier bis fünfthalb Meter weit sei. Diese Angabe ist gewiß übertrieben, wohl aber ist es richtig, daß der Vogel mit einem Rennpferde an Schnelligkeit nicht nur wetteifert, sondern es überholt; das Wort der Bibel: „Zur Zeit, wenn er hoch fähret, erhebt er sich und verlachet beide, Roß und Mann", enthält also die vollständige Wahrheit. Bei sehr eiligem Laufe breitet der Strauß seine Flügel, vielleicht weniger, um sich im Gleichgewichte zu halten, als infolge der Erregung, welche sich seiner unter solchen Umständen bemächtigt, und welche er auch sonst in derselben Weise zu bekunden pflegt.

Als den am besten entwickelten Sinn des Straußes hat man unzweifelhaft das Gesicht anzusehen. Das Auge ist wirklich schön und seine Sehkraft erstaunlich groß. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß man aus dem Gebaren des Riesenvogels deutlich wahrnehmen kann, wie er auf Meilen hin sein nacktes Gebiet beherrscht. Nächstdem sind Gehör und Geruch am meisten entwickelt, Gefühl und Geschmack aber wohl sehr stumpf; wenigstens läßt das Gebaren des Vogels hierauf schließen. Ueber die geistigen Fähigkeiten lautet das Urtheil verschieden; denn während einige Forscher mit der Bibel übereinstimmen, welche sagt, daß Gott ihm die Weisheit genommen und keinen Verstand zuertheilt habe, rühmen andere die Klugheit, namentlich die Vorsicht und Scheu des Vogels. Ich habe jahrelang mit Straußen verkehrt und muß ebenfalls der Bibel beipflichten. Meiner Ansicht nach gehört der Strauß zu den dümmsten, geistlosesten Vögeln, welche es gibt. Daß er sehr scheu ist, unterliegt keinem Zweifel: er flieht jede ihm ungewohnte Erscheinung mit eiligen Schritten, würdigt aber schwerlich die Gefahr nach ihrem eigentlichen Werthe, weil er sich auch durch ihm unschädliche Thiere aus der Fassung bringen läßt. Daß er unter den klugen Zebraherden lebt und sich deren Vorsicht zu Nutze zu machen scheint, spricht keineswegs für seinen Verstand; denn die Zebras schließen sich ihm an, nicht er ihnen, und ziehen aus dem schon durch seine Höhe zum Wächteramte berufenen Vogel, welcher davon stürmt, sobald er etwas ungewohntes sieht, bestmöglichsten Vortheil. Das Betragen gefangener Strauße läßt auf einen beschränkten Geist schließen. Sie gewöhnen sich allerdings an den Pfleger und noch mehr an eine gewisse Oertlichkeit, lassen sich aber zu nichts abrichten und folgen augenblicklichen Eingebungen ihres schwachen Gehirnes blindlings nach. Empfangene Züchtigungen schrecken sie zwar für den Augenblick, bessern sie aber nicht:

sie thun dasselbe, wegen dessen sie bestraft wurden, wenige Minuten später zum zweiten Male: sie fürchten die Peitsche, so lange sie dieselbe fühlen. Andere Thiere lassen sie gewöhnlich gleichgültig; während der Paarungszeit aber, oder wenn sie sonst in Erregung gerathen, versuchen sie, an denselben ihr Müthchen zu kühlen und mißhandeln sie ohne Grund und Ursache, oft auf das abscheulichste. Ein männlicher zahmer Strauß, welchen wir besaßen, verwundete ein Weibchen, ehe er sich an dasselbe gewöhnt hatte, mit den scharfen Nägeln seiner Zehen gefährlich. Er schlug dabei immer nach vorn aus und zwar mit solcher Kraft und Sicherheit, daß er jedesmal die Brust der bedrängten Straußin entsetzlich zerfleischte. Uns fürchtete er ebensowenig wie die Thiere, und wenn er sich gerade in Aufregung befand, durften wir uns ohne die Nilpferdpeitsche in der Hand nicht auf den ihn beherbergenden Hof wagen. Niemals haben wir bemerkt, daß er zwischen uns oder Fremden unterschieden hätte; doch will ich damit nicht behaupten, daß er nicht nach und nach sich an eine bestimmte Persönlichkeit gewöhnen könne. Gern stimme ich mit Heuglin überein, wenn er sagt, daß sein ganzes Wesen das Gepräge von Hast und Eile trage, obschon er zuweilen auch längere Zeit wie träumend und gedankenlos ins weite starre; entschieden aber muß ich meinem verstorbenen Freunde widersprechen, wenn er das Wesen auch als friedlich bezeichnet.

Pflanzenstoffe bilden die hauptsächlichste, jedoch nicht ausschließliche Nahrung des Straußes. In der Freiheit weidet er nach Art des Truthahnes, indem er Gras, Kraut und Laub abbeißt oder Körner, Kerbthiere und kleine Wirbelthiere vom Boden aufliest; in der Gefangenschaft würgt er alles ihm erreichbare hinab. Er scheint einen unwiderstehlichen Hang zu besitzen, nach allem, was nicht niet- und nagelfest ist, zu hacken und es womöglich aufzunehmen und in den Magen zu befördern. Ein ihm vorgeworfener Ziegelbrocken, eine bunte Scherbe, ein Stein oder ein anderer ungenießbarer Gegenstand erregt seine Aufmerksamkeit und wird ebenso gut verschlungen, als ob es ein Stück Brod wäre. Daß Strauße zu Selbstmördern werden können, indem sie ungelöschten Kalk fressen, steht mit meinen Beobachtungen im Einklange. Wenn wir in Chartum etwas verloren hatten, welches für eine Straußenkehle nicht zu umfangreich und für den kräftigen Magen nicht zu schwach war, suchten wir regelmäßig zuerst im Straußenkothe nach dem vermißten Gegenstande und sehr oft mit Glück. Mein ziemlich umfangreicher Schlüsselbund hat den angegebenen Weg, wenn ich nicht irre, mehr als einmal gemacht. Verchon fand bei Zergliederung eines Straußes in dem Magen Gegenstände im Gewichte von 4,228 Kilogramm vor: Sand, Werch und Lumpen im Gewichte von 3,5 Kilogramm und drei Eisenstücke, neun englische Kupfermünzen, eine kupferne Thürangel, zwei eiserne Schlüssel, siebzehn kupferne, zwanzig eiserne Nägel, Bleikugeln, Knöpfe, Schellen, Kiesel 2c. Kleinere Wirbelthiere werden gern verzehrt. Meine gefangenen Strauße in Chartum fraßen einige Küchlein, welche sich unvorsichtig in ihre Nähe gewagt hatten; Methuen beobachtete dasselbe. „Eine Ente hatte eine hoffnungsvolle Schar Junge zur Welt gebracht und führte sie mit mütterlichem Stolze im Hühnerhofe hin und her. Hier trafen sie auf den Strauß, welcher mit feierlichen Schritten auf und ab ging, und dieser verschluckte alle jungen Enten, eine nach der anderen, als wären es ebenso viele Austern gewesen." Heuglin zählt, gewiß nicht mit Unrecht, allerlei Kriechthiere, junge Vögel und Wüstenratten zu seinen Nährstoffen.

Gefräßig kann man den Strauß gleichwohl nicht nennen; denn die Nahrungsmenge, welche er verzehrt, steht keineswegs außer Verhältnis zu seiner Größe. Für seine Genügsamkeit spricht schon sein Aufenthalt in Gegenden, welche so arm sind, daß man es oft nicht begreift, wie sich der große Vogel überhaupt ernähren kann. Sein Gebaren beim Fressen erscheint gierig, ohne es eigentlich zu sein. Dagegen nimmt er tagtäglich eine bedeutende Wassermenge zu sich. Es ist wahrscheinlich, daß auch er, wie das Kamel, mehrere Tage lang dursten kann; in der Regel aber findet er sich tagtäglich an Quellen oder Wasserlachen ein und vergißt, wenn ihn arger Durst quält, sogar die ihm sonst eigene Scheu. „Wenn Strauße an einer Quelle trinken", sagt Andersson, „scheinen sie weder zu hören, noch zu sehen. Während unseres Aufenthaltes an einer solchen, wo ich in kurzer Zeit acht dieser prächtigen Vögel tödtete, erschienen sie regelmäßig jeden Mittag,

und, obwohl ich mich nicht an sie heranschleichen konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden, ließen sie mich doch in Schußweite kommen und zogen sich nur Schritt für Schritt zurück." Genau dasselbe haben mir die Araber erzählt, und nach Beobachtungen an gefangenen scheint mir die Angabe glaubwürdig. Ob mit dieser Menge von Getränk in Verbindung steht, daß der Strauß harnt, wie es sonst kein anderer Vogel thut, lasse ich dahingestellt sein.

Ueber die Fortpflanzung sind wir erst durch die Beobachtungen, welche an gefangenen Straußen angestellt werden konnten, aufgeklärt worden. In früheren Berichten vermischen sich Wahrheit und Dichtung. Sparrmann ist der erste Naturforscher, welcher aus eigener Anschauung eine wahrheitsgetreue Schilderung gibt; aber auch er läßt sich durch Mittheilungen der Eingeborenen beirren. „Heute", so erzählt er, „scheuchten wir einen Strauß, und zwar ein Männchen, vom Neste, welches er mitten auf dem freien Felde hatte, das indessen aus nichts weiter bestand, als aus dem Erdboden, auf dem die Eier lose und frei lagen. Der Strauß läßt also seine Eier nicht liegen, damit sie von der Sonne allein ausgebrütet werden, sondern er sitzt sie aus, zum wenigsten thut er dies in diesem Theile von Afrika. Es erhellt aus jenem Umstande, daß Männchen und Weibchen abwechselnd brüten. Die eigentliche Anzahl der Eier, welche die Strauße jedesmal legen, getraue ich mir nicht genau zu bestimmen. Derjenigen, welche wir jetzt antrafen, waren nur elf; sie waren alle frisch und sollten vermuthlich mit verschiedenen vermehrt werden; denn ein anderes Mal jagten zwei meiner Hottentotten wieder einen Strauß auf und nahmen vierzehn Eier aus dem Neste, von denen sie mir die meisten brachten, die übrigen aber liegen ließen, weil sie solche nicht für frisch hielten. Wahrscheinlich legt also der Strauß sechzehn, achtzehn oder zwanzig Eier."

Lichtenstein beschreibt das Brutgeschäft ausführlicher. Nachdem er angegeben hat, daß während der Brutzeit nie mehr als vier bis fünf Strauße, ein Hahn und drei bis vier Hennen, beisammen leben, sagt er: „Alle die Hennen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, welches aus nichts weiter besteht als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden, welche so groß ist, daß sie diese beim Brüten eben bedecken können. Rund umher scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äußersten Kreise anlehnen. Jedes Ei im Neste steht auf der Spitze, damit ihrer die größtmöglichste Zahl Platz finde. Sobald zehn bis zwölf Eier in dem Neste sind, fangen sie an zu brüten und zwar abwechselnd, indem am Tage sich die Hennen einander ablösen; bei Nacht aber brütet das Männchen allein, um die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen, welche den Eiern gierig nachstellen, abwehren zu können. Indessen legen die Hennen während des Brütens immer fort, und nicht nur bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt, sobald dreißig Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der oben genannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber diese frischen Eier, als die schon bebrüteten preisgeben will. Indessen haben sie noch eine wichtigere Bestimmung, die nämlich, den jungen Straußen, welche, wenn sie ausgekrochen sind, schon die Größe eines gewöhnlichen Hahnes haben, und deren zarte Magen doch nicht gleich das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eines dieser Eier nach einander und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in kurzer Zeit so weit, daß sie selbst im Stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen. Ferner lösen sich die Weibchen im Brüten entweder nicht unmittelbar ab, und entfernen sich erst beide aus der Gegend des Nestes, damit man nicht gewahr werde, wo sie sich legen, oder sie wechseln so schnell, daß der etwaige Späher nie beide zugleich zu sehen bekommt. Am Tage verlassen sie das Nest auch wohl ganz und überlassen der Sonne das Geschäft des Brütens. Sobald sie bemerken, daß ihr Nest entdeckt ist und daß ein Mensch oder ein Raubthier dabei gewesen, die Lage der Eier verändert, oder wohl gar davon mitgenommen, zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem anderen Orte ihr Nest an. Wenn daher die Ansiedler

ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder ein paar der umherliegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauche die Spuren ihrer Fußtritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorrathskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage soviel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. In den Wintermonaten (Juli, August, September) findet man die Straußennester am häufigsten, und dann taugen die Federn, die beim Brüten viel auf der Erde abgestoßen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen habe ich zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier gefunden."

Dieser Bericht, welcher sich theils auf eigene Beobachtung, zum größeren Theile aber wohl auf die Erzählung der Südafrikaner gründet, findet sich nicht nur in den meisten Reisebeschreibungen wieder, sondern ist auch in alle Naturgeschichten übergegangen, enthält aber, wie wir jetzt wissen, viel unrichtiges. Auch Hartmanns Angabe, daß das Weibchen zweimal im Jahre zwölf bis zwanzig, mitunter sogar dreißig, Eier lege, ist offenbar falsch.

Versucht man, die Spreu vom Weizen zu sondern, so ergibt sich, daß allerdings mehrere Hennen in ein und dasselbe Nest legen, daß aber in der Regel nicht sie sitzen, sondern daß der Strauß brütet, und jene höchstens ausnahmsweise an diesem Geschäfte sich betheiligen. Je nach der Gegend tritt die Brutzeit früher oder später ein, immer und überall aber kurz vor Beginn des Frühlings, welcher das Weidegebiet der jungen Brut ergiebig macht. Der Hahn umtanzt die Henne mit gehobenen und zitternden Flügeln und unter allerlei Sprüngen und Geberden, wie dies später noch ausführlicher geschildert werden wird, und betritt sie dann in sitzender Stellung. Nach geraumer Zeit legt das Weibchen sein erstes Ei und die übrigen in Zwischenräumen von je zwei Tagen nach, bis das Gelege vollständig ist. Nunmehr beginnt die Bebrütung, und zwar zumeist von Seiten des Männchens, welches unter Umständen die Henne überhaupt nicht zuläßt oder ihr doch nur dann zu sitzen gestattet, wenn es sich zeitweilig entfernen muß, um die nöthige Aesung aufzunehmen. In kühleren Gegenden werden die Eier während des Tages ebenso regelmäßig bebrütet wie während der Nacht, im Inneren Afrikas dagegen bei Tage ohne Schaden für sie stundenlang verlassen, dann aber gewöhnlich mit Sand zugedeckt. Letzteres wurde mir von den Beduinen erzählt und durch Tristram selbst beobachtet. „Einmal, aber auch nur einmal", sagt dieser verläßliche Forscher, „hatte ich das Glück, ein Straußennest auszunehmen. Mit Hülfe unserer Ferngläser beobachteten wir zwei Vögel, welche längere Zeit auf einer und derselben Stelle standen, und fühlten uns veranlaßt, dahin zu reiten. Nachdem wir die schwer zu verfolgende Fährte aufgefunden hatten, ritten wir zur Stelle, auf welcher wir die Strauße hatten stehen sehen, und fanden dort den Sand niedergetrampelt. Zwei Araber begannen mit ihren Händen zu wühlen und brachten bald vier frische Eier aus einer Tiefe von ungefähr sechzig Centimeter unter der Oberfläche zum Vorscheine." Die Eier selbst sind verschieden groß, erklärlicherweise aber die größten von allen Vögeleiern. Ihre Länge schwankt zwischen einhundertundvierzig bis einhundertfünfundfunfzig, ihr Durchmesser an der dicksten Stelle zwischen einhundertundzehn bis einhundertsiebenundzwanzig Millimeter; die Gestalt ist schön eiförmig, an beiden Enden fast gleich abgerundet, die glänzende Schale sehr hart und dick, die Färbung gilblichweiß mit hellgelblicher, marmorartiger Zeichnung. Das Gewicht beträgt nach Hardy's Untersuchung im Durchschnitte eintausendvierhundertzweiundvierzig Gramm, ebensoviel wie das von vierundzwanzig Eiern des Haushuhnes. Der Dotter ist schmackhaft, obschon bei weitem weniger mild als der des Haushuhnes. Die Eier, welche man ums Nest herum findet, haben gewiß nicht den Zweck, welchen ihnen Lichtenstein zuschreibt, sondern werden nachträglich noch von dem oder jenem Weibchen abgelegt, während das Männchen bereits brütet. Es ist erklärlich, daß eine solche Ansicht über ihre Verwendung entstehen konnte, aber schwer begreiflich, wie ein Naturforscher, welcher doch über die erste Nahrung junger hühnerartigen Vögel unterrichtet sein muß, jener Meinung Glauben beimessen konnte. Nach einer zwischen fünfundvierzig bis zweiundfunfzig Tagen schwankenden Brutzeit entschlüpfen

die Jungen und werden sofort, nachdem sie abgetrocknet, vom Neste weg und zur Weide geführt. Ueber sie kann ich aus eigener Erfahrung berichten, da ich einmal zu gleicher Zeit zehn von ihnen besessen, gepflegt und beobachtet habe. Nach Versicherung der Sudâner, welche sie mir brachten, waren sie höchstens einen Tag alt; zum mindesten behaupteten die Leute, es sei unmöglich, ältere zu fangen. Es sind allerliebste Thierchen, welche aber sonderbar aussehen, da sie eher einem Igel als einem Vogel gleichen. Ihre Bedeckung besteht nämlich nicht aus Federn, sondern aus steifen, dem Igel ähnlichen Horngebilden, welche in allen Richtungen vom Körper abstehen. Der Scheitel ist, nach Heuglin, welcher eine Beschreibung von ihnen genommen hat, lebhaft roströthlich mit wenigen schwarzen Tigerflecken, der Hals schmutzigweiß, ins Fahle spielend; Wangen, Ohrgegend und Kinn sind reiner weiß, die Halsseiten durch braunschwärzliche Längsflecke, Nacken und Hinterhals durch drei deutliche, ebenso gefärbte Längsstreifen geziert; die Brust ist falbweißlich, der Bauch schmutzigweiß, der Rücken auf weißlichem Grunde mit etwas krausen, hell strohgelblichen und glänzend schwarzen, im spitzigen Theile abgeplatteten lanzettförmigen Borsten bekleidet. Ihr Betragen ist das junger Trappen oder Hühner. Sie laufen sofort nach dem Auskriechen ebenso behend und gewandt als diese umher und sind geschickt genug, ihre Nahrung zu erbeuten. Nachdem meine gefangenen ungefähr vierzehn Tage alt geworden waren, benahmen sie sich so selbständig, daß wir annehmen durften, sie vermißten die Führung ihrer Eltern nicht. Gleichwohl wissen wir, daß diese oder mindestens der Vater ihnen sorgfältige Pflege angedeihen läßt. Schon der brütende Strauß bethätigt warme Liebe zu den Eiern, tritt verhältnismäßig starken Feinden kühn gegenüber und nimmt zu allerlei Kunstgriffen seine Zuflucht, wenn er meint, einen unwillkommenen, ihm zu starken Gegner loswerden zu können. Anderson erzählt von einem Zusammentreffen mit einer Straußenfamilie, auf welche Jagd gemacht wurde. „Sobald die älteren Vögel unsere Absicht bemerkten, begannen sie eine eilige Flucht, das Weibchen voran, hinter ihm die Jungen und zuletzt das Männchen, welches in einiger Entfernung von den übrigen die Flucht schloß. Es lag etwas wahrhaft rührendes in der Sorge, welche die Eltern für ihre Jungen an den Tag legten. Als sie sahen, daß wir ihnen immer näher kamen, ließ das Männchen plötzlich in seinem Laufe nach und änderte seine Richtung; da wir aber doch von unserem Vorhaben nicht abstanden, beschleunigte es wieder seinen Lauf, ließ die Flügel hängen, so daß sie fast den Boden berührten, und sprang um uns herum, erst in weiteren und dann in engeren Kreisen, bis es uns auf Pistolenschußweite nahe kam. Jetzt warf es sich plötzlich auf den Boden, ahmte die Bewegung eines schwer verwundeten Vogels nach und stellte sich, als müsse es mit aller Kraft arbeiten, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich hatte bereits nach ihm geschossen und glaubte wirklich, daß es verwundet sei, eilte deshalb zu ihm hin, mußte aber bald erfahren, daß sein Betragen nur eine Kriegslist von ihm war; denn sobald ich ihm näher kam, stand es langsam auf und rannte in entgegengesetzter Richtung dem Weibchen zu, welches mit den Jungen schon einen bedeutenden Vorsprung erlangt hatte."

Mit dem Alter von zwei Monaten verlieren sich die Stachelfedern der jungen Strauße und machen dem unscheinbaren, grauen Gewande der Weibchen Platz. Dieses tragen beide Geschlechter bis zu ihrem zweiten Lebensjahre. In diesem sieht das Männchen schon schwarz aus, erst im dritten Jahre aber ist es ausgewachsen, ausgefärbt und zeugungsfähig.

Der Strauß erträgt, falls er genügenden Raum zu freier Bewegung hat, die Gefangenschaft ohne Kummer, läßt sich auch, wie schon angedeutet, so an einen gewissen Ort gewöhnen, daß er nach Belieben umherschweifen darf, ebenso hüten und auf Reisen mitnehmen. Duveyrier sah auf dem Wege nach Rhat im Lande der Tuareks einen zahmen Strauß einer Karawane folgen. Dem Vogel wurden, wenn er sich sonst überlassen blieb, Fesseln an die Füße gelegt, wie sie die Kamele auf der Weide tragen, damit er sich nicht verlaufen möge; im übrigen beaufsichtigte man ihn nicht, und er erschien auch regelmäßig wieder mit den Kamelen, denen er dann fessellos folgte. Auch Heuglins gezähmte Strauße wurden mit den Pferden und Kamelen frei auf die Weide

getrieben oder durften sich nach Belieben in den Straßen der Ortschaften bewegen. Im Inneren Afrikas pflegen alle wohlhabenden und vornehmen Leute, sehr häufig aber auch die Dorfbewohner der Steppe, zu ihrem Vergnügen Strauße zu halten. In der Ortschaft Haschâba in Kordofân fand ich zwei Strauße, welche in einem halbwilden Zustande lebten, nach freiem Ermessen im Dorfe oder der es umgebenden Steppe umherliefen, von uns erkauft und in einer Anwandlung von kindischer Ruhmsucht schließlich todtgeschossen und abgebalgt wurden. In Chartum schauten über die Mauern der größeren Höfe regelmäßig ein Paar Straußenköpfe weg; in anderen Ortschaften fanden wir dieselbe Liebhaberei bethätigt. Es bedurfte eines einzigen Wortes, d. h. nur des Rühmens der Vögel, um glücklicher Besitzer von Straußen zu werden. Im Sudân dachte niemand daran, letztere zu Hausthieren zu stempeln, beziehentlich sie in irgend einer Weise zu benutzen; man hielt sie einzig und allein des Vergnügens wegen und gab sich nicht die geringste Mühe, sie zu züchten, ebensowenig als man darauf ausging, ihre Federn zu verwerthen. Erst der neuesten Zeit gebührt das Verdienst, die Züchtung versucht und Erfolge erzielt zu haben.

Die ersten Strauße wurden in Algier gezüchtet. In Ham hielt man, laut Hardy, seit zehn Jahren in einem ziemlich engen Raume der dortigen Baumschule zahme Strauße. Es waren zufällig viel mehr Männchen als Weibchen vorhanden. Die Männchen bekämpften sich beständig, und die Weibchen legten nicht, sei es nun, daß sie zu jung waren, oder daß die Oertlichkeit nichts taugte. Nachdem viele weggeschenkt worden, blieben zwei Männchen und zwei Weibchen übrig. Diese sperrte man nun im Jahre 1852 in ein kreisförmiges Gehege von funfzehn Meter Durchmesser ein. Die Paare schienen sich bald gewählt zu haben; aber die beiden Männchen bekämpften sich fortwährend, bis endlich eines sich zum Alleinherrscher aufwarf. Es war um die Paarzeit, welche sich auch äußerlich bei dem Männchen durch verschiedene Zeichen kundgibt: die nackte Haut der Schenkel färbt sich lebhaft roth; das Gefieder prangt in seiner schönsten Schwärze. Der Hahn sucht seine Liebe durch eigenthümliche Geberden und Tänze auszudrücken und läßt fremdartige, heisere, tiefe Laute ertönen. Er hockt sich vor dem Weibchen auf die Fußwurzel nieder, bewegt Hals und Kopf in regelmäßiger Weise, zittert am ganzen Körper und schlägt mit den Flügeln. Beim Schreien wirft er den Hals zurück, schließt den Schnabel und stößt nun durch krampfhafte, aber willkürliche Bewegungen des ganzen Körpers die in der Lunge enthaltene Luft hervor, wobei er seine Kehle außerordentlich aufbläht. Die dreimal drei Töne, welche er oft wiederholt, erinnern an das Brüllen des Löwen, aber auch an ein dumpfes Trommeln. Der zweite ist um einige Töne höher als der erste, der dritte viel tiefer und gedehnt, gegen das Ende hin allmählich verschwächt. Es wurde ein Nest gegraben, und unmittelbar darauf begann das Weibchen zu legen. Männchen und Weibchen arbeiteten am Neste, faßten die Erde mit dem Schnabel und warfen sie so aus dem Kreise heraus, welchen sie graben wollten. Während dieser Arbeit wurden die Flügel niedergebeugt und zitternd bewegt. Der Boden war voll Schuttsteine und Kiessand, welche zusammen eine feste Masse bildeten; dennoch wurde die etwa ein Meter im Durchmesser haltende Grube nur mit dem Schnabel ausgetieft, auch ein größerer Stein mit ihm herausgefördert. Trotz dieser Vorkehrungen legten die Hennen ihre Eier nicht in die gegrabenen Nester, vielmehr bald dahin, bald dorthin.

Im December des Jahres 1856 brachte Hardy das Paar in einen geräumigeren und ruhigeren Park, welcher zur einen Hälfte mit Bäumen und Gebüsch bedeckt, zur anderen durch ein hohes Gebäude geschützt war. Im Januar gruben die Strauße ihr Nest in die Mitte des Gehölzes, gerade am dichtest belaubten Orte. Gegen den funfzehnten begann das Weibchen zu legen. Zwei Eier wurden an verschiedene Orte, die übrigen zwölf zusammen nach einander in das gegrabene Nest gelegt. In den ersten Tagen des März fingen sie an zu brüten. Eine Woche nachher fiel starker und dauernder Regen; das Wasser drang ins Nest ein, die Eier lagen bald in einer Art von Mörtel eingebettet, und die Eltern verließen ihre Brut. Hardy traf Vorkehrungen, ließ an der betreffenden Stelle ein Sandhügelchen aufführen und bedeckte die Stelle außerdem noch durch

Strohmatten. Zu seiner großen Genugthuung sah er gegen Mitte des Mai die Straußen ein neues Nest und zwar auf der Spitze des künstlichen Hügels graben. Bald darauf begann das Legen wieder. In den letzten Tagen des Juni beschäftigten sich die Vögel viel um das Nest; vom zweiten Juli an brüteten sie regelmäßig. Am zweiten September sah man ein Junges neben dem Neste umherlaufen; vier Tage später gaben die Alten das Brüten auf und befaßten sich nur noch mit ihrem Sprößlinge. Hardy zerbrach die Eier und fand in ihnen drei Keimlinge, deren Entwickelung schon ziemlich weit vorgeschritten war. Der ausgeschlüpfte Strauß wuchs prächtig heran und erreichte seine volle Ausbildung.

Am achtzehnten Januar begann die Straußin wieder zu legen und zwar genau in derselben Weise wie früher. Nachdem zwölf Eier im Neste waren, schickte sie sich zu Anfang des März zum Brüten an, indem sie über Mittag bald längere, bald kürzere Zeit darauf saß. Vom zwölften März ab blieb sie fest auf den Eiern sitzen; dann, namentlich bei Nacht, theilte der Strauß das Brutgeschäft mit ihr, harrte immer länger aus, und gegen das Ende der Brütezeit hin saß er mehr als die Straußin selbst. Jedesmal, wenn sich beide ablösten, untersuchte dasjenige, welches sich zu setzen im Begriffe war, die Eier eines nach dem anderen, indem es sie umdrehte und einzeln an einen anderen Ort rollte. Bei Regenwetter legte sich derjenige Strauß, welcher nicht auf den Eiern saß, dem anderen an die Seite, um ihm im Schutze der Eier beizustehen. Schon in den ersten Tagen des Brütens war ein Ei aus dem Neste geworfen worden. Es blieb unberührt und wurde von den Straußen nicht zertrümmert. Am elften Mai sah man einige kleine Strauße den Kopf unter den Flügeln des brütenden Alten hervorstrecken, am Morgen des dreizehnten Männchen und Weibchen das Nest verlassen und eine Herde von neun Jungen anführen. Die kleinsten wankten noch mit unsicheren Schritten, die ältesten liefen schon rasch umher und pflückten die zarten Kräuter ab. Vater und Mutter wachten über ihnen mit großer Sorgfalt; insbesondere der Vater bekundete die wärmste Zärtlichkeit gegen sie und nahm sie bei Nacht unter seine Flügel.

Desmeure, welcher dem Thiergarten des Fürsten Demidoff in San Donato bei Florenz vorsteht, brachte im Januar 1859 eine Straußin zu einem älteren Männchen, beobachtete gegen Ende des März die erste Vereinigung der beiden Vögel und sah, daß das Männchen einige Tage nachher anfing, ein Nest an dem dazu bestimmten Orte zu graben. Erst vom zwölften Mai ab begann die Straußin regelmäßig zu legen, so daß sich am achtzehnten Juni dreizehn Eier im Neste befanden. Das Männchen stattete täglich den Eiern seinen Besuch ab, drehte sie um, streichelte sie mit den Flügeln, setzte sich aber noch nicht zum Brüten nieder. Erst am einundzwanzigsten Juni bebrütete es sie, nachdem es sie sorgfältig umgewendet, zwei Stunden lang und ebenso an den drei folgenden Tagen. Da man bemerkte, daß es die Eier nur verließ, um in seine Hütte zum Schlafen zu gehen, wurde die letztere geschlossen und der Strauß blieb nun auch nachts auf den Eiern sitzen, erhob sich erst am Morgen um acht Uhr auf eine Viertelstunde zum Fressen und hielt nachmittags eine zweite Mahlzeit. Ohne die geringste Unterbrechung befolgte er diese Zeiteintheilung einundfunfzig Tage lang, und zwar so regelmäßig, daß man ihn, wenn man ihm die Nahrung zehn Minuten vor seiner Essensstunde reichte, stets noch brütend antraf. Am sechzehnten August verließ er die Brut eine Stunde lang, und am folgenden Morgen sah man zwei junge, sehr lebhafte Sträußchen quer durch den Park laufen und Sand aufnehmen. Es wurde ihnen eilig eine Mischung aus untereinander gehackten Eiern, Salat und Brod, kurz, ein Fasanenfutter zubereitet. Sie waren sehr begierig danach, sättigten sich und kehrten sodann zu ihrem Vater zurück, welcher seinen Posten nicht verlassen hatte und jetzt nur die Flügel hob, um sie wieder darunter zu nehmen. Bis drei Uhr nachmittags blieben sie versteckt; da erhob sich der Alte nach seiner Gewohnheit und lief mit den Jungen dem Futtertroge zu. Man sah ihn hier das Futter schnabelweise nehmen, es zerkleinern und zärtlich jedem seiner Kinder davon vorlegen. Nachdem die Küchlein ihren Hunger gestillt hatten, begaben sie sich wieder unter die väterlichen Fittige. Das Weibchen nahm an dem Brutgeschäfte keinen anderen Antheil, als daß es einige Male, während das Männchen zum Fressen

ging, zu den Eiern kam und dieselben vorsichtig umwendete. Sobald es dies gethan, entfernte es sich wieder. Später liebkoste es die Jungen, machte sich aber doch kein Gewissen daraus, ihnen ihr Futter wegzufressen, während das Männchen dasselbe nie anrührte. Es wurde schließlich in einen anderen Park gebracht.

Suquet, Vorstand des Thiergartens in Marseille, hatte nach vierjährigen Versuchen und Nachforschungen endlich ebenfalls die Freude, Strauße zu züchten. Zum Orte seiner Versuche wählte er die Gegend von Montredon und hier ein Hügelgelände mit sandigem Boden und afrikanischer Pflanzenwelt. Die Strauße begannen mit dem Nestbaue, nachdem sie sich in den ihnen zugewiesenen Gehegen eingerichtet hatten, indem sie zunächst eine einfache Aushöhlung im Sande ausgruben und vermittels einer sonderbaren Bewegung des Halses rings um dieselbe einen runden Wall aufhäuften, welcher dem Neste die Gestalt eines kleinen Hügels gab. Das Weibchen hatte bereits früher, ehe das Paar nach dem neuen Platze gebracht wurde, einige Eier gelegt und fuhr von jetzt an, immer in gleichen Zwischenräumen von zwei Tagen, ohne Unterbrechung fort, so daß man am zwanzigsten April funfzehn Eier im Neste zählte. „Einige Stunden vor dem ersten Legen", sagt Suquet, „kauerte sich das Weibchen auf das Nest und brachte auf dem Brutplatze noch eine Veränderung an. Kurz vor dem Legen ließ es ein Schluchzen hören, welches ich früher nie wahrgenommen hatte, worauf das Männchen zu ihm kam und sonderbare Bewegungen mit den Flügeln und dem Körper ausführte. Nachdem einige Eier in dem Neste waren, kauerte sich die Straußin zwar auch noch darauf; aber das Legen selbst fand außerhalb des Nestes statt. Sie schleuderte nämlich immer das Ei in dem Augenblicke, in welchem es zum Vorscheine kam, durch eine eigenthümliche Bewegung außerhalb des Nestes, brachte es dann vermittels des Schnabels und des Halses wieder gegen das Nest hin und legte es in die Mitte. In den letzten Legetagen setzte sie sich schon einige Stunden vor dem Legen auf das Nest und blieb auch lange nachher, oft den ganzen Tag, darauf sitzen. Während dieser Zeit zeigte sich der Strauß besonders unruhig und lief mit großen Schritten durch den Park, besonders wenn jemand sich demselben näherte. Vom zwanzigsten Mai an wurden die Rollen gewechselt. Das Männchen brütete, und das Weibchen setzte sich nur dann auf das Nest, wenn jenes auf einige Augenblicke sich erhob. So blieb es fortan während der ganzen Brütezeit. Jeden Tag drehten die Strauße sämmtliche Eier um, ehe sie sich darauf setzten und erhöheten den Sandwall immer mehr, so daß man am Ende außer der Rückenmitte und dem auf dem Sande ausgestreckten, an eine große Schlange erinnernden Halse des Vogels nichts mehr von ihm sah. Das Weibchen hielt sich in der Nähe des Nestes in ähnlicher Lage.

„Nach Hardy's Beobachtungen in Algier sollte die Bebrütung sechsundfunfzig bis sechzig Tage, je nach der Luftwärme, in Anspruch nehmen. Zu meiner großen Ueberraschung benachrichtigte man mich aber schon am dritten Juni am Mittage, daß man glaube, ein Junges im Neste bemerkt zu haben. Nach langem Beobachten und indem wir einen Augenblick benutzten, in welchem das Männchen das Nest verließ, überzeugten wir uns vollkommen von dem Dasein des Jungen. Alle anderen Eier waren noch ganz. Die Nacht machte unseren Beobachtungen ein Ende; aber am anderen Morgen verfügte ich mich voller Erwartung nach dem Parke, weil ich fürchtete, daß der Alte das Nest verlassen möchte, um das Junge zu führen. Im Laufe des Tages wurde uns die Freude, nicht weniger als elf ausgeschlüpfte Sträußlein zu zählen. Zwei Eier hatten die Alten am Abende vorher herausgeworfen, ohne daß wir wußten warum. Von dem Tage an gerechnet, an welchem das Männchen die Brut übernahm, waren nur fünfundvierzig Tage verflossen.

„Am Morgen verließ die ganze Gesellschaft das Nest und lief im Parke umher. Beide Alten führten die Jungen; der Vater aber zeigte für sie eine regere Sorgfalt als die Mutter. Obgleich die Jungen schon kräftig waren, schlugen sie doch noch häufig Purzelbäume auf den Sandhügelchen. Eines von ihnen blieb immer zurück, fiel auch oft, und da ich glaubte, daß sein schwächlicher Zustand ihm nicht gestattete, mit den anderen zu leben, so versuchte ich, es durch die Planken zu erhaschen; allein, das gelang nicht, und ich mußte flüchten, weil der Alte mit einer solchen

Wuth auf mich stürzte, daß ich fürchtete, er würde die eigenen Jungen zertreten. Einige Stunden später starb der schwächliche Strauß, und die Gesellschaft bestand nun aus zehn Stück.

„Von dem Augenblicke des Ausschlüpfens an hatte ich, obgleich ich wußte, daß schon jetzt Nahrung nicht nöthig war, dennoch an die Wand ein Gemenge von Salat, hart gesottenen Eiern und Brodkrumen gestellt; aber einige Tage lang wurde diese Nahrung gänzlich verschmäht. Die Jungen wühlten nach dem Beispiele ihres Vaters im Sande und warfen sich zu meinem großen Erstaunen auf den Koth der Alten. Endlich begannen sie das Grüne zu fressen, und es mußte diese Nahrung täglich mehrmals erneuert werden. Die harten Eier dagegen fraßen sie niemals mit Begierde, und schon nach einigen Tagen zogen sie die ganzen Salatblätter allem anderen vor. Niemals haben wir bemerkt, daß die Alten für ihre Jungen die Sorge und Aufmerksamkeit einer Henne bekunden. Sie zeigen ihnen die Nahrung nicht, nahmen im Gegentheile das beste davon für sich. Die Jungen wuchsen rasch heran, liefen bald dahin, bald dorthin, selbst aus dem Pferche heraus, und machten auf Kerbthiere und Sämereien Jagd. Leider verloren sie den Vater, welcher, ihnen nachgehend, die Umzäunung sprengte und, anstatt die Familie zurückzuführen, sich mit ihr in dem Walde verlor. Man hoffte auf seine Zurückkunft, bis man ihn nach langem Suchen todt fand am Fuße eines Felsens, von welchem er herabgestürzt war. Die Erziehung der Küchlein verlief nun unter Leitung der Mutter auf das beste. Es mußte jedoch das für jene bestimmte Futter vor dieser gesichert werden, da sie mit Ausnahme des Schutzes, welchen sie den Kleinen während der Nacht gewährte, in keiner Weise für ihre Jungen Sorge trug. Man war erstaunt über die rasche Entwickelung der jungen Strauße. Nach Verlauf eines Monates hatten sie schon das Ansehen einer Trappe. Der Hals hatte sich entwickelt, der Körper bedeutend erhoben und das Gefieder ausgebildet."

Als bemerkenswerth hebt Suquet noch hervor, daß die beiden Eier, welche einige Tage vor dem Ausschlüpfen aus dem Neste geworfen worden waren und zwölf Tage ohne bebrütet zu werden auf dem Sande gelegen hatten, zwei vollständig ausgebildete Keimlinge enthielten, welche noch Lebenszeichen von sich gaben. „Ich sehe mich deshalb genöthigt, zu glauben", sagt er, „daß das Ausschlüpfen der Eier auf natürlichem Wege stattgefunden hätte, wenn sie unversehrt geblieben wären, und es scheint mir dies in der That ein Beweis für die Möglichkeit der so viel bestrittenen Ausbrütung durch die Sonne. Während der zwölf Tage war die Hitze eine sehr bedeutende, mit der Nordafrikas übereinstimmende."

Die von den genannten erzielten Erfolge eiferten zur Nachahmung an. In Grenoble züchtete Bouteille, in Madrid Graells; in einzelnen Thiergärten, beispielsweise in Berlin, hatte man wenigstens die Freude, Strauße zum Legen und zum Brüten schreiten zu sehen. Von außerordentlichem Einflusse waren die gewonnenen Ergebnisse für das Kapland. Hier hatte man auf Hühnerhöfen und Landgütern von jeher Strauße gehalten, einzelne von ihnen auch wohl vor leichte Wagen gespannt oder selbst zu Reitthieren verurtheilt; hier faßte man jetzt den Entschluß, die Zucht im großen zu versuchen. Im Jahre 1865 wurden im Kaplande die ersten Strauße in Gefangenschaft gezüchtet, vier Jahre später eine zweite Zucht glücklich groß gezogen. Ein Besitzer von neunundzwanzig Stück, unter denen funfzehn Männchen waren, begann, seine gefangenen Strauße zu rupfen und erlöste aus den gewonnenen Federn jedes männlichen Vogels nicht weniger als acht Pfund Sterling jährlich. Dies gab den Anstoß zu der gegenwärtig in ganz Kapland bestehenden und blühenden Straußenzucht. Nach einer Zählung, welche im Jahre 1865 vorgenommen wurde, gab es in den Ansiedelungen nicht mehr als achtzig gezähmte Strauße; zehn Jahre später, im Jahre 1875 also, hatte sich der Bestand auf zweiunddreißigtausend und einige hundert Stück gehoben, und heutzutage bildet die Straußenzucht einen der wichtigsten Erwerbszweige ganz Südafrikas, soweit es von Europäern bevölkert ist.

Um Strauße zu züchten, umgibt man zunächst ausgedehntere Flächen leichten, womöglich kalkhaltigen Bodens mit einer aus Steinen zusammengetragenen oder aus Eisendraht hergestellten

Umzäunung, säet innerhalb dieses Raumes Luzerne an und überläßt da, wo der Boden selbst alles erforderliche enthält, die Strauße möglichst sich selbst, wogegen man an anderen Orten zur künstlichen Fütterung schreiten, auch wohl unter das Futter zertrümmerte Knochen und Kalksteine mengen muß. Hat man über hinreichenden Raum zu verfügen, so läßt man die Vögel selbst brüten; ist dies nicht der Fall, so sondert man wenigstens die alten, brutlustigen Paare oder doch Männchen und Weibchen ab und sammelt die von letzteren gelegten Eier, um sie in besonderen, eigens für diese Zucht eingerichteten Brutmaschinen zu zeitigen. Die auf diese Weise erbrüteten Strauße bedürfen zwar in den ersten Tagen einer ebenso sorgsamen Pflege wie mutterlose Küchlein, gewöhnen sich aber besser als die von den eigenen Eltern erbrüteten und geführten an den Menschen und lassen sich später von eingeborenen dunkelhäutigen Knaben oder, wenn erwachsen, von berittenen Hirten wie Truthühner auf die Weide treiben, also auch außerhalb der eingehegten Grundstücke verwenden. Einzelne Ansiedler, welche eine glückliche Hand besitzen und sich die nöthige Erfahrung erworben haben, ziehen die künstliche Ausbrütung der natürlichen vor und züchten gegenwärtig nicht allein für den eigenen, sondern ebenso für fremden Bedarf, versichern auch, daß ihre Pfleglinge den unter der Brust der eigenen Eltern groß gewordenen Jungen vollständig gleichen.

Die erwachsenen Strauße beraubt man binnen je acht Monaten einmal ihrer Federn. Bevor man hinreichende Erfahrungen gesammelt hatte, rupfte man diese einfach aus, indem man eine Herde in einem bestimmten engen Raume zusammenpferchte und damit allen Widerstand der Vögel lähmte; das gewaltsame Ausziehen frisch entwickelter Federn wirkte jedoch oft sehr ungünstig und zog selbst Todesfälle nach sich. Aus diesen Gründen schneidet man gegenwärtig alle Federn hart über der Haut ab und entfernt etwa sechs Wochen später die Spulreste, welche in dieser Zeit noch nicht ausgestoßen wurden. Strauße, welche zur Brut schreiten sollen, dürfen selbstverständlich nicht gerupft werden; alle übrigen aber, auch die Weibchen, erleiden in den angegebenen Zeitabständen dieses Schicksal, da man Mittel gefunden hat, alle Federn zu bleichen und beliebig zu färben. Infolge der massenhaften Erzielung brauchbarer Federn sinkt der Preis derselben allerdings von Jahr zu Jahr; dafür ist man aber auch im Stande, der mehr und mehr sich steigernden Nachfrage gerecht zu werden, ohne wie vormals durch rücksichtslose Jagd die Gefahr der Ausrottung der Vögel heraufzubeschwören.

Die Straußenjagd wird in ganz Afrika mit Leidenschaft betrieben. Den Beduinen gilt sie als eines der edelsten Vergnügen; denn gerade in der Schwierigkeit, welche sie verursacht, liegt für Menschen dieses Schlages ein besonderer Reiz. Die Araber Nordostafrikas unterscheiden den Strauß nach seinem verschiedenen Geschlechte und Alter genau. Der erwachsene männliche Vogel heißt „Edlím“ (der Tiefschwarze), das Weibchen „Ribéda“ (die Graue), der junge Vogel „Ermud“ (der Bräunliche). Da Erbeutung der Federn das hauptsächlichste Ziel der Jagd ist, verfolgt man vorzugsweise, ja fast ausschließlich den „Edlím“; aber gerade dadurch schadet man der Vermehrung besonders empfindlich. Aus Tristrams Bericht ersehe ich, daß man in der nördlichen Sahara genau in derselben Weise jagt wie in der Bahiuda oder in der Steppe Kordofâns. Auf flüchtigen Pferden oder ausgezeichneten Dromedaren reiten die Jäger in die Wüste oder Steppe hinaus und suchen eine Straußenherde auf. Einige mit Wasserschläuchen belastete Kamele folgen in gewisser Entfernung; ihre Treiber halten sich auch während der Jagd stets in möglichster Nähe der Verfolger. Wenn diese ihr Wild entdeckt haben, reiten sie so lange auf den Trupp der Vögel zu, bis ein vorsichtiger „Edlím“ durch sein Beispiel das Zeichen zur Flucht gibt. Je zwei oder drei Jäger wählen sich jetzt ein Männchen aus und reiten in gestrecktem Galoppe hinter ihm her; während einer von ihnen dem Vogel auf allen Krümmungen seines Laufes folgt, sucht der andere dieselben abzuschneiden, übernimmt, wenn es ihm gelang, die Rolle des ersteren und läßt diesen die kürzere Strecke durchreiten. So wechseln sie mit einander ab, bis sie den mit aller ihm möglichen Schnelligkeit dahin eilenden Strauß ermüdet haben. Gewöhnlich sind sie schon nach Verlauf einer Stunde dicht hinter ihm her, zwingen ihre Pferde zu einer letzten Anstrengung und versetzen dem

Vogel schließlich einen heftigen Streich über den Hals oder auf den Kopf, welcher ihn sofort zu Boden wirft. Unmittelbar nach dem Falle des Wildes springt der eine Jäger vom Pferde, schneidet ihm unter Hersagen des üblichen Spruches: „Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, Gott ist größer", die Halsschlagader durch und steckt, um Beschmutzung der Federn durch das Blut zu verhüten, den Nagel der langen Zehe eines Fußes in die Wunde. Nachdem sich der Strauß verblutet hat, zieht ihm der Jäger das Fell ab, dreht es um und benutzt es gleich als Sack, um in ihm die Schmuckfedern aufzubewahren. Von dem Fleische schneidet er soviel ab, wie er braucht; das übrigbleibende hängt er an einen Baum zum Trocknen und für etwa vorüberziehende Wanderer auf.

Mittlerweile sind die Kamele nachgekommen; der Jäger erquickt sich und sein Pferd nach der anstrengenden heißen Jagd, ruht einige Stunden aus und kehrt mit seiner Beute beladen nach Hause zurück. Hier sucht er die Federn je nach ihrer Güte aus, bindet die kostbaren weißen, deren ein vollkommen ausgebildeter Strauß höchstens vierzehn Stück besitzt, in einzelne Bündel zusammen und bewahrt sie zu gelegentlichem Verkaufe in seinem Zelte auf. Der Händler muß sich, um die Federn zu bekommen, selbst zum Jäger verfügen und erlangt von diesem die gesuchte Waare erst nach wirklich lächerlichen Umständlichkeiten. Dieses Zurückhalten der Jagdbeute erscheint dem wohl begründet, welcher weiß, daß alle Fürsten und Regierungsbeamten Afrikas noch heutigen Tages, wie zu Zeiten der alten Egypter, von ihren Unterthanen oder den von ihnen unterjochten Völkerschaften Straußenfedern als Königszoll verlangen und sich kein Gewissen daraus machen, diesen durch ihre Unterbeamten gewaltsam eintreiben zu lassen. Der Araber vermuthet in jedem, welcher ihn nach Federn fragt, einen Abgesandten seines Oberherrn und gibt seine Schätze erst, nachdem er sich durch die sorgfältigsten Vorfragen von der Redlichkeit des Käufers überzeugt hat, diesem preis.

In den Steppen am Euphrat tödtet man den Strauß, wie Wetzstein mittheilt, mit seltenen Ausnahmen immer über seinen Eiern. „Die Henne, welche gegen Ende der Brutzeit nicht mehr flieht, duckt sich bei Ankunft des Jägers, neigt den Kopf auf die Seite und schaut ihren Feind regungslos an. Mehrere Beduinen haben mir gesagt, daß man ein hartes Herz haben müsse, um zu schießen. Ist das Thier getödtet, so verscharrt der Jäger das Blut, legt die Henne wieder auf die Eier, gräbt sich in einiger Entfernung in den Sand und wartet bis zum Abende, wo der Hahn kommt, diesmal, um neben seinem Weibchen erschossen zu werden. Wird die Henne von den Eiern verscheucht, so sucht sie stets mit lautem Geschreie den Hahn auf, welcher sie dann, wie die Jäger einstimmig behaupten, mit Gewalt zum Neste zurückbringt; daher sein arabischer Name ‚Salim', der Gewaltige. Für Dummheit mag es gelten, daß sich das Thier bei Windstille reitenden Jägern gegenüber, statt zu fliehen, gern hinter Hügeln und in Bodeneinsenkungen zu verstecken sucht; unterstützt ihn aber der Luftzug, so spannt der fliehende Strauß die Federn des Flügels und des Schwanzes gleich Segeln aus und entkommt unter beständigem Rudern und ausgebreiteten Flügeln seinen Verfolgern mit Leichtigkeit." Durch Heuglin erfahren wir, daß man im Ostsudân die Strauße auch in den sogenannten Tellern fängt, welche ich gelegentlich der Schilderung der Gazellenjagd (Bd. 3, S. 211) beschrieben habe. Die Eisahirten halten, nach Angabe desselben Reisenden, zahme Strauße, mittels deren sie sich dem Wilde zu nähern suchen, um letzteres mit kurzen, vergifteten Pfeilen zu schießen; auch sollen dieselben Somalen es verstehen, durch die schwermüthig klingenden Töne ihrer Rohrflöten die Riesenvögel anzulocken und zu bezaubern.

Anderson erzählt, daß in gewissen Gegenden Südafrikas der Strauß von einigen Jägern zu Fuße gejagt wird, und daß er am Ngamisee Buschmänner bei dieser Gelegenheit habe beobachten können. Diese umzingelten meistentheils eine ganze Herde, worauf die erschreckten Vögel gewöhnlich unter Geschrei und Lärmen ins Wasser getrieben wurden. Außerdem lauern dieselben Jäger dem Strauße an seinem Neste oder am Wasser auf, sollen auch, wie Moffat angibt, um sich unter die Herden der weidenden Vögel zu begeben, ein flaches Doppelkissen mit Stroh ausstopfen, es ungefähr wie einen Sattel formen, mit Federn bekleiden, außerdem den abgetrennten Hals und Kopf eines Straußes vorrichten, indem sie das Fell über einen mit Stroh umwickelten Stock

ziehen und sich die Beine weiß anmalen. Der Jäger soll hierauf den mit Federn besteckten Sattel auf den Kopf, den Untertheil des Straußenhalses fest in die rechte, den Bogen in die linke Hand nehmen und der Straußenherde zugehen, den Kopf wie ein sich umschauender Strauß drehen, den Sattel mit den Federn schütteln und die Strauße zuweilen so täuschen, daß einzelne von ihnen auf den vermeintlichen Vogel zugehen und mit ihm Streit anfangen wollen.

Am Vorgebirge der Guten Hoffnung ist die Straußenjagd seit dem Jahre 1870 durch ein Gesetz geregelt, welches Zuwiderhandeln mit hohen Strafen belegt und nicht allein die Vögel selbst, sondern auch deren Nester und Eier zu schützen sucht, eine je nach der Gegend verschiedene Schonzeit feststellt, die Jagd selbst an besondere Bedingungen knüpft und Eier und junge Strauße als unverletzlich hinstellt. Man hofft, durch strenge Aufrechterhaltung dieses Gesetzes das ganze Kapland allmählich wieder ebenso mit Straußen zu bevölkern, wie es dies vor Zeiten war.

Der Preis der Federn ist je nach der verschiedenen Oertlichkeit erheblichen Schwankungen unterworfen; auch liefern nicht alle Gegenden gleichgeschätzte Waare, weil die Beschaffenheit des Bodens und der Witterung ihre Reinheit erhöht oder mindert. Als die besten gelten die sogenannten Aleppofedern, welche von den in der syrischen Wüste lebenden Straußen stammen; auf sie folgen der Reihe nach die Berber=, Senegal=, Nil=, Mogador=, Kap= und Jemenfedern, welche in der Sahara, den Steppen am Senegal, den Nilländern, Marokko, Südafrika und Südarabien gewonnen werden. Zahmen Straußen entnommene sind immer weniger werth als von wilden Vögeln herrührende. Im Norden Afrikas wird ein Fell mit den Federn bis zu hundert spanischen Thalern bezahlt; im Inneren des Erdtheiles kann man es gelegentlich ziemlich billig kaufen. Ein Kilogramm weißer Flügelfedern bester Güte wird schon im Sudân mit tausend bis zwölfhundert Mark unseres Geldes bezahlt, wogegen die kleineren weißen Schwingen= und Bürzelfedern kaum den vierten Theil jener Summe eintragen und ein Kilogramm schwarzer Rückenfedern selten über funfzig Mark kostet. Die von dem Vorgebirge der Guten Hoffnung kommenden Federn bezahlt man minder hoch, die im Handel sehr seltenen Aleppofedern erheblich höher. Der Werth der gesammten Einfuhr wird auf zwölf Millionen Mark geschätzt. Die Eier werden von allen Süd= und Mittelafrikanern ebenfalls vielfach, hauptsächlich als Gefäße, gebraucht. Man umgibt sie mit leichtem Flechtwerke, hängt sie gefüllt in den Hütten auf oder nimmt sie auch auf Reisen mit. In Kordofân benutzt man sie, um die Spitze der runden, kegelförmigen Strohhütten zu schmücken; in den koptischen Kirchen dienen sie zur Verzierung der Schnüre, welche die Lampen tragen. Eier und Fleisch werden von allen Innerafrikanern gegessen. Nach Burchell ist die unter den Hottentotten übliche Art, erstere zu kochen, höchst einfach. Man bohrt an dem einen Ende ein kleines rundes Loch durch die Schale und quirlt das Innere vermittels einer biegsamen Astgabel wohl durcheinander, setzt das Ei auf das Feuer, quirlt von Zeit zu Zeit den Inhalt durch und fährt in dieser Arbeit fort, bis das Eiweiß geronnen ist. Lichtenstein erzählt, daß unter den von ihm aufgefundenen Straußeneiern nur wenige waren, welche noch zum Essen taugten, weil die meisten bereits ausgewachsene Küchlein enthielten. „Unsere Hottentotten verschmähten indessen auch diese nicht und brieten sie sich in den Schalen mit Hammelfett. Ich habe in der Folge die nach unseren Begriffen wohl ekelhafte Kost selbst versucht und in der That sehr schmackhaft gefunden.“ Junge Strauße haben ein höchst zartes, wohlschmeckendes Fleisch; das älterer ist härter, dem Rindfleische ähnlich.

Die amerikanischen Strauße heißen Nandus und werden in einer besonderen gleichnamigen Familie (Rheidae) vereinigt. Ihr Leibesbau stimmt im wesentlichen mit dem des afrikanischen Verwandten überein; die Flügel sind jedoch weit mehr entwickelt und die Füße dreizehig. Der flache, am Grunde breite, an der Spitze gerundete, mit einer leicht gewölbten Hornkuppe bekleidete

Schnabel ist etwa ebenso lang wie der Kopf; die Füße sind vom Hakengelenke an nackt, auf der Hake schwielig warzig, die drei Zehen kaum mittellang, an ihrer Wurzel mit einer kurzen Spannhaut verbunden, die Nägel gerade, stark, seitlich zusammengedrückt, nach vorn stumpf zugerundet, auf dem Rücken scharfkantig; eigentliche Schwingen und Steuerfedern fehlen; an der Spitze des Flügels sitzt ein dornenartiger Nagel; Zügel und Augengegend sowie ein Ring um die mit Borstenfedern besetzte Ohröffnung, sind unbefiedert und mit runzeliger Haut bekleidet, Oberkopf, Kehle, Hals, Rumpf und Schenkel dagegen befiedert, die Federn des Kopfes und Halses klein, schmal und spitzig, die des Rumpfes groß, breit, zugerundet, aber weich, so daß keine geschlossenen Fahnen gebildet werden; die Augenlider tragen große steife Borstenwimpern. Männchen und Weibchen unterscheiden sich durch die Größe, aber wenig durch die Färbung ihres Gefieders.

Unter den drei bekannten Arten ist der Pampasstrauß oder Nandu (Rhea americana, Struthio Rhea) der bekannteste und verbreitetste. Die Federn des Oberkopfes, Oberhalses, Nackens und der Vorderbrust sowie die Zügelborsten sind schwarz, die der Halsmitte gelb, die der Kehle, Backen und oberen Halsseiten heller bleigrau, die des Rückens, der Brustseiten und Flügel bräunlich aschgrau, die der übrigen Untertheile endlich schmutzigweiß. Das Auge ist perlgrau, der nackte Theil des Gesichtes fleischfarben, der Schnabel horngraubraun, der Fuß grau. Das Weibchen unterscheidet sich hauptsächlich durch die lichtere Färbung der Federn des Nackens und der Vorderbrust. Beim männlichen Vogel beträgt die Länge gegen anderthalb, die Breite gegen dritthalb Meter. Ein altes Weibchen, welches Prinz von Wied untersuchte, war einhundertachtunddreißig Centimeter lang, zweihundertundzwanzig Centimeter breit.

Der Verbreitungskreis des Nandu dehnt sich über die Steppenländer des südlichen Amerika aus. Als eigentliche Heimat darf man das Pampasgebiet zwischen dem Atlantischen Weltmeere und der Cordillera, von den Urwaldungen Bolivias, Gran Chacos, Paraguays und Brasiliens an bis nach Patagonien oder mit einem Worte, die Staaten des Rio de la Plata bezeichnen. Als echter Steppenvogel vermeidet er sowohl wirkliche Berge wie den eigentlichen Urwald; in den Hügelländern aber wird er ebenso häufig gefunden wie in der Ebene; auch die lichteren Algarobenwälder sowie die inselartig in dem Grasmeere liegenden Myrten- und Palmenhaine besucht er sehr gern. In der Pampa oder Steppe gibt es wenige Striche, wo er gänzlich fehlt.

Ein Hahn lebt mit fünf bis sieben, selten mehr oder weniger Hennen in gesonderter Familiengruppe, innerhalb des von ihm gewählten und gegen andere seines Geschlechtes behaupteten Standes. Nach der Brutzeit scharen sich aber mehrere solcher Familien zusammen, und dann kann es geschehen, daß man Herden sieht, welche aus sechzig und mehr Stück bestehen. So fest das Familienband ist, so losen Zusammenhang haben diese Zusammenrottungen. Zufällige Umstände trennen die Schwärme, und es schlagen sich dann deren Theile mit dem nächsten weidenden Trupp wieder zusammen. Uebrigens entfernen sich die Nandus kaum über zwei englische Meilen weit von ihrem Geburtsorte, wie dies Böcking, dem wir, so weit mir bekannt, die beste Lebensschilderung des Vogels verdanken, sehr genau an einem verwundeten, aber wieder geheilten, dessen rechter Flügel herabhing, beobachten konnte. „Dieser, von den Peonen ‚der Geschädigte‘ genannte Pampasstrauß war oft tagelang von meinem Beobachtungsorte aus nicht zu sehen, wurde aber dafür dann in dem Reviere unserer Nachbarn auf zwei Leguas bemerkt und kam mit mehr oder weniger Gesellschaft doch immer zurück.“ Im Herbste sucht der Nandu die mit Gestrüpp bewachsenen Stromufer oder Niederungen auf, der Myrten- und anderen Beeren wegen, oder er zieht sich da, wo es kein Strauchwerk gibt, in die Distelwälder zurück, welche, der Liebhaberei der ersten spanischen Ansiedler für die Disteln als Küchen- und Gartengewächs ihre Entstehung verdankend, jetzt in der Pampa den Reisenden wie den Viehzüchtern zum größten Verdrusse viele tausend Geviertmeilen Landes bedecken und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung zunehmen. Zur Winterszeit steht der Vogel gern auf solchen Strichen, welche von Viehherden regelmäßig begangen werden, weil hier das Gras



Rhea.

immer kurz gehalten wird und deshalb zarter ist als anderswo. Um diese Zeit sind diejenigen Stellen, auf denen das Vieh von allen Richtungen her, der Uebersicht halber, tagtäglich zusammengetrieben wurde und den Boden reichlich düngte, seine Lieblingsstände.

Auch der Nandu ist ein vortrefflicher Läufer, welcher das beste Pferd ermüdet und verwirrt, da er nicht bloß äußerst schnell dahinrennt, sondern ebenso mit bewunderungswürdiger Gewandtheit Haken zu schlagen versteht. Während der Paarungszeit zeigt er sich äußerst lebhaft und Tag und Nacht in Bewegung; während der Dürre hält er, wie alles Wild und Vieh, mittags drei bis vier Stunden Ruhe, holt aber diese Zeit, obgleich ein echtes Tagthier, in den erfrischenden Nächten nach. Seine gewöhnliche Schrittweite beträgt, laut Böcking, funfzig bis sechzig Centimeter. Wenn er mit gelüfteten Flügeln, noch immer scheinbar nachlässig, dahintrabt, legt er mit jedem Schritte einen Meter zurück; verfolgt, greift er weit aus, macht Sätze von anderthalb Meter und bewegt seine Beine so schnell, daß man die einzelnen Schritte nicht mehr unterscheiden kann. Oft weicht er plötzlich mitten im Jagen von der geraden Linie bis zu einem Winkel von fünfundzwanzig bis dreißig Grad ab, wobei er einen Flügel hoch aufhebt und den anderen andrückt, dann stürmt er wieder mit rasender Eile gerade aus. Erdrisse von drei Meter Breite überspringt er mit Leichtigkeit, während des Sprunges einen Augenblick lang mit den Flügeln flatternd; steile Ufer aber meidet er sorgfältig, weil ihm das Erklimmen derselben schwer wird. Darwin berichtet, daß er Nandus zweimal über den Fluß Santa Marta schwimmen sah und ein Herr King solches öfters beobachtet habe; Böcking hingegen versichert, daß er niemals einen unserer Vögel im tiefen Wasser bemerkt, ja sich vergeblich bemüht habe, ihn mit Gewalt in einen tiefen, nicht eben breiten Strom zu jagen. „Er überwand eher seine Schüchternheit und durchbrach unsere Linie, als daß er sich zu einem Schwimmversuche entschlossen hätte oder auch nur bis an den Hals ins Wasser gegangen wäre. Dem Wasser weicht er überhaupt ängstlich aus, und niemals habe ich einen auf den unzähligen Inseln des Uruguay oder Parana gesehen, mochten dieselben dem Ufer auch noch so nahe liegen und der Wasserstand so niedrig wie möglich sein. Er badet sich auch niemals im Wasser, sondern paddelt sich im Staube, wie ein echter Hühnervogel."

Der von den Indianern gegebene Name ist ein Klangbild des weit hörbaren Rufes, welchen der Hahn zur Balzzeit ausstößt. Wenn die Paarungszeit vorüber ist, hört man von beiden Geschlechtern einen pfeifenden, anschwellenden und abfallenden Laut, welcher Sammlung der Gesellschaft zu bezwecken scheint. Junge piepen wie Truthühner. Schmerzens= oder Schreckenslaute hat Böcking nicht vernommen; im Zorne aber fauchen die Nandus in schwer zu beschreibender Weise.

Mit Ausnahme des Geschmackes sind alle Sinne des Nandu scharf und auch die geistigen Fähigkeiten keineswegs gering. Der Vogel ist, laut Böcking, ein feiner Beobachter und weiß sich nach den Umständen zu richten. In der Nähe der Wohnungen friedlicher Ansiedler, welche ihm Ruhe lassen, wird er so vertraut, daß er sich unter Pferde und Rinder mengt und Menschen und Hunden eben nur aus dem Wege geht. Den Gaucho hingegen flieht er ängstlich und wendet alle ihm zu Gebote stehende List an, um jenes Aufmerksamkeit zu entgehen. Niemals sieht man ihn um die Ranchos eines Eingeborenen und unter dessen Vieh nur in angemessener Entfernung; häufiger bemerkt man ihn zwischen den Rudeln des scheuen Steppenhirsches, und man kann dann beobachten, wie bald ein Strauß, bald ein Hirsch sichernd den Kopf emporhebt, und wie beide zusammen beim leisesten Anscheine von Gefahr nach einer und derselben Richtung hin entfliehen. Eine Horde Indianer versetzt ihn in namenlose Angst. Vor ihr flüchtet er, stundenlang eiligst laufend, theilt seine Bestürzung anderen Trupps mit, welche an der Flucht theilnehmen, und bringt selbst Pferde= und Rinderherden in Bewegung. In entfernten Gegenden, wo er selten Menschen zu sehen bekommt, zeigt er vor dem Reiter, nicht aber vor dem Fußgänger, Scheu, und es scheint fast, als ob er den letzteren gar nicht zu schätzen weiß. Der Jäger, welcher auf Händen und Füßen unter dem Winde möglichst nahe an eine Nanduherde herankriecht, sodann, auf dem Bauche liegend, mit einem Tuche hin= und herschwenkt, erregt bald die Aufmerksamkeit der Vögel; denn diese sind höchst neugierig und können der Verlockung

nicht widerstehen, von der ihnen unbekannten Erscheinung sich zu vergewissern. Ihr Mißtrauen bleibt allerdings stets wach; aber die Neugierde überwiegt, und bald sieht der Jäger die ganze Gesellschaft, den Hahn voran, mit langen Hälsen und vorsichtig auftretend, sich nähern. Dabei gehen sie hin und her, bleiben kurze Zeit stehen, weiden selbst; wenn aber der Jäger die Geduld nicht verliert, nahen sie sich schließlich doch bis auf wenige Schritte.

Während der Regenzeit äst sich der Nandu vorzugsweise von Klee und Kerbthieren; später sucht er jene schon erwähnten Stellen auf, welche das Vieh düngte. Für die aus Europa eingeführten Nutzgewächse zeigt er eine seinen Geschmack ehrende Vorliebe, und wenn ein Trupp die Alfalfafelder oder den Gemüsegarten eines Ansiedlers entdeckt, „so gibt es zu hüten, wenn noch ein grünes Blatt übrig bleiben soll". Dagegen bringt er auch wieder Nutzen, indem er klettenartige Samen, den Fluch des Viehzüchters, gern verzehrt, solange dieselben noch grün sind. „Wer einen einzigen Nandumagen im December untersucht hat", sagt Böcking, „weiß, in welchen Massen der Pampastrauß diesen Samen verzehrt, und schon deshalb allein verdient er die Schonung allgemein, welche ihm der denkende Landbesitzer bereits angedeihen läßt." Zu jeder Zeit und in jedem Alter frißt er Kerbthiere der verschiedensten Art, nach Versicherung der Gauchos auch Schlangen und andere kleine Kriechthiere, und behufs der Verdauung nimmt er, wie die Hühner, Steinchen zu sich. Er trinkt selten; es scheint also, als ob der Thau und Regen ihm längere Zeit genügen könne; wenn er aber an ein Wasser kommt, schöpft er mit dem Schnabel und läßt das Wasser durch Emporhalten des Kopfes in den Schlund hinabfließen, wie die Hühner thun. Gefangene trinken regelmäßig.

Mit Beginn des Frühlings, auf der südlichen Halbkugel also im Oktober, sammelt der Nanduhahn, welcher nach Ablauf des zweiten Jahres fortpflanzungsfähig wird, drei bis sieben, in seltenen Fällen mehr Hennen um sich und vertreibt andere Hähne durch Schnabelhiebe und Flügelschläge aus seinem Bereiche. Vor dem Weibchen führt er, wie wir an unseren gefangenen beobachten können, höchst sonderbare Tänze auf. Er schreitet mit weit ausgebreiteten, herabhängenden Flügeln hin und her, beginnt zuweilen plötzlich außerordentlich schnell zu rennen, schlägt mit unübertrefflicher Gewandtheit drei oder vier Haken nach einander, mäßigt seinen Lauf und stolzirt würdevoll weiter, beugt sich etwas hernieder und fängt das alte Spiel von neuem an. Dabei stößt er ein dumpfes, brüllendes Geschrei aus, gibt überhaupt in jeder Hinsicht lebhafte Erregung kund. In der Freiheit zeigt er unter diesen Umständen seinen Muth und seine Kampflust bloß anderen Männchen gegenüber; in der Gefangenschaft fällt er seinen Wärter oder überhaupt alle Menschen an, welche er kennt, versucht, ihnen Schnabelhiebe beizubringen und schlägt auch wohl, wie der afrikanische Strauß, heftig mit den Füßen aus. Bodinus beobachtete an einem von ihm gepflegten Paare, daß der Hahn sich hin und wieder auf einen bestimmten Fleck setzte und dadurch, ohne daß man ein Scharren bemerken konnte, allmählich eine Vertiefung bildete, in welche er ausgerissenes dürres Gras in der Weise warf, daß er im Dahinschreiten die Halme hinter sich schleuderte, und dies so lange fortsetzte, bis dieselben in die Nähe der Vertiefung gelangten. Alsdann hier wieder Platz nehmend, ordnete er die Stoffe nach bestem Ermessen, wenn auch ziemlich unordentlich und verworren. Das Weibchen bekümmerte sich nicht um dieses Treiben. In der Pampa findet man, laut Böcking, noch vor dem Brüten, welches von der Mitte des December an beginnt, einzelne Eier, welche dort Findlinge genannt werden; sie rühren von den zuerst befruchteten Hennen her, welche Legenoth überraschte, bevor noch das Männchen für einen Nestplatz sich entschieden hatte. Das Nest ist hier stets eine flache Aushöhlung an einem der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten und auch übrigens trockenen Orte, welcher möglichst verborgen und seitlich von Disteln oder hohem Grase beschützt wird. Allermeist sind es die Löcher, welche die wilden Stiere austiefen, indem sie sich mit dem Schulterblatte auflegen und vermittels der Hinterbeine um ersteres drehen, in der Absicht, der Biesfliegenlarven in ihrer Haut sich zu entledigen. Findet der Hahn solche Mulde nicht vor, so scharrt er nur an einer ihm zusagenden Stelle den Pflanzenüberzug weg, füttert dieselbe nothdürftig am Boden und Rande mit einigen Grashalmen aus und läßt seine

Weibchen sieben bis dreiundzwanzig Eier hineinlegen. Azara erzählt, daß man zuweilen siebzig bis achtzig Eier in einem Neste finde, und Darwin gibt wenigstens ihrer vierzig bis funfzig als höchste Anzahl an; Böcking hingegen sagt, daß die Gauchos wohl behaupteten, es gäbe Gelege bis funfzig Stück, er selbst aber niemals mehr Eier als dreiundzwanzig und im Durchschnitte dreizehn bis siebzehn in einem Neste gefunden habe. Um das Nest herum, von seinem Rande an bis zum Abstande von funfzig Schritten, findet man stets Findlinge, welche frischer als die Nesteier sind. Die Eier selbst sind von sehr verschiedenem Umfange, da sie von Gänseeiergröße bis zum Durchmesser von dreizehn Centimeter nach der Längenaxe abändern. Die Färbung des Eies ist ein mattes Gelblichweiß; die Zeichnung besteht aus kleinen grüngelben Pünktchen, welche die großen Poren umgeben. Sobald aber das Ei der Sonne ausgesetzt wird, verbleicht es rasch, und bereits nach acht Tagen sieht es schneeweiß aus. Nachdem das Nest seine Eierzahl erhalten hat, besorgt das Männchen das Brutgeschäft allein. Die Hennen entfernen sich sogar von denselben bleiben aber immer zusammen und innerhalb des früher vom Hahne behaupteten Gebietes. Letzterer sitzt während der Nacht und in den Morgenstunden, bis der Thau abgetrocknet ist, über den Eiern, verläßt dann jedoch in unregelmäßigen Abständen, welche sich nach der Wärme richten, das Nest, um zu weiden. Diese Zwischenräume können ohne Schaden für die Entwickelung des Keimlings sehr groß sein; Böcking beobachtete eine vierstündige Abwesenheit des Nandu vom Neste und erfuhr später, daß die Eier dadurch nicht gelitten hatten. Anfangs sitzt der Hahn nur lose und schleicht sich beim geringsten verdächtigen Geräusche still abseits, bis die Gefahr vorüber; später hingegen brütet er sehr eifrig und schnellt erst, meist zum großen Schrecken des Pferdes, dicht vor dem Reiter empor. Bei solchem jähen Auffahren geschieht es, daß er einzelne Eier zertritt und andere aus dem Neste wirft, während er sonst sehr vorsichtig verfährt. Seine Liebe zu den Eiern offenbart er zunächst dadurch, daß er mit ausgebreiteten Flügeln und krausem Gefieder dem Reiter entgegentritt, sodann, nachdem er sich besonnen, im Zickzacke und hinkend langsam wegläuft, also die Verstellungskünste aller Vögel nachahmt, um die Aufmerksamkeit von seiner Brut ab und auf sich hinzulenken. Einen öfteren Besuch sieht er zwar nicht gern, verläßt aber das Nest, so lange es nicht wirklich zerstört wurde, nur in seltenen Fällen und duldet sogar, daß einzelne Eier weggenommen werden. Gegen Stinkthiere, Beutelratten und Schlangen soll er die Eier muthig und erfolgreich vertheidigen; doch hat Böcking niemals ein getödtetes Raubthier in der Umgebung seines Nestes bemerkt, wohl aber dicht daneben zerstörte Findlinge gesehen.

An seinen gefangenen Pampastraußen beobachtete Bodinus, daß sich das Weibchen nur während des Legens zum Neste begab, und daß dieses lediglich vom Männchen überwacht wurde. Letzteres ließ sich hin und wieder auf den Eiern minutenlang nieder, stand hierauf unruhig wieder auf, wälzte jene hin und her, drängte sie aus dem Neste, zog sie mit dem Schnabel wieder herein ꝛc., verließ aber schließlich das Nest fast gar nicht mehr und verstattete auch dem Weibchen, welches mit Legen fortfuhr, durchaus nicht, dasselbe einzunehmen. Die Henne mußte sich begnügen, ihre Eier neben das Nest zu legen, und der Hahn zog diese sofort zu sich ins Nest herein. „Die Legezeit der Brut“, berichtet der genannte, „begann zu Ende des Mai. Das Weibchen legte in der Nähe der vom Männchen ausgeführten, mit Grashalmen spärlich belegten Vertiefung in Zwischenräumen von je zwei Tagen elf Eier, welche ich bis auf eines fortnahm, um ein gleichzeitiges Auskommen der Jungen zu erzielen. Nachdem acht Eier gelegt waren, brachte ich alle ins Nest zurück, und nachdem das neunte zu Tage gefördert war, begann das Männchen, welches die Eier vielfach gewendet und hin- und hergeschoben hatte, zu brüten. Zwei Eier legte das Weibchen noch neben das Nest, und auch sie wurden vom Männchen herbeigeholt und unter den Körper gebracht. Nicht nur bei meiner Annäherung blieb dasselbe ruhig sitzen, sondern ich konnte ihm auch, ohne daß es sehr beunruhigt worden wäre, Eier unter dem Leibe fortnehmen und untersuchen. Der fortwährend vom Himmel strömende Regen ließ mich für die Gesundheit des brütenden Vogels fürchten; allein das Gesträuch, neben welchem das Nest angelegt war, gewährte doch einigen Schutz, und so kam

denn endlich nach Verlauf von sechs Wochen, genauer neununddreißig Tagen, ein kleiner Strauß zur Welt. Er fand die ersten Tage das warme Plätzchen unter den Füßen des Herrn Papa so behaglich, daß von ihm nur das Köpfchen zu sehen war, welches er bisweilen zwischen Flügel und Körper des alten Vogels hervorstreckte. Kam er ja einmal zum Vorscheine oder wurde von mir hervorgeholt, so lief er eilig wieder auf den Vater zu. Derselbe hob sorgfältig einen Flügel, und im Nu war das junge Thier darunter geschlüpft. Zwei Tage war der kleine Bursche ohne Nahrung. Es verursachte mir dies gar keine Sorge; ich dachte mir, daß er schon kommen und suchen würde, sobald der Magen einiges Verlangen spürte. Und so geschah es auch. Am dritten Tage kroch der kleine Weltbürger wiederholt unter den Flügeln hervor und fing an zu suchen. Kleine Hälmchen und Sandkörnchen wurden aufgelesen, und bald machte er sich auch an die ihm vorgeworfenen Semmelkrumen. Vom Neste entfernte er sich nur ungern, und der alte Vogel brütete noch emsig fort auf einigen Eiern, welche ich ihm gelassen, weil an der Möglichkeit, Junge daraus zu erhalten, noch nicht gezweifelt werden durfte. Nachdem ich endlich, vier bis fünf Tage später, alle Hoffnung aufgegeben, entfernte ich jene und veranlaßte den alten Vogel, welcher, seitdem er ein Junges hatte, das Nest gar nicht mehr verließ und gemeinschaftlich mit seinem Kinde das vorgeworfene Weißbrod verspeiste, aufzustehen. Er begann nun auch, gefolgt von dem jungen Thiere, umherzugehen und zu grasen. Das Junge sammelte genießbares von der Erde auf, pflückte Grasspitzen ab und fing an, auf Fliegen zu jagen, während es Ameiseneier und Fleischstückchen verschmähte. Wiederholt am Tage und regelmäßig abends zogen sich Vater und Kind auf ihr Nest zur Nachtruhe zurück, und erst später ließ sich der erstere an beliebigen Stellen des Gartens zum Ausruhen nieder. Sogleich nahm der junge Vogel sein warmes Plätzchen unter dem Flügel des Alten wieder ein und streckte, sobald sich ein auffallendes Geräusch erhob, neugierig das Köpfchen hervor." Das Junge trug ein graues Dunenkleid mit dunklen Längsstreifen, hatte etwa die Größe eines starken Rebhuhnes, aber selbstverständlich längere Beine und einen verhältnismäßig langen Hals. In den letzten Jahren hat Bodinus in Berlin alljährlich Nandus gezüchtet und dabei erfahren, daß sie gediehen, wenn er sie möglichst sich selbst überließ und sie auch bei ungünstiger Witterung nicht in den Stall brachte, wogegen sie an Lähmung der Füße zu leiden begannen und endlich eingingen, wenn er umgekehrt verfuhr. Das Männchen brütete in allen Fällen allein; das Weibchen durfte aber in seiner Gesellschaft belassen werden, ohne die Jungen zu belästigen.

Auch in Südamerika ist die Ansicht ziemlich allgemein verbreitet, daß die Findlinge zu der ersten Nahrung der Jungen dienen. Böcking bezweifelt die Wahrheit der Behauptung aus dem Grunde, weil kein Beobachter für sie einstehen kann, und die Jungen sobald sie fähig sind, zu stehen, Kerbthiere fangen, an solchen auch während dieser Zeit durchaus kein Mangel ist.

In Südamerika schlüpfen die ersten jungen Nandus im Anfange des Februar aus, im Norden etwas früher, im Süden später. Sie wachsen erstaunlich rasch und sind schon nach Verlauf von zwei Wochen einen halben Meter hoch. Am dritten oder vierten Tage ihres Lebens soll kein Mensch mehr im Stande sein, sie im freien Felde einzuholen; früher aber ist dies möglich, weil sie sich, wenn sie gejagt werden, platt auf den Boden drücken. Ungefähr fünf Wochen lang folgen sie dem Vater allein; nach und nach gesellen sich auch wieder die Weibchen der Familie. Im Herbste, also im April oder im Mai, hat der junge Nandu sein Flaumkleid schon mit dem ersten, schmutzig gelbgrauen Federkleide vertauscht. Die jungen Hähne lassen sich an ihrem stärkeren Wuchse bald unterscheiden; in jeder Herde aber findet man einige Küchlein, welche verkümmert, d. h. sehr klein sind.

Böcking nimmt an, daß man die Lebensdauer des Nandu auf vierzehn bis funfzehn Jahre schätzen könne, und glaubt, daß viele von ihnen an Altersschwäche sterben, da er zur Winterzeit öfters einzelne antraf, welche im Verenden waren, aber keine Spur äußerer Verletzung oder innerer Vergiftung an sich trugen. Unter den Thieren hat der Nandu wenig gefährliche Feinde. Es wird zwar hier und da ein erwachsener die Beute des Kuguars oder ein junger von einem Fuchse oder Adler weggenommen; diese Fälle dürften jedoch selten sein, nicht einmal das Zerstören des Nestes oft

vorkommen. Ergötzlich ist die Abneigung, welche der amerikanische Sporenkiebitz gegen den Strauß an den Tag legt, obgleich dieser ihm gewiß niemals ein Leid zufügt. Nähert sich ein Nandu dem Standе eines solchen Kiebitzpaares, so stoßen beide Gatten des letzteren unter unaufhörlichem Geschreie wie Krähen auf einen Falken herab. Eine Zeitlang unterhält dies den Riesen, und er weicht nur durch Seitensprünge und Flügelschwenken den Stößen aus; nach und nach aber wird ihm die Hartnäckigkeit seiner Quäler doch lästig, und er entfernt sich. Empfindlicher plagen ihn eine Zecke und ein Eingeweidewurm, welchen man zu jeder Zeit des Jahres bei ihm findet. Feuer und Mensch sind die gefährlichsten Feinde des Nandu. Gerade zur Zeit, wo die Vögel brüten, pflegen die Hirten bei frischem Winde die Steppe anzuzünden, um das vorjährige trockene Stroh zu entfernen. Ein solcher Steppenbrand scheucht alle Thiere in die feuchten Niederungen, zerstört sehr viele schädliche, aber auch eine Masse von Nestern der verschiedenen Erdbrüter. Der Steppenbewohner sammelt ohne Rücksicht alle Nandueier, deren er habhaft werden kann, schätzt jedes funfzehn Hühnereiern gleich, öffnet die Spitze, gießt das Weiße, welches einen groben Geschmack besitzt, ab, thut etwas Fett, Pfeffer und Salz ins Innere und kocht den Dotter unter beständigem Umrühren in der eigenen Schale. Um ein Ei im Wasser hart zu sieden, wie die Europäer gewöhnlich thun, bedarf es vierzig Minuten Zeit. Das Wildpret ist grob wie Pferdefleisch, hat auch die Färbung des letzteren, wird aber doch von den Indianern gegessen, wogegen die Europäer nur die schmackhaften Jungen genießen; das reichlich vorhandene ölige, dünnflüssige Fett eignet sich frisch vortrefflich zum Küchengebrauche, hält sich aber ebenfalls nicht lange und ist, erst ranzig geworden, nicht einmal mehr tauglich zur Schmiere. Aus der Halshaut fertigen sich die Gauchos kleine Säcke zu verschiedenen Hauszwecken; aus den sehr biegsamen, des Bartes entkleideten Federschaften bereiten die Knaben Schlingen, in denen sie die Steißhühner fangen, oder die Erwachsenen geflochtene zierliche und starke Reitzeuge, weben auch wohl schöne Fußteppiche davon. Außerdem dienen die Federn zu Staubwedeln, die besten und längsten aber zum Schmucke.

Die Jagd wird auf verschiedene Weise ausgeübt. Indianer und Gauchos verfolgen den Nandu zu Pferde und erlegen ihn mit Wurfkugeln oder hetzen ihn durch Hunde, weniger der zu erlangenden Beute selbst wegen, als vielmehr, um die Schnelligkeit und Ausdauer ihrer herrlichen Pferde und die eigene Geschicklichkeit in der Handhabung ihrer Wurfkugeln zu erproben. Zu solcher Jagd versammeln sich mehrere Reiter, suchen unter dem Winde die Vögel auf, nähern sich im Schritte, so weit sie können, und beginnen das Rennen, sobald die Nandus unruhig werden. Zunächst sucht man ein Stück von der Herde zu trennen und verfolgt nun dieses allein. Trotz aller Listen sind die Gauchos in kürzester Zeit dicht hinter ihm, und derjenige Reiter, welcher ihm zur Linken dahin sprengt, schleudert die Kugeln, worauf einen Augenblick später der Nandu, einem riesigen Federklumpen vergleichbar, über den Boden rollt und durch die Gewalt des eigenen Laufes getödtet wird. Fehlt der eine, so tritt der andere Reiter ein; wenn es also dem gehetzten Thiere nicht gelingt, einen Sumpf zu erreichen, in welchem die Pferde stecken bleiben, oder ein Gebüsch, in dem die Wurfkugeln nicht gebraucht werden können, ist es jedesmal verloren. Zum Hetzen bedient man sich einer Blendlingsrasse von großen Metzger- oder Schäferhunden mit Windhunden, hütet sich aber wohl, junge Hunde ohne Begleitung älterer auf den Nandu anlaufen zu lassen, weil diese Neulinge im Augenblicke des Zugreifens so geschlagen werden, daß sie sich überstürzen und beschädigen, oder sich doch einschüchtern lassen. Die Jagd mit dem Feuergewehre erfordert einen sicheren Schützen. Der Nandu ist zählebig und läuft oft mit der Kugel im Leibe noch weit davon. Wird eine Herde in der oben beschriebenen Art herbeigelockt und ein Stück des Volkes gefällt, so umspringen dieses die übrigen, falls es noch zappelt, mit sonderbaren Sätzen, als wenn sie Zuckungen in Flügeln und Beinen hätten, noch eine Weile, so daß der Schütze Zeit hat, einen zweiten Schuß abzugeben. Der Knall an und für sich erschreckt sie nicht; denn wenn sie gänzlich gefehlt wurden, fliehen sie nicht nur nicht, sondern kommen noch näher, um die Sache zu untersuchen. Ein verwundeter Nandu folgt seinem Rudel so lange er kann, schlägt sich dann abseits und verendet allein.

In Südamerika sieht man allerorten Nandus, welche jung eingefangen und zu halben Hausthieren wurden, frei umherlaufen. Sie gewöhnen sich so an die Oertlichkeit, auf welcher sie groß wurden, daß sie gegen Abend stets zurückkehren. Bis vor kurzem nahm man die Eier, welche sie legten, regelmäßig weg, um sie zu verspeisen; seit einigen Jahren aber beginnt man, auch diese Strauße zu züchten, um sie von Zeit zu Zeit zu rupfen.

In unseren Thiergärten ist der Nandu eine regelmäßige Erscheinung. Seine Haltung verursacht wenig Schwierigkeiten; denn er begnügt sich mit dem einfachsten Futter, falls er davon nur genug hat, und ist gegen die Rauheit unseres Klimas durchaus nicht empfindlich. Ich halte Böckings Ansicht, daß er sich bei uns als Parkvogel einbürgern lassen würde, für nicht unwahrscheinlich, vermag aber nicht zu erkennen, welchen Nutzen er uns bringen könnte.

Im Jahre 1789 erschien eine Beschreibung der Reise des Statthalters Philipp nach Botanybay und brachte der wissenschaftlichen Welt die Kunde, daß auch Neuholland von Straußen bevölkert wird. Die bezügliche Art der Familie, in jenem Reisewerke „neuholländischer Kasuar" genannt, heißt gegenwärtig Emu, unter welchem Namen die früheren portugiesischen Seefahrer einen riesigen Vogel Malakkas verstanden.

Die Emus (Dromaeus), welche mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe angesehen werden, bilden gleichsam ein Mittelglied zwischen den bisher genannten Straußen und den Kasuaren und werden mit letzteren in einer Familie (Casuaridae) vereinigt, welcher man gegenwärtig elf Arten zuzählt, und als deren Merkmale der gekielte Schnabel, die gänzlich verkümmerten Flügel, die dreizehigen Füße und die mit einem dem Hauptschafte gleich langen Afterschafte ausgestatteten Federn gelten. In der Gestalt ähneln die Emus dem Strauße, haben aber einen gedrungeneren, untersetzteren Rumpf und kürzeren Hals, stehen auch niedriger auf den Beinen und machen deshalb einen durchaus verschiedenen Eindruck. Der Schnabel ist gerade, seitlich sehr zusammengedrückt, auf der Firste deutlich gekielt, an der Spitze gerundet; die großen Nasenlöcher, welche von einer Haut überdeckt werden, öffnen sich ungefähr in seiner Mitte. Die Beine sind sehr kräftig, bis zum Fersengelenke befiedert, unten mit starken Schildern bekleidet; der Fuß theilt sich in drei Zehen, deren seitliche sich in der Länge gleichen und welche sämmtlich mit starken Nägeln bewehrt werden. Die Flügel sind so außerordentlich klein, daß man sie nicht bemerkt, wenn sie an den Rumpf angedrückt werden; ihre Befiederung unterscheidet sich nicht von der des Rückens, und demzufolge ist von eigentlichen Schwingen hier nicht zu reden; ebensowenig besitzt der Emu Steuerfedern. Das Gefieder bekleidet fast den ganzen Leib und läßt nur die Kopfseiten und die Gurgelgegend frei. Alle einzelnen Federn zeichnen sich durch erhebliche Länge, geringe Breite, auffallende Biegsamkeit der Schäfte und lockeres Gefüge aus. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung, wohl aber etwas, wenn auch nur wenig, durch die Größe.

Der Emu (Dromaeus Novae-Hollandiae, Casuarius Novae-Hollandiae, Dromajus Novae-Hollandiae und ater, Dromiceus australis und Emu) steht dem afrikanischen Strauße an Größe nach, übertrifft hierin aber den Nandu. Seine Höhe beträgt ungefähr einhundertundsiebzig Centimeter; neuholländische Jäger wollen auch einzelne Männchen von zwei Meter Höhe erlegt haben. Die Färbung des Gefieders ist ein sehr gleichmäßiges Mattbraun, welches auf dem Kopfe, der Hals- und Rückenmitte dunkler, auf der Unterseite aber etwas lichter erscheint. Das Auge ist lebhaft braun, der Schnabel dunkel hornfarben, der Fuß lichtbräunlich; die nackten Theile des Gesichtes sehen graubläulich aus.

Aus den Berichten früherer Reisender geht hervor, daß man den Emu in Botanybay und Port Jackson und ebenso auf der Südküste in Menge antraf, daß er auch die umliegenden Inseln

häufig bewohnte, überhaupt jedem Reisenden, welcher Neuholland berührte, auffallen mußte, weil er jedem sich zeigte. Gegenwärtig ist er auf Vandiemensland so selten geworden, daß derjenige, welcher ihn sehen will, monatelang suchen und sich den entlegensten Theilen der Insel zuwenden muß, wenn er einen einzigen bemerken will. Und ebenso hat man ihn von der ganzen Küste weiter und weiter nach dem Inneren zurückgedrängt, so daß er jetzt nur noch auf den ausgedehnten Ebenen im Süden Neuhollands häufig gefunden wird. Noch bringt uns freilich jedes Jahr eine Menge lebender Emus auf unsere Thiermärkte, und man verlangt einen kaum nennenswerthen Preis für das Stück; aber die Zeit, in welcher dieser Strauß ebenso selten sein wird, wie gegenwärtig bereits die großen Känguruns es sind, scheint nicht fern zu liegen. Mit Recht erhebt Gould jetzt schon seine Stimme, um dem allseitig verfolgten Charaktervogel jenes Erdtheiles abseiten der Behörden Schutz zu erwirken. In einzelnen Theilen des Glücklichen Australien soll er, nach Versicherung des schon mehrfach erwähnten „alten Buschmannes“ noch zahlreich vorkommen; aber diese Gegenden liegen weit entfernt von dem Getriebe des weißen Mannes, auf den sogenannten wilden Ebenen, welche nur zuweilen von einem einsamen Schäfer besucht werden.

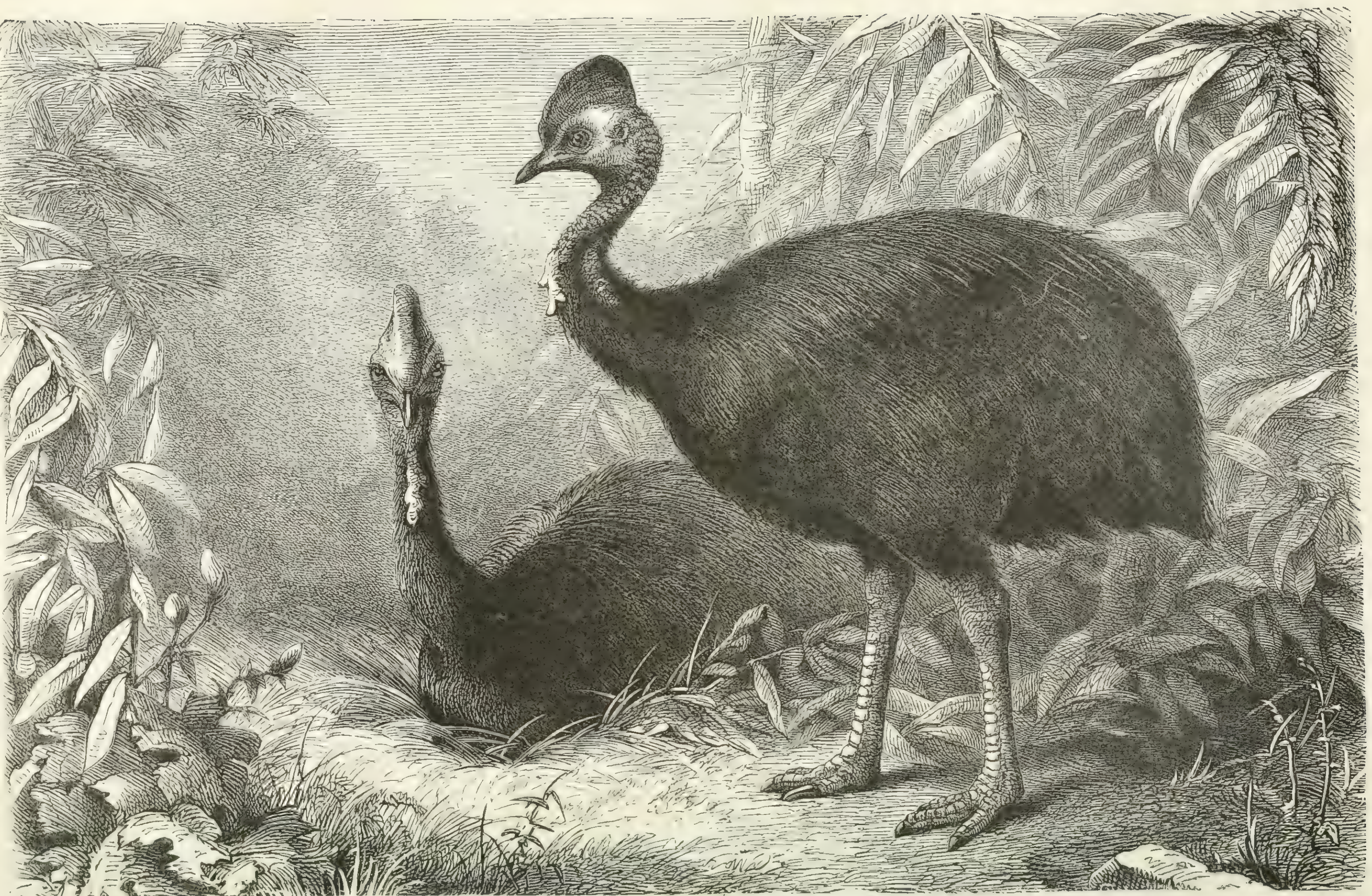
Hier, wo er mit seinem fürchterlichsten Feinde, dem Weißen, noch selten zusammengetroffen ist, zeigt sich der Emu wenig scheu, und gar nicht selten kommt er dicht heran zu den Zelten jener Vorläufer der Einwanderer. Man sagt, daß er sich in Trupps von drei bis fünf Stück zusammenhalte, nicht aber zahlreiche Herden bilde, und daß sein Betragen mit dem des Straußes Aehnlichkeit habe; ich glaube jedoch bemerken zu müssen, daß diejenigen, von denen diese Angabe herrührt, schwerlich beide Vögel mit einander verglichen haben werden: denn Strauß und Emu unterscheiden sich, wie man an gefangenen wahrnehmen kann, in Haltung und Bewegung so wesentlich, daß ihr Gebaren während ihres Freilebens ganz bestimmt von einander abweichen wird. Kapitän Currie bemerkt, daß der Emu ein ausgezeichneter Wettrenner ist und deshalb zu einer Jagd Veranlassung gibt, welche der Hasenhetze in England wenigstens gleichkommt, falls sie dieselbe nicht noch übertrifft; Cunningham ergänzt diese Mittheilung, indem er die Jagd beschreibt und mittheilt, daß zu ihr die Kängeruhhunde gebraucht werden, daß aber nicht alle die Hetze aufnehmen, weil sie sich vor den gefährlichen Fußtritten des Vogels fürchten. Die Ansiedler behaupten, daß der Emu im Stande sei, durch einen einzigen Schlag seines kräftigen Fußes den Unterschenkel eines Mannes zu zerbrechen oder ein Raubthier zu tödten. Gut abgerichtete Hunde sollen ihn deshalb stets von vorn anspringen, am Halse packen und so niederreißen. Das Wildpret wird mit zähem Rindfleische verglichen und als ein gutes Gericht gerühmt, obgleich es etwas süßlich schmecken soll; das der Jungen scheint, den übereinstimmenden Berichten zufolge, äußerst schmackhaft zu sein. Für Leichhardt und seine Gefährten bildete der Emu oft einen Gegenstand der eifrigsten Jagd. Die muthigen Reisenden fanden ihn zwischen der Höhe des Golfes von Carpentaria und Port Essington so häufig, daß man auf dem kleinen Raume von acht englischen Meilen Durchmesser hunderte, zu drei, fünf und zehn Stück vereinigt, bemerken konnte. Die Erbeutung eines von ihnen war aber in der armen Wüste jedesmal ein freudiges Ereignis. Leichhardt bemerkt, daß die Eingeborenen dem gefangenen Emu, um ihn zu tödten, die Flügel brechen, weil sie glauben, daß diese ihm zum Entkommen dienen. Von dem erlegten Vogel benutzt man übrigens nur wenig; für die Küche vorzugsweise die Schenkel, welche freilich so groß sind, daß Cunningham versichert, es sei das beschwerlichste Geschäft gewesen, welches er je ausgeführt, zwei solcher Keulen eine Meile heimwärts zu tragen. Nach Angabe des „alten Buschmannes“ wird der Emu zuweilen sehr fett, und dann kocht man das Fleisch hauptsächlich, um das Oel zu gewinnen, welches in den Augen des Jägers als ein unübertreffliches Mittel für alle möglichen Krankheiten, namentlich aber gichtische Anfälle, gilt. Bei den Eingeborenen beobachtete Leichhardt sonderbare Gebräuche bezüglich der Verwerthung des erlegten Emu: so dürfen z. B. die jungen Männer und Buben nichts von seinem Fleische essen.

Ueber die Fortpflanzungsgeschichte des freilebenden Emu wissen wir noch wenig. Gould sagt, daß das Weibchen sechs bis sieben schön dunkelgrüne, warzig gekörnelte Eier in eine

ausgescharrte Vertiefung des Bodens, am liebsten auf sandiger Stelle, legt, und daß beide Gatten des Paares beständig zusammenhalten und das Männchen regen Antheil am Brüten nimmt. Bennett gibt an, daß das Nest auf einen buschigen Hügel eingegraben werde und regelmäßig eine ungerade Zahl von Eiern enthalte, entweder neun, elf oder dreizehn Stück. Genaueres haben wir an gefangenen erfahren. Der Emu pflanzt sich leichter als jeder andere Strauß in der Gefangenschaft fort. Schon das Paar, welches Bennett im Londoner Thiergarten um das Jahr 1830 beobachtete, brütete; seitdem hat man nicht bloß in diesem Garten, sondern auch in den meisten übrigen Nachkommenschaft erzielt. In Berlin züchtet Bodinus alljährlich mit wechselndem, meist aber günstigem Erfolge. Nur das Männchen brütet, und zwar mit so außerordentlichem Eifer, daß es während der ganzen Zeit, achtundfunfzig Tage lang, nicht einmal Nahrung zu sich nimmt, wenigstens niemals beim Fressen beobachtet wurde. Die Grundfärbung der Jungen ist ein reines Grauweiß; über den Rücken verlaufen zwei breite, dunkle Längsstreifen, über die Seite je zwei ähnliche, welche durch eine schmale weiße Linie getrennt werden. Diese Streifen vereinigen sich auf dem Halse und lösen sich auf dem Kopfe in unregelmäßige Flecke auf; zwei andere unterbrochene Streifen schmücken den Vordertheil des Halses und der Brust und enden in einem breiten Bande, welches sich über den Schenkel zieht. Das Weibchen des Berliner Thiergartens bekümmert sich nicht nur nicht um die Jungen, sondern erweist sich ihnen gegenüber sogar so feindlich, daß es von ihnen getrennt werden muß. Dafür übernimmt das Männchen alle Mutterpflichten mit rührender Hingebung, tritt furchtlos jedem gegenüber, welcher der Brut naht, theilt unter Umständen gefährliche Schläge mit den wohl bewehrten Füßen aus, und bekundet überhaupt lebhafte Erregung, so lange die Jungen seiner Beihülfe bedürfen. Letztere wachsen rasch heran, verschmähen schon in der frühesten Jugend Stall oder Schutzdach, lassen sich anfänglich hudern, legen sich später neben dem Vater nieder, fressen, vom zweiten Tage ihres Lebens an, gierig und gedeihen um so besser, je mehr man sie der Obhut ihres Vaters überläßt. Nach Verlauf von drei Monaten sind sie halb-, nach Ablauf von zwei Jahren völlig ausgewachsen.

Unter allen Straußenvögeln dürfte sich der Emu am leichtesten bei uns einbürgern und, wenn man sonst wollte, als Parkvogel verwenden lassen. In den meisten Thiergärten macht man mehr Umstände mit ihm, als er beansprucht. Er verlangt im Winter höchstens einen gegen den Wind geschützten Raum, nicht aber einen warmen Stall, wie man ihm solchen gewöhnlich anweist. Ein männlicher Emu, welchen Gurney in Gefangenschaft hielt, verließ während des ganzen Winters seinen Park nicht und schien von der Kälte wenig behelligt zu werden; denn auch wenn es schneite, blieb er ruhig auf dem Boden liegen und ließ sich ohne Kümmernis einschneien. Es war ein Vergnügen, ihn am Morgen nach einer schneeigen Nacht wieder zu finden, wenn nur sein Kopf und Hals unter dem Schnee hervorsahen, der übrige Körper aber so bedeckt war, daß der ganze Vogel wie ein Schneehaufen aussah. Seine Ernährung verursacht keine Schwierigkeiten; denn er gehört zu den anspruchslosesten Thieren, welche ich kenne. Er wählt seine Nahrung vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche, obwohl er thierische Stoffe nicht gänzlich verschmäht; aber er verlangt keineswegs ausgesuchte Kost, sondern nimmt mit dem einfachsten Körnerfutter und mit Grünzeug aller Art vorlieb. In Australien soll er sich zeitweilig fast ausschließlich von Früchten ernähren.

Unter seinen Familienverwandten ist der Emu der langweiligste. Bewegung, Haltung, Wesen oder das Betragen überhaupt sind einförmiger als bei jedem anderen Strauße und seine Stimmlaute auch nicht gerade anziehend; denn sie lassen sich eben nur mit dem dumpfen Geräusche vergleichen, welches man hervorbringen kann, wenn man in tiefem Tone durch das Spundloch einer hohlen Tonne spricht, wie Knaben zu ihrer Belustigung zu thun pflegen. Männchen und Weibchen unterscheiden sich durch die Stimme; es gehört aber ein sehr feines oder geübtes Ohr dazu, um diese Unterschiede immer richtig zu deuten. Zu dem tollen Jagen mit pfeilschnellen Wendungen und sonderbaren Geberden, wie wir es bei anderen Straußen bemerken, läßt er sich kaum herbei. Er durchläuft Schritt für Schritt sein Gehege, pumpt zuweilen seinen Stimmlaut hervor, wendet



Helmkasuar.

den Kopf langsam und gemächlich nach rechts und links und läuft und pumpt weiter, scheinbar, ohne sich um die Außenwelt zu kümmern. Bei keinem mir bekannten Vogel täuscht der Ausdruck des schönen hellen Auges mehr als bei ihm. Wer dem Emu ins Gesicht sieht, wird ihn für einen klugen Vogel halten, wer ihn länger beobachtet, dieser Auffassung sicherlich bald untreu werden.

*

Die Kasuare (Casuarius), von denen man nicht weniger als neun Arten unterschieden hat, zeichnen sich durch etwas schlankeren Bau und haarartiges Gefieder vor den Emus aus. Ihr Schnabel ist gerade, seitlich zusammengedrückt, so daß er rundlich erscheint, auf der Firste gewölbt, vor der etwas übergekrümmten Spitze oben und unten gezahnt; die Nasenlöcher, deren Furchen fast über den ganzen Schnabel verlaufen, öffnen sich nahe an der Spitze, sind klein und länglich eiförmig; der Kopf trägt einen knochigen, bei allen bis jetzt bekannten Arten verschieden gestalteten Helm, der Hals, welcher an seiner oberen Hälfte nackt bleibt und in lebhaften Farben prangt, vorn gewöhnlich eine oder zwei Klunkern; die kurzen, dicken Füße sind dreizehig und die inneren Zehen mit Nägeln bewehrt, welche die der übrigen an Länge um mehr als das Doppelte übertreffen; die kurzen Flügel haben keine eigentlichen Schwungfedern, an ihrer Stelle aber fünf runde, fahnenlose Kiele, welche großen Hornstacheln gleichen; eigentliche Steuerfedern sind nicht vorhanden und auch die Gebilde, welche den Leib bekleiden, eher Haare als Federn zu nennen, da die kurzen, steifen Fahnenstrahlen weit von einander entfernt stehen und keine Seitenfasern tragen. Der Helm besteht aus einer Auftreibung des Stirnknochens und wird mit einer hornartigen Masse überdeckt. Am Gerippe fällt auf, daß die Schoß- und Sitzbeine unten nicht verwachsen sind; die Untersuchung der Weichtheile ergab, daß die kurze, breite, platte Zunge an ihren Rändern ausgelappt, ein eigentlicher Vormagen nicht vorhanden ist und die Därme verhältnismäßig sehr kurz, die Blinddärme klein sind. Augenfällige Verschiedenheit zwischen den Geschlechtern wird nicht bemerkt; die Jungen unterscheiden sich durch ihre Färbung und den bei ihnen erst angedeuteten Helm.

Der Helmkasuar (Casuarius galeatus, Struthio Casuarius), die am längsten bekannte Art der Sippe, ist schwarz, das Gesicht grünblau, der Hinterkopf grün, der Hals vorn violett, seitlich blau, hinten lackroth, das Auge rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß graugelb. Junge Vögel sehen bräunlich aus.

Der holländische Reisende Forsten sah den Helmkasuar in den Wäldern Cerams, und fast scheint es, daß der Vogel auf diese einzige Insel beschränkt ist.

Alle Reisenden, welche uns über das Freileben der Kasuare etwas mitzutheilen wissen, stimmen darin überein, daß sie im Gegensatze zu den bisher erwähnten Verwandten die dichtesten Waldungen bewohnen und hier ein sehr verborgenes Leben führen, auch bei der geringsten Gefahr augenblicklich davon eilen und sich den Blicken der Menschen zu entziehen suchen. Auf den dünn bevölkerten Inseln sollen sie keineswegs selten, im Gegentheile häufig sein, immer aber einzeln gefunden werden. Wie schwer es ist, sie zu beobachten, mag daraus hervorgehen, daß Müller auf Neuguinea niemals Gelegenheit hatte, einen Kasuar zu sehen, obschon er dessen Fährte fand und den flüchtigen Vogel durch das Gebüsch rauschen hörte, und daß Wallace auf Ceram auch nicht einen einzigen erbeuten konnte, obgleich der Vogel an allen von ihm besuchten Orten vorkommt. Wir erfahren daher von ihm auch nichts weiter als folgendes: „Diese Vögel wandern durch die ungeheuren Bergwälder, welche die Insel Ceram bedecken, und nähren sich hauptsächlich von abgefallenen Früchten, Kerb- und Krebsthieren. Das Weibchen legt drei bis fünf große, schön gekörnelte grüne Eier auf ein Blätterbett, und Männchen und Weibchen sitzen abwechselnd einen Monat lang darauf‘. Inwieweit letztere Angabe richtig ist, will ich dahin gestellt sein lassen; zu beklagen ist, daß Wallace es nicht der Mühe werth erachtet zu haben scheint, genauere Erkundigungen einzuziehen.

Alle Kasuare, welche man nach Europa bringt, sollen von den Eingeborenen als Küchlein gefangen und groß gezogen werden. Dies ist vielleicht die Ursache, daß die meisten verhältnismäßig zahm, sanft und zutraulich erscheinen, während doch ihr ursprüngliches Wesen auf die Gegensätze von allen diesen Eigenschaften hindeutet. Bennett berichtet, daß zwei Muruks (Casuarius Bennetti), welche er erhielt, von den Eingeborenen Neubritanniens an Bord des Schiffes Oberon gebracht und dem Kapitän Devlin zum Kaufe angeboten wurden. Die Leute erzählten, daß es unmöglich sei, alte Kasuare zu fangen, weil sie ungemein scheu wären, bei dem geringsten Geräusche davon eilten und vermöge ihrer Fertigkeit im Laufen und ihrer Ausdauer rasch eines jener Dickichte erreichten, welche kein Mensch zu durchdringen vermöge. Die Jungen würden bald nach dem Ausschlüpfen gefangen und wie Küchlein groß gezogen. Bennetts gefangene Kasuare waren sehr zahm, liefen im Hause und Hofe überall umher und ohne Besorgnis auf jeden zu, welchen sie sahen, weil man sie durch Füttern verwöhnt hatte. Mit der Zeit wurden sie so zudringlich, daß sie die Dienerschaft in ihren Arbeiten störten; denn sie drangen durch offen stehende Thüren ein, folgten den Leuten auf Schritt und Tritt, durchstöberten in der Küche alle Winkel, sprangen auf Tisch und Stühle und beunruhigten den Koch aufs höchste. Wenn man versuchte, sie zu fangen, liefen sie äußerst schnell umher oder verkrochen sich unter die Geräthschaften, wehrten sich auch wohl muthig mit Schnabel und Füßen. Ließ man sie frei, so gingen sie von selbst wieder nach ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte zurück. Wollte die Magd sie wegtreiben, so schlugen sie nach ihr oder zerrissen ihr die Kleider. Sie liefen in den Stall zwischen die Pferde und fraßen mit diesen aus der Krippe. Nicht selten kamen sie in Bennetts Studirzimmer, nachdem sie selbst die klaffende Thür geöffnet, liefen ruhig in demselben umher, besahen alles und gingen wieder ihres Weges. Jedes ungewohnte Ereignis fesselte sie, ein Geräusch, welches sie vernahmen, zog sie herbei.

In ihrem Gange unterscheiden sich die Kasuare wesentlich von anderen Straußen. Sie laufen nicht, sondern traben und zwar mit einer wagerechten Haltung des Leibes, lüften dabei auch gewöhnlich die verlängerten Bürzelfedern etwas und erscheinen so hinten höher als vorn. Die einzelnen Schritte folgen nicht besonders schnell auf einander, und der Trab fördert demgemäß verhältnismäßig wenig; wenn aber der Kasuar wirklich flüchten will, läuft er mit erstaunlicher Eilfertigkeit, führt Wendungen aller Art mit bewunderungswürdiger Fertigkeit aus, ist auch im Stande, senkrecht ein bis anderthalb Meter hoch emporzuspringen. Daß er vortrefflich schwimmt, erfuhr Ramsay von seinem gefangenen Muruk. Die Stimme läßt sich mit einem schwachen, tief aus der Kehle kommenden „Huh, hu, hu" vergleichen. Dieser Laut drückt stets behagliche Stimmung aus; denn der gereizte Kasuar faucht nach Art einer Katze oder Eule. Unter den Sinnen steht das Gesicht unzweifelhaft oben an; das Gehör dürfte nächstdem als am meisten entwickelt betrachtet werden; aber auch der Geruch scheint ziemlich scharf zu sein. Ob der Kasuar einen ausgebildeten Geschmack besitzt, läßt sich schwer entscheiden, auch hinsichtlich des Gefühles, bezüglich des Empfindungsvermögens, nur annehmen, daß es nicht verkümmert ist. Das geistige Wesen zeichnet ihn nach meinen Beobachtungen nicht eben zu seinem Vortheile vor den Verwandten aus. Ich halte ihn für viel klüger, aber auch für entschieden boshafter als die übrigen Strauße. Jedes ungewohnte Ereignis bringt ihn, wenn nicht in Furcht, in eine Erregung, welche in förmlichen Jähzorn ausartet. Dann fällt er rücksichtslos den Gegner an, welcher ihn reizt, gleichviel ob derselbe ein Mensch oder ein Thier ist, springt wüthend an ihm empor und versucht ebensowohl mit dem Schnabel wie mit den scharf bekrallten Füßen zu schädigen. Genau ebenso geberdet er sich während der Paarungszeit. Die Wärter des Londoner Thiergartens erfuhren, daß man mit Kasuaren nicht vorsichtig genug sein kann, da das Weibchen nach geschehener Begattung oft wüthend auf das Männchen losstürzt und mehr als eines dieser boshaften Geschöpfe seinen Ehegatten getödtet hat. Einzelne werden mit der Zeit so unbändig, daß sie sich über alles ärgern, was ihnen vor die Augen kommt, auf Leute in buntfarbigen Kleidern losstürzen oder Kinder ernstlich bedrohen, ja selbst in blinder Wuth Bäume zerkratzen und entschälen. Die Wärter aller Thiergärten, in denen

sich Kasuare finden, fürchten letztere mehr als die großen Katzenarten, weil man deren Stimmung stets im Ausdrucke des Gesichtes erkennt, vor dem Kasuare aber sich gar nicht genug in Acht nehmen kann und auf irgend einen boshaften Streich jederzeit gefaßt sein muß.

Obgleich man annehmen darf, daß die Kasuare thierische Nahrung nicht gänzlich verschmähen, muß man sie doch den Pflanzenfressern beizählen. Man nimmt an, daß sie sich in ihren heimischen Waldungen hauptsächlich von weichen Pflanzentheilen und saftigen Früchten nähren, Körner und Sämereien, welche von ihren Verdauungswerkzeugen nicht zersetzt und zerkleinert werden können, aber verschmähen. An gefangenen hat man beobachtet, daß sie ganze Aepfel oder Orangen verschlingen, aber auch unverdaut wieder von sich geben. In den Thiergärten reicht man ihnen ein Gemisch von Brod, Körnern, klar geschnittenen Aepfeln und dergleichen, und sie halten sich dabei vortrefflich; aber man hat auch von ihnen erfahren müssen, daß sie junge Hühner oder Entchen, welche zufällig in ihren Behälter kommen, ohne weiteres hinabwürgen.

Ueber die Fortpflanzung der freilebenden Kasuare fehlen noch immer genügende Nachrichten; es läßt sich jedoch annehmen, daß sie nicht wesentlich von der der eigentlichen Strauße abweicht. Gefangene legen oft Eier; aber nur in wenigen Thiergärten ist es gelungen, Junge zu erzielen. Das größte Hindernis für die Fortpflanzung hat man in der Unverträglichkeit der Vögel selbst zu suchen. Selten erhält man ein Paar, welches im Frieden lebt. Zwei Muruks, welche der Londoner Thiergarten erhielt, wurden nach und nach von einem vortrefflichen Wärter an einander gewöhnt und machten im Jahre 1862 Anstalt zum Brüten. Auch hier war es das Männchen, welches alle Geschäfte der Mutter auf sich nahm. Es brütete sieben Wochen lang mit regem Eifer und zeitigte ein Junges, welches aber leider schon an demselben Tage von Ratten getödtet wurde. Zu meiner lebhaften Freude sah ich im Sommer des Jahres 1866 in demselben Thiergarten ein eben ausgeschlüpftes Junges des Helmkasuars, welches ebenfalls vom Männchen erbrütet worden war. Die Brutzeit hatte vom sechsundzwanzigsten April bis zum dreiundzwanzigsten Juni gedauert. Der junge Kasuar ist ein allerliebstes Geschöpf, ebensowohl was Färbung und Zeichnung wie Betragen und Wesen anlangt. Sein Dunenkleid ist auf licht gelbbraunem Grunde dunkelbraun in die Länge gestreift, und zwar besteht diese Zeichnung aus einem breiten Mittelstreifen und schmalen Seitenstreifen, welche längs des ganzen Körpers herablaufen, und von denen einer sich auch über die Beine zieht. Der Helm ist als Hautplatte angedeutet, die Belappung der Kehle bereits vorhanden. Am Tage seines Eintrittes in die Welt ist das Junge noch schlecht zu Fuße, jeder seiner Schritte wird mit einer gewissen Aengstlichkeit ausgeführt, und der Lauf hat etwas sehr schwankendes. Am folgenden Tage geht die Bewegung bereits weit besser von statten, und das Thierchen läßt auch schon seine Stimme, ein dem Geschreie junger Küchlein ähnliches schwaches „Glüh, glück, glück", vernehmen. In seinem Betragen und Wesen erinnert es an junge Hühner. Der Vater führt es mit großer Sorgfalt, hebt beim Gehen vorsichtig seine Füße auf und setzt sie behutsam erst dann wieder nieder, wenn er sich durch einen Blick überzeugt hat, daß er sein Kind nicht gefährdet. Dieses schwankt und humpelt beständig hinter dem Alten drein oder, richtiger gesagt, unter demselben dahin, ohne daß letzterer irgend welchen Lockton ausstößt. Der Wärter hatte ihm ein Futter vorgestreut, wie man es jungen Fasanen zu reichen pflegt, und es pickte auch ziemlich oft einige Bröckchen von demselben auf. Nachts wurde es von dem Alten sorgfältig gehudert.

Die Schnepfenstrauße (Apterygidae) haben äußerlich wenig Aehnlichkeit mit anderen Kurzflüglern. Ihr Leib ist verhältnismäßig gedrungen, der Hals kurz, aber dick, der Kopf nicht besonders groß, der Schnabel lang und dünn, der Fuß verhältnismäßig kurz und vierzehig, der Flügel so verkümmert, daß er eigentlich nur im Gerippe sichtbar wird, da sich im Gefieder bloß kurze Stummel auffinden lassen, welche einige unvollkommene, aber starke Kiele tragen; der Schwanz fehlt gänzlich.

Das Gefieder besteht aus langen, lanzettförmigen, lose herabhängenden Federn, welche aber nicht zu zwei aus einer Wurzel entspringen, vom Halse abwärts an Länge zunehmen und etwas zerfaserte Fahnen und seidenartigen Glanz haben. Der Schnabel mag, oberflächlich betrachtet, mit dem eines Ibis verglichen werden, unterscheidet sich aber von diesem, und jedem anderen Vogelschnabel überhaupt, durch die Stellung der Nasenlöcher an der Spitze. Am hinteren Ende liegt eine Wachshaut, und von dieser aus verlaufen Furchen bis gegen die Spitze hin. Die Beine sind sehr stark und kurz, die vorderen Zehen lang und stark, mit kräftigen Grabekrallen bewehrt, wogegen die hintere, dickere und kürzere, welche fast senkrecht gestellt ist und beim Auftreten den Boden nicht berührt, eine noch stärkere Kralle trägt und eher dem Sporn eines Haushahnes als einer Zehe gleicht; harte, netzförmige Schilder bekleiden die Läufe, Schuppen die Mitte der seitlichen, mit schmalen Häuten besäumten Zehen. Der Bau des Schädels erinnert an den der Stelzvögel, während das Geripp im übrigen dem der Strauße ähnelt. Wie hier fehlen die Schlüsselbeine, sind die Halswirbel sehr zahlreich, die Rückenwirbel zu einem festen Körper verwachsen und die Flügelknochen so verkümmert, daß der Oberarm bloß drei, der Unterarm nur zwei, die ganze Hand kaum einen Centimeter mißt, von denen auf das einzige krumm- und krallenartige Fingerglied noch die Hälfte kommt.

Der erste Schnepfenstrauß, welcher nach Europa kam und den Namen Apteryx australis, später Dromiceius Novae-Selandiae erhielt, wird gegenwärtig als zweifelhafte Art betrachtet. Der betreffende Vogel war angeblich in den Waldungen der Dusky-Bai, an der Südwestküste der Südinsel Neuseelands erlegt worden; ein zweiter, welcher von derselben Oertlichkeit herrühren soll, kam ans Britische Museum; andere scheinen nicht bekannt geworden zu sein. Fast alle diejenigen Stücke, welche man gegenwärtig in den Sammlungen sieht, stammen von der Nordinsel und gehören einer zweiten Art (Apteryx Mantelli) an, für welche ich den Namen der Eingeborenen, Kiwi, beibehalten will. Dieser Schnepfenstrauß unterscheidet sich, nach Bartlett, von jenen schon dadurch, daß er etwas kleiner ist, hat aber auch verhältnismäßig längere Läufe, kürzere Zehen und Krallen und zeichnet sich am Kopfe durch lange, borstige Haare sowie endlich durch dunklere und mehr röthliche Färbung aus.

Wie von Hochstetter versichert, lebt der Kiwi in den unbewohnten, waldreichen Gegenden der Nordinsel heute noch, ist aber in den bewohnten Gegenden gänzlich ausgerottet und nicht so leicht zu bekommen ist, wie man denkt. Schon Dieffenbach beklagt, während eines achtzehnmonatlichen Aufenthaltes in Neuseeland, trotz der Belohnungen, welche er den Eingeborenen überall versprach, nur einen einzigen Balg erlangt zu haben. „Ebenso“, sagt Hochstetter, „ist es mir ergangen. Ich habe manche Gegend auf der Nordinsel durchwandert, auf welcher nach der Aussage der Eingeborenen der Vogel bisweilen noch vorkommt, konnte aber, trotz aller Bemühungen, mir kein Stück verschaffen. Als Gegenden, in denen der Kiwi noch häufig sein soll, wurden mir Little Barrier-Eiland, eine kleine, dicht bewaldete, gänzlich unbewohnte Insel im Hauraki-Golf bei Auckland, und die waldigen, wenig bewohnten Bergketten zwischen Kap Palliser und dem Ostkap an der Südostseite der Nordinsel angegeben. Jene Insel, welche aus einem etwa siebenhundert Meter hohen Berge besteht, ist nur bei ganz ruhiger See zugänglich, und das Vorhandensein des flügellosen Vogels auf derselben beweist, daß es einst mit dem gegenüberliegenden Lande in Verbindung stand. Eingeborene, welche ich in Collingwood an der Golden-Bai traf, gingen gegen ein Versprechen von fünf Pfund Sterling für mich auf den Fang aus und brachten mir auch schon nach drei Tagen zwei lebende Schnepfensträuße (Apteryx Oweni), Männchen und Weibchen, welche sie nahe am Ursprunge des Rocky- und Slate-Rivers in einer Höhe von ungefähr tausend Meter über dem Meere gefangen hatten. Als Skeet im Jahre 1861 das Gebirge zwischen dem Takaka- und Bullerflusse in der Provinz Nelson untersuchte, fand er auf dem grasigen Bergrücken an der Ostseite des Owen-River die Kiwis so häufig, daß er mit Hülfe von zwei Hunden jede Nacht funfzehn bis zwanzig Stück fangen konnte. Er und seine Leute lebten von Kiwifleisch.



Schnepfenstrauß.

„Was man von der Lebensweise des Kiwi weiß, gilt wohl für alle Schnepfenstrauße. Sie sind Nachtvögel, welche den Tag über in Erdlöchern, am liebsten unter den Wurzeln großer Waldbäume, sich versteckt halten und nur nachts auf Nahrung ausgehen. Diese besteht in Kerbthieren, Larven, Würmern und den Samen verschiedener Gewächse. Sie leben paarweise und können außerordentlich rasch laufen und springen. Hunde und Katzen sind nächst dem Menschen ihre gefährlichsten Feinde. Die Eingeborenen wissen sie, natürlich bei Nacht, indem sie ihren Ruf nachahmen, heranzulocken und durch Fackelschein verwirrt zu machen, so daß sie die Vögel dann entweder mit der Hand fangen oder mittels eines Stockes erschlagen können. Auch Hunde werden zur Jagd benutzt, und diesen Nachstellungen ist es zuzuschreiben, daß der Kiwi in bewohnten Gegenden längst nicht mehr gefunden wird."

Eingehendere Nachrichten verdanken wir Buller. Dem Kiwi ersetzt die Schnelligkeit seiner Füße in gewissem Grade den Verlust seiner Flügel. Im vollen Laufe eilt er mit weiten Schritten dahin und trägt dabei den Leib in schiefer Lage und den Hals weit vorgestreckt. Während des Zwielichtes der Nacht bewegt er sich vorsichtig und so geräuschlos wie eine laufende Ratte, an welche er in gewissem Grade erinnert. Steht er still, so zieht er den Hals ein und erscheint dann vollkommen rund. Zuweilen unterstützt er sich in dieser Stellung, indem er mit der Spitze des Schnabels den Boden berührt. Stört man ihn während des Tages, so gähnt er häufig und verrenkt dabei die weit geöffneten Kiefer in höchst absonderlicher Weise; wird er herausgefordert, so richtet er den Leib auf, hebt einen Fuß bis zur Brust empor und schlägt mit ihm, seiner einzigen, aber nicht ganz bedeutungslosen Vertheidigungswaffe, ebenso rasch wie gewandt nach vorn aus. Die Geschichte, daß er mit den Füßen auf den Boden klopfe, um die Regenwürmer zur Oberfläche emporzulocken, ist ebensowenig glaublich wie die Behauptung eines Berichterstatters, daß er im Stande sei, gefährliche Schläge auszutheilen, selbst einen Hund zu tödten. Während er seiner Nahrung nachgeht, verursacht er beständig ein schnüffelndes Geräusch durch die Nasenlöcher, als ob er winden wolle; man bleibt jedoch im Zweifel, ob ihn hierbei der Sinn des Gefühles oder des Geruches leitet, und neigt sich eher der Meinung zu, daß beide Sinne in Mitleidenschaft gezogen werden. Daß der Tastsinn sehr entwickelt ist, darf mit Sicherheit angenommen werden, da der Vogel, auch wenn er nicht schnüffelt, stets jeden Gegenstand mit der Spitze des Schnabels berührt, und dies ebensowohl dann thut, wenn er frißt, wie wenn er den Boden untersucht. In einen Käfig oder ein Zimmer gesperrt, vernimmt man während der ganzen Nacht, wie er leise die Wände berührt, das schnüffelnde Geräusch dagegen nur, wenn er Beute sucht oder frißt. Buller hat jedoch zuweilen beobachtet, daß gefangene Kiwis den Boden in unmittelbarer Nähe eines von ihnen verlorenen Wurmes untersuchten, ohne den Bissen wiederzufinden, und ebenso bemerkt, daß sie auch im Stande sind, einen Wurm oder ein Stück Fleisch vom Boden eines mit Wasser gefüllten Gefäßes aufzunehmen, niemals aber früher, als sie es mit der Schnabelspitze berührt hatten. Somit erscheint es unserem Gewährsmanne wahrscheinlich, daß ein sehr feiner Tastsinn den hoch entwickelten Geruch unterstützt. Einen Kiwi im Freien auf seiner Jagd nach Würmern, dem Hauptfutter, zu beobachten, ist höchst unterhaltend. Der Vogel bewegt sich hierbei sehr wenig, stößt aber seinen langen Schnabel fortwährend in den weichen Boden, meist bis zur Wurzel ihn einsenkend, und zieht ihn entweder unmittelbar darauf mit einem in der Spitze festgeklemmten Wurme hervor, oder durch langsames Bewegen des Hauptes, ohne daß der Leib irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wird, langsam wieder zurück. Niemals reißt er den gefangenen Wurm mit einem raschem Zuge aus seinem Versteckplatze hervor, gebraucht vielmehr alle Vorsicht, um ihn nicht zu zerstückeln. Hat er ihn endlich auf den Boden gelegt, so wirft er ihn mit jähem Rucke in den Rachen und verschlingt ihn. Nebenbei verzehrt er auch verschiedene Kerbthiere, einzelne Beeren und nimmt außerdem kleine Steine auf.

Ueber die Fortpflanzung der Schnepfenstrauße waren lange Zeit wundersame Berichte in Umlauf, und erst Beobachtungen an gefangenen haben uns aufgeklärt. Am richtigsten dürfte Webster das Brutgeschäft geschildert haben. „Vor ungefähr vierzehn Jahren", so schreibt er an

Layard, „fand ein Eingeborener ein Kiwi-Ei in einer kleinen Höhle unter dem Gewurzel eines kleinen Kauribaumes und zog, nachdem er das Ei weggenommen, aus der Tiefe der Höhle auch den alten Vogel heraus. Der Neuseeländer, welcher den Kiwi zu kennen schien, versicherte, daß er stets nur ein Ei legt und daß das Nest immer eine von ihm ausgegrabene Höhle ist, welche in der Regel in trockenem Grunde unter Baumwurzeln ausgegraben wird. Das Ei selbst soll mit Blättern und Moos bedeckt werden, und die Gährung dieser Stoffe genügende Wärme hervorbringen, um es zu zeitigen, der Hergang aber sechs Wochen währen. Wenn das Junge ausgekrochen, soll die Mutter zu seiner Hülfe herbeikommen."

Glücklicherweise sind wir im Stande, diese Angaben bis zu einem gewissen Grade durch Beobachtungen, welche an den Schnepfenstraußen des Londoner Thiergartens gesammelt wurden, zu bestätigen. Seit dem Jahre 1852 hat man hier stets einen oder mehrere dieser absonderlichen Vögel gepflegt. Ihr Käfig ist ein dunkler Stall, in dessen Ecken man einige Garben zusammengestellt hat. Zwischen ihnen verbirgt sich der Schnepfenstrauß während des Tages. Nimmt ihn der Wärter aus seinem Verstecke heraus, so rennt er sobald wie möglich dem letzteren wieder zu und verkriecht sich rasch zwischen dem Strohe. Nach Sonnenuntergang wird er munter, rennt lebhaft hin und her, durchsucht jeden Winkel, jede Ecke und sticht mit seinem langen Schnabel nach Art der Schnepfen in den weichen Boden. Man ernährt ihn mit fein geschnittenem Hammelfleische und mit Würmern. Von ersteren verzehrt er täglich zweihundertundfunfzig Gramm; letztere sind Leckerbissen für ihn. Das zuerst angekommene Weibchen legte wiederholt Eier, eines ungefähr drei Monate nach dem anderen, versuchte mehrmals, dieselben auszubrüten und ließ sich nur schwer von denselben vertreiben. Im Jahre 1865 erhielt das Weibchen männliche Gesellschaft, und im Jahre 1867 bekundeten beide die Absicht, sich zu paaren. Hierauf wurde man durch den lauten Ruf des Männchens, auf welchen das Weibchen mit einem kürzeren und leiseren Tone antwortete, zuerst aufmerksam. Beide waren den Tag über ruhig, in der Nacht aber theilweise sehr laut. Am zweiten Januar legte das Weibchen das erste Ei und blieb einen Tag oder etwas länger auf ihm sitzen. Als es das Nest verlassen hatte, nahm das Männchen seine Stelle ein und brütete fortan ununterbrochen. Am siebenten Februar legte jenes ein zweites Ei und verließ das Nest, sobald dies geschehen war. Beide Vögel nahmen nun zwei gegenüberliegende Ecken ihres Wohnraumes ein: das Männchen saß auf den beiden Eiern unter seinen Strohgarben, das Weibchen nach wie vor in der von ihm zum Schlafplatze erwählten Ecke. Beide verstummten mit Beginn der Bebrütung vollständig. Bartlett, welchem wir vorstehende Angaben verdanken, fand die Eier in einer auf dem Boden und im Strohe ausgehöhlten Vertiefung, dicht neben einander liegend, und beobachtete, daß das Männchen nicht der Länge, sondern der Quere nach auf ihnen saß; sein schmaler Leib würde andererseits auch nicht hingereicht haben, die großen Eier, deren Spitzen man hervorstehen sah, zu bedecken. Eifrig brütend verblieb es bis zum fünfundzwanzigsten April in derselben Stellung; endlich verließ es sehr entkräftet das Nest. Die Eier waren faul. Ungeachtet des Fehlschlages glaubt Bartlett doch, genügende Erfahrung gesammelt zu haben, um die Meinung auszusprechen, daß sich das Fortpflanzungsgeschäft der Schnepfenstrauße nicht erheblich von dem seiner Verwandten unterscheidet. Die Eier sind unverhältnismäßig groß; denn ihr Gewicht beträgt fast den vierten Theil von dem ihrer Mutter.

Zehnte Ordnung.

Die Stelzvögel (Grallatores).

Wenn man die reiche Abtheilung unserer Klasse, welche fast alle Naturforscher übereinstimmend begrenzen und mit dem vorstehend angegebenen Namen bezeichnen, aufmerksam betrachtet, will sich die Ansicht aufdrängen, daß die verschiedenartigen Gestalten, welche wir in der einen Ordnung vereinigen, gar nicht zusammen gehören. Es gibt in dieser große und kleine, kräftig gebaute und schlanke, lang- und kurzschnäbelige, hochbeinige und niedrig gestellte, stumpf- und spitzflügelige, dicht- und dünnbefiederte, bunt- und einfarbige Vögel, und es wird, diesen Gegensätzen entsprechend, eine Verschiedenartigkeit der Lebensweise, der Sitten und Gewohnheiten, des Nahrungserwerbes und der Nahrung selbst, des Fortpflanzungsgeschäftes und der Entwickelung, kurz, aller Lebensäußerungen bemerklich wie in keiner anderen gleichwerthigen Abtheilung der ganzen Klasse. Einige Naturforscher haben deshalb die oben ausgesprochene Ansicht bethätigt und anstatt einer Ordnung deren zwei aufgestellt; im allgemeinen aber hält man an der Auffassung früherer Vogelkundiger noch fest und sieht die Stelzvögel als eine Gesammtheit an, welche man nicht zersplittern darf.

Aus vorstehenden Worten geht zur Genüge hervor, daß eine allgemein gültige Kennzeichnung der Stelzvögel nicht gegeben werden kann. Ein langer, schwacher Hals und lange, dünne Beine, welche auch über dem Fersen- oder Hakengelenke nackt und deren Füße drei- oder vierzehig sind, dürfen als Merkmale der Mehrzahl gelten, und ebenso kann man noch sagen, daß die Flugwerkzeuge nicht verkümmert, die Federn wie gewöhnlich gebildet sind. Der Schnabel ist so verschieden gestaltet, daß eine Beschreibung desselben an dieser Stelle nicht thunlich erscheinen kann; Flügel und Schwanz ändern ebenfalls vielfach ab, und auch das Kleingefieder zeigt durchaus keine Uebereinstimmung. Der innere Bau ändert nicht minder ab. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn bis achtzehn Hals-, sieben bis zehn Rücken-, dreizehn bis sechzehn Becken- und sieben bis neun Schwanzwirbeln; das Gerüst der Vorder- und Hinterglieder ist stets wohl entwickelt, das Brustbein an seinem Hinterrande oft tief ausgebuchtet. Die Zunge ist sehr verschieden gestaltet, meist aber kurz und stumpf, die Speiseröhre weit, ohne eigentlichen Kropf, aber doch oft in ähnlicher Weise ausgebuchtet, der Vormagen klein, der Magen häutig und dehnbar, der Darmschlauch in der Regel lang.

Die Stelzvögel sind Weltbürger im eigentlichen Sinne des Wortes und leben allerorten, nicht bloß am Wasser und demgemäß mehr in der Tiefe, sondern hoch oben im Gebirge noch, dicht unter der Schneegrenze, am Fuße der Gletscher, nicht allein im oder am Sumpfe, welchen unterscheidenden Namen er auch haben möge, sondern ebenso in der sonnendurchglühten Wüste. Soweit das Meer nach Norden hinauf offen ist, ebensoweit dehnt sich ihr Wohn- oder Verbreitungskreis aus. Sie sind es, welche, im Vereine mit den an das Wasser gebundenen Schwimmvögeln, das Meer

beleben, welche das Gewimmel am Strande desselben hervorrufen; sie auch bilden diejenige Bewohnerschaft der Sümpfe und Flußufer, welche unser Auge am ersten zu fesseln weiß. Schon in den Tiefländern Südeuropas treten sie massenhaft auf. „Wechselvolleres, anziehenderes, schöneres", sagt Baldamus, „gibt es schwerlich, als diese ungarischen Sümpfe mit ihrer Vogelwelt, welche ebenso durch die Anzahl der Einzelwesen wie durch die Verschiedenheit der Arten in Gestalt und Farben ausgezeichnet ist. Man sehe sich nur die hervorstechendsten dieser Sumpf- und Wasserbewohner in einer Sammlung an und denke sich dann diese schneeweißen, strohgelben, grauen, schwarzen, gold- und purpurglänzenden, gehaubten, geöhrten, lang- und kurzfüßigen Gestalten stehend, schreitend, laufend, kletternd, schwimmend, tauchend, fliegend, kurz lebend, in den abstechendsten Farben und Formen vom blauen Himmel und vom saftiggrünen Wiesengrunde abgehoben, und man wird mir zugeben müssen, daß dieses Vogelleben der Sümpfe ein wunderbar fesselndes ist." Ungarn und die Donautiefländer überhaupt sind jedoch noch keineswegs das ‚Eldorado' der Mitglieder unserer Ordnung. Mehr als bei anderen Vögeln steigert sich jene Anzahl, je mehr man sich dem Gleicher nähert. Es ist wahr: die Stelzvögel beleben auch den Norden in Menge. Sie sind es, denen man überall in der weiten Tundra begegnet, welche man noch hoch oben auf den Fjelds antrifft: ihre eigentliche Mannigfaltigkeit erreichen sie aber doch erst in den Ländern unter den Wendekreisen. Und in demselben Grade, in welchem sie an Arten zunehmen, scheint ihre Anzahl zu wachsen. Das reiche Wasser verarmt hier ihren Ansprüchen gegenüber: wer ihre Massen gesehen hat, begreift nicht, wie die erzeugende Natur es ermöglicht, so maßlosen Anforderungen gerecht zu werden. Drei Tage lang segelte mein Boot, vom starken Nordwinde in gleichmäßiger Eile weiterbewegt, den grauen Fluten des Weißen Nils entgegen, und drei Tage lang sah das Auge zu beiden Seiten des Stromes am schlammigen Ufer und auf allen Inseln eine ununterbrochene Reihe von Stelzvögeln. Und jeder Sumpf, jeder Bruch, jeder Regenteich, jede Lache zu beiden Seiten des Stromes, während dessen Hochstandes von ihm gefüllt, nunmehr aber durch ausgetrocknetes Uferland bereits wieder getrennt, war umlagert, ja, bedeckt von ähnlichen Massen! So oder fast ebenso treten die Stelzvögel auch in Südasien und auf seinen großen Eilanden oder in Süd- und Mittelamerika auf. Der Reisende, welcher einen der größeren südlichen Ströme Ostindiens, Malakkas, Siams rc. hinauf- oder herabschwimmt, verwundert sich anfänglich über die prachtvollen, weißen Blüten der Bäume, welche ihm von weitem entgegenschimmern und gewahrt zu seiner Ueberraschung beim Näherkommen, daß er es mit lebendigen Blüten, mit Stelzvögeln, welche, zu tausenden vereinigt, auf den Bäumen sitzen, zu thun hat. An den Seen drängen sich ebenfalls unschätzbare Massen dieser Vögel zusammen, und an den flachen Seeküsten stehen sie meilenweit in ununterbrochener Folge. Spix und Martius schildern den Eindruck, welchen ein kleiner fischreicher Teich auf sie übte. Die rosenrothen Löffler standen in langen Reihen am Ufer, Riesenstörche wadeten im tieferen Wasser auf und nieder, Rohr- und Teichhühnchen trieben sich unter mancherlei Enten umher und zahlreiche Kiebitze umkreisten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes. „Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrei und Gezwitscher der mannigfaltigsten Vögelgeschlechter, und je länger wir das seltsame Schauspiel betrachteten, in welchem die Thiere mit aller ihnen innewohnenden Selbständigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllten, um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuß die Behaglichkeit dieses Naturzustandes zu stören. Wir sahen hier gewiß mehr als zehntausend Thiere neben einander, welche, jedes nach seiner Weise, den angeborenen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten. Das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor unseren Blicken erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer auf uns wirken müssen, wäre nicht das Ergebnis unserer Betrachtung der Gedanke gewesen, daß Krieg Losung und geheimnisvolle Bedingung alles thierischen Daseins sei."

Gewiß, einen ewigen Krieg führen auch die ihrerseits ohne Unterlaß befehdeten und bekriegten Stelzvögel. Sie alle, ohne Ausnahme, sind Raubthiere. Allerdings gibt es unter ihnen noch einige, welche zeitweilig oder von einem gewissen Alter an, Pflanzenstoffe verzehren, keinen einzigen

aber, welcher thierische Nahrung gänzlich verschmäht. Viele wetteifern an Mordgier mit dem blutdürstigsten Räuber von Gewerbe. Sie begnügen sich keineswegs mit den niederen Thieren, auf welche sie angewiesen zu sein scheinen, sondern rauben die verschiedenartigsten Wirbelthiere. Der Reiher, den wir gewöhnlich als Fischjäger ansehen, tödtet und verschlingt ohne Bedenken jede Maus, jeden kleinen Vogel, deren er habhaft werden kann; der Stelzvogel, dessen hauptsächlichste Nahrung Kerbthiere, Würmer und Weichthiere bilden, verschmäht auch ein Fischchen oder einen kleinen Lurch nicht.

An Begabung stehen die Stelzvögel anderen Mitgliedern ihrer Klasse wenig nach. Mit Papageien und Singvögeln darf man sie freilich nicht vergleichen; denn es fehlt ihnen die Allseitigkeit der erstgenannten und, auch abgesehen von der Stimme, die Bewegungsfreudigkeit und Bewegungsfähigkeit der letzteren: aber sie stehen hoch über vielen anderen Vögeln, welche wir bereits kennen gelernt haben. Ihr Lauf umfaßt vom bedächtigen Schreiten an bis zum pfeilschnellen Rennen alle Gangarten; ihr Flug geschieht nicht minder verschiedenartig. Diejenigen, welche rasch laufen, pflegen auch schnell zu fliegen, die, welche langsam schreiten, mit langsamem Flügelschlage die Luft zu durchziehen. Einzelne Stelzvögel erheben sich fast mit derselben Schnelligkeit, mit welcher ein Raubvogel auf Beute stößt; andere arbeiten sich schwerfällig empor und fliegen gemachsam in einförmiger Weise dahin, während anscheinend nahe verwandte Arten im Fluge Drehungen und Wendungen ausführen, wie wir sie sonst fast nur von Raubvögeln sehen. Im Gezweige der Bäume ist die große Mehrzahl fremd; indessen gibt es doch viele unter ihnen, welche mit vollem Rechte Baumvögel genannt werden dürfen, da sie nicht nur des Nachts regelmäßig bäumen, sondern auch ihr Nest auf Baumwipfeln anlegen. Das Wasser beherrschen die meisten in ziemlich vollendeter Weise. Mit Ausnahme derer, welche wirkliche Landvögel genannt werden müssen, schwimmen alle im Nothfalle und zwar recht leidlich; viele von ihnen sind aber zu förmlichen Wasservögeln geworden und schwimmen und tauchen meisterhaft. In einer Hinsicht scheint die Natur die Stelzvögel vernachlässigt zu haben: ihrer Stimme gehen Klang und Ton ab. Zwar finden sich auch unter ihnen einzelne, welche sich vor der Gesammtheit sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen; ihrer aber sind wenige, und ihre Stimmfähigkeit kann auch nur dann befriedigen, wenn man sie mit der verwandter Arten vergleicht. Sehr viele lassen kaum einen Laut, einzelne bloß ein heiseres Zischen vernehmen; andere haben unangenehm kreischende, andere rauhe Stimmen; andere versuchen, durch Klappern mit dem Schnabel die ihnen fehlende Begabung zu ersetzen.

Sinne und Verstand müssen bei den meisten Stelzvögeln als wohl entwickelt angesehen werden. Es gibt keinen unter ihnen, dessen Auge blöde, dessen Gehör stumpf, dessen Gefühl schwach genannt werden könnte, keinen vielleicht, dessen Geschmacks- und Geruchssinn wirklich so verkümmert ist, als wir wähnen; aufmerksame Beobachtung erweist zum mindesten Unterscheidungsvermögen zwischen mehr oder weniger schmackhafter Speise. Uebrigens werden bei nicht wenigen Mitgliedern der Ordnung diese beiden Sinne durch den in besonderer Weise verschärften Tastsinn wirksam vertreten: der Schnabel gewisser Arten wetteifert an Feingefühl mit unseren Fingern. Klugheit, Urtheilsfähigkeit und Bildsamkeit beweisen alle auch dem befangensten Beobachter. Demungeachtet erscheinen uns nur wenige als anziehende Geschöpfe. In den kleinen, schwächeren Arten sehen wir allerdings harmlose, gutmüthige Vögel und bemerken höchstens eine liebenswürdige Lust zum Necken; die größeren Arten aber lernen wir bald als herrschsüchtige und mehrere von ihnen sogar als boshafte, tückische Gesellen kennen, welche ihrer Stärke sich wohl bewußt sind und sie anderen Thieren oder selbst dem Menschen gern fühlen lassen. Doch thut dies ihrer Geselligkeit keinen Abbruch, da sich eben diejenigen gesellen, welche sich nicht vor einander zu fürchten brauchen. Einen wirklichen Freundesbund gehen die tausende, welche hier und da zusammen leben, niemals ein; denn die großen Herren bekümmern sich kaum um das denselben Ort mit ihnen theilende Gesindel, und dieses weicht ihnen ehrfurchtsvoll aus, bis gemeinsame Gefahr inneren Krieg vergessen läßt. Naht solche, macht sich der minder kluge die Vorsicht des klügeren bestmöglichst zu Nutze.

Anlage des Nestes, Anzahl, Gestalt und Färbung der Eier, Entwickelung und Erziehung der Jungen sind höchst verschieden. Es gibt Nesthocker und Nestflüchter in dieser Ordnung; das Nest schwimmt auf dem Wasser, ist eine einfache Mulde im Sande oder im Felde, wird im Grase, im Riede angelegt oder auf Felsplatten und Baumwipfeln gegründet. Einige Arten legen wahrscheinlich nur ein einziges Ei, die Mehrzahl deren drei bis fünf, einige auch mehr. Fast alle, deren Nest auf dem Wasser schwimmt oder auf dem Boden steht, führen ihre Jungen bald nach dem Ausschlüpfen weg, wogegen diejenigen, welche sich auf Bäumen ansiedelten, regelmäßig zu den Nesthockern gehören. Jene lernen es rasch, selbst zu fressen, diesen wird die Atzung vorgewürgt und später vorgespieen.

Alle Stelzvögel, welche in einem gemäßigten Gürtel brüten, ziehen oder wandern; selbst diejenigen Arten, welche in gewissen Gegenden höchstens streichen, gehen in anderen regelmäßig auf die Reise. Viele durchfliegen beträchtliche Strecken; andere lassen sich schon im gemäßigten Süden durch nahrungversprechende Oertlichkeiten zurückhalten. Diejenigen, welche sich am Meere aufhalten, wandern den Küsten entlang und besuchen, weiter und weiter reisend, Länder, welche gänzlich außerhalb ihres Verbreitungskreises zu liegen scheinen, siedeln sich hier möglicherweise auch bleibend an, brüten und bürgern sich ein. So findet man gewisse Strandläufer fast auf der ganzen Erde, mindestens in allen Gürteln derselben. Auch diejenigen, deren Heimat die Gleicherländer sind, werden von dem Drange, zu wandern, beeinflußt und streichen mindestens, aber in so regelmäßiger Weise, daß man ihr Wegziehen und Wiederkommen vielleicht auch ein Ziehen nennen kann.

Eine ansehnliche Menge von Feinden stellt unseren Vögeln nach. Die wehrhaften unter ihnen haben verhältnismäßig wenig zu leiden, weil nicht bloß ihre Stärke, sondern auch ihre Vorsicht sie sichert; die schwächeren hingegen werden von allen vierfüßigen und geflügelten Raubthieren verfolgt, ihre Brut von einzelnen Ordnungsverwandten selbst zerstört. Der Mensch gewährt nur wenigen seinen Schutz. Viele fordern wegen ihrer Schädlichkeit zur Verfolgung heraus; andere liefern ein so vortreffliches Wildpret, daß ihre Jagd gerechtfertigt erscheinen muß.

In der Gefangenschaft lassen sich die meisten Stelzvögel ohne Schwierigkeit halten, wogegen andere den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen. Einzelne Arten eignen sich vorzüglich zu Hofvögel und wissen sich rasch die Zuneigung ihrer Pfleger zu erwerben.

In der ersten Unterordnung vereinigen wir die Hühnerstelzen (Alectorinae), welche wir als Uebergangsmitglieder von den Scharr- zu den Sumpfvögeln ansehen. Sie zeichnen sich aus durch kräftigen Bau, verhältnismäßig kurzen Hals und nur mittelhohe Beine, meist dreizehige Füße, ungefähr kopflangen Schnabel, leben mehr oder mindestens ebensoviel auf dem Lande wie am und im Wasser, fressen thierische und pflanzliche Stoffe, brüten auf dem Boden und sind Nestflüchter.

Obenan stehen die Trappen (Otididae), große oder mittelgroße, schwerleibige Vögel mit mittellangem, dickem Halse, ziemlich großem Kopfe, kräftigem, an der Wurzel niedergedrücktem, übrigens kegelförmigem, vor der Spitze des Oberkiefers etwas gewölbtem, ungefähr kopflangem Schnabel, mittelhohen, sehr starken Läufen und dreizehigen Füßen, wohl entwickelten, großen, sanft muldenförmigen Flügeln, unter deren starken, breiten Schwingen die dritte die längste ist, aus zwanzig breiten Federn bestehendem Schwanze, wie endlich einem derben, geschlossenen, glatt anliegenden Gefieder, welches sich am Kopfe und Halse oft verlängert, mindestens durch lebhafte Färbung auszeichnet. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen stets durch bedeutendere Größe, gewöhnlich auch durch ein schöneres Kleid; die Jungen ähneln, nachdem sie das Dunenkleid angelegt haben, zunächst dem Weibchen.

Die Wirbelsäule besteht, laut Nitzsch, aus vierzehn Hals-, acht Rippen- und sechs Schwanzwirbeln. Letztere bilden zusammen ein Dreieck, indem sie mit langen Querfortsätzen versehen sind, welche vom zweiten Wirbel kürzer werden und am letzten gänzlich fehlen. Die beiden ersten Rippen

sind falsche und besitzen keine Rippenknochen, die übrigen sechs ziemlich breiten gehen mit ihren Rippenknochen bis zum Brustbeine. Dieses weicht gänzlich von dem der Kurzflügler oder Scharrvögel ab, ähnelt dagegen dem der Regenpfeifer, hat einen hohen Kamm und hinten jederseits zwei mit Haut ausgefüllte Buchten. Das Becken gleicht ebenfalls dem der Regenpfeifer. Die Knochen der Vorderglieder sind weit ansehnlicher als bei den Hühnern. Der Vorderarm ist länger, der Handtheil kürzer als der Oberarm. An den Hintergliedern ist der Unterschenkel der längste, der Oberschenkel der kürzeste Haupttheil; das Wadenbein verschmilzt in der Mitte der Schienbeinröhre mit dieser. Am Schädel fallen die ansehnlichen Schläfdornen durch ihre Größe, die Gaumenbeine durch ihre Breite auf; übrigens ähnelt auch das Kopfgerüst dem des Dickfußes und anderer Regenpfeifer. Das Gabelbein ist nicht sehr stark und nur wenig von vorn nach hinten gebogen, hat auch keine unmittelbaren Fortsätze. Das Haken- und Schlüsselbein ist kurz, das Schulterblatt hingegen verbreitert. Fast alle Knochen nehmen Luft auf. Die Zunge ähnelt der eines Huhnes und entspricht in Form und Größe der Mundhöhle, ist weich, vorn etwas gespalten, hinten pfeilförmig getheilt, am Hinterrande gezahnt, der Vormagen ansehnlich groß, der Magen ein sehr dehnbarer, sackförmiger Hautmagen, die Milz klein, die Leber mittel-, die Gallenblase ansehnlich groß, der Darmschlauch größtentheils weit, mehr als sechsmal so lang als der Rumpf, die Länge der Blinddärme beträchtlich. Eigenthümlich ist ein großer häutiger, unter der Zunge geöffneter Sack, welcher vorn, unmittelbar unter der Halshaut, vor der Luftröhre liegt, bis zum Gabelknochen herabsteigt, sich nur beim alten Männchen findet, während der Paarungszeit mit Luft gefüllt wird, sich sonst aber so zusammenzieht, daß selbst sorgfältig arbeitende Zergliederer ihn nicht aufzufinden vermochten.

Mit Ausnahme Amerikas leben in allen Erdtheilen Trappen; besonders reich an ihnen sind Afrika und Asien. Eigentlich der Steppe angehörend, bewohnen sie bei uns zu Lande die großen offenen Felder ebener Gegenden, treten aber nicht entfernt in derselben Menge auf wie in der Steppe. Eigentliche Waldungen meiden sie ängstlich; dünnbuschige Gegenden hingegen scheuen sie durchaus nicht. Gewöhnlich leben sie in kleinen Trupps oder mehreren Familien, welche sich gesellten; nach der Brutzeit aber vereinigen sie sich oft zu Herden, welche hunderte zählen und, wie es scheint, wochenlang zusammenleben. Alle südländischen Arten dürfen als Standvögel angesehen werden, während diejenigen, welche in dem gemäßigten Gürtel leben, entweder regelmäßige Wanderungen antreten, oder doch unregelmäßig in einem weiten Gebiete hin- und herstreifen.

So plump und schwerfällig sie zu sein scheinen, so leicht bewegen sie sich. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein gemessener Schritt, welcher jedoch zu ziemlicher Eilfertigkeit gesteigert werden kann; der Flug erscheint ungeschickter, als er wirklich ist: denn die Trappen erheben sich nach einem kurzen Anlaufe leicht wieder vom Boden, fördern sich bald in eine genügende Höhe und fliegen, wenn auch nicht gerade sehr schnell, so doch mit großer Ausdauer meilenweit in einem Zuge fort, übersetzen sogar das Meer oder unternehmen Reisen in fern liegende Länder. Die Stimme ist sehr verschieden. Einige Arten gehören zu den schweigsamsten aller Vögel und lassen nur ausnahmsweise sonderbare Laute vernehmen, welche man am liebsten Geräusch nennen möchte, weil ihnen aller Klang und Ton fehlt; andere hingegen besitzen eine helle, weithin schallende Stimme und geben sie oft zum besten. Die Sinne dürfen als hoch entwickelt bezeichnet werden; die geistigen Fähigkeiten wird niemand, welcher Trappen kennen lernte, geringschätzen. Alle Arten sind sehr kluge Vögel, welche vorsichtig jeden ihnen bedenklich erscheinenden Gegenstand beobachten, sich selten täuschen lassen, gemachte Erfahrungen nie vergessen und wenn dieselben übler Art waren, schließlich auch dem harmlosesten Geschöpfe nicht mehr trauen. Neben dieser Vorsicht spricht sich in ihrem Wesen Erregbarkeit und Heftigkeit aus; auch kann ihnen ein gewisser Hochmuth nicht abgesprochen werden. Sie fliehen den Feind, welchen sie fürchten müssen, stellen sich aber, gezwungen, selbst dem Menschen kühn gegenüber oder bedrohen ihn, nachdem sie vertraut mit ihm wurden; sie leben mit ihresgleichen in ziemlichem Frieden, kämpfen aber erbittert, wenn Liebe oder Eifersucht ins Spiel kommen; sie nehmen auch einen Kampf mit anderen

Vögeln, welche an Größe und Stärke ihnen gleichen, ohne Bedenken auf. Alte Hähne werden wirklich bösartig. An veränderte Verhältnisse gewöhnen sie sich schwer; doch fügen sie sich schließlich, scheinbar ohne Widerstreben, obwohl sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihr Müthchen an einer ihnen unangenehmen Persönlichkeit oder einem ihnen verhaßten Thiere zu kühlen.

Ihre Lebensweise erinnert in vieler Hinsicht an die der Scharrvögel, aber ebenso auch an das Treiben der Regenpfeifer und Verwandten. Ungestört verweilen sie fast den ganzen Tag auf dem Boden, indem sie in den Morgenstunden sich äsen, schreien oder mit einander kämpfen, mittags, behaglich hingestreckt, sich sanden, gegen Abend von neuem nach Nahrung suchen und schließlich einen möglichst gesicherten Platz zur Nachtruhe erwählen. Sie erscheinen, wenigstens in gewissen Gegenden, zu bestimmten Zeiten auf bestimmten Plätzen und fliegen tagtäglich nach anderen zurück, oder aber durchlaufen, vielleicht mit derselben Regelmäßigkeit, gewisse Strecken. Ihre Nahrung wird zum großen Theile dem Pflanzenreiche entnommen; die Küchlein hingegen äsen sich fast nur mit Kerbthieren und verkümmern sicherlich, wenn diese ihnen fehlen. Erst wenn sie ihr volles Gefieder erlangt haben und etwa halb ausgewachsen sind, gehen sie zur Pflanzennahrung über. Sie genießen Körner ebenso gern wie Blätter, Knospen und Knollenfrüchte, lieben es aber, die Blätter selbst zu pflücken, lassen beispielsweise klar geschnittenen Kohl unberücksichtigt, wogegen sie dasselbe Futter, wenn ihnen davon ein ganzer Kopf gereicht wird, leidenschaftlich gern fressen. An Brod lassen sie sich leicht gewöhnen, und später sehen sie in ihm einen Leckerbissen.

Die Fortpflanzung fällt mit dem Spätfrühlinge der betreffenden Heimat zusammen. Alle größeren Vereinigungen, welche während der Winterzeit gebildet wurden, haben sich jetzt gelöst und alle Männchen Weibchen gefunden. Ueber ihre ehelichen Verhältnisse ist man noch nicht vollständig im reinen; doch sprechen die meisten Beobachtungen dafür, daß sie in Einehigkeit leben. Die Hähne zeigen sich, wenn die Paarungszeit herannaht, im höchsten Grade erregt, schreiten pomphaft mit dick aufgeblasenem Halse, gewölbten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze einher, kämpfen wacker mit jedem Nebenbuhler, lassen, wenn sie schreilustig sind, ihre Stimme fast ununterbrochen vernehmen und machen dabei fortwährend der Henne nach ihrer Weise den Hof. Letztere scharrt sich nach erfolgter Begattung eine seichte Mulde im aufschießenden Getreide oder zwischen hohem Steppengrase aus, bekleidet sie dürftig und belegt sie dann mit ihren wenigen Eiern. Das Weibchen brütet allein und führt auch anfänglich die zierlich beflaumten, aber etwas täppischen Jungen, ohne Hülfe des Gemahls; dieser stellt sich jedoch später wieder bei der Familie ein und dient ihr fortan als treuer Wächter. Das Wachsthum der Jungen geht langsamer von statten als bei vielen anderen Vögeln.

Trappen werden in allen Ländern mit einer gewissen Leidenschaft gejagt, weil ihre große Vorsicht die menschliche Ueberlegenheit herausfordert. Man wendet die verschiedensten Mittel an, um sich der achtsamen Geschöpfe zu bemächtigen, jagt aber trotzdem durchaus nicht immer mit Glück. Der Fang ist, wenigstens zu gewissen Zeiten, verhältnismäßig leicht; es hält aber schwer, Trappen einzugewöhnen. Alt gefangene verschmähen regelmäßig das Futter und trotzen und hungern sich zu Tode; jung erbeutete verlangen sorgfältige Pflege, wenn sie gedeihen und groß werden sollen. In Ungarn und in Rußland werden jetzt alljährlich viele Trappen aufgezogen; auch erhalten wir lebende aus Afrika, Asien und Australien.

Der oder die Großtrappe, hier und da auch wohl Trappgans genannt (Otis tarda, barbata und major), ist der größte europäische Landvogel. Seine Länge beträgt einen Meter und darüber, die Breite 2,2 bis 2,4 Meter, die Fittiglänge bis siebzig, die Schwanzlänge achtundzwanzig Centimeter, das Gewicht funfzehn bis sechzehn Kilogramm. Kopf, Oberbrust und ein Theil des Oberflügels sind hell aschgrau, die Federn des Rückens auf rostgelbem Grunde schwarz

Ludw. Beckmann. Pezzoldt sc.

Großtrappe.

in die Quere gebändert, die des Nackens rostfarbig, die der Unterseite schmutzig- oder gilblichweiß, die Schwingen dunkel graubraun, an der schmalen Außenfahne und am Ende schwarzbraun, ihre Schäfte gelblichweiß, die Unterarmfedern schwarz, weiß an der Wurzel, die letzten fast reinweiß, die Steuerfedern schön rostroth, weiß an der Spitze und vor ihr durch ein schwarzes Band geziert, die äußeren fast ganz weiß. Der Bart besteht aus etwa dreißig langen, zarten, schmalen, zerschlissenen, grauweißen Federn. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel schwärzlich, der Fuß graulich hornfarben. Das Weibchen unterscheidet sich durch merklich geringere Größe, aber auch durch sein minder lebhaftes Gefieder und das Fehlen des Bartes. Seine Länge beträgt höchstens siebzig, seine Breite einhundertundachtzig Centimeter.

Von Südschweden und dem mittleren Rußland an findet man den Trappen in ganz Europa und Mittelasien, aber nur einzeln und wohl bloß während des Winters in Nordwestafrika. In Großbritannien ist er, obschon er zuweilen noch als Besuchsvogel erscheint, bereits ausgerottet, in Frankreich sehr selten geworden, in Spanien nur in einigen Gegenden zu finden; in Ungarn, der Moldau und Walachei, in Rumelien und Thessalien, der südrussischen Steppe und in ganz Mittelasien dagegen tritt er außerordentlich häufig auf; auch in Kleinasien, dem nördlichen Syrien, Palästina und ebenso in Marokko kommt er vor. Gelegentlich seiner Streifereien, welche man eher ein Streichen als einen Zug nennen kann, berührt er nicht nur die südlichen Länder, sondern auch solche, in denen man ihn sonst nicht bemerkt, z. B. Holland und die Schweiz. In unserem Vaterlande bewohnt er ständig noch alle geeigneten Stellen der norddeutschen Ebene und ebenso weite waldlose Ackerflächen Mittel- und Süddeutschlands, insbesondere die Mark, Pommern, Posen, Schlesien, Anhalt, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Thüringen, die unteren und oberen Rheinlande und Bayern, immer aber nur einzelne Gebiete, welche seinen Lebensanforderungen entsprechen. Hier trifft man zuweilen noch Flüge an, welche über hundert Stück zählen; aber sie kommen gar nicht in Vergleich mit den Scharen, welche die ungarische Pußta und die russische Steppe beleben. Er bevorzugt unter allen Umständen Gegenden, in denen Getreidebau getrieben wird: Radde fand ihn gerade in denjenigen Theilen, welche das Hochsteppengepräge Mittelasiens am deutlichsten zeigen, viel seltener als in der Udinski'schen und Bargusin'schen Steppe und im Selengathale, obgleich hier die Gegend hügelig oder bergig ist; aber freilich wird dort wie hier viel Getreide gebaut. In Griechenland ist er in allen Ebenen Standvogel; in Spanien belebt er die weiten, fruchtbaren Flächen beider Kastilien, der Mancha, Estremaduras und Niederandalusiens; auf den Inseln des Mittelmeeres kommt er immer nur einzeln vor.

Bei uns zu Lande ist er Standvogel, welcher zwar ein weites Gebiet bewohnt, dasselbe jedoch in der Regel nicht verläßt, in Rußland und Mittelasien dagegen Wander- oder doch Strichvogel. Hier erscheint er zu einer gewissen Zeit im Frühjahre, in Daurien, nach Radde, zu Anfang des März, und verweilt bloß bis zum August an dem Orte, an welchem er sich fortpflanzt, tritt also eine, wenn auch beschränkte Wanderung an. Antinori erwähnt, daß im Jahre 1858 zu Burgas bei Varna eine Menge Trappen mit Stöcken todtgeschlagen wurden; andere Forscher, welche in den Mittelmeerländern beobachteten, wissen von ähnlichem Auftreten stärkerer Trappenschwärme zu berichten. Dagegen erfährt man nun auch wiederum allerorten, wo Trappen brüten, daß sie während des Winters ihren sommerlichen Wohnkreis nicht verlassen und bei hohem Schnee oft drückenden Mangel leiden müssen. Gemeinsame Noth trägt wesentlich dazu bei, sie zu vereinigen: zahlreiche Herden trifft man nur im Winter.

Waldige Gegenden meidet der Großtrappe stets, weil er in jedem Busche einen Hinterhalt sieht. Ebensowenig naht er bei uns zu Lande bewohnten Gebäuden. Külz erzählt, daß er in Eupatoria während anhaltender Kälte Heere von Trappen so niedrig über die Stadt hinziehen sah, daß ein jeder nach Belieben von seiner Hausthür aus nach ihnen schießen konnte. Derartiges kommt in Deutschland niemals vor. Hier wählt der Großtrappe seinen bleibenden Aufenthalt auf jenen weiten Feldern, welche ihn schon von fern die Ankunft eines Menschen

wahrnehmen lassen, sucht mit berechnendem Scharfsinne stets solche Stellen aus, welche keine Deckung bieten und läßt sich überhaupt so leicht nicht täuschen. Naumann erbaute sich, um Trappen zu beobachten, Erdhütten auf geeigneten Feldstücken, konnte dieselben aber anfänglich monatelang nicht benutzen, weil die Trappen so lange deren Nähe mieden, und mußte sich auch später stets vor Tagesanbruch in ihnen einfinden, um seinen Zweck zu erreichen. Jede Veränderung auf dem gewohnten Weideplatze, jedes Loch, welches gegraben wird, fällt dem mißtrauischen Vogel auf und erscheint ihm höchst bedenklich. Regenwetter und Nässe im Getreide, welche ihm sehr zuwider sind, veranlassen ihn, zuweilen auf Feldwegen und breiten Rainen zwischen Ackerstücken oder auf anstoßenden Brachäckern sich sehen zu lassen; aber sobald er Gefahr ahnt, schleicht er wieder zu den ihn deckenden Halmen zurück. Im Winter wählt er sich am liebsten solche Felder, welche ihm Nahrung versprechen, insbesondere also die mit Winterraps oder mit Wintergetreide bestellten, und während dieser Jahreszeit ist er womöglich noch vorsichtiger als im Sommer, welcher ihm in dem hochaufgeschossenen Getreide gute Deckung gewährt. Nachtruhe hält er stets auf den entlegensten Feldern, meist auf Brach- oder Stoppeläckern, begibt sich auch erst in der Dämmerung nach solchen Plätzen und scheint hier abwechselnd Wachen auszustellen, welche für die Sicherheit der übrigen zu sorgen haben. „Sowie der Morgen graut", sagt Naumann, „werden sie schon wieder wach, erheben sich von ihrem Lager, strecken sich behaglich, schlagen wohl auch ihre Flügel einige Male, gehen langsam hin und her und fliegen nun zusammen, die ältesten und schwersten zuletzt, auf und den stets vom Nachtlager entfernten Futterplätzen zu."

Der Gang des Großtrappen ist langsam und gemessen, verleiht daher dem Vogel eine gewisse Würde; doch kann er, wenn es Noth thut, so eilig dahinrennen, daß ihn ein Hund nur mit Mühe einholt. Vor dem Auffliegen nimmt er einen kurzen, aus zwei bis drei Sprüngen bestehenden Anlauf und erhebt sich nun, zwar nicht gerade schnell, aber doch nicht ohne sonderliche Anstrengung in die Luft, schwingt sich mit langsamen Flügelschlägen weiter und streicht, wenn er erst eine gewisse Höhe erreicht hat, so rasch dahin, daß derjenige Jäger, welcher ihn mit der Büchse erlegen will, seines Auges und seiner Waffe sehr sicher sein muß. Naumann meint, daß sich eine Krähe recht anstrengen müsse, um dem fliegenden Trappen zu folgen; ich meinestheils habe ihn niemals so schnell fliegen sehen. Im Fluge streckt er Hals und Beine gerade von sich, der schwere Rumpf senkt sich aber hinten etwas hernieder, und dies macht ihn von weitem kenntlich. Wenn eine Gesellschaft von Großtrappen sich gleichzeitig erhebt, hält jedes Glied derselben einen gewissen Abstand von den übrigen ein, gleichsam als fürchte es, diese durch seine Flügelschläge zu beirren.

Der Stimmlaut, welchen man zu allen Zeiten von dem Großtrappen vernimmt, läßt sich schwer durch Buchstaben ausdrücken; er ist ein sonderbares und leises Schnarren, welches nur dann deutlich wird, wenn man sich in unmittelbarer Nähe des Vogels befindet. Von gefangenen habe ich nur diesen einen Laut oder richtiger dieses eine Geräusch vernommen; denn von einem Laute oder Tone ist, streng genommen, nicht zu reden. Wenn ich versuchen soll, diese Stimme auszudrücken, muß ich die Silbe „Psäärr" zu ihrer Bezeichnung wählen; es ist mir jedoch unmöglich, auch die Betonung derselben zu versinnlichen. Während der Paarungszeit vernahm Naumann, aber auch selten, einen tiefen und dumpfen Laut, welchen er eine Art Brausen nennt und dem „Huh, huh, huh" des zahmen Taubers ähnlich findet.

Daß unter den Sinneswerkzeugen des Großtrappen das Auge am meisten entwickelt ist, lehrt dessen Beobachtung. Seinem Scharfblicke entgeht so leicht nichts. „Schon in weiter Ferne", sage Naumann, „beobachtet er die vermeintlichen Gefahren, besonders die ihm verdächtige einzelne Person, und wenn diese glaubt, sie sei von dem Trappen, welchen sie zu beschleichen gedenkt, noch fern genug, als daß sie schon von ihm bemerkt worden sein könnte, so irrt sie gewöhnlich, namentlich wenn sie hofft, einen zwischen ihr und dem Trappen gelegenen Hügel oder Graben zu erreichen, um durch jenen gedeckt oder in diesem verborgen, sich ihm schußmäßig zu nähern; denn in demselben Augenblicke, in welchem sie sich seinem Blicke entzogen zu haben glaubt, ergreift jener

auch schon die Flucht. Meist recken die Trappen, sobald sie Gefahr ahnen, die Hälse empor, zuweilen aber auch nicht; wenn sie in diesem Falle jedoch auch den Anschein einer Ruhe heucheln, so sieht der mit ihren Sitten vertraute daran, daß sie das Weiden unterlassen, einige stillstehen, andere unsicher hin- und herschleichen, daß sie sich eben alle durch die Flucht sichern werden. Jeder Mensch, welcher sie mit Aufmerksamkeit betrachtet, macht sich ihnen verdächtig, stecke er auch in dem Gewande eines Landmannes oder Hirten oder dem eines Weibes. Nur dann, wenn sie von solchen Leuten gar nicht beachtet werden und diese sie keines Blickes würdigen, wenn Frauenzimmer mit einer Last ruhig vorüberwandern, Bauern oder Schäfer sich bloß mit ihrem Viehe beschäftigen, lassen sie sich, jedoch nicht immer, so nahe kommen, daß man sich ihrer durch Schießen würde bemächtigen können. Oft scheint es, als könnten sie auf mehr denn dreihundert Schritte weit in den Gesichtszügen des vorübergehenden lesen, ob er böses gegen sie im Sinne habe oder nicht, als könnten sie die Flinte von jedem ähnlichen Stabe unterscheiden, auch wenn sie die betreffende Person senkrecht oder dicht an sich hält, wie man sonst kein Schießgewehr zu tragen pflegt." Naumann meint, daß ihre Gehör- und Geruchswerkzeuge wenig entwickelt wären, weil er, in einer mit Erde überdeckten Grube verborgen, einige Male mitten unter ihnen gesessen habe, und sie so sorglos um sein stilles Versteck herumschleichen sah, daß er einzelne Trappen hätte greifen mögen, daß selbst der Rauch seiner Tabakpfeife, welcher zuweilen durch die kleine Schießöffnung hinausströmte, von ihnen nicht beachtet wurde: ich glaube an gefangenen bemerkt zu haben, daß diese Ansicht des Altmeisters irrig ist. Soviel steht wenigstens fest, daß sie auch sehr scharf hören.

Der Großtrappe nährt sich, wenn er erwachsen, vorzugsweise von grünen Pflanzentheilen, Körnern und Sämereien, in frühester Jugend beinahe ausschließlich von Kerbthieren. Er frißt von allen unseren Feldfrüchten, vielleicht mit Ausnahme der Kartoffeln, welche er gewöhnlich liegen läßt, am liebsten, wie es scheint, Kraut und Kohl; aber er weidet auch oft, im Nothfalle sogar die Spitzen des gewöhnlichen Grases ab. Im Winter nährt er sich hauptsächlich von Raps und Getreide; im Sommer fängt er neben der Pflanzennahrung stets einige Kerbthiere, ohne jedoch eigentlich auf sie zu jagen, stellt auch Feldmäusen eifrig nach, dürfte überhaupt jedes kleinere Thier verspeisen, welches ihm in den Wurf kommt. Alle Nahrung nimmt er mit dem Schnabel auf, und höchstens im Winter läßt er sich herbei, verdecktes Futter durch Scharren mit den Füßen bloßzulegen. Kleine Quarzkörner werden zur Beförderung der Verdauung regelmäßig mit verschluckt. Seinen Durst stillt er mit den Thautropfen, welche morgens am Grase hängen.

Schon im Februar bemerkt man, laut Naumann, im Betragen der freilebenden Trappen eine wesentliche Veränderung. „Der regelmäßige Besuch der bekannten Weideplätze, ihr bestimmter Zug nach und von denselben und ihr gemüthliches Beisammensein hört jetzt auf. Eine gewisse Unruhe hat sich ihrer bemächtigt und treibt sie zu einem ungeregelten Umherschweifen von diesen zu jenen Weideplätzen zu allen Tageszeiten an. Die Hähne fangen an, sich um die Hennen zu streiten, sich zu verfolgen, diese sich zu zerstreuen. Die Vereine werden loser, ohne sich noch ganz aufzulösen. Bei solchem Umhertreiben streichen sie dann nicht selten, sich vergessend, oft durch Gegenden, über Bäume und Dörfer, ja über die lebhaftesten Orte so niedrig hinweg, wie es sonst nie geschieht. Mit stolzem Anstande, aufgeblasen wie ein Puterhahn, den fächerförmig ausgebreiteten Schwanz aufgerichtet, schreiten die Hähne neben den Hennen einher, fliegen selten weit weg und nehmen nach dem Niederlassen jene Stellung sogleich wieder ein." Der oft erwähnte, viel geleugnete Kehlsack kommt jetzt zu seiner Bedeutung und wird soweit aufgeblasen, daß der Hals des Trappenhahnes mehr als noch einmal so dick erscheint wie sonst. Anfänglich schreitet der liebebegeisterte Vogel nur mit etwas gesenkten Flügeln und schief erhobenem, dachförmig getragenem Schwanze umher; bald aber bemächtigt sich seiner die volle Glut der Empfindung. Er bläst nunmehr den Hals vollends auf, drückt den Kopf soweit zurück, daß er auf dem Nacken aufliegt, breitet und senkt die Flügel, wendet und dreht aber gleichzeitig alle Federn derselben nach oben und vorn, so daß die letzten Schulterfedern den Kopf von hinten, die Bartfedern ihn von vorn

fast verbergen, legt das Spiel soweit zurück, daß man streng genommen nur noch die gebauschten Unterdeckfedern sieht, senkt endlich den Vordertheil des Körpers tief nach unten und erscheint nunmehr als wundersamer Federballen. Das Selbstbewußtsein, welches sich in seinem Wesen ausdrückt, bekundet sich gleichzeitig durch ungewöhnlichen Muth und herausfordernde Kampfslust. Jeder andere männliche Großtrappe wird ihm jetzt zu einem Gegenstande des Hasses und der Verachtung. Zunächst versucht er Ehrfurcht einzuflößen; da aber der andere von demselben Gefühle beseelt ist wie er, gelingt ihm dies nur selten, und es muß also zur Waffe gegriffen werden. Mit sonderbaren Sprüngen eilen die wackeren Kämpen gegen einander los; Schnabel und Läufe werden kräftig gebraucht, um den Sieg zu erringen; selbst fliegend noch verfolgen sich die erzürnten, schwenken sich in einer Weise, welche man ihnen nie zutrauen würde, und stoßen mit dem Schnabel auf einander. Allmählich tritt Ruhe ein. Die starken Hähne haben sich die Hennen erkämpft, und nur die schwächeren versuchen noch im kindischen Spiele den ernsten Kampf älterer nachzuahmen. Fortan sieht man Männchen und Weibchen stets beisammen; wo das eine hinfliegt, folgt auch das andere hin. Naumann versichert, daß es ihm an Gelegenheit und Fleiß, das Eheleben der Trappen zu beobachten, nicht gefehlt habe, daß sich seine Erfahrungen an die seines Vaters anreihen und über einen langen Zeitraum ausdehnen, aber weder er, noch der Begründer der deutschen Vogelkunde sich erinnern könne, während der Fortpflanzungszeit öfter als ein paar Mal mehr als ein altes Weibchen bei einem alten Hahne gesehen zu haben. „Sollten unsere Großtrappen wie die echten Waldhühner in Vielehigkeit leben, so könnte uns dies nicht entgangen sein. Wir müssen daher glauben, daß es hier wie bei unserer Wachtel sei, die sich auch ordentlich paart, aber dann eine Doppelehe eingeht, wenn, nachdem das angepaarte Weibchen legt oder brütet, noch ein anderes ungeehelichtes Weibchen vorhanden ist. Daß es aber bei unseren Trappen zu einer Vielehe kommen sollte, möchte ich billig bezweifeln."

Die Niststelle wird stets vorsichtig ausgewählt, von älteren Paaren noch sorgfältiger als von jüngeren. Wenn das Getreide bereits so hoch aufgeschossen ist, daß es das brütende Weibchen verbirgt, scharrt dieses eine seichte Vertiefung in den Boden, kleidet sie auch wohl mit einigen dürren Stoppeln, Stengeln und Halmen aus und legt in sie seine zwei, ausnahmsweise auch drei, nicht eben großen, durchschnittlich achtundsiebzig Millimeter langen, sechsundfunfzig Millimeter dicken, kurzeiförmigen, starkschaligen, grob gekörnten, glanzlosen, auf bleich olivengrünem oder matt graugrünem Grunde dunkler gefleckten und gewässerten Eier. Es nähert sich dem Neste stets mit äußerster Behutsamkeit, indem es sich förmlich heranschleicht, läßt sich so wenig wie möglich sehen, und legt, sobald es jemand bemerkt, den während des Brütens aufrecht getragenen Hals der Länge nach platt auf den Boden hin. Naht sich ein Feind, so schleicht es ungesehen im Getreide fort; kommt ihm eine Gefahr plötzlich über den Hals, so erhebt es sich fliegend, stürzt sich aber bald wieder in das Getreide herab und läuft dann weiter. Werden die Eier von einem Menschen mit bloßen Händen berührt, so kehrt es nie wieder zu ihnen zurück, und ebenso verläßt es das Nest, wenn die nächste Umgebung desselben arg zertreten wurde. „Bei starkem Winde", sagt Naumann, „wenn es wegen Rauschens des Getreides die Fußtritte nicht so weit vernimmt, wird es zuweilen so überrascht, daß es nur wenige Schritte vor dem Herannahen vom Neste polternd auffliegt. Man kann aber darauf rechnen, daß es nach einem solchen Vorfalle nicht wieder auf das Nest zurückkehrt. Nur dann, wenn es schon so lange gebrütet hatte, daß die Eier dem Ausschlüpfen nahe waren, nur dann geht es auch manchmal wieder auf das Nest und brütet seine Eier vollends aus." Nach etwa dreißigtägiger Bebrütung entschlüpfen die wolligen, bräunlichen, schwarz gefleckten Jungen dem Eie, werden durch die Wärme der Mutter getrocknet und dann von dieser weggeführt. Die Alte liebt sie mit hingebender Zärtlichkeit, gibt sich bei Gefahr, das ihr sonst eigene Wesen vergessend, rücksichtslos dem Feinde preis, flattert angstvoll nahe vor dem Ruhestörer dahin, übt die unter den Hühnern gebräuchliche Kunst der Verstellung und kehrt erst, wenn es ihr glückte, den nahenden irre zu führen, zu den Kindern zurück, welche sich, falls

es irgend möglich war, an einer geeigneten Oertlichkeit auf den Boden drückten und in der Gleichfarbigkeit desselben mit ihrem Kleide einen vortrefflichen Schutz fanden. Die erste Kindheit verbringen die Trappen fast nur im Getreide; erst später und auch dann bloß, wenn die Alte in der Ferne keinen Menschen bemerkt, führt sie ihre Jungen auch wohl einmal auf freies Brachfeld, immer aber nur so weit, daß sie rasch wieder den Zufluchtsort erreichen kann. Kleine Käfer, Heuschrecken und Larven, welche von der Mutter theilweise ausgescharrt oder gefangen und den Küchlein vorgelegt werden, bilden ihre erste Nahrung. Sie sind anfänglich sehr unbeholfen, gehen schlecht und wankend und lernen erst spät, selbst Futter aufzunehmen, beginnen aber, wenn sie so weit gekommen, auch Grünes mit zu fressen. Etwa einen Monat nach dem Ausschlüpfen sind sie fähig geworden, ein Stück weit zu flattern; vierzehn Tage später fliegen sie bereits ziemlich gut, und nunmehr durchstreifen sie mit den Eltern weitere Strecken.

Um Trappen zu zähmen, muß man sie jung einfangen; denn alte ertragen den Verlust ihrer Freiheit schwer. Besonders geübte Züchter kaufen Hirten gefundene Eier ab und lassen diese von Hühnern oder Putern ausbrüten. Zerstückelte Heuschrecken, Mehlwürmer, Bröckchen von dem Fleische zarter Küchlein bilden die Nahrung der soeben aus dem Eie gekommenen Trappen, etwas derbere Fleischkost das Futter älterer, bis schließlich Grünzeug und Körner gereicht werden können. Die Ernährung selbst verursacht also kaum Schwierigkeiten; diese aber beruhen darin, daß die Trappenküchlein höchst empfindlich gegen die Nässe sind und demzufolge stets sehr warm und trocken gehalten werden müssen. Haben sie sich erst an ein passendes Ersatzfutter gewöhnt, so halten sie sich, ohne eigentlich sorgfältige Abwartung zu verlangen, jahrelang, und zwar um so besser, je größer der für sie bestimmte Raum ist und je mehr man sie sich selbst überläßt. Ein Stallleben vertragen sie nach meinen Erfahrungen nicht, müssen vielmehr Sommer und Winter im Freien bleiben. Ein Trappe, mit welchem man sich viel beschäftigt, lernt seinen Pfleger kennen und von anderen Menschen unterscheiden, folgt seinem Rufe, kommt an das Gitter heran, kann es aber nicht leiden, wenn man seine Gehege betritt, stellt sich dann kühn dem Menschen entgegen, erhebt seinen Schwanz, lüftet die Flügel etwas, stößt das oben erwähnte „Pfäärr“ aus und sucht durch wohlgezielte Schnabelhiebe zu schrecken. Mit anderen Vögeln, Auerhähnen zum Beispiel, hält er gute Freundschaft, läßt sich jedoch nichts gefallen und weist Angriffe ernstlich zurück. Zur Fortpflanzung hat man, soviel mir bekannt, gefangene Trappen noch nicht schreiten sehen; es läßt sich jedoch annehmen, daß man früher oder später auch sie züchten wird.

Der Trappe, welchen man zur hohen Jagd zählt, wird überall eifrig gejagt, weiß jedoch fast alle Jagdarten zu vereiteln. Sein grenzenloses Mißtrauen läßt sich selten täuschen: er unterscheidet den Jäger von anderen Menschen auch dann noch, wenn er in Weiberkleidern einhergeht, und flieht ebenso ängstlich vor dem Reiter wie vor dem Fußgänger. In früheren Zeiten bediente man sich zu seiner Jagd der sogenannten Karrenbüchse, einer wahren Höllenmaschine, welche aus neun zusammen verbundenen Büchsenrohren bestand und gleichzeitig neun Kugeln entsenden, aber ihrer Schwere halber nur von einem Wagen aus gehandhabt werden konnte. Später erfand man den Trappenwagen, das heißt man setzte einen gewöhnlichen Bauernwagen rundum mit Strohgarben aus, verbarg sich dazwischen, ließ durch einen in seiner gewöhnlichen Tracht gekleideten Ackerknecht den Wagen auf die weidenden Trappenherden zufahren, in entsprechender Nähe einen Augenblick halten und feuerte nun so rasch wie möglich auf die stärksten Hähne. Dennoch gelang es keineswegs immer, das scheue Wild zu hintergehen. In der russischen Steppe hetzt man die Trappen nicht selten mit Windhunden, in Asien baizt man sie mit Edelfalken oder gezähmten Steinadlern. Auch wartet man nebliges Frostwetter ab und reitet dann auf frischen Pferden in die Steppe hinaus, um Trappen zu jagen. Solches Wetter überzieht nämlich deren Flügel mit einer Eiskruste und hindert sie, dieselben zu gebrauchen. Bei sehr strenger Kälte sollen die Trappen, laut Külz, zuweilen haufenweise die Wohnungen der einsam wohnenden Tataren aufsuchen und hier ohne Mühe ergriffen werden. Fallen und Schlingen, welche man hier und da stellt, führen selten

zum Ziele. Mehr als der Mensch schaden die vierfüßigen und geflügelten Räuber, welche im Stande sind, einen alten zu bewältigen, oder die unbehülflichen Jungen ungestraft wegzunehmen.

*

Im Süden unseres Erdtheiles tritt zu dem Großtrappen ein kleiner, niedlicher Verwandter, der Zwergtrappe (Otis tetrax und minor, Tetrax campestris). Abgesehen von der



Zwergtrappe (Otis tetrax). 3/10 natürl. Größe.

geringen Größe und der verschiedenen Färbung unterscheidet er sich auch noch durch die seitlich etwas verlängerten Oberhals- und Hinterkopffedern vom Großtrappen, wird deshalb von einigen Naturforschern auch wohl als Vertreter einer eigenen Sippe (Tetrax) angesehen. Beim Männchen ist der Hals schwarz, durch ein von den Ohren nach der Gurgel herablaufendes weißes Ringband und ein breites, über den Kropf sich hinziehendes weißes Querband gezeichnet, das Gesicht dunkelgrau, der Oberkopf hellgelblich, braun gefleckt, der Mantel auf hellröthlichgelbem Grunde schwarz in die Quere gefleckt und gewellt, der Flügelrand, die Ober- und Unterschwanzdeckfedern und das Gefieder der Unterseite weiß; die Handschwingen sind an der Wurzel weiß, an der Spitze dunkelbraun, die hintersten bis auf ein breites Band vor der Spitze weiß, die vorderen Armschwingen

ebenfalls weiß, die hinteren von der Färbung und Zeichnung des Rückens, die Oberflügeldeckfedern wiederum weiß, die des Handtheiles mit einem schwarzen Mittelfleck, die größeren an der Wurzel mit dunklen Linien gezeichnet, die Schwanzfedern weiß, gegen die Spitze hin durch zwei Binden geziert. Das Auge ist hell- oder braungelb, der Schnabel horngrau, an der Spitze schwarz, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt etwa funfzig, die Breite fünfundneunzig, die Fittiglänge sechsundzwanzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter. Bei dem kleineren Weibchen sind die Kopfseiten gelblich, Kehle und Gurgel weißröthlich, Vorderhals und Brust hellgelblich, schwarz gestreift, die Mantelfedern stärker gefleckt als beim Männchen, die Oberflügeldeckfedern weiß, schwarz gefleckt, die Federn der Unterseite weiß.

Bis zum Jahre 1870 durften wir den Zwergtrappen nicht zu den deutschen Brutvögeln zählen. Er erschien höchstens gelegentlich seiner Frühjahrs- und zumal der Herbstwanderungen in unserem Vaterlande, vielleicht häufiger, als wir annahmen, verweilte jedoch immer nur kurze Zeit im Lande und wanderte entweder dem Südwesten oder dem Osten Europas zu. Seit dem genannten Jahre hat er sich auf dem waldentblößten, kahlen, hügeligen, aber fruchtbaren Thüringer Landstriche, welcher zwischen den Städten Weißensee, Kölleda, Erfurt, Langensalza und Greußen liegt, angesiedelt und neuerdings auch in Schlesien hier und da festgesetzt. Daß er nicht sofort ausgerottet wurde, verdanken wir vor allem dem Pfarrer Thienemann, welcher damals das in jener Gegend gelegene Dorf Gangloffsömmern bewohnte und kein Mittel unversucht ließ, ihm Schonung zu erwirken. In den letztvergangenen sieben Jahren hat sich die Anzahl der in Thüringen wie in Schlesien brütenden Vögel allmählich vermehrt; demungeachtet gehört unser Trappe in Deutschland noch immer zu den großen Seltenheiten. Auch er ist Steppenvogel; sein eigentliches Wohngebiet beginnt daher erst da, wo die Steppe oder ihr ähnliche Landstriche ihm passende Aufenthaltsorte gewähren, in Südungarn oder Südfrankreich, und erstreckt sich von hier aus einerseits über die Türkei und Griechenland, Südrußland, ganz Mittel- und Westasien, insbesondere Turkestan, Indien, Persien, Kleinasien und Syrien, andererseits über Italien, Spanien und Nordwestafrika. Besonders häufig scheint er auf Sardinien zu leben; aber auch in Spanien kennt man ihn allenthalben als einen, obschon nicht zahlreich vorkommenden, so doch nirgends fehlenden Vogel. In den russischen und sibirischen Steppen, welche man als Brennpunkt seines Verbreitungsgebietes anzusehen hat, tritt er zuweilen, besonders während der Zugzeit, massenhaft auf. „In den ersten Tagen des Frühlings“, sagt Külz, „kommen die Zwergtrappen, hier zu Lande sehr beliebte Gäste, an, und zwar, als ob sie sich verabredet hätten, alle in einer Nacht einzutreffen; denn eines Tages sieht man ihre Scharen überall, wo man Tags vorher nicht einen bemerken konnte. Anfangs halten sie sich in Haufen von zwölf Stück und darüber zusammen; später, das heißt schon wenige Wochen nach ihrer Ankunft, zertheilen sie sich in Paare.“ Aehnlich scheint es in Spanien zu sein; denn auch von hier aus tritt der Zwergtrappe in jedem Herbste seine Reise an und erscheint in jedem Frühlinge wieder. Gelegentlich dieser Wanderungen besucht er die Atlasländer, überwintert wohl auch schon hier. Egypten berührt er sehr selten; soviel ich mich erinnere, ist mir nur ein einziges Stück von ihm, und zwar in der Nähe von Alexandria, in die Hände gefallen.

Der Zwergtrappe bindet sich nicht so streng wie sein großer Verwandter an die Ebene, sondern nimmt auch in hügeligen Gegenden seinen Stand. In Spanien wählt er vorzugsweise Weinberge zu seinem Aufenthalte, gleichviel ob dieselben in der Ebene oder an einem Gehänge liegen; nächstdem siedelt er sich in dem wüstenhaften „Campo“, und zwar in Gemeinschaft mit dem Dickfuße an. In Ungarn bewohnt er die Pußta, in Südrußland und ganz Sibirien und Turkestan die Steppe. In Thüringen fallen seine Wohnplätze, laut Thienemann, dessen Freundlichkeit ich die nachstehenden Angaben verdanke, mit denjenigen des Großtrappen zusammen; aber auch hier zieht er Oertlichkeiten, welche der Steppe ähneln, allen anderen vor. Wald meidet er so ängstlich, daß er sich weder in der Nähe eines Gehölzes festsetzt, noch über dasselbe wegfliegt, es

sei denn, daß er etwa eine Ecke abschneide. Ausgedehnte Klee- und Esparsettefelder sind hier sein Lieblingsaufenthalt; dorthin begibt er sich, nachdem er im Frühjahre aus dem warmen Süden zurückgekehrt ist. Sobald die Wintersaaten ihre Frühjahrstriebe sprossen lassen und die Sommersaaten dicht werden, verfügt er sich abwechselnd auch nach solchen Feldern, namentlich dann, wenn das junge Getreide im Juni die Höhe erreicht hat, welche genügt, ihn dem Blicke des Menschen oder der Raubvögel zu entziehen; jedoch sucht er, namentlich am Morgen, auch da, wo er ein Saatfeld zum Sommeraufenthalte erwählte, Klee- und Esparsettefelder gern auf, um ein paar Stunden in ihnen zu verbringen, und kehrt erst später in das bergende Dickicht der wogenden Aehren zurück. Mit Beginn der Ernte, welche ihn sehr belästigt, wandert er von Acker zu Acker. Ist der letzte Halm gefallen, so zieht er sich meist in Kartoffel- und Rübenfelder zurück und sucht dabei erklärlicherweise, ebenso wie die ausgedehntesten Kleefelder, die größten Breiten auf. „Wollte ich", schreibt mir Thienemann, „die Zwergtrappen in dieser Zeit aufsuchen, um sie etwa einem Freunde zu zeigen, so fuhr ich in die Gegend ihres Aufenthaltes, wählte die größten Rüben- oder Kartoffelfelder aus, steuerte auf ihre Mitte zu und durfte sicher sein, eine oder die andere Familie bald anzutreffen. Im Spätherbste schlagen sich die einzelnen Familien in Herden von zwölf bis zwanzig und mehr Stück zusammen, streichen in der Gegend umher und halten sich meist auf Futteräckern oder Kleefeldern auf.

„In Thüringen erscheint der Zwergtrappe erst zu Ende des April oder im Anfange des Mai. Die ersten wurden gemeiniglich zwischen dem zweiundzwanzigsten April und dritten Mai gesehen. Nur im Jahre 1878 erschienen sie auffallend spät, erst am achtzehnten Mai nämlich. Auf ihren Herbststreifereien mögen sie sich allmählich im November nach Süden verlieren. Doch sind einzelne noch im Winter in Deutschland gesehen und erlegt worden."

Abweichend von seinem nordischen Verwandten nährt sich auch der alte Zwergtrappe großentheils von Kerbthieren und Gewürm, insbesondere von Heuschrecken, Käfern und verschiedenen Larven, ohne jedoch Pflanzenstoffe gänzlich zu verschmähen. Die Magen derjenigen, welche ich untersuchte, fand ich hauptsächlich mit Kerbthieren und Schneckenresten gefüllt; die betreffenden Vögel befanden sich jedoch auf dem Zuge und konnten mir daher nicht vollen Aufschluß geben. Nach Thienemanns Erfahrungen ist die Nahrung im ganzen der unseres Großtrappen gleich. Pflanzenstoffe bilden den Haupttheil der Aesung, auf sie folgen Kerbthiere, welche von den Blättern und Blüten ihrer Wohnpflanzen abgelesen werden. Kleeblätter lieben sie sehr, doch fressen sie auch junge Saat und im Herbste, zeitweise fast ausschließlich, die Blätter des Löwenzahnes, welche ihnen wahrscheinlich ihrer Bitterkeit halber ebenso zusagen wie den gehörnten Wiederkäuern in unseren Ställen. Zur besseren Verdauung verschlingen auch sie Kieselsteinchen von geringer Größe. Sie gehen täglich mehrere Male auf Aesung; namentlich kann man sicher sein, sie früh morgens, bald nach Aufgang der Sonne, in voller Thätigkeit zu treffen. Zu ihren Wohngebieten wählen sie gern große Kleefelder mit freier Aussicht, in deren Mitte sie sich niederlassen und nach längerer Umschau fleißig Blätter abrupfen und Kerbthiere suchen. Im Herbste verschlucken sie hier und da wohl auch ein Samenkorn, dies aber immer nur selten.

„Der Zwergtrappe", fährt Thienemann fort, „ist ein Vogel von zierlicher Gestalt und angenehmen, gefälligen Gewohnheiten. Infolge seiner Scheu und Vorsicht hält es leider schwer, ihn anders zu beobachten, als mit Hülfe des Fernglases aus einem weit entfernten Versteckplatze. Sieht er den Menschen auf sich zukommen, so steht er anfangs unbeweglich still und streckt, ohne sich zu rühren, den Hals in die Höhe. Bei Annäherung bis auf zwei-, dreihundert Schritte entfernt er sich und umfliegt gewöhnlich den herannahenden in einem Halbkreise, wahrscheinlich um sich über ihn zu vergewissern; denn er versteht recht gut, den unaufmerksamen Fußgänger vom spähenden Beobachter und diesen wiederum vom todbringenden Schützen zu unterscheiden. Seine großen Augen, welche ihm scharfes Sehen ermöglichen, sowie seine langgeschlitzten Nasenlöcher, welche auf vortreffliche Witterung deuten, kommen ihm hierbei sehr zu Hülfe. Läßt sich das Pärchen irgendwo

nieder, so bleibt das Männchen noch lange aufrecht stehen und schaut umher, um eine Gefahr zu entdecken, wogegen das Weibchen sofort zur Aesung schreitet. Ist letzteres aber allein, so zeigt es sich ebenso wachsam wie der Gatte und geht nicht eher ans Futter, bis es sich versichert hat, daß kein Feind in der Nähe ist. Gescharte Familien oder Trupps fliehen den Menschen auf weite Entfernung, einzelne dagegen lassen ihn oft nahe kommen; denn sie drücken sich unter Umständen bisweilen so dicht an den Boden, daß man sie übersieht, und fliegen erst unmittelbar vor den Füßen des nahenden auf. Wahrscheinlich ihrer Sicherheit wegen verweilen einzelne Zwergtrappen gern in der Nähe weidender Großtrappen, mischen sich jedoch nie unter die Herden derselben, sondern halten sich achtungsvoll in einer Entfernung von dreißig bis funfzig Schritt. Ihr Flug ist zitternd und schwirrend, dem der Wildente so ähnlich, daß der Unkundige einen fliegenden Zwergtrappen gewöhnlich als Ente ansieht. Kopf und Hals nach vorn, die Füße nach hinten gerade ausgestreckt, schwirrt der Vogel mit schnellem Flügelschlage durch die Luft und bringt dabei nicht allein die sonst verdeckten weißen Schwingentheile zu wirkungsvoller Geltung, sondern auch ein Getön hervor, welches dem Geklingel eines in der Ferne dahinfahrenden Schellenschlittens nicht unähnlich ist. Nur im Oktober habe ich die Zwergtrappen gesellschaftlich mit langsamen Flügelschlägen weite Kreise beschreiben sehen, welche aber den Schneckenlinien des Storches oder der Falkenarten an Zierlichkeit durchaus nicht gleichkommen, sondern schief und unregelmäßig in derselben Entfernung von der Erde gezogen werden. Diese Flugspiele scheinen eine Vorübung für weitere Reisen zu sein, falls sie nicht als Abschiednehmen von der Heimat, welche man ja gern noch einmal von der Höhe anschaut, bevor man sie verläßt, angesehen werden dürfen. Die Stimme des erwachsenen Zwergtrappen ist ein seltsam zitternder oder knitternder Laut, ähnlich demjenigen, welchen man hervorbringt, wenn man mit einem Holzstäbchen über ein kleines hölzernes Gitter dahinfährt. Külz gibt denselben, soweit sich eine Vogelstimme durch die Menschenkehle nachahmen läßt, nicht ganz unpassend durch ‚Terrks, terrks' wieder.

„Wenn im Frühjahre die Zwergtrappen zurückgekehrt sind und sich von den Beschwerden der Reise erholt haben, beginnt etwa in der zweiten Hälfte des Mai die Paarung. In Thüringen wählt das Weibchen zur Anlage des Nestes unter allen Umständen einen mit Klee oder Esparsette bestandenen Acker. Hier, auf einer Stelle, wo die genannten Früchte möglichst hoch stehen, scharrt es eine Grube von zwanzig Centimeter Durchmesser und sechs Centimeter Tiefe aus, schleppt eine Menge halb verwitterter Esparsettestoppeln des vorigen Jahres in dieselbe und bildet aus diesen Stoffen nicht bloß eine dichte, warmhaltende Unterlage gegen den Erdboden hin, sondern auch einen über die Erdoberfläche noch zwei Centimeter hinausstehenden Rand. Das Innere ist mit feinen dürren Stengeln und Blättern der Trespe und anderer Grasarten nett und zierlich ausgekleidet. Da hinein legt es nun in kurzen Zwischenräumen seine drei bis vier Eier, welche man sofort als Trappeneier erkennen muß. Ihr durchschnittlicher Längsdurchmesser beträgt zweiundfunfzig, ihr Querdurchmesser vierzig Millimeter; die Färbung ist ein glänzendes, aber sehr dunkles Olivengrün, auf welchem ziemlich regelmäßig vertheilte, nur an der Spitze und gegen das dicke Ende hin spärlicher werdende, undeutliche, verwaschene Längsflecke von leberbrauner Färbung stehen. Das Weibchen brütet so fest, daß man das ganze Feldstück, in welchem sich sein Nest befindet, kreuz und quer durchgehen kann, ohne daß es sich stören läßt. Das Männchen hält sich stets in der Nähe auf und ist auf demselben Kleestücke oder wenigstens in den angrenzenden Feldern ziemlich sicher anzutreffen. Manchmal bleibt es im hohen Klee halbe Tage lang verborgen, manchmal betritt es angrenzende Brachäcker und liegt daselbst ebenso lange der Kerbthierjagd ob. In den Frühstunden, wenn das Weibchen vom Neste geht, äsen beide Gatten einige Zeit miteinander. In der zweiten Hälfte des Juni schlüpfen die Jungen aus den Eiern und verlassen als echte Nestflüchter auch sofort mit der sorgsamen Mutter die Niststätte, wenn Gefahr droht, selbst das heimatliche Kleestück, um in einem größere Sicherheit gewährenden Getreidefelde sich zu verbergen. Bei der Unbehülflichkeit der Kleinen fördert die Wanderung anfangs nur langsam. Die

vorsichtige Alte, welche sich ganz wie eine Gluckhenne geberdet, das Gefieder sträubt, die Flügel hängen läßt und langsamen Schrittes bald vorwärts schreitet, bald umkehrt, bald um das hülflose kleine Herdlein herumgeht, fängt ihren Kindern dabei kleine Kerbthiere, welche sie ihnen mit dem Schnabel vorlegt. Die bunten, mit braunem und gelbem Flaum bedeckten Küchlein gleichen jungen Haushühnern desselben Alters, sind aber mit verhältnismäßig längerem Halse und höheren Beinen begabt und besitzen sehr große, listig dreinschauende Trappenaugen, welche sie sofort von jenen unterscheiden. Ihre Stimme ist auch nicht das feine Piepen der Hühnchen, sondern mehr ein zartes ‚Jaupen‘ der kleinen Truthühner.“

Leider verlieren, wie Thienemann an anderer Stelle mittheilt, viele Zwergtrappen beim Mähen des Klees ihre Brut, einzelne Weibchen sogar ihr Leben, und ihre Vermehrung ist aus diesen Gründen eine geringe. Einstweilen müssen wir uns mit der Thatsache begnügen, daß sie bei uns trotz alledem von Jahr zu Jahr stetig sich mehren, dürfen also die Hoffnung hegen, daß sie auch ihr Wohngebiet bei uns weiter und weiter ausdehnen werden. Sie zählen zu denjenigen Vögeln, denen man nennenswerthen Schaden auch dann nicht zusprechen kann, wenn man ihnen die wenigen von ihnen abgerupften Kleeblätter anrechnet, und welche man demgemäß unter die nützlichen Vögel zählen muß. Ganz abgesehen davon, daß sie die Felder sicherlich auch von schädlichen Kerbthieren und Schnecken reinigen helfen, nutzen sie unmittelbar dadurch, daß sie die Jagd erweitern und um ein schätzbares Wild vermehren, dessen Wildpret zwar nicht dem des Fasanen ähnelt, wohl aber zu dem köstlichsten zählt, welches auf unsere Tafel gelangen kann. Gerade dieses vortrefflichen Wildprets wegen wird dem Zwergtrappen überall eifrig nachgestellt. In Spanien kommt er unter dem Namen „Fasan“ auf die Tafel. In Südrußland bedient man sich zur Jagd am liebsten des Wagens. „Wenn der Hahn den Wagen auf sich zukommen sieht, blickt er ängstlich auf die ungewohnte Erscheinung; kommt das Gefährt behutsam näher, so fliegt er entweder eine kurze Strecke fort, und dann ist jede Mühe des Jägers vergebens, oder er duckt sich ins Gras oder bleibt keck auf einer Stelle und fordert den Jäger durch sein ‚Terrks, terrks‘ heraus. In beiden Fällen ist er verloren.“ Gefangene gelangen dann und wann in unsere Käfige und halten sich, einmal eingewohnt, recht gut.

*

Zu den europäischen und selbst den deutschen Vögeln zählt man auch die Kragentrappen, welche sich durch etwas verlängerten Schnabel, deutliche Kopfhaube und flatternden Halskragen von den beschriebenen Arten unterscheiden und daher auch wohl als Vertreter einer besonderen Sippe (Hubara oder Eupodotis) aufgefaßt werden.

Der Kragentrappe, von den Kirgisen „Paßgängertrappe“ genannt (Otis Macqueni und marmorata, Eupodotis und Hubara Macqueni), geht uns am nächsten an, weil er sich wiederholt nach Deutschland verflogen hat. Sein Gefieder ist auf der Stirne und den Kopfseiten rostrothgrau, braun überpudert, die Kopfhaube etwas spärlich, aus langen und schmalen Federn zusammengesetzt, von denen die meisten an der Spitze schwarz sind, das Gefieder des Hinterkopfes weißlich, braun und grau gestreift, das des Oberkörpers auf licht ocker- oder lehmgelbem Grunde zart schwarz in die Quere gewellt und da, wo die Zeichnung dichter steht, dunkler gefleckt, die Kehle weiß, der Hinterhals bräunlich, der Vorderhals hell aschgrau, dunkler quergewellt, die Oberbrust dunkel graublau, der Bauch gilblichweiß. Der Kragen besteht aus langen flatternden Federn, welche zu beiden Seiten des Halses stehen, und von denen die oberen rein schwarz, die unteren an der Wurzel und an der Spitze schwarz, übrigens weiß sind. Die Schwingen haben weiße Wurzeln und schwarze Spitzen; die Steuerfedern zeigen auf röthlichem, fein gesprenkeltem Grunde zwei dunkle Binden. Das Auge ist glänzend gelb, der Schnabel schieferfarben, der Fuß grünlichgelb. Nach Jerdon schwankt die Länge des Männchens zwischen fünfundsechzig bis achtzig,

die Breite zwischen einhundertundvierzig bis einhundertundfunfzig und beträgt die Fittiglänge etwa achtunddreißig, die Schwanzlänge fünfundzwanzig Centimeter. Nach der Brutzeit scheint das Männchen seinen Schmuckkragen zu verlieren.

Die Hubara (Otis undulata, ornata, Hobara, Hubara und Houbara, Psophia, Eupodotis und Houbara undulata, Atix und Chlamydotis Hubara) ist dem Kragentrappen sehr ähnlich, jedoch etwas größer, unterscheidet sich auch dadurch, daß die Federn der Haube reinweiß, die des Rückens und der Flügel dunkler, mehr bräunlich von Farbe und gegen das Ende hin kräftiger, fleckenartig, braunschwarz gezeichnet sind.

Der Kragentrappe findet sich, laut Jerdon, auf den Ebenen des Punjab und oberen Sind, verirrt sich aber auch nach anderen Theilen Indiens, wird häufig in den trockenen, steinigen Ebenen Afghanistans angetroffen und kommt außerdem in anderen Theilen Asiens, namentlich in Turkestan, Südwestsibirien, Persien und Mesopotamien vor. Wir fanden ihn nicht allzu selten in den wüstenähnlichen Steppen des oberen Irtischthales, am südlichen Abhange des Altaigebirges, erhielten in der Nähe des Saisansees auch seine Eier und erfuhren, daß er allen kirgisischen Jägern wohlbekannt ist. Von hier aus dürften die „Paßgängertrappen" ausgezogen sein, welche bei Kottwitz in Schlesien, bei Frankfurt am Main, in Baden, Mecklenburg, Schleswig, der Oberlausitz und ebenso in Belgien, Holland, Großbritannien, Dänemark, Schweden und Finnland erlegt wurden, also die viel besuchte nördliche Zugstraße, welche uns so oft asiatische Vögel zuführt, benutzt haben, um der Winterherberge zuzuwandern. Die Hubara ersetzt ihn in den südlichen Mittelmeerländern, von den Kanaren an bis nach Arabien, tritt in Marokko, Algerien, Tunis und Tripolis nicht selten, an der lybischen Küste nach Ehrenberg sogar häufig auf, gehört jedoch, nach meinen wie nach Heuglins Beobachtungen, im Nilgebiete zu den sehr vereinzelten Erscheinungen. Nach Bolle kommt sie nicht auf allen kanarischen Inseln, sondern fast bloß auf Fuertaventuro vor, und nur wenige verfliegen sich gelegentlich nach der Südküste von Lanzarote. Oefter mag es geschehen, daß sie nach Spanien, Südfrankreich, Italien und Griechenland herüberstreift; denn wahrscheinlich gehören fast alle Kragentrappen, welche in den genannten Ländern erlegt wurden, dieser und nicht der vorhergehenden Art an. Die einen wie die anderen scheinen sich übrigens in allen Stücken so zu ähneln, daß man gewiß das von dem Kragentrappen bekannte auch auf die Hubara beziehen kann und umgekehrt.

Beide bevorzugen heiße, dürre, sandige und steinige, nur mit wenig Gestrüppe bedeckte Ebenen, also am liebsten die eigentliche Wüste. Bolle sagt, daß er die Hubara vorzüglich in der Nähe ausgedehnter Kornfelder, aber auch tief in der Wüste selbst auf steinigen Bergen angetroffen habe; Berthelot behauptet, daß sie sich fast nur an Orten aufhalte, deren Wärme nicht leicht unter achtundzwanzig Grad Réaumur sinkt, und Jerdon berichtet hinsichtlich des Kragentrappen, daß er in sandigen und grasigen Ebenen oder auf welligem, sandigem Boden, welcher hier und da mit Gras bestanden ist, oder auch Getreidefelder umschließt, gefunden wird, hauptsächlich aber dürre und offene Gründe bewohnt. Mit letzterem stimmen unsere Erfahrungen überein. In ihrem Wesen ähneln beide ihren Verwandten, nehmen sich auch, der Halskrause halber, recht stattlich aus, können jedoch hierin mit dem Großtrappen nicht wetteifern. Viera gibt an, daß der Kragentrappe seiner Schwere halber nicht schnell davon- oder auffliegen könne, aber sehr rasch laufe und dabei mit den Flügeln schlage, während der Paarungszeit aber wie ein Pfau umherstolzire und auch die Haut unterhalb der Kehle aufblasen könne; Ehrenberg schreibt Naumann, daß die Hubaras, welche er überraschte, ungemein schnell am Boden fortliefen und gewöhnlich noch einige Zeit, aber in großer Entfernung von dem Menschen, hinter kleinen Sträuchern, welche ihren Leib verdeckten, stehen blieben, bevor sie aufflogen, nach dem Aufstehen gewöhnlich dicht über dem Boden in wagerechter Linie, zwar etwas schwerfällig, aber doch sehr schnell dahinflogen. An Scheu und Vorsicht stehen sie ihren Verwandten nicht im geringsten nach. Alle, welche Ehren-

berg sah, ließen sich nie auf Schußweite nahe kommen, und diejenigen, welche Bolle beobachtete, gebrauchten noch ein anderes Mittel, um sich den Blicken der Menschen zu entziehen, indem sie sich platt auf die Erde, am liebsten hinter einen Stein duckten. Am leichtesten noch soll man ihnen nahe kommen, wenn man zu Esel oder zu Kamel auf weiten Umwegen, sie scheinbar gar nicht beobachtend, sich ihnen nähert. Bolle fand die Hubara meist paarweise; Ehrenberg dagegen sagt, daß er gewöhnlich vier bis fünf Stück, zuweilen aber auch viel mehr beisammen gesehen, sie aber selten bloß paarweise angetroffen habe, hebt auch hervor, daß diejenigen, denen er begegnete, meist stumm bleiben und zuweilen nur im Fliegen einen Ruf vernehmen ließen, welcher wie „Raa, raa, raa" klingt und möglicherweise zu dem arabischen Namen „Raad" Veranlassung gegeben hat. Wie bei allen kleineren Trappen besteht die Nahrung vorzugsweise aus Kerbthieren, insbesondere scheinen Ameisen eine Lieblingsspeise der Hubara zu sein. Der Kropf einer in Belgien erlegten Kragentrappe war mit Schnecken, Raupen und Grashälmchen angefüllt.

Als Nest dient eine Vertiefung oder gescharrte Grube zwischen Büscheln längerer Gräser und anderer Steppenpflanzen. Die drei bis fünf (?) Eier, welche das Gelege bilden, kommen etwa Putereiern an Größe gleich, haben eine schöne, längliche Eiform und zeigen auf mattglänzendem, gilblichölfarbenem Grunde zahlreich über die Oberfläche gleichmäßig vertheilte, theils verwaschene, theils schärfer begrenzte Flecke. Viera berichtet, daß die Hubara in dem Getreide nistet und daß die Jungen nach fünfwöchentlicher Bebrütung dem Eie entschlüpfen, auch sogleich wie junge Hühner davon laufen. Mehr weiß man nicht über die Fortpflanzung.

Araber und Inder jagen unsere Trappen mit Leidenschaft, hauptsächlich mit Hülfe ihrer Falken. In Punjab und Sind bildet der Kragentrappe das Lieblingswild der Falkner, entgeht seinen geflügelten Verfolgern aber doch zuweilen dadurch, daß er seinen stinkenden Unrath auf den Falken wirft. Das Wildpret soll vortrefflich sein.

„Trotz ihrer Schüchternheit", schließt Bolle, „läßt sich die Hubara, jung gefangen, zähmen. Ich habe auf dem Hofe des Dr. Thomas Menas ein Weibchen gesehen. Es lief fortwährend unter dem Geflügel umher und wurde mit Körnern und geröstetem Mehle gefüttert. Ein gewisses zaghaftes Wesen, eine Neigung zum Forthuschen oder in Ecken und Winkel zu drücken, hat es indeß nicht abgelegt." Auch in europäischen Thiergärten hat man Kragentrappen gefangen gehalten.

Als die nächsten Verwandten der Trappen sieht man wohl mit Recht die Regenpfeifer (Charadriidae) an, kräftige, kurzhalsige, großköpfige Vögel von geringer Größe, mit meist kurzem, selten mehr als die Hälfte der Kopflänge erreichendem, an der Wurzel weichem, an der kolbenförmigen Spitze hartem Schnabel, mittelhohen, schlanken, im Fersengelenke etwas verdickten Beinen und meist dreizehigen Füßen, ziemlich großen, schmalen, spitzigen Flügeln, in denen die erste oder zweite Schwinge die übrigen an Länge überragen, und deren Oberarmschwingen zu einem sogenannten Afterflügel sich verlängern, kurzem oder mäßig langem, am Ende seicht abgerundetem, aus zwölf Federn bestehendem Schwanze und dichtem und weichem, glatt anliegendem, weniger nach dem Alter als nach der Jahreszeit verschiedenem Gefieder. In der Wirbelsäule finden sich zwölf, höchstens dreizehn Hals-, neun unverwachsene Rücken- und sieben bis neun Schwanzwirbel. Sieben von den zum Brustbeine gehenden neun Rippenpaaren haben Rippenknochen. Das Brustbein ist ziemlich groß, viel länger als breit, hat einen sehr ansehnlichen Kamm und hinten zwei Hautbuchten; die Gabel ist dünn und wenig gespreizt, das Becken flach, der Handtheil der Vorderglieder lang und schmächtig, stets länger als der Oberarmknochen, das Gerüst der Hinterglieder lang und dünn, der Schädel durch seine hohe Stirne und die weit geöffneten Augenhöhlen, die Hirnschale durch zwei häutige Stellen neben dem großen Hinterhauptsloche ausgezeichnet und der Unterkiefer zum Unterschiede von allen übrigen Knochen luftführend. Die Zunge ist schmal,

scharfkantig, vorn ungetheilt, hinten gezähnelt, der Zungenkern knorpelig; der Schlund zeigt keine kropfartige Erweiterung; die Muskeln des Magens sind schwach; die Leber ist mäßig groß, die Milz klein, die Niere lang und groß, der Eierstock einfach ꝛc.

Alle Erdtheile beherbergen Mitglieder dieser Familie, welcher man ungefähr einhundertundzwanzig Arten zuweist. Einzelne von diesen verbreiten sich über weite Länderstrecken, jede scheint aber ein gewisses Gebiet und bezüglich eine bestimmte Oertlichkeit mehr oder weniger zu bevorzugen, mindestens zur Brutzeit eine solche zu erwählen. Beliebte Aufenthaltsorte sind die Küste des Meeres oder die Ufer und sandigen Stellen der Flüsse, Seen und größeren Teiche, nicht minder auch die Sümpfe oder richtiger die Moore und endlich Gebirgshöhen, welche von dem schmelzenden Schnee zwar bewässert werden, aber doch weder Sümpfe noch Moore sind. Auf ihren Wanderungen folgen die einen den Gewässern, streichen also ebensowohl längs der Meeresküste dahin oder in Stromniederungen fort; andere dagegen kümmern sich wenig um das ihnen befreundete Wasser. Während der Brutzeit leben alle Arten paarweise, aber unmittelbar neben einander; gelegentlich des Zuges scharen sie sich zu Gesellschaften, welche zuweilen zu Schwärmen anwachsen können; unter allen Umständen aber hält sich jede Art soviel wie möglich zusammen und vereinigt sich, streng genommen, nur scheinbar mit anderen, indem sie die gleiche Oertlichkeit zeitweilig besucht.

Man ist berechtigt, die Regenpfeifer die beweglichsten aller Stelzvögel zu nennen. Die meisten von ihnen scheinen keine eigentliche Tageszeit zu haben; denn sie treiben sich munter umher, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen, können also nur gelegentlich stunden-, vielleicht bloß minutenlang schlafen; die einen sind jedoch am Tage, die anderen des Nachts thätiger. Ihr Lauf ist vorzüglich, ihr Flug leicht und schnell; die eine Bewegung wie die andere ermüdet sie wenig. Zum Schwimmen entschließen sie sich ungern; wenn sie es aber thun, erfährt man, daß sie sich auch im Wasser zu Hause wissen. Fast alle Arten lassen ein helltönendes Pfeifen vernehmen und geben während der Paarungszeit trillerartig verbundene Töne zu hören, welche man am liebsten Gesang nennen möchte. Ihr Nest ist eine einfache Vertiefung, welche selten mit wenigen Halmen ausgekleidet wird. Das Gelege zählt drei oder vier birn- oder kreiselförmige, bunt gefleckte Eier, nie mehr und nie weniger, welche stets so geordnet werden, daß ihre Spitzen im Mittelpunkte sich berühren. Beide Eltern theilen sich in das Geschäft der Bebrütung, und beide führen ihre Brut, welche sofort nach dem Ausschlüpfen und Abtrocknen das Nest verläßt, anfangs aber von der Mutter noch gehudert wird.

Kerb- und Weichthiere, Würmer und kleines Wassergethier bilden die Nahrung dieser Vögel, welche zu dem schmackhaftesten Wildpret zählen und vielfachen Verfolgungen ausgesetzt sind.

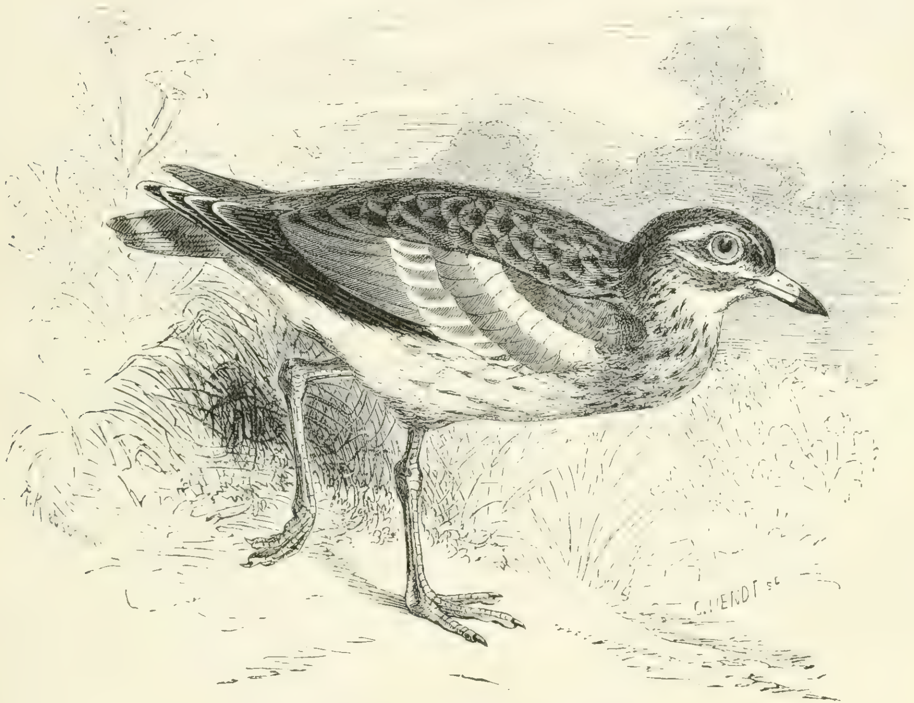
An einem der ersten Abende, welchen ich in einem theilweise verfallenen Hause einer der Vorstädte Kairos verlebte, sah ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung von den platten Dächern der Häuser große Vögel herniederfliegen, dem Buschwerke im Garten sich zuwenden und hier verschwinden. Ich dachte zunächst an Eulen; aber der Flug war doch ein ganz anderer, und ein lauter Ruf, welchen einer dieser Vögel ausstieß, überführte mich sehr bald meines Irrthums. Je weiter die Nacht vorrückte, um so reger wurde das Treiben unten in dem vom Vollmonde beleuchteten Garten. Wie Gespenster huschte es aus dem Dickichte der Orangen hervor, und ebenso plötzlich, wie gekommen, waren die Gestalten wieder verschwunden. Ein wohlgezielter Schuß verschaffte mir Aufklärung. Ich eilte in den Garten hinab und fand, daß ich einen mir als Balg wohl bekannten echten deutschen Vogel erlegt hatte, den Triel oder Dickfuß nämlich, das Verbindungsglied zwischen Trappe und Regenpfeifer, den Nachttrappen, wie man vielleicht sagen könnte. Später gab es Gelegenheit genug, den sonderbaren Gesellen zu beobachten; denn ich begegnete ihm oder einem seiner Verwandten, welche sich in der Lebensweise nicht im geringsten unterscheiden, in allen Theilen Südeuropas und in allen Ländern Nordostafrikas, welche ich durchforschte.

Nach unseren heutigen Anschauungen vertritt der Triel mit seinen Verwandten eine wenige Arten zählende, gleichnamige Unterfamilie (Oedicneminae) der Regenpfeifergruppe. Die Kennzeichen jener sind verhältnismäßig bedeutende Größe, mittellanger, dünner Hals, dicker, großäugiger Kopf mit ungefähr kopflangem, geradem, vor der Stirne erhöhtem, an der Spitze kolbigem, an der Wurzel weichem, vorn hartem Schnabel, hohe, an den Fersen verdickte Läufe, dreizehige Füße, mittellange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste, mittellanger, fast keilförmiger, aus zwölf bis vierzehn Steuerfedern bestehender Schwanz und ziemlich dicht anliegendes, mehr oder weniger lerchenfarbiges Gefieder. Die Zergliederung zeigt große Uebereinstimmung mit den Regenpfeifern, obwohl einzelne, dieser Gruppe allein zukommende Eigenthümlichkeiten gefunden worden sind. So fehlen den Dickfüßen, nach Nitzsch, die drei Gelenkverbindungen der Flügel und Verbindungsbeine, die beiden Löcher oder häutig bleibenden Stellen am Hinterhauptsbeine; das Brustbein hat am hinteren Rande nur eine mit Haut gefüllte Bucht; die Mundwinkeldrüse ist kurz, der Zungenkern nicht knorpelig, sondern knochig, der Magen ein starker Muskelmagen ꝛc.

Unser Triel, Dickfuß, Klut, Steinpardel, Brachhuhn, und wie er sonst noch heißt (Oedicnemus crepitans, scolopax, griseus, europaeus, indicus, arenarius, desertorum und Bellonii, Charadrius oedicnemus, scolopax und illyricus, Otis und Fedoa oedicnemus), ist etwa fünfundvierzig Centimeter lang und achtzig Centimeter breit; die Fittiglänge beträgt fünfundzwanzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter. Das Gefieder der ganzen Oberseite sieht lerchenfarben aus; die Federn sind rostgrau und in der Mitte schwarzbraun gestreift, die Stirne, eine Stelle vor dem Auge, ein Streifen über und unter ihm weiß, ebenso ein Streifen auf dem Oberflügel, die Federn der Unterseite gilblichweiß, die Schwungfedern schwarz, die Steuerfedern schwarz an der Spitze und seitlich weiß. Das Auge ist goldgelb, der Schnabel gelb, an der Spitze schwarz, der Fuß strohgelb, das Augenlid ebenfalls gelb. Bei jungen Vögeln spielt die Hauptfarbe mehr ins Rostfarbene.

Als eigentliche Heimat des Triel haben wir die Länder Südeuropas, Nordafrikas und Mittelasiens anzusehen, in denen es wirkliche Wüsten oder doch steppenartige Strecken gibt. Alle Mittelmeerländer, Syrien, Persien, Arabien, Indien ꝛc. beherbergen ihn in Menge. In Ungarn, Oesterreich und Deutschland fehlt er jedoch auch nicht, findet sich selbst noch in Holland, Großbritannien, Dänemark, Südschweden und muß, wenigstens bei uns zu Lande, hier und da als regelmäßige Erscheinung gelten, da er alle Jahre auf einer und derselben Stelle gefunden wird. Die nördlichen Theile seines Verbreitungsgebietes verläßt er im Spätherbste, fliegt bis zum Süden Europas oder in eine ähnliche Breite hinab und kehrt im Frühjahre zurück; schon um das Mittelmeer herum aber wandert er nicht mehr, sondern treibt sich als Stand- oder doch als Strichvogel jahraus jahrein in demselben Gebiete umher. Letzteres kann sehr verschiedenartig, muß aber immer wüstenhaft sein. Im Campo Spaniens, auf den unbebauten Flächen oder den dürren Feldern der Mittelmeerinseln, in der eigentlichen Wüste oder an der Grenze derselben und ebenso da, wo die Wüste in die Steppe übergeht, tritt er als Charaktervogel des Landes auf; wenn er sich bei uns zu Lande ansiedeln soll, darf der Sand ihm mindestens nicht fehlen, gleichviel, ob er ausgedehnte Brachfelder oder spärlich bestandene Kieferwälder oder mit Buschwerk überdeckte Inseln in Strömen und Flüssen bewohnt. Im Süden Europas findet er fast allerorten ihm zusagende Wohnsitze, und in Egypten kommt er nun gar bis in die Städte herein und nimmt, wie wir sahen, auf den Wohnungen der sonst ängstlich von ihm gemiedenen Menschen seinen Stand. Die Araber haben mich versichert, daß der ihnen wohlbekannte Vogel „Karawan“ auf den Moscheen, Fabriken und anderen Gebäuden, deren platte Dächer selten oder nie begangen werden, nicht bloß während des Tages sich aufhalte, sondern sogar da oben niste, und ich habe nach dem, was ich selbst beobachtet, keinen Grund, jene Angaben zu bezweifeln. Nur in einer Hinsicht scheint sich unser Triel unter allen Umständen gleich zu bleiben: sein Aufenthaltsort muß ihm stets weite Umschau oder doch sichere Deckung gewähren.

Der Triel ist ein Freund der Einsamkeit, welcher sich kaum um seinesgleichen bekümmert, am wenigsten aber mit anderen Geschöpfen abgeben mag; aber er studirt seine Nachbarn und richtet nach dem Ergebnisse sein Verfahren ein. Vertrauen kennt er nicht; jedes Thier erscheint ihm, wenn nicht bedenklich, so doch beachtenswerth. Er beobachtet also jederzeit alles, was um ihn her vorgeht, und täuscht sich selten. Ihm ist es sehr wohl bewußt, daß jene platten Dächer egyptischer Städte ebenso sicher, vielleicht noch sicherer sind als die dürren Lehden bei uns zu Lande, welche ein schützendes Kieferdickicht umgeben, oder die sandigen, spärlich mit Weidicht bestandenen Inseln



Triel (Oedicnemus crepitans). ¼ natürl. Größe.

der Donau unterhalb Wiens, auf welche Kronprinz Rudolf uns führte, um uns das „Brachhuhn" zu zeigen, oder das weite Campo und die Wüste, welche seiner Sinnesschärfe den weitesten Spielraum bieten. Uebertags bemerkt man ihn selten, meist nur zufällig; denn er hat den Menschen, welcher sich seinem Standorte naht, viel eher gesehen, als dieser ihn. Befindet er sich auf einer weiten, ebenen Fläche ohne schützendes Dickicht, so duckt er sich platt auf den Boden nieder und macht sich dadurch, Dank seines erdfarbenen Gefieders, beinahe unsichtbar. Hat er ein Dickicht zur Deckung, so eilt er schnellen Laufes auf dieses zu, bleibt aber keineswegs hier unter einem Busche sitzen, sondern durchmißt den Versteckplatz mit fast ungeminderter Eile und tritt dann auf der Seite, welche dem Beobachter entgegengesetzt liegt, wieder auf das freie Feld heraus. Im Campo oder in der Wüste drückt er sich zuerst auch nieder; sowie er aber gewahrt, daß der Verfolger ihm sich naht, erhebt er sich, läuft in einer wohlberechneten, für das Schrotgewehr stets zu großen Entfernung seines Weges dahin, sieht sich von Zeit zu Zeit überlegend um, läuft weiter und gewinnt so in der Regel bald genug den nöthigen Vorsprung, ohne seine Flügel zu Hülfe zu nehmen. Durch einen Reiter läßt er sich ebensowenig täuschen wie durch den Fußgänger; denn er

weiß sehr wohl, daß ihm nur das Pferd ohne Reiter ungefährlich ist. Sein Gang ist, so lange er sich nicht beeilt, steif und trippelnd, kann aber zum schnellsten Rennen gesteigert werden; der Flug ist sanft und weich, auch ziemlich gewandt, wird aber selten weit ausgedehnt. Im Inneren Afrikas, wo er wenig mit Menschen in Berührung kommt, geberdet er sich wie eine aufgescheuchte Eule, wie ein Vogel, dem die Helle des Tages den Verstand verwirrt, eilt so schnell wie möglich dem ersten besten Dickichte zu, um sich zu verbergen, während man bei uns zu Lande wohl Berechnung, nicht aber Verwirrung bei ihm wahrnehmen kann. Wenn die Nacht hereinbricht, wird er lebendig, rennt und fliegt unruhig hin und her, läßt seine Stimme erschallen, erhebt sich spielend leicht in verhältnismäßig bedeutende Höhen und entfaltet Künste des Fluges, welche man bei ihm nie vermuthen würde. Raschen Laufes huscht er über den Boden dahin, einer Schattengestalt vergleichbar, im Strahle des Mondes auf Augenblicke sich verkörpernd, auf nicht beleuchteten Stellen wiederum zum Gespenste sich wandelnd. Zunächst geht es der Tränke zu, und wenig kümmert es ihn, ob das erfrischende Wasser weit entfernt oder in der Nähe gelegen ist. Bei Mondscheine sieht man ihn von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in Bewegung, und wahrscheinlich wird es in dunklen Nächten kaum anders sein. Die Stimme, welche man weit vernimmt und durch die Silben „Kräiith“ ungefähr wiedergeben kann, klingt hell durch die stille Nacht, insbesondere während der Zugzeit, wenn der Vogel hoch oben seines Weges dahinfliegt.

Würmer, Kerbthiere in allen Lebenszuständen, Schnecken und andere Weichthiere, Frösche, Eidechsen und Mäuse sind das Wild, welchem der Triel nachstellt; Eier und junge Nestvögel werden wahrscheinlich auch nicht vor ihm gesichert sein. Den Feldmäusen lauert er, laut Naumann, wie eine Katze auf und fängt sie im Laufen sehr geschickt, indem er ihnen zuvörderst einen tüchtigen Schnabelhieb versetzt, sie hierauf packt, wiederholt gegen den Erdboden stößt, bis alle Knochen zerbrochen sind, und endlich, förmlich zerquetscht, hinunterschlingt. Auch die Kerbthiere tödtet er, bevor er sie verschluckt. Zur Beförderung der Verdauung nimmt er grobe Sandkörner auf.

Im Frühjahre kommt es ebensowohl der Weibchen als der Standorte wegen zwischen zwei Paaren zuweilen zu Raufereien; dabei fahren beide Kämpfer mit dem Schnabel heftig gegen einander los und verfolgen sich laufend oder fliegend. Hat der eine den anderen vertrieben, so kehrt er zum Weibchen zurück, läuft, laut Naumann, in engen Kreisen mit tief zu Boden herabgebeugtem Kopfe, hängenden Flügeln und fächerartig aufgerichtetem Schwanze um dieses herum und stößt ein sanftes „Dick, dick, dick“ aus. Zu Ende des April findet man das Nest, eine kleine Vertiefung im Sande, und in ihm ohne jegliche Unterlage die drei bis vier Eier, welche Hühnereiern an Größe ungefähr gleichkommen, durchschnittlich dreiundfunfzig Millimeter Längs-, achtunddreißig Millimeter Querdurchmesser haben, ihnen auch in der Gestalt ähneln und auf bleich lehmgelbem Grunde schieferblaue Unterflecke und dunkelgelbe bis schwarzbraune Oberflecke und Schnörkel zeigen, unter sich aber hinsichtlich der Zeichnung sehr abweichen. Das Paar erzielt, ungestört, im Laufe des Sommers nur eine Brut; das Weibchen zeitigt die Eier innerhalb sechzehn Tagen, und das Männchen hält währenddem treue Wacht. Sobald die Jungen völlig abgetrocknet sind, folgen sie der Alten und kehren nie wieder ins Nest zurück. Anfänglich legen beide Eltern ihnen gefangene Beute vor; später gewöhnen sie dieselben an selbständiges Jagen. Die Küchlein drücken sich bei Gefahr sofort auf den Boden nieder, wo ihnen jede Unebenheit einen Versteckplatz gewährt. Ein Raubthier versuchen die Eltern abzulenken; dem geübten Jäger verrathen sie durch ihr ängstliches Umherlaufen den Versteckplatz.

Einen alten Triel so zu täuschen, daß man schußgerecht ihm ankommt, ist schwer. In Indien oder in der Sahara bedient man sich der Baizfalken zur Mithülfe. Eine Erfolg versprechende Fangart ist nicht bekannt; deshalb sieht man den theilnahmswerthen Gesellen selten einmal im Gesellschaftsbauer eines Thiergartens oder im Käfige eines Händlers und Liebhabers. „Mein Vater“, erzählt Naumann, „besaß einen lebenden Triel, welcher in seiner Wohnstube umherlief und ihm durch sein sanftes, zutrauliches Wesen viel Vergnügen gewährte. Sein erster Besitzer, welcher ihn

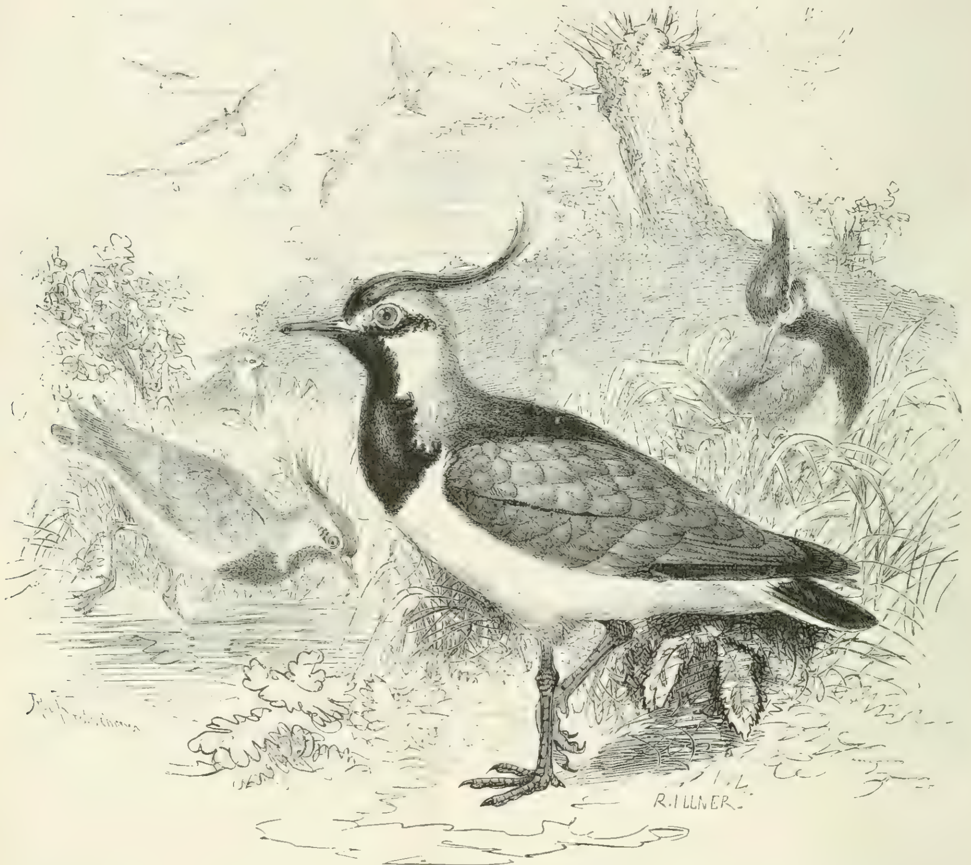
jung aufgezogen hatte, mochte ihn schlecht gefüttert und gepflegt haben; denn er kam in einem ganz verkümmerten Zustande in meines Vaters Besitz, als er schon über ein Jahr alt war, aber sein erstes Jugendgefieder, wie doch andere einmal mausernde Vögel zu thun pflegen, noch nicht gewechselt hatte. Diese erste Mauser erfolgte erst bei uns, ein halbes Jahr später, im Februar. Im nächsten Juli, als er zwei volle Jahre alt war, mauserte er zum zweiten Male in seinem Leben, und nun regelmäßig alle Jahre um diese Zeit. Sein tägliches Futter, Semmel in Milch gequellt, wurde manchmal mit etwas kleingeschnittenem gekochten Rindfleische vermischt; zuweilen bekam er auch einen Regenwurm oder ein Kerbthier, ein Mäuschen, ein Fröschchen, eine Heuschrecke. Mein Vater kehrte selten mit leeren Händen von seinen Spaziergängen zurück, und der Vogel, dies wissend, kam ihm immer schnell in der Thüre entgegen oder, wenn er letzteres versäumt hatte, auf den Ruf ‚Dick, dick!' herbeigelaufen und nahm ihm das mitgebrachte aus der Hand. Er brachte ihm jene Geschöpfe gewöhnlich lebend, in ein grünes Blatt eingewickelt und mit einem Halme lose umwunden. Ein solches Päckchen nahm ihm der Vogel gleich ab, legte es hin, und beobachtete es genau, ob sich darin etwas rege; geschah dies, so schüttelte er es so lange, bis das Geschöpf frei ward und fortsprang, worauf er ihm nachsetzte, es erhaschte, mit einigen Schnabelstößen tödtete und zuletzt verschlang. Sehr bald wurde er es inne, wenn er mit einem umwickelten Blatte, in welchem sich nichts befand, gefoppt wurde, und ließ ein solches liegen, ohne es zu öffnen. Er hatte sich zuletzt so an meinen Vater gewöhnt, daß er stets zu seinen Füßen saß, wenn er anwesend war, oder, wenn er von draußen in die Stube trat, ihm sogleich freudig entgegentrat, auch oft in gebückter Stellung, den Schnabel tief zur Erde gehalten, die Flügel ausgebreitet, mit dem Schwanze ein Rad schlagend, mit einem sanften ‚Dick, dick' ihn begrüßte. Er hatte erstaunend viele liebenswürdige Eigenschaften, wurde aber, weil er die Stube sehr verunreinigte, etwas lästig und war den Frauensleuten im Hause ein Greuel; aber auch er war ihnen abhold und fürchtete sich vor allen, besonders vor solchen, die mit einem Besen in der Hand eintraten, bis zum Wahnsinne. Seine kreischende Stimme ließ er nur abends und morgens, im Zwielichte, einigemale hören, belästigte aber sonst nicht damit. An seinen Freßnapf ging er auch nachts bei Lichte oder bei Mondschein, und ließ es sich da so wohl schmecken wie am Tage. Er sonnte sich ungemein gern, und es war ihm höchst zuwider, wenn ihn jemand aus den Sonnenstrahlen vertrieb; zum Zeichen seines Unwillens stieß er dann ein unangenehmes Schnarchen aus. Beleidigungen oder Aufregungen vergaß er nicht so leicht, zeigte überhaupt gegen die anderen Mitbewohner der Stube ein sehr verschiedenes Benehmen. Lieb hatte ihn im Hause eigentlich kein Mensch weiter als mein Vater, und die Figur des Vogels, besonders der dicke Kopf und die Glotzaugen, mißfielen jedermann."

Die Regenpfeifer im engeren Sinne (Charadriinae), welche eine anderweitige Unterfamilie und den Kern der ganzen Familie bilden, entsprechen der eingangs gegebenen Kennzeichnung, ändern jedoch, wie aus nachstehendem hervorgehen wird, unter sich nicht unerheblich ab.

Der Kiebitz, Kiwüt, Geisvogel, Riedstrandläufer oder Feldpfau (Vanellus cristatus, vulgaris, gavia, bicornis, crispus und aegyptius, Tringa vanellus, Charadrius vanellus und gavia), vertritt eine gleichnamige Sippe (Vanellus), deren Kennzeichen in den vierzehigen Füßen, den stumpfen Flügeln, unter deren Schwingen die dritte die längste ist, und der Federholle auf dem Kopfe zu suchen sind. Oberkopf, Vorderhals, Oberbrust und die Hälfte des Schwanzes sind glänzend dunkelschwarz, die Federn des Mantels dunkelgrün, blau oder purpurn schillernd, Halsseiten, Unterbrust, Bauch und die Wurzelhälfte der Schwanzfedern weiß, einige Ober- und die Unterschwanzdeckfedern dunkel rostgelb; die Haube besteht aus langen, schmalen Federn, welche eine doppelte Spitze bilden. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Federbusch und weiß und

schwarz gefleckten Vorderhals. Ihm ähneln die Jungen, nur mit dem Unterschiede, daß deren Kleid schmutzigere Farben und breite, rostgelbe Federränder auf dem Oberkörper zeigt. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß schmutzig dunkelroth. Die Länge beträgt vierunddreißig, die Breite siebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge zehn Centimeter.

Vom einundsechzigsten Grade nördlicher Breite an bis Nordindien und Nordafrika hat man den Kiebitz in allen bekannten Ländern der Alten Welt beobachtet. Er ist in China an geeigneten



Kiebitz (Vanellus cristatus). 1/3 natürl. Größe.

Orten ebenso gemein wie in Großbritannien und wandert von seiner Heimat aus allwinterlich südlich bis in die zwischen Nordindien und Marokko gelegenen Länder, verfliegt sich auch wohl bis auf die Färinseln und Island, selbst bis Grönland. In Griechenland wie in Spanien, in Kleinasien wie in Nordafrika, in Südchina wie in Indien erscheint er in namhafter Menge vom Ende des Oktober an, bezieht Flußthäler, sumpfige Niederungen oder die Küste des Meeres und wandert zu Anfang des März wieder nach dem Norden zurück. Nach Jerdon soll er nur im Punjab vorkommen, dort aber auch brüten. Radde fand ihn am mittleren Amur und sehr häufig am Tarai Noor, während des Sommers jedoch nicht an den Rändern des Salzsees, sondern auffallenderweise in der trockenen, hohen Steppe; Sewertzow begegnete ihm in Turkestan sogar noch in Höhen zwischen zwei- und dreitausend Meter über dem Meere. Unter den europäischen Ländern beherbergt Holland unzweifelhaft die meisten Kiebitze: sie sind hier Charaktervögel des Landes, welche ebenso zur

Landschaft gehören wie die Wassergräben, die schwarzweißen Kühe, die Windmühlen und die von hohen Bäumen beschatteten Landhäuser. Doch ist der Vogel auch in Deutschland keineswegs selten, mit Ausnahme höherer Gebirge vielmehr überall vorhanden.

Der Kiebitz gehört zu den ersten Boten des rückkehrenden Frühlings; denn er stellt sich ungefähr um dieselbe Zeit bei uns ein, wie der muntere Staar oder die Feldlerche, trifft sogar bereits dann in der Heimat ein, wenn der Winter noch die Herrschaft festhält und er ein kümmerliches Leben zu führen gezwungen wird. Mehr als von anderen Vögeln hat man von ihm beobachtet, daß dem großen Wanderheere einzelne vorausziehen, welche gewissermaßen bestimmt zu sein scheinen, den Hauptzug anzusagen und Herberge zu machen. Sie werden oft bitter getäuscht, wenn das Wetter sich ändert. Spät im Frühjahre fallender Schnee deckt ihnen die Nahrung zu; sie scheinen auf Besserung zu hoffen, können sich nicht zum Rückzuge entschließen, irren von einer Quelle zur anderen, streifen im Lande umher, verkümmern mehr und mehr, harren und hoffen und verderben. Während der Zugzeit vernimmt man zuweilen selbst in der Nacht ihre bezeichnende Stimme, und übertags gewahrt man, namentlich in Flußthälern, zahlreiche Haufen, welche meistens ohne Ordnung, aber doch geschart, ihre Wanderung ausführen.

Sobald eine Kiebitzschar in der Heimat sich festgesetzt hat, zertheilt sie sich einigermaßen auf den betreffenden Standorten und beginnt nunmehr ihr Sommerleben. Der Kiebitz liebt die Nähe des Menschen nicht, meidet deshalb, vielleicht mit Ausnahme der Marschländer, die Wohnung desselben soviel wie möglich. Hauptbedingung des Brutplatzes ist die Nähe von Wasser. Es kommt zwar auch, jedoch selten, vor, daß Kiebitze hochgelegene Bergebenen zum Nisten wählen; wenn es aber geschieht, darf man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß die sonst benutzten Nistplätze im Laufe des Sommers werden überschwemmt werden. Auf diesen Nistplätzen nun sieht oder hört man den Kiebitz zu jeder Tageszeit. Ganz abgesehen von seiner Wachsamkeit, welche in jedem anderen Geschöpfe, vielleicht mit Ausnahme der Rinder und Schafe, ein gefährliches Wesen erkennen will, gefällt sich der Vogel in einer fast ununterbrochenen Beweglichkeit, und da er lieber fliegt als läuft, zur Kundgabe seiner Liebesgefühle oder auch seines Aergers und mancher Spiele, deren Grund man nicht recht begreift, hauptsächlich seine Schwingen benutzt, kann es nicht fehlen, daß man ihn wahrnimmt. Am lebhaftesten geberdet er sich, so lange seine Eier im Neste liegen oder seine Jungen noch unfähig sind, herannahender Gefahr fliegend zu entrinnen. Um diese Zeit wird jeder Mensch, welcher in die Nähe ihres Brutortes kommt, unter lautem „Kiwit“ umschwärmt, und zwar mit einer Kühnheit, welche wahrhaft in Erstaunen setzt; denn der um seine Brut besorgte Vogel stößt oft so dicht an dem Kopfe des Menschen vorbei, daß dieser den durch schnelle Bewegung erzeugten Luftzug deutlich verspüren kann. Der Flug ist vortrefflich und durch die mannigfaltigsten Wendungen gleichsam verschnörkelt. Nur wenn der Kiebitz über dem Wasser dahinstreicht, fliegt er mit langsamen Schwingenschlägen seines Weges fort; sowie er in höheren Luftschichten sich bewegt, beginnt er zu gaukeln, gleichsam als wolle er jedes Gefühl durch eine besondere Bewegung ausdrücken. Wenn sich ihm oder seinen Jungen wirklich Gefahr naht, führt er die kühnsten Schwenkungen aus, stürzt sich fast bis auf den Boden herab, steigt aber sofort steil wieder in die Höhe, wirft sich bald auf diese, bald auf jene Seite, überschlägt sich förmlich, senkt sich auf den Boden herab, trippelt ein wenig umher, erhebt sich von neuem und beginnt das alte Spiel wieder. Kein Vogel unseres Vaterlandes fliegt wie er, keiner versteht es, in derselben Weise alle nur denkbaren Bewegungen mit den Fittigen auszuführen. Eigenthümliches Sausen und Wuchteln, welches bei den schnellen Flügelschlägen entsteht, zeichnet diesen Flug noch außerdem so aus, daß man in der Luft dahinziehende Kiebitze auch in finsterer Nacht von jedem anderen Vogel unterscheiden kann. Der Gang ist zierlich und behend; der Lauf kann zu großer Eile gesteigert werden. Im Fliegen wie im Gehen spielt der sonderbare Geselle dabei fortwährend mit seiner Holle, welche er bald wagerecht niederlegt, bald hoch aufrichtet. Von seiner Stimme macht er sehr oft Gebrauch, und obgleich dieselbe nicht wechselvoll genannt werden kann, weiß er doch die wenigen Töne, aus denen

sie besteht, vielfach vertönend zu verbinden. Der Lockton ist das bereits erwähnte „Kiwit“, welches bald mehr, bald weniger gedehnt, überhaupt verschieden betont wird und dann auch verschiedenes ausdrückt; der Angstruf klingt wie „Chräit“; der Paarungsruf besteht aus einer eng verbundenen Reihe von Lauten, welche man durch die Silben „Chäh querkhoit kiwitkiwitkiwit kiuiht“ ungefähr ausdrücken kann. Daß dieser Ruf nur im Fluge ausgestoßen und von den mannigfaltigsten Gaukeleien begleitet wird, braucht kaum erwähnt zu werden. Ruf und Gaukelflug sind, wie Naumann sagt, unzertrennlich und bilden zusammen ein ganzes; sie drücken unverkennbar die hohe Freude, das ganze Liebesglück des Vogels aus.

Ebenso eigenartig, wie sich der Kiebitz im Fluge zeigt, ebenso absonderlich ist sein Gebaren, wenn er auf seiner Weide nach Nahrung umherläuft. Liebe hat ihn im Zimmer eingehend beobachtet, alles, was er ihm abgesehen, dann auch im Freien bestätigt gefunden, und ihm so manches abgelauscht, was bis dahin noch unbekannt oder doch nicht veröffentlicht war. „Geht der Kiebitz“, so schreibt er mir, „nach Nahrung aus, so läuft er mit ruhig gehaltenem Körper schnellen Schrittes etwa einen Meter weit gerade aus, hält dann mit einem Rucke ganz still, indem er auf einem Ständer steht und den anderen nach hinten gestreckt auf die Zehenspitzen stützt, und unterzieht, ohne den Kopf zu bewegen, den kleinen Fleck Landes um sich her der sorgfältigsten Prüfung, was nur dadurch möglich wird, daß die prächtig braunen Augen groß genug sind und etwas hervortreten. Nachdem er die Stelle abgeäugt hat, rennt er wieder mit größter Gewandtheit über Stellen und Grasstubben weg einen Meter weit vor und bleibt wiederum in der angegebenen Stellung stehen, und so fort. Wie viele andere Vögel wippt auch er mit dem Schwanze; aber dieses Wippen ist langsam und gravitätisch und theilt sich mit Ausnahme des Kopfes dem ganzen Körper mit, so daß dieser in schaukelnde Bewegung geräth. Fast heftig wird das Wippen und Schaukeln, wenn der Vogel ein Bad nimmt. Sehr sonderbar ist eine andere Bewegung der Kiebitze, welche man aber nur dann sieht, wenn sie sich aus der Luft auf einer Wiese oder einem Felde niedergelassen haben, oder wenn ihnen in der Ferne etwas auffällt, oder endlich, wenn sie beisammen stehen und sich stumm unterhalten. Wie die Waldsänger oder Steinschwätzer sich schnell bücken, so schnellen die Kiebitze im Steigen den Kopf bei sonst wagerechter Haltung desselben auf einen Augenblick senkrecht in die Höhe. Diese vollständig gewohnheitsmäßige Bewegung gehört zu denen, welche ich sichernde nenne; denn sie durchspähen so die weitere Umgebung nach etwaigen Gefahren. Wieder eine andere Bewegung, welche ich zu den spielenden zähle, weil man sie nur sieht, wenn sie sorglos beisammen stehen und durch Zeichen und auch durch leicht krächzendes Gemurmel eine Art Unterhaltung pflegen, ist die, daß sie den Kopf seitlich niederstrecken, als ob sie etwas von dem Boden aufheben wollten. Bei starker Erregung wiederholen sie diese Bewegung öfters und führen sie schneller aus. Namentlich kann man dies beobachten bei Gelegenheit der Hochzeitsspiele. Das Männchen umschwenkt dann das am Boden stehende Weibchen zuerst mit den wunderbarsten Flugkünsten und stürzt sich endlich, wenn sich letzteres in eine kleine Bodenmulde geduckt hat, in der Nähe desselben auf die Erde, geht aber keineswegs immer sogleich zu ihm hin, sondern liebäugelt zuvor auf eine wunderliche Weise, trippelt bald rechts, bald links vor, immer mit kurzen Pausen, ehe es ganz still steht, und macht dabei jene eben beschriebene Bewegung, welche tiefen Verbeugungen auf das Haar gleicht. Jetzt wird das Weibchen rege, hebt sich ein wenig in den Fersen, schaukelt sich hin und wieder unter leichtem Schwanzwippen und läßt dabei ein halblautes, recht unangenehm klingendes, krächzendes Geschwätz hören, mit welchem es das Männchen zu ermuntern scheint. Dieses kommt nun näher heran und gibt seinen warmen Gefühlen dadurch Ausdruck, daß es einige Schritte zu dem Weibchen vorläuft, stehen bleibt, dann Binsenhalme, ein Stengelchen oder sonst dergleichen mit dem Schnabel faßt und über den Rücken hinter sich wirft, das Spiel auch öfters wiederholt. Ein ähnliches Liebeswerben habe ich bei keinem anderen Vogel beobachtet. Ob das Männchen damit auf den Nestbau andeuten will, um im Weibchen günstige Gefühle zu erwecken? Ich möchte das fast glauben, so dürftig auch der Nestbau ist.“

Je mehr man den Kiebitz beobachtet, um so fester wird man überzeugt, daß er ein sehr kluger Vogel ist. Die Wachsamkeit, welche den Jäger ärgert, gereicht ihm zum höchsten Ruhme. Er weiß genau, welchen Menschen er trauen darf und welche er meiden muß. Mit Hirten und Bauern tritt er in ein gewisses Freundschaftsverhältnis; dem Jäger weicht er so ängstlich aus, daß man meinen möchte, er kenne das Gewehr. Eine böse Erfahrung vergißt er nie, und derjenige Ort, an welchem einen seiner Art ein Unglück traf, bleibt den übrigen jahrelang im Gedächtnisse. Allen Raubthieren gegenüber legt er den tiefsten Haß an den Tag, bethätigt zugleich aber hohen Muth, ja förmliche Tollkühnheit. Wüthend stößt er auf den schnüffelnden Hund herab, oft so dicht an dem Kopfe desselben vorüber, daß der geärgerte Vierfüßler sich veranlaßt sieht, nach ihm zu schnappen. Reineke wird ebenso eifrig angegriffen, aber nicht immer besiegt und vertrieben, ergreift vielmehr nicht selten einen der kühnsten Angreifer und mordet ihn dann vor den Augen der Genossen, welche voll Entsetzen in alle Winde zerstieben und fern vom Walplatze den verunglückten Gefährten beklagen. Kühn greift der Kiebitz Raubvögel, Möven, Reiher und Störche an, von denen er weiß, daß sie nicht im Stande sind, im Fluge es ihm gleich zu thun; aber vorsichtig weicht er denjenigen gefiederten Räubern aus, welche im Fluge ihn überbieten. Es ist ein höchst anziehendes Schauspiel, Kiebitze zu beobachten, welche einen Bussard, einen Weih, einen nach den Eiern lüsternen Raben oder einen Adler anfallen: man glaubt ihnen die Siegesgewißheit und dem Räuber den Aerger anzumerken. Einer unterstützt dabei den anderen, und der Muth steigert sich, jemehr Angreifer durch den Lärm herbeigezogen werden. Der fliegende Räuber wird dadurch so belästigt, daß er es vorzieht, von aller Jagd abzustehen, um nur die Kläffer los zu werden. Das Strandgeflügel lernt sehr bald auf ihn achten und entzieht sich, Dank seiner Vorsicht, vielen Gefahren. Deshalb nennen die Griechen ihn bezeichnend „gute Mutter“.

Regenwürmer scheinen seine Hauptnahrung zu bilden; nächstdem werden Kerbthierlarven aller Art, Wasser- und kleine Landschnecken ꝛc. aufgenommen. Zur Tränke geht er, wenn er in der Nähe des Wassers lebt, mehrmals im Laufe des Tages; Bäder im Wasser sind ihm Bedürfnis.

Das Nest findet man am häufigsten auf weiten Rasenflächen, feuchten Aeckern, selten in unmittelbarer Nähe des Wassers und niemals im eigentlichen Sumpfe. Es besteht aus einer seichten Vertiefung, welche zuweilen durch einige dünne Grashälmchen und zarte Wurzeln zierlich ausgekleidet wird. Die Zeit des Legens fällt in günstigen Jahren in die letzten Tage des März, gewöhnlich aber in die ersten Tage des April. Die vier verhältnismäßig großen, durchschnittlich sechsundvierzig Millimeter langen, zweiunddreißig Millimeter dicken Eier sind birnförmig, am stumpfen Ende stark, am entgegengesetzten spitz zugerundet, feinkörnig, glattschalig und auf matt olivengrünlichem oder bräunlichem Grunde mit dunkleren, oft schwarzen Punkten, Klexen und Strichelchen sehr verschiedenartig gezeichnet, liegen im Neste stets so, daß ihre Spitzen sich im Mittelpunkte berühren und werden vom Weibchen immer wieder so geordnet. Letzteres brütet allein, zeitigt die Eier innerhalb sechzehn Tagen und führt die Jungen dann solchen Stellen zu, auf denen sie sich verstecken können. Beide Eltern gebaren sich, so lange sie Eier und Junge haben, kühner als je, gebrauchen auch allerlei Listen, um den Feind zu täuschen. Weidenden Schafen, welche sich dem Neste nähern, springt das Weibchen mit gesträubtem Gefieder und ausgebreiteten Flügeln entgegen, schreit, geberdet sich wüthend und erschreckt die dummen Wiederkäuer gewöhnlich so, daß sie das weite suchen. Auf Menschen stoßen beide mit wahrem Heldenmuthe herab; aber das Männchen versucht auch, indem es seinen Paarungsruf hören läßt und in der Luft umhergaukelt, durch diese Künste den Gegner irre zu führen. Die schlimmsten Feinde sind die nächtlich raubenden Vierfüßler, vor allen der Fuchs, welcher sich so leicht nicht bethören läßt; Weihen, Krähen und andere Eierdiebe hingegen werden oft vertrieben. Sind die Jungen flugbar geworden, so gilt es nur noch, Habicht und Edelfalken auszuweichen. Ihnen gegenüber benimmt sich der kluge, gewandte Vogel sehr ungeschickt, schreit jämmerlich, sucht sich in das nächste Gewässer zu stürzen und durch Untertauchen sein Leben zu retten, ist aber im seichten Wasser jedesmal verloren.

In Deutschland wird dem Kiebitze nicht besonders nachgestellt, weil sein Fleisch mit Recht für unschmackhaft gilt; die Südeuropäer theilen diese Ansicht nicht und verfolgen die Wintergäste ebenso eifrig, als ob sie Schnepfen wären. Hier und da stellt man übrigens doch einen Kiebitzherd, und wenn man es geschickt anzufangen weiß, erlangt man auf solchem reiche Beute.

Gefangene Kiebitze sind unterhaltend, und namentlich diejenigen, welche jung erlangt wurden, lernen es sehr bald, sich in die veränderten Verhältnisse zu fügen, werden zahm und zutraulich gegen den Pfleger, nehmen diesem das Futter aus der Hand, folgen ihm auch wohl eine Strecke weit nach, befreunden sich sogar mit Hunden und Katzen und maßen sich über andere Strandvögel die Oberherrschaft an. Wenn man ihnen anfänglich zerstückelte Regenwürmer vorwirft, gewöhnen sie sich auch leicht an ein Ersatzfutter, Milchsemmel nämlich, und halten bei dieser Nahrung jahrelang aus, falls man die Vorsicht braucht, sie mit Einbruch kühler Witterung in einem geschützten Raume unterzubringen.

*

Durch den kräftigeren und längeren Schnabel, die hochläufigeren Füße und die weniger stumpfen Flügel, unter deren Schwingen die zweite die längste ist, unterscheiden sich die Rennkiebitze (Chettusia) von ihrem vorstehend beschriebenen Verwandten.

In den südrussischen und asiatischen Steppen lebt der Steppenkiebitz (Chettusia gregaria, Charadrius gregarius, ventralis, Wagleri und Keptuschka, Vanellus gregarius und pallidus, Tringa fasciata und Keptuschka). Scheitel, Zügel und Unterbrust sind pechschwarz, Stirne, eine bis zum Nacken reichender Brauenstreifen, Kinn, Weichengegend und Unterschwanzdeckgefieder weiß, Halsseiten und Kehle rostgelb, Mantel, Kropf und Oberbrust bräunlich aschgrau, letztere allmählich bis zum Pechschwarz dunkelnd, Unterbrust- und Bauchmitte rostroth, die Handschwingen und deren äußerste Oberdeckfedern glänzend schwarz, die Armschwingen und ihre größeren Deckfedern weiß, die hintersten wie die Schulter- und kleinen Oberflügeldeckfedern bräunlich aschgrau, die beiden äußeren Schwanzfederpaare weiß, die mittleren vor dem Ende mit breiter schwarzer Binde geziert. Das Weibchen unterscheidet sich nicht durch die Färbung; beim jungen Vogel ist das ganze Gefieder trüber und düsterer. Das Auge ist kaffeebraun, der Schnabel schwarzbraun, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt zweiunddreißig, die Breite achtundsechzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Von seiner Heimat aus wandert der Steppenkiebitz allherbstlich nach Indien und Nordostafrika, durchstreift auch wohl Südeuropa, ist aber, soviel mir bekannt, noch nicht in Deutschland erlegt oder beobachtet worden. Wir fanden ihn in der Kirgisensteppe von Semipalatinsk an bis in die Mongolei, an einzelnen Stellen recht häufig, in den ersten Maitagen noch zu Flügen von zwölf bis zwanzig geschart, wenige Tage später aber paarweise, jedoch immer noch in lockerem Verbande mit anderen seiner Art. Obwohl dem Anscheine nach in der Nähe der Steppenseen häufiger als auf den wasserlosen Ebenen auftretend, meidet er doch die letzteren nicht und unterscheidet sich schon dadurch, noch mehr aber durch sein Auftreten, von unserem Kiebitze. Im Sitzen hält er sich unbeweglich, ohne sich in der dem Kiebitze und vielen Regenpfeifern ähnlichen Weise zu schaukeln oder zu wiegen; im Fluge gaukelt er nie, nicht einmal, wenn er Junge führt, steigt daher auch selten zu höheren Luftschichten auf, sondern streicht raschen Fluges, nach Art eines Regenpfeifers, in geringer Höhe über dem Boden weg und läßt sich bald wieder nieder. Er ist vorsichtig, in der menschenarmen Steppe jedoch weniger scheu als der Kiebitz, hält aber trotzdem nicht immer schußgerecht aus. Geht man auf ihn zu, so benimmt er sich fast wie der Wüstenläufer, richtet sich zuerst auf, um den Ankömmling genau ins Auge zu fassen und läuft dann geraume Zeit vor ihm her, meist ebenso schnell, wie ein rasch und weit ausschreitender Mann gehen kann, bleibt von Zeit zu Zeit auf Augenblicke stehen, eilt weiter, entschließt sich endlich, zu fliegen, lüftet die Schwingen, ohne sie hoch zu erheben, und fliegt unter ziemlich raschen Flügelschlägen, das sonst fast verdeckte

Weiß seiner Schwingen jetzt zu voller Geltung bringend, lautlos davon. Fesseln ihn bedrohte Junge, so fällt er, nachdem er wenige Meter durchmessen hat, wiederum auf den Boden herab, verstellt sich in üblicher Weise, hinkt, lahmt und fliegt erst wieder auf, wenn er hart bedrängt wird, wogegen er sonst wohl zwei- bis fünfhundert Meter in einem Zuge durcheilt und dann erst sich niedersetzt. Das Nest haben wir nicht gefunden, weil wir unsere eilige Reise nicht nach Belieben unterbrechen konnten; nach Jungen, deren Vorhandensein mir gegen Ende des Mai durch die Besorgnis der beiden Alten verrathen wurde, habe ich geraume Zeit vergeblich gesucht. Die Eier sind größer und bauchiger als die des Kiebitzes, etwa fünfundvierzig Millimeter lang, dreiunddreißig Millimeter dick und auf lichter grünlichem Grunde mit braunen und braunschwarzen runden Flecken und wurmförmigen Streifen gezeichnet.

Die Nahrung des Steppenkiebitzes besteht wohl nur in Kerbthieren, Schnecken, Spinnen und Würmern, wie seine Heimat sie bietet.

In der Winterherberge lebt der Vogel ganz ebenso wie in der Heimat. Bereits im Anfange des Oktober erscheint er in den Nilländern, um dieselbe Zeit etwa in Indien. Hier wie dort nimmt er vorzugsweise in der Steppe oder auf grasigen Ebenen, gern in der Nähe von Feldern seinen Stand, bleibt stets geschart, zuweilen Schwärme von vierzig bis funfzig bildend, und weicht dann um so scheuer jedem Menschen aus, je zahlreicher eine Gesellschaft ist. Um diese Zeit vernimmt man auch den kurzen, schrill pfeifenden Lockton nicht allzu selten. Etwa im März legen die Jungen ihr Hochzeitskleid an und ziehen bald darauf mit den Alten heimwärts.

Eine zweite Art der Sippe, der Sumpfkiebitz (Chettusia leucura und flavipes, Charadrius und Lobivanellus leucurus, Vanellus leucurus, grallarius und Villotae), welche Nord- und Mittelafrika, zumal die Nilländer, außerdem Turkestan, Afghanistan und Indien bewohnt, jedoch auch bereits auf Malta erlegt wurde, ist etwas kleiner, schlanker und hochbeiniger als der beschriebene Verwandte. Scheitel und Nacken sind grau-, Mantel, Schulterfedern und Unterarmdecken licht erdbraun, Stirne und Kinngegend grau gilblichweiß, Kehle und Kropf aschgrau, alle Federn weißlich gesäumt, Unterbrust und Bauch blaß lachsroth, Bürzel und Schwanz weiß, die Handschwingen schwarz, die Armschwingen weiß, zum Theil vor der Spitze schwarz gebändert, die Oberflügeldeckfedern weiß und an der Wurzel schwarz, die Oberarm- oder Schulterfedern zum Theil außen weißlich. Das große Auge ist rothbraun, der Schnabel schwarzbraun, der Fuß hellgelb. Die Länge beträgt etwa neunundzwanzig, die Breite achtundfunfzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

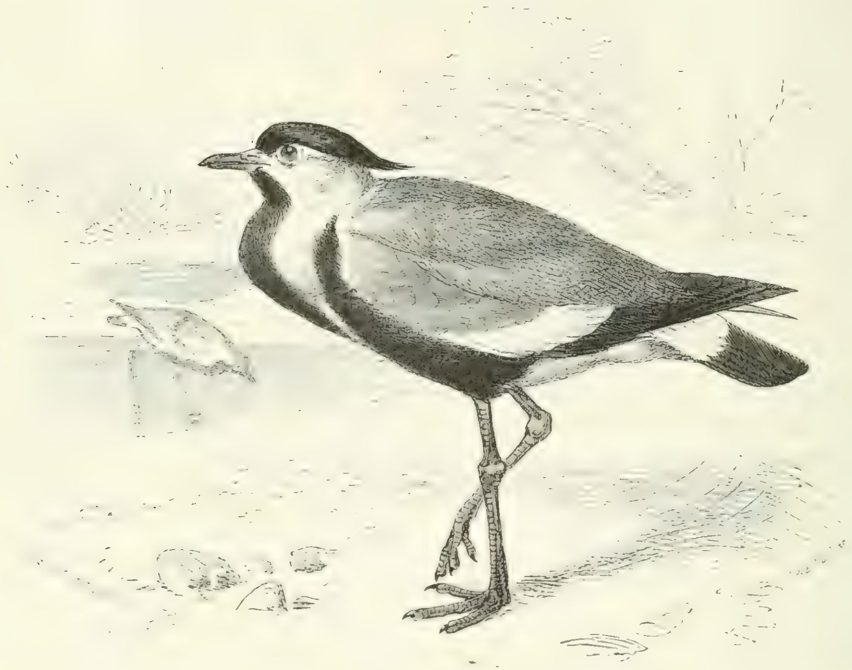
An den Strandseen im Norden Egyptens gehört dieser schöne und eigenartige Kiebitz zu den nicht ungewöhnlichen Erscheinungen geeigneter Oertlichkeiten; in den oberen Nilländern tritt er seltener auf. Er ist Sumpfvogel im eigentlichen Sinne des Wortes, meidet Seen mit kahlen Ufern, beansprucht dagegen Brüche, in denen Gras und Ried üppig zwischen freien Wasserflächen wuchern, und hält sich regelmäßig inmitten des Sumpfes, nicht oder doch nur ausnahmsweise an deren Rande, niemals aber auf trockenen, grasigen Flächen auf. In den meisten Fällen sieht man ihn paarweise, seltener in kleinen Trupps von vier oder sechs bis zehn, wohl für geraume Zeit gescharten Familien. Die Paare halten treu zusammen und verrichten alle Geschäfte gemeinschaftlich. Der Lauf ist rasch und behend, jedoch nicht schußweise wie bei unserem Kiebitze und einzelnen Regenpfeifern, sondern gemessener, mehr schreitend, der Flug leicht und gewandt, dem der Regenpfeifer ähnlicher als dem des Kiebitzes, dessen Gaukeleien auch der Sumpfkiebitz nicht nachahmt, die Stimme umgekehrt der unseres Kiebitzes ähnlicher als der unserer Regenpfeifer.

Um andere Vögel bekümmert sich der Sumpfkiebitz nicht. Zwar lebt er nicht selten in Gesellschaft von Sporenkiebitzen, Strandreitern, Limosen, Strandläufern und Sumpfschnepfen, schwingt sich jedoch nie zum Warner auf wie unser Kiebitz und sein gespornter Verwandter. Auch er ist wachsam, vorsichtig und scheu, läßt den Jäger aber doch oft schußgerecht an sich herankommen.

Seine Nahrung besteht in allerlei Kleingethier der Sümpfe. Ueber die Fortpflanzung sind wir noch nicht unterrichtet.

*

Der Reisende, welcher den Nil herauf- oder hinabschwimmt, lernt schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritte in das Land der Pharaonen einen Vogel kennen, welchen er nicht übersehen und, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, nicht überhören kann. Derselbe, unser Sporenkiebitz (Hoplopterus spinosus, persicus und armatus, Charadrius spinosus, persicus



Sporenkiebitz (Hoplopterus spinosus). 1/3 natürl. Größe.

und cristatus, Vanellus spinosus und melasomus), kennzeichnet sich durch echten Kiebitzschnabel, schlanke Beine, dreizehige Füße, einen scharfen, am Flügelbuge sitzenden Sporn, verhältnismäßig spitzige Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste ist, sowie endlich eine stumpfe Holle am Hinterkopfe. Das Kleid, welches sich weder nach dem Geschlechte noch nach dem Alter unterscheidet, ist auf dem Mantel graubraun, auf dem Kopfe, dem Unterkörper schwarz, an den Kopf-, Hals- und Bauchseiten, dem Hinterhalse und in der Bürzelgegend weiß; die Handschwingen und die Steuerfedern sind in ihrer Endhälfte schwarz, die Spitzen der großen Flügeldeckfedern und der beiden äußersten Steuerfedern weiß. Die Länge beträgt etwa dreißig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge neun Centimeter. Adams meint, daß der Sporenkiebitz der eigentliche Trochylos oder Krokodilwächter sei, vermag aber diese Ansicht in keiner Weise zu unterstützen. Die Araber unterscheiden beide Vögel genau und nennen nur diesen Krokodilwächter, jenen aber nach seinem Geschreie „Siksak".

Unter allen egyptischen Stelzvögeln ist dieser Kiebitz der gemeinste. Man bemerkt ihn überall, wo ein süßes Gewässer ihm den Aufenthalt möglich macht; denn vom Wasser entfernt er sich selten oder niemals weit. Aber er ist genügsam in seinen Ansprüchen und findet schon auf einem Felde, welches zuweilen unter Wasser gesetzt wird, einen ihm in jeder Hinsicht zusagenden Aufenthaltsort.

Die Küste des Meeres scheint er zu meiden; an den Strandseen hingegen, welche brakiges und zum Theil salziges Wasser enthalten, kommt er vor. In dem dürren Nubien tritt er seltener und in Ostsudân und in Habesch nur einzeln auf; doch trifft man ihn an allen Strömen und Seen der Nordhälfte Innerafrikas noch regelmäßig an. Im Frühlinge und im Herbste besucht er von Egypten oder Palästina aus Griechenland, brütet hier aber nicht.

In seinem Betragen hat der Sporenkiebitz viel Aehnlichkeit mit dem Kiebitze, scheint jedoch minder gesellig zu sein, und hält sich mehr paarweise zusammen. Aber ein Paar lebt dicht bei dem anderen und vereinigt sich gern auf kurze Zeit mit seinesgleichen. Wenige Vögel gibt es, welche den Forscher durch ihre Allgegenwart so belästigen wie der Sporenkiebitz. Anfangs freut man sich allerdings über ihr munteres, lebendiges Wesen, über den raschen Lauf, über den leichten, schönen, strandläuferartigen Flug und die laute, wenn auch nicht gerade wohltönende, so doch nicht unangenehme Stimme, ihren Muth und ihre Kampflust; bald aber lernt man sie gründlich hassen. Sie verstehen es meisterhaft, dem Jäger und dem Naturforscher seine Jagd zu verleiden; denn sie sind nicht bloß für das kleine Strandgeflügel, sondern für alle Vögel überhaupt Wächter und Warner. Ihnen entgeht nichts. Der Jäger, welcher an einem der Seen eine Viertelstunde lang durch Sumpf und See gewadet ist und endlich auf dem Bauche herankriecht, um einen scheuen Flaming oder Pelekan zu überlisten, muß zu seinem größten Aerger vernehmen, daß er von einem Paare dieser allgegenwärtigen Vögel aufgespürt wurde und Gefahr läuft, die Beute, welcher er sich schon ganz sicher dünkte, zu verlieren. In weiten Kreisen umfliegen die Störenfriede mit lautem „Siksak, siksäh" den Schützen, stoßen frech auf ihn herab, regen die ganze fliegende Bevölkerung des Sees auf und scheuchen alle klügeren Vögel in die Flucht. Erzürnt springt man auf, und oft genug schießt man voller Ingrimm einen der zudringlichen Gesellen aus der Luft herab. So geht es bei Tage, nicht anders bei Nacht; denn die Sage der Araber, daß der von Allah gestrafte Siksak niemals schlafe und umsonst die Ruhe suche, fußt auf Beobachtung des Vogels. Wie dem Jäger, ergeht es auch jedem anderen Geschöpfe, welches geeignet ist, das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Seevögel zu stören. Jeder Milan, welcher lungernd vorüberschwärmt, jede Nebelkrähe, jeder Wüstenrabe, welcher naht, jeder Rohrweih und insbesondere jedes vierfüßige Raubthier wird angegriffen und oft in die Flucht geschlagen. Vögeln gegenüber macht der Sporenkiebitz unter solchen Umständen von seiner Waffe Gebrauch, indem er sich plötzlich auf den Gegner wirft und ihn mit einem Schlage des Fittigs zu schädigen sucht. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß er mit seinen Sporen empfindlich verletzen kann; denn man sieht es den angegriffenen Vögeln an, wie unangenehm ihnen diese Belästigung ist. Allen hebt mit vollem Rechte hervor, daß die Sporen vielfach benutzt werden müssen, weil man sie so oft zersplittert sieht.

Die Nahrung des Sporenkiebitzes ist ungefähr dieselbe, welche der deutsche Verwandte zusammensucht; man findet Kerbthiere verschiedener Art, Würmer, Muscheln und Sand in dem Magen der getödteten. Das Fleisch nimmt von letzterem einen höchst unangenehmen Geschmack an, und der Siksak gilt deshalb bei Arabern wie bei Europäern als ungenießbar.

In Nordegypten beginnt die Fortpflanzung dieses Vogels um die Mitte des März; die meisten Nester findet man aber in der Mitte des April, viele noch im Mai. In Egypten erwählt das Pärchen zu seinem Nistorte regelmäßig ein feuchtes Feldstück; am oberen Nile brütet es unter anderem Strandgeflügel auch auf Sandbänken. Ich habe ausdrücklich angemerkt, daß man drei bis sechs Eier in einem Neste finde: es erscheint mir jedoch wahrscheinlich, daß eine solche Anzahl von zwei Weibchen, welche zufällig in ein und dasselbe Nest gelegt haben, herrührt, und daß eine Anzahl von vier die Regel sein wird. Die Eier sind bedeutend kleiner als die unseres Kiebitzes, etwa fünfunddreißig Millimeter lang und fünfundzwanzig Millimeter dick, denselben aber ähnlich gestaltet und auch ähnlich gezeichnet. Die Grundfarbe ist ein schwer zu beschreibendes Gemisch aus Grün, Grau und Gelb; die Zeichnung besteht aus dunklen Unter- und schwarzbraunen Oberflecken, welche nur die Spitze freilassen, am stumpfen Ende aber in einander verschwimmen. Bei Annäherung

eines Menschen verläßt das brütende Weibchen die Eier, und beide Eltern geberden sich ganz nach Art unseres Kiebitzes. In einigen Nestern fand ich feuchte Erde zwischen die Eier geschichtet oder letztere damit bedeckt, wage aber nicht zu entscheiden, ob der Vogel damit bezweckt, die Eier vor den kräftigen Sonnenstrahlen zu schützen oder aber, sie zu verbergen. Die Jungen sind anfänglich mit graubunten Dunen bedeckt, bekommen schon nach wenigen Tagen ein Jugendkleid, welches dem der Alten vollständig ähnlich ist, anfangs aber noch mit Flaum überkleidet ist. Sie verlassen bald nach dem Auskriechen das Nest, haben im wesentlichen das Betragen aller kleinen Sumpfvögel, einen erstaunlich schnellen Lauf und wissen sich bei Gefahr geschickt zu verbergen.

Während meines Aufenthaltes in Afrika habe ich oft Sporenkiebitze gefangen und kurze Zeit unterhalten. Sie nahmen ebenso wie unser Kiebitz mit einfachem Futter vorlieb und schienen sich sehr bald an den Verlust ihrer Freiheit zu gewöhnen.

*

Die Regenpfeifer im engsten Sinne (Charadrius) kennzeichnen sich durch mäßig langen verschieden dicken, an der Wurzel weichen, an der Spitze kolbigen Schnabel, ziemlich hohe, gewöhnlich dreizehige, bis gegen das Fersengelenk hinab befiederte Füße, spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste die längste ist, mäßig langen, zugerundeten Schwanz und buntes, je nach der Jahreszeit meist verschiedenes Gefieder.

Als Verbindungsglied der Kiebitze und Regenpfeifer gilt der Kiebitzregenpfeifer, auch Schweizerkiebitz, Parderstrandläufer, Brachamsel, Kaulkopf und Scheck genannt (Charadrius varius, naevius, hypomelanus, pardela, squatarola, helveticus und longirostris, Tringa varia, helvetica und squatarola, Vanellus helveticus, melanogaster und squatarola, Pluvialis squatarola und varius, Squatarola varia, helvetica, grisea, cinerea, melanogaster, longirostris, megarhynchos, rhynchomega und Wilsonii). Seiner stummelhaften, benagelten Daumenwarze halber wird er gewöhnlich als Vertreter einer besonderen gleichnamigen Sippe (Squatarola) aufgeführt und dann Squatarola helvetica genannt, steht aber in Gestalt und Färbung, Wesen und Betragen dem Goldregenpfeifer so nahe, daß diese Trennung als hinfällig erachtet werden darf. Stirnrand, Zügel, Kinn, Kehle, Vorderhals, Brust und Bauch sind schwarz, der Vorderkopf und ein breiter, von der Stirne beginnender, das Schwarz begrenzender Streifen, Steiß und Unterschwanzdecken weiß, alle Federn der Obertheile in der Mitte schwarz, mehr oder minder breit weiß umsäumt, die Mantelfedern auch mit solchen Randflecken gezeichnet, die ganze Oberseite daher gefleckt, die Handschwingen schwarz, die Armschwingen schwarzbraun, alle an der Wurzel weiß, ein schmaler Außensaum der letzteren ebenso, die Oberdeckfedern der Schwingen, die hinteren dem Mantel gleichartig gezeichnet, die Unterdeckfedern weiß, nach hinten grau, die Achselfedern schwarz, die Schwanzfedern weiß und mit schwarzen Querbinden geziert, die Bürzel- und Oberschwanzdecken gleich gefärbt und ähnlich gebändert. Im Winterkleide ist die Oberseite auf braunschwarzem Grunde durch verschieden große, rundliche, gelblichweiße Flecke, die Unterseite, mit Ausnahme der weißen Brustmitte, auf schmutzig weißem Grunde mit dunklen, verschieden breiten Schaftstrichen gezeichnet. Beide Geschlechter tragen fast dasselbe Kleid; das des Weibchens zeigt jedoch im Sommer mehr Weiß auf der Unterseite. Die Länge beträgt dreißig, die Breite sechsundsechzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Wie der zu beschreibende Gold- bewohnt auch der Kiebitzregenpfeifer die Tundra, jedoch nur deren nördlichste Theile und, dem Anscheine nach, bloß das Küstengebiet des Meeres, vielleicht mit Ausnahme Islands, Spitzbergens und Nowaja Semljas, woselbst er noch nicht beobachtet wurde. Von hier aus durchwandert er allwinterlich fast die ganze Erde; nur in den südlichsten Ländern Amerikas und auf Neuseeland hat man ihn noch nicht gefunden. Deutschland durchreist er im September, Oktober und November oder, heimwärts wandernd, in den Monaten März bis Juni;

den Winter verbringt er zum Theil schon in dem Mittelmeerbecken, zum Theil in allen übrigen Ländern seines Gebietes, den kurzen Sommer, vom Juni bis zum Beginne des September, in seiner Heimat; gegen Ende des Juni beginnt er zu brüten; um die Mitte des August, spätestens zu Anfang des September, sind seine Jungen flügge, wenige Tage später reisefähig. Dies ist, mit kurzen Worten gezeichnet, der Jahreslauf dieses Vogels.

In seinem Auftreten ähnelt der Kiebitzregenpfeifer seinem bekannteren Verwandten fast in jeder Beziehung. Haltung, Gang und Flug beider Arten stimmen so mit einander überein, daß nur ein sehr erfahrener Beobachter beide zu unterscheiden vermag; auch beider Sitten und Gewohnheiten, selbst die Stimmlaute sind bis auf geringfügige Abweichungen dieselben.

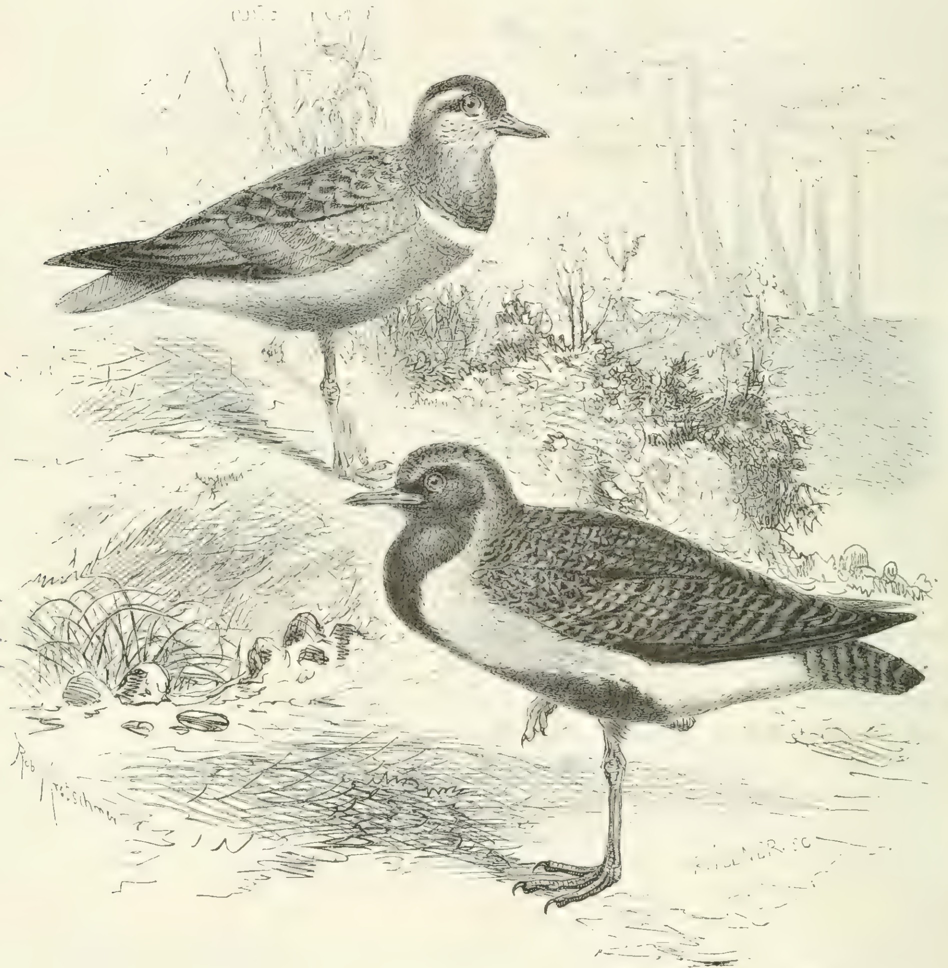
Nest und Eier fanden von Middendorf im Byrrangágebirge unter dem vierundsiebzigsten und an der Boganida unter dem einundsiebzigsten Grade nördlicher Breite zu Ende des Juni, Harvie-Brown und Seebohm an der Petschoramündung von derselben Zeit an bis zur Mitte des Juli. Ersteres ist nichts anderes als eine seichte, in den Boden der Tundra eingescharrte, mit einigen dünnen Zweiglein und Renthierflechten ausgelegte Vertiefung; letztere, deren Längendurchmesser etwa vierundfunfzig und deren Querdurchmesser sechsunddreißig Millimeter beträgt, sind auf gelblichgrauem oder olivenbraunem Grunde mit dunkelbraunen Flecken nach Art der Kiebitz- und Goldregenpfeifereier gezeichnet und stehen zwischen beiden ungefähr in der Mitte. Die Jungen im Dunenkleide ähneln denen des Goldregenpfeifers zum Verwechseln.

Der vorstehend erwähnte Goldregenpfeifer, Goldkiebitz, Heidenpfeifer, Brach-, Acker-, Saat-, Grill-, Thüt- und Pardervogel, Feldläufer, Fastenschleier, Pulros, das Brachhühnchen oder Brachhennel, Dittchen oder Tütchen, die Goldthüte rc. (Charadrius pluvialis, auratus, aureus, apricarius und altifrons, Pluvialis apricarius und aureus), ist merklich kleiner als der Kiebitzregenpfeifer, von diesem leicht an seinem dreizehigen Fuße zu unterscheiden, dem Verwandten aber so ähnlich gefärbt und gezeichnet, daß man ihn beschreibt, wenn man angibt, daß auf der Oberseite Goldgrüngelb vorherrscht, weil alle Federn hier so gefärbte Ränder zeigen. Diese goldgrüne Färbung spricht sich auch im Winterkleide noch deutlich genug aus, um eine Verwechselung mit jenem zu verhüten. Scheitel, Nacken, Hinterhals, Mantel und Rücken sind schwarz, alle Federn goldgrün umrandet und fleckig zugespitzt, Stirne, Brauen, Seitenhals, Brust- und Bauchseiten, einen ununterbrochenen Streifen bildend, weiß, Steiß und Unterschwanzdecken ebenso, die Handschwingen düster braun, die Armschwingen auf schwarzem Grunde goldgrün quergestreift, die Unterflügeldeckfedern weiß, gegen den Bug hin bräunlich gezeichnet, die Achselfedern rein weiß, die Schwanzfedern auf braunschwarzem Grunde sieben bis neunmal heller gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarzgrau. Die Länge beträgt sechsundzwanzig, die Breite achtundfunfzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Von dem in Europa brütenden unterscheidet man den im Osten Asiens und Norden Amerikas lebenden, zuweilen auch in Europa und selbst auf Helgoland vorkommenden Goldregenpfeifer, welchen wir zum Unterschiede Tundraregenpfeifer nennen wollen (Charadrius fulvus, glaucopus, xanthocheilus, virginianus, virginicus und taitensis, Pluvialis fulvus, xanthocheilus und taitensis), weil er etwas kleiner, sein Flügel kürzer und das Schienbein weniger befiedert ist, die Flügelspitzen den Schwanz überragen, die Schwanzfedern nur mit fünf bis sechs hellen Binden gezeichnet und die Achselfedern bräunlichgrau sind.

Auch der Goldregenpfeifer ist Charaktervogel der Tundra und gehört ihr an wie der Wüstenläufer oder das Flughuhn der Wüste. Wenn man durch jene Moore wandert, welche sich über den ganzen Norden der Erde erstrecken, hört man von allen Seiten her den schwermüthigen, fast kläglichen Ruf dieses Vogels erschallen, sieht ihn Paar bei Paar, in kleinen Trupps, in Familien und in zahlreichen Flügen, je nach der Zeit des Sommers, begegnet ihm überall, wohin man sich auch

wenden mag; denn ein Paar wohnt dicht neben dem anderen, und der Jäger, welcher hier ihn sich zur Beute ausersieht, kann vom frühen Morgen bis zum späten Abende ununterbrochen seiner Jagd obliegen. Gegen den siebenundfunfzigsten Grad der nördlichen Breite hin beginnt er seltener zu werden, und schon in Deutschland brütet er nur sehr vereinzelt. Aber er besucht unser Vaterland alljährlich zweimal gelegentlich seiner Reise nach dem Süden, welche er mit Ende des September



Mornell und Goldregenpfeifer (Charadrius morinellus und pluvialis). 1/3 natürl. Größe.

beginnt und im März beendet. Ist der Winter gelinde, so verweilt er auch in den dazwischen liegenden Monaten als Gast im mittleren Deutschland; das große Heer aber geht weiter südlich, von Lappland und Finnland aus bis in die Mittelmeerländer und Nordwestafrika, von Nordasien aus bis Indien und China, und von dem hohen Norden Amerikas aus nach dem Süden der Vereinigten Staaten, selbst bis nach Brasilien. Die Reise wird gewöhnlich in Gesellschaft angetreten und hauptsächlich während der Nacht ausgeführt. Die ziehenden Regenpfeifer fliegen dabei sehr hoch, zuweilen regellos, meist aber in einem geordneten Keile nach Art unseres Kranichs. Bei Tage ruht solche Wanderschar auf einer geeigneten Oertlichkeit, gewöhnlich auf Feldern, aus, um Futter zu suchen, und wenn das Wetter gelind ist, verbringt sie hier auch wohl den ganzen Winter.

In seinem Wesen unterscheidet sich der Goldregenpfeifer wenig von anderen seiner Sippe und seiner Familie. Er ist ein munterer, flüchtiger Vogel, welcher vortrefflich läuft, d. h. entweder zierlich einherschreitet oder überaus schnell dahinrennt und nur nach langem Laufe ein wenig still steht, rasch und gewandt fliegt, beim Durchmessen weiterer Entfernungen nach Art einer flüchtigen Taube dahineilt, in der Nähe des Nestes aber sich in allerlei schönen Schwenkungen und Flugkünsten gefällt, dessen wohlklingendes, helltönendes Pfeifen, den Silben „Tlüi" etwa vergleichbar, trotz seiner schwermüthig erscheinenden Betonung angenehm ins Ohr fällt, welcher aber auch in der Zeit der Liebe zu einem gesangartigen Triller „Talüdltalüdltalüdltalüdl" sich begeistert, dessen Sinne und geistige Fähigkeiten wohl entwickelt sind, und welcher sich außerdem noch durch Geselligkeit, Friedfertigkeit, Liebe zur Gattin und zur Brut und andere gute Eigenschaften empfiehlt. Würmer und Kerbthierlarven bilden die Hauptnahrung; im Sommer frißt er fast ausschließlich Stechmücken in allen Lebenszuständen, gelegentlich des Zuges Käfer, Schnecken, Regenwürmer und dergleichen, verschluckt auch, um die Verdauung zu befördern, kleine Quarzkörnchen. Wasser ist ihm unentbehrlich, ebensowohl des Trinkens wie des Badens halber, und wahrscheinlich läßt er keinen Tag vorübergehen, ohne sein Gefieder zu waschen und dadurch zu reinigen.

Der Goldregenpfeifer nistet einzeln in unserem Vaterlande, so z. B. auf den Heiden des Münsterlandes, nach Naumann auch in der Lüneburger Heide und in Westjütland; seine eigentlichen Brutplätze sind jedoch in der Tundra zu suchen. Hier sieht man die artigen Liebesspiele des Männchens allüberall, und hier findet man, ohne sich anzustrengen, leicht Nester mit Eiern oder Jungen in hinreichender Menge. Das Männchen schwenkt sich selbstgefällig in der Luft, schwebend und dabei singend, stürzt sich zum Weibchen herab, umgeht dieses nickend, ab und zu einen Flügel breitend, und das Weibchen erwidert die Werbung, so gut es vermag. Eine kleine napfförmige, seichte Vertiefung, welche von letzterem ausgescharrt und höchstens mit einigen dürren Hälmchen belegt wird, dient zum Neste. Das Gelege besteht aus der üblichen Anzahl verhältnismäßig sehr großer, etwa sechsundvierzig Millimeter langer, fünfunddreißig Millimeter dicker, kreiselförmiger Eier, welche sich durch ihre glatte, glanzlose, feinkörnige Schale, ihre trüb oder bleich olivengelbe Grundfarbe und die reiche, in verschiedener Weise vertheilte, zuweilen kranzförmig um das Ei laufende, aus Dunkelschwarzbraun oder Braunroth gemischte Zeichnung kenntlich machen, aber vielfach abändern. Je nach der nördlichen oder südlichen Lage des Wohnplatzes ist das Gelege früher oder später vollständig. Die Jungen werden noch am ersten Tage ihres Lebens dem Neste entführt und bringen die ihrer Familie eigenthümliche Kunst des Versteckens sozusagen mit auf die Welt. Beide Eltern setzen, wenn sie Junge haben, jede Rücksicht aus den Augen und beweisen wahrhaft rührende Zärtlichkeit gegen die Jungen. Werden die ersten Eier geraubt, so entschließt sich das Paar zu einer zweiten Brut; in der Regel aber brütet es nur einmal im Jahre.

Im Norden stellen die Edelfalken den Alten, die Eisfüchse, Vielfraße und andere Marder, Bussarde, Raben und Raubmöven den Jungen, letztere insbesondere auch den Eiern nach. Während der Winterreise verfolgt sie das gesammte Raubgezücht mehr oder weniger. Dem Jäger gegenüber pflegt sich übrigens der ziehende Goldregenpfeifer vorsichtig zu benehmen, und jedenfalls unterscheidet er ihn von dem Landmanne und Hirten recht gut. Wer den Lockton nachzuahmen versteht, kann ihn zu sich heranrufen, und ebenso läßt er sich in einen eigens für ihn gestellten Herd locken. Das Wildpret wird geschätzt, obgleich es im Herbste zuweilen etwas thranig schmeckt.

Der Mornell oder Morinell, auch Possenreißer, Citron- und Pomeranzenvogel genannt (Charadrius morinellus, tataricus, sibiricus und anglus, Eudromias morinellus oder morinella, montana und stolida, Morinellus sibiricus, Pluvialis minor), welcher auch wohl als Vertreter der Untersippe der Alpenregenpfeifer (Eudromias) angesehen wird, trägt ein Kleid, welches der Bodenfärbung einer Gebirgshalde vortrefflich entspricht. Das Gefieder des Oberkörpers ist schwärzlich, wegen der rostrothen Federränder lichter gezeichnet, der graue Kopf

durch einen schmalen schwarzen und einen weißen Gürtel von der Brust getrennt, diese rostroth, die Unterbrust in der Mitte schwarz, der Bauch weiß; über das Auge verläuft ein breiter lichter, im Nacken zusammenlaufender Streifen. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grünlichgelb. Im Herbstkleide ist der Oberkörper tief aschgrau, der Oberkopf tief schwärzlich und rostgelb gemischt, der Streifen über dem Auge blaß rostgelb, die Oberbrust grau, der übrige Unterkörper weiß. Das Weibchen ist minder schön, dem Männchen aber ähnlich. Die Länge beträgt dreiundzwanzig, die Breite sechsundvierzig, die Fittiglänge funfzehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

In der Kirgisensteppe und anderen mittelasiatischen Hochländern vertritt den Mornell der Steppenregenpfeifer (Charadrius asiaticus, caspius, jugularis, damarensis und gigas, Eudromias asiatica, Morinellus asiaticus und caspius), welcher sich ebenfalls wiederholt nach Europa verflogen hat, auch auf Helgoland erlegt wurde. Er ist beträchtlich kleiner als der Mornell und einfacher gezeichnet. Stirne, Wangen, Kinn, Oberkehle und die ganze Unterseite, mit Ausnahme eines breiten hell rostrothen, unten schwarz eingefaßten Kropfquerbandes, sind weiß, Zügel und alle Obertheile licht erdbraun, die äußeren Schwanzfedern an der Spitze weiß.

Gelegentlich einer Renthierjagd auf den Hochrücken der Fjelds des Dovregebirges und unmittelbar unter der Grenze des schmelzenden Schnees lernte ich den Mornell zuerst als Brutvogel kennen; später fand ich, daß er überall im Norden, aber nur an ähnlichen Orten, gegen das Nordkap hin allerdings auf niedrigeren Bergrücken, immer aber im Alpengebiete, beziehentlich in der Hochtundra, gefunden wird. Sein Brutgebiet reicht von Finnmarken bis ins Taimirland und von Spitzbergen oder Nowaja Semlja bis Mitteldeutschland und Mittelsibirien, sein Wandergebiet bis Kleinasien, Persien, Habesch (?) und Algerien. In unserem Vaterlande bewohnt er wohl nur den Kamm des Riesengebirges, in Großbritannien das schottische Hochland, im südlichen Sibirien, laut Radde, die alpinen Bergflächen in einer Höhe von zwei- bis dreitausend Meter über dem Meere. Gelegentlich seiner Winterreisen besucht er Deutschland, Frankreich, Ungarn und Norditalien regelmäßig, zieht aber selten weiter als bis in die Mittelmeerländer oder die diesen entsprechenden Gegenden Mittelasiens und überwintert also schon in Spanien, Griechenland und der Türkei oder in der Tatarei und Persien. Wahrscheinlich nimmt er auch in der Winterherberge auf Gebirgen seinen Stand; dies mag die Ursache sein, daß er von den dort beobachtenden Forschern immer als seltene Erscheinung betrachtet wird. Er verläßt bereits im August seine Heimat und kommt selten früher als im April dahin zurück, beginnt aber freilich sofort nach seiner Ankunft das Brutgeschäft. Seine Wanderung tritt er in kleineren oder größeren Gesellschaften an, und während der Reise bewegt er sich ebensowohl bei Tage wie bei Nacht.

Ich zähle den Mornell zu den anziehendsten Mitgliedern seiner Familie; es mag aber sein, daß diejenigen, welche ich beobachten konnte, mich besonders fesselten, weil sie gerade brüteten. Man hat diesen Vogel als dumm und albern verschrieen: ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Allerdings zeigt er auf seinem Brutplatze wenig Scheu vor dem Menschen, gewiß aber nur, weil er diesen in seiner sicheren Höhe so selten zu sehen bekommt. Erfährt er wirklich Verfolgung, so wird er bald sehr vorsichtig. Seine Haltung ist ungemein zierlich, der Gang anmuthig und behend, dabei leicht und rasch, der Flug äußerst gewandt, wenn Eile noth thut, pfeilschnell, durch wundervolle Schwenkungen ausgezeichnet, seine Stimme ein sanfter, flötenartiger, höchst angenehmer Ton, welcher durch die Silben „Dürr" oder „Dürü" ungefähr ausgedrückt werden mag, sein Wesen liebenswürdig, friedlich und gesellig. Auf den Schneefeldern und zwischen den überall abwärts fließenden Gewässern treibt er still sein Wesen, mit jedem anderen Vogel, welcher da oben vorkommt, in Frieden lebend, auch dem Menschen, welcher bis zu ihm emporsteigt, so vertrauend, daß er vor ihm dahinläuft wie ein zahmes Huhn, daß man meint, ihn mit Händen greifen oder mit dem Stocke erschlagen zu können. Nur derjenige aber, welcher das Pärchen umringt sieht von den drei

oder vier kleinen Küchlein, kann die ganze Lieblichkeit und Anmuth dieses Vogels würdigen. Auf jenen Höhen findet man im Mai und Juni das einfache Nest, eine flach ausgescharrte, mit einigem trockenen Gewurzel und Erdflechten ausgekleidete Grube, in welcher vier, oft aber nur drei Eier von birnförmiger Gestalt, vierzig Millimeter Längs- und achtundzwanzig Millimeter Querdurchmesser, feiner und glatter, glanzloser Schale, hell gelbbräunlicher oder grünlicher Färbung und dunkler, unregelmäßiger Fleckenzeichnung liegen. Die Mutter sitzt auf dem Neste so fest, daß sie sich fast ertreten läßt, weiß aber auch, wie sehr sie auf ihr Bodengewand vertrauen darf. Wenn erst die Küchlein ausgeschlüpft sind, gewährt die Familie ein reizendes Bild. Ich habe es nur einmal über mich vermocht, ein Pärchen nebst seinen Jungen zu tödten, anderen aber kein Leid anthun können; denn das Gefühl überwog den Sammeleifer. Angesichts des Menschen verstellt sich die Mutter, welche Junge führt, meisterhaft, während der Vater seine Besorgnis durch lautes Schreien und ängstliches Umherfliegen zu erkennen gibt. Die Mutter läuft, hinkt, flattert, taumelt dicht vor dem Störenfriede einher, so nahe, daß die mich begleitenden Lappen sich wirklich täuschen ließen, sie eifrig verfolgten und die kleinen, niedlichen Küchlein, welche sich geduckt hatten, vollständig übersahen. Unmittelbar vor mir lagen sie alle drei, den Hals lang auf den Boden gestreckt: jedes einzelne theilweise hinter einem Steinchen verborgen, die kleinen, hellen Aeuglein geöffnet, ohne Bewegung, ohne durch ein Zeichen das Leben zu verrathen. Ich stand dicht vor ihnen, sie rührten sich nicht. Die Alte führte meine Lappen weiter und weiter, täuschte sie um so mehr, je länger die Verfolgung währte; plötzlich aber schwang sie sich auf und kehrte pfeilschnell zu dem Orte zurück, wo die Jungen verborgen waren, sah mich dort stehen, rief, gewahrte keines von den Kindern und begann das alte Spiel von neuem. Ich sammelte die Küchlein, welche sich willig ergreifen ließen, nahm sie in meine Hände und zeigte sie der Mutter. Da ließ diese augenblicklich ab von ihrer Verstellung, kam dicht an mich heran, so nahe, daß ich sie wirklich hätte greifen können, blähte das Gefieder, zitterte mit den Flügeln und erschöpfte sich in allen ihr zu Gebote stehenden Geberden, um mein Herz zu rühren. Von meinen Händen aus liefen die kleinen Dingerchen auf den Boden herab: ein unbeschreiblicher Ruf von der Mutter, und sie waren bei ihr. Nun setzte sich die Alte, gleichsam im Uebermaße des Glückes, ihre Kinder wieder zu haben, vor mir nieder, huderte die Kleinen, welche ihr behend unter die Federn geschlüpft waren, wie eine Henne, und verweilte mehrere Minuten auf derselben Stelle, vielleicht weil sie meinte, jetzt ein neues Mittel zum Schutze der geliebten Kinderchen gefunden zu haben. Ich wußte, daß ich meinem Vater und anderen Vogelkundigen die größte Freude bereitet haben würde, hätte ich ihnen Junge im Dunenkleide mit heimgebracht; aber ich vermochte es nicht, Jäger zu sein. Leider denken gewisse Eiersammler anders: ihnen haben wir die hauptsächlichste Schuld zuzuschreiben, daß der liebliche Vogel auf unseren norddeutschen Alpen, auf den Höhen des Riesengebirges, fast ausgerottet worden ist.

Während des Zuges theilt der Mornell alle Gefahren, welche dem Goldregenpfeifer drohen und wird wegen seiner harmlosen Zutraulichkeit wohl noch öfter erlegt als jener. Sein Wildpret ist freilich das zarteste und wohlschmeckendste von allem Federwild; es übertrifft selbst das der Schnepfenarten.

*

Auf flachen Kies- und Sandufern der Flüsse und ebenso an der Küste des Meeres, immer aber an freien Gewässern, nicht an Sümpfen, treiben sich auch in Deutschland mehrere Arten der Familie umher, welche sich kennzeichnen durch verhältnismäßig geringe Größe, schwachen Schnabel, lange, spitzige Flügel und ein sehr übereinstimmendes Gefieder, welches auf der Oberseite sandfarben, auf der Unterseite weiß aussieht und durch ein Halsband geschmückt wird, weshalb man die bezüglichen Arten unter dem Namen **Bandregenpfeifer** (Aegialites) zusammengestellt hat.

Die bekannteste Art der Sippe ist unser **Flußregenpfeifer**, auch Strandpfeifer, Sand- oder Griesläufer, Sandhühnchen oder Seelerche genannt (Charadrius fluviatilis, minor,

curonicus, philippinus, pusillus, minutus, hiaticuloides und zonatus, Aegialites fluviatilis, minor, curonicus, minutus, pusillus, gracilis, pygmaeus und ruficapillus, Hiaticula philippina und pusilla, Pluvialis fluviatilis), ein Vogel, welcher unsere Lerche wirklich kaum übertrifft, da seine Länge nur siebzehn, die Breite vierunddreißig Centimeter, die Fittiglänge einhundertundfunfzehn, die Schwanzlänge sechsundachtzig Millimeter beträgt. Wangen, Scheitel und Oberkörper sind erdgrau, die Untertheile bis auf die Halszeichnung weiß; auf der Stirne steht ein schmales schwarzes Band, an welches sich ein breites weißes reiht, das wiederum nach hinten zu durch ein schwarzes begrenzt wird; die Zügel sind schwärzlich, der Kropf und ein von ihm aus nach hinten sich ziehendes Band tiefschwarz, die Schwingen dunkelbraun, an der Spitze schmal weiß gesäumt, gegen die Wurzel innen weißlich, die Handschwingen hier ausgedehnter und ebenso an der Spitze weiß wie der Schaft der ersten Handschwinge, die Oberflügeldeckfedern entsprechend gefärbt, die äußeren beiden Schwanzfederpaare weiß, die übrigen braun, bis auf die beiden mittelsten alle vor dem weißen Ende mit dunkler Querbinde geziert. Das Auge ist dunkelbraun, ein ziemlich breiter Ring um dasselbe königsgelb, der Schnabel schwarz, eine schmale Stelle an der Wurzel gilblich orangefarben, der Fuß röthlichgrau. Beim Weibchen sind die Farben blasser; den Jungen fehlt das schwarze Stirnband.

Man hat den Flußregenpfeifer in ganz Europa, fast ganz Afrika und ebenso beinahe in ganz Asien gefunden. Die südlichen Gegenden berührt er wohl nur während seines Zuges, welcher ihn im August oder September von uns wegführt und ihn im März oder September uns wiederbringt; noch im äußersten Süden Europas aber gehört er unter die Brutvögel. Im Norden hält er sich fast ausnahmslos an den Ufern von Binnengewässern, fern vom Meere, auf; in der Winterherberge bevorzugt er ähnliche Orte, kommt jedoch gelegentlich auch einmal am Seestrande vor. Er reist in großen Gesellschaften und hält sich in der Fremde stets in ziemlichen Schwärmen zusammen.

Ihm ähnlich, aber merklich größer ist der Halsband- oder Sandregenpfeifer (Charadrius hiaticula, torquatus und intermedius, Aegialites hiaticula, intermedius, auritus, hiaticuloides und septentrionalis, Pluvialis torquata, Hiaticula annulata, torquata und arabs). Bei ihm sind ein schmaler Saum an der Wurzel des Oberschnabels, der Vorderscheitel und ein mit beiden zusammenhängender breiter Zügel- und Ohrstreifen sowie ein sehr breites Kropfquerband schwarz, ein schmales, vom Schwarz eingeschlossenes Stirnquerband, Schläfengegend, Kinn, Kehle und ein von hier ausgehendes, nach hinten sich verschmälerndes Halsringband sowie alle übrigen Untertheile weiß, der Scheitel und die ganze Oberseite erd- oder hell olivenbraun, die Schwingen braunschwarz, innen an der Wurzel breit weiß gerandet, außen von der fünften an mit einem weißen Flecke verziert, die oberen Armdeckfedern braun, am Ende weiß gerandet, die Schwanzfedern braunschwarz, vor dem breiten, weißen Endrande dunkler. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel orangegelb, an der Spitze schwarz, der Fuß röthlich orangefarben. Die Länge beträgt neunzehn, die Breite neununddreißig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid.

Der Halsbandregenpfeifer bewohnt den Norden der Alten Welt, brütet in ganz Europa und verbreitet sich bis zur Südspitze Afrikas und über ganz Asien bis Australien, nimmt seinen Sommerstand aber regelmäßig am Seestrande und auf anderen sandigen Strecken in der Nähe der See.

Der Seeregenpfeifer (Charadrius cantianus, littoralis, albifrons und trochilus, Aegialites cantiana, albifrons, ruficeps, dealbata und albigularis, Hiaticula cantiana und elegans, Aegialophilus cantianus) endlich, welcher in der Größe zwischen Fluß- und Halsbandregenpfeifer ungefähr mitteninne steht, unterscheidet sich von beiden durch den Mangel des dunklen Kropfquerbandes. Stirne und Braue, ein breites Halsband und alle Untertheile sind weiß, Zügel und ein Querfleck an jeder Kropfseite schwarz, Scheitel und Nacken rosströthlichbraun, die

Obertheile hell erdbraun, dunkler geschaftet, Bürzel und das mittlere Oberschwanzdeckgefieder dunkelbraun, die Schwingen schwarzbraun, gegen die Wurzel zu weißlich, die Armschwingen braun, innen breit, an der Spitze schmal weiß gesäumt, ihre Deckfedern ebenso, die mittleren Schwanzfedern braun, die drei äußeren Paare weiß, ebenso der Schaft der ersten und die Schaftmitte der folgenden vier oder fünf Schwingen. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleischwarz.

Das Verbreitungsgebiet umfaßt, mit Ausnahme des hohen Nordens, der indischen Inseln, Australiens und Amerikas, die ganze Erde; das Brutgebiet beschränkt sich auf die Küsten der Meere.

Raummangel verbietet mir, die Lebensweise jedes dieser Regenpfeifer besonders zu schildern; ich muß mich daher auf ein flüchtiges Lebensbild des Flußregenpfeifers beschränken. Er ist, wie alle Glieder seiner Familie, halber Nachtvogel, also besonders im Zwielichte rege, in Mondscheinnächten lebendig, jedoch auch übertages thätig, kann ungemein schnell laufen und vortrefflich fliegen, thut letzteres in den Mittagsstunden aber nur sehr selten, während er des Abends und Morgens seine Bewegungslust in jeder Weise zu erkennen gibt. Der Lockton läßt sich durch die Silbe „Dia“ oder „Deä“ ungefähr wiedergeben, der Warnungsruf klingt wie ein kurz ausgesprochenes „Diü“, die Liebesbewerbung ein förmlicher, mit einem Triller endigender Gesang, wie „Düh, dü, düll, düll, lüllül, lüll“. Mit anderen seiner Art lebt er, kleine Raufereien im Anfange der Brutzeit etwa abgerechnet, im besten Einvernehmen, hängt mit unerschütterlicher Liebe an seinem Gatten oder an seiner Brut, begrüßt jenen nach kürzester Abwesenheit durch Töne, Geberden und Stellungen, zeigt sich da, wo er geschont wird, äußerst zutraulich, da, wo er Verfolgungen erfahren mußte, scheu und vorsichtig und gewöhnt sich, selbst alt gefangen, bald an den Verlust seiner Freiheit, wird auch in der Regel sehr zahm. Seine Nahrung besteht aus verschiedenen Kerbthieren und deren Larven, auch wohl Muscheln und kleinen Weichthieren; er wendet Steine um und jagt selbst im Wasser, trinkt oft und viel und badet sich ein- oder zweimal täglich, wie denn Wasser überhaupt wahres Lebensbedürfnis für ihn ist.

Das Nest, eine einfache Vertiefung, welche das Weibchen ausgekratzt und zugerundet hat, steht regelmäßig auf kiesigen Strecken der Flußufer, welche voraussichtlich einer Ueberschwemmung nicht ausgesetzt werden, manchmal einige hundert Schritte vom Wasser entfernt, und enthält um die Mitte des Mai vier niedliche Eier von neunundzwanzig Millimeter Längen- und zweiundzwanzig Millimeter Querdurchmesser, deren Färbung dem Kiesel ringsum täuschend ähnelt, da ihre zarte, glanzlose Schale auf bleich rostgelbem Grunde mit aschgrauem Unter- und schwarzbraunen gröberen und feineren Oberflecken und Punkten, zuweilen kranzartig, gezeichnet ist. Beide Eltern brüten sehr wenig; denn die Sonnenstrahlen vermitteln übertages gleichmäßige Entwickelung des Keimes, und nur bei Regenwetter oder des Nachts sitzen die Alten viel auf den Eiern. Nach funfzehn bis siebzehn Tagen schlüpfen die Jungen aus und verlassen, sobald sie abgetrocknet sind, das Nest mit den Eltern, welche nun alle Zärtlichkeit, deren sie fähig sind, an den Tag legen. Anfänglich tragen sie die Atzung den Jungen im Schnabel zu; schon nach ein Paar Tagen aber sind diese hinlänglich unterrichtet, um sich selbst zu ernähren. Das Versteckenspielen verstehen sie vom ersten Tage ihres Lebens an. In der dritten Woche ihres Daseins können sie, laut Naumann, die Fürsorge der Eltern bereits entbehren; doch halten sie sich zu diesen, bis sie völlig erwachsen sind, bleiben selbst während des Zuges noch in Gesellschaft ihrer Erzeuger.

Gefangene Regenpfeifer zählen zu den anmuthigsten Stubenvögeln, verlangen jedoch sorgfältige Pflege, wenn sie ausdauern sollen. Anfänglich scheu und wild, gewöhnen sie sich doch bald an Pfleger und Käfig und bekunden zuletzt warme Hingebung an ihren Gebieter.

Die dritte Unterfamilie umfaßt die Rennvögel (Cursorinae), welche von einzelnen Forschern auch wohl der Familie der Brachschwalben zugezählt werden. Die wenigen bekannten Arten sind schlanke Vögel mit mittellangem, schwach gekrümmtem, an der Wurzel weichem, an der Spitze

hornigem, tief gespaltenem Schnabel, hochläufigen, aber kurzzehigen, mit kleinen zierlichen Krallen bewehrten Füßen, spitzigen Flügeln, kurzem Schwanze und weichem, glattem Gefieder.

Ein Rennvogel, der Wüstenläufer (Cursorius gallicus, europaeus, isabellinus, pallidus, brachydactylus und Jamesoni, Charadrius gallicus und corrira, Tachydromus gallicus und europaeus, Cursor gallicus, europaeus und isabellinus), hat sich deutsches Bürgerrecht erworben, weil er von seiner Heimat aus nicht allzu selten Europa, zuweilen auch unser Vaterland besucht. Schlanker Leib, ziemlich langer, merklich gebogener Schnabel, sehr hohe, schwache Läufe und dreizehige Füße, große Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste, verhältnismäßig kurzer, breit abgerundeter, aus zwölf bis vierzehn Federn bestehender Schwanz sowie endlich weiches, zartes, dichtes, der Hauptsache nach sandfarbiges Kleingefieder bilden die Merkmale seiner gleichnamigen Sippe (Cursorius). Das Kleingefieder ist isabellfarben, auf der Oberseite röthlicher, auf der Unterseite gilblicher, der Hinterkopf blaugrau, durch einen weißen, am Auge beginnenden, nach hinten laufenden, oberseits durch einen kurzen, unterseits durch einen langen schmalen schwarzen Saum eingefaßten Streifen von der übrigen Färbung abgegrenzt und in einen am Nacken stehenden, dreieckigen Fleck übergehend; die Handschwingen sind braunschwarz, an der Spitze licht gelbröthlich gekantet, die Armschwingen dunkel isabellfarben, vor der weißen Spitze mit einem schwarzen Flecke gezeichnet, auf der Innenfahne mattschwarz, die Steuerfedern röthlich isabell und mit Ausnahme der beiden Mittelfedern, vor der weißen Spitze schwarz in die Quere gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel schwärzlich, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt dreiundzwanzig, die Breite funfzig, die Fittiglänge sechzehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Größe, die Jungen durch ein helleres und dunkler geflecktes und gewelltes Gefieder, gelbe Spitzenränder an den Schwungfedern erster Ordnung und ein weißliches, auf den Seiten mit wenigen schwärzlichen Federn eingefaßtes querlaufendes Nackenband.

Nordafrika, vom Rothen Meere an bis zu den Kanarischen Inseln, sowie Westasien, von Palästina an bis Nordwestindien, bilden das Vaterland, die innerhalb dieser Grenzen gelegenen Wüsten die Aufenthaltsorte des Wüstenläufers. Andere Wüstenthiere wählen sich diejenigen Stellen ihres Wohngebietes, in denen die Armut desselben wenigstens einigermaßen gemildert erscheint; der Wüstenläufer bevorzugt diejenigen Strecken, deren Dürre und Oede uns unheimlich dünken will. Allerdings habe ich ihn zuweilen auch da gefunden, wo wenigstens noch dürftiger Pflanzenwuchs bemerkbar wird; in der Regel jedoch sah ich ihn immer da, wo Stein und Sand zur alleinigen Herrschaft gekommen sind und kaum für Gras, geschweige denn für höhere, begehrlichere Pflanzen Nahrung vorhanden ist. Man kann nicht sagen, daß er in den von mir bereisten Ländern häufig vorkommt; denn man findet ihn nur hier und da und keineswegs regelmäßig. Im Nordwesten Afrikas und insbesondere auf den Kanarischen Inseln scheint er zahlreicher aufzutreten: auf der Osthälfte der letztgenannten Eilande soll er, laut Bolle, eine gewöhnliche Erscheinung sein und auf gewissen Stellen mit Sicherheit angetroffen werden. Lieblingsaufenthaltsplätze von ihm sind steinige Flächen, namentlich solche, mit deren Färbung die seines Gefieders übereinstimmt; doch begegnet man ihm auch auf den wilden, schwarzen Lavaströmen jener Insel. Tristram meint, daß er wahrscheinlich alljährlich die nördliche Sahara wandernd verlasse: ich glaube aus meinen Erfahrungen folgern zu dürfen, daß er nicht regelmäßig zieht, wohl aber streicht und bei dieser Gelegenheit Oertlichkeiten besucht, welche er sonst nicht bewohnt. So traf ich im Winter des Jahres 1850 einen aus mindestens funfzehn Stück bestehenden Flug von ihm in der Nähe von Alexandrien, und zwar auf dem Trümmerfelde der alten Stadt selbst an, sah aber später niemals wieder einen einzigen auf der gleichen Oertlichkeit, so oft und sorgsam ich dieselbe auch absuchte. Vor der Paarungszeit sind wahrscheinlich die Männchen noch mehr zum Umherstreichen geneigt, und dieser Wanderlust verdanken wir die Irrlinge, welche man in Europa

beobachtet hat. Den Süden unseres Erdtheiles besucht der Wüstenläufer selbstverständlich öfter als unser Vaterland. So soll er z. B. in der Provence recht oft vorkommen, und ebenso wird er wohl auch Spanien fast alljährlich besuchen. Nach Osten hin verirrt er sich seltener; doch wissen wir durch Ehrenberg, daß er im Glücklichen Arabien zu den dort heimischen Vögeln gezählt werden muß, durch Tristram, daß er im Thale des Jordan erlegt wurde, durch Nordmann, daß man ihn auch in Rußland angetroffen hat. Laut Harting ist er in England in etwa hundert Jahren sechzehnmal erbeutet, in Frankreich bei Paris, Dünkirchen, Saint Omer, Calais, Abbeville, Amiens, Dieppe, Fécamp, Montpellier und Nîmes erlegt, in Italien, einschließlich Siciliens und Maltas, ziemlich oft wahrgenommen worden. Deutschland hat er wiederholt besucht, zuerst im November des Jahres 1807 das Darmstädtische, später, laut Bruch, wiederholt gewisse Stellen bei Eltfeld am Oberrheine, da, wo der Triebsand in größerer Ausdehnung sich findet, sodann Mecklenburg, im September des Jahres 1868 die Gegend von Lemgo, im Herbste des folgenden Jahres die von Offenbach am Maine und von Ravensburg in Schwaben. Wieviel Wüstenläufer uns sonst noch Besuch abgestattet haben, ohne daß sie bemerkt wurden, läßt sich nicht bestimmen.

Vom Februar bis gegen den Juli hin trifft man den Wüstenläufer paarweise an. Wer gewohnt ist, eine Oertlichkeit sorgfältig abzusuchen, muß ihn trotz seines Wüstenkleides, welches in der Bodenfärbung gleichsam aufgeht, bald wahrnehmen; denn er hat in seiner Erscheinung und in seinem Wesen etwas so auffälliges, daß man ihn nicht übersehen kann. Mit beispiellos schnellem Laufe rennt das Pärchen schußweise über den Boden dahin, jedes Glied desselben in einer Entfernung von etwa funfzehn Schritt von dem anderen, selten näher, selten entfernter. So lange der Vogel läuft, sieht man nur den Körper, nicht die Beine; denn diese verschwinden bei der schnellen Wechselbewegung vollständig dem Auge: es sieht also aus, als wenn ein fußloser Vogel von einer unerklärlichen Kraft über den Boden dahingetrieben würde. Urplötzlich endet die Bewegung; der Läufer steht still, sichert, nimmt auch wohl ein Kerbthier auf, und plötzlich schießt er von neuem weiter. Da, wo er noch keine Nachstellungen erfuhr, läßt er den Beobachter ziemlich nahe an sich herankommen; immer aber weiß er einen gewissen, für das Schrotgewehr gewöhnlich zu weiten Abstand einzuhalten, und so kann man ihm sehr lange folgen, ohne daß er sich zum Auffliegen entschließt. Diese harmlose Schlauheit hat ihm auf den Kanaren den Namen „Kindertäuscher" verschafft, weil unerfahrene Knaben zuweilen wohl glauben mögen, ihn, welcher von seiner Flugbegabung keinen Gebrauch zu machen scheint, mit den Händen greifen zu können, aber zu ihrer Täuschung erfahren müssen, daß seine verhältnismäßig kurzen Läufe ihn ebenso schnell fördern wie die längeren Menschenbeine den Knaben. Aber der Wüstenläufer ist keineswegs bloß auf seine Füße angewiesen, sondern auch ein ganz vortrefflicher Flieger. Erfährt er, daß er es mit einem gefährlichen Gegner zu thun hat, so erhebt er sich mit leichtem, an den unseres Kiebitzes erinnerndem, aber entschieden schnellerem Fluge, eilt in ziemlicher Höhe über den Boden weg, wiegt sich eine Zeitlang anmuthig mit ausgebreiteten Fittigen über der Stelle, welche er sich zum Niedersetzen erwählt und setzt hier das alte Spiel von neuem fort. Seine Vorsicht wird sehr bald rege; längere Verfolgung macht ihn außerordentlich scheu. „Den Jäger", sagt Bolle, „flieht er augenblicklich, sobald derselbe sich ihm geradenwegs nähern will. Man muß ihn erst von ferne, dann immer enger und enger umkreisen und scheinbar gar nicht auf ihn achten, dann ist man seiner Sache ziemlich sicher. Doch gehört, seiner ungemein schnellen Bewegungen halber, immerhin noch eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit dazu, ihn im Laufen zu erlegen." Berittene läßt er unter allen Umständen näher herankommen als Fußgänger; es ist aber sehr schwierig, vom Pferde herab einen wirksamen Schuß auf ihn abzugeben. Der bereits erwähnte Trupp, welcher sich bei Alexandrien aufhielt, wurde durch unsere fortgesetzten Nachstellungen zuletzt so scheu, daß wir uns weder zu Fuße noch zu Esel schußgerecht mehr nähern konnten und genöthigt waren, uns hinter Steinen oder in Gruben zu verbergen und die Vögel treiben zu lassen. Jedenfalls geht aus allen Beobachtungen zur Genüge hervor, daß auch die höheren Fähigkeiten des Wüstenläufers wohl entwickelt

sind. Seine Stimme habe ich niemals vernommen; Heuglin dagegen bemerkt, daß der Vogel, obgleich im ganzen sehr schweigsam, beim Aufstehen einen kurzen zweisilbigen Laut ausstößt und, wenn er sich mit anderen in der Luft umhertummelt, ein eigenthümliches „pfeifend-rätschendes", nicht lautes Geschrei vernehmen läßt.

Seinen Nistplatz wählt der Wüstenläufer auf dürren, mit kurzem Grase spärlich bewachsenen Ebenen, auch wohl auf steinigen Flächen. Als Nest selbst dient eine einfache Vertiefung. Das Gelege enthält drei bis vier Eier. Diese haben die Größe der Hohltaubeneier, aber die kurze gedrungene Gestalt der Brachschwalbeneier, sind etwa vierzig Millimeter lang, siebenundzwanzig Millimeter dick, kurzbauchig, am dicken Ende sehr stumpf, gegen die Spitze verschmächtigt zugerundet, dünnschalig, mattglänzend und echt sandfarbig, da die Grundfärbung ein bleiches Ocker- oder Sandgelb ist und die Zeichnung aus asch- und bräunlichgrauen Flächenstrichen und Kritzeln besteht, welche sich über die Oberfläche vertheilen und nur um die Mitte des Eies zu einem etwas deutlicher hervortretenden Gürtel zusammendrängen. Im übrigen mangelt uns über das Brutgeschäft noch ausführliche Kunde. Die kleinen Flüge, welche man im Herbste findet, bestehen wahrscheinlich aus dem Elternpaare und seinen Kindern, unter Umständen auch aus mehreren Familien. Im Spätherbste aber tragen schon alle Glieder eines derartigen Verbandes das ausgefärbte Kleid, und daraus geht hervor, daß das Jugendkleid sehr rasch abgelegt, der Wüstenläufer also schon im zweiten Frühlinge seines Lebens fortpflanzungsfähig wird.

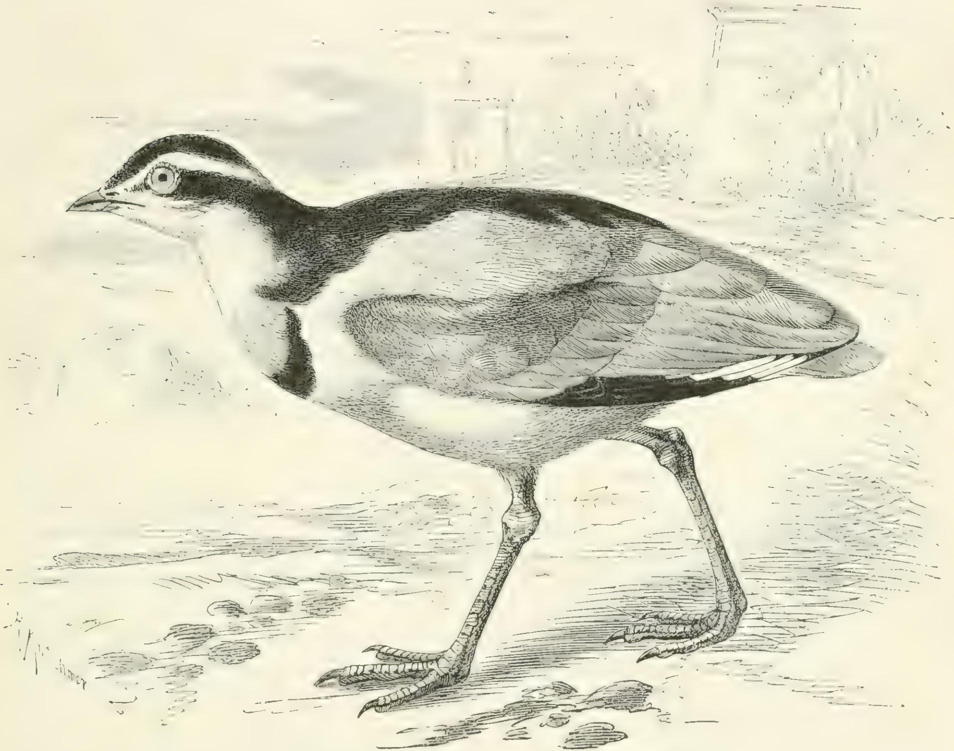
Auf den Kanaren fängt man den Vogel, laut Bolle, auf eine sehr einfache Weise. „Man stellt eine große tiefe Schüssel oder sonst ein Thongeschirr auf, wie man es in Norddeutschland mit Sieben zu thun pflegt. Als Lockspeise dient eine weithin leuchtende gelbe Maiskolbe, an welche mitunter noch ein Wurm gespießt wird. Die Wüstenläufer fressen nun zwar höchst selten Körner, gehen aber dem Mais nach, um Larven daraus hervorzuziehen. Sobald sie an der Kolbe picken, fällt ihnen die Pfanne über den Kopf, und sie sind gefangen." Entsprechend gepflegt, halten auch sie sich recht gut im Käfige. Sie gewöhnen sich zwar schwer an ein Ersatzfutter, dauern jedoch, falls dies geschehen, jahrelang aus. Ein Weibchen, welches Favier pflegte, soll während mehrerer Jahre in unregelmäßigen Zwischenräumen allsommerlich Eier gelegt haben.

*

„Wenn das Krokodil mit gähnendem Rachen auf dem Lande liegt", erzählt Plinius, Herodots Mittheilungen benutzend, „fliegt der Vogel Trochilus herbei, schlüpft ihm ins Maul und reinigt dasselbe. Das thut dem Krokodile wohl, und es schont daher den Vogel; ja es öffnet den Rachen weiter, damit er sich nicht drückt, wenn er heraus will. Dieser Vogel ist klein, nicht größer als eine Drossel, hält sich in der Nähe des Wassers auf und warnt das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliegt und es theils durch seine Stimme, theils durch Picken an der Schnauze aufweckt." Diese Angabe, welche man am liebsten ins Gebiet der Fabel verweisen möchte, ist thatsächlich begründet; denn der Freundschaftsbund zwischen dem Krokodile und seinem Wächter, wie die Araber den Vogel nennen, besteht heute noch.

Der Krokodilwächter (Hyas aegyptia, aegyptiaca und aegyptiacus, Charadrius aegyptiacus, melanocephalus und africanus, Pluvianus aegyptius, aegyptiacus, melanocephalus und chlorocephalus, Cursorius aegyptius, Cursor und Amoptila charadroides) bildet gewissermaßen ein Uebergangsglied vom Wüstenläufer zu den Regenpfeifern, steht aber jenem viel näher als diesen. Seine Gestalt ist gedrungen, der Kopf mittelgroß, verhältnismäßig kleiner als bei den Regenpfeifern, der Schnabel von mehr als halber Kopflänge und ziemlich kräftig, seitlich zusammengedrückt und an den Schneiden eingezogen, an der Wurzel niedrig, vor ihr und ebenso vom Kinnwinkel an erhöht, auf der Oberseite sanft gegen die Spitze gebogen, am Unterkiefer gerade, das Bein bedeutend niedriger als bei den übrigen Rennvögeln, aber doch noch immer ziemlich hoch, bis weit über die Ferse nackt, der Fuß dreizehig, der Flügel so lang, daß er das

Ende des Schwanzes erreicht, in ihm die erste Schwinge die längste, der Schwanz mittellang, sanft abgerundet; die Federn des Hinterkopfes verlängern sich etwas über die anderen, so daß sie eine kurze Holle bilden, die des Mittelrückens aber so weit, daß sie bis zum ersten Drittel des Schwanzes herabreichen, und ebenso sind die Oberarmschwingen so entwickelt, daß sie bei zusammengelegten Flügeln die Handschwingen fast oder ganz bedecken. Oberkopf, ein breiter Zügelstreifen, welcher sich im Genicke vereinigt, Nacken, ein breites Brustband und die verlängerten schmalen Rückenfedern sind schwarz, ein Augenbrauenstreifen, welcher über den Nasenlöchern beginnt und am Hinterkopfe



Krokodilwächter (Hyas aegyptia). 2/5 natürl. Größe.

zusammenläuft, Kehle und Gurgel sowie die ganze übrige Unterseite aber weiß, seitlich und an der Brust blaß rothbraun, in der Steißgegend in Bräunlich-Isabellfarben übergehend, die Oberflügeldeck- und die Schulterfedern licht schieferblau oder aschgrau, die Schwingen, mit Ausnahme der ersten, welche nur an der Wurzel der Außenfahne einen lichten Saum zeigt, in ihrer Mitte und an der Spitze schwarz, an der Wurzel und vor der Spitze aber weiß, so daß zwei breite Bänder entstehen, welche den geöffneten Flügeln zum größten Schmucke werden, die Steuerfedern blaugrau, an der Spitze weiß, vor ihr durch ein schwarzes Band gezeichnet. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß lebhaft bleigrau. Die Länge beträgt zweiundzwanzig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter. Das Weibchen ist kaum kleiner als das Männchen.

Der Krokodilwächter, dessen Bild auf den altegyptischen Denkmälern oft dargestellt wurde, da es in dem hieroglyphischen Alphabet das U ausdrückt, ist häufig im ganzen Nilgebiete. Von Kairo an stromaufwärts vermißt man ihn an keiner geeigneten Stelle des Nilufers. Sein Verbreitungskreis reicht soweit nach Süden, als ich selbst gekommen bin; ich habe ihn aber immer nur am Nile selbst gesehen und darf also diesen Strom für den Nordosten Afrikas als seine eigentliche

Heimat bezeichnen. An den Strömen Westafrikas und ausnahmsweise in Palästina hat man ihn ebenfalls beobachtet; ob er aber wirklich schon auf europäischem Boden angetroffen wurde, wie man behauptet hat, bleibt noch fraglich. Jedenfalls gehört er weder zu den Zug- noch zu den Strichvögeln. Wenn möglich, wählt er eine Sandbank zu seinem Standorte und hält an diesem fest, so lange ihn der Hochstand des Wassers nicht zum Verlassen desselben zwingt.

Schwerlich dürfte es einen Nilreisenden geben, dem der schmucke, lebendige, gewandte und schreilustige Vogel nicht aufgefallen wäre. Er macht sich bemerklich, wenn er mit der seiner Familie eigenen Eilfertigkeit dahinrennt, und noch bemerklicher, wenn er über dem Wasser wegfliegt und dabei seine volle Schönheit, die weiß und schwarz gebänderten Schwingen, entfaltet. Sein Lauf ist sehr gewandt, geschieht aber nicht ruckweise; der Flug fördert, den spitzigen Schwingen entsprechend, sehr rasch, scheint auch durchaus nicht zu ermüden, wird aber selten weit ausgedehnt. Der Krokodilwächter fliegt höchstens von einer Sandbank zur anderen und dabei stets sehr niedrig über dem Wasser dahin, niemals nach Art unserer Regenpfeifer oder Strandläufer, welche sobald wie möglich eine gewisse, ihnen sicher dünkende Höhe zu erreichen suchen. Während des Fluges vernimmt man regelmäßig seine laute, pfeifende Stimme, welche aus einer Reihe von Tönen besteht und ungefähr wie „Tschip-tschip-hoit" klingt. Aber auch im Sitzen oder Umherlaufen läßt sich der Vogel oft vernehmen; denn er ist ebenso redselig, wie sein Verwandter schweigsam.

Seinen aus dem Arabischen übersetzten Namen trägt er mit vollstem Rechte, leistet jedoch nicht bloß dem Krokodile, sondern allen übrigen Geschöpfen, welche auf ihn achten wollen, Wächterdienste. Jedes Schiff, jeder nahende Mensch, jedes Säugethier, jeder größere Vogel erregt seine Aufmerksamkeit, und er beeilt sich, durch lebhaftes Geschrei dies männiglich kundzugeben. Anerkennenswerthe List, scharf beurtheilender Verstand und bewunderungswürdiges Gedächtnis sind ihm eigen: es scheint, als fürchte er keine Gefahr, aus dem einfachen Grunde, weil er sie kennt und zu würdigen weiß. Mit dem Krokodile lebt er wirklich in Freundschaft, aber nicht etwa, weil das gefräßige Kriechthier wohlwollende Gefühle für ihn hegt, sondern weil seine Klugheit und Gewandtheit ihn vor böswilligen Gelüsten sichern. Bewohner der Sandbänke, welche das Krokodil zum Schlafen und Sonnen aufsucht, ist er mit diesem Ungeheuer von Jugend auf vertraut geworden und hat gelernt, wie er sich ihm gegenüber benehmen muß. Ohne Besorgnis läuft er auf dem Rücken der Panzerechse auf und nieder, als ob dieser ein Stück grünen Rasens wäre, unbekümmert liest er Kerbthiere und Egel ab, welche das Krokodil schröpfen wollen, wagt sich sogar daran, seinem gewaltigen Freunde die Zähne zu putzen, d. h. buchstäblich Brocken, welche zwischen denselben hängen blieben, oder Thiere, welche sich an den Kinnladen und dem Zahnfleische festsetzten, wegzunehmen: ich habe das gesehen, und zwar zu wiederholten Malen. Wie er mit einem Seeadler umgeht, habe ich bereits (Bd. IV, S. 665) erzählt. In seinem Gebaren zeigte sich bei jener Gelegenheit sicherlich ebensoviel Dreistigkeit und Ueberlegung, wie sie der Sperling bekundet, wenn er gefangene Adler in ihrem Käfige besucht und scheinbar unbekümmert das verlangende Auge dieser Räuber auf sich ruhen sieht. In der Achtsamkeit des Krokodilwächters und in der Würdigung der Umstände und Ereignisse beruhen auch die Dienste, welche er leistet. Das Geschrei, welches er beim Anblicke eines ihm fremdartig oder gefährlich dünkenden Wesens oder Gegenstandes ausstößt, erweckt das schlafende Krokodil und läßt diesem gerathen erscheinen, sich in die sicheren Fluten zurückzuziehen.

Es ist möglich, daß unser Vogel dann und wann ein Samenkorn mit verzehrt; seine gewöhnliche Nahrung aber entnimmt er dem Thierreiche. Er frißt Kerbthiere aller Art, namentlich Sandkäfer, Fliegen, Wasserspinnen, Gewürm, kleine Muscheln, Fische und, wie aus der angegebenen Beobachtung hervorgeht, auch Brocken vom Fleische größerer Wirbelthiere.

Die List des Krokodilwächters zeigt sich deutlich gelegentlich seines Fortpflanzungsgeschäftes. Nur einmal ist es mir gelungen, das Nest des häufigen Vogels aufzufinden, obgleich ich zu allen Jahreszeiten und insbesondere, wenn die Zergliederung der erlegten Stücke mich lehrte, daß die Brutzeit eingetreten war, nach Nestern und Eiern gesucht habe. Ein Zufall ließ mich entdecken, wie

es der schlaue Gesell anfängt, seine Eier vor dem Auge eines Feindes zu verbergen. Durch das Fernrohr beobachtete ich längere Zeit ein Pärchen, von dem der eine Gatte auf dem Sande saß, während der andere in seiner gewöhnlichen Weise hin- und herlief. Ich vermuthete, daß der sitzende mit Brüten beschäftigt sein möge, nahm mir die Stelle fest ins Auge und ging langsam auf dieselbe zu. Zu nicht geringem Erstaunen bemerkte ich, daß der Vogel, als ich etwa bis auf hundert Schritte herangekommen war, mit einer gewissen Vorsicht aufstand, eilfertig scharrte, sodann zum anderen rannte und mit diesem scheinbar gleichgültig sich entfernte. Bei der betreffenden Stelle angekommen, konnte ich zunächst nichts unterscheiden, und mehr zufällig als infolge meines Suchens entdeckte ich endlich eine Unebenheit im Sande, grub nach und hatte zwei Eier in den Händen, welche vollständig mit Sand überdeckt gewesen waren und, wenn die Mutter mehr Zeit gehabt hätte, gewiß so überdeckt worden wären, daß man auch die Mulde nicht wahrgenommen haben würde. Die Eier dieser Vögel gehören zu den schönsten, welche Stelzvögel überhaupt legen. In Gestalt und Korn ähneln sie den Eiern des Wüstenläufers, in der Größe denen der Brachschwalbe. Ihr Längendurchmesser beträgt etwa neunundzwanzig, ihr Querdurchmesser dreiundzwanzig Millimeter; ihre Färbung ist ein röthliches Sandgelb, die Zeichnung ein helleres und tieferes Rothgrau, die Oberzeichnung ein lebhaftes Kastanienbraun, welche mit dem Grau Flecke, Punkte, Striche und Wurmlinien bildet und die Oberfläche ziemlich gleichmäßig bedeckt. Die bräunlichgelb und schwarzgetigerten Jungen, welche nach Heuglins Beobachtungen sehr gut laufen und sich geschickt zwischen Steinen und in Vertiefungen niederdrücken, erhalten mit dem Flüggewerden das Kleid ihrer Eltern; wenigstens erinnere ich mich nicht, jemals abweichend gefärbte Stücke gesehen zu haben.

Ueber Gefangenhaltung des Krokodilwächters kenne ich keinen Bericht.

Die Schwalbenwader oder Brachschwalben (Glareolinae), welche eine anderweitige, der vorhergehenden eng sich anschließende Unterfamilie bilden, vereinigen sozusagen die Merkmale mehrerer Ordnungen in sich. Sie haben einen Schnabel, welcher zwischen dem eines Huhnes und dem eines Nachtschattens ungefähr die Mitte hält, schlanke, über der Ferse nackte Beine, mit vier mittellangen, schmalen Zehen, deren äußere und mittlere durch eine Spannhaut verbunden sind, und welche schlanke, spitzige, fast gerade Nägel tragen, lange Flügel, deren Aehnlichkeit mit denen der Schwalben ihnen zu dem passenden Namen verholfen hat, und unter deren Schwingen die erste alle übrigen an Länge überragt, und einen ziemlich langen, entweder gerade abgeschnittenen oder gegabelten, aus vierzehn Federn gebildeten Schwanz. Das Gefieder ist dicht und weich, je nach dem Geschlechte und der Jahreszeit wenig, nach dem Alter ziemlich verschieden, sehr übereinstimmend bei allen Arten, welche man aufgestellt hat. Der innere Leibesbau und insbesondere die Bildung des Brustbeines gibt uns ein untrügliches Merkmal, daß die Schwalbenwader Verwandte der Regenpfeifer sind. Die Wirbelsäule besteht nach den Untersuchungen von Wagner aus dreizehn Hals-, sieben Rücken- und sieben Schwanzwirbeln; das mäßig breite Brustbein verbreitert sich nach hinten und zeigt hier zwei gleich lange Fortsätze, welche jederseits zwei Buchten abgrenzen; das Thränenbein ist sehr ansehnlich, die unteren Flügelbeine sind lang, die Gaumenbeine breit &c.

Alle Länder rings um das Mittelländische und Schwarze Meer und außerdem die Tiefebenen der Donau und Wolga sowie die Steppen Rußlands und Sibiriens beherbergen die Brachschwalbe, auch wohl Sandhuhn genannt (Glareola pratincola, torquata, austriaca und limbata, Hirundo und Trachelia pratincola, Pratincola glareola). Ihre Länge beträgt sechsundzwanzig, die Breite neunundfunfzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge zehn Centimeter. Das Gefieder des Oberkörpers ist ölbraun, im Nacken rostbräunlich verwaschen, auf Schultern und Deckfedern metallisch schimmernd, das des Bürzels, der Unterbrust und des Bauches

weiß; das der Oberbrust ist bräunlich verwaschen; die röthlichgelbe Kehle wird von einem braunen Ringe eingefaßt, die Handschwingen und deren Decken sind schwarz, die Armschwingen gegen die Spitze hin graulich, am Ende schmal weiß gesäumt, die unteren Flügeldeckfedern tief kastanienbraun, die Steuerfedern schwarzbraun, an der Wurzel weiß, die äußersten außen, die mittleren am Ende weiß gesäumt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, im Winkel korallroth, der Fuß schwarzbraun. Männchen und Weibchen gleichen sich.

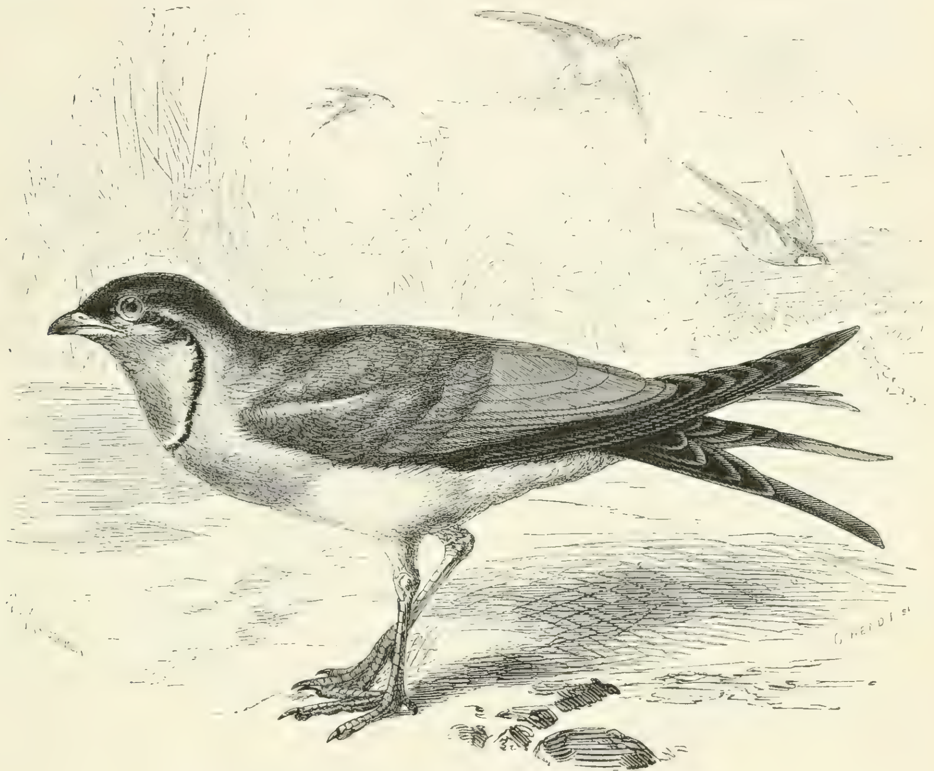
Die Steppenbrachschwalbe (Glareola melanoptera, Nordmanni und Pallasii), welche in den Steppen um das Schwarze Meer heimisch ist, unterscheidet sich von der Verwandten durch höhere Läufe und braunschwarze Unterflügeldeckfedern.

Das Verbreitungsgebiet beider Schwalbenwader erstreckt sich weit über Europa hinaus. Die Brachschwalbe besucht auf ihrem Zuge alle Länder Süd- und Mitteleuropas, ganz Mittel- und Südasien und ganz Afrika, die Steppenbrachschwalbe annähernd dieselben Länder. Jene erscheint alljährlich zu tausenden und abertausenden in Egypten, war daher den alten Egyptern wohl bekannt, wurde sehr oft auf den Denkmälern dargestellt und als Jagdvogel bezeichnet, von welchem beispielsweise Ptah Hotep, ein reicher Egypter, nicht weniger als einhundert und elf tausend erlegt haben will. Nach Heuglins Beobachtungen, mit denen die meinigen übereinstimmen, stellt sie sich im unteren Nillande wie am Rothen Meere bereits im August, spätestens im September ein, wandert zuweilen in unzählbaren Flügen längs des Niles oder der Küste des Rothen Meeres nach Inner-, West- und Südafrika, vertheilt sich hier über die Steppen, fängt Heuschrecken, erscheint mit Falken, Würgerschnäppern, Bienenfressern vor der Feuerlinie der brennenden Steppe, tummelt sich auf sandigen Uferstellen und Dünen, sammelt sich zu unschätzbaren Massen auf dem nach der Nilüberschwemmung freiwerdenden Schlammlande längs des Stromes, mausert, feistet sich und kehrt endlich, im April und Mai, wieder nach der Heimat zurück, verweilt dabei in Egypten noch mehrere Tage oder Wochen und wandert sodann rasch ihren Brutplätzen zu. Schon an den Neusiedler Seen in Ungarn nehmen viele ihrer Art Sommerherberge; häufiger begegnet man ihnen in Mittelungarn und in überraschend großer Anzahl an den Seen Südrußlands und Mittelsibiriens oder ebenso an ähnlichen Oertlichkeiten in Nordwestafrika und Kleinasien. Sie halten sich gern an ein Gewässer, ohne sich jedoch streng an dasselbe zu binden, machen zwischen salzigem und süßem Wasser keinen Unterschied, meiden aber während des Sommers die Küste des Meeres und ebenso sandige Uferränder. Sofort nach Ankunft auf den Brutplätzen vertheilen sie sich in Paare, und jedes von diesen behauptet seinen Standort, ohne jedoch wegen desselben mit anderen Ansiedlern in Streit zu gerathen. Baldamus fand auf einem Maisfelde am weißen Moraste funfzehn Nester auf einer Fläche von kaum zwanzig Ar, bestätigt aber die Beobachtungen Löbensteins, welcher ausdrücklich hervorhebt, daß sich die Pärchen streng zusammenhalten, und daß man dann selten mehr als zwei neben einander sieht.

Die Brachschwalbe ist ein ausgezeichneter Läufer, aber ein noch viel besserer Flieger. Der Lauf geschieht in kurzen Absätzen, nach Art der Regenpfeifer, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Vogel dabei wie ein Steinschmätzer mit dem Schwanze wippt; der Flug erinnert nur entfernt an den anderer Stelzvögel, ähnelt vielmehr dem einer Seeschwalbe und zeichnet sich aus durch seine Schnelle, seine schönen Schwenkungen, die jähen Wendungen und den vielfachen Wechsel überhaupt. Die Stimme läßt sich durch die Silbe „Kliet“, welcher zuweilen ein schnarrendes „Kerr“ angehängt wird, ungefähr ausdrücken; Naumann glaubt die Silben „Karjäh“ und „Wedre“ herausgehört zu haben. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht obenan, wie schon das große Auge schließen läßt und der lebende Vogel jederzeit beweist.

Während der Brutzeit sieht man die zierlichen und harmlosen Vögel paarweise, entweder laufend oder fliegend ihre Jagd auf Kerbthiere, Käfer, Motten, Hafte, Libellen und Heuschrecken betreiben. Laufend jagen sie oft, und zwar nach Art der Rennvögel, nur mit der Eigenthümlichkeit,

daß eine und die andere Brachschwalbe zuweilen meterhoch vom Boden aufspringt um ein in solcher Entfernung vorüberschwirrendes Kerbthier wegzunehmen, weit häufiger aber fliegend, und zwar mit einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, welche der wirklicher Schwalben wenig nachgibt. Ueber dem Röhrichte der Sümpfe, über dem Getreide, insbesondere aber über Kleefeldern schweben sie unermüdlich auf und nieder, stürzen plötzlich herab, öffnen den tief gespaltenen Schnabel und fangen unter laut hörbarem Schnappen das erspähte Kerbthier, gleichviel ob dasselbe fliegt oder an



Brachschwalbe (Glareola pratincola). ½ natürl. Größe.

einem der Halme festsitzt. Zeitweilig bilden Heuschrecken fast ausschließlich ihre Nahrung. Rasch verschlingt der Vogel ein solches Kerbthier, und die Verdauung desselben geschieht so wunderbar schnell, daß nach höchstens zehn Minuten die Reste des beim Durchgange durch den Darmschlauch gleichsam ausgepreßten Kerfes bereits wieder abgehen und so in kürzester Frist die Vertilgung einer erheblichen Anzahl des gefürchteten „Entblätterers" möglich wird. Alle Kerbthiere, welche die Brachschwalbe aufnimmt, werden ganz verschlungen, genau so, wie es der Ziegenmelker thut: von der Mühle fand in der Speiseröhre der von ihm auf der Jagd erlegten Brachschwalben werthvolle Käfer so vollständig erhalten, daß er sie für seine Sammlung verwenden konnte. Den Nachtschatten ähneln die Brachschwalben auch darin, daß sie zuweilen noch spät am Abende jagen, wie man sie überhaupt mehr Dämmerungs- als Tagvögel nennen möchte. Die Mittagsstunden wenigstens verschlafen sie, in der Nähe ihres Nestes oder während der Zugzeit in endloser Reihe an dem Ufer eines Flusses oder Sees sitzend.

Zu Nistplätzen bevorzugen sie seichte Ufer der Sümpfe, baumlose Viehweiden in der Steppe oder Feldflächen, welche nur theilweise angebaut sind. Das Nest besteht aus einer kleinen, mit

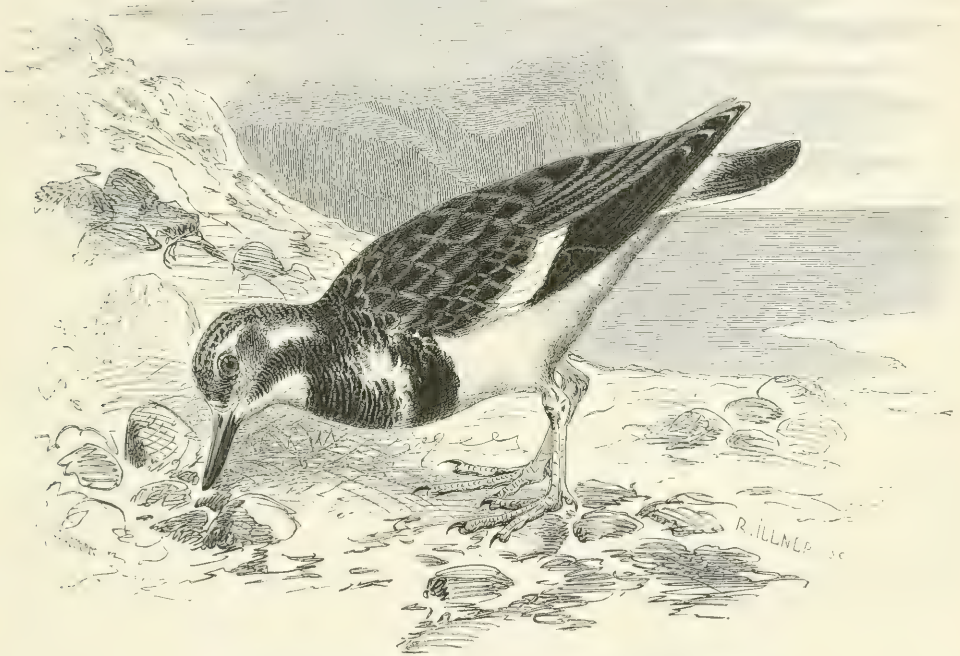
Halmen und Wurzeln ausgelegten Grube; das Gelege enthält vier Eier von durchschnittlich einunddreißig Millimeter Längs- und dreiundzwanzig Millimeter Querdurchmesser, welche denen der Zwergseeschwalbe ähneln und auf glanzlosem, lehmbräunlichem oder graugrünlichem Grunde mit vielen deutlichen grauen Schalenflecken und zahlreichen, verworrenen Schnörkeln von gelbbrauner bis kohlschwarzer Färbung bedeckt sind. Wie die meisten übrigen Stelzvögel lieben auch die Brachschwalben ihre Brut ungemein und wenden die verschiedensten Mittel an, um die geliebten Eier oder Kinder vor den Nachstellungen eines Feindes zu retten. Tobias erlegte mit dem zweiten Schusse seines Doppelgewehres den einen Gatten des Paares und beobachtete, daß der andere nach dem Schusse augenblicklich herbeigestürzt kam, neben dem todten Gefährten sich niedersetzte, hier verweilte, bis das Gewehr wieder geladen worden war und nun ebenfalls getödtet werden konnte. Löbenstein sah, als er sich einem Neste mit Eiern näherte, daß einer der Alten mit hängenden Flügeln und ausgebreitetem Schwanze umherlief, zu verschiedenen Malen sich niederdrückte, wieder eine Strecke lief und dies, unzweifelhaft in der Absicht, den Jäger wegzuführen, oft nach einander wiederholte. Ebenso nimmt die Brachschwalbe, laut Gonzenbach, in der Nähe des Nestes äußerst sonderbare Stellungen an, indem sie den Flügel wie Segel in die Höhe hebt oder wagerecht ausbreitet, so daß die Spitzen die Erde berühren, sich auch wohl mit ausgebreiteten Flügeln flach auf den Boden legt und eine Zeitlang in der Stellung verweilt, gewiß nur, um dasselbe zu erreichen, welches sie bezweckt, wenn sie davon hinkt. Erfahrungsmäßig macht sie länger fortgesetzte Jagd bald sehr scheu; in der Nähe ihres Nistplatzes aber vergißt sie alle Vorsicht, und der Jäger, welcher mit dem Hunde einen solchen Platz besucht, geht nie vergeblich aus, weil sie, wie Kiebitze, Seeschwalben und Möven, wüthend auf den Vierfüßler herabsticht. Die Jungen sind Nestflüchter, welche sich, wenn dies noth thut, in den ersten Tagen ihres Lebens, durch Niederducken zu verbergen wissen, rasch heranwachsen und bald alle Fähigkeiten ihrer Eltern sich erwerben.

In Ungarn und Rußland nimmt man den Brachschwalben rücksichtslos die Eier weg, welche man findet; in Griechenland verfolgt man auch die Alten des leckeren Fleisches wegen, welches zumal im Herbste sehr fett und dann höchst schmackhaft ist. Für den Käfig fängt man die prächtigen Vögel leider selten ein. Graf von der Mühle versichert, daß sich alt gefangene bei einem Ersatzfutter mit aufgeweichtem Milchbrode wohl befanden, mit allerlei anderem Strandgeflügel vertrugen und bald sehr zahm wurden. Eine Brachschwalbe, welche Savi mehrere Monate unterhielt, verschmähte kein Kerbthier, zog Maulwurfsgrillen jedem anderen Futter vor, nahm sie aber nie aus dem Wasser, sondern immer nur vom trockenen Boden weg oder aus der Hand des Pflegers, tödtete sie vor dem Verschlingen, indem sie dieselben gegen den Boden schlug und dann verschluckte. Später gewöhnte sie sich an hartgesottenes Ei und schien dieses zuletzt fast ebenso gern zu fressen wie Kerbthiere. Wenn sie Hunger hatte, schrie sie mit starker, schrillender Stimme, so oft sich ihr jemand näherte, und bis sie befriedigt wurde.

Unter dem kleinen Strandgewimmel, welches die Küste des Meeres belebt, bemerkt man hier und da auch einen schön gezeichneten, äußerst lebendigen Vogel, welcher sich von den übrigen nicht bloß durch seine Gestalt, sondern in mancher Hinsicht auch durch sein Betragen auszeichnet. Man hat diesen Vogel, den Steinwälzer, so ziemlich auf der ganzen Erde gefunden, an den Küsten Islands und Skandinaviens wie an denen Griechenlands, Süditaliens und Spaniens, in Neuholland wie in Mittelamerika und Brasilien, in Egypten wie am Vorgebirge der Guten Hoffnung, in China wie in Indien, überall aber vorzugsweise am Meere und nur während der Zugzeit, jedoch immer sehr einzeln, an Binnengewässern. Er ist also Weltbürger in des Wortes eigentlicher Bedeutung.

Der Steinwälzer, Steindreher, Dolmetscher ꝛc. (Strepsilas interpres, collaris, borealis, littoralis und minor, Arenaria cinerea und interpres, Tringa interpres, mori-

nella, hudsonica und oahuensis, Morinella collaris, Cinclus interpres und morinella, Charadrius cinclus), darf als Vertreter einer besonderen Unterfamilie (Strepsilinae) betrachtet werden und bildet in unseren Augen ein Verbindungsglied zwischen Hühnerstelzen und Schnepfen. Der Leib ist kräftig, der Kopf verhältnismäßig groß und hochstirnig, der Schnabel kürzer als der Kopf, kegelförmig, ein wenig und sanft aufwärts gebogen, auf der Firste abgeplattet und durchgehends hart, das Bein verhältnismäßig niedrig, aber kräftig, der Fuß vierzehig, der Flügel lang



Steinwälzer (Strepsilas interpres). 1/2 natürl. Größe.

und spitzig, in ihm die erste Schwinge die längste, das Oberarmgefieder bedeutend verlängert, der zwölffederige Schwanz kaum mittellang, sanft abgerundet, das Gefieder ziemlich reich, jedoch knapp anliegend, durch lebhafte Färbung ausgezeichnet. Nitzsch fand bei Zergliederung alle wesentlichen Merkmale der Regenpfeifer, hebt aber als bezeichnend hervor: die Schmalheit der Stirnbeine, die Kürze der Fußwurzeln und die ungemeine Stärke des Muskels, welche den Unterkiefer abzieht und den Schnabel öffnet. Beim alten Vogel im Sommerkleide sind Stirne, Wangen, ein breites Halsband im Nacken, Unterrücken, Kehle und Unterdeckfedern der Flügel sowie ein Streifen über dem Flügel rein weiß, ein Streifen, welcher auf der Stirne beginnt, neben dem Auge vorüber und am Halse herabläuft, der Vorderhals, die Seiten des Halses und der Brust schwarz, die Federn des Mantels schwarz und roth gefleckt, die des Scheitels weiß und schwarz in die Länge gestreift, die Flügeldeckfedern kastanienbraunroth, schwarz gefleckt; der Bürzel zeigt eine breite braune Binde; die Schwingen sind schwärzlich, die Steuerfedern an der Wurzel und an der Spitze weiß, gegen das Ende hin von einer breiten schwarzen Binde durchzogen. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß orangegelb. Die Länge beträgt vierundzwanzig, die Breite achtundvierzig, die

Fittiglänge funfzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Im Herbste und Winter wird das Kleid durch die breiten Federränder unscheinbar. Bei den Jungen ist der Oberkörper schwärzlich graubraun, rost- und ockergelb, der Vorderkörper grauschwarz.

Man darf annehmen, daß der Steinwälzer hauptsächlich den Meeresküsten entlang zieht und deshalb so selten das Innere des Landes besucht. Im Norden wie im Süden unseres heimatlichen Erdtheiles kann man beobachten, daß sein Zug ebenso regelmäßig geschieht wie bei anderen Strandvögeln. In Skandinavien, auf Island und in Grönland erscheinen die ersten Steinwälzer von den letzten Tagen des April an bis zur Mitte des Mai und verlassen diese Gegend schon zu Ende des August wieder. Zur selben Zeit gewahrt man die ersten bereits an der Küste des Mittelmeeres und zwar an der nördlichen ebenso gut wie an der südlichen. In der Sommerherberge lebt der Vogel paarweise und nur um die Zugzeit in kleineren Gesellschaften; in der Winterherberge vereinigt er sich zwar hauptsächlich mit den kleinen Strandläufern, bildet aber doch auch selbständige Flüge, welche bis zu bedeutender Anzahl anwachsen können. Letztere entfernen sich nur dann von der eigentlichen Küste des Meeres, wenn in deren Nähe ein Salzwassersee liegt.

Schönheit des Gefieders, Lebhaftigkeit, Munterkeit und leichte Bewegung zeichnen den Steinwälzer aus. Eigentlich ruhig sieht man ihn selten; höchstens in den Mittagsstunden verträumt er ein paar Minuten, still auf einer und derselben Stelle sitzend. Während der Zeit des übrigen Tages ist er in steter Bewegung, vom Morgen bis nach Sonnenuntergang, oft auch noch des Nachts. Er geht trippelnd, wenn er Nahrung sucht, ziemlich langsam, vermag aber rennend ungemein rasch weite Strecken zu durchmessen, obgleich er die Gewohnheit hat, ein Stück schußweise fortzulaufen, dann auf irgend einer kleinen Erhöhung eine Zeitlang still zu halten und von neuem wegzuschießen. Im Fluge bekundet er die Meisterschaft seiner Verwandten, versteht pfeilschnell dahinzufliegen, gewandt zu schwenken und zu wenden und bewegt sich dicht über der Erde fort ebenso sicher wie in höheren Luftschichten. Seine Stimme mag als ein gellendes, schneidendes Pfeifen bezeichnet werden; denn sie besteht nur aus einem Laute, welchen man durch die Silbe „Kie" etwa wiedergeben kann. Dieser eine Laut wird bald länger gedehnt, bald schnell nacheinander hervorgestoßen, so daß er sehr verschieden in das Ohr des Beobachters fällt. Am Meeresstrande gehört der Steinwälzer überall zu den vorsichtigsten Vögeln. Er läßt gern andere, größere Strandvögel für seine Sicherheit wachen, übernimmt aber, wenn er sich unter den kleineren Strandläufern umhertreibt, auch seinerseits das Amt des Warners oder Wächters und weiß sich sehr bald Beachtung, ja einen gewissen Gehorsam zu verschaffen. Verfolgung macht ihn überaus scheu.

So lange er in Thätigkeit ist, geht er seiner Nahrung nach. Diese besteht aus allerlei kleinem Meergethiere, vorzugsweise also aus Würmern und zarten Muschelthieren, welche er aus dem Sande bohrt, oder durch Umdrehen der Steine erbeutet: daher sein Name. Kerbthiere, welche sich über der Flutgrenze aufhalten, werden von ihm selbstverständlich auch mitgenommen; sein eigentliches Weidegebiet aber ist der Küstenstreifen, welcher von der Ebbe trocken gelegt wird und also nur ausnahmsweise Kerfe beherbergt.

Zur Niststelle wählt er sich am liebsten kleine, flache Sandinseln oder kiesige Stellen am Gestade. Aus den Beobachtungen Schillings scheint hervorzugehen, daß er solche Inseln, welche mit kurzem Heidekraute und einzelnen verkrüppelten Wacholderbüschen bestanden sind, anderen vorzieht; Holland beobachtete, daß er Plätze erwählt, auf denen höhere Gras- oder Binsenbüschel stehen, unter denen dann das Nest angelegt wird. Während der Brutzeit scheint er sich hier und da tiefer in das Innere des Landes zu begeben, so zum Beispiel auf Island. Das Nest ist eine mit wenigen Hälmchen dürftig ausgelegte Vertiefung. Die vier Eier ähneln entfernt denen des Kiebitzes, sind aber kleiner, etwa vierzig Millimeter lang, dreißig Millimeter dick, glattschalig und auf graubraunem, gelblicholiven- oder seegrünem Grunde mit dunkelbraunen, ölgrauen und schwärzlich olivenfarbigen Flecken und Punkten, auch wohl mit Schnörkeln gezeichnet, am dicken Ende dichter als an der Spitze. Beide Eltern legen ihre warme Liebe für die Brut durch

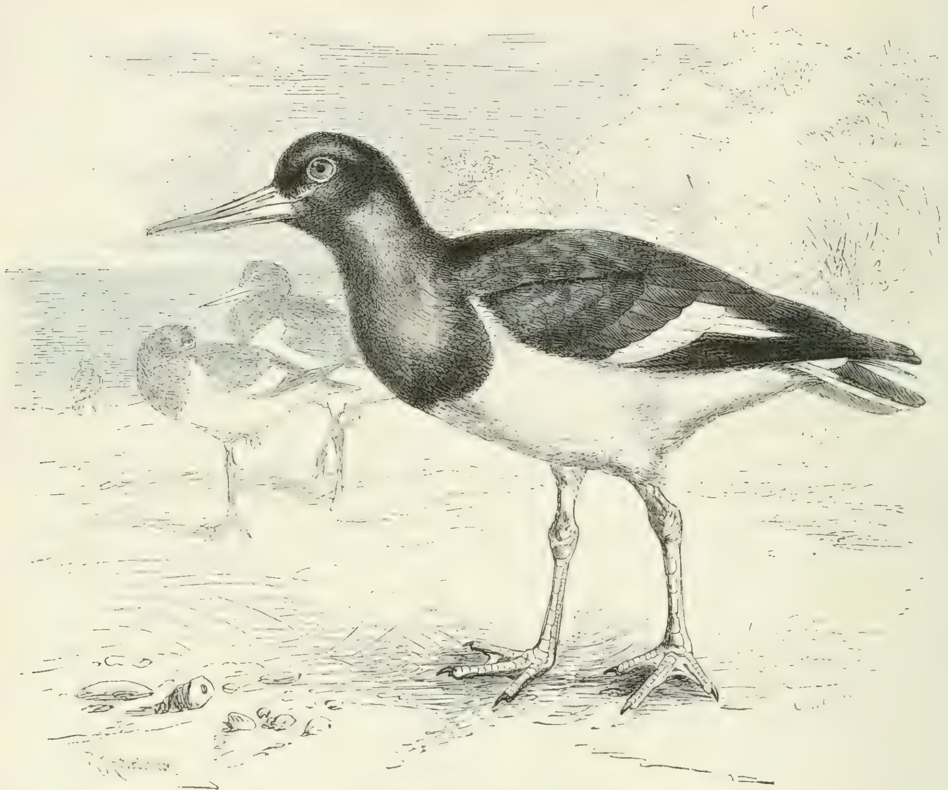
Schreien, ängstliches Umherfliegen und lebhafte Geberden an den Tag. Die Jungen betragen sich nach Art der Regenpfeifer.

Gefangene Steinwälzer gelangen nicht oft in unsere Käfige, dauern jedoch, mindestens bei magerem Futter, einige Jahre aus und werden sehr zahm.

Wer irgend eine Küste der Nordsee besucht, wird gewiß die Bekanntschaft eines Strandvogels machen, welcher hier fast aller Orten häufig vorkommt und sich durch sein Betragen so auszeichnet, daß man ihn nicht übersehen kann. Die Küstenbewohner sind mit ihm ebenso vertraut worden, wie wir mit einem unserer Raben oder mit dem Sperlinge: darauf hin deutet schon sein Namenreichthum. Der Austerfischer, Austersammler, Austerfresser, Austeregel und Austerdieb, die Meer-, See-, Strand- oder Wasserelster, Heister- oder Elsterschnepfe, Seeschnepfe ꝛc. (Haematopus ostralegus, hypoleucus, balthicus, orientalis und longirostris, Scolopax pica, Ostralega pica und europaea, Ostralegus vulgaris), fällt auf durch seine Gestalt und hat außer seinen Sippschaftsangehörigen keine ihm wirklich nahe stehenden Verwandten, gilt daher mit Recht als Vertreter einer besonderen Unterfamilie (Haematopodinae), über deren Zusammengehörigkeit mit den Regenpfeifern sich rechten läßt. Ihn kennzeichnen gedrungener Leib und großer Kopf, welcher einen langen, geraden, sehr zusammengedrückten, vorn keilförmigen, harten Schnabel trägt, der mittelhohe, kräftige Fuß, dessen drei Zehen sich ebensowohl durch ihre Kürze wie ihre Breite und eine große Spannhaut zwischen der äußeren und mittleren auszeichnen, die mittellangen, aber spitzigen Flügel, in denen die erste Schwungfeder die längste ist, und der aus zwölf Federn gebildete ziemlich kurze, gerade abgeschnittene Schwanz. Im inneren Baue macht sich, laut Nitzsch, bemerklich: die bedeutende Entwickelung derjenigen Muskeln, welche die Kiefer bewegen, und mehrere hiervon theilweise abhängige Verhältnisse des Kopfgerüstes sowie auch gewisse Eigenthümlichkeiten des übrigen Gerippes und der Weichtheile. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn Hals-, neun Rücken- und neun Schwanzwirbeln. Das Gabelbein ist weniger als bei anderen Strandvögeln gekrümmt; die vier Hauptbuchten des Brustbeines sind sehr entwickelt, die neun Rippenpaare fallen auf durch ihre Schmächtigkeit, die Gaumenbeine durch ihre Breite; die Augenscheidewand ist mehrfach durchbrochen. Ausgebildete Nasendrüsen, welche als breite Polster die zwischen den Augen befindliche Gegend der Stirnbeine bedecken, die kurze, am hinteren Rande mit hornigen Zähnen besetzte Zunge, der dickwandige, reichmuskelige Vormagen, der schwachmuskelige Magen und der sehr lange Darmschlauch mögen außerdem noch hervorgehoben werden. Das Gefieder ist auf der Oberseite, dem Vorderhalse und Kropfe schwarz, etwas schillernd, auf dem Unterrücken und Bürzel, unter dem Auge, auf der Brust und dem Bauche weiß; die Handschwingen und Steuerfedern sind an der Wurzel weiß, übrigens schwarz. Das Auge ist lebhaft blutroth, am Rande orangefarbig, ein nackter Ring um dasselbe mennigroth; der Schnabel zeigt dieselbe Färbung, hat aber eine lichtere Spitze; die Füße sehen dunkelroth aus. Die Länge beträgt zweiundvierzig, die Breite zweiundachtzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge elf Centimeter. Das Weibchen ist etwas kleiner und das Schwarze an der Vorderbrust bei ihm auf einen geringen Raum beschränkt. Im Winterkleide zeigt die Gurgel einen weißen halbmondförmigen Fleck.

Vom Nordkap oder vom Finnischen Meerbusen an bis zum Kap Tarifa hat man den Austerfischer an allen europäischen Küsten beobachtet, besonders häufig da, wo die Küste felsig ist. Ebenso findet er sich auf den Inseln der Nordsee und allen Küsten des Eismeeres und auffallenderweise auch an großen Strömen Nordasiens, so, nach unseren Beobachtungen, am ganzen unteren Ob. Nach Südeuropa kommt er während des Winters, aber keineswegs häufig; denn seine Wanderungen sind in mehrfacher Hinsicht eigenthümlich. So verläßt er den Strand der Ostsee regelmäßig, während er auf Island bloß vom Nordrande zur Südküste zieht. Die Erklärung hiervon ist nicht

schwer zu geben: unser Vogel verweilt da, wo der Golfstrom die Küste bespült, jahraus jahrein, und verläßt sie da, wo die See im Winter zufriert, er also zum Wandern gezwungen wird. Gelegentlich seiner Reisen zieht er soviel wie möglich der Küste nach, überfliegt ohne Bedenken einen Meerestheil, höchst ungern aber einen Streifen des Festlandes, gehört deshalb bei uns im Binnenlande überall zu den seltenen Vögeln. Diejenigen Austerfischer, welche die Nord- und Ostsee



Austerfischer (Haematopus ostralegus). 1/3 natürl. Größe.

verlassen, finden schon an den französischen Küsten geeignete Herbergen, während diejenigen, welche im Chinesischen Meere leben, ihre Reise bis nach Südindien ausdehnen.

So plump und schwerfällig unser Vogel aussieht, so bewegungsfähig zeigt er sich. Er läuft, in ähnlicher Weise wie der Steinwälzer, absatzweise, gewöhnlich schreitend oder trippelnd, nöthigenfalls aber auch ungemein rasch dahinrennend, kann sich, Dank seiner breitsohligen Füße, auf dem weichsten Schlicke erhalten, schwimmt, und keineswegs bloß gezwungen, vorzüglich und fliegt sehr kräftig und schnell, meist geradeaus, aber oft auch in kühnen Bogen und Schwenkungen dahin, mehr schwebend als die meisten übrigen Strandvögel. Seine Stimme, ein pfeifendes „Hyip“, wird bei jeder Gelegenheit ausgestoßen, zuweilen mit einem langen „Kwihrrrrr“ eingeleitet, manchmal auch kurz zusammengezogen, so daß sie wie „Kwik, kwik, kewik, kewik“ klingt. Am Paarungsorte trillert er wundervoll, wohltönend, abwechselnd und anhaltend.

Sein Betragen erklärt die Beachtung, welche ihm überall gezollt wird. Es gibt keinen Vogel am ganzen Strande, welcher im gleichen Grade wie er rege, unruhig, muthig, neck- und kampflustig und dabei doch stets wohlgelaunt wäre. Wenn er sich satt gefressen und ein wenig ausgeruht hat, neckt und jagt er sich wenigstens mit seinesgleichen umher; denn lange still sitzen, ruhig auf

einer Stelle verweilen, vermag er nicht. Solches Necken geht zuweilen in ernsteren Streit über, weil jeder eine ihm angethane Unbill sofort zu rächen sucht. „Acht bis zehn dieser Vögel", erzählt Graba, „saßen auf einem oder auf zwei Beinen im besten Schlafe neben einander, als plötzlich durch das Vorbeifliegen einer anderen Schar und durch deren Geschrei sie aus dem Schlafe aufwachen. Dabei trat unglücklicherweise einer dem anderen auf den Fuß. Sogleich kam es zum Zweikampfe. Mit vorgestrecktem Halse und Schnabel rückten beide wie Hähne auf einander los, schlugen sich mehrere Male mit den Flügeln und hackten sich mit dem Schnabel. Der Kampf währte nicht lange; denn der eine wich und sein Gegner begnügte sich, einige zornige und verächtliche Blicke, mit den nöthigen Geberden begleitet, nachzuschicken." Solch innerlicher Hader ist übrigens selten unter einer Gesellschaft der Austerfischer, weil sie beständig Kämpfe mit fremdartigen Vögeln auszufechten haben. Aufmerksamer als jeder andere Küstenvogel, finden sie fortwährend Beschäftigung, auch wenn sie vollständig gesättigt sind. Jeder kleine Strandvogel, welcher naht oder wegfliegt, wird beobachtet, jeder größere mit lautem Rufe begrüßt, keine Ente, keine Gans übersehen. Nun nahen der Küste aber auch andere Vögel, welche jene als Feinde, mindestens als Störenfriede der Gesammtheit kennen gelernt haben. Sobald einer von diesen, also ein Rabe oder eine Krähe, eine Raub- oder große Seemöve, von weitem sich zeigt, gibt ein Austerfischer das Zeichen zum Angriffe, die übrigen erheben sich, eilen auf den Feind zu, schreien laut, um seine Ankunft auch anderen Vögeln zu verrathen, und stoßen nun mit größter Wuth auf den Eindringling herab. In diesem Gebaren gleichen sie ganz den Kiebitzen; ihre Waffe ist aber vorzüglicher und der Erfolg um so sicherer. Daß das übrige Strandgeflügel bald lernt, ihre verschiedenen Stimmlaute zu deuten, den gewöhnlichen Lockton z. B. vom Warnungsruf zu unterscheiden, versteht sich von selbst. Da, wo es Austerfischer gibt, sind sie es, welche vor allen übrigen das große Wort führen und das Leben des vereinigten Strandgewimmels gewissermaßen ordnen und regeln. Dem Menschen weichen die listigen Geschöpfe überall mit der nöthigen Vorsicht aus. Sie kennen den Hirten, den Fischer, wissen, daß diese beiden ihnen selten oder niemals beschwerlich fallen und lassen sie deshalb ohne Bedenken nahe herankommen; aber sie betrachten jeden anderen Menschen mit mißtrauischen Blicken und gestatten dem Jäger wohl einmal, nicht aber fernerhin, ihnen so nahe auf den Leib zu rücken, daß er einen erfolgreichen Schuß abgeben kann.

Welcher Handlung der Austerfischer seinen gewöhnlichen Namen verdankt, ist schwer zu sagen, denn er fischt gewiß niemals Austern. Allerdings nimmt er gern kleinere Weichthiere auf, frißt auch wohl eine größere Muschel aus, welche todt an den Strand geschleudert wurde, ist aber nicht im Stande, eine solche zu öffnen. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Gewürm, und wahrscheinlich bildet der Uferwurm den größten Theil seiner Speise. Daß er dabei einen kleinen Krebs, ein Fischchen und ein anderes Seethier nicht verschmäht, bedarf der Erwähnung nicht, ebensowenig, daß er in der Nähe des an der Küste weidenden Viehes Kerbthiere erjagt. Muscheln und Steinchen wendet er vielleicht noch häufiger um als der Steinwälzer.

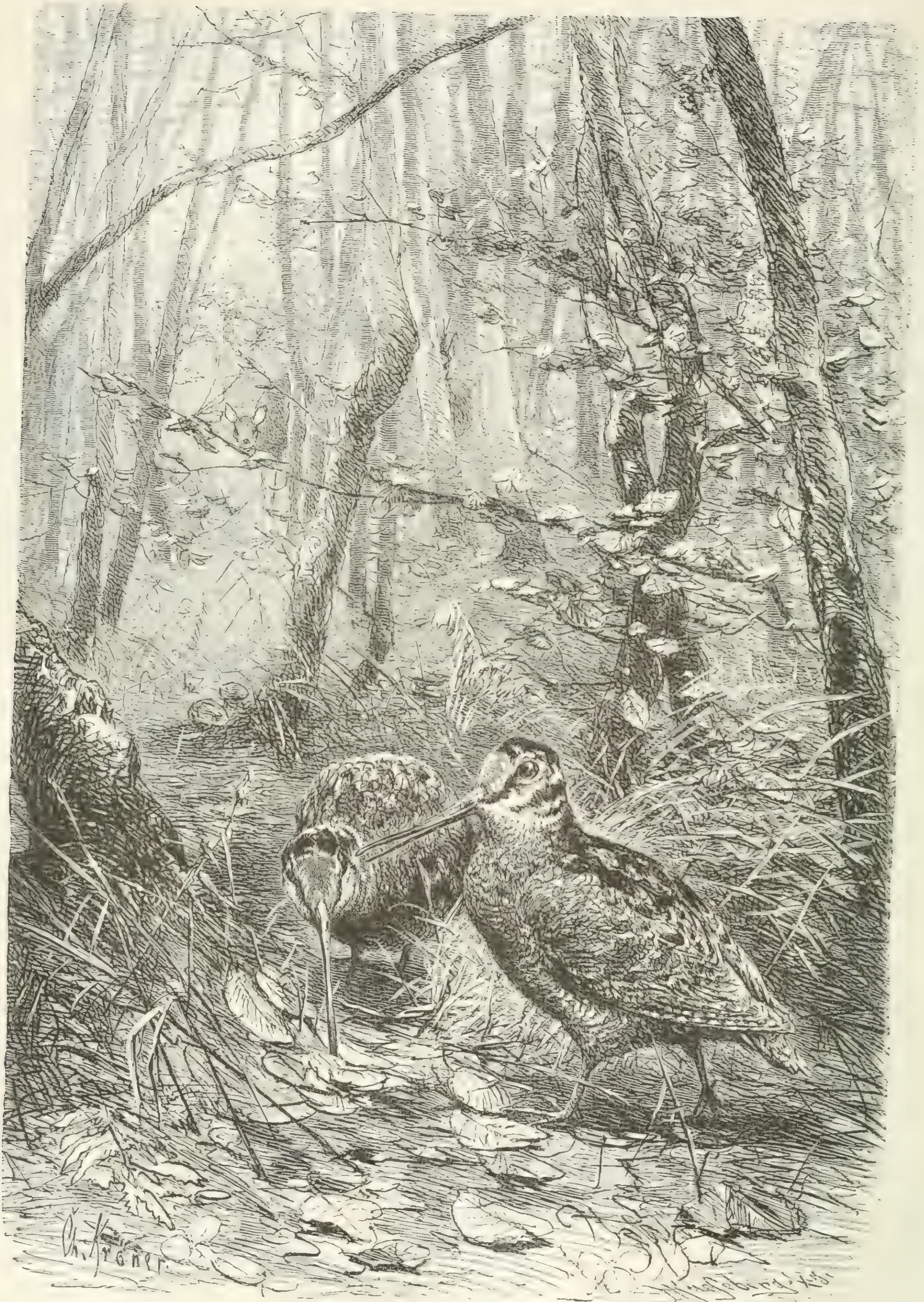
Diejenigen Austerfischer, welche als Strandvögel betrachtet werden können, beginnen um die Mitte des April, die, welche wandern, etwas später mit dem Nestbaue. Die Vereine lösen sich, und die Pärchen vertheilen sich auf dem Brutplatze. Jetzt vernimmt man hier das Getriller der Männchen fortwährend, kann auch Zeuge ernster Kämpfe zweier Nebenbuhler um ein Weibchen werden. Dagegen leben die Austerfischer auch auf dem Brutplatze mit allen harmlosen Vögeln, welche denselben mit ihnen theilen, im tiefsten Frieden. Kurze, grasige Flächen in der Nähe der See scheinen ihre liebsten Nistplätze zu sein; wo diese fehlen, legen sie das Nest zwischen den von Hochfluten ausgeworfenen Tangen am Strande an. Das Nest ist eine seichte, selbstgekratzte Vertiefung; das Gelege besteht aus drei, oft auch nur aus zwei sehr großen, bis sechzig Millimeter langen, vierzig Millimeter dicken, spitzigen oder rein eiförmigen, festschaligen, glanzlosen, auf schwach bräunlich rostgelbem Grunde mit hell violetten oder dunkel graubraunen und grauschwarzen Flecken, Klexen und Punkten, Strichen, Schnörkeln ꝛc. gezeichneten Eiern, welche übrigens vielfach abändern. Das

Weibchen brütet sehr eifrig, in den Mittagsstunden aber nie, weshalb es auch von dem Männchen nicht abgelöst wird; doch übernimmt dieses die Sorge für die Nachkommenschaft, wenn die Mutter durch irgend einen Zufall zu Grunde geht. Nach etwa dreiwöchentlicher Bebrütung entschlüpfen die Jungen und werden nun von den Alten weggeführt. Bei Gefahr verbergen sie sich gewöhnlich, wissen aber auch im Wasser sich zu bewegen; denn sie schwimmen und tauchen vortrefflich, können sogar auf dem Grunde und unter Wasser ein Stück weglaufen. Beide Alten sind, wenn sie Junge führen, vorsichtiger und kühner als je.

Am leichtesten kann man die Austerfischer berücken, wenn man zur Zeit ihres Mittagsschläfchens auf sie ausgeht; ihre Sinne sind aber so fein, daß man ihnen auch dann vorsichtig nahen muß, weil sie die Tritte eines gehenden Menschen hören oder doch verspüren. Erschwert wird die Jagd noch ganz besonders dadurch, daß sie ein überaus zähes Leben besitzen und einen sehr starken Schuß vertragen. Uebrigens jagt wohl nur der Naturforscher oder der Sonntagsschütze ernsthaft auf Austerfischer, weil deren Wildpret von der Nahrung einen so widerwärtigen Geschmack annimmt, daß es gänzlich ungenießbar wird. Dagegen gelten deren Eier mit Recht als höchst schmackhafte Speise. Liebhaber fangen sich einen oder den anderen, um den anziehenden Gesellen in der Gefangenschaft beobachten zu können. Laufschlingen, welche dort, wo sich viele dieser Vögel umhertreiben, gestellt werden, führen regelmäßig zum Ziele, und die Eingewöhnung der gefangenen verursacht keine Mühe. Wenn man ihnen anfänglich einige Krabben, zerkleinertes Fischfleisch, zerhackte Muscheln und dergleichen vorwirft, kann man sie bald ans einfachste Stubenfutter, aufgeweichtes Milchbrod nämlich, gewöhnen. Die Alten verlieren bald ihre Scheu vor dem Menschen, d. h. sobald sie zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß dieser ihnen wohl will. Sie vertragen sich auch mit allen übrigen Vögeln, welche man mit ihnen zusammenbringt, und leisten diesen nach wie vor ihre Wächterdienste. „Ein Paar Austerfischer", erzählt Gadamer, „welche ich vom Neste aus groß gezogen hatte, waren so zahm, daß sie mich sogar an meiner Stimme erkannten und mich, sobald sie dieselbe vernahmen, mit lautem Zurufe begrüßten. Ich ließ sie unter meinen Haushühnern frei umherlaufen, und nie waren die Hühner so sicher vor dem Habichte, als so lange sie diese treuen Wächter hatten, welche die Ankunft eines solchen Räubers sofort durch ihr weit tönendes Angstgeschrei zu erkennen gaben und sich bei den Hühnern bald Nachachtung zu verschaffen wußten." Leider verbleichen Schnabel und Füße schon nach kurzer Gefangenschaft.

Die dritte Familie, etwa einhundertundzwanzig, über alle Erdtheile und Gürtel verbreitete Arten umfassend, ist die der Schnepfenvögel (Scolopacidae). Sie kennzeichnen der walzenförmige Rumpf, der stark gewölbte, mittelgroße Kopf, der lange, dünne, an den Schneiden stumpfe und ungezahnte, schwache, nicht selten weiche und biegsame, meist mit nervenreicher Haut überzogene Schnabel, der schwache, schlanke, gewöhnlich hohe Fuß, welcher drei vorwärts gerichtete Zehen und in der Regel auch eine kleine, kurze, höher gestellte Hinterzehe hat, bei einigen Arten kurze Schwimmhäute, bei anderen Hautlappen an den Seiten der Zehen trägt, der mittellange, spitzige Flügel, dessen hinterer Rand mehr oder weniger sichelförmig ausgeschnitten ist, und welcher vor der ersten großen Schwungfeder noch ein kleines schmales Federchen, eine verkümmerte Schwinge, trägt, sowie endlich der kurze, aus zwölf bis sechsundzwanzig Steuerfedern gebildete Schwanz. Das hinsichtlich seiner Dichtigkeit und Färbung vielfach abändernde Gefieder ist nach dem Geschlechte wenig, nach dem Alter und der Jahreszeit bei vielen sehr verschieden.

Alle dieser Familie angehörigen Vögel bewohnen feuchte und sumpfige Orte, die Ufer der Gewässer und die Seeküste, leben im Sommer paarweise, wenn auch oft noch in Vereinen, während des Herbstes und Winters in großen und in gemischten Gesellschaften, scheinen sich gegenseitig zugethan zu sein, verkehren mindestens gern mit einander, und fressen Kerbthiere, deren Larven,



Band VI.

Waldschnepfe.

Würmer, Schal- und Krebsthierchen, einzelne wohl auch Sämereien. Bei fast allen Arten betheiligen sich beide Geschlechter am Fortpflanzungsgeschäfte, bauen gemeinschaftlich an dem sehr verschiedenen, meist jedoch auf dem Boden stehenden Neste, bebrüten auch abwechselnd die vier birnförmigen, erdfarbenen Eier und führen die flaumigen Jungen, welche das Nest sehr bald verlassen, bis diese selbst im Stande sind, sich Nahrung zu suchen. Alle bei uns wohnenden Arten gehören zu den Zugvögeln; die unter niederen Breiten lebenden sind Strichvögel.

Die Merkmale der Schnepfen (Scolopacinae) sind kräftiger, verhältnismäßig kurzer Leib, von beiden Seiten zusammengedrückter, hochstirniger Kopf, kleiner, abgeplatteter Scheitel und große, auffallend weit nach oben und hinten stehende Augen, langer, gerader, schwacher, schmaler, nach vorn sich verschmächtigender, sehr weicher und biegsamer, tastfähiger Schnabel, dessen Unterkieferspitze von der des oberen theilweise umschlossen wird, niederer, schwacher, weicher, über der Ferse wenig oder nicht nackter Fuß, unter dessen drei Vorderzehen die mittlere durch ihre Länge auffällt, verhältnismäßig kurzer, aber breiter Flügel und der durch die wechselnde Anzahl der Steuerfedern, welche zwischen zwölf und sechsundzwanzig schwankt, bemerkenswerthe, kurze, breite, zugespitzte oder abgerundete Schwanz. Das Kleingefieder liegt, trotz seiner Weiche und Dichte, glatt oder doch geschlossen an; seine Färbung ähnelt, ungeachtet der sehr verschiedenartigen Zeichnung, unter allen Umständen der Bodenfärbung des bezüglichen Aufenthaltes.

Obgleich der innere Bau der Schnepfen die allgemeinen Bildungsverhältnisse der Gruppe zeigt, fällt er doch durch die höchst eigenthümliche Kopfbildung, welche, laut Nitzsch, in der ganzen Klasse nicht weiter gefunden wird, besonders auf. „Die Hirnschalenkapsel ist namentlich mit dem Gehirne so nach unten und da theils wieder nach vorn gezogen, daß die Schläfe keines der großen Thränenbeine berührt, der Augenhöhlenrand völlig geschlossen wird und alle sonst unteren und hinteren Theile des Kopfes seltsam zusammengeschoben und gewissermaßen verrückt werden. Das große Hinterhauptsloch kommt demnach ganz nach unten, weit nach vorn und unter die Augen zu liegen; die Oberfläche des großen Gehirnes wird nach hinten und unten umgestülpt, und seine Basis richtet sich nach oben. Die Ohröffnung, welche bei allen anderen Vögeln hinter dem Auge steht, ist hier unter das Auge gestellt und dem vorderen Augenwinkel genähert. Der Paukenknochen ist in den vorderen Augenwinkel gerückt, so daß er vom Thränenbeine nach außen verdeckt wird, und so kommen denn auch die übrigen, zum Oberkiefer gehörigen und sonst unter den Augen liegenden Knochen, namentlich die Verbindungsbeine, das Gaumenbein und der Jochbogen, vor das Auge und das Thränenbein zu liegen. Der knochenzellige Tastapparat an beiden Kieferspitzen ist ganz vorzüglich ausgebildet. Die meist sechseckigen, in die Länge gezogenen Knochenzellen, welche die Enden der zur Schnabelhaut gehenden Nervenfäden vom fünften Paare umgeben, sind bei den Schnepfen größer, deutlicher und viel zahlreicher als bei den wenigen außerdem mit ähnlichen Tastwerkzeugen versehenen Gattungen. Das Brustbein ist nach hinten sehr verlängert, das Becken auch im hinteren Theile schmäler als bei den Verwandten. Die Oberarmknochen übertreffen die Schulterblätter wenig an Länge. Die Zunge ist schmal, spitzig und lang, jedoch kürzer als der Schnabel, ihr Kern nur hinten verknöchert, der Zungenbeinstiel beweglich, der Vormagen lang und sehr drüsenreich, der Magen schmal und ebenfalls in die Länge gezogen."

Unsere Waldschnepfe, Busch-, Holz-, Berg-, Stein- und Dornschnepfe oder Schnepfe ohne alle Nebenbezeichnung (Scolopax rusticola, rusticula, indica, orientalis, sylvestris, scoparia, platyura und pinetorum, Rusticola vulgaris, europaea und sylvestris), vertritt die erste Sippe der Familie und kennzeichnet sich durch den verhältnismäßig starken, an der Spitze runden Schnabel, die niedrigen, stämmigen, bis auf die Ferse befiederten Füße, deren kleine Hinterzehe einen sehr kurzen Nagel trägt, die ziemlich gewölbten, stumpfspitzigen Flügel und den aus zwölf Steuerfedern gebildeten Schwanz. Das Gefieder ist auf dem Vorderkopfe grau, auf Ober-, Hinter-

kopf und Nacken mit vier braunen und ebenso vielen rostgelben Querstreifen gezeichnet, übrigens oben rostfarben, rostgrau, rostgelb, graubraun und schwarz gefleckt, an der Kehle weißlich, auf dem übrigen Unterkörper graugelblich und braun gewellt; die Schwingen sind auf braunem, die Steuerfedern auf schwarzem Grunde mit rostfarbenen Flecken gezeichnet. Das sehr große Auge ist braun, der Schnabel wie der Fuß horngrau. Die Länge beträgt zweiunddreißig, die Breite achtundfunfzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Alle Jäger unterscheiden zwei verschiedene Waldschnepfen, welche von den meisten Naturforschern als Ab- und Nebenarten, von anderen aber als verschiedenartige Vögel angesehen werden.

Mit Ausnahme einiger nordischen Inseln hat man die Waldschnepfe in allen Ländern Europas und ebenso in ganz Nord- und Mittelasien angetroffen. Gelegentlich ihres Zuges besucht sie von Europa aus Nordwestafrika, von Nordasien aus Indien, und zwar nicht bloß die nördlichen Hochgebirge, sondern auch das südliche Tiefland bis Kalkutta und Madras hinab. Gewöhnlich nimmt man an, daß ihre eigentliche Heimat, d. h. also ihr Brutgürtel, zwischen dem fünfundvierzigsten und siebenundsechzigsten Grade nördlicher Breite gelegen sei; wir wissen aber jetzt bereits durch Graf von der Mühle, daß einzelne Waldschnepfen in den griechischen Gebirgen und durch Mountaineer, daß nicht wenige im Himalaya, hier freilich dicht unter der Schneegrenze, nisten. In Deutschland brüten verhältnismäßig wenige Schnepfen, die meisten noch in den Mittelgebirgen oder im Norden unseres Vaterlandes; im Norden trifft man sie während des Sommers in allen größeren Waldungen an. Milde Winter veranlassen sie zuweilen, den Brutplatz jahraus, jahrein zu behaupten; die Mehrzahl aber tritt in jedem Herbste eine Reise an und nimmt erst in den südeuropäischen Gebirgen Herberge. In Griechenland treffen, nach von der Mühle's Beobachtungen, einzelne bereits um die Mitte des September ein, beziehen zunächst die Hochgebirge, werden aber später durch die sich hier fühlbar machende Kälte in die Ebene herabgedrückt. „Sobald der größere Theil der Wachteln seine gefährliche Reise über das Meer angetreten hat", sagt gedachter Forscher, „erscheinen in der Morea die Waldschnepfen, und zwar anfangs auf denselben Plätzen, auf welchen der Jäger kurz zuvor noch ergiebige Wachteljagd trieb, nämlich in den Hecken und Gebüschen längs den Dämmen der Abzugskanäle oder auf den felsigen Hügeln, wo sie sich hinter Salbei und Myrtengesträuch verstecken. Ihre Anzahl ist eine ungewöhnlich große. Tritt kalte Witterung ein, so ziehen sie sich von den bebuschten Wiesen weg und sind nur in den engen Gebirgsthälern und auf Abhängen der Hügel, welche auf der Mittagsseite liegen, oder an bebuschten Flußufern aufzufinden." Das späte Erscheinen in den Niederungen hängt, laut Lindermayer, ganz von den Witterungsverhältnissen ab. Bei herrschendem Südwestwinde ist weder in der Ebene noch in den Vorbergen eine Schnepfe zu finden: „kaum aber stürzt sich der Nordwind über die albanesischen Gebirge herab über unsere sonnigen Ebenen, so bringt er auch eine fabelhafte Menge von Schnepfen mit. An solchen Tagen werden selbst in der Provinz Attika, deren Bodenbeschaffenheit doch höchst ungeeignet erscheint, hunderte dieser schönäugigen Vögel erlegt". Drei Engländer, welche zwischen Patras und Pyrgos im Peloponnes jagten, erbeuteten innerhalb drei Tagen eintausend Schnepfen. Vom Februar an beginnen sie bereits ihren Rückzug. Ungefähr dasselbe gilt für andere südeuropäische und nordwestasiatische Länder, also für Rumänien, Bulgarien, die Türkei, Kleinasien, Süditalien und Spanien, wahrscheinlich auch für Marokko oder die Atlasländer überhaupt.

Je nach der im Norden stattfindenden Witterung trifft die Schnepfe bei uns zu Lande früher oder später im Jahre ein. Ein alter Jägerspruch trifft so ziemlich das rechte:

„Reminiscere — nach Schnepfen suchen geh',
Oculi — da kommen sie,
Lätare — das ist das wahre,
Judica — sind sie auch noch da,
Palmarum — trallarum,
Quasimodogeniti — halt, Jäger halt, jetzt brüten sie".

Ein Jahr in das andere gerechnet, darf man annehmen, daß man von Mitte des März an auf durchziehende Schnepfen rechnen kann. Aber bestimmtes kann nicht gegeben werden, weil gerade dieser Vogel dem Jäger, welcher ihn auf das genaueste beobachtet, in jedem Jahre neue Räthsel aufgibt. „Ich habe den Schnepfenstrich", sagt Schauer, „siebzehn Jahre lang in Polen und Galizien fast täglich besucht, in den fünf Jahren jeden Tag ohne Ausnahme vom ersten bis zum letzten April; habe genau Register geführt, und Tag und Stunde, Wärme- und Luftmesser, Anfang und Ende des Striches, die Anzahl der Schnepfen, welche geschossen, gesehen, gehört wurden, die Witterung des Tages während des Striches, Wind, Wolkenzug ꝛc., alles genau beobachtet, und wenn man mir jetzt sagt: Sie gehen bei diesem Wetter auf den Schnepfenstrich, es werden keine ziehen, so antworte ich: Davon will ich mich überzeugen. Die alten Jäger sind der Meinung, daß der Schnepfenstrich von der augenblicklichen Witterung abhinge, dem aber ist nicht so: meine genauen und ununterbrochenen Beobachtungen haben mich das Gegentheil gelehrt, aber auch zu der Ueberzeugung geführt, daß die Waldschnepfe durch ein Vorgefühl für die bevorstehende Witterung geleitet wird. Ihr Zug selbst ist höchst verschieden. Vorgestern zogen alle sehr niedrig und langsam, gestern niedrig und rasch, heute sehr hoch und ohne zu balzen, morgen kommen sie so spät, daß man kaum schießen kann, und übermorgen sind sie gleich nach Sonnenuntergang da." Dem kann man noch hinzufügen, daß auch die Straße, welche sie während des Zuges benutzen, eine vielfach verschiedene ist; denn während man in einem Jahre an einer Oertlichkeit, welche allen Anforderungen zu entsprechen scheint, sehr viele Waldschnepfen antrifft, sieht man in anderen Jahren hier kaum eine, obgleich die Umstände das Gegentheil erwarten lassen. Wenn nach einem strengen Winter rechtzeitig Thauwetter eintritt, und die Luft fortan gelinde bleibt, geht der Frühlingszug am regelmäßigsten von statten. Ebenso hat man festzuhalten, daß die Schnepfen, wie andere Vögel auch, ungern mit dem Winde ziehen, am liebsten also bei mäßigem Gegenwinde reisen. Sehr dunkle oder stürmische Nächte hindern die Wanderung, und ebenso fesselt die Voraussicht von schlechtem Wetter, beispielsweise von einem späten Schneefalle, an einen und denselben Ort. In größeren, zusammenhängenden Waldungen findet man sie eher als in kleinen Gehölzen, höchst wahrscheinlich deshalb, weil ihnen die großen Wälder mehr Schutz geben als die kleineren, welche sie später gern besuchen. In waldarmen Gegenden fallen sie nicht selten selbst in buschreichen Gärten oder auch einzelnen Hecken ein.

Die Schnepfe scheint keine Baumart zu bevorzugen; denn man findet sie in den Nadelwaldungen ebenso häufig wie im Laubwalde. Hauptbedingung für ihr Leben ist feuchter, weicher Waldboden, welcher ihr gestattet, in ihm mit dem Schnabel zu bohren. Die unermeßlichen Wälder des Nordens, welche meist nur aus Fichten bestehen, entsprechen ihren Anforderungen in jeder Hinsicht, wogegen dürftige Kieferwaldungen sandiger Gegenden ihr in keiner Weise zusagen.

Ihr tägliches oder häusliches Leben läßt sich nicht eben leicht beobachten, weil sie höchst furchtsam, mißtrauisch und scheu ist. Uebertags zeigt sie sich niemals im Freien, und wenn sie wirklich einmal gezwungen wurde, hier sich niederzulassen, drückt sie sich platt auf den Boden nieder, und ihr Gefieder geht dann, ebenso wie das eines Rebhuhnes, in der Färbung desselben auf. Wenn es sehr ruhig im Walde ist, kann es geschehen, daß sie auch bei Tage auf dem Boden umherläuft; immer aber wählt sie dann solche Stellen aus, welche sie möglichst verbergen und vor dem ihr wahrscheinlich lästigen, grellen Lichte schützen. Erst mit der Dämmerung wird sie munter und beginnt umher zu laufen. Bei ruhiger Haltung zieht sie den Hals ein, trägt den Leib wagerecht und den Schnabel mit der Spitze gegen den Boden gesenkt. Der Gang ist geduckt, schleichend, trippelnd, wenig schnell und nicht anhaltend, der Flug dagegen in jeder Beziehung vortrefflich. Sie kann sich durch das dichteste Gezweig hindurchwinden, ohne irgendwo anzustoßen, überhaupt die Eile des Fluges gänzlich nach den Umständen einrichten, bald beschleunigen und bald mäßigen, schwenkt sich gewandt in jeder Richtung, steigt oder fällt nach Belieben, erhebt sich aber, bei Tage wenigstens, niemals in höhere Luftschichten und fliegt, so lange sie es vermeiden kann, nicht über

freie Stellen. Wenn sie erschreckt wurde, vernimmt man beim Aufstehen ein dumpfes Fuchteln, an welchem sie der Waidmann jederzeit erkennt, auch wenn er sie nicht zu sehen bekam. Wurde sie während des Tages gejagt und in Angst gesetzt, so pflegt sie sich abends beim Weiterziehen fast senkrecht emporzuheben und dann so eilig wie möglich weiter zu ziehen. Ganz anders fliegt sie, wenn sie streicht, d. h. einem Weibchen zu Gefallen Flugkünste übt. Sie bläht dabei ihr Gefieder auf, so daß sie viel größer erscheint, als sie wirklich ist, kommt höchst langsam einhergeflogen, bewegt ihre Flügel nur mit matten Schlägen und ähnelt einer Eule mehr als irgend einem Sumpf- oder Stelzvogel. Treffen zwei Schnepfenmännchen auf einander, so beginnen sie einen sonderbaren Zweikampf in der Luft, indem sie sich weidlich umhertummeln und mit den Schnäbeln nach einander stechen. Zuweilen packen sie sich wirklich und hindern sich gegenseitig im Fluge; ja es kommt vor, daß drei zusammen einen förmlichen Knäuel bilden und beim Herabwirbeln im dichten Gezweige sich verwickeln. Dieses Streichen, der Balze vergleichbar, beginnt schon während des Zuges, währt anfänglich nur kurze Zeit, dauert später und an den Brutplätzen länger, pflegt aber mit Eintritt der Dunkelheit zu enden.

Wenn man eine lebende Waldschnepfe vor sich sieht, wird man geneigt, sie für einen der dümmsten Vögel zu halten, irrt sich hierin aber; denn sie ist nicht bloß scharfsinnig, sondern auch über Erwarten klug, mindestens sehr listig. Sie weiß genau, welch vortrefflichen Schutz ihr das boden- oder rindenfarbene Kleid gewährt, und versteht es meisterhaft, beim Niederdrücken stets eine Stelle auszuwählen, welche sie verbirgt. Eine Schnepfe, welche, ohne sich zu regen, zwischen dürrem Laube, Holzgebröckel, neben einem Stücke zu Boden gefallener Borke oder einer hervorragenden Wurzel liegt, wird selbst von dem schärfsten Auge des geübtesten und erfahrensten Jägers übersehen und günstigsten Falles nur an den großen Augen erkannt. In dieser Lage verweilt sie so lange, als es ihr räthlich erscheint, und namentlich, wenn sie verfolgt worden war, läßt sie den Jäger oft bis auf wenige Schritte herankommen, bevor sie plötzlich aufsteht. Sodann fliegt sie nie anders, als auf der entgegengesetzten Seite des Gesträuches heraus und immer so, daß sie durch Gebüsch und Bäume vor dem Schützen gedeckt wird. Beim Einfallen beschreibt sie oft einen weiten Bogen, streicht aber, wenn sie schon das Dickicht erreicht hat, noch weit in demselben fort, schlägt auch wohl einen Haken und täuscht so nicht selten vollständig, berechnet also ganz richtig, daß der Feind sie dort aufsuchen wird, wo er sie einfallen zu sehen geglaubt hatte. Nach Art ihrer Familie bekümmert sie sich übrigens möglichst wenig um andere Geschöpfe, so lange die Liebe nicht ins Spiel kommt, nicht einmal sehr um ihresgleichen, geht ihren eigenen Weg und macht sich mit anderem Geflügel so wenig wie möglich zu schaffen. Jedem nur einigermaßen bedenklich erscheinenden Thiere mißtraut sie, und fast scheint es, als ob sie auch in dem harmlosesten und unschuldigsten ein gefährliches Wesen sähe. Es spricht für ihre geistige Begabung, daß sie dieses Mißtrauen in innigerem Umgange mit dem Menschen nach und nach ablegt. Sie läßt sich zähmen und wird, wenn sie jung aufgezogen wurde, sehr zutraulich, beweist dem Wärter ihre Zuneigung durch sonderbare Stellungen und Geberden, wie sie solche während der Paarung anzunehmen pflegt, hört auf seinen Ruf, kommt herbei und stößt, gleichsam zur Begrüßung, wohl auch einen ihrer wenigen Stimmlaute aus. Diese Laute entbehren jedes Wohlklanges, klingen heiser und gedämpft wie „Katch“ oder „Dack“ und „Aehtch“, werden jedoch während der Zeit der Liebe oder im Schrecke einigermaßen verändert, im ersteren Falle in ein kurz abgebrochenes Pfeifen, welches wie „Pßiep“ klingt und oft das Vorspiel zu einem dumpfen, scheinbar tief aus der Brust kommenden „Jurrk“ ist, in letzterem Falle ein quiekendes „Schähtsch“ vertönt. Es ist wahrscheinlich, daß das Pfeifen und das sogenannte Murksen nur vom Männchen, ein sanftes Piepen aber vom Weibchen hervorgebracht wird.

Mit Beginn der Abenddämmerung fliegt die Waldschnepfe auf breite Waldwege, Wiesen und sumpfige Stellen im Walde oder in der Nähe desselben nach Nahrung aus. Ein sorgfältig versteckter Beobachter, von dessen Vorhandensein sie keine Ahnung hat, sieht hier, wie sie den langen Schnabel unter das alte abgefallene Laub schiebt und dasselbe haufenweise umwendet, um die darunter versteckten Larven, Käfer und Würmer bloßzulegen, oder wie sie mit jenem in den feuchten,

lockeren Boden bohrt, indem sie ein Loch dicht neben dem anderen einsticht, so weit es der weiche, biegsame Schnabel gestattet. In ähnlicher Weise durchstöbert sie frischen Rinderdünger, welcher sehr bald von Kerbthierlarven bevölkert wird. Gewöhnlich hält sie sich nicht lange an einer und derselben Stelle auf, sondern fliegt von einer zur anderen. Larven der verschiedensten Kerbthiere und diese selbst, kleine Nacktschnecken, insbesondere aber Regenwürmer, bilden ihre Nahrung. In der Gefangenschaft gewöhnt sie sich, wenn man ihr anfänglich reichlich Regenwürmer vorlegt, nach und nach an Milchsemmel und Ameiseneier, lernt auch bald das Bohren in weichem Rasen, selbst wenn sie so jung dem Neste entnommen wurde, daß sie keine Gelegenheit hatte, diese Art des Nahrungserwerbes erfahrungsmäßig kennen zu lernen.

In einsamen, stillen Wäldern wählt sich die Waldschnepfe zu ihrem Nistplatze Stellen, auf denen dichtes Unterholz mit freien Blößen abwechselt. Nachdem sich das Pärchen geeinigt, das Männchen mit seinen Nachbarn wochenlang herumgestritten hat, sucht das Weibchen ein geeignetes Plätzchen hinter einem kleinen Busche, alten Stocke, zwischen Wurzeln, Moos und Gräsern und benutzt hier eine vorgefundene Vertiefung des Bodens zur Neststelle oder scharrt selbst eine solche, kleidet sie mit wenig trockenem Geniste, Moos und anderen Stoffen dürftig und kunstlos aus und legt hier ihre vier ziemlich großen, etwa zweiundvierzig Millimeter langen, zweiunddreißig Millimeter dicken, kurzbauchigen, glattschaligen, glanzlosen, auf bleich rostgelbem Grunde mit rothgrauen Unter- und dunkelröthlichen oder gelbbraunen Oberflecken bald dichter, bald sparsamer bezeichneten, übrigens in Größe und Färbung vielfach veränderlichen Eier. Es brütet mit größtem Eifer siebzehn bis achtzehn Tage lang, läßt einen Menschen, welcher nach dem Neste sucht oder zufällig in die Nähe kommt, bis auf wenige Schritte nahen, bevor es aufsteht, sich, wie Hintz beobachtete, sogar berühren, fliegt gewöhnlich nicht weit weg und kehrt baldmöglichst zum Neste zurück, brütet auch fort, wenn ein Ei geraubt wurde. Das Männchen scheint sich wenig um die Gattin zu bekümmern, stellt sich aber bei derselben ein, nachdem die Jungen entschlüpft und aus dem Neste gelaufen sind. Beide Eltern zeigen sich sehr besorgt um die Familie, fliegen bei Annäherung eines Feindes ängstlich auf und, sich verstellend, schwankend und wankend, dahin, stoßen ein ängstliches „Dack, dack“ aus, beschreiben nur enge Kreise im Fluge und werfen sich wieder in der Nähe auf den Boden herab. Währenddem verbergen sich die Jungen zwischen Moos und Gras so vortrefflich, daß man sie ohne Hund selten auffindet. Mehrere Jäger, und unter ihnen sehr sorgfältige Beobachter, haben gesehen, daß alte Waldschnepfen ihre Jungen bei großer Gefahr wegschafften, indem sie dieselben mit den Krallen packten oder mit Hals und Schnabel gegen die Brust drückten, um sie festzuhalten, sich erhoben und die Küchlein so in Sicherheit brachten. In der dritten Woche ihres Lebens beginnen letztere zu flattern, und noch ehe sie ordentlich fliegen lernen, machen sie sich selbständig.

Bis jetzt hat man angenommen, daß die Waldschnepfe nur einmal im Jahre niste, und höchstens dann, wenn ihr die erste Brut genommen wurde, zu einer zweiten schreite; neuerdings sind jedoch, insbesondere von Hoffmann, Beobachtungen gesammelt worden, welche zu beweisen scheinen, daß in günstigen Jahren alle oder doch die meisten Waldschnepfenpaare zweimal brüten.

Wild- und Hauskatzen, Marder, Habicht und Sperber, Edelfalken, Heher und Elstern gefährden die Waldschnepfe und deren Brut. Der Waidmann jagt sie bloß während ihres Zuges, der Südländer auch in der Winterherberge, trotzdem ihr Wildpret dann oft hart und zähe ist. Die oben gegebene Mittheilung über die Schlächterei, welche drei Engländer anrichteten, beweist am besten, wie rücksichtslos den eingewanderten Schnepfen in der Winterherberge nachgestellt wird. Der Anstand auf streichende Waldschnepfen gehört zu den köstlichsten Vergnügungen eines jagdkundigen Mannes, und das Schnepfentreiben hat ebenfalls seine großen Reize. Hier und da stellt man dem verfolgten Wilde auch wohl Kleb- oder Steckgarne, Laufschlingen, Dohnen und andere Fangwerkzeuge.

*

Wegen des verhältnismäßig langen Schnabels, der mittellangen, über der Ferse nackten Füße, deren lange, dünne Zehen ganz getrennt sind, der sehr stark ausgeschnittenen Flügel und des kurzen Schwanzes, welcher aus vierzehn bis sechsundzwanzig Steuerfedern gebildet wird, vereinigt man die Sumpfschnepfen (Gallinago) in einer besonderen Sippe.

Unter den in Deutschland brütenden Arten dieser Gruppe steht die Mittelschnepfe, Doppel- und Pfuhlschnepfe, Stickup ꝛc. (Gallinago major, media und Montagui, Scolopax major, media, palustris, leucurus und solitaria, Telmatias major, nisoria, brachyptera und uliginosa, Ascolopax major), an Größe obenan. Ihre Länge beträgt durchschnittlich achtundzwanzig, die Breite fünfundfunfzig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Der Oberkopf ist bräunlichschwarz, in der Mitte und über dem Auge durch je einen schmalen rostgilblichen Streifen gezeichnet, die übrige Oberseite braunschwarz, licht rostbraun quergefleckt und durch schmale, unterbrochene, zackige und bogige Binden von gleicher Färbung sowie den breiteren, rostgelben, außen weißlich gekanteten Außensaum der größeren Federn, welcher in seiner Vereinigung mit anderen vier über den Rücken verlaufende Längsstreifen bildet, ansprechend gezeichnet, der Bürzel braunschwarz, jede Feder dunkel rostroth gekantet und quer gestreift, die Kehle weißlich, der Kropf rostgraugelblich, der übrige Unterkörper graulichweiß, jeder dieser Theile mit dunkelbraunen, roströthlich gesäumten, nach unten sich verbreiternden Pfeilflecken bedeckt; die Handschwingen sind schwarzbraun, die Oberflügeldeckfedern graulich rostbraun, gleich den dunkelgrauen, innen gemarmelten Armschwingen vor der dunkleren Spitze breit schmutzigweiß gesäumt, wodurch auf dem Flügel fünf lichte Querbinden entstehen, die an der Wurzel dunklen Schwanzfedern in der Endhälfte rostroth, schwarz quergebändert und breit weiß gesäumt, die drei äußersten Paare in der Endhälfte fast ganz weiß, die oberen und unteren Decken den Steuerfedern entsprechend gefärbt und gezeichnet. Alte und junge Vögel beiderlei Geschlechtes tragen im wesentlichen dasselbe Kleid.

Die Mittelschnepfe ist Brutvogel der altweltlichen Tundra, in Deutschland daher nur in wenigen Sümpfen und Brüchen anzutreffen. Ich fand ihr Nest im Spreewalde; andere beobachteten sie während der Brutzeit in Holstein, Oldenburg, Hannover, Westfalen, Mecklenburg, Pommern und Anhalt. In Skandinavien tritt sie noch selten auf, in der russischen und sibirischen Tundra ist sie häufig und die allein vorkommende Art ihres Geschlechtes. Von der Tundra aus durchwandert sie alljährlich ganz Europa und Mittelasien, um in Afrika und Südwestasien ihre Winterherberge zu suchen. In Afrika zieht sie bis zur Südspitze des Erdtheiles, in Asien wahrscheinlich nicht minder weit. Da ihr Brutgebiet erst spät schneefrei wird und bald wiederum dem Winter anheimfällt, unternimmt sie ihre Reisen im Frühlinge spät, selten vor Anfang des Mai, und im Herbste frühzeitig, meist schon im August, spätestens im September. Unterwegs, beispielsweise am oberen und mittleren Ob, verweilt sie oft wochenlang an einer und derselben Stelle, balzt, kämpft wie am Brutorte, schreitet aber nicht zum Nestbaue, sondern verschwindet plötzlich, eilt in die Tundra, beginnt hier sofort ihr Brutgeschäft und zieht wieder südwärts, sobald letzteres beendet ist. Vererbter Gewohnheit folgend, erscheint und brütet sie auch in Deutschland kaum früher als in der Tundra, ebenso wie sie dort kaum länger verweilt als hier.

Von der verwandten Bekassine unterscheidet sich die Mittelschnepfe in vielfacher Hinsicht. Sie nimmt ihren Sommerstand nicht im eigentlichen Sumpfe, sondern ausschließlich auf ziemlich trockenem Boden, in der Tundra zwischen dem Zwergbirkengebüsche auf moosigem Grunde oder im Riedgrase, wird daher bei uns zu Lande immer nur auf ganz bestimmten Stellen der Sümpfe oder Moore, häufiger vielleicht auf hochgrasigen Wiesen, angetroffen; sie ist auch keineswegs gesellig wie jene, vereinigt sich jedoch unterwegs nothgedrungen auf geeigneten Aufenthaltsplätzen oft mit anderen ihrer Art und kommt am Brutplatze ebenso mit ihresgleichen zusammen, um zu kämpfen. In der weiten Tundra behauptet jedes Paar seinen ausgedehnten Stand, und wenn es erst fest

brütet, begegnet man immer nur ihm, niemals Gesellschaften. Selbst die flugbaren Jungen verweilen bloß kurze Zeit bei den Eltern und gehen baldmöglichst ihre eigenen Wege. Achtet man da, wo zeitweilig viele Mittelschnepfen sich aufhalten, auf die von ihnen erwählten Stellen, so bemerkt man, wenigstens im Frühlinge, hier vielfach verschlungene, aber ziemlich breite, deutlich ausgetretene Pfädchen zwischen den Halmen und Blättern des deckenden Grases, welche unzweifelhaft von den Schnepfen herrühren, achtsamen sibirischen Jägern auch als bestimmtes Merkmal ihres Vorhandenseins gelten. Von solchen Pfädchen erhebt sich die vom Menschen oder von einem Raubthiere bedrohete Mittelschnepfe erst im äußersten Nothfalle; denn sie liegt ungemein fest und steht übertages nur auf, wenn sie dazu gezwungen wird, fällt auch stets nach kurzem, geradem, meist niedrig über den Boden dahinführendem Fluge wiederum ein. Die bekannten Zickzacklinien der fliegenden Bekassine beschreibt sie nie, und wenn sie wirklich einmal in höhere Luftschichten aufsteigt, führt sie höchstens zwei oder drei weite Kreise aus und fällt dann wieder auf den Boden herab. Beim Aufstehen vernimmt man ein eigenthümliches Geräusch, welches Naumann treffend als „wuchtelndes Getöse" bezeichnet, nur äußerst selten aber einen schwachen, wie „Bäd, bäd, bäd" klingenden Stimmlaut und niemals ein dem bekannten Meckern der Bekassine entsprechendes Getön. Scheu ist sie nicht, im Gegentheile meist so vertrauensvoll, daß sie erst durch wiederholte Verfolgung zu einiger Vorsicht sich bequemt. Vor dem Hunde steht sie bis zum Auffliegen mit eingezogenem Halse und gerade vorgestrecktem Schnabel, unbeweglich wie eine Bildsäule, nicht aber in geduckter Haltung wie ihre Verwandten.

Nachtthier wie alle Schnepfen überhaupt, verläßt sie übertages den erwählten Ruheplatz nur, wenn sie dazu genöthigt wird. Mit Eintritt der Dämmerung wird sie rege, läuft, nach Art eines Strandläufers, mit ausgestrecktem Halse umher, fliegt dann und wann eine kurze Strecke weit dicht über dem Boden dahin und bohrt auf allen geeigneten Stellen, um zu ihrer Nahrung zu gelangen, welche aus allerlei Kerbthier=, in der Tundra hauptsächlich Mückenlarven, Schnecken und Würmern besteht, regelmäßig mit kleinen Kieskörnern, zufällig auch mit halb vermoderten Pflanzentheilen vermischt und rasch verdaut wird.

Wie der treffliche Beobachter Collett lehrt, und ich von sibirischen Jägern erfuhr, steigt die Mittelschnepfe während ihrer Liebeszeit niemals zu höheren Luftschichten auf, um hier ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, sondern balzt auf dem Boden. Da, wo sie häufig ist, versammeln sich mit Eintritt der abendlichen Dämmerung acht bis zehn, manchmal mehr, öfters weniger Männchen auf bestimmten Plätzen, welche durch das gänzlich niedergetretene Gras kenntlich sind, um zeitweilig bis zum frühen Morgen zu spielen und eigenthümlich leise Laute zum besten zu geben. Mit aufgeblähtem Gefieder, gesenkten Fittigen und etwas gehobenem und gebreitetem Schwanze laufen sie, sich brüstend, vor den Weibchen einher, rufen mit gleichsam flüsternden Lauten „Bip, bip, bipbib, bibiperere, biperere", dann und wann auch lauter, ungefähr nach Art eines Rothschenkels, und lassen dazwischen ein sonderbares Schnappen hören, welches wahrscheinlich durch heftiges Zusammenklappen des Schnabels entsteht. Bis dahin strecken sie Kopf und Schnabel nach oben, breiten und schließen den Schwanz wie einen Fächer, und bekunden durch ihr ganzes Auftreten, daß sie sich in einem Zustande der Verzückung befinden. Stößt ein Männchen auf das andere, so beginnt zwischen beiden ein Kampf, welcher mehr mit den Flügeln als mit dem Schnabel ausgefochten wird, aber niemals lange währt. In klaren, hellen Nächten balzen sie am eifrigsten, in regnerischen minder anhaltend; in den Stunden um Mitternacht gehen sie dem Futter nach. Während der Höhezeit der Balze sind sie noch weniger scheu als sonst, gestatten Annäherung des Beobachters, ohne ihr Spiel zu unterbrechen, und kehren, vertrieben, binnen kurzer Zeit zum Balzplatze zurück. Erst wenn alle Weibchen brütend auf den Eiern sitzen, enden diese Liebesspiele.

Wie in der Tundra schreitet das Weibchen auch bei uns zu Lande erst spät im Jahre, frühestens zu Ende des Mai oder im Anfange des Juni, zum Baue des Nestes. Letzteres unterscheidet sich nicht von dem der Heerschnepfe, und auch die vier Eier ähneln denen der letzterwähnten Art

bis zum Verwechseln, sind jedoch ein wenig größer, durchschnittlich vierundvierzig Millimeter lang und zweiunddreißig Millimeter dick. Das Weibchen brütet etwa achtzehn Tage mit voller Hingebung, sitzt ungemein fest, versucht sich durch Niederducken zu verbergen, bedeckt auch wohl, wie solches Godmann beobachtete, seinen Rücken mit ausgerupftem Moose, und fliegt erst davon, wenn der Störenfried bis in seine unmittelbare Nähe gelangte. Das Jugendleben der Küchlein verläuft in ähnlicher Weise wie bei der Heerschnepfe; die Jungen scheinen jedoch noch früher als die der letzteren selbständig zu werden und ihre Eltern zu verlassen.

Dieselben Feinde, welche der Bekassine nachstellen, bedrohen auch die Mittelschnepfe. Ihr Wildpret ist das köstlichste aller Schnepfen, ihre Jagd die leichteste, die beklagenswerthe Abnahme der Art infolge dessen sehr erklärlich.

Die Heerschnepfe oder Bekassine, auch Sumpf-, Moos-, Bruch-, Ried-, Gras-, Haar-, Ketsch-, Herren- oder Fürstenschnepfe genannt (Gallinago gallinaria, scolopacina, scolopacinus, japonicus, Burka, latipennis, niloticus, uniclavata und uniclava, Scolopax gallinago, Brehmii, Sabini, uniclavata, peregrina, pygmaea, Lamottii und saturata, Telmatias gallinago, Petenyi, salicaria, stagnatilis, septentrionalis, lacustris, peregrina, brachypus und faeroensis, Ascolopax gallinago), ist der Mittelschnepfe sehr ähnlich, oberseits auf braunschwarzem Grunde durch einen breiten, rostgelben Streifen, welcher längs der Kopfmitte verläuft, und vier lange, rostgelbe Streifen, welche sich über den Rücken und die Schultern ziehen, gezeichnet, auf der Unterseite dagegen weiß, auf dem Vorderhalse grau, hier, auf der Oberbrust und an den Seiten braun gefleckt. Der Schwanz wird von vierzehn Steuerfedern gebildet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel hornfarben. Die Länge beträgt neunundzwanzig, die Breite fünfundvierzig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter. — Eine ebenfalls in Deutschland vorkommende Bekassine mit sechzehn Steuerfedern, deren äußerste länger als die zweite und an der Spitze weiß gefleckt ist, hat Kaup meinem Vater zu Ehren (Gallinago Brehmii, Scolopax Brehmii) genannt.

Der Norden Europas und Asiens ist auch die Heimat der Heerschnepfe; sie geht jedoch nicht so hoch hinauf wie die Mittelschnepfe und brütet überall, wo es große Sümpfe gibt, wahrscheinlich noch im Süden Europas und vielleicht sogar im Norden Afrikas. In Norddeutschland, Holland, Dänemark, Skandinavien, Livland, Finnland und Südsibirien ist sie an geeigneten Oertlichkeiten außerordentlich gemein. Während ihres Zuges besucht sie alle größeren und kleineren Sümpfe, Brüche und Moore, welche zwischen ihrer Sommer- und ihrer Winterherberge liegen. Letztere nimmt vielleicht noch einen größeren Raum ein als ihre Heimat selbst; denn die Bekassine kommt von Südchina an bis zum Senegal in allen zwischen dem fünfundvierzigsten und zehnten Grade nördlicher Breite liegenden Ländern als Wandervogel vor. Mit Beginne des Oktober erscheint sie in Egypten oder in Indien in unermeßlicher Anzahl, siedelt sich in allen Brüchen, Sümpfen und überschwemmten Reisfeldern an, setzt sich sogar an Strömen mit sandigen Ufern fest und läuft hier wie ein Strandläufer ungedeckt umher, wandert den Strömen nach, soweit sie es in südlicher Richtung thun kann, und besucht möglicherweise die Quellen des Nils ebenso regelmäßig wie die Mündungen des Ganges. Auch sie gehört, trotz ihres massenhaften Auftretens an einem und demselben Orte, zu den ungeselligen Vögeln. Eine kann dicht neben der anderen liegen, wird sich aber schwerlich um ihren Nachbar bekümmern, und jede einzelne bewegt sich, mit Ausnahme der Brutzeit, stets nach eigenem Belieben. Ihre Reise legt sie ebenfalls in der Nacht zurück; aber auch während des Wanderfluges zieht jede unabhängig von der anderen ihres Weges fort. Unser Vaterland durchreist sie, sobald sich einigermaßen mildes Frühlingswetter einstellt, also unter Umständen bereits von Mitte des Februar an bis zur Mitte des April, im Herbste vom August an bis zum September und Oktober. In milden Wintern verweilen viele schon bei uns zu Lande; man trifft sie sogar in schneereichen Wintern hier und da, wenn auch einzeln, an sogenannten warmen Quellen an.

Trockene Gegenden durcheilt sie so schnell wie möglich. Man begegnet ihr nur in feuchten Niederungen, Sümpfen, Morästen, auf schlammigen Wiesen, kurz, auf Oertlichkeiten, welche dem eigentlichen Sumpfe mehr oder weniger ähneln: ein Vorkommen an kahlen Flußufern, wie ich es in Nubien beobachtet habe, gehört zu den seltensten Ausnahmen. Wesentliche Bedingung des Aufenthaltsortes ist, daß der Boden Gräser, Seggen, Ried- und andere Sumpfpflanzen trägt und ihren Bohrarbeiten kein Hindernis bietet. Auf solchen Stellen, welche wir kurzweg Sümpfe nennen wollen, treibt sie, mit Ausnahme der Brutzeit, ihr Wesen so still, daß man von ihrem Vorhandensein nichts wahrnimmt. Auch sie ist vorzugsweise in der Dämmerung thätig, aber doch viel mehr Tagvogel als Wald- und Mittelschnepfe. Wahrscheinlich schläft sie nur in den Mittagsstunden und benutzt die übrige Tageszeit, wenn sie sich ungestört weiß, zur Aufsuchung ihrer Nahrung.

Ihr Gang ist verhältnismäßig gut, zwar nicht so rasch wie der eines Strand- und Wasserläufers, aber doch viel schneller als der einer Waldschnepfe; ihr Flug geschieht überaus schnell und zeichnet sich dadurch aus, daß er anfänglich kurz nach dem Erheben mehrere Zickzacklinien beschreibt, auf welche das gerade Fortstürmen folgt. Fast jede Bekassine erhebt sich jählings in die Luft, streicht mit raschen Flügelschlägen weit weg, beschreibt einen großen Bogen, kehrt bis ziemlich zu derselben Stelle, von welcher sie sich erhob, zurück, zieht plötzlich die Flügel ein und stürzt in schräger Richtung mit größter Schnelligkeit wieder in den Sumpf hernieder. Daß sie trefflich zu schwimmen versteht, und diese Kunst auch ohne Noth ausübt, habe ich oft beobachtet. Bei Gefahr, insbesondere wenn sie von einem Raubvogel verfolgt wird, nimmt sie zum Untertauchen ihre Zuflucht. Der gewöhnliche Ruf, welchen sie beim Auffliegen hören läßt, ist ein heiseres „Kähtsch", welches unter Umständen mehrmals wiederholt wird. Zur Zugzeit vernimmt man ein heiseres „Grek, geckgäh", und ebenso zuweilen ein hohes „Zip". In ihrem Wesen unterscheidet sie sich in vieler Hinsicht von Wald- und Mittelschnepfe. Sie ist ebenso scheu und furchtsam wie jene, aber weit beweglicher und bewegungslustiger als beide Arten, gefällt sich oft in einem Umherfliegen, welches man als unnütz bezeichnen möchte, und zeigt sich nur, wenn sie sehr feist geworden, einigermaßen träge. Ihrem Gatten hängt sie mit warmer Zärtlichkeit an, und die Brut liebt sie ungemein; im übrigen bekümmert sie sich, streng genommen, um kein anderes Thier, welches ihr nicht gefährlich wird.

Kerbthiere, Würmer, kleine Nacktschnecken und dünnschalige Muschelthiere bilden ihre Nahrung. Auch sie sucht diese erst in der Dämmerung und Nacht auf, streicht wenigstens erst zu dieser Zeit von einer Stelle zur anderen umher und fällt gelegentlich auch auf Oertlichkeiten ein, auf denen sie sich übertages nicht sehen läßt. Bei reichlichem Futter wird sie außerordentlich fett.

In entsprechenden Sümpfen brütet ein Pärchen der Sumpfschnepfe nahe bei den anderen. Schon lange vor dem Legen beginnen die in jeder Hinsicht ausgezeichneten Liebesspiele. „Es schwingt sich das Männchen", schildert Naumann sehr richtig, „von seinem Sitze aus dem grünen Sumpfe meistens blitzschnell, erst in schiefer Richtung aufsteigend, dann in einer großen Schneckenlinie himmelan, bei heiterem Wetter so hoch in die Lüfte, daß es nur ein gutes Auge noch für einen Vogel erkennt. In solcher Höhe treibt es sich nun flatternd im Kreise herum und schießt aus diesem mit ganz ausgebreiteten, still gehaltenen Flügeln, senkrecht, in einem Bogen, herab und hinauf, und mit einem so besonderen Kraftaufwande, daß in diesem Bogenschusse die Spitzen der großen Schwingen in eine bebende oder schnurrende Bewegung gesetzt werden und dadurch einen zitternden, wiehernden, summenden, knurrenden oder brummenden Ton geben, welcher dem Meckern einer Ziege höchst ähnlich ist, und dem Vogel zu dem Namen Himmelsziege, Haberbock und ähnlichen verholfen hat. Durch einen so kräftigen Bogenschuß ist es nun wieder in die vorige Höhe gekommen, wo es wiederum flatternd einige Male herumkreist, um Kräfte zu einem neuen, senkrechten Bogensturze und dem mit ihm verbundenen Summen, Brummen, Meckern, oder wie man es sonst noch nennen möchte, zu sammeln, welcher sofort erfolgt. Und so wird das Kreisen in einem wagerechten Striche und auf einem kleinen Raume mit den damit abwechselnden senkrechten Bogenstürzen und Meckern oft viertel-, ja halbestundenlang fortgesetzt, wobei noch zu bemerken

ist, daß dieses Getön an und für sich wenig über zwei Sekunden anhält und anfänglich in Zwischenräumen von sechs bis acht, später aber, wenn die Kräfte anfangen zu erlahmen, von zwanzig bis fünfundzwanzig Sekunden wiederholt wird. Wenn es mit Silben deutlich gemacht werden soll, kann man es mit ‚Dudududududududu‘, so schnell wie nur möglich gesprochen, am besten versinnbildlichen. Da das Männchen diese wunderlichen Gaukeleien nicht allein in der Abend- oder Morgendämmerung, sondern auch nicht selten am Tage und stets bei ganz heiterem Himmel und stillem Wetter ausübt, so hält es mit natürlich scharfem Auge durchaus nicht schwer, die wirbelnd schnurrende Bewegung der Schwungfederspitzen bei jenem heftigen Hinauf- und Herabdrängen des Vogels durch die Luft deutlich genug wahrzunehmen und sich zu überzeugen, daß diese Töne allein hierdurch hervorgebracht werden und nicht aus der Kehle des Vogels kommen.“ Neuerdings hat man sich dahin geeinigt, daß man nicht die Schwingen, sondern die Schwanzfedern als Erzeuger des meckernden Lautes ansieht. Die Liebesbegeisterung beeinflußt übrigens das Männchen so, daß es sein sonstiges Wesen gänzlich verleugnet, sich z. B. zuweilen auf starke Baumspitzen frei hinstellt und mit zitterndem Fluge auf- und abfliegt; auch bekümmert es sich jetzt um andere seiner Art, wenn auch freilich nicht in freundlicher Absicht. Jedes Männchen spielt allerdings für sich und beschreibt seinen eigenen Kreis in der Luft; aber es geschieht doch gar nicht selten, daß die Eifersucht zwei zusammenbringt und ein ziemlich ernster Kampf ausgefochten wird. Auf das Umhertummeln in der Luft folgt der zweite Akt des Liebesspieles. „Wenn das Männchen mit jener gewiß sehr anstrengenden, sonderbaren Bewegung lange genug sich abgeplagt hat“, fährt Naumann fort, „ertönt aus dichtem, nassem Verstecke am Boden, an weniger unsicheren Orten, wohl auch von einem erhabenen Steine oder Hügelchen, der zärtlich verlangende Liebesruf der Auserwählten zum Geliebten hinauf, und kaum hat dieser die ersehnte Einladung vernommen, als er auch sogleich seine Gaukelei beendet, seine Flügel dicht an den Leib zieht und wie ein fallender Stein, auch mit eben solchem Sausen, fast senkrecht aus der Höhe zu seinem Weibchen herabstürzt. Den dritten und letzten Akt, welcher nun folgt, verbergen dem Späher die dichten Umgebungen.“ Jener Ausdruck der Liebe ist ein hoher, reiner, pfeifender Laut, welchen man durch die Silben „Tikküp“ oder „Tiep“ ungefähr wiedergeben kann. An derjenigen Stelle, von welcher sich das Männchen gewöhnlich zu seinem Liebesspiele aufschwingt und zu welcher es wieder zurückkehrt, steht, rings von Sumpf und Wasser umgeben, auf einer Erhöhung, zwischen Schilfgräsern ziemlich verborgen, das Nest, eigentlich nur eine Eindrückung des Grases selbst, welche höchstens mit trockenen Blättchen und Hälmchen belegt, durch das weiter wachsende Gras später aber fast vollständig überdeckt wird. Von der Mitte des April an bis zu Ende des Mai findet man in ihm regelmäßig vier, durchschnittlich achtunddreißig Millimeter lange, achtundzwanzig Millimeter dicke, feinkörnige, glattschalige, glanzlose Eier, welche auf schmutzig oder grünlich olivengelbem, auch schwach graugrünem Grunde mit grauen Schalenflecken und vielen groben Oberflecken und Punkten von grünlicher oder röthlicher und schwarzbrauner Färbung gezeichnet sind. Sie werden vom Weibchen allein innerhalb funfzehn bis siebzehn Tagen ausgebrütet, die Jungen aber von beiden Eltern geführt, weshalb auch der Vater, sobald seine Kinder das Licht der Welt erblickt haben, seine Gaukeleien einstellt. Ihr buntscheckiges Dunenkleid macht schon nach acht bis zehn Tagen dem Jugendkleide Platz; nach ein paar Wochen beginnen sie bereits zu flattern, einige Tage später sind sie selbständig geworden.

Die Heerschnepfe ist, dank ihres Aufenthaltes und ihrer bedeutenden Flugfertigkeit, weniger Gefahren ausgesetzt als die Waldschnepfe; Edelfalken und Habichte fangen aber doch manche, und der Fuchs sucht sie auch im Sumpfe auf. Die Brut mag wohl am meisten vom Rohrweih zu leiden haben. Plötzliches Anschwellen der Gewässer vernichtet manchmal hunderte ihrer Nester zu gleicher Zeit. Der Europäer verfolgt sie ihres schmackhaften Wildpretes, welches dem der Mittelschnepfe an Wohlgeschmack zwar bei weitem nachsteht, das der Waldschnepfe jedoch entschieden übertrifft, allenthalben, wenn auch nicht überall mit besonderem Eifer, weil das Umherwaden im Sumpfe nicht jedermannes Sache und die zur Jagd unbedingt erforderliche Fertigkeit im

Flugschießen nicht jedermann eigen ist. Unter den Ungarn und unter den Europäern Egyptens oder Indiens aber hat diese Jagd, nach meinem Dafürhalten eine der angenehmsten, welche es gibt, begeisterte Anhänger, belohnt sich in den gedachten Ländern aber auch so wie nirgend anderswo.

Auch Bekassinen lassen sich in der Gefangenschaft halten; ihre Eingewöhnung verlangt aber einen sehr geschickten Pfleger, welcher sich keine Mühe verdrießen läßt. Die gefangenen werden zutraulich, zeigen sich aber bei Tage träge und schläferig und nur des Nachts munter, können also nicht zu den empfehlenswerthen Stubenvögeln gezählt werden.

*

Die Moorschnepfe, Halb-, Maus- oder Fledermausschnepfe, auch stumme Schnepfe, Haarpudel, Böckerle oder Filzlaus genannt (Gallinago gallinula und minima, Scolopax, Telmatias, Ascolopax und Lymnocryptas gallinula, Philolimnos gallinula, stagnatilis und minor), ihres schmalrückigen, kurzen, verhältnismäßig hohen, vor der Spitze verbreiterten Schnabels und zwölffederigen Schwanzes halber von meinem Vater zum Vertreter der Sippe der Moorschnepfen (Philolimnos) erhoben, ist die kleinste Schnepfenart: ihre Länge beträgt sechzehn, die Breite neununddreißig, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge vier Centimeter. Zügel, ein Streifen unter den Wangen und Kopf sind braun, zwei Streifen über und unter dem Auge rostgelblich, die Mantelfedern schwarzblau, mit grünem und purpurnem Schiller und vier rostgelben Hauptstreifen, die der Gurgel, des Kropfes und der Seiten grau, bräunlich gewellt und gefleckt, übrigens weiß, die Schwung- und Steuerfedern mattschwarz, letztere rostgelb eingefaßt. Das Frühlingskleid zeigt auf den Flügeln eine mehr rostrothe Färbung als das Herbstkleid; das Jugendkleid ist nicht so strahlend wie das der alten Vögel.

An denselben Orten, welche während des Frühlings- und Herbstzuges die Heerschnepfe beherbergen, findet man auch ihre kleinere Verwandte, niemals jedoch in derselben Anzahl. Einzelne Pärchen brüten hier und da in Deutschland; ihre eigentliche Heimat aber ist Rußland und Westsibirien; in Ostsibirien fand Radde sie nur selten. In Skandinavien trifft man sie hier und da als Brutvogel an; in Livland und Lithauen ist sie gemein. Ihre Wanderung erstreckt sich nicht so weit nach Süden wie die der Bekassine; jedoch kommt sie gleichzeitig mit letzterer in Indien an, vertheilt sich über die ganze Halbinsel und verläßt diese im Frühjahre mit ihrer Verwandten wieder. Dasselbe gilt für Nordafrika. In Spanien und Griechenland überwintern viele, und zwar auf Ackerland. „Diese Felder“, sagt Graf von der Mühle, „werden im Winter durch den oft vierzehn Tage anhaltenden Regen dreißig bis sechzig Centimeter hoch unter Wasser gesetzt, und sind dann der Lieblingsaufenthalt von unzähligen Sumpf- und Moorschnepfen, unter welchen die letzteren zwar die wenigst zahlreichen, jedoch noch immer häufig genug sind. Dort sah ich sie zum erstenmale zu tausenden bei Tage, besonders bei nebeligem und regnerischem Wetter, umherlaufen und ihre Nahrung suchen.“ Lindermayer fügt dem hinzu, daß man sie im Sitzen schießen könne, aber noch erfolgtem Schusse in die größte Verlegenheit komme, weil tausende von Moor- und anderen Sumpfschnepfen in wolkenartigen Schwärmen auffliegen und den Schützen verwirren. Im Anfange des März verlassen die Wintergäste den Süden und reisen nun, wie die übrigen Arten des Nachts, der eigentlichen Heimat zu.

Die Halbschnepfe ähnelt in ihrer Stellung den verwandten Arten, läuft auch ungefähr wie diese auf den Boden umher, fliegt aber viel weniger gut, d. h. unsicherer, obgleich sie noch immer schnell genug dahineilt und die verschiedensten Schwenkungen ausführen kann, erhebt sich ungern hoch in die Luft, sondern flattert zuweilen förmlich über dem Sumpfe fort, so daß sie wirklich einer Fledermaus ähnlich wird, und schreit beim Auffliegen noch seltener als die Mittelschnepfe, liegt ungemein fest und läßt einen Störenfried unter allen Umständen bis auf wenige Schritte nahen, bevor sie sich überhaupt zum Fliegen entschließt. Bei heftigen Winde wagt sie kaum aufzustehen, weil sie dann wie ein Spielball fortgeschleudert wird. Ihre Stimme, welche man am häufigsten

noch gegen Abend vernimmt, ist ein feiner, scharfer, wie „Kiz" oder, wenn dumpf betont, wie „Aehtsch" klingender Laut; der Balzruf läßt sich wiedergeben durch die Silben „Tettettettettet", welche zuweilen vier bis sechs Sekunden ununterbrochen ausgestoßen werden. Uebrigens ist auch sie höchst ungesellig, bekümmert sich überhaupt nur gezwungen um andere Thierarten. Ihre Nahrung ist im wesentlichen dieselbe wie bei den anderen Sumpfschnepfen; doch hat man in ihrem Magen öfter als bei den verwandten Arten auch feine Sämereien gefunden.

Wahrscheinlich brütet die Halbschnepfe nicht so selten in Deutschland, wie gewöhnlich angenommen wird. Eugen von Homeyer erhielt in Pommern, Söter in Westfalen, Bolzmann ebenda, und zwar im Niederstifte, gefundene Eier. Skandinavien, Lithauen, Livland und Estland, Mittelrußland und Südsibirien sind ihre eigentlichen Brutländer. Das Nest ist eine mit wenig Grashälmchen belegte Grube auf einem Hügelchen. Die vier Eier sind kleiner und glattschaliger als die Eier der Bekassine, ihnen aber sonst sehr ähnlich. Sie haben auf matt olivengrünem Grunde violettgraue Schalenflecke, gelbliche oder röthlichbraune in der Mitte und schwarzbraune Tüpfel zur Oberzeichnung. Das brütende Weibchen sitzt so fest, daß Wolley eines mit der Hand berühren konnte, bevor es aufflog. Ueber das Jugendleben der Jungen ist mir keine sichere Angabe bekannt.

Dieselben Feinde, welche der Bekassine nachstellen, gefährden auch die Halbschnepfe. Ihre Jagd bietet kaum erhebliche Schwierigkeiten, weil sie sehr fest liegt und dann auch nur verhältnismäßig langsam dahinfliegt. Im Spätherbste, wenn sie sehr feist geworden, zeigt sie sich zuweilen so träge, daß man sie vor dem Vorstehhunde mit der Hand wegnehmen oder mit dem Netze überdecken kann. Das Wildpret ist vorzüglicher als das der Bekassine.

Die Kennzeichen der Strandläufer (Tringinae) liegen in dem gedrungenen, seitlich etwas zusammengedrückten Leibe, kleinem Kopfe, dem kopflangen oder noch etwas längeren, geraden oder gegen die Spitze sanft abwärts gebogenen, an ihr auch wohl löffelförmig verbreiterten, schwachen, weichen, biegsamen Schnabel, den ziemlich hohen, schlanken, schmächtigen, über der Ferse theilweise nackten Füßen, mit vier, ausnahmsweise drei Zehen, deren drei vordere lang, dünn und vollständig getrennt sind, während die sehr kurze, schwächliche, kleine Hinterzehe so hoch sich einlenkt, daß sie den Boden nicht berührt, den mittellangen spitzigen Flügeln, unter deren Schwingen die erste die längste ist, deren Schulterfedern aber Afterflügel bilden, dem aus zwölf Federn bestehenden kurzen, am Ende spitz zugerundeten oder doppelt ausgeschnittenen Schwanze. Das Kleingefieder ist reich und glatt anliegend, seine Färbung eine nach dem Alter und der Jahreszeit, auch nach dem Geschlechte höchst verschiedene, meist aus Graubraun und Rostfarben zusammengemischte. Gerippe, Muskeln, Eingeweide &c. stimmen im wesentlichen mit dem der Regenpfeifer überein; Schädel und Auge sind aber viel kleiner als bei diesen; die Wirbelsäule besteht aus zwölf bis dreizehn Hals-, neun Rücken- und acht Schwanzwirbeln; im Brustbeine ist das innere wie das äußere Paar der inneren Hautbuchten regelmäßig vorhanden; der Schnabel zeigt noch deutliche Tastzellen &c.

Strandläufer beleben die Küste des Meeres und die Ufer stehender Gewässer, weniger die der Flüsse, erscheinen hier im Frühjahre ziemlich spät und verlassen die Heimat schon zu Anfange des Herbstes wieder. Auf dem Zuge reisen Alte und Junge in getrennten Flügen, die Jungen meist schon gepaart, die Alten nach dem Geschlechte gesondert, die Männchen zuerst, die Weibchen zuletzt; die einen wie die anderen vereinigen sich jedoch in der Winterherberge wiederum zu gemischten, oft sehr zahlreichen Schwärmen. Alle Arten laufen vortrefflich, auch über kleberigen Schlamm, treten dabei bloß auf den vorderen und mittleren Theilen der Zehen auf und gehen also wie auf Schnellfedern dahin, fliegen schnell, leicht, schön und wechselvoll, wissen sich auch schwimmend im Wasser zu bewegen. Ihre Stimme ist pfeifend, helltönend und schallend. Die Nahrung besteht aus allerlei Kleingethier, Wasserkerfen und deren Larven, verschiedenartigem Gewürme, kleinen Schalthieren

und dergleichen, ausnahmsweise auch aus feinen Sämereien. Das höchst einfache Nest steht auf trockenen Stellen im Sumpfe und enthält vier verhältnismäßig große, birn- und kreiselförmig gestaltete, auf grünlichem Grunde dunkelbraun gefleckte Eier, welche vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Die Jungen kommen in einem zierlichen Dunenkleide aus dem Eie und sind vom ersten Tage ihres Lebens an so bewegungsfähig wie irgend ein anderer Stelzvogel, wachsen rasch heran und machen sich bald selbständig, obwohl sie bis zum Herbstzuge in Gesellschaft und unter Führung ihrer treuen Eltern bleiben.

Sämmtliche Strandläufer lassen sich leicht zähmen, halten jahrelang im Käfige aus, befreunden sich innig mit ihrem Pfleger und erfreuen durch munteres, ansprechendes Wesen.

Als Verbindungsglied zwischen den Schnepfen und Strandläufern sieht man die Sumpfläufer (Limicola) an. Sie kennzeichnet der gestreckte Leib und kleine Kopf, der mehr als kopflange Schnabel, welcher bis zur Spitze weich und biegsam, an ihr breit und vor ihr seicht herabgebogen ist, der verhältnismäßig niedrige, etwas stämmige, über der Ferse nackte, vierzehige Fuß, der mittellange, ziemlich spitzige Flügel, in welchem die erste und zweite Schwinge unter sich gleichlang und die längsten sind, und der kurze Schwanz, welcher sich nach der Mitte zuspitzt.

Der Sumpfläufer oder Schnepfenstrandläufer (Limicola pygmaea, platyrhyncha und Hartlaubi, Numenius pygmaeus und pusillus, Tringa pygmaea, platyrhyncha und clarioides, Pelidna pygmaea und megarhynchos) ist auf dem Oberkopfe schwarzbraun, durch zwei rostgelbe Längsstreifen gezeichnet, auf dem Mantel, mit Ausnahme der rostgelben Federränder, schwarz, auf dem Oberflügel aber aschgrau, am Unterhalse, dem Kropfe und den Brustseiten rostgelblich, graubraun gefleckt und durch die weißlichen Spitzenkanten der Federn gezeichnet, unten weiß; vor dem Auge steht ein brauner, über ihm verläuft ein weißer Streifen. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel röthlichgrau, an der Spitze schwärzlich, der Fuß dunkel grünlichgrau. Im Herbstkleide ändert sich die Färbung des Gefieders der Oberseite in Tiefaschgrau um; eine Zeichnung wird durch die dunkleren Schäfte und helleren Kanten bewirkt. Die Länge beträgt vierunddreißig, die Breite sechzehn, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge vier Centimeter.

In Europa scheint der Sumpfläufer seltener zu sein als in Asien und Amerika. Er bewohnt den Norden und wandert bis in die Breite von Bengalen nach Süden hinab. In Europa rechnet man ihn überall zu den selteneren Vögeln; doch ist es möglich, daß er öfter vorkommt, als man glaubt: so erscheint er z. B. in Griechenland nach der Versicherung Graf von der Mühle's in manchen Jahren häufig, während er in anderen gänzlich fehlt. Schlammige, seichte Uferstellen stehender Gewässer, besonders freie Wasserränder, geben ihm Aufenthalt. Hier treibt er sich still umher, trippelt mit kleinen Schrittchen auf kurze Strecken mit vielen Unterbrechungen dahin, fliegt rasch und flüchtig, meist dicht über dem Wasser fort, und kehrt gern zu dem Orte zurück, von welchem er aufflog. Naumann nennt ihn einen trägen Vogel, von der Mühle hingegen versichert, daß er ebenso behend und munter sei, wie andere Strandläufer auch. Ueber sein Wesen sind wir noch nicht genügend unterrichtet. Abweichend von seinen Familienverwandten, meidet er die Gesellschaft fremdartiger Strandvögel und bekümmert sich da, wo er sich gerade aufhält, wenig um andere Geschöpfe, läßt deshalb auch den Menschen nahe an sich herankommen, ehe er auffliegt, oder drückt sich wohl nach Schnepfenart platt auf den Boden nieder, bis der sich nahende Beobachter ihn zwingt, aufzufliegen. Dann erhebt er sich, durchmißt fliegend eine kurze Strecke und treibt es wie vorher. Die Stimme ist ein trillerndes „Tirr“, der anderer Strandläufer ähnlich. Kleine Kerbthiere, deren Brut, Gewürm und andere Wasserthierchen bilden seine Nahrung; welche Arten er bevorzugt, ist nicht bekannt.

So viel bekannt, brütet der Sumpfläufer nur in der Tundra und stets im Wassermoose der Moräste. Das Nest ist tiefer und sorgfältiger ausgelegt als das anderer Strandläufer. Die Eier,

deren Längsdurchmesser etwa dreißig und deren Querdurchmesser etwa einundzwanzig Millimeter beträgt, sind länglich birnförmig und auf trüb olivengelbem Grunde dicht graubraun punktirt, getüpfelt und zwischendurch klein gefleckt, einige dichter und dunkler als andere. Das Weibchen brütet so eifrig, daß es erst auffliegt, wenn man bis in unmittelbare Nähe des Nestes gelangt ist.

Die Jagd verursacht nicht die geringste Mühe, und ebenso leicht führt in der Regel eine geschickt gelegte Schlinge zum Ziele. Gefangene finden sich widerstandslos in ihr Schicksal, benehmen sich vom Anfange an ruhig und gewöhnen sich bald an geeignetes Stubenfutter.

*

Der Sanderling (Calidris arenaria, rubidus, tringoides, grisea, americana und Muelleri, Tringa arenaria und tridactyla, Charadrius calidris und rubidus, Arenaria calidris, vulgaris und grisea) unterscheidet sich von seinen Verwandten dadurch, daß ihm die Hinterzehe fehlt. Seine Länge beträgt achtzehn, die Breite achtunddreißig, die Fittiglänge zwölf, die Schwanzlänge fünf Centimeter. Das Gefieder ist im Sommer auf Kopf, Hals, Kehle und Kropf hellrostroth, auf ersterem durch breite, auf letzteren Theilen durch schmale, dunkle Längsstriche gezeichnet, auf Mantel und Schultern schwarz, mit breiten, blaß rostrothen Rand- und Endflecken geziert, unterseits dagegen weiß; die ersten fünf Steuerfedern sind an der Wurzel weiß, vorn weißgrau. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel schwärzlich, der Fuß dunkelgrau. Im Winterkleide ist das Gefieder des Oberkörpers licht aschgrau, durch weißliche Spitzensäume und schwärzliche Schaftflecke gezeichnet, das des Unterkörpers rein weiß. Im Jugendkleide sieht der Mantel sehr dunkel aus, ist ebenfalls durch weißliche Federränder gezeichnet, der Oberflügel aschgrau, die Stirne, ein Streifen über dem Auge, das Gesicht und der Unterleib rein weiß.

Der Norden der ganzen Erde ist die Heimat dieses niedlichen Vogels, die Küste des Meeres sein Aufenthalt. Von hier aus wandert er im Winter südlich, findet zwar schon in Griechenland, Italien, Spanien, Egypten, China oder New Jersey geeignete Winterherbergen, kommt aber auch in südlicheren Breiten, insbesondere in Südasien, Mittelafrika, Brasilien, vor, wurde überhaupt bisher nur in Australien noch nicht beobachtet. Im Inneren des Festlandes zeigt er sich selten, scheint vielmehr auf seinem Zuge der Küste des Meeres zu folgen. Wie die übrigen Strandläufer lebt er in der Winterherberge zu mehr oder minder zahlreichen Flügen vereinigt, im Sommer jedoch paarweise.

Betragen und Wesen ähneln denen anderer Strandläufer. Der Gang ist zierlich und behend, der Flug schön, gewandt und schnell, dem des Flußregenpfeifers ähnlich. In seinem Treiben zeigt sich der Sanderling still, geschäftig, etwas gemächlicher als seine Verwandten, aber auch harmloser und zutraulicher. Er mischt sich oft unter die Flüge anderer Strandläufer oder überhaupt unter die Gesellschaften der Strandvögel, bekundet vor dem Menschen wenig Furcht, läßt sich also bequem beobachten, fangen, in Schlingen treiben und erlegen, selbst mit Steinwürfen tödten, auch durch wiederholte Schüsse so leicht nicht vertreiben. Die Stimme ist ein einfacher, pfeifender, kurz abgebrochener, sanfter Ruf, welcher durch die Silbe „Zi“ oder „Schri“ wiedergegeben werden kann, nach den Umständen aber verschieden betont wird und dann auch verschiedene Bedeutung erlangt.

Wie die Verwandten nährt sich auch der Sanderling von allerlei Kleingethier. Man sieht die Gesellschaft dicht an der Brandungslinie der See stehen, eine sich überstürzende Welle erwarten, hierauf mit dem zurückkehrenden Wasser seeeinwärts eilen, vor der nächsten Welle zurückflüchten, und in dieser Weise stundenlang auf- und niederlaufen. Doch gewahrt man ihn auch weiter vom Wasser entfernt, eifrig beschäftigt, hier und dort etwas aufzupicken, und in seine Arbeit so sich vertiefen, daß er den Menschen bis auf wenige Schritte herankommen läßt, bevor er zu ihm aufblickt und dann erst erschreckt davoneilt. Naumann sagt, daß er eine wohlbesetzte Tafel sehr liebe und bei den Freuden derselben selbst seine Sicherheit hintanzusetzen scheine.

Da der Sanderling ausschließlich im höchsten Norden nistet, ist seine Fortpflanzungsgeschichte noch unbekannt. Die Eier ähneln denen des kleinen Alpen- oder Bergstrandläufers; sie sind auf

lehmgelblichem oder grünlichem Grunde mit einigen schwach purpurbräunlichen Flecken und etwas unregelmäßigen gelblichbraunen Tupfen gezeichnet.

An den Seeküsten jagt man den Sanderling wie alles kleinere Strandgeflügel überhaupt und erlegt oft viele der harmlosen Thierchen mit einem einzigen Schusse. Nach Versicherung Naumanns läßt er sich leicht zähmen und zeigt sich schon nach wenigen Tagen so kirr und zutraulich, daß er dadurch oft in Gefahr geräth und zuletzt gewöhnlich todt getreten wird.

*

Die Strandläufer im engeren Sinne (Tringa) sind durchgehends ebenfalls kleine, verhältnismäßig schlanke Vögel mit kopflangem oder noch etwas längerem, geradem oder bogenförmigem,



Sanderling (Calidris arenaria). 1/2 natürl. Größe.

an der Spitze kaum merklich verbreitertem Schnabel, schlanken, vierzehigen, weit über der Ferse nackten Füßen, mittellangen, spitzigen Schwingen und zugerundetem oder ausgeschnittenem Schwanze, deren Gefieder sich infolge der doppelten Mauser alljährlich zweimal wesentlich verändert.

Der Roststrandläufer oder Kanutsvogel (Tringa canutus, calidris, islandica, ferruginea, naevia, grisea, australis, cinerea und rufa, Calidris canutus und islandica, Canutus islandicus und cinereus) ist der größte unter seiner europäischen Verwandtschaft. Seine Länge beträgt fünfundzwanzig, die Breite fünfundfunfzig, die Fittiglänge siebzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Im Sommerkleide sind die Federn tief braunroth, unterseits bis auf die weißlichen des Bauches einfarbig, oberseits durch pfeilartige schwarze Mittelflecke und breite gilblichweiße Ränder gefleckt, die Rücken- und längsten Schulterfedern schwarz, weiß umrandet, die

Unterrücken- und Bürzelfedern auf weißem, bräunlich gemischtem Grunde schwarz quergebändert, die weißgeschafteten Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen grau, die hintersten weiß gesäumt, die Schwanzfedern grau, schmal weißlich gesäumt. Im Winterkleide ist das Gefieder oberseits aschgrau, licht graufahl gesäumt, unterseits graulich weiß, seitlich trüber, am Kropfe durch schmale Schaftstriche gezeichnet. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß graulich schwarz. Der etwa kopflange Schnabel ist gerade.

Der Seestrandläufer, Felsenstrandläufer (Tringa maritima, striata, nigricans, canadensis, arquatella und littoralis, Totanus maritimus, Arquatella und Pelidna maritima), ist merklich kleiner als der Roststrandläufer: seine Länge beträgt etwa einundzwanzig, die Breite zweiundvierzig, die Fittiglänge zwölf, die Schwanzlänge fünf Centimeter. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Nacken schwarz, weiß und ockerfarben längs gestreift, Kopfseiten und Hals schmutzigweiß, bräunlichschwarz gestreift, Oberseite und Rücken glänzend schwarz, durch die rostfarbenen, weiß gesäumten Ränder der Federn gezeichnet, Brust und Seiten auf weißem Grunde schwärzlichgrau gefleckt, die übrigen Untertheile weiß, die weißschaftigen Schwingen schwärzlich, die letzten Handschwingen weiß gesäumt, die mittleren Schwanzfedern schwarz, die übrigen schwärzlichgrau, ihre Schäfte weiß, alle mit lichten, die mittleren mit rostgelblichen, die äußeren mit weißlichen Säumen geziert. Das Auge ist braun, der Schnabel röthlich-, der Fuß safrangelb. Dem Winterkleide fehlt alles Rostgelb, und Schnabel und Füße haben minder lebhafte Färbung. Der mehr als kopflange Schnabel ist sanft gebogen.

Wie alle Sippschaftsgenossen brütet auch der Roststrandläufer nur im hohen Norden, durchwandert im Herbste und Winter aber Europa, fast ganz Asien, einen großen Theil von Amerika, ebenso auch Afrika, ist sogar auf Neuseeland gefunden worden. Auf diesen Wanderungen verläßt er die Seeküste nur ausnahmsweise, um nahegelegene Binnengewässer zu besuchen, gehört daher im Inneren des Landes stets zu den seltenen Erscheinungen. Am Seestrande schart er sich zu sehr zahlreichen Gesellschaften, welche gemeinschaftlich leben und handeln. Viele solcher Flüge überwintern schon im Norden, andere ziehen gemächlich südwärts, verweilen unterwegs, wo sie reichliche Nahrung finden, ohne ein bestimmtes Reiseziel zu erstreben, und wenden sich wiederum der Heimat zu, wenn die Brutzeit herannaht. An unseren Küsten wie dann und wann im Binnenlande erscheint er bereits im August und September und zieht im Mai wiederum seiner nordischen Heimat zu.

Der Seestrandläufer entstammt derselben Heimat, durchwandert ebenfalls beide Erdhälften, ist noch weiter südlich beobachtet worden, erscheint aber seltener an unseren Küsten als sein Verwandter, und besucht die Binnengewässer unseres Vaterlandes nicht. Auch er überwintert bereits im Norden, häufiger an den Küsten Großbritanniens, Hollands, Frankreichs, erscheint und verschwindet ungefähr zu derselben Zeit, führt überhaupt fast dieselbe Lebensweise wie jener.

Beide Arten sind trotz ihres gedrungenen Baues sehr bewegliche, behende, gewandte, fast ununterbrochen thätige, rastlose, unruhige, kluge und vorsichtige, wenn auch nicht immer scheue Vögel, laufen und fliegen vortrefflich, schwimmen auch recht gut, haben eine laute, hohe, pfeifende, aber angenehme Stimme, lieben Geselligkeit, leben jedoch mehr mit ihresgleichen als mit verwandten Arten zusammen.

Ihre Nahrung, welche aus dem verschiedensten Kleingethier, insbesondere Würmern, kleinen zartschaligen Muscheln, Kerbthieren und deren Larven und dergleichen besteht, lesen sie nur von der Oberfläche des Kieses oder Schlammes der Küste wie der Ufer ab, laufen deshalb mit äußerster Geschäftigkeit auf und nieder und halten sich, während sie jagen, etwas entfernt von einander.

Ueber das Brutgeschäft des Roststrandläufers fehlt noch jegliche Kunde; der Seestrandläufer dagegen nistet schon auf den Shetlandsinseln und weiter nach Norden hin, überall in der Nähe der Küste. Er erwählt zur Niststelle gewöhnlich einen erhöhten steinigen, mit kurzem Grase oder Moose bestandenen Platz und legt zu Ende des Mai seine vier mäßig großen, etwa dreißig

Millimeter langen, vierundzwanzig Millimeter dicken, birnförmigen, nach Färbung und Zeichnung abändernden, auf grünlich- oder ölbräunlich grauem Grunde mit zahlreichen, großen, umberbraunen Flecken gezeichneten Eier in eine seichte, kaum ausgekleidete Grube oder Mulde. Das brütende Weibchen sitzt sehr fest und nimmt bei Gefahr zur Verstellung seine Zuflucht, um den Feind abzulenken. Die Jungen wachsen rasch heran und sind oft schon zu Ende des Juni flügge.

Die Jagd beider Strandläuferarten ist mühelos, der Fang auf besonders eingerichteten Herden auch nicht schwierig; das Wildpret lohnt jedoch, da es thranig zu schmecken pflegt, die Jagd nicht. Gefangene Rost- und Seestrandläufer benehmen sich wie andere Arten der Gruppe.

Der Sichlerstrandläufer oder Zwergbrachvogel (Tringa subarquata, pygmaea und chinensis, Scolopax subarquata, pygmaea, africana und Dethardingii, Numenius africanus, pygmaeus, pusillus und ferrugineus, Pelidna subarquata und macrorhynchos, Falcinellus subarquatus und Cuvieri, Aerolia oder Erolia variegata und pygmaea, Schoeniclus und Ancylocheilus subarquatus) ist zum Vertreter der Untersippe der Krummschnabelstrandläufer (Pelidna) erhoben worden. Seine Länge beträgt neunzehn bis zwanzig, die Breite fünfunddreißig, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Im Frühlingskleide ist fast der ganze Unterkörper rostroth, heller oder dunkler, reiner oder mehr braun, der Oberkopf auf schwärzlichem Grunde rostgrau gewellt, weil die Federkanten diese Färbung zeigen, der Hinterhals rostgrau oder rostroth, schwarz in die Länge gestrichelt, der übrige Oberkörper, mit Ausnahme des weißgefleckten Steißes, auf tiefschwarzem Grunde hell rostfarben gefleckt und licht aschgrau oder rostgelb gekantet; die Schwanzfedern sind aschgrau, nach der Mitte zu dunkler, ihre Schäfte und Kanten weiß. Der Augenstern ist braun, der gebogene Schnabel schwarz, der Fuß schwarzbraun. Im Herbstkleide sind Kopf und Nacken schwarzgrau mit weißlichen und dunklen Federkanten, Rücken und Oberflügel tief schwarzgrau mit schwärzlichen Schaften, die Untertheile weißgrau überlaufen oder grau gefleckt, die Federn auch dunkler geschaftet; ein Zügelstreifen, welcher bis zum Auge reicht, ist bräunlich, ein anderer, welcher sich über das Auge zieht, weißlich. Im Jugendkleide sind die Federn des Oberkopfes graubraun, rostgrau gerändert, die des Hinterhalses hellgrau, dunkler gewölkt, die des Rückens und der Schulter schwärzlich, rostgelb gesäumt, die des Steißes und Unterkörpers weiß, die der Gurgel und des Kropfes endlich rostgrau. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht.

Der nächste Verwandte der vorstehend beschriebenen Art ist der Alpenstrandläufer (Tringa alpina, cinclus, variabilis, chinensis, pygmaea, Scolopax pusilla, Numenius variabilis, Pelidna alpina, cinclus, calidris, melanothorax und pacifica). Seine Länge beträgt funfzehn bis achtzehn, die Breite dreißig bis dreiunddreißig, die Fittiglänge zehn bis elf, die Schwanzlänge fünf Centimeter. Oberkopf, Mantel, Schultern und Bürzel sind im Hochzeitskleide rostrothbraun, alle Federn in der Mitte schwarz, Kopf- und Halsseiten, Hinterhals, Kehle, Kopf, Oberbrust und Unterschwanzdecken auf weißem Grunde durch dunkle Schaftstriche längs gestreift, Unterbrust und Bauch einfarbig schwarz, die Handschwingen schwarzbraun, die hinteren außen schmal, die Armschwingen breit weiß gesäumt, letztere auch an der Spitze weiß gerandet, die Schwanzfedern braun. Das Auge hat braunen Stern, der gebogene Schnabel und die Füße sind schwarz. Im Winterkleide sind alle Obertheile graulichbraun, die Untertheile aber rein weiß.

Ein dem Alpenstrandläufer sehr ähnlicher, stets aber merklich kleinerer Vogel, welchen wir Bergstrandläufer nennen wollen (Tringa oder Pelidna Schinzii), wird von einigen Forschern als besondere Art, von anderen nur als ständige Abart oder Rasse des erstgenannten angesehen.

Der Sichlerstrandläufer wird im ganzen Norden der Erde gefunden, wandert aber, den Küsten wie Flüssen und anderen Binnengewässern folgend, weit nach Süden hinab und kommt allwinterlich regelmäßig und sehr häufig in ganz Nordafrika, längs der Küsten des Rothen, Indischen, Atlantischen und Stillen Meeres vor, soll sogar am Vorgebirge der Guten Hoffnung erlegt worden

sein. Ich fand ihn in seinem schönsten Kleide noch tief im Inneren Afrikas am Weißen wie am Blauen Nile; andere Beobachter trafen ihn in Westafrika an. Er erscheint, vom Süden her kommend, um die Mitte des April und kehrt einzeln bereits gegen Ende des Juli, regelmäßig aber erst vom August an wieder zurück; der Durchzug währt jedoch bis zum Anfange des Oktober.

Der Alpenstrandläufer ist zwar ebenfalls im Norden heimisch, brütet aber schon in Deutschland und durchstreift allwinterlich, mit Ausnahme von Australien und Polynesien, die ganze Erde.

Auftreten, Wesen und Betragen beider Strandläufer ähneln sich sehr. Auch sie sind vorzugsweise Seevögel, halten sich aber doch auch gern auf flachen, schlammigen Ufern stehender Gewässer auf und steigen, ihnen folgend, hoch im Gebirge empor. Mit Ausnahme der Mittagsstunden, welche sie theilweise schlafend verbringen, sieht man sie den ganzen Tag in Bewegung. Trippelnd oder rennend laufen sie längs des Ufers dahin, jeden Augenblick fast ein kleines Thier aufnehmend, dabei anhaltend und dann weiter eilend. Gestört erheben sie sich mit schnellem, gewandtem Fluge in die Höhe, schießen eine Strecke weit eilig dahin, und kehren, einen großen Bogen beschreibend, in die Nähe des Ortes zurück, von welchem sie aufflogen. Wenn sie sich in Gesellschaft anderer Strandläufer befinden, thun sie diesen alles nach, laufen und fliegen mit ihnen, führen selbst die verschiedenen Schwenkungen, welche das leitende Mitglied des Trupps einhält, im Fluge aus. Eine Uferschnepfe oder ein großer Wasserläufer wird gewöhnlich der Ehre gewürdigt, gemischten Zügen dieser Strandläufer vorzustehen und scheint sich seinerseits auch ganz gut unter dem kleinen Volke zu gefallen. Aus meinen Beobachtungen glaube ich schließen zu dürfen, daß ein derartiges Verhältnis wochenlang besteht, vielleicht erst auf dem Rückzuge gelockert wird. Diese Verbindung erschwert zuweilen die Beobachtung der sonst höchst zutraulichen Vögel. Man bemerkt sehr bald, daß eine der vorsichtigen Uferschnepfen ihre Aengstlichkeit auf das kleine Gesindel überträgt und dieses zuletzt so scheu macht, daß man Mühe hat, sich ihm zu nähern. Besteht ein solcher Verein nur aus Strandläufern selbst, so übernimmt nicht selten der Zwergbrachvogel die Führung, und dann ist er ebenfalls viel scheuer als sonst. Am leichtesten kann man beide beobachten, wenn man sich stellt, als ob man gar nicht auf sie achte, sondern seines Weges weiter gehen wolle; dann ist man im Stande, bis auf wenige Schritte an den Trupp heranzukommen und dessen Treiben mit Muße zu belauschen. Alle Mitglieder des Häufchens scheinen nur von einem Geiste beseelt zu sein; sie halten sich stets geschlossen zusammen, rennen immer in derselben Richtung, scheinbar auch gleichzeitig, fressen dabei beständig, erheben sich auf das warnende, etwas schwirrende Pfeifen des wachhaltenden Männchens, stürmen im dichtgeschlossenen Fluge nahe über dem Wasser fort, kehren, nachdem sie wenig hundert Schritte durchmessen haben, wieder zurück und treiben es hier wie vorher. Von beiden Strandläufern bleiben viele sehr lange, einzelne während des ganzen Sommers in der Winterherberge zurück, ohne daß man einen zwingenden Grund dafür anzugeben wüßte.

Am Brutplatze vereinzeln sich die zurückkehrenden Schwärme in Paare, welche jedoch immerhin noch in einer gewissen Verbindung mit einander bleiben, und schreiten unmittelbar nach ihrer Ankunft zur Fortpflanzung. Die Männchen lassen jetzt ihre pfeifende oder schwirrende, auf weithin hörbare Stimme öfter als je vernehmen, erheben sich auch wohl in die Luft und tragen, über dem Neste fast nach Pieperart auf- und niederfliegend, eine Art von Gesang vor, thun dies auch selbst im Sitzen. Die Brutgebiete des Zwergbrachvogels liegen im höchsten Norden, die des Alpenstrandläufers erstrecken sich von hier bis Deutschland; das Brutgeschäft des ersteren ist noch nicht, das des letzteren recht gut bekannt. Jenen sahen wir selbst in der Tundra der Samojedenhalbinsel, offenbar am Brutplatze, fanden jedoch das Nest nicht; diesen dagegen beobachteten Naumann und andere vielfach in Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover, Westfalen, Dänemark ꝛc. Das Nest steht meist auf sandigen oder feuchten, spärlich mit Gras, Binsen, Heidekraut bewachsenen Stellen, in der Regel nicht weit vom Meere, und ist eine kleine, mit wenigen Hälmchen ausgelegte Vertiefung; die vier Eier, welche man vom Ende des April bis zur Mitte des Juni findet, sind durchschnittlich fünfunddreißig Millimeter lang, vierundzwanzig Millimeter dick, kreiselförmig,

dünnschalig, glänzend und auf schmutzig ölfarbenem Grunde mit vielen großen und kleinen Flecken und Punkten von dunkel ölbrauner Färbung getüpfelt. Nur das Weibchen brütet und zeitigt die Eier binnen sechzehn bis siebzehn Tagen, wird aber währenddem vom Männchen bewacht, wie dieses auch an der Führung der Jungen Antheil nimmt. Letztere verlassen das Nest, sobald sie abgetrocknet sind, wachsen unter treuer Führung ihrer Eltern rasch heran, erhalten schon in der ersten Woche ihres Lebens Federn, lernen in der dritten Woche bereits fliegen und gesellen sich bald darauf zu ihresgleichen, um nunmehr, ohne die Alten, ihre Wanderung anzutreten.

Außer ihren natürlichen Feinden, insbesondere den kleinen Falken, stellt der Mensch beiden Strandläufern, ihres höchst schmackhaften Wildpretes halber, eifrig nach und erlegt oder fängt sie auf den sogenannten Schnepfenherden zu hunderten und tausenden. Gefangene und entsprechend gepflegte Sichler- und Alpenstrandläufer sind allerliebst, gewöhnen sich leicht an ein geeignetes Ersatzfutter und werden bald zahm und zutraulich, halten aber selten längere Zeit aus, weil sie übermäßig fressen und an Verfettung sterben.

Der Zwergstrandläufer oder Raßler (Tringa minuta, Pelidna minuta und pusilla, Actodromas minuta, Schoeniclus minutus), Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Actodromas), ist mit seinen Verwandten der kleinste aller Schnepfenvögel. Seine Länge beträgt vierzehn, die Breite dreißig, die Fittiglänge neun, die Schwanzlänge vier Centimeter. Im Frühlingskleide sind die Federn des Oberkopfes schwarz, rostfarben gerandet, die des Hinterhalses grau, dunkler gewölkt, die des Mantels dunkelschwarz, breit hochrostfarben gesäumt, die der Kehle weiß, der Seiten des Halses und der Oberbrust hell rostfarben, fein braun gefleckt; über das Auge zieht sich ein weißlicher, zwischen ihm und dem Schnabel steht ein tiefbrauner Streifen. Das Auge ist braun, der gerade Schnabel schwarz, der Fuß grünlichschwarz. Im Herbstkleide sind die Obertheile dunkel aschgrau, mit deutlich braunschwarzen Schaftstrichen gezeichnet, die Gurgel, die Seiten des Kopfes, die Unterbrust rostgrau, die übrigen Untertheile weiß.

Die meisten Forscher trennen von dieser Art den im Norden Amerikas heimischen, angeblich wiederholt auch in Europa vorgekommenen Pygmäenstrandläufer (Tringa minutilla, nana, fuscicollis, campestris und Wilsonii, Pelidna pusilla, Actodromas minutilla und Wilsonii), welcher zwar sehr ähnlich, am Halse und Kropfe aber stärker gefleckt und noch kleiner ist, auch kürzere Flügel hat als jener.

Bestimmt verschieden und schon an seinem gebogenen Schnabel und den niedrigen Fußwurzeln kenntlich, ist das Sandläuferchen (Tringa Temminckii, Pelidna und Leimoncites Temminckii). Seine Länge beträgt funfzehn, die Breite neunundzwanzig, die Fittiglänge neun, die Schwanzlänge fünf Centimeter. Das Gefieder ist im Hochzeitskleide oberseits auf bräunlichgrauem Grunde schwarz und rostfarben gefleckt, unterseits, bis auf die dunkler gestrichelten Kropfseiten, weiß, im Winterkleide oberseits fast einfarbig bräunlich aschgrau, unterseits auf dem Kropfe bräunlichgrau, dunkler längsgestrichelt, übrigens weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel gelblich, übrigens schwarz, der Fuß schmutzig grüngelb.

Auch der Zwergstrandläufer gehört dem hohen Norden an, zieht aber so weit, daß man ihn fast an allen Meeresküsten, erweislich an denen Europas, Asiens, Afrikas und Australiens sowie an Flüssen und stehenden Gewässern im Inneren dieser Erdtheile gefunden hat. In Egypten überwintert er in großer Anzahl. Das Sandläuferchen theilt mit ihm dieselbe Heimat, wandert im Winter jedoch nicht so weit, sondern nimmt schon in Südeuropa, Nordostafrika, China und Indien Herberge. Beide folgen auf ihrem Zuge der Küste des Meeres und den Ufern der Ströme und Flüsse, wandern gewöhnlich in Gesellschaften mit Verwandten, zuweilen aber auch in starken Flügen, welche nur von einer der beiden Arten gebildet werden, regelmäßig des Nachts und treiben sich übertages an einer geeigneten Stelle, Nahrung suchend, umher. Schlammiger Boden scheint ihnen

mehr zuzusagen als sandiger, obwohl sie sich auch auf solchem finden. Sie sind äußerst niedliche, höchst bewegliche, behende, regsame Vögel, welche vortrefflich laufen und gewandt und schnell fliegen, bei Tage aber selten größere Strecken durchmessen, vielmehr gewöhnlich in einem geringen Umkreise sich umhertreiben und, verjagt, nach derselben Stelle zurückkehren. Unter ihresgleichen leben sie in tiefstem Frieden, gegen andere Thiere zeigen sie wenig Scheu, dem Menschen gegenüber eine gewisse Zutraulichkeit. Die Stimme klingt sanft und angenehm wie „Dürrr“ oder Dürrrüi“, manchmal auch „Dirrrit“. Im übrigen ähneln beide den bereits geschilderten Verwandten.

Beide Strandläufer nisten in den Tundren Europas und Asiens; Nester und Eier ähneln denen anderer Strandläufer, sind aber kleiner, die des Zwergstrandläufers neunundzwanzig, die des Sandläuferchens achtundzwanzig Millimeter lang, jene zwanzig, diese neunzehn Millimeter dick, die einen wie die anderen glattschalig, feinkörnig und glänzend, auf trüb gelblichgrauem bis ölgrünem Grunde mit aschgrauen, wolkenartigen Unterflecken und Rändern, dunkelbraunen Flecken und schwarzbraunen Punkten, namentlich am stumpfen Ende, gezeichnet.

Außer dem vorstehend beschriebenen fremdländischen Strandläufer soll Europa, zumal Großbritannien, wiederholt noch von drei amerikanischen Arten besucht worden sein. Die eine dieser Arten ist der Grasstrandläufer (Tringa fuscicollis, dorsalis, Bonapartii ꝛc.), welcher etwa so groß ist wie der Alpenstrandläufer und ein auf dem Kopfe graues, auf Rücken und Mantel hell fahlbraunes, dort mit feinen, hier mit sehr großen schwarzen Mittelflecken geziertes, auf dem Bürzel und der Unterseite weißes, auf dem Kropfe stark geflecktes Kleid trägt.

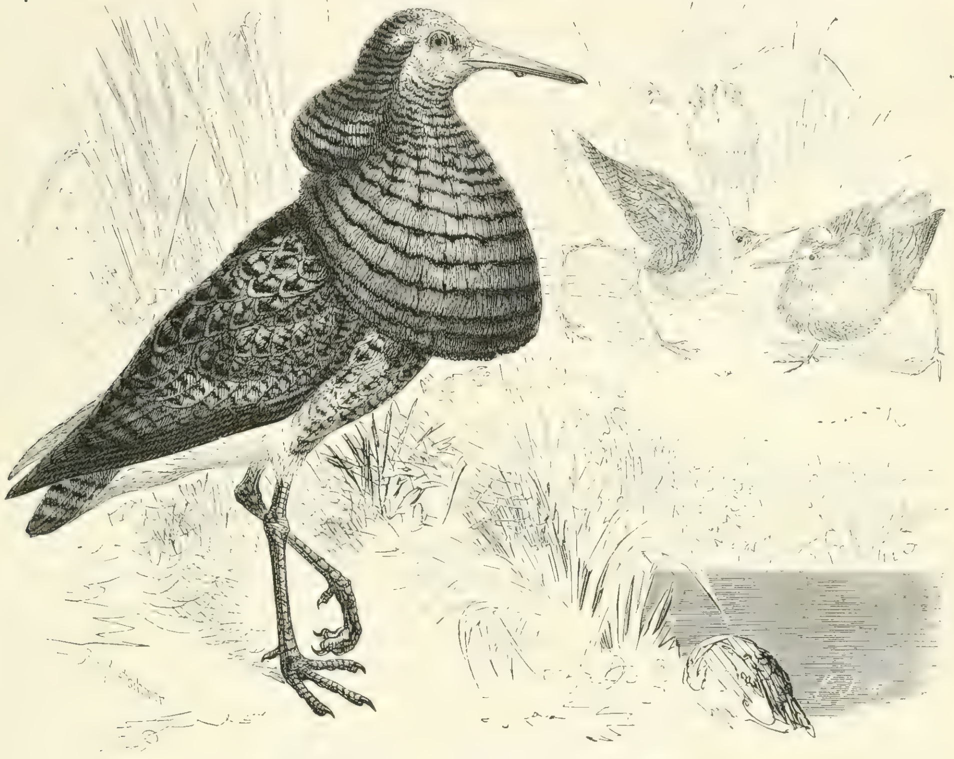
Als zweite Art nennt man den geradschnäbeligen Streifenstrandläufer (Tringa maculata, pectoralis und dominicensis), welcher dem Seestrandläufer an Größe wenig nachsteht, oberseits tief ölbraun, auf dem Kopfe mit dunklen Längs-, auf dem Mantel mit großen schwarzen Mittelflecken gezeichnet, unterseits auf weißem Grunde mit zahlreichen, auf dem Halse schmalen und länglichen, auf Brust und Seiten mit breiteren schwarzbraunen Streifen geziert ist.

Die dritte Art ist der Falbstrandläufer (Tringa rufescens und subruficollis, Tryngites, Actitis, Actiturus und Tringoides rufescens), welcher an Größe dem Sichlerstrandläufer etwa gleichkommt und vorherrschend röthlich fahlbraunes, oberseits auf grauem Grunde dunkel geflecktes und weißlich gesäumtes, auf Vorderhals, Halsseiten und Oberbrust lichtbraunes, rostgelb gerandetes, auf der übrigen Unterseite rostgelbliches Gefieder trägt.

*

Der merkwürdigste aller Strandläufer ist der Kampfläufer, Streitvogel, Kampf-, Brause-, Burr-, Strauß-, Koller- und Bruchhahn, See-, Pfau- und Hausteufel (Machetes pugnax, alticeps, planiceps, minor und optatus, Tringa pugnax, littorea, equestris, grenovicensis und rufescens, Totanus pugnax und indicus, Philomachus pugnax, Pavoncella pugnax, Limosa Hartwickii), der einzige Vertreter seiner Sippe. Der Schnabel ist so lang wie der Kopf, gerade, an der Spitze ein wenig gesenkt und nicht verbreitert, seiner ganzen Länge nach weich, der Fuß hoch und schlank, weit über der Ferse nackt, vierzehig, die mittlere mit der äußeren Zehe durch eine Spannhaut verbunden, die hintere kurz und hoch eingelenkt, der Fittig mittellang und spitzig, in ihm die erste Schwinge die längste, der Schwanz kurz, flach gerundet, das Kleingefieder weich, dicht, meist glatt anliegend, durch einen Kampfkragen, welchen die Männchen im Frühjahre tragen, besonders ausgeschmückt. Letztere zeichnen sich auch dadurch aus, daß sie ein Drittel größer sind als die Weibchen, im Hochzeitskleide eine ins unendliche abändernde Färbung und Zeichnung haben und im Gesichte eigenthümliche Warzen erhalten, welche im Herbste mit den Kragen verschwinden. Eine allgemein gültige Beschreibung kann nicht gegeben werden. Der Oberflügel ist dunkel braungrau, der schwarzgraue Schwanz auf den sechs mittleren Federn schwarz gefleckt, der Bauch weiß, das übrige Gefieder aber höchst verschieden gefärbt und gezeichnet. Letzteres gilt

insbesondere für die aus harten, festen, etwa fünf Centimeter langen Federn bestehende Krause, welche den größten Theil des Halses umgibt. Sie ist auf schwarzblauem, schwarzem, schwarzgrünem, dunkel rostbraunem, rothbraunem, rostfarbenem, weißem und andersfarbigem Grunde heller oder dunkler gefleckt, gebändert, getuscht oder sonstwie gezeichnet, so verschiedenartig, daß man kaum zwei männliche Kampfläufer findet, welche einander ähneln. Aus Erfahrung weiß man, daß bei einem und demselben Vogel im nächsten Jahre die gleiche Färbung und Zeichnung wieder zum Vorscheine kommt. Die Brustfedern haben entweder die Zeichnung der Krause oder sind anders



Kampfläufer (Machetes pugnax). ½ natürl. Größe.

gefärbt. Dasselbe gilt für den Rücken. Das Auge ist braun, der Schnabel grünlich oder grünlichgelb, mehr oder weniger ebenfalls mit der Färbung des Gefieders wechselnd, der Fuß in der Regel röthlichgelb. Die Länge beträgt neunundzwanzig bis zweiunddreißig, die Breite etwa vierundsechzig, die Fittiglänge neunzehn, der Schwanz acht Centimeter. Das Gefieder des Weibchens ändert nicht ab. Seine Färbung ist auf der Oberseite ein mehr oder weniger ins Röthliche spielendes Grau, welches durch dunkle Flecke gezeichnet wird; das Gesicht und die Stirne sind gewöhnlich hellgrau, die Federn des Oberkopfes grau, braunschwarz in die Länge gefleckt, die des Hinterhalses grau, die des Rückens und der Schultern in der Mitte braunschwarz, am Rande rostfarben, die der Kehle und Gurgel grau und die des Bauches mehr oder weniger weiß. Die Länge beträgt höchstens sechsundzwanzig, die Breite siebenundfunfzig Centimeter.

Der Norden der Alten Welt ist die Heimat des Kampfläufers; einzelne haben sich jedoch auch nach Nordamerika verirrt. Gelegentlich ihres Zuges besuchen diese Vögel nicht nur alle Länder Europas und Asiens, sondern auch ganz Afrika; denn man hat sie im Kaplande wie am Senegal oder am oberen Nile erlegt. Größere Sumpfflächen, wie sie der Kiebitz liebt, beherbergen in der

Regel auch den Kampfläufer; jedoch verbreitet sich derselbe nicht so weit wie jener. Süddeutschland besucht er nur auf dem Zuge; Norddeutschland bewohnt er stellenweise regelmäßig. In der Nähe des Meeres sieht man ihn oft, eigentlichen Seevogel aber kann man ihn nicht nennen. Er folgt den Flüssen vom Meere an bis tief ins Land, hält sich allerdings meist in ihrer Nähe auf, streicht aber doch ziemlich weit von ihrem Ufer weg und wird deshalb oft inmitten der Felder oder selbst in der Steppe gefunden.

Bei uns zu Lande erscheint der Kampfläufer flugweise im Anfange des Mai, selten schon in den letzten Tagen des April, bezieht seine Sommerplätze und beginnt bereits im Juli und August wieder umherzustreifen, bezüglich sich auf die Wanderschaft zu begeben. Auch er reist des Nachts und immer in Gesellschaften, welche dann in der Regel Kettenzüge in Keilform bilden. Die Männchen ziehen getrennt von den Weibchen und Jungen, wie sich auch beide Geschlechter abgesondert in der Winterherberge aufhalten. Zahlreiche Scharen, welche ich am Mensaleh-See und in den Flußniederungen im Sudân antraf, bestanden regelmäßig aus Weibchen; Männchen kamen mir nur einzeln und immer selten zu Gesicht. Erstere verlassen uns zuerst und kehren am spätesten zurück; es finden sich aber unzweifelhaft dieselben Vögel auch wieder auf denselben Plätzen ein.

Vor und nach der Brutzeit unterscheiden sich Männchen und Weibchen in ihrem Betragen nicht. Ihr Gang ist anmuthig, nicht trippelnd, sondern mehr schrittweise, die Haltung dabei eine stolze, selbstbewußte, der Flug sehr schnell, viel schwebend, durch leichte und rasche Schwenkungen ausgezeichnet. Bis gegen die Brutzeit hin vertragen sich die Kampfläufer sehr gut, zeigen sich gesellig, halten treu zusammen, mischen sich auch wohl zuweilen, immer aber nur für kurze Zeit, unter ähnliches Geflügel und treiben sich munter in einem bestimmten Gebiete umher, zu regelmäßigen Tageszeiten bald an dieser, bald an jener Stelle desselben sich beschäftigend. Nach Art ihrer Verwandten sind sie munter und rege, noch ehe der Tag angebrochen und bis tief in die Nacht hinein, bei Mondscheine auch während derselben, schlafen und ruhen also höchstens in den Mittagsstunden. Morgens und abends beschäftigen sie sich eifrig mit Aufsuchung der Nahrung, welche in dem verschiedensten Wassergethiere, aber auch in Landkerfen und Würmern und ebenso in mancherlei Sämereien besteht. In Indien fressen sie, so lange sie sich in der Winterherberge aufhalten, fast ausschließlich Reis; in Egypten wird es nicht anders sein, da ich sie dort ebenfalls oft in Reisfeldern gefunden habe. So lange sie Nahrung suchen, pflegen sie sehr ruhig und still dem wichtigen Geschäfte nachzugehen; man vernimmt dann höchstens beim Auffliegen ihre sehr schwache Stimme, welche wie ein heiseres „Kak, kak" klingt. Mit Einbruch der Nacht werden sie rege und schwärmen nun scheinbar zu ihrem Vergnügen oft längere Zeit umher.

Dieses Betragen ändert sich gänzlich, sobald die Paarungszeit eintritt. Jetzt bethätigen sie ihren Namen. Die Männchen kämpfen, und zwar fortwährend, ohne wirklich erklärliche Ursache, möglicherweise gar nicht um die Weibchen, wohl aber um eine Fliege, einen Käfer, einen Wurm, um einen Sitzplatz, um alles und nichts; sie kämpfen, gleichviel ob Weibchen in der Nähe sind oder ob sie keine solchen sehen, ob sie sich ihrer vollen Freiheit erfreuen oder in der Gefangenschaft befinden, ob sie erst vor wenigen Stunden ihre Freiheit verloren oder schon jahrelang im Käfige gelebt haben; sie kämpfen zu jeder Tageszeit, kurz, unter allen Umständen. Im Freien versammeln sie sich auf besonderen Plätzen, welche da, wo sie häufig vorkommen, fünf- bis sechshundert Schritte von einander entfernt liegen, alljährlich wieder aufgesucht und benutzt werden und sich wohl infolge der beständigen Kämpfezeit, nicht aber an und für sich von dem umliegenden Boden unterscheiden. Eine etwas erhöhte, immer feuchte, mit kurzem Rasen bedeckte Stelle von anderthalb bis zwei Meter Durchmesser wird zum Kampfplatze ausgewählt und nun täglich von einer gewissen Anzahl Männchen mehrmals besucht. Hier erwartet jedes den Gegner, und mit ihm kämpft es. Bevor die Federn des Kragens sich nicht ausgebildet haben, erscheint kein Kampfläufer auf dem Walplatze; sowie er aber sein volles Hochzeitskleid angelegt hat, findet er sich ein und hält nun mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit an ihm fest.

„Das zuerst angekommene Männchen“, schildert Naumann trefflich und wahr, „schaut sich verlangend nach einem zweiten um; ist dieses angelangt und nicht gerade rauflustig, so wird ein drittes, viertes rc. abgewartet, und bald gibt es nun Streit. Es haben sich die Gegner gefunden, sie treffen sich, fahren auf einander los, kämpfen eine kurze Zeit mit einander, bis sie erschöpft sind, und jeder nimmt sein erstes Plätzchen wieder ein, um sich zu erholen, frische Kräfte zu sammeln und den Kampf von neuem zu beginnen. Dies geht so fort, bis sie es überdrüssig werden und sich vom Platze entfernen, jedoch dies gewöhnlich nur, um bald wieder zu kommen. Ihre Balgereien sind stets nur eigentliche Zweikämpfe; nie kämpfen mehrere zugleich gegen einander; aber es fügt sich oft, wenn mehrere am Platze sind, daß zwei und drei Paare, jedes für sich, zugleich kämpfen und ihre Stechbahnen sich durchkreuzen, welches ein so wunderliches Durcheinanderrennen und Gegeneinanderspringen gibt, daß der Zuschauer aus der Ferne glauben möchte, diese Vögel wären alle toll und vom bösen Geiste besessen. Wenn sich zwei Männchen gegenseitig auf das Korn genommen haben, fangen sie zuerst, noch aufrecht stehend, zu zittern und mit dem Kopfe zu nicken an, biegen nun die Brust tief nieder, so daß der Hinterleib höher steht als sie, zielen mit dem Schnabel nach einander, sträuben dazu die großen Brust- und Rückenfedern, richten den Nackenkragen aufwärts und spannen den Halskragen schildförmig aus: so rennen und springen sie auf einander los, versetzen sich Schnabelstöße, welche der mit Warzen bepanzerte Kopf wie ein Helm und der dichte Halskragen wie ein Schild auffangen, und dies alles folgt so schnell auf einander, und sie sind dabei so hitzig, daß sie vor Wuth zittern, wie man besonders in den kleinen Zwischenräumen der mehrmaligen Anläufe, die auch schnell auf einander folgen, deutlich bemerkt, und deren mehr oder weniger, je nachdem die Kampflust bei den Parteien gerade heftiger oder gemäßigter ist, zu einem Gange gehören, auf welchen eine längere Pause folgt. Der Kampf schließt fast, wie er anfängt, aber noch mit heftigerem Zittern und Kopfnicken; letzteres ist jedoch auch von anderer Art, ein Zucken mit dem Schnabel gegen den Gegner, welches wie Luftstöße aussieht und Drohung vorzustellen scheint. Zuletzt schütteln beide ihr Gefieder und stellen sich wieder auf ihren Stand, wenn sie es nicht etwa überdrüssig sind und sich auf einige Zeit ganz vom Schauplatze entfernen.

„Sie haben keine andere Waffe als ihren weichen, an der Spitze kolbigen, übrigens stumpfschneidigen Schnabel, ein sehr schwaches Werkzeug, mit welchem sie sich nie verletzen oder blutrünstig beißen können, weshalb bei ihren Raufereien auch nur selten Federn verloren gehen, und das höchste Unglück, was einem begegnen kann, darin besteht, daß er vom Gegner bei der Zunge erfaßt und eine Weile daran herum gezerrt wird. Daß ihr Schnabel bei zu heftigen Stößen gegen einander sich zuweilen zur Ungebühr biegen mag, ist nicht unwahrscheinlich und wohl möglich, daß dadurch an den zu arg gebogenen oder fast geknickten Stellen desselben jene Auswüchse oder Knollen entstehen, die namentlich alte Vögel, welche die wüthendsten Kämpfer sind, öfters an den Schnäbeln haben.“

Zuweilen findet sich ein Weibchen auf dem Kampfplatze ein, nimmt ähnliche Stellungen an wie die kämpfenden Männchen und läuft unter diesen herum, mischt sich aber sonst nicht in den Streit und fliegt bald wieder davon. Dann kann es geschehen, daß ein Männchen es begleitet und ihm eine Zeitlang Gesellschaft leistet. Bald aber kehrt es wieder zum Kampfplatze zurück, ohne sich um jenes zu kümmern. Niemals kommt es vor, daß zwei Männchen einander fliegend verfolgen. Der Streit wird auf einem Platze ausgefochten, und außerhalb desselben herrscht Frieden.

Wenn die Legezeit herannaht, sieht man ein Männchen in Gesellschaft zweier Weibchen oder umgekehrt, ein Weibchen in Gesellschaft mehrerer Männchen, auch fern vom Kampfplatze in der Nähe der Stelle, welche später das Nest aufnehmen soll. Letzteres steht selten fern vom Wasser, oft auf einer erhöhten Stelle im Sumpfe, und ist eine mit wenigen dürren Hälmchen und Grasstoppeln ausgelegte Vertiefung. Vier, seltener drei Eier, von bedeutender Größe, etwa vierzig Millimeter Längs-, zweiunddreißig Millimeter Querdurchmesser, welche auf olivenbräunlichem oder grünlichem Grunde röthlichbraun oder schwärzlich, am dickeren Ende gewöhnlich stärker als am schwächeren gefleckt sind, bilden das Gelege. Das Weibchen brütet allein, siebzehn bis neunzehn

Tage lang, liebt die Brut sehr und geberdet sich am Neste ganz nach Art anderer Schnepfenvögel, wie denn auch die Jungen in derselben Weise leben wie ihre Verwandten. Das Männchen bekümmert sich nicht um seine Nachkommenschaft, es kämpft mit anderen, so lange es brünstige Weibchen gibt, beendet die Kampfspiele in den letzten Tagen des Juni und treibt sich nun bis gegen die Zugzeit hin nach Belieben im Lande umher.

Kein Schnepfenvogel läßt sich leichter fangen, keiner leichter an die Gefangenschaft gewöhnen als der Kampfläufer. Wenn man auf dem Kampfplatze Schlingen stellt, bekommt man die Männchen gewiß in seine Gewalt; auch auf dem Wasserschnepfenherde fängt man sie, oft in erheblicher Anzahl. Im Käfige zeigen sie sich augenblicklich eingewöhnt, gehen ohne weiteres an das Futter und halten sich recht gut. In einem größeren Gesellschaftsbauer nehmen sie sich allerliebst aus und gewähren jedermann beständige Unterhaltung, mindestens so lange die Brutzeit währt; denn auch hier enden ihre Kämpfe nie: jede ihnen zugeworfene Semmelkrume erregt die ganze Gesellschaft. Nach der Paarungszeit tritt Frieden ein, und die wackeren Recken leben fortan sanft, gemüthlich und ruhig unter einander, obwohl einer und der andere sich noch zu drohenden Stellungen verleiten lassen.

Außer dem Menschen stellen die bekannten vierfüßigen und gefiederten Feinde der kleinen Stelzvögel überhaupt auch dem Kampfläufer nach, und namentlich die Raubvögel nehmen viele weg. Ueberschwemmungen vernichten die Bruten; die Eier werden wie Kiebitzeier aufgesammelt und verspeist. Das Fleisch ist wohlschmeckend.

„Zwei norwegische Meilen von dem Gehöfte Melbo auf den Lofoten liegt die Pfarrkirche Bö und dicht neben ihr das Pfarrhaus. In ihm lebt ein liebenswürdiger Mann, bekannt als Pfarrer, bekannter noch als Maler. Den suchen Sie auf, und wenn Sie es nicht seinetwegen thun wollen, so müssen Sie es thun der Wassertreter halber, welche Sie dort in unmittelbarer Nähe finden werden. Dreihundert Schritte östlich von diesem Pfarrhause liegen fünf kleine mit Gras umstandene Süßwasserteiche; auf ihnen werden Sie die Vögel finden, nach denen Sie mich gefragt haben."

So sagte mir der Forstmeister Barth, ein vogelkundiger Norman, bei dem ich mir Raths erholte, bevor ich mich den Ländern zuwandte, in denen vier Monate im Jahre die Sonne nicht untergeht. Ich begab mich auf die Reise, benutzte jede Gelegenheit, um mit der Vogelwelt bekannt zu werden, suchte jeden riedumstandenen Süßwassersee ab und spähte vergeblich nach den ersehnten Vögeln. Endlich kam ich nach Bö, fand bei dem Pfarrer freundliche Aufnahme und ließ mir die köstlichen Bilder zeigen, welche der einsame Mann da oben zu seiner eigenen Genugthuung malt; dann aber fragte ich, zu nicht geringer Ueberraschung des Wirtes, nach den bewußten kleinen Seen. Wir brachen auf, erreichten sie nach wenigen hundert Schritten, und — auf dem ersten derselben schwamm ein Pärchen des Wassertreters umher, auf dem zweiten ein zweites, auf einem der übrigen noch ein drittes. Später habe ich freilich noch viele andere gefunden; denn in Lappland gehören sie nicht zu den Seltenheiten, und in der Tundra der Samojedenhalbinsel sind sie überaus häufig: so aber, wie an jenem Tage, haben sie mich doch nie wieder entzückt und hingerissen.

Die Wassertreter (Phalaropodinae), welche eine besondere Unterfamilie bilden, kennzeichnen sich durch mittellangen, geraden, sehr schwachen, niedergedrückten, an der Spitze etwas abwärts gebogenen, auch wohl abgeplatteten Schnabel, niedrige, schwache Füße, deren drei Vorderzehen durch halbe Schwimmhäute verbunden und beiderseitig mit bogigen, am Rande fein gezähnelten Hautlappen besetzt sind, lange, spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste alle anderen überragt, kurzen, zugerundeten, zwölffederigen Schwanz, sehr verlängerte Schwanzdecken und ungemein reiches Gefieder, stimmen dagegen hinsichtlich ihres inneren Baues fast vollständig mit den Strandläufern überein.

Der Wassertreter, von den Isländern Odinshenne genannt (Phalaropus hyperboreus, yperboreus, cinereus, cinerascens, fuscus, vulgaris, ruficollis, angustirostris, lobatus und australis, Tringa hyperborea, lobata und fusca, Lobipes hyperborea), ist nach Auffassung einzelner Forscher Vertreter einer besonderen Untersippe (Lobipes). Das Gefieder ist auf dem Oberkörper schwarzgrau, auf dem Unterrücken und den Schultern schwarz und rostgelblich gerändert, an den Seiten des Hinterhalses rostroth, auf der Kehle und den Untertheilen weiß, an dem Kropfe und an den Seiten grau; die weißschaftigen Schwingen sind schwärzlich, an der Wurzel weiß, die Flügeldeckfedern am Ende weiß gesäumt, die Schwanzfedern braun. Beim Weibchen ist die Färbung lebhafter, das Grauschwarz des Oberkörpers sammetglänzend, die Halsfärbung und ebenso die der Untergurgel hochroth, die des Kropfes und der Seiten schwarzgrau. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau, dessen innere Schwimmhäute und Säume gilblich, die äußeren aber grau. Die Länge beträgt beim Männchen achtzehn, die Breite dreiunddreißig, die Fittiglänge zehn, die Schwanzlänge fünf Centimeter; das Weibchen ist merklich größer.

Im höheren Norden wird diese Art durch den Pfuhlwassertreter (Phalaropus fulicarius, rufus, rufescens, griseus, glacialis, platyrhynchus, platyrostris und asiaticus, Tringa fulicaria und glacialis, Crymophilus rufus) ersetzt oder vertreten. Als Merkmal der Untersippe (Phalaropus), welche er bildet, gilt der kopflange, breite, an der Spitze platte und übergebogene Schnabel und der etwas längere Schwanz; in allem übrigen stimmen beide Vögel mit einander überein. Der Pfuhlwassertreter ist größer als die Odinshenne: seine Länge beträgt etwa einundzwanzig, die Breite siebenunddreißig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter. Oberkopf, Rücken und Schultern sind schwarz, alle Federn der letztgenannten Theile breit rostgelb gerandet, die des Hinterhalses und Bürzels rostroth, der Unterrücken, die Deckfedern des Oberflügels und die Seiten des Schwanzes aschgrau, der Unterkörper schön rostroth; die weißgeschafteten Handschwingen sind schwarzgrau, am Innenrande und an der Wurzel weiß, die Armschwingen dunkelgrau, weiß umrandet, die letzten fast ganz weiß, alle Oberarmdecken dunkelgrau, und schmal, die längsten an der Spitze breit weiß gesäumt, die mittleren Steuerfedern schwärzlich, die folgenden dunkel schiefergrau, die beiden äußersten an der Spitze dunkel braunroth. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken sammetschwarz, der Rücken dunkel und der Unterleib lebhaft roth. Das Auge ist braun, der Schnabel grünlichgelb, an der Spitze hornbraun, der Fuß graubraun. Im Herbstkleide sehen Oberkopf und Nacken aschgrau aus und werden durch zwei grauschwarze Streifen, welche an den Seiten des Hinterkopfes verlaufen, gezeichnet; die Rücken- und Schulterfedern sind blaugrau, dunkler geschaftet, die Federn der Unterseite weiß, an der Seite grau.

Die Odinshenne bewohnt im Sommer die Hebriden, Färinseln, Island, Lappland und von hier an die Tundra aller drei nördlichen Erdtheile, wandert im Winter selten weit, wird aber doch ziemlich regelmäßig in Schottland und Norwegen, seltener an den Küsten von Dänemark, Deutschland, Holland, Frankreich und Spanien, selbst Italien gesehen, nimmt ebenso im Schwarzen, Japanischen, Chinesischen und Indischen Meere Herberge und zieht in Amerika bis zur Breite von Guatemala hinab. Die See verläßt dieser Vogel selten während seines Zuges, kommt aber doch auch auf Binnengewässern vor, überwintert beispielsweise alljährlich in Persien. Der Pfuhlwassertreter gehört im Sommer auf Spitzbergen und in Nordgrönland zu den regelmäßigen Erscheinungen, bewohnt aber schon auf Island, laut Faber, nur eine kleine Strecke und streift noch seltener als die Odinshenne nach Süden hinab. Man nimmt an, daß das nördliche Sibirien sein eigentliches Vaterland ist, und damit steht denn auch sein winterliches Vorkommen in China und Indien im Einklange. In Großbritannien erscheint er zu Zeiten in Menge, in Deutschland und weiter südwestlich sehr selten, ist aber doch bis Tanger beobachtet worden. In den Ländern um die Davis-Straße gehört er noch zu den gewöhnlichen Vögeln, und von hier aus mögen die oft sehr zahlreichen Schwärme, welche man zuweilen im Süden der Vereinigten Staaten antrifft, verschlagen werden.

In der Lebensweise ähneln sich die Wassertreter, nach Versicherung der Beobachter, welche beide Arten beobachten konnten, so, daß man kaum einen Unterschied wahrnehmen kann. Beide sind echte Kinder des Meeres, halten sich nur während der Brutzeit in der Nähe der Küste und auf kleinen Süßwasserseen des Festlandes selbst auf und verbringen die übrige Zeit im Meere. Die Odinshenne trifft zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Mai auf Island, in den letzten Tagen desselben Monats in Grönland ein und wird sich wohl auch in Finnmarken zur nämlichen Zeit einstellen; der Pfuhlwassertreter erscheint im Norden Grönlands später, nämlich erst im Anfange des Juni. Vorher sieht man den einen wie den anderen entweder in Scharen inmitten des Meeres oder in kleineren Flügen in der Nähe der Küste auf den Fjorden. Hierauf zertheilen sich die Schwärme in Paare, und jedes von diesen sucht seinen Nistteich auf. Als Holboell im Frühlinge des Jahres 1835 achtzehn Tage hindurch während der Hinreise nach Grönland vom Eise eingeschlossen war, sah er stets Wassertreter zwischen den Eisstücken umherschwimmen; später bemerkte er sie inmitten der heftigsten Brandung. Auf der See verbringen sie den Winter, und das Meer bietet ihnen so reichliche Nahrung, daß sie von Fett strotzen, ja kaum abgebalgt werden können. Man sieht sie beständig von den Wellen etwas aufnehmen und verschlucken, hat aber die Thierchen, welche hier jetzt ihre Nahrung bilden, noch nicht zu bestimmen vermocht. Audubon sagt, daß sie sich gern auf schwimmendem Seegrase niederlassen und hier eifrig beschäftigen, unzweifelhaft, um Nahrung zu suchen. Jedenfalls steht so viel fest, daß sie sich auf dem Meere ganz wie echte Seevögel benehmen und im Schwimmen mit jedem anderen wetteifern: wie aber hier ihr Leben eigentlich verfließen mag, weiß man nicht; denn mit Ausnahme der wenigen bereits angegebenen Beobachtungen sind wir über ihr Treiben zur See nicht unterrichtet.

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß die Ordnung der Stelzvögel sehr viele liebenswürdige und anmuthige Mitglieder zählt, nehme aber doch keinen Anstand, die Wassertreter, insbesondere die Odinshenne, als die anmuthigsten von allen zu erklären. Diese Vögel sind überaus lieblich, anziehend in ihrem Wesen und Betragen, gewandt in jeder Bewegung, begabt wie nur irgend ein anderes Mitglied ihrer Zunft, auf dem festen Lande wie im Riede, auf dem Wasser wie in der Luft zu Hause. Ihr Gang ähnelt dem der Strandläufer. Sie stehen mit etwas eingezogenem Halse ruhig am Ufer, laufen, wenn sie in Bewegung gekommen, trippelnd dahin, vermögen jedoch ihren Lauf zum Rennen zu beschleunigen und wissen sich mit größtem Geschicke im Riede zu bewegen, auch trefflich zu verbergen. Ihr rascher, unsteter Flug beschreibt viele Bogen, wie es scheint, mehr um der Laune als um einem Bedürfnisse zu genügen; sie erinnern fliegend jedoch weniger an Strandläufer als vielmehr an die Moorschnepfe und unterscheiden sich von dieser nur dadurch, daß sie den Hals sehr einziehen und infolge dessen vorne wie abgestutzt aussehen. Ihr kleiner Kopf und der feine Schnabel fallen ebenfalls so auf, daß man sie kaum verwechseln kann. Im Schwimmen bethätigen sie Leichtigkeit, Zierlichkeit und Anmuth, welche unwiderstehlich hinreißen. Sie liegen leichter als jeder andere mir bekannte Schwimmvogel auf dem Wasser, so daß sie dessen Oberfläche kaum zu berühren scheinen, tragen dabei das Gefieder knapp, bewegen sich kräftig, unter kurzen Stößen und mit beiden Beinen abwechselnd rudernd, nickend wie ein Rohrhühnchen, und durchmessen in kurzer Zeit verhältnismäßig bedeutende Strecken. Zu tauchen vermögen sie nicht; ihr Gefieder ist zu reich, als daß es ihrer Kraft möglich wäre, den leichten Leib unter die Oberfläche zu zwingen: selbst verwundete versuchen nicht, in der Tiefe sich zu verbergen, sondern schwimmen so eilig wie möglich dem Riede zu, um hier den Blicken sich zu entziehen. Vom Wasser erheben sie sich ohne weiteres in die Luft, und ebenso fallen sie aus der Höhe unmittelbar auf dessen Spiegel herab. Schwimmend verrichten sie alle Geschäfte, nehmen von der Oberfläche des Wassers Nahrung auf, jagen sich spielend hier umher und begatten sich sogar in dieser Stellung. Dabei gilt es ihnen vollkommen gleich, ob das Wasser ruhig wie ein Spiegel oder bewegt, ob es kalt oder warm ist: Faber sah sie auf den Teichen der heißen Quellen, in deren Wasser man kaum die Hand halten kann, mit demselben Gleichmuthe wie zwischen Eisschollen umherschwimmen. Ihr Lockton ähnelt dem

kleinerer Strandläufer, läßt sich aber schwer mit Buchstaben ausdrücken, weil die schneidenden Töne ungewöhnlich hoch liegen. Ihre Sinne sind scharf, ihre geistigen Fähigkeiten wohl entwickelt. Harmlos und vertrauend, wie wenig andere Strandvögel, erlauben sie dem Menschen eine Annäherung bis auf zehn Schritte, und wenn derselbe sie nicht behelligt, lassen sie sich minutenlang beobachten, ohne sich dem Auge zu entziehen; aber jeder Versuch einer Verfolgung macht sie vorsichtig und ein einziger Fehlschuß sehr scheu. Um andere Geschöpfe scheinen sie sich, während der Brutzeit wenigstens, nicht zu bekümmern, leben vielmehr nur sich selbst; die Liebe erregt jedoch auch sie und ruft unter den Männchen der gleichen Art, welche sich sonst vortrefflich vertrugen, lebhaften Streit und Kampf hervor. Ihre Streitereien werden auf dem Wasser begonnen und in der Luft zum Austrage gebracht. Das Männchen, welches sich innerhalb des Gebietes eines seßhaften Pärchens sehen läßt, ruft augenblicklich die Eifersucht des rechtmäßigen Besitzers hervor. Beide schwimmen auf einander los, erheben sich vom Wasser und balgen sich nun im wirbelnden Fluge so lange, bis der Eindringling in die Flucht geschlagen wurde. Um so größere Zärtlichkeit erweisen sich die Gatten des Pärchens. Der eine hält sich beständig zu dem anderen und verläßt ihn nur selten. Holboell behauptet, daß man das Weibchen in der Nähe des Nestes nicht oft bemerkt, weil er unter elf Odinshennen, welche er in der Nähe von fünf verschiedenen Nestern erlegte, nur ein Weibchen erhielt: ich muß, auf meine Beobachtungen gestützt, das Gegentheil sagen; denn ich habe unter zehn Stück, welche ich erlegte und maß, sechs Weibchen und nur vier Männchen gefunden, auch stets das Pärchen vereinigt gesehen. Auf größeren Seen mag es vorkommen, daß mehrere Paare zusammen nisten, da, wo es kleinere Süßwasserseen oder richtiger Teiche gibt, behauptet jedes Paar einen derselben und duldet auf ihm keine Mitbewohnerschaft. Gleichwohl statten sich verschiedene Pärchen von Zeit zu Zeit Besuche ab, schwärmen fliegend ein Weilchen über dem See oder Teiche, lassen sich vielleicht auch auf Augenblicke nieder, schwimmen ein wenig umher, verweilen jedoch nicht lange und verschwinden ebenso rasch wieder, wie sie gekommen waren.

In Lappland fand ich brütende Odinshennen immer nur auf Teichen in unmittelbarer Nähe des Meeres, in der Tundra der Samojedenhalbinsel dagegen auch über hundert Kilometer von dieser entfernt, die meisten aber in der Nähe des Ob oder der Tschutschja. Faber und Holboell bemerken, daß der Pfuhlwassertreter die Inseln außerhalb der Fjorde, welche kleine Teiche besitzen, den Fjorden und überhaupt dem Festlande vorzieht. Daß beide Arten von den Brutteichen aus allabendlich hinaus auf die Fjorde ziehen, wie Holbein angibt, dort umherschwimmen und kleine Wasserthiere aufnehmen, erscheint mir durchaus glaublich, da auch ich die Vögel vom Meere aus habe nach dem Lande zurückkehren sehen. Das Nest steht nicht auf Inseln oder trockenen Stellen in den Teichen, sondern regelmäßig am Rande derselben, und ist eine einfache, aber hübsch gerundete Mulde im Grase, ohne eigentliche Auskleidung, welche jedoch durch das beim Runden niedergedrückte Gras selbst ersetzt wird. Ich fand drei und vier Eier in den von mir untersuchten Nestern; letzteres ist die gewöhnliche Anzahl. Die Eier sind verhältnismäßig klein, etwa dreißig Millimeter lang, zwanzig Millimeter dick und auf ölfarbenem oder dunkel graugrünem Grunde mit vielen kleineren und größeren schwarzbraunen Flecken gezeichnet. Faber sagt, daß Männchen und Weibchen abwechselnd brüten, fügt aber hinzu, daß diese Vögel die einzigen sind, deren Männchen zwei Brutflecke haben, während man letztere beim Weibchen nicht bemerkt, und Holboell meint deshalb, daß das Männchen allein die Eier zeitige, das Weibchen aber überhaupt nicht brüte. Am Neste zeigt sich der brütende Vogel sehr besorgt, fliegt beständig herbei, beschreibt einen weiten Bogen, um sofort wieder zurückzukehren, und treibt es in dieser Weise fort, so lange man sich in der Nähe des Nestes aufhält. Dann und wann setzt er sich auch wohl auf den Wasserspiegel; daß er sich aber, um den Störenfried abzulenken, lahm stellen sollte, habe ich nicht bemerkt. Zu solchen Künsten greift er jedoch, wenn er Junge führt. Um die Mitte des Juli fand ich im nördlichen Lappland Junge im Dunenkleide, welche unter Führung der Alten rasch im Riede oder Grase dahin liefen, sich meisterhaft zu verstecken wußten, aber doch aufgefunden und erhascht wurden. Die Alten zeigten

sich unendlich besorgt, flatterten ängstlich um mich her und versuchten, mich durch Verstellungskünste von den Jungen abzuhalten. Diese ähneln in ihrem Betragen anderen Strandvögeln, unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß sie fertig schwimmen können. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil Faber und Holboell das Gegentheil angeben. Die Färbung ihres Dunenkleides ist eine verhältnismäßig dunkle, der des Riedgrases ähnliche.

In dem Magen der von mir erlegten Odinshennen fand ich verschiedene Kerbthierlarven, welche ich nicht bestimmen konnte, und gelegentlich meiner Beobachtungen der Vögel sah ich, daß sie ihre Nahrung ebensowohl vom Wasser wegnahmen als am Uferrande oder im Riede auflammelten. Daß die Jungen nur mit solcher Nahrung sich begnügen müssen, wie sie das Ried ihnen bietet, braucht nicht erwähnt zu werden. Nach Malmgreen verzehrt der Wassertreter auf Spitzbergen während des Sommers hauptsächlich eine kleine Alge, welche in den Sümpfen zahlreich vorkommt.

Im Anfange des August führen die Alten ihre inzwischen flügge gewordenen Jungen hinaus zu den Inseln in den Fjorden und sammeln sich hier zu unschätzbaren Scharen, welche jetzt ihr Winterleben beginnen. Im Anfange des September haben sie ihr Winterkleid bereits angelegt und sich auch schon so gemästet, daß sie für den Sammler unbrauchbar geworden sind. Zu Ende des September verlassen sie die Küste gänzlich und schwärmen nun auf das hohe Meer hinaus.

—

Die Wasserläufer (Totaninae), welche eine anderweitige Unterfamilie bilden, sind durchschnittlich schlanker, kleinköpfiger, langschnäbeliger und hochbeiniger als die Strandläufer. Der Schnabel ist kopflang oder etwas länger, von der Wurzel bis gegen die Mitte hin weich, an der Spitze hornig, der Fuß verschieden gebaut, bald hoch und dünn, bald kurz und kräftig, gewöhnlich vier-, mitunter auch dreizehig, der Flügel lang und schmal, in ihm die erste Schwinge die längste, der zwölffederige Schwanz kurz, abgerundet, abgestuft oder keilförmig. Das Kleingefieder liegt knapp an, trägt keine Prachtfarben und wird zweimal im Jahre gewechselt. Männchen und Weibchen unterscheiden sich wenig durch die Größe, wenig oder nicht durch die Färbung.

Auch in den Wasserläufern wiederholen sich, laut Nitzsch, die allgemeinen Bildungsverhältnisse der Schnepfenvögel; bezeichnend für alle Glieder der Familie ist jedoch, daß der knochenzellige Tastapparat an den Kiefern fehlt. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Hals-, neun Rücken- und acht bis neun Schwanzwirbeln. Das Brustbein unterscheidet sich von dem der Strandläufer durch die geringere Größe des inneren Paares der Hautbuchten; das Becken ist verhältnismäßig schmal. Die Zunge erreicht nicht die Schnabelspitze; der Magen ist schwachmuskelig, die Milz klein und rund, der Darmschlauch fällt auf durch die Kürze der Blinddärme.

Wie die vorher genannten Vögel, gehören auch die Wasserläufer vorzugsweise dem Norden an; alle Arten aber wandern regelmäßig und besuchen dabei die entlegensten Länder. Die Ufer fließender und stehender Gewässer, Sümpfe und Brüche, weniger die Seeküste, bilden ihre Aufenthaltsorte. In der Winterherberge vereinigen sie sich mit vielen anderen und manchmal ganz fremdartigen Vögeln, schlagen sich aber selten zu so starken Flügen zusammen wie die Strandläufer. Ihr Wesen ist ansprechend, der Gang zierlich, behend, schrittweise, der Flug außerordentlich leicht und schnell; die Stimme besteht aus angenehmen, hohen, flötenden, weit vernehmbaren Tönen, welche sich so ähneln, daß eine Art der anderen nicht selten folgt. Das Nest steht meist auf dem Boden, jedoch auch auf Bäumen; das Gelege zählt ebenfalls vier, verhältnismäßig große, birn- oder kreiselförmige, auf ölgrünem Grunde mit braungrauen Flecken gezeichnete Eier, welche vom Weibchen gezeitigt werden. Die Jungen laufen den Alten vom ersten Tage ihres Lebens an nach, verbergen sich nach Art ihrer Verwandten bei Gefahr äußerst geschickt auf dem Boden oder im Grase, lernen bald flattern, und machen sich, sowie sie ihre Flugfertigkeit erlangt haben, selbständig.

Sämmtliche Wasserläufer gehören zu den vorsichtigen und scheuen Vögeln; die großen Arten übernehmen deshalb überall, wo sie mit anderen Strandvögeln zusammenleben, die Führerschaft. Ihre Jagd gelingt keineswegs immer; auch der Fang verursacht Schwierigkeiten. Im Käfige gewöhnen sie sich bald ein, nehmen mit einfachem Ersatzfutter vorlieb und halten bei einigermaßen entsprechender Pflege jahrelang in der Gefangenschaft aus.

Als Verbindungsglied der Strand- und Wasserläufergruppe kann man die Strandpfeifer (Actitis) betrachten, kleine, zierlich gestaltete, niedrig gestellte Vögel mit geradem, biegsamem, nur an der Spitze hartem, übrigens weichem Schnabel, mittellangen, ziemlich spitzigen, am hinteren Rande stark mondförmig ausgeschnittenen Flügeln, sehr ausgeprägtem Afterflügel, zwölffederigem, mäßig langem und abgestutztem Schwanze und gut geschlossenem, weichem, etwas schmalfederigem, nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit wenig verschiedenem Kleingefieder.

Beim Flußuferläufer, Sandpfeifer, Pfeiferle, Fisterlein und Knellesle, Steinpicker, Steinbeißer rc. (Actitis hypoleucos, stagnatilis, megarhynchos und Schlegelii, Totanus hypoleucos und guinetta, Tringa hypoleucos und guinetta, Trynga guinetta und leucoptera, Tringoides hypoleuca, Guinetta hypoleuca), ist das Gefieder des Oberkörpers ölbräunlich, grünlich oder purpurschillernd, durch schwarze Schaft- und Querflecke gezeichnet, das der Kopfseiten bräunlich, dunkler geschaftet und längsgefleckt, das des Unterkörpers weiß; die Handschwingen sind braunschwarz, an der Spitze fein weißgrau gesäumt, von der dritten an auf dem Rande der Innenfahne durch ein weißes Fleckchen, welches sich nach dem Körper zu vergrößert, geziert, die Unterarmschwingen in der Wurzelhälfte und an der Spitze weiß, sonst ebenfalls matt braunschwarz, die mittleren Steuerfedern braungrau, schwarz geschaftet, rostgelb gekantet und gefleckt, die übrigen mehr oder weniger weiß, schmal schwarz in die Quere gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel grauschwarz, an der Wurzel heller, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt einundzwanzig, die Breite vierunddreißig, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Aus Amerika verflog sich der Drosseluferläufer (Actitis macularia, notata und Wiedii, Tringa macularia und notata, Totanus, Tringites und Tringoides macularius) nach Deutschland. Er ist ebenso groß wie der Verwandte, diesem auch sehr ähnlich gezeichnet, unterscheidet sich aber dadurch von ihm, daß die weißen Untertheile in der Mitte keine, an den Seiten eirunde schwarzbraune Flecke, die weiße Kehle und Gurgel schmale, braungraue Schaftstriche, die mittleren Schwanzfedern sechs bis sieben verloschene, am Rande als dunkle Flecke ersichtliche Querbinden und ein dunkles Endband zeigen.

Der Flußuferläufer bewohnt oder besucht, mit Ausnahme des höchsten Nordens der Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerikas sowie Polynesiens, die ganze Erde, nistet auch fast überall, wo er vorkommt. Im nördlichen Deutschland erscheint er um die Mitte des April, zuweilen auch erst im Mai, brütet und beginnt schon im Juli sein Umherschweifen, bis um die Mitte des September die Wanderung angetreten wird. Gelegentlich dieser Reisen, welche des Nachts ausgeführt und bei Tage unterbrochen werden, bemerkt man ihn in kleinen Gesellschaften von sechs bis acht, vielleicht auch zwanzig Stück. Diese Trupps scheinen während der Wanderung zusammenzubleiben; sie brechen abends auf, fliegen bei einigermaßen günstiger Witterung bis zum Morgen, lassen sich dann an einem geeigneten Orte, gewöhnlich an einem Fluß- oder Bachufer, nieder, suchen hier übertages Nahrung, schlafen in der Mittagszeit ein wenig, verweilen, wenn es ihnen besonders gut gefällt, sogar mehrere Tage an einer und derselben Stelle und setzen die Wanderung wieder fort.

Man sieht den Uferpfeifer regelmäßig auf Sandbänken, am häufigsten da, wo das Ufer mit Gesträuch und Schilf bewachsen ist. Er steht wagerecht, läuft behend und mehr trippelnd als

schreitend umher und wippt nach Bachstelzenart beständig mit dem Schwanze. Sein Flug ist leicht, schnell und gewandt, insofern ungewöhnlich, als der Vogel beim Wegfliegen selten zu höheren Luftschichten emporsteigt, vielmehr unmittelbar über dem Wasser in gerader Linie hin fort streicht, so daß man meint, er müsse die Schwingen sich netzen. Nur wenn er eine Stelle gänzlich verlassen will, schwingt er sich ebenfalls hoch in die Luft und jagt dann eilig dahin. Die weißen Flecke in den Schwungfedern zeigen sich bei ausgebreiteten Schwingen als breite zierende Binden. Im Nothfalle wirft sich der geängstigte Flußuferläufer ins Wasser, schwimmt, wenn er es kann, rasch auf demselben dahin, oder taucht, wenn es sein muß, in die Tiefe, rudert mit den Flügeln sehr schnell ein Stück weg und erscheint an einer ganz anderen Stelle wieder. Sein Wesen treibt er, wie Naumann sagt, gern im Stillen, halb und halb im Verborgenen, obwohl er sich eigentlich niemals verkriecht und noch weniger im Grase versteckt. Selbst die erhabensten Plätzchen, welche er betritt, liegen fast immer so, daß er wenigstens vom nächsten Ufer aus nicht schon aus der Ferne gesehen werden kann. „Auf einem alten, verstümmelten, aus anderen dicht belaubten Bäumen, Gebüsch und einem Zaune hervorragenden und über das Wasser hängenden Birnbaume, am Teiche neben meinem Garten, war ein Stand und Sitz von Brettern für eine Person, wenigstens anderthalb Meter hoch über dem Wasserspiegel, angebracht; dieser wurde von allen Sandpfeifern, welche in der Zugzeit unsere Teiche besuchten, zum Ruheplätzchen benutzt, obgleich am entgegengesetzten Ufer, nicht vierzig Schritte entfernt, ein sehr betretener Fußweg vorbeiging, von wo aus sie durch vorübergehende sehr oft verscheucht wurden.“ Solche Stellen liebt der Vogel ganz besonders; denn er ist nicht bloß vorsichtig und scheu, sondern auch im höchsten Grade furchtsam und, obgleich er sich oft in der Nähe der Ortschaften und selbst in ihnen aufhält, doch jederzeit auf seiner Hut. Dabei besitzt er Verstand genug, gefährliche Menschen von ungefährlichen zu unterscheiden, oder Thieren, denen er nicht trauen darf, rechtzeitig auszuweichen. Selten gelingt es den Raubvögeln, ihn zu überlisten; selbst der hartnäckige Sperber wird oft durch ihn getäuscht, da er, sobald er jenen fürchterlichen Feind gewahrt, so eilig wie möglich in dichtes Gebüsch oder nöthigenfalls ins Wasser flüchtet und sich durch Tauchen zu retten sucht. Mit anderen Strandvögeln macht er sich wenig zu schaffen; nicht einmal die Paare hängen treuinnig an einander, sobald die Brutzeit vorüber ist. Die Stimme, ein zartes, helles, hohes und weit schallendes Pfeifen, ähnelt der des Eisvogels und klingt ungefähr wie „Hididi“ oder „Jiht“ und „Ihdihdihd“, wird aber während der Paarungszeit in einen Triller zusammengeschmolzen, welcher sanft beginnt, anschwillt und wieder abfallend endet, unendlich oft sich wiederholt und wenigstens nicht unangenehm ins Ohr fällt.

Unmittelbar nach seiner Ankunft im Frühjahre wählt sich jedes Pärchen seinen Stand und duldet in der Nähe kein zweites. Das Männchen zeigt sich sehr erregt, streicht in sonderbaren Zickzackflügen hin und her, trillert, singt und umgeht das Weibchen mit zierlichen Schritten. Dieses wählt an einer den Hochfluten voraussichtlich nicht ausgesetzten Uferstelle, näher oder entfernter vom Wasser, ein geeignetes Plätzchen im Gebüsche oder baut unter dem Gezweige, am liebsten im Weidichte, ein einfaches Nest aus Reisern, Schilf, Stoppeln und dürren Blättern so versteckt, daß man es trotz der verrätherischen Unruhe der Alten gewöhnlich erst nach langem Suchen auffindet. Die vier Eier, welche das Gelege bilden, sind bald kürzer, bald gestreckter, durchschnittlich fünfunddreißig Millimeter lang, sechsundzwanzig Millimeter dick, birnförmig, feinschalig, glänzend, auf bleichrostgelbem Grunde mit grauen Unter-, rothbraunen Mittel- und schwarzbraunen Oberflecken gezeichnet und bepunktet. Jede Störung am Neste ist den Alten ungemein verhaßt; sie merken es auch, wenn ihnen ein Ei genommen wird, und verlassen dann das Gelege sofort. Beide Geschlechter brüten. Die Jungen entschlüpfen nach etwa zweiwöchentlicher Bebrütung, werden noch kurze Zeit von der Mutter erwärmt und nun den Weidehagen zugeführt. Hier wissen sie sich so vortrefflich zu verstecken, daß man sie ohne gute Hunde selten auffindet, obgleich die Alten den Suchenden unter ängstlichem Geschreie umflattern. Nach acht Tagen brechen die Flügel- und Schwanzfedern hervor; nach vier Wochen sind sie flügge und der Pflege der Eltern entwachsen.

Kerbthierlarven, Gewürm und Kerbthiere im Fliegenzustande, namentlich Netz- und Zweiflügler, bilden die Nahrung. Sie wird entweder vom Strande aufgelesen oder im Fluge weggeschnappt, auch von den Blättern weggenommen. Fliegen, Mücken, Schnaken, Hafte und Wasserspinnen beschleicht der Flußuferpfeifer, indem er mit eingezogenem Kopfe und Halse leise und vorsichtig auf sie zugeht, plötzlich den Schnabel vorschnellt und selten sein Ziel verfehlt.

In der Gefangenschaft gewöhnt er sich bald an das vorgesetzte Stubenfutter, hat sich nach wenigen Tagen eingewöhnt, wird sehr zahm, hält sich auf einem kleinen Raume in der Nähe seines Freßgeschirres, beschmutzt den Käfig wenig und gewährt seinem Besitzer viel Vergnügen.

Raubthiere, Raben, Krähen und Elstern thun der Brut Schaden; die Alten hingegen haben wenig von Feinden zu leiden, aber in den futterneidischen Bachstelzen entschiedene Gegner und deshalb mit ihnen beständige Kämpfe zu bestehen.

*

Der nächste Verwandte der Sandpfeifer ist der Hochlandwasserläufer, Hochlandspfeifer, Graswasserläufer, das Prairietäubchen ꝛc. (Actiturus longicaudus, Bartrami oder bartramius, Actitis Bartrami, Tringa longicauda und bartramia, Tringoides bartramius, Totanus bartramius, variegatus und melanopygius, Bartramius longicaudus, Bartramia laticauda, Euliga Bartrami), Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Actiturus), deren Kennzeichen in dem kurzen, kräftigen, an der Spitze verdickten, oberseits sanft abwärts gebogenen Schnabel, den niedrigen, ziemlich starken Füßen, mittellangen Flügeln, unter deren Schwingen die erste alle anderen überragt und dem sehr langen, stark gesteigerten Schwanze zu suchen sind. Die Länge des zierlichen Vogels beträgt dreißig, die Breite fünfundfunfzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge neun Centimeter. Stirne und ein Brauenstreifen sind licht rostgilblich, dunkel längsgestrichelt, die Scheitelfedern dunkelbraun, seitlich lichter, die der Mitte dunkler gesäumt, so daß hier ein Längsstreifen entsteht, die Mantelfedern braun, dunkler quergebändert und licht fahlgrau gesäumt, Hals und Oberbrust rostgelb, Hinterhals und Nacken dunkler, alle diese Theile dunkelbraun längsgestreift, die übrigen Untertheile weiß, rostgilblich überflogen, die Brustseiten mit breiten braunen Pfeilflecken gezeichnet, die Schwingen außen und an der Spitze braunschwarz, übrigens weiß quergebändert, die rostbräunlichen Schwanzfedern acht- bis zwölfmal dunkel quergebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel gelbgrün, der Fuß licht gelbgrau.

Der Hochlandwasserläufer bewohnt zur Brutzeit die nordamerikanische Tundra, nach Norden hin bis zum Yukanflusse, nach Süden hin bis Illinois und Pennsylvanien, durchwandert jedoch alle übrigen zwischen dem Atlantischen Meere und dem Felsgebirge gelegenen Theile der Vereinigten Staaten, um im Süden der letzteren, in Mittel- und Südamerika Winterherberge zu nehmen, hat sich auch wiederholt nach Europa und selbst nach Deutschland verflogen. Während seiner Herbstwanderungen, im September und Oktober, belebt er alle Wasserbecken und Flußufer sämmtlicher Staaten, ebenso aber auch die wasserlose Prairie, da er sich weniger als jeder andere seiner Sippschaft an das Wasser bindet, vielmehr mit Vorliebe trockene Stellen aufsucht. In der Winterherberge sammelt er sich zu Scharen von tausenden. Vom Beginne des Mai an wandert er heimwärts und ist dann in den nördlichsten Orten das häufigste Glied seiner Familie.

In seinem Wesen, Thun und Treiben ähnelt er wohl dem Flußuferläufer am meisten. Er wiegt sich im Stehen, setzt sich gern hoch, auf einen Giebel, Pfahl, Baum und dergleichen, läuft ungemein rasch, in Absätzen, wenn er verfolgt wird, mit gelüfteten Schwingen, fliegt schnell, leicht und zierlich, läßt seine laute, lang gezogene, etwas kläglich, aber nicht unangenehm klingende Stimme oft vernehmen, zeigt sich harmlos und vertrauensvoll, bis ihn die schlimmsten Erfahrungen gewitzigt haben, und erwirbt sich durch all dieses ebenso wie durch seine anmuthige Gestalt und ansprechende Zeichnung jedermanns Wohlwollen.

Unmittelbar nach der Ankunft am Brutorte sieht man nur treuinnig gesellte Paare, welche jetzt allüberall die Prairie wie die Tundra beleben, alles gemeinschaftlich thun, behend und gewandt durch das dichte Gras schlüpfen, um hier nach Nahrung, zumal Heuschrecken, oder einem geeigneten Nistplatze zu suchen, oft ihren, von dem gewöhnlichen ganz verschiedenen, mehr dem Pfeifen des Windes als dem Geschreie eines Vogels ähnelnden, lauten, lang gezogenen Paarungsruf vernehmen lassen, dabei auch wohl in die Höhe steigen und mit gehobenen Flügeln sanft abwärts schweben. In der zweiten Woche des Juni findet man in dem bald nahe am, bald fern vom Wasser stehenden Neste, einer einfachen, kaum ausgekleideten, meist von hohem Grase umgebenen Vertiefung die etwa fünfundvierzig Millimeter langen, dreiunddreißig Millimeter dicken, auf blaß lehmgelbem, ölfarben überflogenem Grunde überall, am stumpfen Ende jedoch am dichtesten mit graulichen verwaschenen Schalen- und kleinen dunkelbraunen Oberflecken gezeichneten Eier. Das brütende Weibchen sitzt sehr fest, und beide Eltern zeigen sich bei herannahender Gefahr überaus besorgt um Eier und Junge, gebrauchen, wenn letztere bedroht oder gefangen wurden, alle Künste der Verstellung, greifen sogar, falls diese nichts fruchten, den Störenfried muthig an. Die Jungen, anfänglich höchst ungeschickte Geschöpfe, wachsen rasch heran, schlagen sich dann mit anderen Familien in Flüge zusammen und beginnen vom Ende des August an zu wandern.

Da die Nahrung des Hochlandwasserläufers zumeist aus Kerbthieren besteht, hat sein Wildpret stets einen vortrefflichen Geschmack. Aus diesem Grunde wird der Vogel eifrig gejagt und allherbstlich zu tausenden erlegt.

*

Nach Meves' Untersuchungen haben wir an dieser Stelle einen Vogel einzureihen, welcher in der Regel zu den Limosen gestellt wird: den Terekwasserläufer, „Kuwitri" der Russen (Xenus cinereus, Scolopax cinerea, sumatrana und Terek, Numenius cinereus, Limicola Terek, Totanus javanicus, Limosa Terek, indiana und recurvirostra, Simorhynchus cinereus, Fedoa terekensis, Terekia cinerea und javanica). Er vertritt die Sippe der Limosenläufer (Xenus) und kennzeichnet sich durch den stark aufwärts gebogenen Schnabel, dessen Länge der des Kopfes fast zweimal gleichkommt und die stämmigen Füße, deren Vorderzehen durch Bindehäute vereinigt werden. Das Gefieder ist oberseits aschgrau, auf den Flügeln mehr fahlgrau, durch große schwarze Schaftflecke gezeichnet, auf dem Bürzel grau, an den Halsseiten lichter als oben und dunkler längsgestreift, auf der Unterseite, mit Ausnahme des graulichen, schwarz längsgestrichelten Kropfes, weiß; die weißschaftigen Schwingen sind braunschwarz, innen heller, die hinteren Hand- und alle Armschwingen an der Spitze breit weiß gesäumt, wodurch eine Flügelquerbinde entsteht, die Schwanzfedern grau, verwaschen dunkel gesprenkelt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel grünlich, übrigens schwarz, der Fuß grüngelb. Im Winterkleide ist die Oberseite reiner grau. Die Länge beträgt zweiundzwanzig, die Breite zweiundvierzig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Der Terekwasserläufer bewohnt sandige Flüsse der Tundren Europas und Asiens, vom Weißen Meere an bis Kamtschatka, und wandert im Winter durch Südosteuropa bis Indien und Südwestafrika, jedoch nur ausnahmsweise auf der südwestlichen Zugstraße, gehört daher in Deutschland wie in ganz West- und Südwesteuropa zu den sehr seltenen Erscheinungen. An der Dwina und anderen Flüssen Nordrußlands ist er häufig; im Obgebiete haben wir ihn nur an der Tschutschja gefunden. Seinen Aufenthalt wählt er auf flachen, sandigen Uferstellen fließender wie stehender Gewässer, gleichviel, ob jene Stellen kahl oder mit Weidicht bestanden sind. An schlammigen Ufern fehlt er gänzlich; wohl aber nimmt er zuweilen an der Seeküste seinen Aufenthalt. Bei Archangel erscheint er in der zweiten Hälfte, selten zu Anfang des Mai, und schreitet bald darauf zur Brut.

Bewegungen, Stimme, Wesen und Betragen ähneln dem Gebaren anderer Wasserläufer, nicht aber der Limosen. Graf Hoffmannsegg und Henke geben hierüber eingehende Mittheilungen. Die helle, kräftige Stimme und der wahrscheinliche Paarungsruf des Männchens ist

ein voller Gurgelton. Von einem Steine, Baumwurzel, Erdhügel oder einer sonstigen kleinen Erhöhung herab trägt es in oft lang andauernder Wiederholung, unter lebhaften Körperbewegungen und mit anscheinender Anstrengung den dreisilbigen, gegen das Ende hin gedehnten und gesteigerten Ruf „Kuwitrrüü" oder auch „Girrüüüd, girrrii girrüid" vor. Bisweilen hört man ein sanft flötendes, fast klägliches „Hahiaaa haiaaa hahiaaa", auch unmittelbar nach dem ersterwähnten Rufe und mit demselben in einem Gegensatze, welchen sich nur derjenige vorstellen kann, welcher die Stimme des Schwarzspechtes genau kennt. Der russische Name des Vogels ist ein richtiges Klangbild des erstbeschriebenen Rufes. Bei Gefahr vernimmt man ein scharfes „Dick dick".

Zur Niststelle wählt sich der Vogel mit Vorliebe zehn bis zwanzig Schritte vom Wasser entlegene kleine Blößen im Walde, seltener solche im Gebüsche oder niedrige, mit Geröll oder Treibholzgetrümmer bedeckte Wiesen, scharrt hier, regelmäßig hinter einem deckenden Gegenstande, eine flache Vertiefung aus und belegt sie nothdürftig mit kleinen faulen Holzstückchen, Schilfrispen und Laubblättern. In den ersten Tagen des Juni pflegt das Gelege vollzählig zu sein. Die vier Eier sind denen des Waldwasserläufers sehr ähnlich, verhältnismäßig klein, etwa fünfunddreißig Millimeter lang, dreiundzwanzig Millimeter dick, kreiselförmig, zartschalig, glanzlos und auf düster lehmfarbenem Grunde mit dunkelgrauen und dunkelbraunen Flecken und feinen rothen Punkten gezeichnet. Da Liljeborg bei beiden Eltern Brutflecke fand, werden auch beide brüten; an der Erziehung der Jungen betheiligen sich Vater und Mutter. Nähert man sich den Jungen, welche wie Mäuschen durch das Gras schlüpfen und sich durch leises Zirpen bemerklich machen, so setzen sich die beängstigten Eltern auf einen Baum oder sonstigen erhöhten Gegenstand und umkreisen unter lautem ängstlichen Geschreie den Störenfried. Naht sich ein Raubvogel, so rufen sie „Dick dick dick", so lange er in der Nähe verweilt.

Die Nahrung, welche der Terekwasserläufer auch in hellen Nächten sucht, besteht fast ausschließlich in Wasserkerfen. Gefangene lassen sich, wie Blasius erfuhr, mit frischem Fleische und Regenwürmern leicht erhalten.

*

Unter den echten Wasserläufern (Totanus), deren Kennzeichen die der Unterfamilie sind, steht der Glutt, auch Grünschenkel, Hennick oder Regenschnepfe genannt (Totanus glottis, canescens, griseus, fistulans und glottoides, Scolopax totanus und canescens, Glottis chloropus, natans, nivigula, floridanus, canescens, Vigorsii und Horsfieldii, Limicula glottis, Limosa totanus und glottoides), oben an. Wegen seines langen, schmalen, aufwärts gebogenen, durchaus harten Schnabels und der hohen, weit über der Ferse nackten Füße, deren äußere und mittlere Zehe durch eine Spannhaut verbunden sind, hat man ihn zum Vertreter einer besonderen Untersippe (Glottis) erhoben; die Merkmale derselben sind aber so geringfügiger Art, daß wir hiervon absehen dürfen. Das Gefieder der Oberseite ist braunschwarz, durch die weißen Federränder gezeichnet, das des Unterrückens und Bürzels reinweiß, das der Unterseite bis auf die mit schwarzen Längsflecken und Streifen gezeichnete Brust ebenfalls weiß; die Handschwingen sind braunschwarz, bis auf die erste weißschaftige, auch schwarz geschaftet, die Armschwingen mattbraun, innen weißlich gewölkt, die Schwanzfedern der Mitte grau, die seitlichen weiß und schwarz gefleckt. Im Herbstkleide sind Kopf, Hinterhals und die Halsseiten grauschwarz und weiß gestreift, die Mantelfedern tief aschgrau, schwarz geschaftet, ebenso gefleckt und weißlich gekantet, die Seiten des Unterhalses und Kropfes schwarz geschaftet und in die Länge gestreift. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarzgrün, der Fuß graugrün. Die Länge beträgt vierunddreißig, die Breite achtundfunfzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Als der nächste Verwandte des Glutt darf der Osteuropa und Nordasien entstammende, zuweilen auch in Deutschland, häufiger in Oesterreich-Ungarn vorkommende Teichwasserläufer (Totanus stagnatilis und tenuirostris) angesehen werden. Er ist nur ein Drittel kleiner als

der Glutt und von ihm auch an seinem äußerst schwachen, fast geraden Schnabel leicht zu unterscheiden. Seine Länge beträgt dreiundzwanzig, die Breite fünfundvierzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge vier Centimeter. Das Gefieder der Oberseite ist bräunlichgrau, durch schwarze Längs- und Pfeilflecke, welche sich auf den Schultern verbreitern, sowie durch graue Federränder gezeichnet, das des Unterrückens und Bürzels sowie der ganzen Unterseite weiß, hier am Vorderhalse, dem Kropfe und auf den Seiten mit rundlichen Flecken getüpfelt; die Schwingen sind dunkelbraun, die blasseren Armschwingen außen weiß gesäumt, die letzten wie die Schulterfedern bräunlichgrau und schwarz quergebändert, die mittleren Schwanzfedern ebenso, die übrigen weiß, innen durch schwarze, nach außen hin sich verlierende Querstreifen, außen durch Querflecke geziert, die Untertheile rein weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grünlich. Das Herbstkleid ist auf der hellgrauen Oberseite durch lichte Federränder auf der weißen Unterseite an den angegebenen Stellen durch kleine braune Fleckchen gezeichnet.

Der Glutt, auf dessen Lebensschilderung ich mich beschränke, ist buchstäblich in allen Erdtheilen gefunden worden, also Weltbürger, seine eigentliche Heimat aber der Norden der Alten Welt. Unser Vaterland berührt er gelegentlich seiner Reisen im Frühjahre und im Herbste; als Brutvogel hat man ihn hier noch nicht beobachtet. Er erscheint, vom Norden kommend, bereits in der letzten Hälfte des Juli, streift während des August und September regellos im Lande umher und tritt zu Ende des September oder im Anfange des Oktober die Reise wirklich an, verbringt die Wintermonate bereits auf mehreren Eilanden des griechischen Inselmeeres oder in Nordafrika, behält jedoch seine umherstreifende Lebensweise bei und gelangt so nach den Wendekreis- und weiter südlich gelegenen Ländern, beispielsweise nach Südaustralien, Tasmanien, Südafrika und den La Plata-Staaten. Im April und Mai durchreist er Deutschland auf dem Rückzuge.

Nach Art seiner Verwandten zieht er Süßwasserseen und Brüche den Meeresküsten entschieden vor. Man begegnet ihm allerdings auch hier zuweilen, in der Regel aber doch nur auf schlickigen Stellen und immer bloß auf kurze Zeit. In der Winterherberge siedelt er sich an den Strandseen, Flüssen, welche ihre Ufer übertreten, und besonders gern in Reisfeldern an. Gewöhnlich sieht man ihn hier einzeln, aber fast immer umringt von verschiedenen Strandläufern, Strandreitern, Uferschnepfen oder selbst Schwimmvögeln, namentlich Enten, deren Führung er anscheinend bereitwillig übernimmt, welche ihm mindestens blindlings folgen. Er bindet sich nicht an größere Gewässer, sondern sucht selbst die kleinsten Lachen und Teiche ab.

Der Glutt vereinigt alle Eigenschaften seiner Sippschaft in sich, bethätigt alle Munterkeit, Gewandtheit und Beweglichkeit seiner Verwandten, trägt sich hoch, man möchte sagen stolz, schreitet mit wagerecht gehaltenem Leibe leicht und behend dahin, wadet gern in das Wasser, schwimmt, und nicht bloß im Nothfalle, oft über ziemlich weite Wasserstrecken, taucht bei Gefahr vortrefflich und rudert unter dem Wasser mit Hülfe seiner Flügel weiter, fliegt, meist in gerader Richtung, mit raschen und kräftigen Schwingungen schnell und gewandt dahin, beschreibt prachtvolle Wendungen und wirft sich vor dem Niedersetzen sausend bis dicht auf den Boden herab, erst hier die Eile der Bewegung durch Flügelschläge hemmend. Seine Stimme ist ein hohes, helles, weit tönendes Pfeifen, welches sich durch die Silbe „Tjia" ungefähr wiedergeben läßt und sehr angenehm klingt, der Lockton ein leises „Dick, dick", der Ausdruck der Angst ein kreischendes „Krüh, krüh", der Paarungsgesang ein flötenartiges „Dahüdl, dahüdl, dahüdl", welches oft wiederholt, aber nur im Fluge vorgetragen wird. Unter den Verwandten ist er unbedingt der klügste, vorsichtigste und scheueste und deshalb gerade zur Führerschaft im höchsten Grade befähigt. Man sieht ihn zu jeder Tageszeit in Bewegung; denn er schläft nur in den Mittags- oder vielleicht noch in den Mitternachtsstunden, aber auch dann noch so leise, daß ihn jedes Geräusch sofort erweckt. Einen herannahenden Menschen beobachtet er sorgfältig und mit dem entschiedensten Mißtrauen; dem Reiter weicht er ebenso ängstlich aus wie dem Fußgänger, dem Schiffer im Kahne wie dem Fuhrmanne auf dem Wagen. Alles ungewohnte bewegt ihn zur Flucht, und er zeigt sich um so scheuer, je

weniger er mit dem Menschen verkehrt. Geselligkeit ist auch ihm fremd: er kümmert sich, wie man bald wahrnimmt, kaum um seinesgleichen, obwohl er zuweilen mit anderen seiner Art zusammenkommt, und nicht er ist es, welcher sich unter die oben genannten Gefährten mischt, sondern diese suchen ihn auf. Sein Lockton gilt allen Verwandten und ebenso den Strandläufern als untrügliches Zeichen, daß eine gewisse Oertlichkeit sicher ist; sein Betragen dient allen zur Richtschnur.

Die Nahrung, wesentlich dieselbe, welche auch andere Wasserläufer genießen, besteht in sehr verschiedenem Wassergethiere, hauptsächlich wohl in Kerbthieren und deren Larven, Kerfen, Haften, Libellen und dergleichen, ebenso in Würmern, Krebs- und Weichthieren, insbesondere solchen des Meeres, auch wohl in Froschlarven und kleinen ausgebildeten Fröschchen und endlich in jungen Fischen verschiedener Art. Naumann sah ihn mit Behagen Drehkäferchen von der Oberfläche des Wassers wegnehmen und ihnen bis tief ins Wasser nachlaufen.

Obwohl der Glutt schon auf Rügen wie auf den dänischen und schwedischen Inseln brütet, bevorzugt er doch nördlicher gelegene Länder, um zur Fortpflanzung zu schreiten. Zum Brutplatze wählt er wohl am liebsten baumlose Strecken in der Tundra, zumal in der Nähe der See, nicht minder aber auch Waldungen mit freien Blößen, wie ich dies am unteren Ob beobachtet habe. Hier läßt er sich dann regelmäßig auf den Wipfeln der höchsten Fichten und Kiefern nieder, um von solcher Höhe herab seinen Paarungsruf ertönen zu lassen, und nimmt sich in solcher Stellung herrlich aus. Das Nest, kunstlos aus Halmen gebaut, steht auf einem Grashügel, meist unter einem Busche, und enthält im Juni vier ziemlich große, etwa achtundvierzig Millimeter lange, sechsunddreißig Millimeter dicke Eier, welche auf bleich olivengelbem Grunde mit mehr oder weniger sichtbaren bräunlichgrauen Schalenflecken und vielen kleinen und mittelgroßen rothbraunen Flecken und Punkten bemalt sind.

Infolge seiner Vorsicht und Scheu läßt sich der Glutt nicht leicht berücken, vereitelt vielmehr in den meisten Fällen die Nachstellungen des Jägers wie des Fängers, welche ihn durch Nachahmung seiner Stimme auf den Schnepfenherd zu locken suchen und aus dem Grunde besonders auf ihn fahnden, weil die verwandten Strandvögel ihm folgen. Glücklich erbeutet, gewöhnt er sich bald an das allgemeine Ersatzfutter der Strandvögel, hält sich bei demselben jahrelang, wird leicht zahm und gewährt namentlich im Gesellschaftsbauer viel Vergnügen.

Wohl der bekannteste von allen ist der Sumpfwasserläufer, auch Meeruferläufer, Gambettwasserläufer, Rothschenkel, Rothfuß, Rothbein, Gambette, Tütschnepfe und Züger genannt, (Totanus calidris, littoralis, striatus, graecus und meridionalis, Scolopax calidris, Tringa gambetta und striata). Seine Länge beträgt siebenundzwanzig, die Breite neunundvierzig, die Fittiglänge sechzehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter. Die Obertheile sind graulichbraun, Kopf und Hals durch kleine längliche, Rücken und Mantel durch große runde, schwarze Flecke gezeichnet, Unterrücken und Bürzel weiß, die Federn des letzteren schwarz gebändert, Seitenhals und Kropf graugilblich, wie die Seiten mit schwarzen, braun eingefaßten Flecken besetzt, übrige Untertheile weiß, die Handschwingen, deren erste weiß geschaftet ist, braun, innen im Wurzeltheile, die letzten, je weiter nach hinten je mehr, auch am Ende weiß, die Armschwingen, bis auf die letzte, innen gebändert, übrigens fast ganz weiß, wodurch ein breiter Spiegel gebildet wird, die Schulterfedern dunkelbraun, zackig rostroth quergefleckt, die Schwanzfedern weiß, mit dunkelbraunen, grau abschattirten Querbinden geziert. Das Auge ist graubraun, der gerade Schnabel an der Wurzel blaßroth, an der Spitze schwarz, der Fuß zinnoberroth. Im Winterkleide ist die Oberseite tiefgrau, schwarz geschaftet und die Unterseite stärker gefleckt.

Vorstehend beschriebener Art nahe verwandt ist der merklich größere Moorwasserläufer, auch Meerhuhn, Meerhähnel, Zipter und Viertelsgrüel genannt (Totanus fuscus, maculatus, natans, ater und Rayii, Limosa fusca, Scolopax fusca, natans, curonica und cantabrigiensis,

Tringa atra, longipes und totanus). Seine Länge beträgt dreißig, die Breite neunundfunfzig, die Fittiglänge siebzehn Centimeter, die Schwanzlänge fünfundsiebzig Millimeter. Das sehr dichte, auf Brust und Bauch fast pelzige Kleingefieder ist im Hochzeitskleide bräunlichschwarz, oberseits durch lichtere Längs-, fahlbräunliche, gezackte Querflecke und lichte Endränder, unterseits durch letztere allein schwach gezeichnet, auf dem Unterrücken weiß auf dem Bürzel weiß und schwarzbraun gebändert; die Handschwingen sind denen des Verwandten ähnlich gefärbt, die Armschwingen, namentlich auf der Außenfahne, regelmäßig weiß und schwarzbraun gebändert, die dunklen Schwanzbinden scharf begrenzt. Das Auge ist hellbraun, der sanft abwärts gebogene Schnabel an der Wurzel röthlich, übrigens braun, der Fuß dunkelbraun. Das Winterkleid ähnelt dem des Sumpfwasserläufers sehr; die Oberseite ist jedoch dunkler als bei jenem.

Das Brutgebiet des Sumpfwasserläufers umfaßt ganz Europa, vielleicht mit Ausnahme Islands und der Färinseln, Klein-, Nord- und Mittelasien, das Wandergebiet erstreckt sich bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung und Indien, einschließlich seiner nachbarlichen Inseln. Der Moorwasserläufer vertritt ihn oder gesellt sich ihm im Norden der Alten Welt, bewohnt auch Island und die Färinseln und durchwandert ganz Europa, Asien und Afrika. In der Neuen Welt sind beide Arten noch nicht beobachtet worden.

Bei uns zu Lande, mindestens in Norddeutschland, brütet der Sumpfwasserläufer, auf dessen Lebensschilderung ich mich wiederum beschränke, an allen geeigneten Orten, ist hier auch nicht selten, nirgends aber so häufig wie in Skandinavien, Rußland, Südsibirien und Turkestan. Er meidet Gebirge und Wälder, siedelt sich in der freien Ebene aber überall an, wo es größere oder viele stehende Gewässer, Brüche und Sümpfe gibt, und nimmt ebenso gut an der Seeküste oder an Strom- oder Flußufern wie auf nassen Wiesen oder Viehweiden seinen Sommerstand. An der See überwintert er nicht selten; Brutplätze des Binnenlandes dagegen verläßt er sofort nach beendeter Brut, um fortan zunächst in der Umgegend auf und nieder zu streichen. Im August beginnt, im Oktober beendet er seinen Wegzug, im März, zuweilen schon in den ersten Tagen, regelmäßiger in der Mitte des Monats, kehrt er zurück. Auch er reist des Nachts, aber nur im Frühlinge einigermaßen eilfertig, im Herbste dagegen langsam, gemächlich, den Flüssen oder der Küste folgend und auf nahrungsreichen Oertlichkeiten oft tagelang verweilend.

Obwohl ebenfalls behend und gewandt, steht er doch anderen Wasserläufern in beiden Beziehungen ebenso wie hinsichtlich der Anmuth und Gefälligkeit merklich nach. Jedoch schreitet auch er rasch und zierlich einher, schwimmt, selbst ungezwungen, nicht selten, fliegt leicht und schnell und gefällt sich, zumal während der Paarungszeit, allerlei Schwenkungen auszuführen, zu kreisen und schwebend streckenweit durch die Luft zu gleiten. Seine Lockstimme ist ein wohlklingender Doppellaut, welcher durch „Djaü“ oder „Djüü“ ungefähr ausgedrückt werden mag, sein Warnungsruf dem vorigen ähnlich, aber länger gezogen, der Ausdruck seiner Zärtlichkeit das allen Wasserläufern eigene „Dück, dück“, der Schreckensschrei ein unangenehmes Kreischen, der Paarungsruf, welcher immer nur im Fluge ausgestoßen wird, ein förmlicher, jubelnder Gesang, den Silben „Dlidl, dlidl, dlidl“ etwa vergleichbar. Seinesgleichen gegenüber wenig gesellig, kommt er doch bei Gefahr und Noth schreiend herbeigeflogen, als wolle er helfen, rathen, warnen, und ebenso wirft er sich zum Führer anderer Strandvögel auf. Auch er ist scheu, aber weit weniger klug und vorsichtig als der Glutt. Wohl unterscheidet er den Jäger von dem Hirten, den Mann vom Kinde, läßt sich jedoch leicht berücken und setzt am Brutplatze sein Leben gewöhnlich dreist aufs Spiel.

Seine Nahrung, im wesentlichen wohl dieselbe, welche der Glutt genießt, sucht er am Rande der Gewässer oder im Sumpfe auf, wadet daher, soweit seine Beine gestatten, ins Wasser, taucht auch oft mit dem Vordertheile des Leibes unter, um zu tiefer versteckter Beute zu gelangen; ebenso aber betreibt er Kerbthierjagd auf Feldern und trockenen Wiesen.

Sofort nach seiner Ankunft schreitet er, da er meist wohl schon gepaart eintrifft, zur Fortpflanzung. Das Nest, eine mit wenigen Halmen ausgekleidete Vertiefung, steht meist nicht weit

vom Wasser entfernt, wo möglich mitten im Sumpfe, zwischen Binsicht, Seggen und Gras, und enthält gewöhnlich schon in der Mitte des April das volle Gelege. Die Eier sind verhältnismäßig groß, durchschnittlich achtundvierzig Millimeter lang, dreißig Millimeter dick, kreiselförmig, glattschalig, feinkörnig, glanzlos und auf bleich bräunlich- bis trüb ockergelbem Grunde mit vielen, mehr oder minder dicht stehenden, sehr verschieden großen Tüpfeln, Flecken und Punkten von graulicher, dunkelgrau- und purpurbrauner Färbung gezeichnet. Das Weibchen brütet allein, zeitigt die Eier binnen vierzehn bis funfzehn Tagen und führt dann die Jungen auf nahrungversprechende Plätze, legt ihnen anfänglich erbeutete Atzung vor, hudert, leitet, unterrichtet sie, gibt sich, angesichts eines Feindes, diesem rücksichtslos preis, greift, in der Hoffnung sie zu retten, zu den üblichen Verstellungskünsten und bekundet seine Besorgnis durch ängstliches Geschrei, wogegen das Männchen zwar auch lebhaft schreit, seine Sicherheit aber weit seltener als jenes aus dem Auge verliert. Etwa vier Wochen nach dem Ausschlüpfen sind die Jungen flügge, bald darauf auch selbständig; und nunmehr lockert sich das innige Verhältnis zwischen ihnen und den Eltern rasch.

Von den in Frage kommenden Raubthieren und Raubvögeln haben auch die Sumpfwasserläufer viel, von den eierraubenden Menschen nicht minder zu leiden; außerdem stellen ihnen Jäger und Fänger nach, obwohl ihr Wildpret nicht gerade vorzüglich ist. Gefangene werden ebenso bald zahm und benehmen sich im wesentlichen ebenso wie die Verwandten.

Ebenso wie Sumpf- und Moorwasserläufer ähneln sich die beiden kleinsten Arten der Sippe, welche Europa bewohnen, der Bach- und der Waldwasserläufer. Ersterer, welcher auch punktirter oder Tüpfelwasserläufer, Wasserschnepfe, Grünbeinlein, Weißsteiß, Grünfüßel, Steingällel und Dluit heißt (Totanus ochropus, rivalis und leucurus, Tringa, Actitis und Helodromas ochropus), ist der größere von beiden. Seine Länge beträgt sechsundzwanzig, die Breite achtundvierzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge vier Centimeter. Das Gefieder des Kopfes und Mantels ist auf dunkelbraunem, ins Oelfarbene schillerndem Grunde mit kleinen weißen Seitenflecken gezeichnet, welche auf dem Kopfe zu Streifen sich ordnen, das des Halses, der Kehle und des Kropfes auf weißem, im Nacken bräunlichem Grunde gleichmäßig längsgestreift, das des Flügelrandes einfarbig dunkelbraun, das des Bürzels, des Kinnes und der übrigen Unterseite reinweiß; die Schwingen sind braunschwarz, die Achsel- oder großen Unterflügeldeckfedern dunkel braungrau, weiß quergebändert, die Schwanzfedern in der Wurzelhälfte weiß, in der Spitzenhälfte mit drei bis vier, nach außen hin bis zu Punktflecken abnehmenden Querbinden geziert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel grünlich hornfarben, an der Spitze dunkler, der Fuß grünlich bleigrau. Im Herbstkleide sind die weißen Flecke sehr klein und die Kropfseiten dunkel.

Der Waldwasserläufer, Bruchwasserläufer, Waldjäger, Giff (Totanus glareola, affinis, grallatorius, glareoloides, sylvestris, palustris und Kuhlii, Tringa glareola, grallatoris, Trynga littorea, Rhyacophilus und Actitis glareola), ist merklich kleiner als der Verwandte: seine Länge beträgt zweiundzwanzig, die Breite dreiundvierzig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge fünf Centimeter. Die Obertheile sind grünlich schwarzbraun, alle Federn des Kopfes und Hinterhalses schwach weißlich gestreift, die des Rückens licht fahlgrau umrandet und grau und weiß geflockt, Hals und Kropf mit schmalen dunklen Längsstreifen auf weißlichem Grunde gezeichnet, Bürzel, Unterbrust und Bauch reinweiß, die Schwingen, deren erste weiß geschaftet ist, schwarzbraun, die Achselfedern weiß, schmal dunkel quer-, die Schwanzfedern bis zur Wurzel gebändert, die beiden oder die drei äußersten, auf deren Innenfahne das Weiß mehr und mehr überhand nimmt, außen nur noch quergefleckt, die oberen Schwanzdecken weiß, dunkel quergebändert. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grünlichgelb. Im Herbstkleide ist die Oberseite lichter braun, rostgelblichweiß gefleckt, die Unterseite am Halse und Kropfe gestreift und gewellt.

Mittel- und Nordeuropa sowie Mittel- und Nordasien bilden das Brutgebiet, fast ganz Europa, Asien und Afrika den Verbreitungskreis beider Wasserläufer. Auf Island und den Färinseln scheinen sie nicht vorzukommen; im übrigen Europa sind sie überall beobachtet worden. In unserem Vaterlande erscheinen sie im April und Mai, fangen gegen Ende des Juli an zu streichen und begeben sich im August und September wiederum auf die Reise nach der Winterherberge, welche schon im Süden Europas beginnt, aber bis Indien und zum Vorgebirge der Guten Hoffnung sich ausdehnt. Einzelne Bachwasserläufer überwintern sogar in Deutschland. Beide Arten führen eine versteckte oder doch heimliche Lebensweise; während der Bachwasserläufer aber, seinem Namen entsprechend, die Ufer kleiner, umbuschter Gewässer bevorzugt, siedelt sich der Waldwasserläufer mit Vorliebe im einsamen, stillen, düsteren Walde an, gleichviel ob der Bestand aus Nadel- oder Laubholz gebildet wird. In Skandinavien und Sibirien habe ich ihn nur ausnahmsweise anderswo gefunden und oft mit Vergnügen beobachtet, wie er auf Wipfel- und anderen Zweigen hoher Bäume fußte. Mangel an geeigneten Oertlichkeiten und andere Verhältnisse bedingen übrigens nicht allzu selten Abänderungen in der Wahl der Aufenthaltsorte.

Beide Wasserläufer sind höchst anmuthige Vögel, zierlich und gewandt in jeder Hinsicht, beweglich, scharfsinnig, klug und vorsichtig, jedoch nicht eigentlich scheu, es sei denn, daß sie üble Erfahrungen gemacht haben sollten. Sie halten sich im Sitzen wagerecht, wiegen sich oft wie der Flußuferläufer, gehen leicht und gut, fliegen ausgezeichnet, schwenken mit vollster Sicherheit durch das Geäst der Bäume oder Gebüsche und entfalten während ihrer Fortpflanzungszeit fast alle in ihrer Familie üblichen Flugkünste. Ihre Stimme ist ungemein hoch und laut, aber so rein und wohlklingend, daß einzelne Töne denen der besten Sänger fast gleichkommen. Der Lockton des Bachuferläufers ist ein silberglockenreines, mehrmals und rasch nach einander wiederholtes „Dlüidlui“, der des Waldwasserläufers ein pfeifendes „Giffgiff“, der Ausdruck der Zärtlichkeit bei jenem ein kurzes hohes „Dick, dick“, bei diesem ein ähnlich betontes „Gik, gik“, der Paarungsruf bei jenem der vertönte, oft wiederholte Lockruf, bei diesem ein förmlicher Gesang, in welchem man bald Laute wie „Titirle“, bald solche wie „Tilidl“ herauszuhören vermeint. Im übrigen bethätigen beide die Eigenschaften ihrer Sippschaftsgenossen.

Der Bachwasserläufer legt sein Nest ebensowohl auf dem Boden wie auf Bäumen in alten Nestern, beispielsweise Eichorn-, Tauben-, Heher- und Drosselnestern, sogar in Baumhöhlen bis zehn Meter über dem Grunde, hier aber immer in unmittelbarer Nähe des Wassers, an. Für den Waldwasserläufer, welcher nach meinen Erfahrungen noch mehr Baumvogel ist als jener, dürfte dasselbe gelten; doch liegen, meines Wissens, bestimmte Beobachtungen über sein Nisten auf Bäumen noch nicht vor. Die kreiselförmigen Eier des ersteren, deren Längsdurchmesser etwa sechsunddreißig und deren Querdurchmesser sechsundzwanzig Millimeter beträgt, sind auf licht ölgrünem, bald mehr ins Gelbliche, bald mehr ins Grünliche spielendem Grunde mit kleinen Flecken, Schmitzen und Punkten von bräunlich aschgrauer bis dunkel grünbrauner Färbung gezeichnet; die des Waldwasserläufers, welche bei fünfunddreißig Millimeter Längsdurchmesser vierundzwanzig Millimeter Querdurchmesser haben, ähneln ihnen sehr, sind aber gröber gefleckt. Nach etwa funfzehntägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen, verlassen, sobald sie trocken geworden, das Nest, springen, wenn sie auf Bäumen gezeitigt wurden, wie Hintz erfuhr, ohne Schaden von der Höhe herab ins Gras und wachsen nun, unter treuer, aufopfernder Führung ihrer Eltern, rasch heran, werden auch ebenso bald wie andere ihrer Art selbständig.

Die Feinde anderer Strandvögel gefährden auch unsere beiden Wasserläufer. In Gefangenschaft halten sie sich ebenso gut und benehmen sich ebenso wie ihre Verwandten.

*

Von Nordamerika aus soll sich auch der Schwimmwasserläufer (Symphenia semipalmata und atlantica, Catoptrophorus semipalmatus, Totanus semipalmatus und crassi-

rostris, Scolopax, Glottis und Hodytes semipalmatus) einmal, und zwar an die skandinavischen Küsten, verflogen haben. Er unterscheidet sich namentlich durch halbe Schwimmhäute zwischen den vorderen Zehen und gilt deshalb als Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Symphemia). Seine Länge beträgt neununddreißig, die Breite siebzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Die Obertheile sind bräunlichgrau, Kopf und Hals dunkelbraun längs-, Rücken und Mantel quergestreift, diese Theile auch ebenso gefleckt, die kleinen Flügeldecken grau, braun gestrichelt, die großen an der Spitze weiß, eine Flügelquerbinde bildend, ein Brauenstreifen, der Bürzel, die oberen Schwanzdecken und die Untertheile weiß, die Seiten bräunlich gewellt, die Handschwingen braun, in der Wurzelhälfte weiß, die ersten Armschwingen weiß, die letzteren wie die Schulterfedern braungrau mit grünlichem Schimmer, die Schwanzfedern in der Wurzelhälfte weiß, in der Endhälfte dicht blaß aschgrau gesprenkelt, die vier mittleren braunschwarz und graubraun gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel blaugrau, an der Spitze schwärzlich, der Fuß lichtblau.

Der Schwimmwasserläufer, „Willet“ und „Steinschnepfe“ der Nordamerikaner, bewohnt als Brutvogel die Vereinigten Staaten und überwintert in Mittel- und Südamerika. Zu seinen Aufenthaltsorten wählt er nackte Ufer süßer Gewässer oder die Seeküste. Er lebt selbst am Brutorte gern gesellig, vereinigt sich im Winter zu sehr zahlreichen Flügen, läuft, wadet und fliegt mit gleicher Meisterschaft, schwimmt auch recht gut, obgleich selten ohne Noth, hat eine laute Stimme, welche zu dem Namen Willet Veranlassung gegeben hat, und ist sehr lebhaft, klug, vorsichtig und scheu. Sein Nest legt er in der Nähe des Wassers, auch inmitten des Sumpfes, meist in einem Binsenbusche an; die Eier, deren Längsdurchmesser etwa funfzig und deren Querdurchmesser sechsunddreißig Millimeter beträgt, sind rundlicher als die der meisten Verwandten und auf ölbräunlichem, lehmfarbenem oder röthlichbraunem Grunde mit schwachen Schalen- und kräftigen Oberflecken von umberbrauner Färbung gezeichnet. Beide Eltern brüten, und beide führen die Jungen in üblicher Weise.

Die Uferschnepfen (Limosinae), welche eine anderweitige Unterfamilie bilden, kennzeichnen ihre Größe, der kräftige Leib, kleine Kopf, der sehr lange, bald gerade, bald sanft aufwärts gebogene, an der Wurzel starke und hohe, nach vorn sich verschwächende, in eine breite löffelartige Spitze auslaufende, bis zu dieser weiche und biegsame Schnabel, der hohe, schlanke, vierzehige Fuß, der ziemlich lange, schmale, spitzige Flügel, in welchem die erste Schwinge die längste, und dessen Oberarmfedern einen Afterflügel bilden, der kurze, ab- und zugerundete, aus zwölf Federn bestehende Schwanz, das dichte, derbe, glatt anliegende Kleingefieder und die sehr übereinstimmende, nach der Jahreszeit verschiedene Färbung. In Gestalt und Wesen stehen die Uferschnepfen den Wasserläufer am nächsten; jedoch läßt sich nicht verkennen, daß sie auch mit den Brachvögeln Aehnlichkeit zeigen, sowie sie andererseits wiederum an die Schnepfen erinnern.

Eine ausländische Limose, welche als Uebergangsglied zwischen ihrer und der Schnepfengruppe angesehen und deshalb Schnepfenlimose genannt werden mag (Macrorhamphus griseus, punctatus und scolopaceus, Scolopax grisea und Paykullii, Limosa grisea und scolopacea, Totanus naveboracensis, Limnodromus griseus), verdient aus dem Grunde Erwähnung, weil sie sich wiederholt nach Europa und zwar Großbritannien und Frankreich verflogen hat. Sie vertritt eine gleichnamige Sippe (Macrorhamphus) und unterscheidet sich von den Sumpfschnepfen, mit denen man sie vereinigt hat, hauptsächlich durch ihre hochläufigen Beine, eine Bindehaut zwischen der äußeren und mittleren Zehe, den zwölffederigen Schwanz und das je nach der Jahreszeit abändernde Gefieder. Letzteres ist im Hochzeitskleide auf röthlichbraunem, unterseits lichterem Grunde, durch dunkelbraune Flecke und fahlgraue Ränder

gezeichnet, am Vorderhalse und auf dem Bauche fast einfarbig, auf dem Bürzel vorherrschend grau, dunkler quergewellt; ein breiter rostgelber Brauen= und ein schmaler dunkler Zügelstreifen zieren den Kopf, breite schwarze Querbänder die, mit Ausnahme der beiden mittleren rostrothen, weiß gefärbten Schwanzfedern und Unterflügeldecken, wogegen die Handschwingen einfarbig schwarzgrau, und die Armschwingen nur an der Spitze schmal weißlich gesäumt sind. Das Auge ist dunkel=, der Schnabel schwarz=, der Fuß grünlichbraun. Im Winterkleide ist die Grund=farbe ein lichtes Aschgrau, und die Fleckung matter und undeutlicher. Die Länge beträgt etwa neunundzwanzig, die Breite funfzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Die Schnepfenlimose bewohnt die Tundra Nordamerikas, durchwandert aber alljährlich, und zwar vom August bis zum Oktober und im April und Mai, die Vereinigten Staaten, um im Süden derselben wie in Mittel= und Südamerika zu überwintern. Durch das Gepräge ihrer Färbung wie durch ihr Auftreten und Wesen gibt sie sich als Limose zu erkennen, muß daher dieser Gruppe eingereiht werden. Sie trägt ein verschiedenes Hochzeits= und Winterkleid, verbirgt sich unverwundet nicht im Riede, sondern läuft und wadet am Ufer der Gewässer umher, bildet zahlreiche Gesellschaften, vereinigt sich auch gern mit anderen Strandvögeln; der ganze Schwarm hält sich stets dicht geschlossen und trennt sich unter keiner Bedingung, fällt daher dem Jäger manchmal vollständig zum Opfer: dies alles sind den Limosen, nicht aber den Schnepfen zu=kommende Eigenheiten. Sie ist, obschon ängstlich, doch ungemein zutraulich, wird auch anfänglich durch ihr geltende Schüsse nicht gewitzigt und kehrt, wenn sie aufgescheucht wurde, oft zu dem=selben Platze zurück, auf welchem andere ihrer Art soeben den Tod fanden. Ungestört sind alle Glieder einer Gesellschaft fortwährend in reger Thätigkeit, laufen, rennen, waden, bohren mit dem Schnabel, um ihre Nahrung, Würmer, Schnecken, kleine Muscheln, Kerbthierlarven und Pflanzen=reste, auch Sämereien, zu erbeuten, stecken ihn dabei bis zur Wurzel in den Schlamm und kümmern sich nicht, wenn bei dieser Gelegenheit das Wasser über ihren Kopf wegläuft. Erforderlichen Falles schwimmen und tauchen sie recht gut. Ihr Flug ist ebenso rasch und gewandt als anhaltend, ihre Stimme ein schwacher Laut, ihre Unterhaltung ein Geflüster zu nennen.

Die Nester, einfache, kaum ausgekleidete Vertiefungen auf grasigen Stellen enthalten im Juni vier Eier, welche durchschnittlich zweiundvierzig Millimeter lang, siebenundzwanzig Milli=meter dick und von denen der Heerschnepfe kaum zu unterscheiden sind.

Die unkluge Vertrauensseligkeit der Limosenschnepfe erleichtert ihre Jagd ebenso, wie das treffliche Wildpret sie lohnt. Letzteres steht dem einer Sumpfschnepfe zwar nicht gleich, übertrifft aber das der Strandläufer und Limosen bei weitem.

*

Die Pfuhlschnepfe, auch See= und Geiskopfschnepfe oder Sumpfwader genannt (Limosa rufa, lapponica, ferruginea und novaboracensis, Scolopax lapponica und leucophaea, Tringa gregaria, Totanus ferrugineus und leucophaeus, Limicola lapponica, Fedoa rufa, pectoralis und Meyeri), ist auf Scheitel und Nacken hell rostroth, braun in die Länge gestreift, auf Rücken und Schultern schwarz mit rostfarbenen Flecken und Rändern, auf den Deckfedern der Flügel graulich und weiß gesäumt, auf dem Bürzel weiß, braun gefleckt; Augenbrauen, Kehle, Halsseiten und untere Theile sind lebhaft dunkel rostroth, die Brustseiten und unteren Schwanzdeckfedern schwarz in die Länge gefleckt, die Schwingen schwarz, weiß marmorirt, die Steuerfedern grau und weiß in die Quere gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel röthlich, an der Spitze schwarzgrau, der Fuß schwarz. Beim Weibchen sind die Farben minder lebhaft. Im Winterkleide sind die Obertheile aschgrau, schwärzlichbraun in die Länge gefleckt, Rücken, Bürzel und Unterschwanzdeckfedern weiß, die Deckfedern der Flügel schwarz, weiß gesäumt, die Unter=theile weiß. Die Länge beträgt einundvierzig, die Breite achtundsechzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Die Gilbpfuhlschnepfe (Limosa Meyeri, Limicola Meyeri), welche sich durch sehr langen Schnabel und lichtere Färbung, beim Weibchen auch dunkle Bänderung und Strichelung auf Hals, Kropf und Seiten sowie rostgelbe Fleckung auf der weißen Brust unterscheidet, wird von den meisten Forschern nur als Abart der Pfuhlschnepfe betrachtet.

Bestimmt verschieden ist die Uferschnepfe oder Limose (Limosa aegocephala, melanura, melanuroides, islandica und Jadreca, Scolopax limosa, belgica und aegocephala, Totanus limosa und aegocephala, Actitis limosa, Limicula und Fedoa limosa). Ihre Länge beträgt fünfundvierzig bis achtundvierzig, die Breite gegen achtzig, die Fittiglänge dreiundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter. Das Kleingefieder ist vorherrschend rostroth, auf dem Kopfe und Oberrücken durch breite Schaft-, auf dem Mantel durch Pfeilflecke gezeichnet, auf der Unterseite vom Kropfe an schwarz quergebändert, das kleine Flügeldeckgefieder grau, der Unterrücken bräunlich-schwarz, der Bürzel weiß; die Schwingen sind schwärzlich, von der vierten an im Wurzeltheile weiß, die Schwanzfedern an der Wurzel weiß, übrigens schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel orangefarben, sonst hornschwarz, der Fuß schwarz. Das nicht gefleckte Winterkleid ist grau, unterseits licht fahlgrau.

Alle Limosen führen eine so übereinstimmende Lebensweise, daß ich mich bei Schilderung derselben auf die Pfuhlschnepfe beschränken darf.

Nordeuropa und Nordasien sind die Länder, in denen diese brütet; von hieraus besucht sie aber während ihres Zuges den größten Theil von Südasien, ganz Südeuropa und Nordafrika bis nach Südnubien und den Gambia hin, erscheint also auch an den deutschen und insbesondere an den holländischen Küsten in Menge. „Myriaden", sagt Naumann, „streichen an der Westküste Schleswigs und Jütlands in wolkenähnlichen Zügen von den Watten auf die Wiesen und Viehweiden und auf jene zurück, wie ihnen Ebbe und Flut gebieten; wo sich eine solche Schar lagert, bedeckt sie buchstäblich den Strand in einer langen Strecke oder überzieht, wo sie ruhig auf den Watten ihrer Nahrung nachgeht und weniger dicht beisammen ist, eine fast nicht zu übersehende Fläche. Unglaublich ist ein solches Gewimmel, und das Aufsteigen einer Schar in der Ferne oft einem aufsteigenden Rauche ähnlich." Die Hauptmasse scheint den Seeküsten entlang zu wandern; wenigstens trifft man Pfuhlschnepfen im Inneren Deutschlands stets nur in geringer Anzahl. Dagegen sieht man sie häufig im Süden Europas und besonders an den Strandseen Unteregyptens, wie denn überhaupt die Mittelmeerländer für diejenigen, welche aus Nordwesteuropa wegziehen, wohl die eigentliche Winterherberge bilden. Kaum sind die Schwärme, welche man im Frühjahre auf jenen Watten sieht, nach Nordosten gezogen, da kehren auch schon einzelne Alte wieder zurück, wie Naumann meint, solche, welche in der Brut unglücklich waren und ohne Nachkommenschaft blieben. Der wirkliche Zug beginnt zu Ende des August und währt den September hindurch; die Rückkehr erfolgt vom April an bis tief in den Mai hinein. Während des Zuges entfernen sie sich ungern vom Meere, treiben sich auf den von der Ebbe bloß gelegten Watten und Sandbänken umher, schwärmen mit zurückkehrender Flut nach dem Festlande zurück, senden, wenn die Ebbe wieder eintritt, Kundschafter aus, erheben sich, nachdem ihnen diese die erwünschte Nachricht gebracht, unter entsetzlichem Lärm, eilen dem Wasser zu und folgen nun den zurückkehrenden Wogen. „Hier", sagt Naumann, „athmet alles Lust und Freude, und man sieht deutlich, daß sie gerade am rechten Platze, in ihrem wahren Elemente sind. Dieses von sechs zu sechs Stunden sich wiederholende Wechseln des Nassen mit dem Trockenen einer so erstaunlichen Anzahl großer und schöner Vögel bietet dem Forscher die herrlichste Gelegenheit zu den fesselndsten Beobachtungen dar." Auch diejenigen, welche im Inneren des Landes sich aufhalten, lieben es, vom Wasser weg auf das Trockene zu fliegen und wieder dahin zurückzukehren. Sie verbringen dann die Mittagszeit, in welcher sie auch schlafen, am Lande und suchen das Wasser gegen Abend auf, an ihm während der ganzen Nacht oder doch in der Abend- und Morgendämmerung sich beschäftigend.

Die Limosen schreiten mit abgesetzten Schritten am Wasserrande einher, waden oft bis an den Leib ins Wasser, schwimmen auch und wissen sich im Nothfalle trefflich durch Untertauchen zu helfen. Schilling beobachtete, daß eine Pfuhlschnepfe, welche er angeschossen hatte, vor seinen Augen ins Meer tauchte und nicht wieder zum Vorscheine kam; mir ist ähnliches am Mensalehsee wiederholt begegnet. Der Flug ähnelt dem der kleineren Wasserläufer hinsichtlich der Leichtigkeit und Gewandtheit, steht ihm auch kaum an Schnelligkeit nach; wenigstens bemerkt man, daß Limosen und Wasserläufer lange Zeit mit einander fortfliegen können, ohne daß der eine dem anderen vorauskommt. Vor dem Niedersetzen pflegen die Limosen zu flattern und ihre Flügel vor dem Zusammenlegen mit den Spitzen senkrecht in die Höhe zu strecken. Wenn mehrere von einem Orte zum anderen fliegen, halten sie selten eine bestimmte Ordnung ein, bilden vielmehr wirre Schwärme, wogegen sie, wenn sie ziehen, die übliche Keilordnung annehmen. Die Stimme unterscheidet sich von der der kleinen Wasserläufer durch die Tiefe des Tones und den geringen Wohlklang. Der Lockton klingt wie „Kjäu“ oder „Kei, kei“, auch wohl „Jäckjäckjäck“; der Paarungsruf, wohllautender, mehr flötenartig, wie „Tabie, tabie“. Keiner der Laute kann sich an Vollklang mit dem der Wasserläufer im engeren Sinne messen.

Das Betragen der Limosen läßt auf scharfe Sinne und viel Verstand schließen. Zuweilen trifft man einzelne an, welche sich gar nicht scheu zeigen; die Mehrzahl aber weicht dem Jäger sorgfältig aus und unterscheidet ihn sicher von anderen ungefährlichen Menschen. Eine Gesellschaft ist immer scheu, sie mag sich aufhalten, wo sie will; die einzelnen werden es ebenfalls, wenn sie Verfolgungen erfahren, und nicht bloß dann, sondern auch da, wo sie sich zum Führer ihrer kleinen Verwandtschaft aufwerfen. Naumann sagt, daß gewöhnlich die jüngeren Uferschnepfen zu dieser Ehre kämen; ich glaube beobachtet zu haben, daß Alte wie Junge benutzt werden. Am Mensaleh sah ich selten eine Uferschnepfe ohne die übliche Begleitung der verschiedensten Strandläufer und Regenpfeifer, welche jeder Bewegung des großen Führers folgten und sich ihm überhaupt in jeder Hinsicht unterordneten. Andere Wasserläufer gesellen sich diesen Vereinen nicht bei, gerade als ob sie beweisen wollten, daß sie in gleichem Grade wie die Uferschnepfen fähig wären, andere zu führen.

Würmer und Kerbthierlarven oder ausgebildete Kerfe, kleine Muscheln, junge Krebse und Fischchen bilden die Nahrung der Limosen; große Beute vermögen sie nicht zu verschlingen. Ob ihr Schnabel wirklich, wie man angenommen, so feinfühlend ist, daß sie ohne Hülfe des Gesichtes ihre Nahrung entdecken, steht dahin. Der knochenzellige Tastapparat ist bei ihnen nicht entwickelt.

Ueber die Fortpflanzung der Pfuhlschnepfe sind die Berichte noch immer äußerst dürftig und unsicher; von der Uferschnepfe dagegen wissen wir, daß sie in Jütland, Holland, Polen, meist gesellig, brütet und auf einer etwas erhöhten Stelle in tiefen und großen Sümpfen und Morästen oder nassen, moorigen Wiesen ihr Nest anlegt: eine einfache, mit Gewürzel und Grashalmen ausgelegte Grube, welche zu Ende des April vier große, durchschnittlich fünfundfunfzig Millimeter lange, achtunddreißig Millimeter dicke, bauchige auf graugelblichem, bräunlichem, dunkel ölgrünem oder rostbraunem, immer trübem Grunde mit großen und kleinen Flecken, Stricheln und Punkten von aschgrauer, erdbrauner, dunkelbrauner Färbung gezeichnete Eier enthält. Beide Eltern brüten abwechselnd und hingebend, umfliegen unter lautem, kläglichem Geschreie jeden Störenfried, welcher sich dem Neste naht, führen auch die kleinen Jungen gemeinschaftlich.

In der Gefangenschaft benehmen sich die Limosen wie andere Wasserläufer, gehen leicht ans Futter, gewöhnen bald ein, lernen ihren Wärter kennen und halten sich jahrelang vortrefflich.

In allen Ländern um das Mittelmeer, besonders häufig in Nordafrika, ebenso auch in Südasien, lebt der merkwürdigste aller Wasserläufer, der Strandreiter, Stelzenläufer, Riemenfuß, oder die Storchschnepfe (Himantopus candidus, vulgaris, rufipes, albicollis, nigricollis,

longipes, brevipes, atropterus, melanopterus, asiaticus, europaeus, intermedius, minor, melanocephalus, leucocephalus und autumnalis, Hypsibates himantopus), Vertreter einer gleichnamigen, artenarmen Sippe (Himantopus) und, mit der Sippschaft des verwandten Säbelschnäblers, der Unterfamilie der Stelzenläufer (Recurvirostrinae), deren Merkmale in dem langen, schwachen Schnabel und den unverhältnismäßig hohen Beinen liegen. Sein Schnabel ist lang und schwach, nach der Spitze zu verdünnt, gerade, auf der Firste abgerundet, an der Spitze abwärts gebogen, nur an der Wurzel weich, der dreizehige Fuß außerordentlich lang, schwach und hoch über die Ferse hinauf unbefiedert, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Spannhaut verbunden, jede Zehe mit einem kleinen, schmalen, spitzigen Nagel bewehrt, der Flügel sehr lang und schmal, in ihm die erste Schwinge bedeutend über die anderen verlängert, der Afterflügel kurz, der zwölffederige Schwanz mittellang, im Verhältnisse zu den Flügeln aber doch kurz erscheinend, das Kleingefieder dicht, auf der Unterseite fast pelzig, im Hochzeitskleide zweifarbig, nach Jahreszeit und Alter merklich verschieden. Im Frühlingskleide sind der Hinterkopf, ein schmaler Streifen auf dem Hinterhalse und der Mantel schwarz, letzterer grünlich glänzend, der Schwanz aschgrau, alle übrigen Theile weiß, auf der Vorderseite zart rosenroth überflogen. Beim Weibchen ist die Färbung minder lebhaft, das Weiß weniger blendend, das Schwarz glanzloser, die dunkle Färbung des Hinterkopfes ausgebreiteter, aber matter als beim Männchen. Im Winterkleide fehlt die schwarze Kopf- und Nackenfärbung, welche höchstens durch Grau angedeutet wird. Bei jungen Vögeln ist die Unterseite graulichweiß, der Hinterhals grau und weiß gewellt und das Gefieder der Schulter ebenfalls mehr oder weniger grau. Das Auge ist prachtvoll karminroth, der Schnabel schwarz, der Fuß blaß karmin- oder rosenroth. Die Länge beträgt achtunddreißig, die Breite siebzig, die Fittiglänge dreiundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Der Strandreiter bewohnt Süd- und Südosteuropa, Mittelasien und Nordafrika, zählt jedoch mit Recht zu den deutschen Vögeln, da er nicht nur wiederholt in unserem Vaterlande vorgekommen ist, sondern auch hier gebrütet hat. In namhafter Anzahl tritt er zunächst in Ungarn auf; nächstdem bewohnt er viele, jedoch bei weitem nicht alle geeigneten Gewässer der drei südlichen Halbinseln Europas, Südrußland, von der sibirischen Grenze an südlich, ganz Mittelasien und Indien. Hier wie in Persien, Egypten und Nordwestafrika, auch schon auf Sardinien, lebt er jahraus jahrein; in den nördlicher gelegenen Ländern seines Brutgebietes erscheint er zu Ende des April oder im Anfange des Mai und verweilt höchstens bis zu Ende des September im Lande. Auf seinem Zuge durchwandert er ganz Afrika bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung und Asien bis zur Insel Luzon. Die wenigen Paare, welche in Deutschland nisteten, hatten große, ausgedehnte und abgelegene Brüche zu ihren Wohnsitzen ausersehen und trieben hier so still ihr Wesen, daß man sie nur zufällig bemerkte; in Egypten hingegen lebt derselbe Vogel in unmittelbarer Nähe der Dörfer oder in diesen selbst, und wenn sich hier, wie gewöhnlich, ein für die Büffel bestimmtes Bad befindet, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, einen Trupp Strandreiter in dieser Lache umherlaufen zu sehen, hat also Gelegenheit, die sonst vorsichtigen Vögel in größter Nähe zu betrachten, da sie den Menschen ohne Bedenken bis auf wenige Schritte an sich herankommen lassen. Es überraschte mich, wahrzunehmen, daß diejenigen Stelzenläufer, welche ich im Inneren Afrikas antraf, ungewöhnlich scheu waren, da ich dies nicht einmal an denen beobachtet hatte, welche im Winter in Egypten einwandern, die Seen beziehen, sich hier oft in Scharen von zwei- bis dreihundert Stück zusammenschlagen und bis zum nächsten Frühjahre verbleiben.

Der Strandreiter liebt salzige Gewässer, ohne sich jedoch an sie zu binden. Einen Seevogel kann man ihn nicht nennen. Allerdings kommt auch er zuweilen an der Meeresküste vor und treibt sich dann unter Wasserläufern und Säbelschnäblern umher; gewöhnlich aber trifft man ihn in den erwähnten kleinen Teichen oder Lachen und während der Brutzeit in den größeren Brüchen an, deren Wasser süß oder höchstens brackig ist. An Geselligkeit scheint er alle übrigen Wasserläufer zu übertreffen; paarweise sieht man ihn bloß während der Fortpflanzungszeit, im Laufe des

übrigen Jahres stets in Gesellschaft von mindestens sechs bis zwölf Stück, und im Winter in den zahlreichen Scharen wie angegeben. Einzelne habe ich nur im Sudân gesehen, dann aber immer unter anderem Strand- und Wassergeflügel. Die kleineren Gesellschaften scheinen sich wenig um Verwandte zu kümmern; die großen Züge hingegen treiben sich oft unter solchen und insbesondere unter den Säbelschnäblern umher: es mag jedoch sein, daß bei beiden Vögeln in gleicher Weise ergiebige Oertlichkeiten mehr zu diesen Vereinigungen beitragen, als der Hang zur Geselligkeit. Am Rande der Gewässer sieht man ihn selten, regelmäßig vielmehr in einer gewissen Tiefe des Wassers und hier entweder umherwadend oder auch, und keineswegs selten, schwimmend. Seine Stellung ist die eines Wasserläufers, der Gang durchaus nicht wackelnd und ungeschickt, wie man annehmen möchte, sondern ein leichtes, zierliches, gemessenes Schreiten, welches der großen Schritte halber immerhin fördert, der Flug ungemein leicht und schön, gewandt und anmuthig. Beim Auffliegen schlägt er die Schwingen schnell zusammen; wenn er aber erst eine gewisse Höhe erreicht hat, fliegt er langsamer und gemächlicher dahin; vor dem Niedersetzen beschreibt er schwebend einen oder mehrere Bogen. Die langen Beine werden im Fluge gerade nach hinten ausgestreckt und verleihen der Gestalt des fliegenden Strandreiters etwas so bezeichnendes, daß man ihn nie verkennen kann. Die Stimme erinnert an die anderer Wasserläufer, ohne ihr jedoch zu gleichen: Baldamus hat sie sehr treffend durch die Silben „Huitt, huett, huitt, huett, huitt, huitt, witt, witt, wett, wett" wiedergegeben. Während der Paarungszeit vernimmt man sie besonders oft, aber regelmäßig nur im Fluge oder höchstens unmittelbar vor dem Aufstehen.

Längere Beobachtung des Strandreiters lehrt, daß er zu den klügsten Sumpfvögeln gehört. Sein Vertrauen dem Egypter gegenüber ist vollkommen begründet; denn kein Araber wird den ihm wohlbekannten Vogel verfolgen oder stören; ein einziger Schuß aber macht ihn sofort vorsichtig und längere Verfolgung sehr scheu. Ich habe mir oft viel Mühe geben müssen, um die Gatten eines Paares zu erlegen, wenn es mir anfangs nicht gelungen war, beide mit einem Schusse zu tödten. Der Verlust des treugeliebten Gatten erregt beim überlebenden die größte Betrübnis; aber nur selten kehrt dieser nach dem Auffliegen wieder zu dem getödteten zurück und umkreist ihn ein- oder mehreremal, wie so viele andere Vögel zu thun pflegen. Die Scheu der wenigen Stelzenläufer, welche ich im Sudân beobachtete, erkläre ich mir einfach dadurch, daß ihnen der Weiße augenblicklich auffiel.

Kerbthiere scheinen die ausschließliche Nahrung des Strandreiters zu bilden. Man sieht ihn beständig mit dem Fange derselben beschäftigt, und zwar indem er sie von der Oberfläche des Wassers aufliest, gründelnd in dem Schlamme sucht oder aus der Luft wegfängt. Soviel ich beobachten konnte, waren es hauptsächlich Fliegen, Mücken und Käfer, denen er nachstellt.

Das Nest habe ich leider nicht selbst gesehen, wohl aber Eier erhalten. In Egypten brütet der Vogel in den Monaten April und Mai, in den nördlichen Ländern einige Tage, in Indien viel später, am liebsten gesellig, erbaut das Nest im Riedgrase in einer natürlichen Vertiefung, welche eben über dem Spiegel des umgebenden Wassers liegt, trägt auch wohl kleine Steinchen zusammen, um die Wände aufzuschichten, und kleidet sodann die Mulde spärlich mit einigen Halmen aus. Die Eier haben ungefähr die Gestalt derer unseres Kiebitzes, auch ziemlich die gleiche Größe, etwa fünfundvierzig Millimeter Längs-, dreißig Millimeter Querdurchmesser, aber eine viel zartere Schale. Ihre Grundfärbung ist ein dunkles Ockergelb, Olivengrün oder Oelgelb; die Zeichnung besteht in wenigen aschgrauen Schalenflecken und vielen roth- und schwarzbraunen, rundlichen und länglichen, größeren oder kleineren, am dicken Ende dichter stehenden Flecken von unregelmäßiger Gestalt. Das Weibchen brütet eifrig, und beide Eltern schreien kläglich, wenn sich jemand dem Neste nähert. Sofort nach dem Auskriechen verlassen die Jungen das Nest: einige Wochen später sind sie ausgefiedert.

Die Ungarn stellen der „Storchschnepfe", wie sie unseren Strandreiter nennen, nach, obgleich das Fleisch nicht besonders schmackhaft genannt werden kann und, nach meinen Beobachtungen, eigentlich nur im Winter genießbar ist. Gefangene habe ich niemals gesehen.

*

Der Leib der Säbler (Recurvirostra), mittelgroßer Strandvögel, ist kräftig gebaut, der Kopf groß, der Schnabel lang, schwach, schmal, abgeplattet und deshalb bedeutend breiter als hoch, an der Spitze ungemein verdünnt und entweder einfach aufwärts gekrümmt oder unmittelbar vor ihr wiederum abwärts gebogen, durchaus hart und glatt, an den Kanten schneidend scharf, im Inneren bis auf zwei gleichlaufende Leistchen in jeder Hälfte, deren untere in die oberen passen, und zwischen denen die Zunge liegt, äußerst flach, das Bein sehr lang, aber verhältnismäßig stark, hoch über die Ferse nackt, der Fuß vierzehig, zwischen den Vorderzehen mit halben Schwimmhäuten ausgerüstet, die Hinterzehe bei gewissen Arten verkümmert, bei anderen ausgebildet, der Flügel mittellang und spitzig, in ihm die erste Schwinge die längste, der Schwanz zwölffederig, kurz und einfach zugerundet, das Kleingefieder oben geschlossen, unten dicht und pelzig wie bei echten Schwimmvögeln.

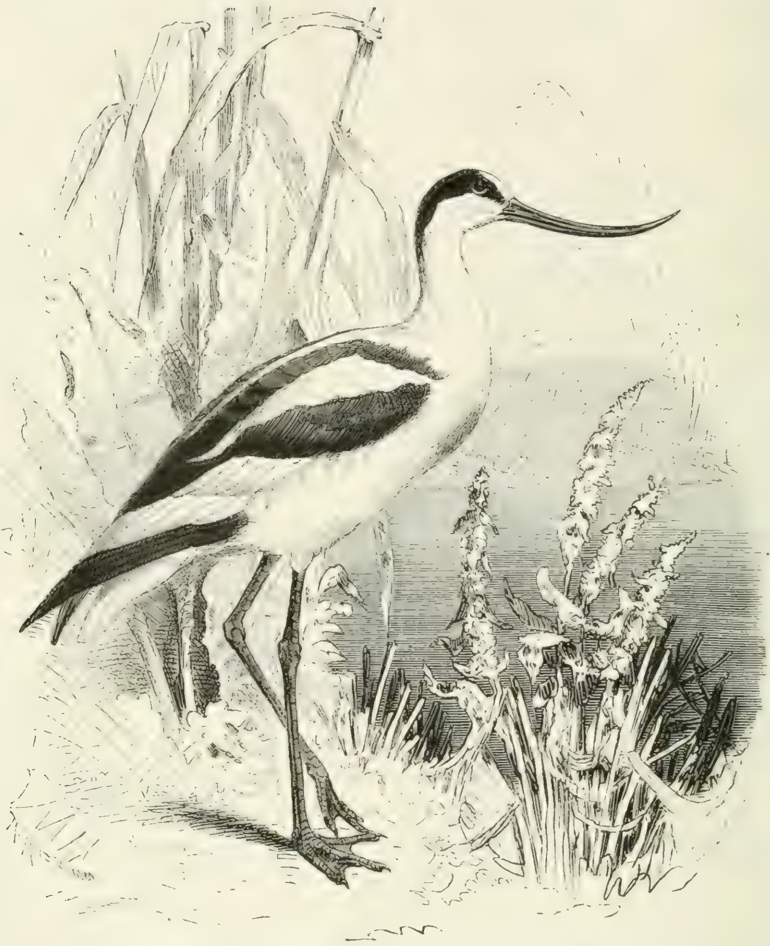
Der Säbelschnäbler, Krumm-, Verkehrt- und Wasserschnabel, Schustervogel (Recurvirostra Avocetta, europaea, fissipes, sinensis und Helebi, Scolopax Avocetta), ist einfach, aber sehr ansprechend gezeichnet. Oberkopf, Nacken und Hinterhals, die Schultern und der größte Theil der Flügel sind schwarz, zwei große Felder auf den Flügeln, gebildet durch die kürzeren Schulterfedern, die hinteren Armschwingen, die Deckfedern der Handschwingen und das übrige Gefieder weiß. Das Auge ist röthlichbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß aschblau. Bei den Jungen spielt das Schwarz ins Bräunliche, und wird der Flügel durch rostgraue Federkanten gezeichnet. Die Länge beträgt dreiundvierzig, die Breite vierundsiebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Man hat den Säbelschnäbler von Mitteleuropa an fast überall in der Alten Welt gefunden. Er bewohnt die Küsten der Nord- und Ostsee sowie die Salzseen Ungarns und Mittelasiens und durchwandert von hier aus Südeuropa und Afrika bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung, von dort aus Südchina und Indien. Wo er vorkommt, tritt er meist in namhafter Anzahl auf. In unseren Gegenden erscheint er im April; seinen Rückzug beginnt er im September.

Er ist ein echter Seevogel; denn er verläßt die Küste des Meeres selten und, falls es wirklich einmal freiwillig geschieht, nur dann, wenn er einen salzigen oder doch brackigen See aufsuchen will. Im Binnenlande gehört er zu den Seltenheiten. Seichte Meeresküsten oder Seeufer, deren Boden schlammig ist, bilden seine Aufenthaltsorte; daher kommt es, daß ihn in einzelnen Gegenden jedermann kennt, während er wenige Kilometer davon als fremdartig erscheint. Im Meere wechselt er, laut Naumann, seinen Aufenthalt mit der Ebbe und Flut. Wenn erstere die Watten trocken gelegt hat, sieht man ihn oft mehrere Kilometer weit von der eigentlichen Küste, während er vor der Flut zurückweichend, nur am Strande sich aufhält. Er gehört zu denjenigen Seevögeln, welche jedermann auffallen müssen, weil sie eine wahre Zierde des Strandes bilden. Bei ruhigem Gehen oder im Stehen hält er den Leib meist wagerecht und den dünnen Hals Sförmig eingezogen. Sein Gang ist leicht und verhältnismäßig behend, obgleich er selten weitere Strecken in einem Zuge durchläuft, sein Flug zwar nicht so schnell wie der der Strandläufer, aber immer doch rasch genug und so eigenthümlich, daß man den Vogel in jeder Entfernung erkennen kann, da die hohen, herabgebogenen Flügel, welche mit weit ausholenden Schlägen bewegt werden, der eingezogene Hals und die langen, geradeaus gestreckten Beine bezeichnend sind. Den sehr ausgebildeten Schwimmhäuten entsprechend, bewegt er sich auch in größerer Tiefe der Gewässer, schwimmt leicht und gewandt und thut dies oft ohne besondere Veranlassung. Die pfeifende Stimme klingt etwas schwermüthig, keineswegs aber unangenehm, der Lockton ungefähr wie „Qui" oder „Dütt", der Paarungsruf klagend, oft und rasch wiederholt „Klin", so daß er zu einem förmlichen Jodeln wird.

Gewöhnlich sieht man den Säbelschnäbler im Wasser, stehend oder langsam umhergehend, mit beständig nickender und seitlicher Bewegung des Kopfes Nahrung suchend, nicht selten auch gründelnd, wobei er nach Entenart mehr oder weniger auf dem Kopfe steht. Der sonderbare Schnabel

wird anders gebraucht als von den übrigen Sumpfvögeln, wie Naumann sagt, „säbelnd, indem ihn der Vogel ziemlich rasch nach einander seitwärts rechts und links hin= und herbewegt und dabei die im Wasser schwimmende Nahrung, welche durch die Leisten an der inneren Schnabelfläche festgehalten wurde, aufnimmt. Der Schustervogel durchsäbelt auf diese Weise, langsam fortschreitend, die kleinen Pfützen, welche sich während der Ebbe auf den schlammigen Watten erhalten und von



Säbelschnäbler (Recurvirostra Avocetta). 1/4 natürl. Größe.

kleinen lebenden Wesen buchstäblich wimmeln, und wenn er mit dem Ausfischen einer solchen fertig ist, geht er an eine andere. Oft beschäftigt er sich mit einer einzigen eine Stunde lang und darüber. Gewöhnlich steckt er, wenn er anfängt, den Schnabel geradezu ins Wasser oder in den dünnflüssigen Schlamm und schnattert damit einige Augenblicke wie eine Ente, säbelt aber hierauf gleich los. Letztere Bewegung dient übrigens, wie man an gefangenen Verkehrtschnäblern beobachten kann, nur dazu, um den Schlamm aufzuwühlen und Beute frei zu machen, nicht aber, um sie in den Rachen zu spielen. Einige wenige sah ich auch im Sumpfe so über die kurzen, nassen Gräser säbelnd hinfahren, oder im Wasser schwimmende Geschöpfe fangen". Ich habe dieses Säbeln oft und genau beobachtet, glaube aber, daß die Verkehrtschnäbler in schlammigen Seen doch noch öfter gründeln, also nach Entenart den Schlamm durchschnattern, als säbeln.

Der Säbelschnäbler ist, weil er stets in Gesellschaft lebt, auch überall scheu und flieht den Menschen unter allen Umständen. Wenn man sich der Stelle nähert, wo hunderte dieser Vögel eifrig beschäftigt sind, ihre Nahrung aufzunehmen, bemerkt man, daß auf den ersten Warnungsruf hin alle unruhig werden und nun entweder watend und schwimmend dem tieferen Wasser zustreben, oder fliegend sich erheben und erst wieder zur Ruhe kommen, wenn sie sich außer Schußweite wissen. Gegen andere Vögel zeigen sie keine Zuneigung. Ein einzelner wird niemals von dem kleinen Strandgewimmel zum Führer erkoren, und wenn sich einer unter anderen Vögeln niederläßt, benimmt er sich durchaus unabhängig von der Gesellschaft; nur mit dem Stelzenläufer findet, wie schon bemerkt, ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis statt. Die Ursache dieser Zurückhaltung sucht Naumann, und gewiß mit Recht, weniger in dem mangelnden Geselligkeitstriebe als in der eigenthümlichen Nahrungsweise.

Bald nach ihrer Ankunft trennen sich die Schwärme in Paare und vertheilen sich auf den Niststellen, am liebsten auf Flächen, welche mit kurzgrasigem Rasen bedeckt sind und von Austerfischern, Wasser- und Strandläufern, Meerschwalben, Silbermöven ꝛc. ebenfalls zum Nisten benutzt werden, seltener auf Feldern mit jungem oder aufgegangenem Getreide, immer aber auf Strecken unweit der Seeküste. Das Nest ist eine unbedeutende, mit einigen trockenen Hälmchen oder Gewurzel ausgelegte Vertiefung; das Gelege besteht in der Regel aus vier, manchmal aus drei, zuweilen nur aus zwei Eiern von ungefähr achtundvierzig Millimeter Längen-, siebenunddreißig Millimeter Querdurchmesser, birn- oder kreiselförmiger Gestalt, zarter, glanzloser Schale, licht rost- oder olivengelblicher Grundfärbung und einer aus mehr oder weniger zahlreichen schwarzgrauen und violetten Flecken und Punkten bestehenden Zeichnung. Beide Geschlechter brüten abwechselnd etwa siebzehn bis achtzehn Tage lang, zeigen sich ungemein besorgt um die Brut, umfliegen mit kläglichem Schreien den Menschen, welcher sich dem Neste nähert, und führen die Jungen, sobald sie völlig abgetrocknet sind, einer Bodenfläche zu, welche ihnen Versteckplätze bietet, später an große Pfützen und endlich, wenn sie zu flattern beginnen, an die offene See.

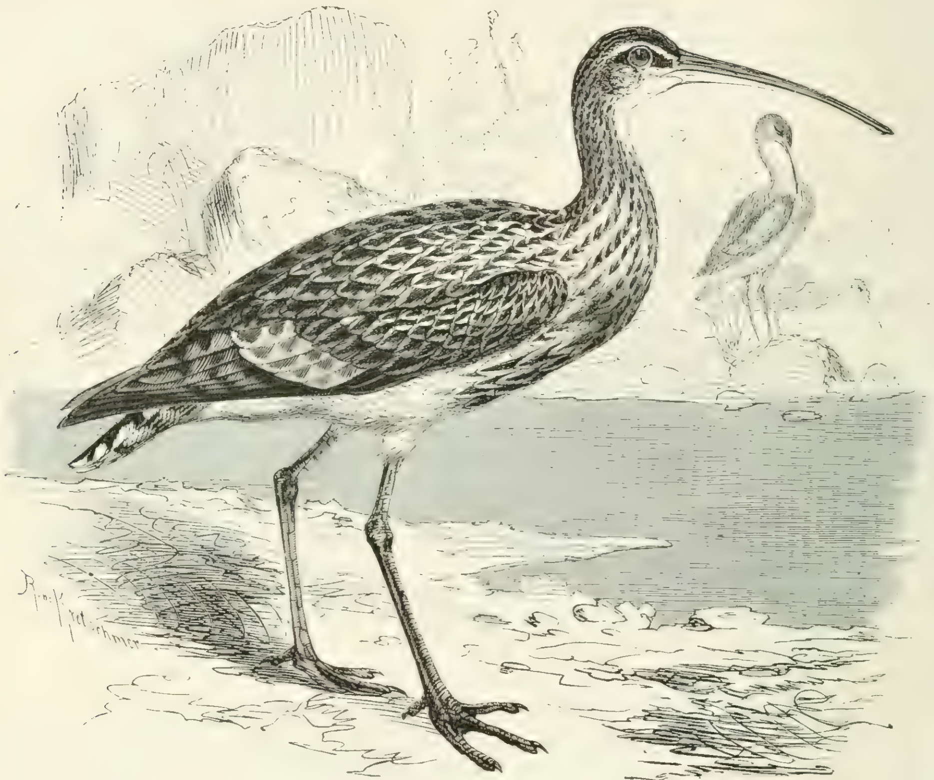
Gefangene beanspruchen sorgsame Pflege und reich mit Kerbthierlarven oder Ameisenpuppen versetztes Futter, dauern unter solchen Umständen aber jahrelang im Käfige aus.

Die letzte Unterfamilie bilden die Brachvögel (Numenius), schlank gebaute Vögel mit sehr langem, seicht gebogenem, an der Wurzel hohem, nach vorn allmählich verschwächtem, mit Ausnahme der hornigen Spitze weichem Schnabel, dessen Obertheil etwas länger als der untere und ein wenig über ihn herabgebogen ist, vierzehigen, schlanken und hohen, bis weit über die Ferse hinauf nackten, breitsohligen Füßen, deren Zehen durch eine deutliche Spannhaut verbunden werden, großen, spitzigen Flügeln, in denen die erste Schwinge die längste, zwölffederigem, mittellangem, abgerundetem Schwanze und derbem, dicht schließendem, lerchenfarbigem Kleingefieder, welches sich weder nach dem Geschlechte noch nach der Jahreszeit unterscheidet.

Der Brachvogel oder Bracher, Brachhuhn, Wind-, Wetter-, Gewitter- und Regenvogel, Feldmäher, Geisvogel, Keilhaken, Kieloch, Korn-, Feld-, Brach-, Doppelschnepfe (Numenius arquatus, major, virgatus, lineatus, nasicus, arquatula, medius, assimilis, rufescens und longirostris, Scolopax arquata und madagascariensis), ist die größte unserer einheimischen Arten. Seine Länge beträgt siebzig bis fünfundsiebzig, die Breite durchschnittlich einhundertundfünfzwanzig, die Fittiglänge zweiunddreißig, die Schwanzlänge zwölf, die Schnabellänge achtzehn bis zwanzig Centimeter. Das Gefieder der Oberseite ist braun, licht rostgelb gerandet, das des Unterrückens weiß, braun in die Länge gefleckt, das des Unterkörpers rostgelblich, braun geschaftet und längsgefleckt; die Schwingen sind schwarz, weiß gekantet und weiß gefleckt, die drei

ersten an der Innenfahne weiß gesäumt, die übrigen zackig lichter gefleckt, die Steuerfedern auf weißem Grunde schwarzbraun gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an der Wurzel des Unterschnabels ölgrau, der Fuß bleigrau. Die Jungen unterscheiden sich von den Alten durch kurzen Schnabel und die blasseren Fleckchen im Gefieder der Unterseite.

Der Regenbrachvogel, Mittelbrachvogel, Regen- und Blaubeerschnepfe, Regen-, Güs-, Güth- und Jütvogel, Kücker, Halbgrüel, Wirhelen ꝛc. (Numenius phaeopus, minor, luzo-



Brachvogel (Numenius arquatus). 1/4 natürl. Größe.

nensis, atricapillus, uropygialis, melanorhynchus und haesiatus, Scolopax phaeopus), ist um ein Viertel kleiner als der Brachvogel; seine Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite neunzig, die Fittiglänge vierundzwanzig, die Schwanzlänge elf, die Schnabellänge elf Centimeter. Das Gefieder ist im allgemeinen dem des vorher beschriebenen Verwandten ähnlich, jedoch düsterer gefärbt; die Kopffedern sind dunkelbraun, ungefleckt, in der Mitte durch einen hellen Längsstreifen getheilt, die Weichen weiß, mit schwarzbraunen Pfeilflecken und Querstreifen gezeichnet, die Schwanzfedern grauweißlich, an der Wurzel aschgrau, mit sieben bis acht dunklen, am Rande verwaschenen Bändern geziert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau.

Der Sichlerbrachvogel (Numenius tenuirostris, hastatus und syngenicos) unterscheidet sich von dem Regenbrachvogel, welchem er in der Größe ungefähr gleicht, durch den merklich dünneren Schnabel, die lichtere Färbung des ganzen Gefieders, zumal des Mantels, den auf rostgelblichem Grunde schwarzbraun gefleckten Scheitel, die großen eiförmigen oder verschoben

viereckigen Flecke auf den Brustseiten und Weichen sowie die weißen, durch scharfbegrenzte schwarze Querbinden gezierten Schwanzfedern.

Der Eskimobrachvogel (Numenius borealis, brevirostris und microrhynchus, Scolopax borealis) endlich ist kleiner als alle vorstehend beschriebenen Arten; seine Länge beträgt etwa fünfunddreißig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge neun, die Schnabellänge sechs Centimeter. Die Federn der Oberseite sind vorherrschend umberbraun, die der Schultern röthlich überflogen und durch die gilblichweißen oder fahlröthlichen Federränder gezeichnet, ein Mittellängsstreifen auf dem Kopfe und ein Brauenstreifen blaß lehmgelb, fein dunkelgestrichelt, Kehle, Unterbrust und Bauch gilblichweiß, Hals und Kropf streifig, Brustseiten und Weichen pfeilfleckig dunkelbraun gezeichnet, die weißschaftigen Schwingen dunkel erdbraun, die düsterbraunen, röthlich überlaufenen Schwanzfedern dunkelbraun quergebändert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel gelblich fleischfarben, an der Spitze bräunlich schwarz, der Fuß grünbraun.

Es gibt kein Land in Europa, in welchem der Brachvogel noch nicht beobachtet worden wäre; denn im Norden brütet er, und den Süden berührt er während seines Zuges. Außerdem findet er sich im größten Theile Asiens unter denselben Bedingungen. Auf seinen Wanderungen durchreist er Afrika ebenso regelmäßig, wie er Indien besucht, im September eintreffend und bis zum März verweilend. Im Nordwesten Amerikas gehört er auch nicht zu den Seltenheiten. Bei uns zu Lande trifft er im April ein und wandert bis zum Anfange des Mai durch, kehrt aber schon zu Ende des Juli zurück, treibt sich ziellos umher und bricht endlich im September nach der Winterherberge auf, vorausgesetzt, daß das Wetter ungünstig ist; denn unter Umständen überwintert er auch in nördlichen Gegenden, seltener in Deutschland, häufiger in Großbritannien oder auf den Färinseln. In Griechenland sieht man, laut Graf von der Mühle, in Spanien nach meinen Erfahrungen, einzelne Brachvögel während des ganzen Jahres. Der Regenbrachvogel bewohnt während der Brutzeit nur die hochnordischen Tundren, wandert aber ebenso weit wie der Verwandte und ist daher wie dieser als Weltbürger zu bezeichnen; der Sichlerbrachvogel, in unserem Vaterlande eine sehr seltene Erscheinung, gehört den Ländern um das Mittelmeer an und durchwandert einen Theil Afrikas und Asiens; der Eskimobrachvogel endlich entstammt dem hohen Norden Amerikas und besucht Europa nur zufällig und sehr selten.

Hinsichtlich der Lebensweise ähneln sich die verschiedenen Arten so, daß es genügen kann, wenn ich mich auf die Lebensschilderung des Brachvogels beschränke. Unter allen Schnepfenvögeln zeigt er sich am wenigsten wählerisch hinsichtlich seines Aufenthaltes. Ihm ist jede Gegend recht, die Seeküste wie verschiedene Binnengewässer, die Ebene wie das Hügelland. Vom Wasser aus fliegt er auf das dürrste Land, von diesem auf Feld oder Wiese, von hier aus wieder zum Wasser zurück, just, wie es ihm einfällt. Zeitweilig theilt er mit der Sumpfschnepfe, zeitweilig mit dem Dickfuße dasselbe Gebiet. Man begegnet ihm überall, aber nirgends eigentlich regelmäßig. Während seiner Wanderung, welche er ebensowohl bei Tage wie bei Nacht ausführt, folgt er allerdings den allgemeinen Heerstraßen, verläßt aber Ströme und Flüsse auf Meilen weit, überfliegt auch ohne Bedenken mittelhohe Gebirge. Wie bei uns zu Lande treibt er es auch in der Winterherberge. Er gehört zu den regelmäßigen Erscheinungen an den Seen; aber er fängt auch mit dem Ibis in der Steppe Heuschrecken oder sucht sich an den felsigen Ufern des Niles in Nubien sein Futter.

Ich habe den Brachvogel auf seinen Brutplätzen in Lappland und Sibirien, am Weißen oder Blauen Nile, in Egypten, Griechenland, Spanien und Deutschland beobachtet, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen mit ihm verkehrt und ihn unter allen Umständen als denselben kennen gelernt. Scheu und vorsichtig, mißtrauisch, selbstbewußt und doch furchtsam zeigt er sich stets. Geselliger als viele andere Schnepfenvögel, bildet er gern kleine Vereine, und seine Wachsamkeit versammelt stets eine Menge minder kluger Strandvögel um ihn; er aber gibt sich mit dem Gesindel nur so weit ab, als es ihm gerade gut dünkt. Dem Locktone seiner Art folgt er,

beantwortet ihn wenigstens, um andere Stimmen bekümmert er sich nicht; die übrige Thierwelt läßt ihn entweder gleichgültig oder flößt ihm Mißtrauen und Furcht ein. Den Menschen meidet er unter allen Umständen, selbst am Brutplatze, obgleich er hier sich ungleich weniger scheu zeigt als irgend wo anders; an den südlichen Seen wird er geradezu unerträglich, weil er für den Jäger ein noch schädlicherer Warner ist als jeder Kiebitz und die Flucht nicht erst dann ergreift, wenn die Gefahr ihm schon nahe, sondern unter allen Umständen, sowie sich ihm etwas verdächtiges auch nur von weitem zeigt. Dabei unterscheidet er sehr richtig zwischen gefährlichen und ungefährlichen Leuten, läßt einen Hirten oder Bauern nahen, flieht aber jeden ihm einigermaßen auffallenden Menschen. Meinen schwarzen Dienern gelang es viel öfter als mir, Brachvögel zu erlegen, obgleich ich mir die größte Mühe gab, die schlauen Geschöpfe zu überlisten.

Haltung, Gang, Flug und Stimme zeichnen den Brachvogel von sämmtlichen Schnepfenvögeln zu seinem Vortheile aus. Er geht mit großen Schritten, aber leicht und zierlich, wie Naumann sagt, „anständig", verdoppelt, wenn er schnell weiter will, sie nicht der Anzahl, sondern der Weite nach, wadet oft bis an den Leib im Wasser umher und schwimmt, ungezwungen, recht gut. Sein Flug ist zwar nicht besonders schnell, aber anhaltend, regelmäßig, gewandt und der verschiedensten Wendungen fähig. Vor dem Niedersetzen pflegt er eine Zeit lang zu schweben; wenn er sich aus bedeutenden Höhen herabsenken will, zieht er die Flügel an und stürzt wie ein fallender Stein sausend hernieder, hält sich aber durch einige Flügelschläge und Ausbreiten der Schwingen noch rechtzeitig auf und betritt erst nach einigen Schwenkungen den Boden. Seine Stimme besteht in abgerundeten, vollen, klangreichen Tönen, welche man durch die Silbe „Taü, taü" und „Tlaüid, tlaüid" ausdrücken kann. Der Unterhaltungslaut klingt wie „Twi, twi"; der Angstruf ist ein kreischendes „Kräh" oder „Krüh". Während der Paarungszeit gibt auch er einen kurzen Gesang zum besten; derselbe besteht jedoch auch nur aus dem gewöhnlichen Lockrufe, welcher in eigenthümlicher, kaum beschreiblicher Weise verschmolzen wird.

Einzelne Gegenden Norddeutschlands werden vom Brachvogel bereits zum Nisten benutzt; eigentlich aber brütet er in nördlicheren Ländern und hier, wie bemerkt, hauptsächlich in der Tundra. Die Brutvögel treffen auch in Lappland ungefähr um dieselbe Zeit ein wie bei uns und schreiten bald nach ihrer Ankunft zur Fortpflanzung. Das Männchen läßt seinen Paarungsruf jetzt zu jeder Tageszeit, am häufigsten aber in den stillen Mitternachtsstunden erschallen, und das Weibchen sucht inzwischen nach einem passenden Hügelchen im Moose, welches das Nest tragen soll. Letzteres ist nichts anderes als eine Vertiefung im Moose oder Riedgrase, welche mir erschien, als ob sie eingedrückt und gerundet, nicht aber durch Ausscharren entstanden sei. In einigen dieser Nester fand ich eine dürftige Unterlage von herbeigetragenen Pflanzenstoffen; in anderen war das Moos selbst hierzu benutzt worden. Die vier Eier sind größer als die einer Ente, etwa sechsundsechzig Millimeter lang, sechsundvierzig Millimeter dick, birn= oder kreiselförmig, nicht gerade glattschalig, glanzlos und auf schmutzig ölgrünem, mehr oder weniger ins Gelbe und Bräunliche spielendem Grunde mit dunkelgrauen Unterflecken und Punkten, grünlich schwarzbraunen Oberflecken, Stricheln und Schnörkeln gezeichnet. Beide Geschlechter scheinen abwechselnd zu brüten, bekunden mindestens warme Liebe zur Brut und setzen sich, angesichts des Feindes, wirklichen Gefahren aus. Die Jungen werden baldmöglichst den Stellen zugeführt, welche mit höherem Grase bestanden sind.

Kerbthiere der verschiedensten Art in allen Lebenszuständen, Würmer, Muscheln, Krebsthiere, auch Fischchen oder Lurche und endlich mancherlei Pflanzenstoffe, insbesondere Beeren, bilden die Nahrung der erwachsenen Bracher; die Jungen fressen nur Kerfe und im hohen Norden ausschließlich Mücken und deren Larven. In der Gefangenschaft hält er sich gut, gewöhnt sich bald an das übliche Ersatzfutter, seinen Pfleger und andere Thiere, mit denen man ihn zusammensperrt, wird sehr zahm und bekundet also auch dadurch seine hohe geistige Begabung.

Die Jagd ist nicht leicht und der Zufall der beste Gehülfe des Jägers. Der Fang verspricht am Neste sicheren Erfolg und gelingt auch oft am Wasserschnepfenherde. Hier hält der eifrige

Vogelsteller den Brachvogel für das, was der Auerhahn oder Hirsch dem Jäger ist. Die außerordentliche Vorsicht und Klugheit des Vogels beansprucht alle Aufmerksamkeit des Fängers. Dieser darf sich in seinem Hüttchen nicht rühren, muß sein Locken genau verstehen, es nie zur Unzeit thun oder fortsetzen, oft eine harte Geduldsprobe bestehen und meist lange, nicht selten vergeblich, warten. „Aber es ist auch keine kleine Freude, fünf, sechs oder noch mehr Bracher nach einem Zuge unter dem Garne zappeln zu sehen.“

Das Wildpret wird geschätzt, steht aber dem der wirklichen Schnepfen weit nach und verdient seinen Ruhm nur im Spätsommer, nicht im Herbste oder Frühlinge. Diejenigen Brachvögel, welche man im Winter in Afrika erlegt, eignen sich höchstens zur Suppe.

Die Reihervögel (Herodiae) bilden die zweite Unterordnung, nach Auffassung einzelner Forscher eine besondere Ordnung, welche entweder mit dem Namen Störche (Ciconiae) oder besser mit dem Namen Schreitvögel (Gressores) bezeichnet worden ist. Die hierher gehörigen Vögel kennzeichnen sich durch mehr oder weniger kräftigen, meist aber gestreckten, seitlich verschmächtigten Leib, langen Hals, kleinen Kopf mit langem, starkem, dickem und hohem, ausnahmsweise auch löffel- oder kahnförmigem Schnabel, dessen Oberfläche größtentheils mit einem harten Hornüberzuge bekleidet ist, hohe und lange, weit über die Ferse hinauf nackte Beine mit vier Zehen, welche beim Gehen sämmtlich den Boden berühren, vorn gewöhnlich durch kurze Spannhäute verbunden, regelmäßig mit kräftigen Krallen bewehrt sind, mäßig lange, abgerundete Schwingen, entwickelte Afterflügel, kurzen, schmalfederigen Schwanz und weiches, im ganzen kleinfederiges Gefieder. Sie leben in Sümpfen und seichten Gewässern, seltener auf trockenem Boden, fressen Wirbel-, Weich-, Krebs- und Kerbthiere, nisten meist auf Bäumen, legen hellfarbige, weiße oder bläulichgrüne, nicht oder doch nur blaß gefleckte Eier und erziehen eine mäßige Anzahl von Jungen, welche Nesthocker sind.

Obenan stellen wir die Ibisse (Ibidae), mittelgroße, ansprechend gebaute, in siebenundzwanzig Arten über die ganze Erde verbreitete Reihervögel mit ziemlich weichem, nur an der Spitze hartem Schnabel von zweifach verschiedener Gestalt, dessen gemeinsames Merkmal in einer vom Nasenloche bis zur Spitze verlaufenden Furche liegt, mäßig hohen Füßen, deren Vorderzehen durch eine kurze Spannhaut verbunden werden, ziemlich spitzigen Flügeln, gerade abgestutztem Schwanze und reichem Gefieder. Sie zerfallen in zwei wohl umgrenzte Unterabtheilungen.

Die erste dieser Unterfamilien bilden die Ibisse im engeren Sinne (Ibidinae), verhältnismäßig kleine, aber kräftig gebaute Vögel mit mittellangem Halse, kleinem Kopfe, schlankem, nicht besonders starkem, aber langem, sichelförmig abwärts gekrümmtem, von der Wurzel nach der Spitze zu allmählich verdünntem, fast walzigrundem Schnabel, dessen Oberkiefer eine bis zur äußersten Spitze gehende Längsfurche trägt, und dessen Mundkanten stumpf, aber nicht wulstig sind, hohen, schlanken Beinen, ziemlich langen Zehen, deren drei vordere durch eine kleine Spannhaut vereinigt werden, und schmalen, flachgebogenen, an der Spitze scharfen, unten ausgehöhlten Krallen, deren mittlere zuweilen kammartig gezahnt ist, großen, breiten, zugerundeten Flügeln, unter denen die zweite Schwinge die längste zu sein pflegt, und deren Afterflügel sich durch seine Kürze oder durch Zerschlissenheit seiner Federn auszeichnet, kurzem, breit abgerundetem oder etwas ausgeschnittenem, aus zwölf Federn bestehendem Schwanze und ziemlich derbem, gut schließendem Kleingefieder, dessen Farben sich über große Felder vertheilen. Einige Arten fallen auf durch die Nacktheit des Gesichtes und Halses, eigenthümliche Bekleidung dieser Stellen, verlängerte Hinterhalsfedern und dergleichen. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, die Jungen merklich von den Alten; auch das Sommer- und Winterkleid kann ziemlich verschieden sein.

Das Kopfgerüst ist, laut Nitzsch, in allen Theilen kräftig, die Stirne hoch und breit, die Augenscheidewand vollständig verknöchert; die Wirbelsäule besteht aus funfzehn oder sechzehn Halswirbeln, acht bis neun Brust- und sieben Schwanzwirbeln; die beiden inneren Hautbuchten des Brustbeines kommen den äußeren fast an Größe gleich; viele Theile des Gerippes, so namentlich die Oberarm-, Schulter- und Beckenknochen, das Brustbein und die meisten Wirbel, sind marklos und luftführend. Die Zunge ist eine kleine, dreieckige Kümmerzunge, der Magen muskelig; die Blinddärme zeichnen sich aus durch ihre Kürze, rc.

Die Ibisse, von denen man einundzwanzig Arten kennt, bewohnen vorzugsweise den warmen Gürtel aller Erdtheile, einzelne Arten sehr verschiedene Länder, andere ein mehr beschränktes Verbreitungsgebiet. Diejenigen, welche im Norden leben, gehören zu den Wandervögeln, die übrigen streichen. Sie hausen in Sümpfen, Brüchen und Waldungen, sind Tagvögel, fliegen mit Sonnenaufgange von ihren Schlafplätzen nach Futter aus, beschäftigen sich übertages, ruhen in den Mittagsstunden, suchen nachmittags wiederum Nahrung und ziehen abends gemeinschaftlich den Schlafbäumen zu, wandern auch nur in den Tagesstunden, nicht einmal in mondhellen Nächten. Sie gehen gut, mit gemessenen Schritten, niemals eigentlich rennend, sondern stets schreitend, waden bis an den Leib ins Wasser, schwimmen, wenn ihnen die Lust ankommt, oder die Noth sie zwingt, verhältnismäßig gut, fliegen ziemlich langsam, mit vielen Flügelschlägen, auf welche dann längeres Gleiten folgt, ordnen sich in die Keilform oder eine Linie, welche ihrer Breite nach die Luft durchschneidet, und schweben vor dem Niederlassen. Ihre Stimme entbehrt des Wohlklanges und ist immer dumpf und rauh oder kreischend, klagend und gellend, bei einzelnen Arten höchst sonderbar, bei keinem einzelnen Mitgliede der Familie wirklich ansprechend. Die Sinne stehen auf hoher Stufe; die geistigen Fähigkeiten räumen ihnen die erste Stelle innerhalb ihrer Unterordnung ein. Alle sind gesellig und vereinigen sich nicht bloß mit den Artgenossen, sondern auch mit fremdartigen Vögeln, ohne jedoch mit diesen eine engere Verbindung einzugehen, mindestens ohne eine solche längere Zeit zu unterhalten, wogegen sie unter sich stets in Scharen oder doch paarweise zusammen leben, gemeinschaftlich brüten und wandern und auch in der Winterherberge in enger Verbindung bleiben. Diejenigen, welche sich vorzugsweise an Flußmündungen oder am Meeresstrande aufhalten, fressen hauptsächlich Fische, Krebse und Weichthiere, die, welche am liebsten im Sumpfe leben, Fische, Lurche verschiedener Art und kleines Wassergethier. Während des Freilebens verschmähen sie wahrscheinlich jede Pflanzennahrung; in der Gefangenschaft aber nehmen sie ausnahmslos solche, insbesondere Weißbrod, an. Das Nest wird stets im Gezweige der Bäume oder Gesträuche errichtet, beziehentlich das eines hier stehenden anderen Vogels in Besitz genommen; das Gelege zählt drei bis sechs einfarbige Eier. Ob beide Gatten brüten, bleibt fraglich; wohl aber wissen wir, daß beide sich an der Erziehung der Jungen betheiligen. Letztere bleiben bis zum Flüggesein im Neste, werden aber auch nach dem Ausfliegen noch längere Zeit von den Alten geführt, schon weil sie sich den Vereinen derselben anschließen. Ihre Ausbildung bedarf mindestens zwei Jahre; mehrere Arten scheinen erst im dritten Frühlinge ihres Lebens fortpflanzungsfähig zu werden. Von natürlichen Feinden haben Alte und Junge wenig zu leiden; auch der Jäger läßt sie meist unbehelligt, obgleich ihr schmackhaftes Fleisch die Jagd wohl belohnt. Um so eifriger ist man bedacht, sie zu zähmen, da die gefangenen sich nicht nur bald an den Menschen gewöhnen, sondern, Dank ihres Verstandes und ihrer Liebenswürdigkeit, diesen auch jederzeit aufs höchste erfreuen.

Der lange, bogenförmige, verhältnismäßig dünne Schnabel, der mittellange Fuß, der ziemlich breite, abgerundete Flügel, in welchem die zweite und dritte Schwinge die längsten sind, der verhältnismäßig kurze Schwanz und die dichte Befiederung, welche nur den Zügel unbekleidet läßt, kennzeichnet die Sichler (Falcinellus), welche in Europa durch den Sichler, auch Sichelschnabel, Sichelreiher oder Schwarzschnepfe genannt (Falcinellus rufus und igneus, Scolopax rufa und Guarauna, Tringa autumnalis, Numenius autumnalis, viridis, castaneus, igneus und

Chili, Tantalus falcinellus, manillensis, bengalensis, mexicanus und chalcopterus, Ibis sacra, fuscata, castanea, cuprea, peregrina, erythrorhyncha, brevirostris und Ordi), vertreten werden. Das Gefieder ist auf Hals, Brust, Bauch, Schenkel und dem Obertheile der Flügel kastanienbraunroth, auf dem Scheitel dunkelbraun, mit rothem Schimmer auf dem Rücken schwarzbraun mit violettem oder grünlichem Schiller; ebenso sehen die Schwung- und Steuerfedern aus. Das Auge ist braun, der nackte Augenkreis grüngrau, der Schnabel schmutzig dunkelgrün, der Fuß grüngrau. Im Winterkleide sind Kopf, Vorder- und Hinterhals schwarz, nach unten hin lichter, alle Federn seitlich weiß gesäumt; der übrige Oberkörper ist kupferfarben und grün unter einander gemischt, der Unterkörper vom Kopfe an braungrau. Die Länge beträgt sechzig, die Breite achtundneunzig, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Alle fünf Erdtheile beherbergen den Sichler. In Europa bewohnt er die Donautiefländer, Rußland und das südliche Polen, einzeln auch Süditalien, Südfrankreich und Spanien; in Asien kommt er in allen Ländern ums Kaspische und Schwarze Meer, in Anatolien, Persien, Syrien und ganz Indien vor; in Afrika nistet er an den nördlichen Strandseen, vielleicht auch in der Mitte, dem Westen und Südosten des Erdtheiles, wohin er regelmäßig wandert; in Australien tritt er an geeigneten Orten allenthalben auf; in Amerika ist er vom sechsundvierzigsten Grade nördlicher Breite bis zum vierzigsten Grade südlicher Breite beobachtet worden. Von Ungarn und Rußland aus haben sich einzelne nach Schlesien, Anhalt, Braunschweig und anderen deutschen Ländern verflogen; ja es ist vorgekommen, daß solche Irrlinge bis nach Island verschlagen wurden. In Egypten hält sich der Sichler, wie ich annehmen darf, jahraus jahrein in derselben Gegend auf; in Ungarn gehört er zu den Zugvögeln, welche regelmäßig zu Ende des April oder im Anfange des Mai ankommen und im August, spätestens im September, wegziehen. Hier beherbergen ihn alle geeigneten Oertlichkeiten an der unteren Donau, Sau oder Drau, und zwar die großen Sumpflandseen und Teiche, welche von jenen Flüssen aus zeitweilig überflutet werden. Strandseen und Brüche oder schlammige Sümpfe, auch Moräste werden bevorzugt; in ihrer Nähe oder in ihnen selbst brütet er. Die Flüge, welche eine gewisse Gegend bewohnen, scheinen ihren Aufenthalt zu wechseln und von einem Sumpfe zum anderen zu schweifen. Dasselbe gilt für die Winterzeit, während die Fortpflanzung selbstverständlich an einen und denselben Ort bindet.

Bei ruhigem Gange trägt der Sichler den Hals ziemlich eingezogen, Sförmig zusammengebogen, den Leib vorn aufgerichtet, den Schnabel gegen die Erde geneigt; der Gang selbst geschieht mit leichten, großen Schritten, deren Eile und Weite sich unter allen Umständen gleich zu bleiben scheint. Beim Nahrungsuchen wadet er gern in tieferem Wasser umher, und wenn es ihm behagt, schwimmt er, auch ohne eigentlich genöthigt zu sein, von einem Inselchen nach dem anderen. Im Fliegen streckt er den Hals und die Füße geradeaus und schlägt die Flügel ziemlich schnell, in nicht weit ausholenden Schwingen, schwebt hierauf mit stillgehaltenen Flügeln gerade fort und gibt sich durch erneuerte Flügelschläge wiederum einen Anstoß. Höchst selten sieht man einen dieser Vögel allein, fast ausnahmslos vielmehr eine ziemliche Anzahl gemeinsam dahinfliegen, stets hoch über dem Boden und die ganze Schar in einen stumpfen Keil, öfter noch in eine einzige lange Linie geordnet, welche ihrer ganzen Breite nach so dicht neben einander fortzieht, daß sich die Schwingenspitzen der einzelnen fast zu berühren scheinen, und welche, wie Naumann sehr richtig sagt, in den anmuthigsten, schlängelnden Bewegungen fortrückt. „Es gewährt einen herrlichen Anblick, eine lange Schnur solcher Vögel die Luft durchschneiden zu sehen. Wie ein fadenfliegender Sommer, den ein leiser Lufthauch quer forttreibt, scheinen sie dahin zu schweben; nicht streng in gerader Linie, sondern in anmuthigsten, mannigfaltigsten, sanft auf- und absteigenden, alle Augenblicke veränderten Bogen schlängelt sie sich durch die Lüfte fort, indem sich bald die Mitte, bald das eine, bald das andere Ende oder die Räume zwischen diesen senken oder erheben, etwas voreilen oder zurückbleiben, so daß die Linie wellen- oder wogenförmig fortwährend abwechselt, dabei jedoch stets geschlossen und jeder einzelne Vogel mit dem neben ihm fliegenden in derselben Richtung bleibt. Wenn ein solcher Zug

sich niederlassen und Halt machen will, dann erst zerreißt der lange Faden in Stücke; diese lösen sich auf, die einzelnen Vögel fliegen durch einander, fangen an zu schweben, in Kreisen sich zu drehen oder einzelne Schneckenlinien zu beschreiben, und stürzen sich nun mit sausendem Hin- und Herschwenken einzeln oder doch nicht alle in demselben Augenblicke, aber rasch einander folgend und ein jeder auf seine eigene Weise hernieder. Beim Bilden einer solchen Linie steigen die Sichler auf, erheben sich in Kreisen höher und höher, fangen an fortzurücken, und ehe man es sich versieht, wird aus dem unordentlichen Haufen der Anfang einer Querlinie, der sich zu beiden Seiten nach und nach, aber sehr schnell, die übrigen Vögel anschließen, und sowie der Zug fortrückt, sieht man immer noch bald an diesem, bald an jenem Ende andere Wanderungslustige sich anreihen und so die Schnur verlängern." Die Stimme ist ein heiserer, wenig hörbarer Laut, welcher wie „Rah" klingt und nur auf wenig Schritte hin vernommen wird. Von den Jungen hört man zuweilen, aber ebenfalls selten, noch ein eigenthümliches Zischen.

Auch die Sichler gehören zu den klugen oder verständigen Mitgliedern ihrer Familie. Sie bekunden scheinbar würdigen Ernst, sind aber in Wirklichkeit fröhliche, ja sogar übermüthige Geschöpfe, welche eine gewisse Necklust zeitweilig offenbaren und sie nicht bloß unter einander, sondern auch anderen Vögeln gegenüber bethätigen. An Vorsicht und Scheu stehen sie den übrigen Sumpfvögeln nicht nach. Da, wo sie sich ansässig gemacht haben oder auch nur zeitweilig aufhalten, lernen sie sehr bald die gefährlichen Menschen von den harmlosen unterscheiden. Am Mensalehsee flogen diejenigen, welche ich beobachten konnte, von dem Schlafplatze aus stets in bedeutender Höhe nach Stellen in den Sümpfen, welche die Annäherung eines Feindes erschwerten oder ihnen doch freie Aussicht gestatteten, trieben sich hier während des Tages umher und kehrten erst mit Einbruche der Dämmerung nach den Ruheplätzen zurück, regelmäßig nach Bäumen, welche auf Inseln inmitten des Sees oder der ihn umgebenden Sümpfe selbst standen, oder doch sonst schwer zugänglich schienen. An den einmal gewählten Schlafplätzen hingen sie freilich mit solcher Vorliebe, daß man nur unter ihnen anzustehen brauchte, um reichlicher Beute gewiß zu sein, ja daß selbst wiederholte Schüsse, welche unter ihnen das höchste Entsetzen hervorriefen, sie nicht zu vertreiben im Stande waren. Trotz ihrer Vorsicht habe ich übrigens niemals beobachtet, daß auch sie sich zu Warnern und Leitern des Kleingeflügels aufgeschwungen hätten.

Je nach der Oertlichkeit und Jahreszeit nährt sich der Sichler von verschiedenem Gethiere. Während des Sommers scheinen Kerbthierlarven und Würmchen, aber auch ausgebildete Kerbthiere, insbesondere Heuschrecken, Libellen, Käfer &c., die Hauptnahrung auszumachen; im Winter erbeutet er Muscheln, Würmer, Fischchen, kleine Lurche und andere Wasserthiere.

An der Donau nisten die Sichler in buschreichen Sümpfen und Brüchen. Mit Vorliebe bemächtigen sie sich alter Nester der kleinen Reiher, polstern sie höchstens mit Stroh des Kolbenschilfes aus und machen sie dadurch schon von weitem kenntlich. Ihre drei bis vier blaugrünen Eier sind länglich, durchschnittlich etwa funfzig Millimeter lang, achtunddreißig Millimeter dick und starkschalig; die Färbung ist ein schönes Blaugrün, welches zuweilen ins Blaßgrüne überspielt. Ob beide Geschlechter abwechselnd brüten, oder ob nur das Weibchen Mutterpflichten übt, ist unbekannt. Die Jungen werden fleißig geatzt, sitzen lange im Neste, klettern später oft auf die Zweige und fliegen endlich unter Führung der Alten aus.

Gefangene Sichler dauern vortrefflich aus, vertragen sich mit allerlei Geflügel, werden ungemein zahm und schreiten im Käfige auch wohl zur Fortpflanzung.

*

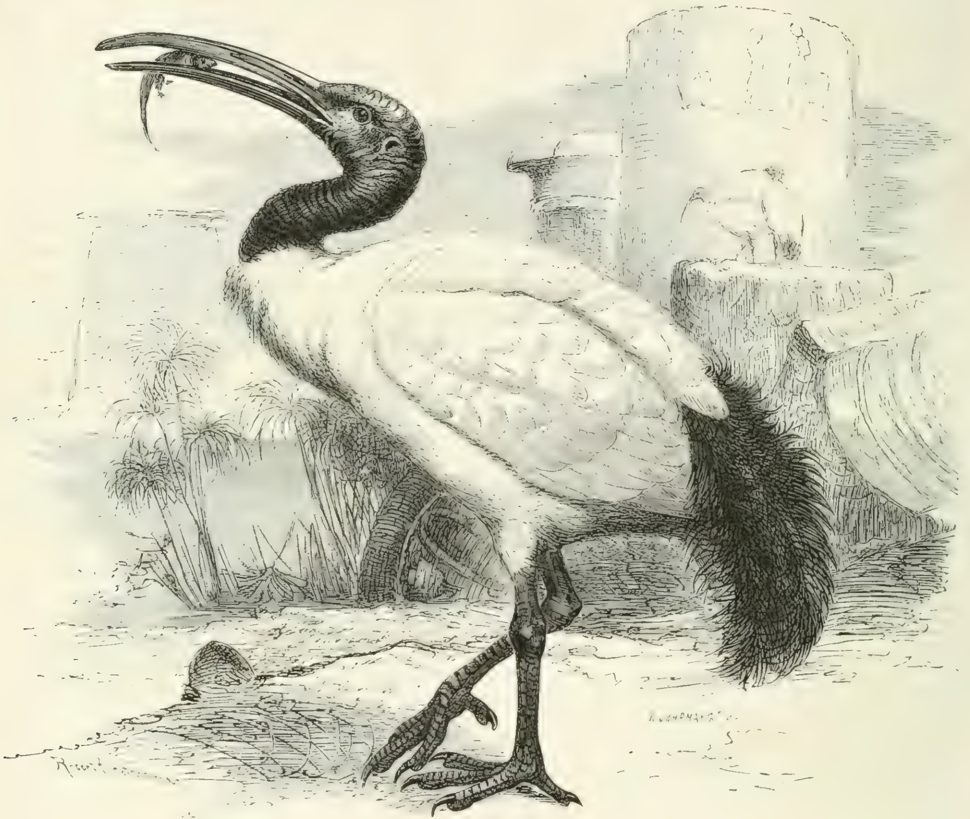
In dem Nilstrome erkannte das sinnige Volk der Pharaonen den Bringer und Erhalter alles Lebens; daher mußte auch der mit den schwellenden Fluten in Egyptenland erscheinende Ibis zu hoher Achtung und Ehre gelangen. Also heiligte man den Vogel und sorgte dafür, daß sein vergänglicher Leib der Verwesung enthoben und für Jahrtausende aufbewahrt werde. In einer der

Pyramiden von Sakhara findet man die von Urnen umschlossenen oder auch in Kammern schichtenweise aufgestapelten Mumien des Vogels zu tausenden.

Der Ruhm des Ibis wurde nicht bloß von den Egyptern, sondern auch von Fremden, welche das Wunderland besuchten, verkündet. Herodot erzählt, daß der Ibis Drachen, fliegenden Schlangen und anderem Ungeziefer Egyptens auflauere, sie tödte und deshalb bei den Bewohnern des Landes in hohen Ehren gehalten werde. Nach anderen Schriftstellern soll Merkur die Gestalt des Ibis angenommen haben. Ovid läßt jenem im Streite der Götter mit den Riesen unter den Flügeln eines Ibis sich verbergen. Plinius erwähnt, daß die Egypter bei Ankunft der Schlangen andächtig den Ibis anriefen; Josephus berichtet, daß Moses, als er gegen die Aethiopier zu Felde gezogen, Ibisse in Käfigen aus Papyrus mit sich genommen habe, um sie den Schlangen entgegenzustellen. Plinius und Galen schreiben dem Ibis die Erfindung des Klistirs zu; Pieräus erzählt, daß der Basilisk aus einem Ibiseie hervorkommt, welches von dem Gifte aller vom Ibis verzehrten Schlangen entsteht. Krokodile oder Schlangen, von einer Ibisfeder berührt, bleiben durch Verzauberung unbeweglich oder werden augenblicklich getödtet. Zoroaster, Demokritos und Philo fügen hinzu, daß das Leben des göttlichen Vogels von außerordentlich langer Dauer, ja daß der Ibis sogar unsterblich ist und stützen sich dabei auf die Zeugnisse der Priester von Hermopolis, welche dem Apion einen Ibis vorgezeigt haben, der so alt war, daß er nicht mehr sterben konnte! Die Nahrung des Ibis, wird ferner und in viel späterer Zeit wieder erzählt, besteht in Schlangen und kriechenden Thieren. „Er hat", bemerkt Belon, „eine sehr heftige Begierde nach Schlangenfleisch und überhaupt einen Widerwillen gegen alle kriechenden Thiere, mit denen er den blutigsten Krieg führt, und die er auch, wenn er gesättigt ist, doch immer zu tödten sucht." Diodor von Sicilien behauptet, daß der Ibis Tag und Nacht am Ufer des Wassers wandelt, auf die kriechenden Thiere lauert, ihre Eier aufsucht und nebenbei Käfer und Heuschrecken auftreibt. Nach anderen Schriftstellern soll er sein Nest auf Palmenbäumen bauen und es mitten zwischen den stechenden Blättern anbringen, um es gegen den Angriff seiner Feinde, der Katzen, in Sicherheit zu setzen. Er soll vier Eier legen und sich bezüglich der Anzahl derselben nach dem Monde richten, „ad lunae rationem ova fingit". Auch Aelian bringt den Ibis mit dem Monde in Verbindung, sagt, daß er dem Monde geweiht sei, und daß er ebensoviel Tage zum Ausbrüten seiner Jungen gebrauche, als der Stern der Isis, um seine Wandelbahn zu durchlaufen. Aristoteles spottet bereits über solche und andere irrige Vorstellungen, z. B. darüber, daß der Ibis von jungfräulicher Reinheit sei. Cicero bemerkt, daß die Egypter göttliche Verehrung nur solchen Thieren zu theil werden ließen, welche ihnen wirklich Nutzen verschafften; Juvenal eifert gegen diesen Götzendienst und rechnet den Egyptern solche Verehrung geradezu als Verbrechen an.

Der Ibis oder heilige Ibis (Ibis aethiopica, religiosa und egretta, Threskiornis oder Thereschiornis religiosa und minor, Geronticus aethiopicus, Tantalus und Numenius Ibis) wird als Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Ibis) angesehen, als deren Kennzeichen der kräftige Schnabel, der im Alter nackte Kopf und Hals und die am Ende zerschlissenen Schulterfedern gelten. Das Gefieder ist weiß, unter den Flügeln gilblich; die Schwingenspitzen und die Schulterfedern sind bläulichschwarz. Das Auge ist karminroth, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarzbraun. Die nackte schwarze Haut des Halses fühlt sich sammetig an und färbt merklich ab. Beim jungen Vogel sind Kopf und Hals mit dunkelbraunen und schwärzlichen, weißgeränderten Federn bekleidet, die Kehle und die untere Hälfte des Halses weiß wie das übrige Gefieder, mit Ausnahme der ebenfalls schwarz geränderten und schwarz zugespitzten Schwingen. Nach der ersten Mauser erhalten die Jungen die zerschlissenen Schulterfedern; Kopf und Hals bleiben aber noch befiedert: die Kahlheit dieser Stellen zeigt sich erst im dritten Lebensjahre. Bei alten Vögeln beträgt die Länge fünfundsiebzig, die Breite einhundertunddreißig, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter.

Auffallenderweise besucht der Ibis gegenwärtig Egypten nicht mehr, wenigstens nicht mehr regelmäßig, und wohl nur in Ausnahmefällen schreitet er hier zur Brut. Als Bote und Verkündiger des steigenden Niles tritt er erst im südlichen Nubien auf. Unterhalb der Stadt Muchereff (achtzehn Grade nördlicher Breite) habe ich nie einen beobachtet; schon bei Chartum aber brüten einige Paare, und weiter südlich gehört er zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Im Sudân trifft er mit Beginne der Regenzeit, also gegen Mitte oder zu Ende des Juli, ein, brütet und verschwindet



Ibis (Ibis aethiopica). 1/6 natürl. Größe.

mit seinen Jungen nach drei oder vier Monaten wieder, scheint aber nicht weit zu ziehen, vielleicht nur zu streichen. Sofort nach seiner Ankunft im Lande bezieht er seine stets äußerst sorgfältig gewählten Brutplätze. Von ihnen aus unternimmt er längere oder kürzere Ausflüge, um Nahrung zu suchen. Man sieht ihn paar- oder gesellschaftsweise in der Steppe umherlaufen und hier Heuschrecken fangen, bemerkt ihn an den Ufern der Ströme oder Regenteiche und sehr häufig auch, meist in Gesellschaft des kleinen Kuhreihers, unter Viehherden, unbekümmert um deren Hirten, wie überhaupt um die Eingeborenen, gegen welche er nicht die geringste Furcht zeigt. Seine Haltung ist würdevoll, der Gang gemessen, nur schreitend, nie rennend, der Flug sehr leicht und schön, dem des Sichlers ähnlich, die Stimme der Alten ein schwaches „Krah“ oder „Gah“. Die geistigen Fähigkeiten werden schwerlich von irgend einem anderen Sumpfvogel übertroffen.

Auf einer Reise in die Urwälder des Blauen Flusses, welche ich auf diesem selbst zurücklegte, traf ich am sechzehnten und siebzehnten September eine solche Menge der heiligen Vögel an, daß

wir in der kurzen Zeit von zwei Tagen über zwanzig Stück erbeuten konnten. Flug auf Flug kam von dem gegenüberliegenden Walde herübergezogen, um in der Steppe Heuschrecken, welche gegenwärtig die ausschließliche Nahrung ausmachten, zu fangen. Nachdem ich aus einem der vorüberziehenden Flüge erst einen Ibis herabgeschossen hatte, wurde es mir nicht schwer, andere zu erbeuten. Auf Anrathen meines braunen Dieners brachte ich den getödteten mit Hülfe einiger Stäbchen in eine aufrechte Lage und machte ihn dadurch zum Lockvogel für die übrigen. Jeder Zug, welcher später vorüberkam, hielt an, um den scheinbar lebenden Gefährten zu betrachten, und wurde mit Schüssen begrüßt, deren Erfolg bei der geringen Entfernung ausgezeichnet war. Sehr bald lernten wir einsehen, daß wir nicht nur uns, sondern mit Ausnahme des Lockvogels auch die getödteten Ibisse verstecken mußten, um das Mißtrauen der übrigen zu verscheuchen.

Erst später wurde uns der Grund dieser Zusammenhäufungen klar. Der gegenüberliegende Wald war theilweise überschwemmt und von den klugen Vögeln deshalb zum Nistplatze erwählt worden. Zu den Nestern zu gelangen, war unmöglich. Ich bot zwei Mark unseres Geldes für jedes Ei: keiner der Sudâner konnte das Geld verdienen. Der Boden des Waldes war grundlos, das Wasser aber so seicht, daß ein Kahn ebenfalls nicht gebraucht werden konnte. Früher hatte ich eine andere Nistansiedelung besucht, welche unter ähnlichen Umständen angelegt, aber doch zugänglich war. Sie befand sich auf einer kleinen mit hohen Mimosen bestandenen Insel des Weißen Niles, welche beim Steigen des Stromes unter Wasser gesetzt, aber so hoch überschwemmt wurde, daß man vom Boote aus die Bäume besteigen konnte. Hier beobachtete ich, daß der heilige Ibis eine Mimosenart, welche die Araber der dichten, ungemein dornigen, ja fast undurchdringlichen Aeste halber „Harâsi“, d. h. die sich schützende, nennen, jeder anderen bevorzugt. Aus den Zweigen der Harâsi bestand auch das flache Nest des Vogels; nur das Innere der Mulde war mit feinen Reisern und einzelnen Grashalmen ausgelegt, das ganze aber kunstlos zusammengeschichtet, kaum besser ausgeführt als das der Ringeltaube. Ein Nest stand neben dem anderen; aber stets waren die dornigsten Aeste zur Aufnahme desselben erwählt worden. Das Gelege zählt drei bis vier weiße, ziemlich rauhkörnige Eier, welche Enteneiern an Größe ungefähr gleichkommen.

Ich halte es für glaublich, daß der Ibis wirklich kleine Schlangen verzehrt, bin jedoch der Meinung, daß er sich mit größeren und gefährlichen nicht einläßt. Während der Regenzeit besteht seine Nahrung, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise aus Kerbthieren. In dem Magen der erlegten fanden wir entweder Heuschrecken oder Käfer verschiedener Art, insbesondere Dungkäfer; an den gefangenen beobachteten wir, daß sie vorgeworfene kleine Lurche nicht verschmähten, Kerfe aber vorzogen. Hartmann gibt an, daß der Ibis auch kleine Süßwasserweichthiere frißt. So ungefüge der Schnabel zu sein scheint, so geschickt weiß der Vogel ihn zu gebrauchen. Er nimmt mit seiner Spitze die kleinsten Kerbthiere von der Erde auf und streift, indem er förmlich schnattert, von den Gräsern die daran sitzenden Kerfe mit größter Gewandtheit ab. „Nichts sieht possierlicher aus“, sagt Hartmann, „als wenn ein Ibis Heuschrecken fängt. Der Stelzvogel fährt mit dem Sichelschnabel auf die ruhig dasitzenden Geradflügler ein; springen diese aber, die Gefahr noch rechtzeitig merkend, davon, so hüpft auch Freund Ibis hinterher, stellt sich dabei jedoch des hochsparrigen Grases wegen nicht selten ziemlich ungeschickt an; dennoch läßt er nicht ab, und hat er endlich eine oder die andere erwischt, so zermalmt und schluckt er sie sofort hinunter.“

Junge Ibisse, welche wir auffütterten, wurden zunächst mit rohen Fleischstücken gestopft, fraßen dieses Futter auch sehr gern. Sie bekundeten ihren Hunger durch ein sonderbares Geschrei, welches man ebensowohl durch „Zick, zick, zick“, wie durch „Tirrr, tirrr, tirrr“ wiedergeben kann, zitterten dabei mit dem Kopfe und Halse und schlugen auch wohl heftig mit den Flügeln, gleichsam in der Absicht, ihrem Geschreie größeren Nachdruck zu geben. Bereits nach wenig Tagen nahmen sie das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand, und im Verlaufe der ersten Woche fraßen sie bereits alles genießbare. Das Brod, welches wir ihnen reichten, trugen sie regelmäßig nach dem Wasser, aus welchem sie überhaupt am liebsten Nahrung nahmen, und welches sie

beständig nach Art der Enten durchschnatterten. Ebenso durchsuchten sie auch die feinsten Ritzen und alle Löcher, faßten die dort verborgenen Thiere geschickt mit der Schnabelspitze, warfen sie in die Luft und fingen sie sicher wieder auf. Heuschrecken waren auch ihre Lieblingsspeise.

Vom ersten Tage ihrer Gefangennahme an betrugen sich diese Jungen still, ernst und verständig; im Verlaufe der Zeit wurden sie, ohne daß wir uns viel mit ihnen beschäftigten, zahm und zutraulich, kamen auf den Ruf herbei und folgten uns schließlich durch alle Zimmer des Hauses. Wenn man ihnen die Hand entgegenstreckte, eilten sie sofort herbei, um sie zu untersuchen; dabei pflegten sie sich dann wieder zitternd zu bewegen. Ihr Gang war langsam und gemessen; doch führten sie, ehe sie noch recht fliegen konnten, zuweilen hohe und geschickte Sprünge aus, in der Absicht, ihre Bewegung zu beschleunigen. Auf den Fersen saßen sie stundenlang. Da sie anfangs jeden Abend in einen Kasten gesperrt wurden, gingen sie später beim Anbruche der Nacht lieber selbst hinein, als daß sie sich treiben ließen, obgleich ihnen das beschwerlich fiel. Am Morgen kamen sie mit freudigem Geschreie hervor und durchmaßen den ganzen Hofraum. Im Oktober hatten sie fliegen gelernt und erhoben sich jetzt erst bis auf die niedrige Hofmauer, später bis auf das Dach; schließlich entfernten sie sich auf zwei- oder dreihundert Schritte von unserem Gehöfte, kehrten aber stets nach kurzer Zeit wieder zurück und verließen von nun an den Hof nicht mehr, sondern besuchten höchstens den benachbarten Garten. Wenn es gegen Mittag heiß wurde, verfügten sie sich in die schattigen Zimmer, setzten sich auf die Fersen nieder und hockten oft mit ernstem Gesichte in einem Kreise, als ob sie Berathung halten wollten. Zuweilen stellten sich auch zwei von ihnen einander gegenüber, sträubten alle Kopffedern, schrieen unter beständigem Kopfnicken und Schütteln, oft auch Flügelschlägen, jetzt wie „Kek, kek, kek“, und schienen sich gegenseitig zu begrüßen. Vor unserer Mittagsmahlzeit besuchten sie regelmäßig die Küche und baten und bettelten den Koch so lange an, bis er ihnen etwas zuwarf. Der glückliche, welcher es erhaschte, wurde von den anderen verfolgt, bis er seine Beute in Sicherheit gebracht, d. h. sie hinabgeschlungen hatte. Sobald sie Teller in unser Eßzimmer bringen sahen, versammelte sich die ganze Gesellschaft daselbst; während wir aßen, saßen sie wartend nebenan; wenn wir aber den Blick nach ihnen wandten, hüpften sie bald auf die Kiste, bald auf den einzigen Stuhl, welchen wir besaßen, und nahmen uns die Brodstücke aus den Händen oder von dem Teller weg. Eine höchst sonderbare Gewohnheit von ihnen war, sich gern auf weiche Gegenstände zu legen. Kam eines der aus Lederriemen geflochtenen, federnden Bettgestelle, wie sie im Sudân üblich sind, auf den Hof, so lagen die Ibisse gewiß in kurzer Zeit darauf, und zwar platt auf dem Bauche, die Ständer nach hinten ausgestreckt. Sie schienen sich dabei äußerst behaglich zu fühlen und standen nicht auf, wenn sich jemand von uns näherte. Auf einem weichen Kissen sahen wir einmal ihrer drei neben einander liegen.

Mit allen übrigen Vögeln, welche auf dem Hofe lebten, hielten sie gute Freundschaft, wurden wenigstens ihrerseits niemals zu Angreifern; unter sich zankten sie sich nie, waren vielmehr stets zusammen, entfernten sich selten weit von einander und schliefen nachts einer dicht neben dem anderen. Als wir eines Tages einen flügellahm geschossenen älteren Vogel ihrer Art in den Hof brachten, eilten sie freudig auf denselben zu, nahmen ihn förmlich in ihre Gesellschaft auf und wußten ihm bald alle Furcht zu benehmen, so daß er nach kurzer Zeit ebenso zutraulich war wie sie. Große Hitze schien ihnen sehr unangenehm zu sein: sie saßen dann in irgend einem schattigen Winkel oder im Zimmer und sperrten tief athmend die Schnäbel auf. Im Wasser beschäftigten sie sich, wie schon bemerkt, gern und viel, badeten sich übrigens seltener als man glauben möchte; wenn es jedoch geschah, näßten sie sich das Gefieder so vollständig ein, daß sie kaum mehr fliegen konnten.

Ibisse, welche ich später beobachtete, lebten ebenfalls in ziemlichem Frieden mit allen Vögeln, welche dasselbe Gehege mit ihnen theilten, maßten sich aber doch gegen schwächere eine gewisse Oberherrschaft an und schienen ein Vergnügen daran zu finden, diejenigen, welche es sich gefallen ließen, zu necken. Namentlich mit den Flammings machten sie sich fortwährend zu schaffen, und zwar in der sonderbarsten Weise. Sie schlichen, wenn jene zusammenstanden oder, den Kopf in die

Federn verborgen, schliefen, leise heran und knabberten mit der Schnabelspitze an den Schwimmhäuten der Opfer ihres Uebermuthes herum, gewiß nicht in der Absicht zu beißen, sondern nur aus reiner Necklust. Der Flamming mochte dann einen ihm lästigen Kitzel verspüren, entfernte sich, sah sich furchtsam nach dem Ibis um und versuchte wiederum einzunicken; dann aber war jener flugs wieder zur Stelle und begann das alte Spiel von neuem. Am lästigsten wurde er, wenn er mit den Flammings das Winterzimmer theilte und die Armen ihm nicht entrinnen konnten. Brachvögel, Uferschnepfen und Austernfischer räumen den Ibissen willig das Feld und warten gar nicht erst, bis diese durch Schnabelhiebe sie hierzu nöthigen.

Zur Zeit der alten Egypter haben die heiligen Vögel höchst wahrscheinlich im Zustande einer Halbgefangenschaft sich fortgepflanzt; heutzutage thun sie dies bei guter Pflege nicht allzu selten in unseren Thiergärten.

Im Sudân stellt man dem Ibis nicht nach, obgleich sein schmackhaftes Fleisch die Jagd wohl belohnen würde. Ein zufällig gefangener Ibis wird übrigens von den Eingeborenen gern gegessen und von den freien Negern außerdem noch seiner zerschlissenen Federn beraubt, weil diese den Kriegern jener Stämme zu einem beliebten Kopfschmucke dienen.

Die Löffelreiher (Plataleinae), welche die zweite, nur sechs, über beide Erdhälften verbreitete Arten umfassende Unterfamilie bilden, sind größere und kräftigere Vögel als die Ibisse. Ihr Schnabel ist lang, ziemlich gerade, niedrig, nach vorn ungemein abgeplattet und spatelförmig verbreitert, das abgerundete Ende des Oberschnabels in einen unbedeutenden Nagel herabgehoben, die Innenseite der Kiefer mit Längsriefen versehen, der Fuß kräftig, ziemlich lang, seine drei Vorderzehen am Grunde durch verhältnismäßig breite Spannhäute verbunden, die Krallen stumpf und klein, der Flügel groß und breit, unter den Schwingen die zweite die längste, der zwölffederige Schwanz kurz und etwas zugerundet. Das Kleingefieder, welches sich durch seine Dichtigkeit und Derbheit auszeichnet, verlängert sich zuweilen am Hinterhalse zu einem Schopfe und läßt die Gurgel, in der Regel auch einen Theil des Oberkopfes, unbekleidet. Die Färbung pflegt eine sehr gleichmäßige zu sein und unterscheidet sich weder nach dem Geschlechte noch nach der Jahreszeit, wohl aber einigermaßen nach dem Alter.

Der Schädel ist schön gewölbt und abgerundet, am Muscheltheile des Oberkiefers stark blasig aufgetrieben; die Wirbelsäule besteht aus sechzehn Hals-, sieben Rücken- und sieben Schwanzwirbeln; das Brustbein ist ziemlich breit, sein Kiel mäßig stark; der Hintergrund zeigt zwei sehr tiefe, häutige Buchten; die rundlich ausgeschweiften und gespreizten Gabelbeine verbinden sich nicht mit dem Kiele des Brustbeines; die Oberarmbeine nehmen Luft auf; die Zunge ist kurz und breit, der Magen muskelig, die Luftröhre in eine tief nach unten sich herabsenkende Schlinge ausgebogen.

In Holland, den Donautiefländern, Südeuropa, ganz Mittelasien, selbst Mittelindien noch, sowie auf den Kanaren und Azoren lebt und brütet der Löffler, Löffelreiher, Schufler, die Löffel- oder Spatelgans (Platalea leucorodia, nivea und pyrrhops, Platea leucorodia und leucopodius), welcher uns die Lebensweise seiner Sippschaft kennen lehren mag. Er ist, mit Ausnahme eines gelblichen Gürtels um den Kropf, rein weiß, das Auge karminroth, der Schnabel schwarz, an der Spitze gelb, der Fuß schwarz, der Augenring gelblichgrün, die Kehle grünlichgelb. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe, der junge Vogel durch den Mangel des Federbusches und des gelben Brustgürtels. Die Länge beträgt achtzig, die Breite einhundertundvierzig, die Fittiglänge vierundvierzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Auffallenderweise ist der Löffler, welcher auf seinem Zuge regelmäßig Griechenland berührt, dort noch nicht als Brutvogel bemerkt worden, und ebensowenig scheint er in Indien, Südfrank-

reich und Spanien der Fortpflanzung obzuliegen. Radde fand ihn in den Theilen Sibiriens, welche er besuchte, und stellte fest, daß er im ganzen südlichen Sibirien, mit Ausnahme der mittleren, hochgelegenen Gebiete, gefunden wurde; wir sahen ihn am Alakul oder Alasee in Turkestan; Swinhoe lernte ihn als Wintergast Südchinas, Jerdon als einen regelmäßigen Bewohner



Löffler (Platalea leucorodia). 1/6 natürl. Größe.

Indiens kennen; ich traf ihn häufig an den Seen Egyptens und südlich bis Derr in Nubien. Einzelne haben sich weit nach Norden verflogen und ältere Naturforscher zu der Ansicht verleitet, daß die Art eigentlich dem Norden angehöre, während wir jetzt annehmen dürfen, daß das regelmäßige Vorkommen unseres Vogels in Holland als in jeder Hinsicht auffallend erscheinen muß.

In Indien oder Südasien überhaupt und in Egypten gehört der Löffler wahrscheinlich unter die Standvögel; in nördlicheren Ländern erscheint er mit den Störchen, also im März und April, und verläßt das Land im August und September wieder. Er wandert bei Tage, meist in einer langen Querreihe, scheint aber nicht besonders zu eilen, sondern sich während der Reise allerorts

aufzuhalten, wo er Nahrung findet. In Griechenland trifft er mit den übrigen Reihern nach der Tag- und Nachtgleiche ein, hält sich kurze Zeit in den Sümpfen auf und reist dann weiter, benutzt aber im Herbste einen anderen Weg als im Frühlinge. Im Brutlande wie in der Fremde zieht er Strandseen und Sümpfe dem Meere entschieden vor, ist also keineswegs ein Seevogel, wie man oft angenommen hat, sondern ähnelt auch hinsichtlich seines Aufenthaltes den Ibissen. Da, wo das Meer seicht und schlammig ist, fehlt er freilich nicht; die Meeresküste ähnelt hier aber, streng genommen, einem großen Sumpfe. Uferstellen und Brüche, welche mit höheren Pflanzen bestanden sind, vermeidet er unter allen Umständen: sein eigentliches Weidegebiet sind die schlammigen Uferränder der Gewässer. Hier schreitet er, meist watend, mit gemessenen Schritten dahin, so lange er Nahrung sucht, mit tief herabgebeugtem Oberkörper, den Schnabel beständig seitlich hin- und herschwingend und so, in ähnlicher Weise wie der Säbelschnäbler, Wasser und Schlamm durchsuchend. Selten sieht man ihn mit gerade ausgestrecktem Halse stehen; wenn er nicht arbeitet, biegt er denselben vielmehr so tief herab, daß der Kopf fast auf den Schultern ruht und der Hals vorn weit hervortritt; nur beim Sichern streckt er den Kopf gerade empor. Der Gang ist ernst und gemessen, jedoch zierlicher als der des Storches, der Flug sehr leicht und schön, oft schwebend und kreisend. Von dem fliegenden Reiher unterscheidet sich der Löffler dadurch, daß er den Hals stets gerade auszustrecken pflegt, vom fliegenden Storche dadurch, daß er öfter und schneller mit den Flügeln schlägt. Die Stimme, ein einfacher, quakender Laut, welchen man schwer durch Silben wiedergeben kann, wird selten und bloß auf geringe Entfernung hin vernommen. Unter den Sinnen steht das Auge obenan; das Gehör ist gut; das Gefühl scheint aber ebenfalls wohl entwickelt, der Schnabel in ziemlich hohem Grade tastfähig zu sein.

In seinem Wesen und Gebaren zeigt der Löffler mit Störchen und Reihern keine Verwandtschaft. Er gehört zu den vorsichtigen und klugen Vögeln, welche sich in die Verhältnisse zu fügen wissen und jedes Ereignis bald nach seinem Werthe abzuschätzen lernen, zeigt sich da verhältnismäßig zutraulich, wo er nichts zu fürchten hat, äußerst scheu hingegen an allen Orten, wo dem Sumpfgeflügel überhaupt nachgestellt wird. Unter sich leben diese Vögel im hohen Grade gesellig und friedlich. Mit wahrem Vergnügen habe ich gesehen, wie sich zwei Löffler gegenseitig Liebesdienste erwiesen, indem der eine dem anderen das Gefieder des Halses mit dem Schnabel putzte und ordnete, selbstverständlich nur diejenigen Stellen, welche mit dem eigenen Schnabel nicht bearbeitet werden können. Viele Minuten lang stehen sie dicht neben einander, und der Dienst erscheint gewissermaßen als eine Liebkosung, welche der eine dem anderen spendet. Streit und Zank unter einer Herde Löffelreiher kommt wohl niemals vor. Es kann geschehen, daß auch unter ihnen der Neid sich regt, und der Hungrige demjenigen, welcher eben Nahrung erbeutete, eine Strecke weit nachläuft; diese Verfolgung nimmt aber nie das Gepräge einer Drohung an, sondern erscheint eher als eine Bettelei. Unter dem anderen Geflügel, welches mit ihm dieselben Aufenthaltsorte theilt, bewegt sich der Löffler mit einer liebenswürdigen Harmlosigkeit und gutmüthigen Friedfertigkeit, hält mit allen Freundschaft und scheint froh zu sein, wenn ihn andere nicht behelligen; sein unschuldiges Gemüth läßt nicht einmal einen Gedanken an Neckereien aufkommen.

Wie die Mehrzahl der Reihervögel überhaupt, gehört auch der Löffler zu den Tagvögeln; in mondhellen Nächten läßt er sich aber doch gern verleiten, noch ein wenig auf Nahrung auszugehen: ich sah ihn am Mensaleh-See zu meiner nicht geringen Verwunderung noch in der elften Nachtstunde eifrig Nahrung suchen. Gewöhnlich eilt er schon vor Sonnenuntergange den Schlafplätzen zu und verläßt sie bis zum Morgen nicht wieder. Sehr gern hält er auf den Bäumen, welche ihm Nachtruhe gewähren, auch ein kurzes Mittagsschläfchen, während er, so lange er am Boden, bezüglich im Wasser umherläuft, sich beständig mit seinem Nahrungserwerbe zu beschäftigen scheint.

Fische bilden wohl seine hauptsächliche Nahrung. Er ist im Stande, solche von zehn bis funfzehn Centimeter Länge zu verschlingen, packt sie sehr geschickt mit dem Schnabel, dreht sie, bis sie in die rechte Lage kommen, und schluckt sie, den Kopf nach vorn, hinab. Nebenbei werden

unzweifelhaft alle übrigen kleineren Wasserthiere, Krebse, Muscheln und Schnecken sammt den Gehäusen, Wasserlurche ꝛc. und ebensowohl auch Kerbthiere in allen Lebenszuständen verzehrt.

Wo Löffler häufig vorkommen, bilden sie Siedelungen und legen auf einem und demselben Baume so viele Nester an, wie sie eben können. In Gegenden, in denen es weit und breit keine Bäume gibt, sollen sie auch im Rohre nisten. Die Nester selbst sind breit, locker und schlecht aus dürren Reisern und Rohrstengeln zusammengefügt, inwendig mit trockenen Schilfblättern, Binsen und Rispen ausgekleidet. Das Gelege zählt zwei bis drei, seltener vier verhältnismäßig große, etwa siebzig Millimeter lange, fünfundvierzig Millimeter dicke, starkschalige, grobkörnige, glanzlose, auf weißem Grunde mit vielen röthlichgrauen und gelben Flecken gezeichnete Eier, welche übrigens mannigfach abändern. Wahrscheinlich brüten beide Eltern abwechselnd; beide füttern mindestens die Jungen groß. Letztere werden nach dem Ausfliegen den Sümpfen zugeführt, verweilen nicht bloß auf dem Zuge, sondern auch in der Winterherberge in Gesellschaft der Alten, kehren mit diesen zurück und schlagen sich erst dann in abgesonderte Trupps zusammen, da sie nicht vor dem dritten Jahre fortpflanzungsfähig werden.

In früheren Zeiten wurde auch der Löffler gebaizt; gegenwärtig jagt man ihn hier und da seines genießbaren, wenn auch nicht gerade wohlschmeckenden Fleisches halber. Rechtzeitig ausgehobene Nestvögel gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft, auch an allerlei Nahrung, pflanzliche ebenso wie thierische, lernen ihren Herrn kennen, begrüßen ihn mit freudigem Schnabelgeklapper, wenn sie ihn sehen, können zum Aus- und Einfliegen gebracht und wegen ihres sanften, friedfertigen Wesens unter allem Hofgeflügel gehalten werden.

Nach Reichenows und Gadows eingehenden Untersuchungen gebührt den Flammings (Phoenicopteridae), welche eine besondere Familie bilden, von mir und anderen aber als Schwimmvögel betrachtet wurden, hier ihre Stelle. Ich füge mich dieser Auffassung, ohne sie zu vertreten. Der Leib der Flammings ist schlank, der Hals sehr lang, der Kopf groß, der Schnabel etwas länger als der Kopf, höher als breit, aber dick, von der Mitte an unter einem stumpfen Winkel herabgebogen, sein Oberkiefer viel kleiner, schmäler als der untere und, was besonders beachtenswerth, merkwürdig platt, sein Rand aber, wie der des unteren, mit Zähnen besetzt. Man darf diesen Schnabel mit einer jener Dosen vergleichen, welche aus Muscheln gefertigt werden; der Unterschnabel würde dabei der eigentlichen Dose, der Oberschnabel dem Deckel derselben entsprechen. Dieser ist an der Wurzel mit einer ziemlich weichen Haut bekleidet, an der Spitze dagegen hart; bei jenem wird der Raum zwischen den beiden Kieferästen durch eine weiche Wachshaut ausgefüllt. Die Beine sind ungemein lang und dünn, seitlich zusammengedrückt, weit über die Ferse hinauf nackt, ihre drei Vorderzehen ziemlich kurz und durch vollkommene, obwohl seicht ausgeschnittene Schwimmhäute verbunden; die hocheingelenkte, bei einer Art verkümmerte Hinterzehe ist kurz und schwach. Der Flügel, in welchem die zweite Schwinge die anderen überragt, ist mittellang, der aus zwölf Federn gebildete Schwanz kurz, das Kleingefieder dicht und derb, durch große Weiche und besondere Farbenschönheit ausgezeichnet.

Der Schädel ist, laut Wagner, abgerundet, ohne Leisten und Kämme; das beinahe dreieckige Hinterhauptloch steht senkrecht und richtet sich gerade nach hinten; die Augenscheidewand ist knöchern; die beiden hinteren Schläfendornen sind wenig entwickelt; die unteren Flügelbeine entbehren der dritten Gelenkung; das kleine Riechbein stößt mit dem ansehnlichen Thränenbeine nicht zusammen; das Gaumenbein ist ziemlich breit; die Kiefer sind zellig. In der Wirbelsäule zählt man achtzehn ungemein schmächtige, lange und schmal gedrückte Hals-, acht theilweise verschmolzene Rücken-, zwölf oder dreizehn verschmolzene Kreuzbeine und sieben kleine Schwanzwirbel. Das Brustbein ist kurz, ziemlich breit und gewölbt, sein Kamm mäßig, sein Hinterrand ausgebuchtet

unter den acht Rippenpaaren sind die vordersten und das hinterste falsche. Die Gabel ist stark ausgeschweift und gespreizt, erinnert an die der Enten und unterscheidet sich von der aller Sumpfvögel; das Schienbein übertrifft an bezüglicher Länge das aller bekannten Vögel. Die große Zunge füllt den Schnabel gänzlich aus und ahmt die Form des Oberschnabels nach: ihre Vorderhälfte ist abschüssig nach vorn gerichtet, die hintere Hälfte sehr dick und inwendig fettig, das knorpelige Zungenbein vorn spatelartig erweitert, seine Hörner sind stark und seine Muskeln sehr kräftig. Der Schlund, welcher anfänglich ungemein eng erscheint, erweitert sich im letzten Drittel seiner Länge zu einem wahren Kropfe, hinter welchem die Speiseröhre sich wieder verengert; der Drüsenmagen ist klein, länglich, aber dickwandig, der Muskelmagen groß, sehr platt und ausnehmend muskelkräftig, wie bei den Enten, der Dünndarm lang und eng, der Dickdarm etwas weiter 2c. Wagner schließt mit der Bemerkung, daß nicht bloß die Bezahnung des Schnabels und die Schwimmhäute, sondern auch der Bau der Zunge, des Magens, Darmschlauches, der Stimmwerkzeuge, des Herzens, selbst mehrere Theile des Knochengerüstes, namentlich des Brustbeines und der Gabel der Flammings, mit den entsprechenden Theilen der Entenvögel sehr übereinkommen.

Man unterscheidet sechs über die Alte Welt und Amerika verbreitete Arten unserer Familie. Ihre Lebensweise konnte noch keineswegs genügend erforscht werden; soviel aber hat man erfahren, daß sich die einzelnen Arten in ihren Sitten und Gewohnheiten nicht oder doch nur höchst wenig unterscheiden. Es genügt also, wenn wir die uns zunächst angehende Art ins Auge fassen.

Der Flamming, Pflug-, Scharf- oder Schartenschnäbler (Phoenicopterus roseus, antiquorum, antiquus, europaeus, platyrhynchus, Blythi und Andersoni), ist weiß, äußerst zart und schön rosenroth überhaucht, sein Oberflügel karminroth; die Schwingen sind schwarz. Das Auge ist gelb, der Augenring karminroth, der Schnabel an der Wurzel rosenroth, an der Spitze schwarz, der Fuß karminroth. Die Länge beträgt einhundertundzwanzig bis einhundertunddreißig, die Breite einhundertundsechzig bis einhundertundsiebzig, die Fittiglänge neununddreißig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, höchstens einhundertundzehn Centimeter lang und einhundertfünfundfunfzig Centimeter breit. Bei den Jungen ist das ganze Gefieder weiß, am Halse grau, auf dem Oberflügel gesprenkelt. Erst mit dem dritten Jahre geht dieses Kleid in das des alten Vogels über.

Die Länder um das Mittelländische und Schwarze Meer sind die Heimat des Flammings. Von hieraus verbreitet er sich südlich über den Norden des Rothen Meeres und andererseits bis gegen die Inseln des Grünen Vorgebirges hin. Ebenso tritt er in Mittelasien an den großen Seen ziemlich regelmäßig und an den Meeresküsten Südasiens auf. Auffallend ist seine Beschränkung auf gewisse Oertlichkeiten. Nach den Berichten der älteren und neueren Forscher erscheint er alljährlich massenhaft in den größeren Seen Sardiniens und Siciliens, ebenso in der Albufera bei Valencia und anderen spanischen Seen, ist häufig in allen Strandseen von Egypten, Tripolis, Tunis, Algerien und Marokko, nicht selten bei Smyrna, an der Wolga 2c., kommt aber nur höchst selten in Griechenland vor. Vom Mittelmeere aus hat er sich schon einige Male nach Deutschland verflogen. Im März 1795 wurde ein Flamming am Neuburger See erlegt, 1728 einer am Altrhein bei Alzey geschossen; im Juni 1811 erschienen siebenundzwanzig Stück bei Kehl, von welchen sechs Stück erlegt wurden; am fünfundzwanzigsten Juni desselben Jahres sah man eine Anzahl dieser Vögel über Bamberg fliegen; vom vierzehnten bis sechzehnten Juli beobachtete man ihrer zwei auf einer Rheinaue bei Schierstein. Alle diese Irrlinge waren junge Vögel, welche verschlagen worden sein mußten. Streng genommen bildet das südliche Europa die nördliche Grenze seines Verbreitungskreises und Nordafrika und Mittelasien das eigentliche Wohngebiet.

Strandseen mit salzigem oder brackigem Wasser sind die Aufenthaltsorte, welche der Flamming allen übrigen vorzieht. Nach wirklich süßen Gewässern verirrt er sich nur, hält sich hier auch immer bloß kurze Zeit auf und verschwindet wieder. Dagegen sieht man ihn häufig im Meere

selbst, erklärlicherweise nur auf flachen Stellen, welche ihm gestatten, in gewohnter Weise sich zu bewegen. Er zählt zu den Strichvögeln, scheint aber so regelmäßig zu streichen, daß man bei ihm vielleicht auch von Ziehen reden kann. Schon Cetti erwähnt, daß die Flammings auf Sardinien zu einer bestimmten Zeit eintreffen und wieder weggehen; Salvadori vervollständigt diesen



Flamming (Phoenicopterus roseus). 1/6 natürl. Größe.

Bericht. Das auffallende ist jedoch, daß die Vögel, welche auf den Seen von Scaffa, Oristano und Molentargius bei Cagliari erscheinen, um die Mitte des August eintreffen und im März oder in den ersten Apriltagen wieder fortziehen. Salvadori bemühte sich, etwas über ihr Brutgeschäft zu erfahren, war aber nicht so glücklich, ein befriedigendes Ergebnis zu erlangen, und es scheint also, daß sie nicht oder wenigstens nicht regelmäßig in Italien brüten. Nach Afrika ziehen sie, und von Afrika her kommen sie geflogen; wahrscheinlich also brüten auch diejenigen, welche während des Winters in Italien leben, an den Strandseen des südlichen Mittelmeeres. Hier sind sie Standvögel, welche jahraus jahrein dieselben Seen bewohnen.

Wer, wie ich, tausende von Flammings vereinigt gesehen hat, stimmt in die Begeisterung der übrigen Beobachter ein, denen das Glück wurde, ein so großartiges Schauspiel zu genießen. „Wenn man des Morgens von Cagliari aus gegen die Seen sieht", schildert der alte Cetti, „scheint sie ein Damm von rothen Ziegeln zu umgeben, oder man glaubt eine große Menge von rothen Blättern auf ihnen schwimmen zu sehen. Es sind aber die Flammings, welche daselbst in ihren Reihen stehen und mit ihren rosenrothen Flügeln diese Täuschung bewirken. Mit schöneren Farben schmückte sich nie die Göttin des Morgens, glänzender waren nicht die Rosengärten des Pästus als der Schmuck, welchen der Flamming auf seinen Flügeln trägt. Es ist ein lebhaft brennendes Rosenroth, ein Roth erst aufgeblühter Rosen. Die Griechen benannten den Vogel von dieser Farbe der Flügeldeckfedern, die Römer behielten die Benennung bei, und die Franzosen hatten auch nichts anderes im Sinne als die brennendrothen Flügel, wenn sie unseren Vogel ‚Flamant' nennen." Mir wird der erste Eindruck, welchen die Flammings auf mich übten, unvergeßlich bleiben. Ich schaute über den weiten Mensalehsee hinweg und auf tausende und andere tausende von Vögeln, buchstäblich auf hunderttausende. Das Auge aber blieb haften auf einer langen Feuerlinie von wunderbarer, unbeschreiblicher Pracht. Das Sonnenlicht spielte mit den blendendweiß und rosenroth gefiederten Thieren, welche sie bildete, und herrliche Farben wurden lebendig. Durch irgend etwas aufgeschreckt, erhob sich die Masse; aus dem wirren Durcheinander, aus den lebendigen Rosen ordnete sich ein langer, mächtiger Zug in die Keilform der Kraniche, und nunmehr zog die Feuerlinie an dem blauen Himmel dahin. Es war ein Anblick zum Entzücken! Nach und nach ließen sie sich wieder herab, und von neuem stellten sie sich in altgewohnter Weise auf, so daß man wiederum meinen mußte, einen zahlreichen Truppenkörper vor sich zu haben. Das Fernrohr belehrt, daß die Flammings nicht eine Linie im strengsten Sinne des Wortes bilden, sondern nur auf weithin neben einander stehen; aus größerer Entfernung gesehen, erscheinen sie aber stets wie ein wohlgeordnetes Heer. Die Singalesen nennen ihre Flammings „englische Soldatenvögel", die Südamerikaner geradezu „Soldaten"; ja Humboldt erzählt uns, daß die Einwohner Angosturas eines Tages kurz nach Gründung der Stadt in die größte Bestürzung geriethen, als sich einmal gegen Süden Reiher und „Soldatenvögel" erblicken ließen. Sie glaubten sich von einem Ueberfall der Indianer bedroht, und obgleich einige Leute, welche mit dieser Täuschung bekannt waren, die Sache aufklärten, beruhigte sich das Volk nicht ganz, bis die Vögel in die Luft flogen und der Mündung des Orinoko zustrebten.

Einzelne Flammings sieht man selten, vor Anfang der Paarungszeit wohl nie; es müßte sich denn ein junger, unerfahrener von dem Haupttruppe der Alten verflogen haben, wie ich auch beobachten konnte. Immer sind es Massen, welche gesellschaftlich auf einer und derselben Stelle ihrer Jagd obliegen und innerhalb des eigentlichen Heimatgebietes stets Massen von hunderten oder von tausenden. Derartige Gesellschaften vermeiden fast ängstlich, Stellen zu nahen, welche ihnen gefährlich werden könnten. Sie fischen im freien Wasser, welches ihnen nach allen Seiten hin Umschau gestattet oder hüten sich namentlich vor Schilfsdickichten. Einem Boote, welches auf sie lossteuert, entweichen sie stets aus weiter Ferne; überhaupt schreckt sie alles fremdartige auf, und es ist deshalb nicht gerade leicht, ihr Freileben zu beobachten. Man sieht sie tagtäglich, ohne über ihr Treiben vollständig klar werden zu können, und nur mit Hülfe eines guten Fernrohres wird es möglich, sie zu beobachten. Gewöhnlich stehen sie bis über das Fersengelenk im Wasser; seltener treten sie auf die Düne oder auf Sandinseln heraus, am wenigsten auf solche, welche irgendwie bewachsen sind. Im Wasser und auf dem Lande nehmen sie die sonderbarsten Stellungen an. Der lange Hals wird eigenthümlich verschlungen, wie mein Bruder trefflich sich ausdrückt, verknotet vor die Brust gelegt, der Kopf dann auf den Rücken gebogen und unter den Schulterfedern der Flügel verborgen. Das eine Bein trägt dabei regelmäßig die Last des Leibes, während das andere entweder schief nach hinten weggestreckt oder zusammengeknickt an den Bauch angezogen wird. In dieser Stellung pflegt der Flamming zu schlafen; sie ist ihm eigenthümlich. Bei einer anderen

Stellung, welche stets von dem vollen Wachsein Kunde gibt, wird der Hals nach Art der Reiher S=förmig zusammengebogen, so daß der Kopf dicht über dem Nacken zu stehen kommt. Nur wenn der Flamming erschreckt oder sonstwie erregt wurde, erhebt er seinen Kopf so hoch, wie der lange Hals dies gestattet, und nimmt dann auf Augenblicke diejenige Stellung an, welche bei unseren Ausstopfern ganz besonders beliebt zu sein scheint. Ebenso sonderbar wie im Zustande der Ruhe, trägt er sich, wenn er mit Aufnahme seiner Nahrung sich beschäftigt. Er gründelt nach Art der Zahnschnäbler, aber in durchaus verschiedener Weise. Fischend wadet er in dem Wasser dahin und biegt seinen langen Hals so tief herab, daß der Kopf mit den Füßen auf dieselbe Ebene zu stehen kommt, mit anderen Worten, daß der Schnabel, und zwar der Oberschnabel, in den Schlamm eingedrückt werden kann. In dieser Weise untersucht er den Grund des Gewässers, bewegt sich dabei mit kleinen Schritten vor= und rückwärts und öffnet und schließt abwechselnd seinen Schnabel unter entsprechender Bewegung der Zunge. Vermöge des feinen Gefühls derselben wird alles, was in den Siebschnabel gelangt, geprüft und das zur Ernährung dienende von dem unbrauchbaren ausgeschieden oder richtiger abgeseiht. Durch das Trippeln mit den Füßen bringt er die kleinen Wasserthiere, von denen er sich ernährt, in Aufruhr und Bewegung.

Der Gang ähnelt der Gehbewegung hochbeiniger Wadvögel, ohne ihr jedoch zu gleichen. Jeder Storch, jeder Kranich, jeder Reiher geht anders als ein Flamming; der Unterschied in der Bewegung des einen und der anderen läßt sich aber schwer mit Worten ausdrücken: man kann höchstens sagen, daß die Schritte des Flammings langsamer, unregelmäßiger, schwankender sind als die der eigentlichen Wadvögel, was wohl in der Länge der Beine seinen hauptsächlichsten Grund haben mag. An gefangenen Flammings sieht man übrigens, daß ihm das Gehen sehr leicht wird, ganz im Gegensatze zu der oft ausgesprochenen Meinung einiger Forscher, welche sich verleiten ließen zu glauben, daß er sich beim Gehen mit dem Schnabel stützen müsse, weil sie sahen, daß er zuweilen auch auf dem Festlande seinen Kopf bis zum Boden herabbeugt. Allerdings benutzt er seinen Schnabel zur Stütze, aber nur dann, wenn er mit zusammengeknickten Beinen auf dem Boden ruhte, beziehentlich lag und sich dann rasch aufrichten will. Ist dies einmal geschehen, so läuft er in der oben beschriebenen Weise ziemlich rasch dahin. Vor dem Auffliegen nämlich bewegt er sich gar nicht selten halb fliegend, halb laufend auf der Oberfläche des Wasser dahin, zwar nicht mit der Fertigkeit, welche der Sturmvogel an den Tag legt, aber doch ebenso gewandt, wie ein Wasserhuhn oder ein Entvogel dasselbe auszuführen vermag. Im tieferen Wasser schwimmt er, wie es scheint, ohne alle Anstrengung. Der Flug, welcher durch jenes Dahinlaufen über das Wasser eingeleitet zu werden pflegt, erscheint leicht, nachdem der Vogel sich einmal erhoben hat. Die ziemlich raschen Flügelschläge bringen ein ähnliches Geräusch hervor, wie wir es von Enten und Gänsen zu hören gewohnt sind; einige Berichterstatter vergleichen das Getön, welche eine plötzlich aufgescheuchte Flamminggesellschaft verursacht, mit fernem Donner. Auch der Ungeübteste oder der Neuling, wenn ich so sagen darf, würde den fliegenden Flamming nie zu verkennen im Stande sein. Gegen anderer Langhälse Art streckt dieser Vogel nämlich im Fliegen außer den langen Beinen auch den langen Hals gerade von sich und erscheint deshalb auffallend lang und schmächtig. An diese Gestalt sind nun die schmalen Flügel genau in der Mitte eingesetzt, und so nimmt der fliegende Flamming die Gestalt eines Kreuzes an. Eine größere Anzahl pflegt sich, wie das ziehende Kranichsheer, zu längerem Fluge entweder in eine Reihe oder in einen Keil zu ordnen, dessen Schenkel im Verlaufe des Fluges fortwährend sich ändern, weil immer einer der Vögel nach dem anderen den Vordermann ablöst. Aus größeren Höhen steigen die Flammings in weit ausgeschweiften Schraubenlinien hernieder, kurz vor dem Niederlassen schweben sie wie vor dem Auffliegen noch ein Stück über das Wasser dahin, bis sie im Stande sind, ihre Bewegung, soviel wie zum ruhigen Stehenbleiben erforderlich ist, zu verlangsamen.

Unter den Sinnen dürfte der Geschmack mit dem Gesichte auf gleicher Stufe stehen; aber die nervenreiche Zunge dient zugleich als Tastwerkzeug, und der Tastsinn wird durch die weiche Hautbe=

kleidung des Schnabels gewiß noch sehr unterstützt, so daß also auch das Gefühl wohl ein sehr entwickeltes genannt werden darf. Möglicherweise werden die gedachten Sinnesthätigkeiten auch durch den Geruch erhöht; doch können hierüber selbstverständlich nur Muthmaßungen herrschen. Ueber die Schärfe des Gehöres läßt sich mit Sicherheit ebensowenig ein Urtheil fällen, wohl aber soviel sagen, daß es wenigstens nicht verkümmert ist. So erscheint der Flamming als ein sinnenscharfes Geschöpf, und damit steht denn auch seine geistige Begabung im Einklange. Schon der für einen Vogel seiner Art große Kopf deutet auf besondere Entwickelung des Gehirnes hin, und die Beobachtung straft die Annahme höherer Geistesfähigkeiten nicht Lügen. Er ist immer vorsichtig und unter Umständen sehr scheu. Er unterscheidet genau ein ihm gefährliches Wesen von anderen, unschädlichen. Eine Herde läßt ein Boot niemals so nahe an sich herankommen, daß mit Erfolg auf sie geschossen werden könnte; die ältesten der Gesellschaft halten Tag und Nacht Wache und sind nicht so leicht zu überlisten. Nur die einzelnen Jungen sind selten scheu, ihnen mangelt noch die den Alten gewordene Erfahrung. Aber der Flamming gewöhnt sich auch rasch an diejenigen Wesen, welche ihm früher als Feinde erschienen, eingefangen z. B. an den Menschen und zumal an den, welcher sich viel mit ihm beschäftigt; er gewinnt diesen schließlich lieb. An gefangenen habe ich erfahren, daß sie ihren Wärter genau von anderen Leuten unterscheiden. Leichter als andere frischgefangene Vögel lassen sie sich behandeln, in ihre Ställe treiben, von einem Orte zum anderen bringen; leicht gewöhnen sie sich an die Gesellschaft fremdartiger Thiere. Hierzu trägt freilich ihr äußerst friedliches Wesen das meiste bei. Nur in einer Hinsicht erscheint der Flamming wenig begabt: seine Stimme ist ein rauhes, heiseres „Krak“, ein gleichsam mühselig hervorgebrachtes Gekrächze, jedes Wohlklanges bar, welche zeitweilig mit einem gänseartigen, höher klingenden Geschreie, gleichsam dem überschnappenden „Krak“, abwechselt.

Der Flamming lebt von kleinen Wasserthierchen, insbesondere von einschaligen Muscheln, welche er durch Gründeln gewinnt, Würmern verschiedener Art, Krebsen, kleinen Fischchen und gewissen Pflanzenstoffen. Gefangene können mit gekochtem Reis, eingequelltem Weizen, Gerstenschrot, eingeweichtem Brod und Teichlinsen längere Zeit erhalten werden, bedürfen jedoch, um sich wohl zu befinden, einen Zusatz von thierischen Stoffen. Bei derartig gemischter Nahrung halten sie viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Es verdient bemerkt zu werden, daß ihr Gefieder den zarten Rosenhauch verliert, wenn man ihnen längere Zeit ausschließlich Pflanzennahrung reicht, wogegen sie ihre volle Schönheit zurückerhalten, wenn man die Futtermischung der von ihnen selbst während des Freilebens gesuchten Nahrung möglichst entsprechend wählt.

Ueber die Fortpflanzung des Flammings und seiner Verwandten sind wir immer noch nicht genügend unterrichtet. Labat gab zuerst eine sonderbare Schilderung der brütenden Vögel; Dampier bestätigte sie; die späteren Forscher schrieben sie nach, ohne an ihrer Wahrheit zu zweifeln. „Die Flammings“, gibt Dampier an, „bauen ihr Nest in Sümpfen, in denen es viel Koth gibt, indem sie diesen mit den Füßen zusammenhäufen und kleine Erhöhungen bilden, welche Inselchen gleichen und sich anderthalb Fuß über das Wasser erheben. Diese Hügel sind kegelförmig und enthalten oben auf dem Gipfel die Nistmulde.“ Labat sagt, sie seien fest, soweit sie im Wasser stehen, oben aber hohl wie ein Topf. „Wenn sie legen oder brüten, so sitzen sie aufrecht, nicht auf dem Hügel, sondern ganz daneben, mit den Füßen auf dem Grunde und im Wasser, indem sie sich an ihren Kegel anlehnen und ihr Nest mit ihrem Schwanze bedecken.“ Auch Pallas drückt sich dahin aus, daß sie an den Hügel herantreten und so die Eier bedecken, sagt aber nicht, ob er aus eigener Anschauung spricht oder vorstehendes einfach wiederholt. Naumann bezweifelte diese Angaben auf das entschiedenste, und ich bin durch meine Beobachtungen an lebenden Vögeln zu demselben Ergebnisse gekommen, obgleich ich nicht so glücklich war, jemals einen Flamming beim Brüten zu sehen, und eben nur behaupten kann, daß der Vogel am Mensalehsee in Egypten brütet, weil ich, und zwar im Mai, in dem Legschlauche eines getödteten Weibchens ein vollkommen reifes Ei gefunden habe. Gegen die kegelförmige Gestalt der im Wasser stehenden Nester lassen sich,

den übereinstimmenden Angaben früherer und späterer Reisenden gegenüber, kaum Zweifel erheben, wohl aber gegen die beschriebene Art der Bebrütung. Das Thatsächliche rücksichtlich des Brutgeschäftes scheint folgendes zu sein. Der Flamming legt sich sein Nest inmitten des Wassers selbst auf seichten Stellen, nach Versicherung der Araber hingegen auf flachen, mit sehr niederem Gestrüppe bewachsenen Inseln an. Im ersteren Falle ist das Nest ein kegeliger Haufen von Schlamm, welcher mit den Füßen zusammengescharrt, wahrscheinlich durch Wasserpflanzen und dergleichen gedichtet und so hoch aufgerichtet wird, daß die Mulde bis zu einem halben Meter über dem Wasserspiegel liegt, im letzteren Falle nur eine seichte, im Boden selbst ausgescharrte Mulde, in welcher man, wie mir die Araber erzählten, eine dürftige Lage aus Schilf und Rohrblättern findet. Die Anzahl der Eier beträgt gewöhnlich zwei; es mag jedoch vorkommen, daß auch einmal ihrer drei in einem Neste liegen. Sie sind sehr gestreckt, meist ungleichhälfig, haben eine weiche, kreidige und ebene Schale und sehen kalkweiß aus. Der Vogel brütet unzweifelhaft, indem er sich mit zusammengeknickten Beinen auf das Nest setzt; es kann jedoch geschehen, daß er zuweilen eines seiner Beine nach hinten ausstreckt und über den Rand des Nestes hinabhängen läßt. Die Zeit der Bebrütung soll dreißig bis zweiunddreißig Tage währen, und das Weibchen sein Männchen durch lautes Schreien zum Wechseln einladen. Die Jungen sollen bald nach dem Ausschlüpfen ins Wasser geführt werden, hier vom ersten Tage ihres Lebens an umherschwimmen und bald auch sehr fertig laufen können, aber erst nach mehreren Monaten flugfähig sein.

John Wilhelm von Müller behauptet, gehört zu haben, daß der Flamming in der Camargue vor einigen Jahren häufig gebrütet habe, so daß ein Franzose manchmal größere Karren voll Eier wegfahren konnte, fügt dieser offenbaren Unwahrheit auch hinzu, daß er dies sehr wohl glaube, da die Flammings stets gesellschaftlich in langen Reihen auf der Erde nisten sollen und man also die Eier leicht einsammeln könne. Andere Forscher sind minder glücklich gewesen mit dem, was sie erfahren konnten; Salvadori hat sich vergeblich bemüht, etwas über das Brutgeschäft des von ihm oft beobachteten Vogels zu erkunden, und zwar wiederholt mausernde Junge in den Händen gehabt, niemals aber ein Nest oder Eier finden können, obwohl den Fischern die Sache vielfach empfohlen worden war. „Die Nachforschungen der letzteren“, sagt er, „hätten erleichtert werden müssen durch die seltsame Form des Nestes, welches in einem nicht sehr großen See, wie der von Scaffa, schwer unbemerkt hätte bleiben können, zumal einer so großen Anzahl Fischern so viele Jahre hindurch.“

Die Jagd des Flamming erfordert äußerste Vorsicht. Bei Tage läßt ein Heer der ängstlichen Geschöpfe den Jäger nicht einmal auf Büchsenschußweite an sich herankommen; beim Nahrungsuchen halten stets mehrere der älteren Wache und warnen die Gesammtheit beim Herannahen einer Gefahr. Nachts hingegen lassen sie sich leichter berücken. Salvadori versichert, daß es dann nicht schwer sei, sie mit Schroten zu schießen, und die Araber erzählen mir, daß man sie noch einfacher erbeuten könne. Man spannt nachts zwischen zwei Barken gewöhnliche Fischnetze aus und segelt mit ihnen unter eine Flammingherde; die erschreckten Thiere fliegen auf, verwickeln sich in den Netzen und werden von einigen Bootsleuten ausgelöst. Auf diese Weise erlangt man zuweilen funfzig und noch mehr aus einer Gesellschaft. Eine viel sonderbarere Fangart erzählten mir die Fischer am Mensalehsee. Nachdem man durch längeres Beobachten den Schlafplatz einer Herde genau erkundet hat, nähert man sich des Nachts höchst behutsam auf einem aus Rohrstengeln zusammengebauten Floße und sucht den wachthabenden zu entdecken. Dieser steht aufrecht da, während die anderen den Kopf unter den Flügeln verborgen haben und schlafen. Ein entkleideter Fischer schwimmt und kriecht nun halb über, halb unter dem Wasser, gedeckt durch ein Bündel Riedgras, welches er vor sich hertreibt, zu dem wachthabenden heran, packt ihn rasch, drückt ihm den Hals unter das Wasser, tödtet ihn durch Umdrehen des letzteren, die übrigen greifen noch einige mit den Händen, tödten sie in gleicher Weise und binden sie an eine lange Schnur fest. Ich würde diese Erzählung nicht geglaubt haben, wenn ich mir das Ergebnis ihrer Jagden anderweitig hätte erklären können. Auf

den Märkten der nordegyptischen Städte findet man den schönen Vogel oft zu Dutzenden, weil er als Wildpret sehr beliebt ist. Die alten Schriftsteller erzählen, daß die Römer das Fleisch, insbesondere aber Zunge und Hirn außerordentlich hochschätzten und von dem letzteren ganze Schüsseln voll auftragen ließen. Ich habe Fleisch und Zungen selbst versucht und beides wohlschmeckend, die Zunge aber wirklich köstlich gefunden. Von dem thranigen oder fischigen Geschmacke, welchen das rosenröthliche Fleisch besitzen soll, habe ich nichts bemerkt, einen gebratenen Flamming vielmehr selbst an dem an Wildpret so reichen Mensalehsee stets als vortreffliches Gericht betrachtet.

Die Störche (Ciconidae) sind verhältnismäßig plump gebaute, dickschnäbelige, hochbeinige, aber kurzzehige Sumpfvögel. Ihr Schnabel ist lang, gerade, gestreckt kegel- und keilförmig, zuweilen etwas nach oben gebogen, bei anderen in der Mitte klaffend, gegen die Spitze hin seitlich zusammengedrückt, das Bein sehr lang, stark, weit über die Fersengelenke hinauf unbefiedert, der kurzzehige Fuß zwischen den Vorderzehen mit kleinen Spannhäuten ausgerüstet und mit dicken, kuppigen Krallen bewehrt, der Flügel groß, lang und breit, im Fittige die dritte und vierte Schwinge die längste, der zwölffederige, kurze Schwanz abgerundet, das Kleingefieder am Kopfe und Halse entweder schmal und länglich, oder kurz und abgerundet, bei einzelnen spärlich und wollig, selbst haarig, bei anderen endlich im Alter durch hornige, lanzenförmige Spitzen ausgezeichnet. Beide Geschlechter unterscheiden sich durch die Größe, die Jungen durch mattere Farben von den Alten.

Das durch viele luftführende Knochen ausgezeichnete Gerippe ist kräftig und stämmig, die Hirnschale stark gewölbt, die knöcherne Scheidewand der Augenhöhlen vollständig. Die Wirbelsäule besteht aus funfzehn Hals-, sieben Rücken- und sieben Schwanzwirbeln; die Rückenwirbel verwachsen nicht mit einander, und nur der letztere verschmilzt mit den Lendenwirbeln zu einem Stücke. Das Brustbein ist viereckig, am Hinterrande einmal ausgebuchtet, der Kiel gegen den Hals hin sehr erhöht. Die Zunge steht mit der Länge des Schnabels in keinem Verhältnisse, sondern ist eine echte Kümmerzunge von länglich dreieckiger Gestalt, überall ganzrandig, glatt und nicht hornig; der Schlund erweitert sich und geht unmittelbar in den Vormagen über, welcher sich auch von dem Magen äußerlich kaum unterscheiden läßt. Die Luftröhre fällt zumal in Ansehung des mangelnden unteren Kehlkopfes und der bedeutenden Länge und Steifheit der Aeste auf.

Störche leben in allen Erdtheilen, auch fast in jedem Gürtel. Die Aufenthaltsorte der zwanzig bekannten Arten sind verschieden; doch darf man im allgemeinen sagen, daß sie waldige, ebene, wasserreiche Gegenden den höheren und trockeneren vorziehen und demgemäß Gebirgen oder Steppen und Wüsten fehlen. Die nordischen Arten gehören zu den Zugvögeln, und durchwandern meist ungeheuere Strecken; die im Süden lebenden streichen. Sie sind nur bei Tage thätig, tragen sich aufrecht, den Hals fast ganz oder nur sanft S-förmig gebogen, gehen schreitend mit gewissem Anstande, waden gerne im Wasser umher, entschließen sich aber nur ausnahmsweise zum Schwimmen, fliegen sehr schön, leicht und meist hoch, nicht selten schwebend, oft in prachtvollen Schraubenlinien kreisend, strecken dabei Hals und Beine gerade von sich und nehmen so im Fluge eine sie von weitem kennzeichnende Gestalt an. Abgesehen von einem heiseren Zischen, lassen sie keinen Laut vernehmen, wissen diesem Mangel aber durch lautes und ausdrucksvolles Schnabelgeklapper abzuhelfen. Sie benehmen sich ernst und würdig, beweisen auch, daß sie sehr klug sind und die Verhältnisse wohl zu beurtheilen verstehen. Mehrere Arten haben sich freiwillig unter den Schutz des Menschen gestellt und sind zu halben Hausthieren geworden, geben sich aber nicht zu Sklaven her, sondern bewahren unter allen Umständen ihre Selbständigkeit. Unter sich leben sie gesellig und mit größeren Sumpf- und Wasservögeln in gutem Einvernehmen, nicht aber in Freundschaft; kleineren Thieren werden sie gefährlich: denn sie sind Räuber von Gewerbe und beschränken sich keineswegs auf Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer, sondern stellen überhaupt

allen schwächeren Thieren nach und tödten diejenigen, welche sie erlangen können, gehen selbst Aas an und zeigen sich dabei ebenso gierig wie Hiänen oder Geier. Trotz ihrer Raubgier werden sie selten lästig oder schädlich, in der Regel eher nützlich. Ihre großen Nester erbauen sie aus dürren Reisern und Stöcken, deren Mulde mit weicheren Dingen ausgekleidet wird, auf hohen Bäumen oder Gebäuden. Das Gelege zählt wenige, aber große, fleckenlose Eier, welche vom Weibchen allein ausgebrütet, aber auch vom Männchen sehr geliebt werden. Letzteres trägt der Gattin, so lange sie sitzt, die nöthige Nahrung zu und betheiligt sich auch später an der Aufzucht der Jungen. Alle Arten lassen sich zähmen, leicht ernähren und so an den Menschen oder wenigstens an dessen Gehöft gewöhnen, daß sie nicht bloß aus- und einfliegen, sondern sogar den Winter hier verbringen oder, wenn sie durch die Wanderlust zum Zuge sich verleiten ließen, im nächsten Frühlinge zurückkehren. Sie erfreuen durch ihre Klugheit, durch den Ernst und die Würde ihres Wesens sowie durch ihre Anhänglichkeit an den Pfleger, nützen auch im Gehöfte durch Jagd auf allerlei Ungeziefer, gehören aber nicht zu den billigsten Kostgängern, weil sie viel Futter bedürfen.

An die Ibisse erinnern die Nimmersatts (Tantalus). Ihr Leib ist kräftig, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel lang, rundlich und an den scharfen Schneiden deutlich eingezogen, an der Wurzel dicker als an der Spitze, hier etwas gebogen, der Lauf hoch und kräftig, der Fuß langzehig, die Verbindungshaut zwischen den Zehen breit, der Flügel lang und breit, unter den Schwingen die zweite die längste, der Schwanz kurz, das Gefieder reich, aber kleinfederig, bei einzelnen Arten zart und schön gefärbt. Die Jungen tragen ein von den Alten verschiedenes Kleid.

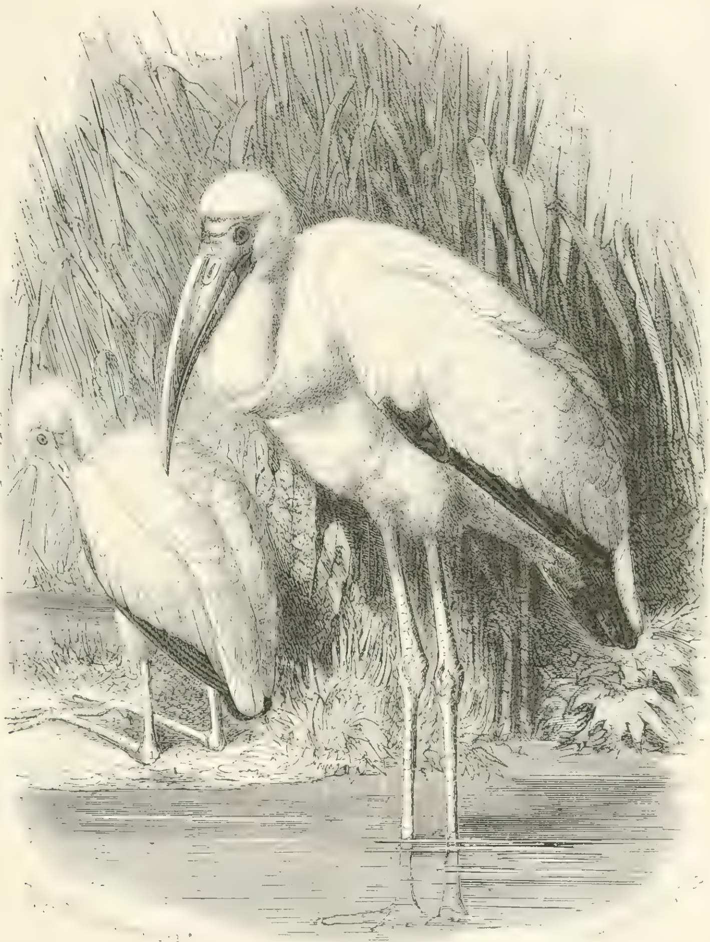
Der Nimmersatt (Tantalus Ibis, rhodinopterus und longirostris, Ibis candida), Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Tantalus) und, nach Ansicht einzelner Forscher, einer besonderen Unterfamilie (Tantalinae), ist weiß, auf dem Rücken rosenroth überflogen, auf den Flügeldecken und Schulterfedern durch einen vor der weißen Spitze stehenden rosenrothen oder purpurfarbenen, schmal dunkler gesäumten Querfleck gezeichnet; die Schwung- und Steuerfedern sind glänzend grünschwarz, die unteren Flügeldeckfedern den oberen ähnlich, aber noch prachtvoller gefärbt. Das Auge ist gelblichweiß, der Schnabel wachsgelb, der Fuß blaßroth, das nackte Gesicht zinnoberroth. Die jungen Vögel tragen ein bescheidenes Gewand, welches auf Hals und Mantel aschgrau, übrigens gilblichgrau aussieht. Die Länge beträgt neunzig bis einhundertundvier, die Breite einhundertundsechzig bis einhundertundsiebzig, die Fittiglänge siebenundvierzig bis funfzig, die Schwanzlänge etwa funfzehn Centimeter.

Mittelafrika ist die Heimat des Nimmersatts. Vom achtzehnten Grade südlicher Breite an hat man ihn an allen durchforschten Gewässern des Inneren, einzeln auch nahe an den Seeküsten gefunden. In Egypten mag zuweilen einer und der andere vorkommen; sicherlich aber gehört dies zu den Seltenheiten: ich erinnere mich nicht, den Vogel nördlich von Dongola gefunden zu haben. Bei Chartum ist er nicht selten, am Blauen und Weißen Nile stellenweise häufig. Er erscheint hier ungefähr um dieselbe Zeit, welche den dortigen Hausstorch und den Ibis ins Land führt, verweilt während der Regenzeit und verschwindet nach ihr bis auf wenige Nachzügler wieder. Im August trägt er sein Prachtkleid; demnach ist anzunehmen, daß die Brutzeit in den September fällt.

Soviel ich mich erinnere, habe ich ihn immer nur im Wasser oder doch in der Nähe desselben gefunden, niemals so weit von den Flüssen entfernt wie die Störche oder auch die Kraniche. Er scheint sich ebenso gern an den kahlen Uferstellen der Ströme wie in den grasreichen Regenteichen aufzuhalten. In den Morgen- und Abendstunden betreibt er seine Jagd, welche Kleingethier ohne Ausnahme, also auch Säugethieren und jungen Vögeln zu gelten scheint, obgleich Fische, Wasserlurche und Würmer wohl die Hauptnahrung bilden mögen; mittags sieht man ihn, und gewöhnlich in zahlreichen Scharen, auf Sandinseln im Strome oder im seichten Wasser stehen, auch auf Bäumen ausruhen. In seinem Gange und Fluge ähnelt er unserem Storche so, daß ich einen

eigentlichen Unterschied der Bewegung von beiden nicht anzugeben weiß. Doch nimmt er sich fliegend schöner aus als jener, weil seine prachtvolle Flügelfärbung zur Geltung kommt. Unter anderem Sumpfgeflügel treibt er sich umher, bildet aber immer mehr oder weniger abgesonderte Gesellschaften inmitten des Gewimmels und behauptet, namentlich wenn er ruht, seinen eigenen Platz.

Ueber die Fortpflanzung habe ich leider eigene Beobachtungen nicht anstellen können; auch sind mir Mittheilungen anderer Reisenden nicht bekannt. Ein in Gefangenschaft gelegtes Ei ist,



Nimmersatt (Tantalus Ibis). 1/4 natürl. Größe.

laut Nehrkorn, achtundsechzig Millimeter lang, fünfundvierzig Millimeter dick, länglich eiförmig, starkschalig, wenig glänzend und auf weißem Grunde wolkig gelb gefleckt. Jerdon berichtet, daß der Nimmersatt regelmäßig in Gesellschaften auf hohen Bäumen nistet, einen großen Horst errichtet und drei bis vier, auf weißem Grunde schwach gilblich gefleckte Eier legt.

In der Neuzeit sind mehrfach junge Nimmersatts von Westafrika her lebend nach Europa gelangt. Ihre Haltung verursacht keinerlei Schwierigkeiten, da sie mit demselben Futter vorlieb nehmen, welches man dem Storche reicht. An letzteren erinnert ihr Betragen; sie zeichnen sich jedoch durch sanfteres Wesen und außerordentliche Verträglichkeit zu ihrem Vortheile aus. Laut Bodinus

ist das merkwürdigste an diesem Vogel, daß er den geöffneten Schnabel ins Wasser steckt, als ob er erwarte, daß seine Beute ihm ohne weiteres in den Schlund hineinspazieren müsse. „Dieses Benehmen paßt schlecht zu dem Namen ‚Nimmersatt‘; unser Vogel verdient diesen Namen aber auch in anderer Hinsicht keineswegs. Er ist durchaus nicht gefräßiger als seine Verwandten; ich möchte ihn vielmehr mäßiger nennen. Sein Betragen bekundet Gemächlichkeit und Seelenruhe. Würdevoll schreitet er in seinem Raume umher, ruhig und bedachtsam betrachtet er sich die vorübergehenden; mit scheinbarer Herablassung beschäftigt er sich mit anderen Vögeln; und wenn er im reiferen Alter sein prachtvolles Gefieder angelegt hat, gehört er wirklich zu den schönsten Parkvögeln, welche man halten kann. Der deutsche Himmel sagt ihm aber nicht zu, und Frost kann er gar nicht vertragen. Bei geringer Kälte schon erfriert er die Zehen oder zieht sich eine Darmentzündung zu, an welcher er in der Regel zu Grunde geht. Hält man ihn in einem größeren, unbedeckten Gebauer, in welchem er seine Schwingen gebrauchen darf, so pflegt er den größten Theil des Tages auf Bäumen zuzubringen und nur, wenn er Nahrung sucht, auf den Boden herabzukommen.“ In einigen Thiergärten hat er genistet, im Berliner Garten sogar mit dem Weißhalsstorche sich gepaart und Eier gelegt, nicht aber Junge erzielt.

*

Langer, kegelförmiger, gerader, an den scharfen Schneiden stark eingezogener, mit plattem Hornüberzuge bekleideter Schnabel, hohe, weit über der Ferse nackte Füße, mit kurzen, unten breiten Zehen, deren äußere und mittlere bis zum ersten Gelenke durch eine Spannhaut verbunden sind, lange, mäßig breite, ziemlich stumpfe Flügel, unter deren Schwingen die dritte, vierte, fünfte gleich lang und die längsten sind, aus zwölf kurzen Federn bestehender, abgerundeter Schwanz und reiches, wenigfarbiges, oft aber glänzendes Gefieder kennzeichnet die Klapperstörche (Ciconia).

Unter ihnen verdient selbstverständlich der Hausstorch, Adebar, Ebeher, Honoter oder Klapperstorch (Ciconia alba, albescens, nivea, candida und major, Ardea ciconia), an erster Stelle genannt zu werden. Sein Gefieder ist mit Ausnahme der schwarzen Schwingen und längsten Deckfedern schmutzigweiß, das Auge braun, der Schnabel lack-, der Fuß blutroth, der kahle Fleck um das Auge grauschwarz. Die Länge beträgt einhundertundzehn, die Breite zweihundertvierundzwanzig, die Fittiglänge achtundsechzig, die Schwanzlänge sechsundzwanzig Centimeter. Das Weibchen ist kleiner.

Mit Ausnahme der hochnordischen Länder fehlt der Storch keinem Theile Europas, obgleich er freilich nicht überall als Brutvogel gefunden wird. So besucht er unter anderen auch England, woselbst er früher häufig gewesen sein soll, gegenwärtig nur noch selten, und ebenso hat er sich aus Griechenland mehr oder weniger zurückgezogen, weil die Bewohner der Morea ihn, den heiligen Vogel der Türkei, gänzlich verscheucht haben. „Da, wo die türkische Herrschaft sich länger erhielt und der griechische Aufstand nicht alles dem Erdboden gleichgemacht hatte“, sagt Lindermayer, „blieben auch die Störche in dem ungeschmälerten Besitze ihrer Paläste, wie z. B. auf der Insel Euböa; da aber, wo das Hellenenthum schon nach den ersten Tagen der Revolution frisch emporwuchs, verminderten sich oder verschwanden auch die Störche. So gibt es keine mehr in Nauplia, Patras, Syra und Athen.“ Auch in Spanien gehört der Storch in manchen für ihn durchaus geeigneten Theilen des Landes zu den Seltenheiten. Außerdem tritt er in Südrußland und rings um das Kaspische wie um das Schwarze Meer, in Syrien, Palästina, Persien, den Oxusländern und in Japan sowie andererseits in den Atlasländern und auf den Kanaren auf, soll, laut Layard, „ohne Zweifel“ auch in Südafrika nisten. Auf seinem Winterzuge durchstreift er ganz Afrika und Indien. In Mittel- und Norddeutschland erscheint er zwischen dem letzten Februar und ersten April, einige Vorläufer und Nachzügler ausgenommen. Einzelne kommen bereits um die Mitte des Februar und andere noch in der zweiten Hälfte des April an. Im Inneren Afrikas trifft er

wenige Tage nach seiner Abreise ein: ich sah ihn bereits am ersten September im südlichen Nubien und noch am dreißigsten März bei Chartum. Er bevorzugt ebene, flache und tiefe Gegenden, welche reich an Wasser und insbesondere an Sümpfen und Morästen sind, verlangt aber Gelände, in denen der Mensch zur Herrschaft gekommen ist. Zwar siedeln sich viele Hausstörche auch fern von den menschlichen Wohnungen in Wäldern an und gründen hier auf starken Bäumen ihren großen Horst; die Mehrzahl aber nistet im Gehöfte der Bauern oder wenigstens auf Dächern.

Wenn man besonderes Glück hat, kann man die Ankunft des beliebten Dachgastes beobachten und sehen, daß sich das Paar, welches im vorigen Jahre im Gehöfte nistete, plötzlich aus ungemessener Höhe in Schraubenlinien herabläßt auf den Dachfirst, und nun vom ersten Augenblicke an so heimisch thut, als wäre es nie verreist gewesen. Sofort nach der Ankunft beginnt das gewöhnliche Treiben. Er fliegt vom Neste, welches wirklich zu seinem Hause wird, weg, auf Feld und Wiesen, nach Sümpfen und Morästen hinaus, um seiner Jagd obzuliegen, kehrt in den Mittagsstunden gewöhnlich wieder zurück, unternimmt nachmittags einen zweiten Ausflug, kommt vor Sonnenuntergang nach Hause, klappert und schickt sich schließlich zum Schlafen an. So treibt er es, bis die Fortpflanzungszeit eintritt, und nunmehr die Sorge um die Brut eine gewisse Abweichung von der gewohnten Lebensweise bedingt.

Das Betragen erscheint uns würdevoll. Sein Gang ist langsam und gemessen, seine Haltung aufgerichtet, sein Flug, welcher durch wenige Sprünge eingeleitet wird, verhältnismäßig langsam, aber doch leicht und schön, namentlich durch prachtvolle Schraubenlinien ausgezeichnet. Im Stehen pflegt er den Hals etwas einzuziehen und den Schnabel mit der Spitze nach unten zu richten; niemals aber nimmt er eine so häßliche Stellung an wie die meisten Reiher, und selbst in der tiefsten Ruhe sieht er anständig aus. Selten steigert er seinen Gang bis zum Rennen; diese Bewegung scheint ihn auch bald zu ermüden, während er, in seiner gewöhnlichen Weise dahinwandelnd stundenlang in Thätigkeit sein kann. Der Flug ermüdet ihn nicht; er bewegt die Flügel selten und auch nicht oft nach einander, weiß aber den Wind oder jeden Luftzug so geschickt zu benutzen, daß er schwebend nach Belieben steigt und fällt, und versteht sein Steuer so trefflich zu handhaben, daß er jede Wendung auszuführen vermag. Sein Verstand ist ungewöhnlich ausgebildet. „Er weiß sich", sagt Naumann, „in die Zeit und in die Leute zu schicken, übertrifft darin fast alle übrigen Vögel, und ist keinen Augenblick darüber in Zweifel, wie die Menschen an diesem oder jenem Orte gegen ihn gesinnt sind. Er merkt gar bald, wo er geduldet und gern gesehen ist, und der wenige Tage früher in einer fremden Gegend angekommene, schüchterne und vorsichtige, dem Menschen ausweichende, allem mißtrauende Storch hat nach der Einladung, welche ein zur Grundlage seines zukünftigen Nestes auf ein hohes Dach oder auf einen Baumkopf gelegtes Wagenrad ist, sofort alle Furcht verloren, und nachdem er Besitz von jenem genommen, ist er nach wenigen Tagen schon so zuthunlich geworden, daß er sich furchtlos aus der Nähe begaffen läßt. Bald lernt er seinen Gastfreund kennen und von anderen Menschen, oder die ihm wohlwollenden überhaupt von mißgünstigen und gefährlichen Personen unterscheiden. Er weiß, ob man ihn liebt und gern sieht, oder ob man ihn nur mit Gleichgültigkeit betrachtet; denn er beobachtet aufmerksam und macht keine Erfahrung umsonst." Sein Betragen richtet sich stets nach den Umständen. „Ich habe", erzählt mein Vater, „oft nach einem, der im Neste stand, mit der Flinte gezielt: er blieb dabei so ruhig, als wenn er wüßte, daß ihm nichts geschehen würde. Wenn er aber Nachstellungen erfährt, wird er auch beim Neste sehr scheu. Ehe ich einen in meiner Sammlung hatte, wollte ich das Weibchen eines Paares, das auf einer Eiche genistet hatte, erlegen. Als ich mich ihm näherte, verließ es sofort das Nest, obgleich es beim Mondscheine geschah, und kam lange nachher erst wieder. Jetzt versagte mir das Gewehr; die wenigen Funken aber, welche der Stein schlug, machten einen solchen Eindruck auf den Storch, daß er mich bis elf Uhr nachts vergeblich warten ließ, ob ich mich gleich gut eingestellt hatte. Zwei Jahre darauf erinnerte er sich dieser Nachstellung noch; denn so lange nachher war das brütende Weibchen so scheu, daß ich mich beim Mondscheine kaum auf siebzig

Schritte anschleichen konnte." Fern vom Neste zeigt sich der Storch ebenso scheu wie alle seine Verwandten. Er kennt die Bauern, Hirten und Kinder sehr gut als ungefährliche Menschen, meidet aber doch jede Annäherung und erschwert dem Jäger, welcher ihn erlegen will, schußgerecht anzukommen. Noch viel vorsichtiger und scheuer zeigt er sich auf dem Zuge oder überhaupt, wenn er mit anderen seiner Art sich vereinigt. In Afrika flieht er seine Landsleute stets aus größerer Entfernung als die braunen Eingeborenen.

Gewöhnlich betrachtet man den Storch als einen harmlosen und gutmüthigen Vogel; diese Eigenschaften besitzt er jedoch durchaus nicht. „Seine Art, sich zu ernähren", sagt Naumann, „macht ihm das Morden zur Gewohnheit, und diese kann sogar zu Zeiten auf seinesgleichen übergehen. Man hat Beispiele, daß Störche von anderswo herkamen, das Nest stürmten, über die Jungen herfielen und, trotz der verzweifelten Gegenwehr ihrer Eltern, sie endlich doch ermordeten, dies auch bei mehreren in der Gegend so machten." Der gezähmte Storch geht, gereizt, seinem Widersacher unter Umständen zu Leibe; der angeschossene wehrt sich tapfer, versetzt bis zum letzten Hauche Schnabelstöße und kann, da diese häufig nach den Augen gerichtet sind, Menschen oder Jagdhunden leicht gefährlich werden. „Sonderbar genug herrscht unter den Störchen eine große Verschiedenheit der Gesinnung. Manche sind gegen andere verträglich, leiden sie auch nistend in der Nähe, während andere in einem gewissen Kreise mit störrischer Beharrlichkeit die Alleinherrschaft behaupten. Einerlei Ziel, Zweck und Mittel, auch wohl Furcht vor Gefahren, machen ihn auf seinen Reisen gesellig oder veranlassen ihn, in größeren Vereinen zu reisen. Nur gegen seinesgleichen kann der Storch gesellig sein, gegen andere nie; der vereinzelte schließt sich nie einer anderen Art an, nicht einmal seinem nächsten Verwandten." Wenn Eifersucht ins Spiel kommt, kämpft er auf Leben und Tod, und kleinen Thieren gegenüber bleibt er immer gefährlich.

Der einzige Stimmlaut, welchen der Storch hervorbringen kann, ist ein heiseres, unbeschreibliches Zischen. Man vernimmt dies selten, am öftersten noch von gezähmten, welche besondere Freude an den Tag legen wollen. Gewöhnlich drückt er seine Gefühle durch Klappern mit dem Schnabel aus, und er versteht dieses sonderbare Werkzeug wirklich kunstgerecht zu handhaben, klappert bald länger, bald kürzer, bald schneller, bald langsamer, bald stärker, bald schwächer, klappert aus Freude oder aus Kummer, wenn er hungrig ist, und nachdem er sich gesättigt hat, macht seinem Weibchen klappernd seine Liebeserklärung und liebkost klappernd seine Jungen. Diese lernen die merkwürdige, aber keineswegs arme Sprache ihrer Eltern, noch ehe sie flugbar werden, und drücken, sobald sie klappern können, ihre Gefühle ebenfalls dadurch aus, während man früher von ihnen Laute vernahm, welche zwar ebensowenig klangvoll sind wie die ihrer Eltern, aber doch als Laute bezeichnet und ein Gewinsel oder Gezwitscher genannt werden dürfen.

Thiere der verschiedensten Art bilden die Nahrung des Storches. Er ist ein Räuber in der vollsten Bedeutung des Wortes. Es scheint, daß Lurche, Kerbthiere und Regenwürmer von ihm bevorzugt werden, wohl aber nur, weil sie sich am leichtesten fangen lassen. Bei seinen gewöhnlichen Jagdgängen trifft er am häufigsten Frösche, Mäuse und Kerbthiere an, und sie werden zuerst mitgenommen; aber er tödtet auch Eidechsen, Blindschleichen, Nattern, selbst Giftschlangen, ist nach Fischen ebenso begierig wie nach Fröschen, stellt ihnen gelegentlich im trüben Wasser eifrig nach und verschluckt solche bis zur Länge einer Manneshand. Große Nattern bearbeitet er, laut Lenz, bevor er sie faßt, oft lange mit Schnabelhieben, bis sie ganz ohnmächtig geworden sind, und schluckt sie dann, wie er sie gerade packt, hinab, entweder den Schwanz oder den Kopf vorweg, gleichviel ob sie schon todt sind oder sich noch fest um seinen Schnabel ringeln, so daß er genöthigt ist, sie durch eine heftige Bewegung wieder herauszuschleudern, oder sie mit einem Fuße herauszukratzen, worauf er sie von neuem zu verschlingen sucht. Bei großer Gier schluckt er kleinere Schlangen oft, ohne sie vorher im geringsten zu bearbeiten; sie toben noch lange im Halse herum, huschen auch leicht, wenn er sich rasch bückt, um eine neue Beute zu greifen, wieder heraus, so daß, wenn er auf freiem Boden mehrere Schlangen vor sich hat, recht lustige Jagden entstehen. Auch die giftigen Kreuz=

ottern sind ihm eine Lieblingsspeise; er haut sie aber, so oft es ans Schlucken geht, so oft und so derb auf den Kopf, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Verfährt er einmal zu rasch und unvorsichtig, und wird von einer Otter gebissen, so leidet er einige Tage sehr, erholt sich dann aber gänzlich. Die Eier aller Bodenbrüter nimmt er aus; junge Vögel, auch Rebhühner, tödtet er ohne Gnade, schleppt seinen Jungen sogar volle Vogelnester zu; den Mäusen lauert er auf Feld und Wiesen vor ihren Löchern auf; die Maulwürfe spießt er im Aufstoßen, junge Hasen nimmt er der Mutter trotz muthiger Vertheidigung weg. Auf blumigen Wiesen treibt er eifrig Kerbthierfang und ergreift nicht allein die sitzenden und kriechenden, sondern bemüht sich auch, die umherschwirrenden noch im Fluge wegzuschnappen. Kröten ekeln ihn an; er haßt sie so, daß er sie tödtet, rührt sie aber niemals an. Naumann fand an einem Teiche zahllose Kreuzkröten, entweder todt oder mit aufgerissenem Bauche und zerfetzten Eingeweiden in den letzten Zuckungen liegen: Opfer zweier Störche, welche an demselben Teiche regelmäßig fischten.

Da der Storch, wie aus vorstehendem zu ersehen, der Jagd schadet, auch durch Wegfangen von Bienen sich Uebergriffe erlauben soll, zählen ihn Jäger und Imker zu den schädlichen Vögeln und wollen ihn ausgerottet wissen. Einzelne Naturforscher stellen sich auf jener Seite, rechnen ihm alle Frösche nach, welche er vertilgt, und wollen glauben machen, daß er Flur und Feld veröde. Daß solche Behauptungen arge Uebertreibungen sind, bedarf kaum des Beweises. Selbst, wenn man seine Schädlichkeit in jagdlicher Beziehung im vollen Umfange zugesteht, wird man sich besinnen müssen, bevor man ihm das Verdammungsurtheil spricht. Hasen, Rebhühner, Singvögel, Frösche und Fische rottet er nicht aus, schmälert ihren Bestand nicht einmal in nennenswerther Weise, und dem Land- und Forstwirte schadet er auch nicht; dies aber kommt doch wohl in erster Reihe in Betracht. Beide haben daher recht, ihn zu den überwiegend nützlichen Vögeln zu zählen und, in Anerkennung der guten Dienste, welche er leistet, seine nicht in Abrede zu stellenden Uebergriffe ihm nachzusehen. Aufmerksame Landwirte haben beobachtet, daß in Jahren, in denen die Störche selten waren, die Mäuse bedenklich überhand nahmen und gleichzeitig weit mehr Ungeziefer anderer Art, insbesondere die Kreuzotter, viel häufiger gefunden wurde als sonst. Das wenigstens ersteres begründet sein dürfte, erscheint jedem wahrscheinlich, welcher aus den vom Storche ausgespieenen Gewöllen die von diesem vertilgte, thatsächlich jeder Berechnung spottende Unzahl von Mäusen abzuschätzen versucht. Es ist neuerdings gebräuchlich geworden, mit anderen Augen zu sehen, als unsere Altmeister der Vogelkunde sahen, und jede, nach Ansicht der betreffenden Beobachter schadenbringende Thätigkeit eines Thieres ins ungeheuerliche aufzubauschen: kein Wunder daher, daß auch der Storch darunter leiden muß. Was man aber auch gegen diesen vorbringen mag: so viel steht doch wohl fest, daß Frösche, Schnecken und Regenwürmer den Hauptheil seiner Nahrung ausmachen. Alle genannte Thierarten sind aber noch in Ueberzahl vorhanden, und wenn die doch auch nicht unbedingt nützlichen Frösche da, wo Störche leben, thatsächlich abnehmen sollten, trifft den Menschen sicherlich schwerere Schuld als den Storch. Unsere Fluren verlieren mehr und mehr die großen, auf weithin ins Auge fallenden und gerade deshalb das Gelände belebenden Vögel: lasse man daher den reizlosen, wasser- und froschreichen Ebenen wenigstens ihren Storch.

Die Anhänglichkeit des Vogels an den Menschen bekundet sich vorzugsweise während der Paarungszeit. „Man muß erstaunen", sagt Naumann, „daß Störche, welche in einer fremden Gegend groß wurden, bei allem angeborenen Mißtrauen sogleich erkennen, daß man sie gern sieht, die Anstalten, mit denen man ihnen entgegen kommt, verstehen und den Wünschen der Menschen folgen. Vor wenigen Jahren zeigte sich ein Storchpaar in meiner Gegend und musterte die breiten Köpfe der alten hohen Pappeln zwischen zwei Nachbardörfern, ein Zeichen, welches der dasige Jagdbesitzer nicht sogleich verstand, den Störchen, dort eine seltene Erscheinung, mit dem Schießgewehr nachschlich, auch vergeblich eine Kugel ihnen nachsendete, worauf sie eine Viertelstunde weiter gingen. Hier, in einem anderen Dorfe, errieth man ihre Absicht, befestigte ein altes Wagenrad auf der Firste eines hohen Strohdaches; die Störche nahmen sogleich ihre Einladung an, waren in wenigen

Tagen mit dem Baue des Nestes auf jener Grundlage fertig, völlig heimisch und kommen seitdem alle Jahre wieder. Welches der Grund dieser Zuneigung zum Menschen sei, bleibt jedenfalls räthselhaft; daß aber doch wohl die Sicherheit, die ihnen aus allgemeiner Zuneigung der Mensch in seiner Nähe gewährt, sowie der sichere, feste Stand des Nestes sowohl für alt wie jung wenigstens nicht Nebensache dabei sind, mag schwerlich geleugnet werden können. Das Vertrauen auf menschliche Hülfe ist bei ihnen so groß, daß selbst solche Störche, welche die Absicht verrathen, ihr Nest auf einem Baume zu bauen, es sogleich annahmen, wenn man ihnen aufs Gerathewohl, auf dem ersten besten eine Grundlage machte, Stangen oder Stäbe annagelte, und Reisigbündel befestigte, worauf sie sogleich ihren Bau begannen. Man kann sie sogar dahin, wo sonst keine waren, mit solchen Anstalten locken, falls die Gegend eine ihnen zusagende Beschaffenheit hat." Noch auffallender erscheint mir, daß bei uns zu Lande eben nur der Hausstorch, nicht aber auch sein ihm höchst ähnlicher Verwandter, der Waldstorch, sich so mit dem Menschen befreundet.

Der einmal begründete Horst wird alle Jahre zum Brüten benutzt: man kennt einzelne, welche seit hundert Jahren jeden Sommer bewohnt waren. Wie viele Jahre nach einander ein und dasselbe Paar das Nest benutzt, weiß man nicht, nimmt aber, und gewiß mit Recht, an, daß die Lebensdauer der Vögel eine sehr lange und demgemäß Wechsel der Nesteigenthümer selten ist. In der Regel erscheint der Storch ein paar Tage früher als die Störchin, gewöhnlich benimmt er sich aber so, daß man an seiner Eigenschaft als Besitzer gar nicht zweifeln kann. Kommt, wie es zuweilen geschieht, nur einer der Störche zurück, so währt es oft lange Zeit, bevor er sich einen Gatten gefreit, und in der Regel entstehen dann heftige Kämpfe um das Nest, indem sich wahrscheinlich junge Paare einfinden, welche gemeinschaftlich über den früheren Inhaber herfallen, ihn zu vertreiben suchen und auch oft genug vertreiben oder sogar umbringen. Unter solchen Umständen wird der Mensch zuweilen genöthigt, einzugreifen, um den Frieden zu erhalten. Aus allen Beobachtungen darf man folgern, daß die Ehe eines Storchpaares für die Lebenszeit geschlossen wurde und beide Gatten sich in Treue zugethan sind. Ueber jeden Zweifel erhaben ist diese Treue zwar nicht; denn man kennt Fälle, daß eine Störchin fremden Störchen Gehör gab, will sogar beobachtet haben, daß ein unbeweibter Storch plötzlich über den neben seinem Neste Wache haltenden Gatten herfiel und ihn mit einem wohlgezielten Schnabelstoße tödtete, nichtsdestoweniger aber von der brütenden Störchin ohne weiteres angenommen wurde; man spricht auch von Auftritten, welche leider gerechtfertigte Eifersucht der männlichen Störche unverkennbar bekundeten. Solchen Ausnahmen kann man andere Züge entgegenstellen, welche für die Treue des Storchpaares sprechen. Ein Storch blieb drei Jahre lang zurück und suchte an Quellen und Bächen Nahrung, oder während der grimmigsten Kälte unter Stalldächern Schutz. Jedes Jahr kam sein Gatte zurück, und sie brüteten wie gewöhnlich. Der zuerst zurückbleibende war das Weibchen. Vom vierten Herbste an blieb nun aber auch das Männchen in Gesellschaft seines Weibchens während des Winters in der Heimat und dies drei Jahre hinter einander. Beide wurden endlich von bösen Menschen getödtet, und es ergab sich, daß das Weibchen durch eine früher erhaltene Wunde reiseunfähig geworden war. Genau dasselbe habe ich in Afrika erfahren. Hier sah ich zwei Störche, welche in der Winterherberge zurückgeblieben waren, ließ beide erlegen und fand denselben Grund für ihr Verweilen. Eugen von Homeyer verbürgt mir folgende, wahrhaft rührende Geschichte. Von einem auf seinem Hause nistenden Storchpaare wurde durch einen Schießjäger das Männchen erlegt. Im nächsten Jahre erscheint das Weibchen ohne Gatten auf dem alten Neste, wird viel umworben, weist jedoch alle Freier mit wüthend geführten Schnabelhieben ab, bessert am Horste wie in früheren Jahren und wahrt sein Hausrecht. Im Herbste zieht es mit den anderen weg, erscheint im nächsten Frühjahre wieder und treibt es wie vorher. So verfährt es elf Jahre nach einander. Im zwölften Jahre wird ihm das Nest durch ein anderes Paar abgenommen. Jenes bleibt während des ganzen Sommers aus; als jedoch das Paar abgezogen, findet es sich am Neste ein, verweilt hier einige Tage und tritt dann erst seine Reise an. Wie mein Gewährsmann später erfährt, hat

es alle diese Sommer in der Nachbarschaft, jedoch funfzehn Kilometer vom Neste entfernt, verbracht, offenbar aber das letztere ebenso treu im Auge wie den ersten Gatten in seiner Erinnerung behalten. Unter dem Namen „Einsiedler“ war diese Störchin zuletzt in der ganzen Gegend bekannt geworden.

Bleibt das Paar ungestört, so beginnt es bald nach Ankunft mit der Ausbesserung des Horstes, indem es neue Prügel und Reiser herbeiträgt und über den alten mehr oder weniger verrotteten aufschichtet, auch eine neue Nestmulde herstellt. Demzufolge nimmt der Horst von Jahr zu Jahr an Höhe und Schwere zu, und dies kann so weit gehen, daß die Unterlage ihn nicht mehr zu tragen vermag, und der Mensch wiederum helfen muß. Der Bau selbst gehört keineswegs zu den ausgezeichneten. Daumenstarke Reiser und Stäbe, Aeste, Dornen, Erdklumpen und Rasenstücke bilden die Grundlage, feineres Reisig, Rohrhalme und Schilfblätter eine zweite Schicht, dürre Grasbüschelchen, Mist, Strohstoppeln, Lumpen, Papierstücke, Federn die eigentliche Nestmulde. Alle Baustoffe werden von beiden Gatten im Schnabel herbeigetragen; das Weibchen ist aber, wie gewöhnlich, der Baumeister. Beide arbeiten so eifrig, daß ein neues Nest innerhalb acht Tagen vollendet, die Ausbesserung aber schon in zwei bis drei Tagen geschehen ist. Sowie der Bau beginnt, regt sich das Mißtrauen im Herzen der Besitzer, und einer von den Gatten pflegt regelmäßig Wache beim Neste zu halten, während der andere ausfliegt, um Niststoffe zu sammeln. Dabei wird selbstverständlich auf die mannigfaltigste Weise, man möchte sagen, in allen Ton- und Taktarten, geklappert, überhaupt die Freude über den glücklich gegründeten, bezüglich wieder aufgeputzten Herd deutlich kund gethan. Um die Mitte oder zu Ende des April legt die Störchin das erste Ei, und wenn sie zu den älteren gehört, im Verlaufe von wenigen Tagen die drei oder vier anderen hinterher. Die Gestalt der letzteren, deren Längsdurchmesser sieben und deren Querdurchmesser fünf Centimeter beträgt, ist rein eiförmig, die Schale fein, glatt, die Farbe weiß, zuweilen etwas ins Grünliche oder Gelbliche spielend. Die Brutzeit währt achtundzwanzig bis einunddreißig Tage. Beide Geschlechter brüten abwechselnd; dem Weibchen fällt jedoch der Haupttheil an dieser Beschäftigung zu. Dafür sorgt der Storch wiederum für die Sicherheit seiner Gattin. Sind die Jungen ausgeschlüpft, so verdoppelt sich die Sorge der Eltern um die Brut und mit der Sorge auch die Wachsamkeit; denn niemals entfernen sich beide zu gleicher Zeit von den Jungen. Anfänglich erhalten diese hauptsächlich Gewürm der verschiedensten Art und Kerbthiere, Regenwürmer, Egel, Larven, Käfer, Heuschrecken und dergleichen, später kräftigere Kost. Sie werden nicht geatzt, sondern müssen vom ersten Tage ihres Lebens an sich bequemen, das ihnen vorgewürgte Futter selbst aufzulesen. Hierzu leiten die Alten sie an, indem sie die Kleinen am Schnabel packen und diesen abwärts ziehen. Während des Vorwürgens verschlingt, nach Schmidts Beobachtungen, der fütternde Alte beständig einen Theil der Atzung wieder, wohl um ihr eine gewisse Wärme zu verleihen oder zu erhalten. Die nöthige Wassermenge schleppen die Alten mit der Nahrung im Kehlsacke herbei und speien es mit dieser vor. Bei großer Hitze sollen sie die Jungen auch überspritzen, ebenso wie sie sich zwischen diese und die Sonne stellen, um ihnen Schatten zu verschaffen oder, im Gegentheile, bei kalter und regnerischer Witterung sie mit dem eigenen Leibe decken. Das Familienleben gewährt jederzeit ein unterhaltendes, nicht immer aber ein angenehmes Schauspiel. Nicht bloß das Dach wird abscheulich beschmutzt, sondern auch eine Masse von Nahrungsstoffen herabgeschleudert, so daß sie unten verfaulen und Gestank verbreiten. Gar nicht selten geschieht es auch zum Entsetzen der Hausfrau, daß der alte Storch mit einigen frisch gefangenen, noch halb lebenden Blindschleichen, Nattern und anderem Ekel oder Furcht einflößenden Ungeziefer ankommt und seine Jungen damit atzen will, einige von den Schlangen aber verliert und diese nun über das Dach in den Hof herabrollen läßt. Doch ist das Vergnügen an der Familie größer als aller Aerger, den sie verursacht. Die Jungen sitzen in den ersten Tagen ihres Lebens auf den Fersen, stellen sich später im Neste auf, werden auch von erfahrenen Eltern gegen das Herabfallen durch Anbringung neuer Stäbe und Reiser noch besonders geschützt, lernen bald die Gegend kennen und beweisen, daß ihr Auge von Anfang an vortrefflich ist; denn sie

erspähen den mit Futter beladenen Alten, welcher herbeikommt, schon aus weiter Ferne und begrüßen ihn zuerst durch Geberden, später durch Schnabelgeklapper, so ungeschickt dasselbe anfänglich auch sein mag. Ihr Wachsthum währt mindestens zwei volle Monate. Gegen das Ende dieser Zeit hin beginnen sie ihre Schwingen zu proben, stellen sich auf den Nestrand, schlagen mit den Flügeln und unternehmen endlich das Wagestück, vom Neste aus bis auf den First des Daches zu fliegen. Vermögen sie ihren Fittigen zu vertrauen, so unternehmen sie mit den Alten Spazierflüge, kehren aber anfänglich noch jeden Abend zum Neste zurück, um hier die Nacht zu verbringen. Doch verliert sich diese Anhänglichkeit an die Wiege immer mehr; denn die Zeit naht nunmehr heran, in welcher alt und jung zur Wanderung aufbricht.

Absichtlich bin ich auf die zahllosen Geschichten, welche man von der Eifersucht, Gewaltthätigkeit, Grausamkeit des brütenden Storches gegenüber der Gattin und Kinder erzählt, nicht eingegangen. Ich glaube nicht an die Wahrheit der Erzählung, laut welcher ein Storch mit Hülfe herbeigeholter anderer Männchen seine Gattin umbrachte, weil man deren Eier mit solchen von Enten oder Gänsen vertauscht, und der Storch infolge dessen jene als verbotenen Umganges schuldig gerichtet haben soll; ich halte ebensowenig die Behauptung für begründet, daß die Eltern ihre eigenen Kinder aus dem Neste werfen sollen, wenn diese ihnen lästig fallen, ꝛc. Thierisches Leben und Handeln richtig zu beobachten und zu beurtheilen, ist schwer und will geübt sein; der ungeübte Beobachter aber pflegt nur allzu gern seiner Einbildung die Zügel schießen zu lassen.

Vor dem Wegzuge versammeln sich alle Storchfamilien einer Gegend auf bestimmten Plätzen, gewöhnlich weichen, sumpfigen Wiesen. Die Anzahl der Zusammenkommenden mehrt sich von Tag zu Tag, und die Versammlungen währen immer länger. Um Jakobi, also zu Ende des Juli, pflegen letztere vollzählig zu sein, und bald darauf bricht das ganze Heer zur Reise auf, hebt sich, nachdem es vorher noch lebhaft geklappert, in die Höhe, kreist noch einige Zeit lang über der geliebten Heimat und zieht nun in südwestlicher Richtung rasch seines Weges dahin, wahrscheinlich unterwegs noch andere aufnehmend und sich so mehr und mehr verstärkend. Naumann spricht von Storchflügen, deren Anzahl sich auf zwei- bis fünftausend belaufen mochte, und ich kann ihm nur beistimmen, da diejenigen Scharen, welche ich noch im Inneren Afrikas während ihres Zuges sah, zuweilen so zahlreich waren, daß sie weite Flächen längs des Stromufers oder in der Steppe buchstäblich bedeckten und, wenn sie aufflogen, den Gesichtskreis erfüllten.

Der Storch gewöhnt sich, namentlich wenn er jung aus dem Neste genommen wurde, leicht an die Gefangenschaft und an einen bestimmten Pfleger, wird so zahm, daß man ihm freies Aus- und Einfliegen gestatten darf, begrüßt seine Bekannten durch Schnabelgeklapper und Ausbreiten der Flugwerkzeuge, erkennt ihm angethane oder zugedachte Wohlthaten und Freundlichkeiten dankbar an, befreundet sich ebenso mit größeren Hausthieren, läßt sich, schwächeren gegenüber, freilich auch Ausschreitungen zu Schulden kommen und kann Kindern gefährlich werden. Hält man ihn paarweise, und gewährt man ihm eine gewisse Freiheit, so schreitet er auch wohl zur Fortpflanzung. Auch paart er sich mit einem freilebenden, zieht mit diesem vielleicht sogar im Winter weg, kehrt im nächsten Frühjahre zurück und benimmt sich wie vorher.

Man hat erfahren, daß der Hausmarder zuweilen junge Störche überfällt und umbringt, kennt aber kein Raubthier, welches alten gefährlich sein könnte, die größeren Katzenarten und Krokodile, welche in der Winterherberge einen und den anderen wegnehmen, vielleicht ausgenommen. Gleichwohl vermehren sich die Störche anscheinend nicht; es müssen also viele von ihnen zu Grunde gehen. Der Mensch verfolgt sie glücklicherweise noch nirgends in dem Maße, wie von einzelnen Heißspornen gewünscht zu werden scheint.

Die zweite Art der Familie, welche Deutschland bewohnt, ist der Schwarzstorch oder Waldstorch (Ciconia nigra und fusca, Ardea nigra, atra und chrysopelargus, Melanopelargus niger). Seine durchschnittliche Länge beträgt einhundertundfünf, die Breite einhundert-

achtundneunzig, die Fittiglänge fünfundfunfzig, die Schwanzlänge vierundzwanzig Centimeter. Das Gefieder des Kopfes, Halses und der ganzen Oberseite ist braunschwarz, prachtvoll kupfer- oder goldgrün und purpurfarben schimmernd, das der Unterseite von der Oberbrust an weiß; die Schwingen und Schwanzfedern sind fast glanzlos. Das Auge ist röthlichbraun, der Schnabel blutroth, der Fuß hoch karminroth. Im Jugendkleide ist das Gefieder bräunlich schwarzgrün, schmutzig weißgrau gesäumt und fast glanzlos, das Auge braun, der Schnabel röthlich, der Fuß graulich olivengrün.

Der Waldstorch bewohnt Mittel- und Süd-, seltener Nordeuropa, viele Länder Asiens und im Winter Afrika. In unserem Vaterlande brütet er in geeigneten ruhigen Waldungen der norddeutschen Ebene aller Orten, häufig in Ost- und Westpreußen und Pommern, nicht selten in der Mark, in Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und Hannover, einzeln in Schleswig-Holstein, Anhalt, Sachsen, seltener in Westfalen, Hessen und Thüringen, sehr einzeln auch im südlichen Deutschland; in dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaate tritt er besonders häufig in Mittelungarn und Galizien auf; in Skandinavien kommt er einzeln bis zum sechzigsten Grade, in Rußland und Polen hier und da, in Dänemark geeigneten Ortes überall als Brutvogel vor; die Donautiefländer und die Türkei beherbergen ihn nicht selten; Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Italien und Griechenland berührt er nur auf dem Zuge. In Asien erstreckt sich sein Brutgebiet über ganz Turkestan und Südsibirien, die Mongolei und China. Den Winter verbringt er in Mittel- und Südafrika, Palästina, Persien und Indien. Jules Verreaux' Angabe, daß er auch im Kaplande brüte, bedarf der Bestätigung. Bei uns zu Lande erscheint er gegen Ende des März oder im April, bezieht seine alten Nistorte und begibt sich vom August an wieder auf die Reise.

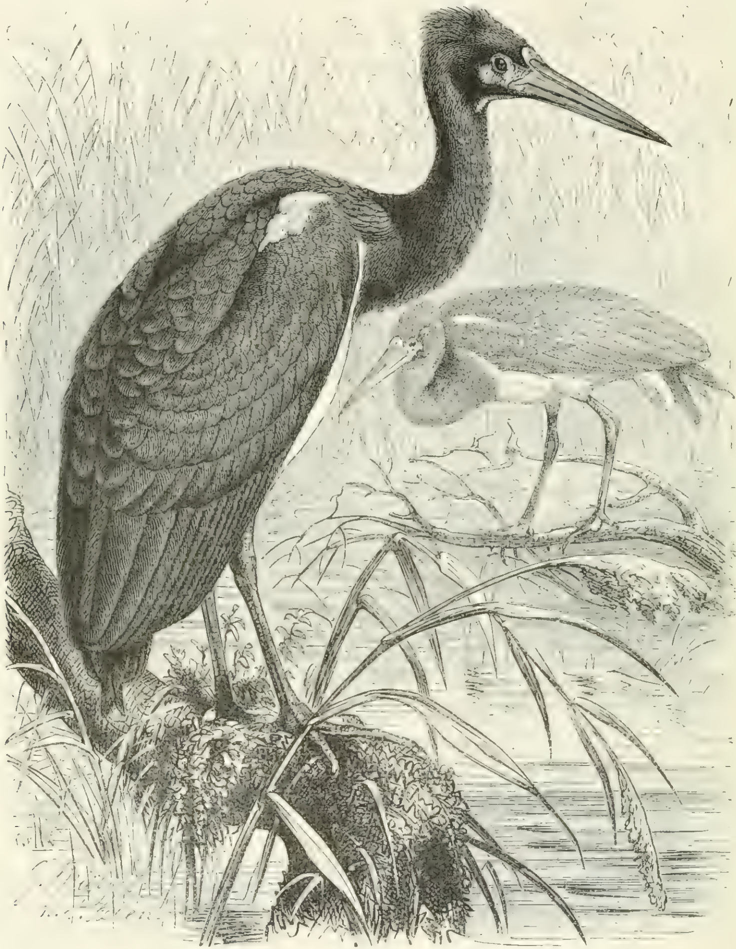
Vom Hausstorche unterscheidet er sich vor allem anderen dadurch, daß er seinen Aufenthalt stets in Waldungen, niemals aber in Ortschaften nimmt. Auch er bevorzugt die Ebene dem Gebirge und wasserreiche Gegenden trockenen, kommt jedoch hier wie dort vor, falls er nur über alte, sperrige oder wipfeldürre Bäume eines stillen, wenig von Menschen besuchten Waldes verfügen kann. Auf solchen Bäumen brütet er, und auf ihnen hält er Nachtruhe.

Wesen und Betragen, Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten, alle Bewegungen, die Art und Weise, Gefühle auszudrücken, kurz das ganze Gebaren des Schwarzstorches ähnelt dem des menschenliebenden Verwandten so, daß es angänglich erscheinen darf, von einer ausführlichen Schilderung abzusehen. Er ist vielleicht ein wenig gewandter und zierlicher, demgemäß auch anmuthiger, und bei weitem vorsichtiger und scheuer als der Hausstorch, übrigens aber in seinem Thun und Treiben ihm vollständig gleich. Ebenso räuberisch wie der letztere, verschont auch er nichts lebendes, was ihm zur Nahrung dienen kann, stellt jedoch weit eifriger und erfolgreicher als jener allen Süßwasserfischen nach und wird besonders deshalb hier und da entschieden schädlich.

Der Horst, ein großer, aber plumper, dem des Hausstorches ähnlicher, gewöhnlich aber kleinerer Bau, steht entweder auf dürren Wipfelzweigen oder in der Gabelung dicker Aeste, etwa in der Stammmitte alter, starker Bäume. Bei uns zu Lande nistet der Schwarzstorch regelmäßig einzeln; in Ungarn bildet er, wie ich mich gelegentlich der Jagdreise des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich überzeugen konnte, auch förmliche Siedelungen, nistet wenigstens zu zwanzig und mehr Paaren in einem und demselben, nicht eben großen Feldgehölze, ein Paar freilich immer noch in einer Entfernung von ein- bis sechshundert Schritte von dem anderen. Die zwei bis fünf, am häufigsten wohl vier Eier, welche um die Mitte des April, selten früher, vollzählig zu sein pflegen, sind kleiner als die unseres Hausstorches, durchschnittlich nur fünfundsechzig Millimeter lang und achtundvierzig Millimeter dick, jenen übrigens jedoch sehr ähnlich. Die Brutzeit beträgt ungefähr vier volle Wochen; das Brutgeschäft verläuft in derselben Weise wie bei dem Verwandten. Zu Ende des Juni oder im Anfange des Juli entfliegen die Jungen dem Horste.

Der Hausstorch Innerafrikas, welcher wegen seines theilweise nackten Gesichtes als Vertreter einer besonderen Untersippe (Sphenorhynchus) angesehen wird, „Simbil“ der Sudânesen

(Ciconia Abdimii, Sphenorhynchus Abdimii, Abdimia sphenorhyncha), ist dem Schwarzstorche ungemein ähnlich, jedoch beträchtlich kleiner, auf Kopf und Hals schwarz, mit Purpurglanz, auf dem Mantel, einschließlich der Schwingen und der Steuerfedern, schwarz, grün glänzend, auf der Unterseite weiß. Das Auge ist braun, die nackte Stelle um dasselbe blau, das nackte Gesicht und die Kehle roth, der Schnabel grünlich, an der Spitze roth, der Fuß braungrau,



Simbil (Ciconia Abdimii). 1/4 natürl. Größe.

an den Gelenken blaßroth. Die Länge beträgt fünfundsiebzig, die Breite einhundertundsechzig, die Fittiglänge fünfundvierzig, die Schwanzlänge neunzehn Centimeter.

Von Dongola an bis nach Südafrika bewohnt der Abdimstorch oder Simbil der Sudânesen geeignete Oertlichkeiten Mittelafrikas in erheblicher Anzahl, während der Brutzeit aber nur die Dörfer; jedoch nistet er selten auf den Häusern selbst, vielmehr regelmäßig auf benachbarten Bäumen, im Süden hauptsächlich auf Mimosen, und zwar in Gesellschaften, welche zuweilen förmliche Ansiedelungen bilden, da man bis dreißig Nester auf einem und demselben Baume finden kann. Die Eier, welche in Form und Größe vielfach abwechseln, sind kleiner als die unseres Storches, nur fünfundfunfzig Millimeter lang und vierzig Millimeter dick, denselben aber ähnlich, und sehen unausgeblasen lichtblau aus. Für den mit den Sitten des Volkes nicht vertrauten

Reisenden ist es sehr schwer, solche Eier zu erhalten, weil die Schädigung des heiligen Vogels als ein Verbrechen angesehen wird, welches die ganze Bevölkerung eines Dorfes in Aufruhr bringt. Doch gibt es ein einfaches Mittel, das Volk zu beruhigen und — zu bethören, indem man vorgibt, daß man die Eier zur Bereitung heilsamer Arzneien gebrauchen wolle und gebrauchen müsse, da selbstverständlich nur die eines heiligen Vogels ersprießliche Wirksamkeit äußern könnten. Dieses leuchtet ein, und die Bevölkerung ist dem Forscher dann wohl selbst behülflich.

Hinsichtlich seiner Lebensweise unterscheidet sich der Simbil so wenig von unserem Hausstorche, daß seine Lebensschilderung auf wenige Worte sich beschränken darf. Auch er gehört zu den Wandervögeln, erscheint kurz vor der Regenzeit, brütet und verläßt das Land nach derselben mit seinen im Oktober flügge gewordenen Jungen wieder. Sein Erscheinen wird von dem Dörfler mit Freude begrüßt, sein Verschwinden mit Kummer begleitet. Während seines Aufenthaltes im Lande verkehrt er traulich mit dem Menschen, klappert ihm förmlich Grüße zu und erkennt vollständig die ihm gewährte Gastfreundschaft. Seine Nahrung, vorzugsweise Heuschrecken, laut Heuglin ebenso andere Kerbthiere, Skorpione, Taranteln, Würmer, Schnecken, Frösche und kleine Kriechthiere, sucht er in der Steppe zusammen, erscheint daher regelmäßig auch bei Bränden. Wenn er, Futter suchend, bedächtig im Steppengrase dahinschreitet, setzt sich ihm oft der Scharlachspint (Bd. IV, S. 325) auf Kopf und Rücken, um von hier aus die von ihm aufgetriebenen fliegenden Kerse zu fangen.

*

Gelegentlich meiner Reise auf dem Blauen Nile kamen wir eines Nachmittags zu einer mit Sumpfvögeln der verschiedensten Art bedeckten Sandinsel im Strome. Unter ihnen bemerkten wir auch zwei Stelzvögel, welche wir bis dahin noch nicht gesehen hatten und nicht kannten. Sie unterschieden sich von allen übrigen durch ihre prachtvoll schneeweißen, in der Mitte bandartig schwarz gezeichneten Schwingen. Am folgenden Tage fanden wir sie wieder auf und erkannten nunmehr in ihnen Riesenstörche (Mycteria), wenn auch nicht die stärksten, so doch die höchsten aller Reihervögel. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals verhältnismäßig lang und dabei schlank, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel sehr lang, oben fast geradlinig oder höchstens ein wenig, unten hingegen sehr stark aufwärts gebogen, zuweilen oben mit einer sattelförmigen Wachshaut und unten mit Hautklunkern verziert, der Fuß auffallend hochläufig, aber verhältnismäßig kurzzehig, der Flügel lang und etwas abgerundet, weil in ihm erst die dritte Schwinge die längste, der Schwanz mittellang und gerade abgeschnitten. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig durch die Größe, die Jungen von den Alten durch weniger schöne Färbung.

Der Sattelstorch (Mycteria senegalensis und ephippiorhyncha, Ciconia senegalensis und ephippiorhyncha, Ephippiorhynchus senegalensis) ist ein gewaltiger und prachtvoller Vogel. Die Federn des Kopfes und Halses, des Oberflügels, der Schultern und des Schwanzes sind schwarz, metallisch glänzend, die übrigen, einschließlich der Schwingen, blendend weiß. Das Auge ist königsgelb, der Schnabel an der Wurzel roth, hierauf schwarz und an der Spitze blutroth, der nackte Theil des Gesichtes röthlich, der Augenring gelb; die breite Wachshaut, welche wie ein Sattel auf dem Schnabel liegt, nach allen Seiten hin beweglich ist und von einem schwarzen, schmalen Federsaume eingefaßt wird, und die Klunkern sind königsgelb, die Läufe graubraun, die Fersen und Zehengelenke unrein karminroth. Die Länge des Männchens beträgt einhundertundsechsundvierzig, die Breite zweihundertundvierzig, die Fittiglänge fünfundsechzig, die Schwanzlänge sechsundzwanzig Centimeter. Das Weibchen ist merklich kleiner. Beim jüngeren Vogel sind alle dunklen Theile des Gefieders bräunlichgrau, die weißen Federn schmutzig graugelb und die Klunkern noch nicht entwickelt. Das Auge sieht braun und der Schnabel dunkelroth, fast schwärzlich aus.

Man muß einen Sattelstorch im Freien, lebend, sich bewegend, fliegend, über dem dunkeln Walde seine Kreise ziehend gesehen haben, um den Eindruck, welchen der gewaltige Vogel hervorruft,

verstehen, um seine volle Schönheit würdigen zu können. Im Gehen hält sich dieser Riese sehr stolz und aufrecht, erscheint aber wegen der langen Beine noch größer, als er wirklich ist. Im Fluge nimmt er sich prachtvoll aus; denn die weißen Schwingen stechen von den schwarzen Deckfedern der Flügel herrlich ab. Leider ist der Sattelstorch unter allen Umständen so scheu und dabei



Sattelstorch (Mycteria senegalensis). 1/6 natürl. Größe.

in den von mir bereisten Gebieten so selten, daß ich nicht viel über das Freileben zu sagen weiß. Er lebt paarweise am Weißen und Blauen Nile vom vierzehnten Grade nördlicher Breite an nach Süden hin, findet sich auch im Westen und Süden des Erdtheiles, bewohnt das Ufer der Ströme, die Sandinseln und die nahe am Ufer gelegenen Seen, Regenteiche und Sümpfe und entfernt sich nur während der Regenzeit zuweilen von der Flußniederung; doch sah man ihn ausnahmsweise auch in seichten Meerbusen. Unter andere Sumpfvögel mischt er sich nicht selten; das Paar bleibt aber stets beisammen. In dem Betragen spricht sich Selbstbewußtsein und Würde aus. Der Marabu ist mindestens ebenso groß und steht auch an Klugheit hinter ihm nicht zurück, läßt sich

aber doch mit ihm nicht vergleichen. Jede Bewegung des Sattelstorches, jede Stellung ist zierlich und anmuthig, der Schönheit des Gefieders vollkommen entsprechend. Er schreitet mit gemessenen Schritten unhörbar dahin und trägt dabei den Hals sanft gebogen und den Schnabel so nach abwärts gekehrt, daß die untere Lade fast auf den Federn des Halses ruht. Zuweilen steht er hoch aufgerichtet auf einem Beine; oft ruht er auf den eingeknickten Fersen; manchmal legt er sich auch mit doppelt zusammengebogenen Füßen platt auf den Boden. Lustige oder tanzartige Sprünge, wie sie Kraniche ausführen, beobachtet man nicht; doch rennt er gelegentlich einmal mit ausgebreiteten Flügeln im schnellen Laufe dahin. Den ungeheueren Schnabel weiß er mit überraschendem Geschicke zu handhaben; er ist im Stande, den kleinsten Gegenstand mit der Spitze aufzunehmen, ihn wiederholt hin- und herzudrehen und dann, nachdem er ihn vorher aufgeworfen, zu verschlingen, ebenso beim Federputzen einen kleinen Schmarotzer zu fangen und umzubringen. Außerdem benutzt er den Schnabel wie der Storch, um seine Gefühle auszudrücken.

Hinsichtlich der Nahrung wird sich der Sattelstorch wohl wenig von seinen deutschen Verwandten unterscheiden. In dem Magen der von uns getödteten fanden wir Fische, Lurche und Käfer; andere Beobachter lernten den Vogel als Vertilger der Heuschrecken kennen; Rüppells Jäger erlegten einen am Aase, und auch Heuglin erbeutete einen, welcher sich mit Geiern und Kropfstörchen um die Ueberreste eines gefallenen Kameles balgte. Fliegende Heuschrecken und andere Kerfe fängt er ebenso geschickt aus der Luft weg, wie er sie vom Boden aufliest. Den Bissen, einen großen, nachdem er ihn vorher kauend gequetscht hat, wirft er vor dem Verschlingen in die Höhe, fängt ihn geschickt auf und läßt ihn in den Schnabel gleiten. Er bedarf etwa ein Kilogramm Fleisch oder das gleichwerthige an Fischen, um sich zu sättigen.

Ueber die Fortpflanzung wissen wir wenig. Im allgemeinen mag sie dem Brutgeschäfte des Storches ähneln. Beide Gatten eines Paares sind sehr zärtlich gegen einander, begrüßen sich, nach kurzer Trennung, durch Geklapper, schnäbeln sich auch gegenseitig und führen zu ihrer Unterhaltung besondere Tänze auf. Einen Horst, in welchem ein Sattelstorch, offenbar brütend, mit eingeknickten Fußwurzeln saß, sah Heuglin mitten in einem unzugänglichen Sumpfwalde auf dem Wipfel einer schirmförmigen Akazie stehen; derselbe war sehr umfangreich, aus dürren Aesten und Reisern zusammengefügt und oben platt. Eier, welche in Ostafrika eingesammelt wurden, ähneln in Gestalt und Färbung denen des Storches, sind aber bedeutend größer; denn ihr Längsdurchmesser beträgt achtundsiebzig, ihr Querdurchmesser dreiundfunfzig Millimeter.

Gefangene Sattelstörche gelangen neuerdings nicht allzu selten in unsere Thiergärten. Sie halten sich bei Fleisch- und Fischnahrung sehr gut, werden bald ebenso zahm wie irgend ein anderer Storch, lernen ihren Pfleger kennen und von anderen Leuten unterscheiden, begrüßen ihn durch Schnabelgeklapper, sobald sie seiner ansichtig werden, folgen auch seinem Rufe und gestatten, daß er sie berührt. Um andere Thiere bekümmern sie sich nicht, lassen sich aber auch nichts gefallen und erwerben sich daher bald volle Hochachtung aller Mitbewohner ihrer Gehege. Jede ihrer Bewegungen und Handlungen fesselt; denn ihr Betragen ist eben so anziehend wie ihre Gestalt.

*

Die häßlichsten aller Störche (Leptoptilus) werden Kropfstörche genannt, weil ihre Speiseröhre sich am Unterhalse zu einem weiten Sacke ausdehnt, welcher zwar wenig Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Kropfe hat, aber doch in derselben Weise gebraucht wird. Uebrigens kennzeichnen sie sich durch kräftigen, fast ungeschlachten Leib, dicken, nackten Hals, nackten oder höchstens mit wenigen flaumartigen Federn bekleideten, grindigen Kopf, einen ungeheueren, an der Wurzel sehr dicken, vierseitigen, vorn keilförmig zugespitzten, leichten Schnabel, dessen äußere Bekleidung durch ihre Unebenheit und Rauhigkeit auffällt, hohe Beine, gewaltige, abgerundete Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste, und mittellangen Schwanz, dessen untere Deckfedern außerordentlich entwickelt, von der Wurzel an fein zerschlissen sind und prächtige Schmuckfedern abgeben.

Während meines Aufenthaltes in Afrika bin ich mit der dort lebenden Art, dem Marabu (Leptoptilus crumenifer, Rueppellii und Argala, Ciconia crumenifera, vetula, Argala und Marabou, Mycteria crumenifera), „Abu Sëin" oder Vater des Schlauches, Schlauchträger, der Araber, bekannt geworden. Sein Kopf ist röthlich fleischfarben, nur spärlich mit kurzen, haarigen



Marabu (Leptoptilus crumenifer). 1/3 natürl. Größe.

Federn bekleidet, die Haut in der Regel grindig, der Hals nackt. Das Gefieder ist auf dem Mantel dunkelgrün, metallisch glänzend, auf der ganzen Unterseite und im Nacken weiß; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz und glanzlos, die großen Deckfedern der Flügel auf der Außenfahne weiß gerandet. Das Auge ist braun, der Schnabel schmutzig weißgelb, der Fuß schwarz, in der Regel aber mit Koth weiß übertüncht. Die Länge beträgt einhundertundsechzig, die Breite dreihundert, die Fittiglänge dreiundsiebzig, die Schwanzlänge vierundzwanzig Centimeter.

In den von mir durchreisten Ländern begegnet man dem Marabu zuerst ungefähr unter dem funfzehnten Grade nördlicher Breite, von hier aus aber nicht selten längs der beiden Hauptströme

des Landes und regelmäßig in der Nähe aller größeren Ortschaften, in denen Markt gehalten und wenigstens an gewissen Tagen in der Woche Vieh geschlachtet wird. In den nördlichen Theilen seines Verbreitungsgebietes erscheint er nach der Brutzeit im Mai und zieht im September und Oktober wieder weg, den weiter unten im Süden gelegenen Waldungen zu, um daselbst zu brüten. Schon im December scheint er das Fortpflanzungsgeschäft beendigt zu haben; wenigstens bemerkten wir um die Mitte dieses Monates an einer größeren Lache eine ganz ungewöhnliche Anzahl der gefräßigen Vögel. Das Nest habe ich nie gefunden, auch von den Eingeborenen nichts sicheres darüber erfahren können. Der einzige Reisende, welcher es gesehen hat, Livingstone, berichtet auch nur, daß es auf dem Seitenaste eines Affenbrodbaumes erbaut gewesen sei, aus einem Haufen von dürren Aesten bestanden und Junge enthalten habe, welche beim Ab- und Zufliegen der Alten ein unangenehmes „Tschuk tschuk" vernehmen ließen. Ein angeblich von dem Vogel herrührendes, vierundneunzig Millimeter langes, fünfundvierzig Millimeter dickes, weißes, glanzloses Ei erhielt Heuglin von einem seiner Jäger.

Im Sudân habe ich den Marabu sehr oft, bei Chartum tagtäglich beobachtet. Ganz abgesehen von seiner Größe fällt er auch durch seinen sonderbaren Anstand auf. In den Thiergärten erwirbt er sich regelmäßig einen Spitznamen: man nennt ihn den „Geheimen Rath"; er erinnert, wie Vierthaler sagt, aber auch wirklich an einen durch vieljährige Dienste krumm gebückten, in schwarzblauen Frack und enge weiße Beinkleider eingezwängten Hofmann mit feuerrother Perücke, welcher sich scheu und ängstlich fortwährend nach dem strengen Gebieter umschaut, der gnädigsten Befehle harrend; er erinnert, füge ich hinzu, an einen ungeschickten Menschen, welcher zum ersten Male in einen Frack gesteckt wird und dieses Kleidungsstück nicht mit dem nöthigen Anstande trägt. Wir nannten ihn in Afrika scherzhafter Weise nur den „Vogel Frack"; denn der Vergleich mit ihm und einem befrackten Menschen drängt sich fortwährend wieder auf. Das Benehmen des Marabu steht mit seiner Gestalt und Haltung, welche unwillkürlich zum Lachen herausfordern, im Einklange. In jeder seiner Bewegungen spricht sich unverwüstliche Ruhe aus. Sein Gang, ja jeder Schritt, jeder Blick scheint berechnet, genau abgemessen zu sein. Wenn er sich verfolgt wähnt, schaut er sich ernsthaft um, mißt die Entfernung zwischen sich und seinem Feinde und regelt nach ihr seine Schritte. Geht der Jäger langsam, so thut er es ebenfalls, beschleunigt jener seine Schritte, so schreitet auch er weiter aus, bleibt jener stehen, so thut es auch er. Auf einer weiten Ebene, welche ihm gestattet, jede beliebige Entfernung zwischen sich und seinem Feinde zu behaupten, läßt er es selten zum Schusse kommen, fliegt aber auch nicht auf, sondern bewegt sich immer in einer sich gleich bleibenden Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten vor dem Jäger dahin. Er ist erstaunlich klug und lernt nach den ersten Schüssen, welche auf ihn oder andere seiner Art abgefeuert wurden, auf das genaueste abschätzen, wie weit das Jagdgewehr des Schützen trägt; er unterscheidet diesen aber auch sofort von anderen Menschen, da ihn alles auffallende zur Vorsicht mahnt. Bei meiner Ankunft in Chartum lebte er mit den Metzgern, welche in einem vor der Stadt liegenden Schlachthause ihr Handwerk trieben, im besten Einvernehmen, fand sich ohne Furcht vor dem Hause oder in ihm selbst ein, erbettelte sich die Abfälle oder belästigte die Leute so lange, bis sie ihm etwas zuwarfen. Keiner der Schlächter dachte daran, ihn zu verfolgen; man ließ sich möglichst viel von ihm gefallen und erlaubte sich höchstens, ihm durch einen Steinwurf anzuzeigen, wenn er zu unverschämt wurde. Jedenfalls hatte der Vogel bis zu unserer Zeit keine Nachstellungen erfahren; denn auch die damals in Chartum lebenden Europäer ließen ihn unbehelligt, weil sie seinen Werth nicht kannten, wenigstens nicht wußten, daß er Erzeuger köstlicher Federn war. Bei unserem ersten Jagdausfluge fiel ein Marabu dem Forschungseifer zum Opfer, und von der Stunde an änderten die Genossen ihr Benehmen. Sie kamen allerdings nach wie vor noch zum Schlachthause, stellten aber fortan regelmäßig Wachen aus und entflohen, sowie ein weißes Gesicht oder ein weiß gekleideter Mensch nur von weitem sich sehen ließ. Es wurde uns schwer, so viele zu erlegen, wie wir für unsere Sammlungen nothwendigerweise bedurften, und an ein Sammeln von

Marabufedern war nicht zu denken. Nach der gehaltenen Mahlzeit entfernten sich die Marabus von dem Schlachtplatze, flogen nach dem Nile hin, fischten dort noch ein wenig und erhoben sich hierauf in der Regel, um während der heißesten Stunden des Tages in ungemessener Höhe zu kreisen, vielleicht auch, um sicheren Ruheplätzen zuzufliegen, von denen aus sie gegen Abend wiederum zurückzukehren pflegten. Der Flug ist wahrhaft prachtvoll, majestätisch, dem der Geier ähnlicher als dem unseres Storches; der Hals wird dabei ausgestreckt, aber, vielleicht des schweren Schnabels wegen, etwas nach unten gesenkt, die Flügelspitzen, wie bei einzelnen Geiern und Adlern, etwas in die Höhe gehoben, der Flügel überhaupt selten bewegt.

Wahrscheinlich gibt es keinen Vogel, welcher an Gefräßigkeit dem Marabu gleich käme. Seine natürliche Nahrung besteht in allen denkbaren Wirbelthieren, von der Größe einer Ratte oder eines jungen Krokodiles an bis zur kleinsten Maus herab; er frißt jedoch auch Muscheln, Spinnenthiere, Kerfe und mit Vorliebe Aas. Wir zogen aus seinem Kropfe ganze Rinderohren und ganze Rinderbeine sammt den Hufen hervor, auch Knochen von einer Größe, daß sie ein anderer Vogel gar nicht hätte verschlingen können, beobachteten, daß er blutgetränkte Erde oder blutbefleckte Fetzen hinunterschlang, bemerkten wiederholt, daß flügellahm geschossene im Laufen gleich noch einen guten Bissen aufnahmen. Einmal sah ich zehn bis zwölf Marabus im Weißen Flusse Fische fangen. Sie besitzen darin viel Geschicklichkeit, schließen einen Kreis und treiben sich Fische gegenseitig zu. Einer von ihnen hatte das Glück, einen großen Fisch zu erhaschen, welcher alsbald hinabgewürgt, einstweilen aber noch im Kropfsacke aufbewahrt wurde. Der Fisch zappelte in dem Kropfe herum und dehnte ihn fußlang aus. Sofort stürzten sich alle Marabus auf den glücklichen Fänger los und schnappten so ernstlich nach dessen Kropfe, daß er sich genöthigt sah, die Flucht zu ergreifen, um den Fangversuchen ein Ziel zu setzen. Mit Geiern und Hunden liegt der Marabu stets im Streite. Er fällt mit den Geiern regelmäßig auf das Aas und weiß seinen Platz zu behaupten. Ein Ohrengeier, welcher die Speise zerreißen, namentlich die Höhlen aufbrechen muß, steht seinen Mann; aber den Marabu vertreibt er nicht; denn dieser weiß sich zu vertheidigen und theilt mit seinem Keilschnabel nach rechts und links so kräftige Hiebe aus, daß er sich unter allen Umständen seinen Antheil sichert. Von seiner Gefräßigkeit gab er mir einen Beweis, welcher mich mit Entsetzen erfüllte. Mein brauner Diener hatte einem Vogel dieser Art durch einen Schuß beide Flügelknochen und einen Fuß zerschmettert, aber versäumt, das verstümmelte Thier sogleich zu tödten, und brachte es noch lebend in unsere Wohnung. Hier wurden gerade Geier abgebalgt und das Fleisch von den Beinen und Flügeln, die Hälse ꝛc. lagen in Haufen umher. Tomboldo, der Jäger, warf den Marabu einem der Abbälger zu, der Vogel brach natürlich sofort zusammen, lag kläglich da, begann aber dennoch sofort Massen des Fleisches zu verschlingen. Ich tödtete ihn augenblicklich.

Die Jagd bleibt stets schwierig, weil die außerordentliche Scheu der Vögel dem Jäger sein Handwerk verleidet. Nicht einmal auf den Schlafplätzen kann man mit Sicherheit darauf rechnen, diese klugen Vögel zu überlisten. Einige, welche wir beunruhigt hatten, flogen während der ganzen Nacht über den Schlafbäumen hin und her, ohne sich wieder zu setzen, und diejenigen, welche bei den Schlachthäusern einmal geängstigt wurden, konnten uns Jäger zur Verzweiflung bringen. Leichter noch gelingt der Fang, wenn auch bloß den Eingeborenen, an welche die Marabus gewöhnt sind. Man bindet ein Schafbein an einen dünnen, aber festen, langen Faden und wirft es unter die übrigen Abfälle. Der Marabu schlingt es hinab und wird wie an einer Angel gefangen, noch ehe er Zeit hat, den eingewürgten Knochen wieder von sich zu geben.

Auf diese Weise gelangten mehrere Kropfstörche in meinen Besitz, und ich habe die gefangenen, trotz ihrer ungeheueren Gefräßigkeit, stets gern gehalten, weil sie bald ungemein zahm und zutraulich wurden. Wenn wir Vögel abbalgten, standen sie ernsthaft zuschauend nebenan und lauerten auf jeden Bissen, welcher ihnen zugeworfen wurde, fingen denselben höchst geschickt, beinahe unfehlbar aus der Luft und zeigten sich gegen den Pfleger sehr dankbar. Der erste, welchen ich besaß, kam mir entgegen, nickte mit dem Kopfe, klapperte wie ein Storch laut mit dem Schnabel, um mir

seine Freude auszudrücken, und umtanzte mich unter den lustigsten Geberden. Seine Anhänglichkeit verlor sich übrigens zum Theile, nachdem er einen Gefährten erhalten hatte, und als ich ihn nach einer zweimonatlichen Reise wiedersah, kannte er mich nicht mehr. In unseren Thiergärten fehlt der Marabu nicht, weil er mehr als jeder andere Vogel seiner Größe als Schaustück gilt. Man darf ihn unter allerlei Geflügel halten, ohne für dasselbe besorgt sein zu müssen; denn er erwirbt sich nämlich schon in den ersten Tagen eine so unbedingte Oberherrschaft auf dem Futterplatze, daß groß und klein sich vorsichtig vor ihm zurückzieht und ihn seinen Hunger zuerst stillen läßt. Hat er jedoch einmal gefressen, dann ist er das gutmüthigste Vieh unter der Sonne und fängt, ungereizt, mit keinem anderen Geschöpfe Händel an. Aber man darf den kräftigen Vogel auch mit anderen, gefährlicheren Thieren zusammenbringen, ohne für ihn fürchten zu müssen. Ein zahmer Marabu, welcher auf unserem Hofe in Chartum umherlief, hatte sich in kürzester Zeit die Achtung aller übrigen Thiere zu erringen gewußt und überzeugte sogar unsere junge, neckluftige Löwin, welche aus reinem Uebermuthe einen Angriff auf ihn versuchte, daß mit ihm nicht zu spaßen. Unmittelbar nach geschehenem Angriffe drehte er sich gegen die Löwin, schritt muthig auf sie zu und versetzte ihr mit dem gewaltigen Keilschnabel so fühlbare Hiebe, daß Bachida für gut fand, eiligst den Rückzug anzutreten, und schließlich, verfolgt von dem kühnen Vogel, an einer Wand emporkletterte, um sich nur zu retten.

*

Der Leib der Klaffschnäbel (Anastomus) ist verhältnismäßig schlank, der Kopf klein, der Schnabel dick, seitlich zusammengedrückt, an den Rändern eingezogen und besonders dadurch ausgezeichnet, daß die fein gezähnelten Schneiden nur an der Wurzel und an der Spitze sich vereinigen, in der Mitte aber klaffen, der Fuß storchartig, der Flügel groß, breit und spitzig, da in ihm die erste und zweite Schwinge die anderen überragen, der zwölffederige Schwanz kurz, das Gefieder glatt anliegend.

Der Klaffschnabel (Anastomus lamelligerus, Hians capensis, Hiator lamelligerus) steht an Größe dem gemeinen Storche etwas nach; seine Länge beträgt ungefähr sechsundachtzig, die Fittiglänge zweiundvierzig, die Schwanzlänge neunzehn Centimeter. Das Gefieder unterscheidet sich von dem der übrigen Störche dadurch, daß die Schäfte aller Federn des Halses, Bauches und der Schenkel ungefähr in derselben Weise wie beim Seidenschwanze oder dem Sonneratshuhne an der Spitze in lange, schmale, hornartige oder knorpelige Plättchen umgestaltet sind. Diese und die Schäfte schimmern grünlich und purpurfarben und verleihen dem Gefieder, welches sonst schwarz erscheinen würde, eine eigene Schönheit. Das Auge ist röthlich, der nackte Zügel, die Kehle und der Kehlflecken gelblichgrau, der hornige Schnabel gelblich, der Fuß schwarz. Dem Gefieder des jungen Vogels fehlen die Hornplättchen, und die allgemeine Färbung scheint demgemäß düster, der Hauptsache nach bräunlichgrau.

Durch die neueren Forschungen konnte festgestellt werden, daß der Klaffschnabel die Mitte und den Süden Afrikas und ebenso Mosambik bewohnt. Ich beobachtete ihn am Blauen Flusse, nicht nördlich des funfzehnten Grades der Breite, hier aber manchmal in sehr zahlreichen Scharen, welche dicht gedrängt längs des Flußufers und theilweise im Wasser saßen und bezüglich hier fischten, sich stets zusammenhielten und mit anderen Thieren wenig abgaben, obwohl auch sie sich zeitweilig auf dem allgemeinen Sammelplatze des Sumpfgeflügels einfanden; Heuglin fand ihn an allen Zuflüssen des Blauen und Weißen Niles sowie an allen stehenden Gewässern des zwischen beiden genannten Strömen liegenden Landes, Kordofâns und Tâkas, auf. Jules Verreaux vergleicht die Lebensweise des Klaffschnabels mit der der Reiher: ich muß sagen, daß der Vogel durch seine Haltung, seinen Gang wie durch seinen Flug als echter Storch sich kennzeichnet. Im Stehen hält sich der Vogel, wie Heuglin richtig schildert, aufrecht, krümmt den Hals S-förmig

und läßt den Schnabel meist auf dem Kropfe ruhen. Seine Bewegungen sind ernst und gemessen; der Flug dagegen ist leicht, gefällig, oft schwimmend, beim Aufstehen geräuschvoll. Die Stimme(?) besteht, laut Heuglin, in einem rauhen, rabenartigen Krächzen.

Vor Tagesgrauen, oft auch im dichtesten Nebel, erscheint er an Brüchen, Sümpfen und Regenteichen, laut Pollen auch an der Seeküste, um ein- und zweischalige Muscheln, Fische und



Klaffschnabel (Anastomus lamelligerus). 1/4 natürl. Größe.

Frösche zu fangen. Erstere bilden seine Hauptnahrung; er soll jedoch auch mit Krebsthieren, Heuschrecken und Würmern vorlieb nehmen und wurde von Heuglin auch auf dem Aase beobachtet. Die Schnecken fischt er aus dem Wasser, die Muscheln aus dem Schlamme heraus und weiß sie geschickt zu öffnen und ihres Fleisches zu berauben. Jerdon beobachtete an dem indischen Verwandten (Anastomus oscitans), in welcher Weise er hierbei verfährt. Der Vogel versicherte sich einer Muschel mit Hülfe des Fußes, drehte und wendete sie, bis sie ihm richtig zu liegen kam, und öffnete das Band so schnell mit seinem Schnabel, daß man nicht sehen konnte, in welcher Weise er es vollbrachte. Darauf senkte er die Spitze des Schnabels in die geöffnete Muschel, arbeitete ein wenig und zog das Thier hervor. Jerdon sah ihn dasselbe wiederholt thun und bezweifelt nicht, daß er mit einer Flußmuschel ebenso schnell fertig wird.

Laut Kirk nistet der Klaffschnabel auf Bäumen, nach Livingstone's Beobachtungen siedelweise im Röhrichte. Eier, welche von Heuglin als von diesem Vogel herrührend bezeichnet wurden, sind dreiundsechzig Millimeter lang, sechsundvierzig Millimeter dick, stumpf eigestaltig, rauhschalig und weiß.

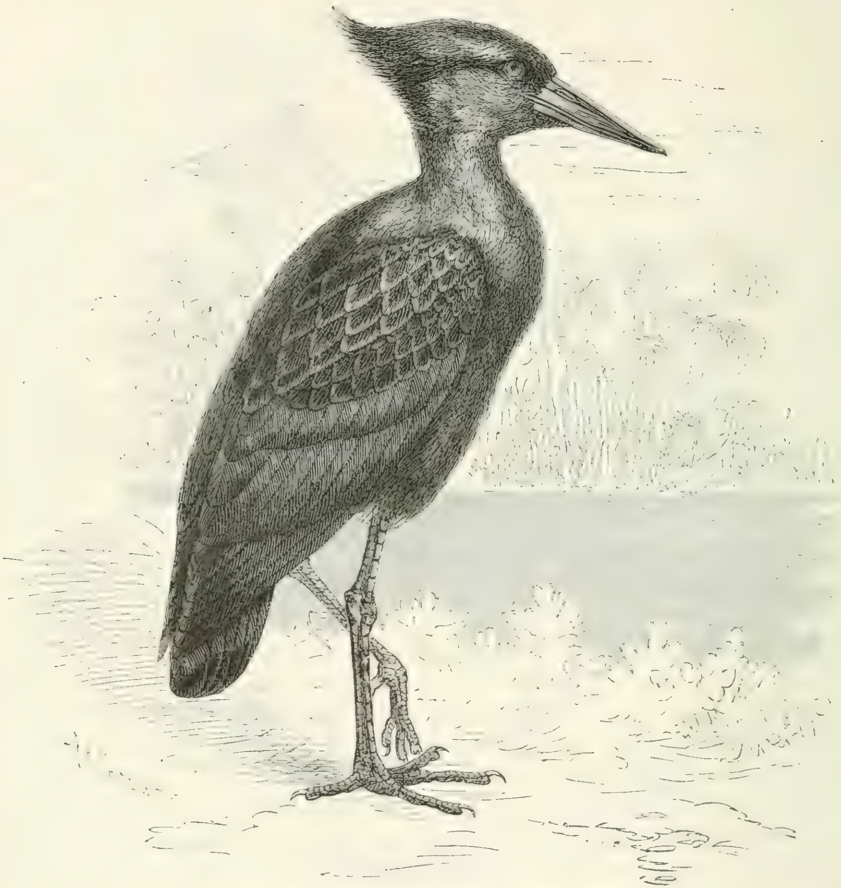
Im Inneren Afrikas ist der Klaffschnabel gar nicht, an der Küste sehr scheu, seine Jagd daher dort so leicht, daß einer meiner Jäger nicht weniger als acht Stück mit einem Schusse erlegen konnte, hier hingegen schwierig. Am Sambesi verspeist man die Jungen als Leckerbissen, auf Madagaskar wohl auch die Alten, da Pollen deren Fleisch als wohlschmeckend rühmt.

Eine besondere Familie, die der Hammerköpfe (Scopidae), vertritt der Schattenvogel (Scopus umbretta, Cepphus scopus, Ardea fusca). Der Leib ist gedrungen und fast walzig, der Hals kurz und dick, der Kopf verhältnismäßig groß, der Schnabel hoch, länger als der Kopf, seitlich sehr zusammengedrückt, gerade, an der Spitze herabgebogen, der Fuß mittellang, die Verbindungshaut zwischen den Zehen tief ausgeschnitten, der Fittig breit und stark abgerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der zwölffederige Schwanz mittellang, das Kleingefieder dicht und lang, am Hinterkopfe einen vollen Busch bildend, die Färbung fast gleichmäßig umberbraun, auf der Unterseite wie gewöhnlich etwas heller; die Schwungfedern sind dunkler als der Rücken und glänzend; die Steuerfedern tragen eine breite purpurbraune Binde am Ende und mehrere unregelmäßige schmale Bänder am Wurzeltheile. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarzbraun oder ebenfalls schwarz. Die Länge beträgt sechsundfunfzig, die Breite einhundertundvier, die Fittiglänge einunddreißig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter. Das Weibchen unterscheidet sich nicht vom Männchen.

Man kennt diesen Reihervogel aus allen Ländern des Inneren von Afrika, aus dem Süden des Erdtheiles, einschließlich Madagaskars, und ebenso aus Südarabien; er scheint jedoch nirgends häufig zu sein. Er bevorzugt das Tiefland, steigt aber, nach Heuglins Befund, im Inneren von Habesch bis zu dreitausend Meter unbedingter Höhe im Gebirge empor. Ich habe den Schattenvogel in den von mir bereisten Ländern mehrfach, jedoch immer nur einzeln oder paarweise beobachtet. Er ist eine auffallende Erscheinung. Im Sitzen fehlt ihm die schmucke Haltung der Reiher; der Hals wird sehr eingezogen, die Holle gewöhnlich dicht auf den Rücken gelegt, so daß der Kopf auf den Schultern zu ruhen scheint. Hartmann meint, das Aussehen erinnere beinahe an das eines Rabenvogels, und wären nicht der Schopf und die dünnen Stelzbeine, die Täuschung könnte kaum größer sein. Ich möchte eine noch größere Aehnlichkeit zwischen ihm und gewissen Ibissen finden. Wenn er sich ungestört weiß, spielt er mit seiner Haube, indem er sie bald aufrichtet und bald niederlegt; oft aber steht er minutenlang ohne jegliche Bewegung auf einer und derselben Stelle. Der Gang ist leicht und zierlich, aber gemessen, nicht rennend; der Flug erinnert am meisten an den eines Storches: der Schattenvogel fliegt gern geradeaus, schwebt viel und steigt oft in bedeutende Höhen empor, wenn er sich von einer Stelle des Wassers zur anderen begeben will. Eine Stimme habe ich nie von ihm vernommen; nach Heuglin soll er ein rauhes Quaken ausstoßen.

In der Regel bemerkt man den Vogel nur an Waldbächen oder doch an den Ufern des Stromes da, wo der Wald bis an dieselben heranreicht. Am lebhaftesten zeigt er sich in der Morgen- und Abenddämmerung; übertages sitzt er, offenbar schlafend, unbeweglich auf einer und derselben Stelle oder treibt sich im tiefsten Schatten des Waldes still und gemächlich umher, bald wie ein Sumpfvogel im Wasser watend, bald nach Art der kleinen Reiher von dem Uferrande Nahrung wegnehmend. Nach meinen Beobachtungen bilden Fische den Haupttheil seiner Mahlzeiten; durch andere Beobachter wissen wir, daß er auch Muscheln, Lurche, insbesondere Frösche, kleine Schlangen und Krebsthiere oder Würmer und Kerbthierlarven verzehrt. Das Paar hält

sich nicht besonders nahe zusammen; jeder Gatte scheint vielmehr seinen eigenen Weg zu gehen und sich nur zuweilen mit dem anderen zu vereinigen. Er ist nicht besonders scheu, aber doch nach Art aller Reihervögel vorsichtig, unterscheidet sich jedoch von seinen klügeren Zunftverwandten dadurch, daß er, wenn er sich verfolgt sieht, nicht sogleich sein Heil in der Flucht sucht, sondern bloß ein paar hundert Schritte weit fortfliegt, dort den Verfolger wieder erwartet und von neuem weitergeht. Nach Heuglins Beobachtungen erschreckt ihn zuweilen das Erscheinen eines Menschen nicht



Schattenvogel (Scopus umbretta). 1/5 natürl. Größe.

im geringsten; ja, es kommt vor, daß er, angelockt durch den Hufschlag der Reitthiere, niedrigen, schwankenden Fluges herbeieilt, um die Ruhestörer in der Nähe zu betrachten.

Das riesengroße, durch den runden Eingang ausgezeichnete Nest habe ich mehrmals gesehen, ohne es zu erkennen. Seine Beschreibung verdanken wir Delegorgue und Jules Verreaux. Diejenigen, welche ich sah, standen meist in den untersten Stamm- oder Astgabeln der Mimosen, nicht eben hoch über dem Boden; nach Jules Verreaux werden die Nester aber auch auf Baumästen oder auf hohen Büschen angelegt. Alle sind aus Reisern und Lehm kunstvoll zusammengemauert. Aeußerlich hat der Bau anderthalb bis zwei Meter im Durchmesser und beinahe ebenso viel an Höhe, da er kuppelförmig überwölbt ist. Das Innere enthält drei vollkommen getrennte Räume: ein Vorzimmer, einen Gesellschaftsraum und das Schlafgemach. Diese Zimmer sind ebenso schön gemauert wie das äußere, ihre Eingänge eben nur so groß, daß der Vogel durchzukriechen



Band VI. Schuhschnabel.

vermag. Der hintere Raum liegt höher als die beiden vorderen, so daß im Falle der Noth eingedrungenes Wasser abfließen kann; das ganze ist aber so trefflich gearbeitet, daß selbst starke Regengüsse keinen Schaden thun, und wenn dies dennoch der Fall sein sollte, sind die Bewohner rasch bei der Hand, um denselben geschickt wieder auszubessern. Das Schlafzimmer ist das geräumigste, liegt zu hinterst, und hier ist es, wo beide Geschlechter abwechselnd brüten. Auf weichem Polster von Schilf und verschiedenen anderen Pflanzentheilen liegen daselbst die drei bis fünf weißen, vierundvierzig Millimeter langen, dreiunddreißig Millimeter dicken Eier, aus denen das Gelege besteht; der mittlere Raum des Nestes dient zur Niederlage der Jagdbeute: man kann hier zu allen Zeiten, als Beweis überreichlicher Vorräthe, Knochen eingetrockneter oder verwester Thiere sehen. Im Vorzimmer, dem kleinsten von allen dreien, hält sich der Wachtposten auf, welcher, stets auf der Lauer stehend, durch sein heiseres Geschrei den Gefährten warnt und zur Flucht antreibt. Verreaux bemerkte, daß die Schildwache immer auf dem Bauche lag und den Kopf ausstreckte, um eine herannahende Gefahr sogleich zu bemerken. Wie bei den Reihern dauert es lange, bis die jungen Schattenvögel das Nest verlassen. Bis dahin sind beide Alte unermüdlich beschäftigt, ihnen, zumeist kurz nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang, Nahrung zuzuschleppen. Die fast nackten Jungen zeigen Spuren eines graubraunen Flaumes.

Neuerdings haben Monteiro und Middleton über den Nestbau berichtet. Ersterer sagt, daß die Eingeborenen Angolas versichern, der Schattenvogel baue kein eigenes Nest, sondern lasse andere Vögel für sich arbeiten; Middleton aber sah den Eigener selbst Neststoffe herbeischleppen. Einmal fand letztgenannter Forscher drei Nester auf einem und demselben Baume und eines dicht daneben, nur zwei Meter über dem Boden. Die Bauten waren so fest, daß sie einen Menschen trugen, die Kammern aber so klein, daß sie kaum Raum gewährten.

Mancherlei Sagen über den Schattenvogel laufen um unter den Völkern, welche ihn kennen; so z. B. glauben die Angolaner, daß derjenige, welcher sich mit dem Vogel in einem und demselben Gewässer bade, unfehlbar einen Hautausschlag davontragen müsse. Auch die Neger des Gazellenflusses beunruhigen seine Niststände nicht.

Der absonderlichste Vogel Afrikas, einer der eigenartigsten des Erdballes, ist der Schuhschnabel (Balaeniceps rex), Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Balaeniceps) und Familie (Balaenicipidae). Ihn kennzeichnen massiger Leib, dicker Hals und großer Kopf, der gewaltige, einem plumpen Holzschuhe nicht unähnliche, auf der Firste seicht eingebogene, gekielte, starkhakige Schnabel, dessen breite Unterkiefer bis zu ihrer Verbindungsstelle durch eine lederige Haut verbunden werden, die sehr hohen Beine und großen Füße, deren lange Zehen mit kräftigen Nägeln bewehrt sind, die breiten und langen Flügel, unter deren Schwingen die dritte und vierte die längsten, der mittellange, gerade, zwölffederige Schwanz und das großfederige, ziemlich weiche Kleingefieder, welches am Hinterhaupte einen kurzen Schopf bildet. Ein schönes Aschgrau ist die Grundfärbung des Gefieders; die Ränder der größeren Federn sind lichtgrau, die Schwingen und Steuerfedern grauschwarz. Das Auge ist hellgelb, der Schnabel hornfarben, der Fuß schwarz. Junge Vögel tragen ein schmutzig oder rostig braungraues Kleid. Die Länge beträgt einhundertundvierzig, die Breite zweihundertzweiundsechzig, die Fittiglänge dreiundsiebzig, die Schwanzlänge fünfundzwanzig Centimeter. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner.

Dieser Riese der Sumpfvögel lebt, nach Heuglins und Schweinfurths Beobachtungen, einzeln, paarweise und in zerstreuten Gesellschaften, möglichst fern von allen menschlichen Ansiedelungen in den ungeheueren, meist unzugänglichen Sümpfen des Weißen Nils und einigen seiner Nebenflüsse, insbesondere im Lande der Kitsch- und Nuër-Neger, zwischen dem fünften und achten Grade nördlicher Breite. An anderen Gewässern Innerafrikas ist er noch nicht beobachtet worden.

Gewöhnlich sieht man ihn hier an den mit dichtem Schilfe und Papyrusstauden umgebenen Lachen inmitten dieser Sümpfe fischen oder aber auf einem der auf trockeneren Stellen der Sümpfe sich erhebenden Termitenhügel bewegungslos, nicht selten auf einem Beine, stehen, um von hier aus Umschau zu halten oder zu verdauen. Scheu und vorsichtig erhebt er sich bei Annäherung eines Menschen schon aus weiter Entfernung unter lautem Geräusche und fliegt dann niedrig und schwer über das Rohr hin, welches ihn dem Auge bald entzieht. Wird er dagegen durch Schüsse in Furcht gesetzt, so erhebt er sich hoch in die Luft, kreist und schwebt längere Zeit umher, kehrt aber, so lange er verdächtige Menschen gewahrt, nicht wieder zum Sumpfe zurück. An freies Wasser kommt er wohl auch einmal, immer aber selten.

In seinem Gange und Fluge ähnelt der Schuhschnabel dem Marabu, trägt jedoch den Leib mehr wagerecht und läßt den schweren Kopf auf dem Kropfe ruhen. Im Fluge zieht er den Hals ein, wie Reiher thun. Der einzige Ton, welchen er von sich gibt, ist ein lautes Knacken und Klappern mit dem Schnabel, welches an das Storchgeklapper erinnert. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Fischen, und sie weiß er, oft bis zur Brust im Wasser stehend, den gewaltigen Schnabel nach Reiherart plötzlich vorstoßend, geschickt zu fangen. Zuweilen soll er auch, nach Gewohnheit der Pelekane, mit anderen seiner Art förmliche Treibjagden abhalten, indem er mit den Genossen einen Kreis bildet und, schreitend und mit den Flügeln schlagend, die Fische auf seichte Uferstellen zu drängen sucht. Petherick versichert, daß er Wasserschlangen fange und tödte, auch die Eingeweide todter Thiere nicht verschmähe und, um zu ihnen zu gelangen, nach Art des Marabu den Leib eines Aases aufreiße, gründet diese Angaben aber nicht auf eigene, sondern auf die Beobachtungen seiner Leute und dürfte hinsichtlich der Schlangen falsch berichtet haben, da ein Flösselhecht (Polypterus) die „Schlange des Flusses" genannt wird.

Die Brutzeit fällt in die dortige Regenzeit, also in die Monate Juni bis August. Der Schuhschnabel erwählt zur Anlage seines Nestes eine kleine Erhöhung im Schilfe oder Grase, entweder unmittelbar am Rande des Wassers oder inmitten des Sumpfes, am liebsten da, wo umgebendes Wasser den Zugang erschwert, und fügt hier aus zusammengehäuften lockeren Stengeln der Sumpfpflanzen ein sehr großes, oft durch Rasen- oder Schlammstücke befestigtes und fast meterhohes Nest zusammen. Die Eier sind, nach Heuglins Angabe, verhältnismäßig klein, etwa achtzig Millimeter lang und fünfundfunfzig Millimeter dick, eigestaltig, weiß, frisch etwas bläulich angeflogen, später, infolge des Bebrütens, bräunlich beschmutzt; die dicke, feinkörnige Schale scheint dunkelgrün durch und hat einen glatten Kalküberzug, in welchem sich häufig äußere Eindrücke finden, und der hier und da blasig ist oder an der Spitze fast ganz fehlt. Derselbe Naturforscher versichert, daß das aus dem Neste genommene Junge sich sehr leicht mit Fischen erhalten und zähmen läßt, Petherick hingegen, daß alle die Jungen, welche durch seine Leute ausgenommen wurden, gestorben seien und er deshalb genöthigt worden wäre, solche durch Hühner ausbrüten und mühselig aufatzen zu lassen. Daß diese Mittheilung unwahr ist, bedarf für den Kundigen keines Beweises, so zweifellos es auch ist, daß es Petherick war, welcher im Jahre 1860 lebende Schuhschnäbel nach London brachte.

—

Der Leib der Reiher (Ardeidae), welche die reichhaltigste, gegen siebzig Arten umfassende Familie der Unterordnung bilden, ist auffallend schwach, seitlich ungemein zusammengedrückt, der Hals sehr lang und dünn, der Kopf klein, schmal und flach, der Schnabel in der Regel länger als der Kopf, mindestens ebenso lang, ziemlich stark, gerade, seitlich sehr zusammengedrückt, auf Firste und Kiel schmal, an den etwas eingezogenen Mundkanten schneidend scharf, nächst der Spitze gezähnelt, mit Ausnahme der Nasengegend mit glatter, harter Hornmasse bekleidet, das Bein mittelhoch, der Fuß langzehig, die Kralle der mittleren Zehe auf der Innenseite fein kammartig gezähnelt, der Flügel lang und breit, vorn aber stumpf, weil die zweite, dritte und vierte Schwinge fast gleiche

Länge haben, der aus zehn bis zwölf Federn gebildete Schwanz kurz und abgerundet, das Kleingefieder sehr reich, weich und locker, am Scheitel, auf dem Rücken und an der Oberbrust oft verlängert, theilweise auch zerschlissen, seine Färbung eine sehr verschiedenartige und nicht selten ansprechende, obgleich eigentliche Prachtfarben nicht vorkommen. Ganz eigenthümlich sind zwei kissenartige, mit hellgelbem oder gelblichweißem, seidigem, flockigem oder zottigem Flaum bekleidete Stellen auf jeder Seite des Leibes, von denen eine unter dem Flügelbuge über der Brusthöhle, die andere neben dem Kreuzbeine an der Bauchseite liegt. Die Geschlechter unterscheiden sich äußerlich höchstens durch die etwas verschiedene Größe; die Jungen tragen ein von dem der Alten abweichendes, minder schönes Gefieder.

Am Knochengerüste fällt die Schlankheit des Halses, der Rippen und Hinterglieder auf; das sehr gestreckte Schädelgerüst erinnert an das eines Lappentauchers oder Eisvogels; die Hirnschale ist niedrig, flach gewölbt, die Hinterhauptsleiste scharf, das Hinterhauptsloch groß, die Scheidewand der Augenhöhle durchbrochen, das Riechbein klein, das Thränenbein dagegen sehr groß, das Quadratbein durch vier zur Verbindung mit dem Unterkiefer dienende Gelenkköpfe ausgezeichnet. Die Wirbelsäule besteht aus sechzehn bis neunzehn schlanken, schmal gedrückten Halswirbeln, acht bis neun, nicht mit einander verschmolzenen Rückenwirbeln, deren letztere jedoch mit den Beckenwirbeln zu einem Stücke verwächst, und sieben bis neun kleinen, schwachen Schwanzwirbeln; von den acht bis neun Rippenpaaren sind die ersten drei falsch, fünf oder sechs haben den Rippenknochen; das Brustbein ist schwach, viereckig, sehr lang, sein Kiel hoch, sein Rand sehr bogenförmig, der kleine, schmale Mittelgriff deutlich vom Kiele geschieden. Die beiden Schlüsselbeine stehen mit ihren unteren und inneren Theilen hinter einander; der dünne, wenig gespreizte Gabelknochen erscheint merkwürdig wegen eines längeren unpaaren Fortsatzes, welcher von dem Vereinigungswinkel der beiden Seitentheile aus zwischen denselben nach oben aufsteigt; die Schulterblätter sind schmal, spitzig und wenig gebogen; im Gerüste der Vorderglieder zeigt sich der Oberarm stets länger als die Schulterblätter, der Vorderarm länger, der schlanke Handtheil kürzer als der Oberarm; das Becken ist schmal, an den Hintergliedern der Unterschenkel stets der längste Theil; die Wurzelglieder der hinteren und inneren Vorderzehen berühren sich. Die Zunge ist sehr lang, schmal, spitzig, an beiden Seitenrändern zugeschärft, weich, der schmale Zungenkern fast so lang wie die Zunge selbst und knorpelig; der kropflose Schlund bildet mit dem Vormagen und Magen einen einzigen langen Sack, ohne äußerliche merkliche Abtheilungen oder Einschnürungen; neben dem dünnwandigen Hauptmagen ist ein Nebenmagen vorhanden; der Darmschlauch erreicht das Zehn- bis Zwölffache der Rumpflänge, besitzt aber nur einen einzigen kleinen Blinddarm.

Die Reiher bewohnen alle Erdtheile, alle Gürtel der Höhe und mit Ausnahme der hochnordischen alle Länder. Schon innerhalb des gemäßigten Gürtels treten sie zahlreich auf, in den Wendekreisländern bilden sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung der Sümpfe und Gewässer. Einige Arten scheinen das Meer zu bevorzugen, andere halten sich an Flüssen, wieder andere in Sümpfen auf; einige lieben freiere Gegenden, andere Walddickichte oder Wälder überhaupt.

Das Wesen der Reiher ist nicht bestechend. Sie verstehen es, die wunderbarsten Stellungen anzunehmen: keine einzige von diesen aber kann anmuthig genannt werden; sie sind ziemlich bewegungsfähig: jede ihrer Bewegungen aber hat, mit der anderer Reihervögel verglichen, etwas schwerfälliges oder mindestens unzierliches. Ihr Gang ist gemächlich, langsam und bedächtig, ihr Flug keineswegs ungeschickt, aber einförmig und schlaff. Sie sind im Stande, im Röhrichte oder im Gezweige behend umherzuklettern, stellen sich dabei aber so an, daß dies ungeschickt aussieht; sie sind fähig zum Schwimmen, thun dies jedoch in einer Weise, daß sie unwillkürlich zum Lachen reizen. Ihre Stimme ist ein unangenehmes Gekreisch oder ein lautes, weithin schallendes Gebrüll, welches manchem Menschen unheimlich dünkt, die Stimme der Jungen ein widerwärtiges Gebelfer. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht obenan; der Blick des schönen, meist hell gefärbten Auges hat aber etwas tückisches, wie das einer Schlange, und das Wesen der Reiher

straft diesen Blick nicht Lügen. Unter allen Sumpfvögeln sind sie die hämischsten und boshaftesten. Sie leben oft in größeren Gesellschaften, dürfen jedoch schwerlich gesellige Vögel genannt werden; denn jeder ist neidisch auf des anderen Glück und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sein Uebelwollen zu bethätigen. Größeren Thieren weichen sie ängstlich aus, indem sie sich entweder entfernen oder durch sonderbare Stellungen unkenntlich zu machen suchen; kleineren gegenüber zeigen sie sich mordsüchtig und blutgierig, mindestens unfriedlich und zanklustig. Ihre Beute besteht vorzugsweise in Fischen; die kleineren Arten sind der Hauptsache nach Kerbthierfresser: aber weder diese noch die größten verschmähen irgend ein anderes Thier, welches sie erreichen können. Sie verzehren kleine Säugethiere, junge und unbehülfliche Vögel, Lurche verschiedener Art, vielleicht mit Ausnahme der Kröten, und ebenso Weichthiere und Würmer, vielleicht auch Krebse. Lautlos und höchst bedächtig, beutegierig das Wasser durchspähend, schleichen sie, den langen Hals so tief eingezogen, daß der Kopf auf den Schultern, die untere Schnabellade auf dem vorgebogenen Halse ruht, watend dahin; blitzschnell streckt sich der Hals plötzlich zu seiner ganzen Länge aus, und wie eine geschleuderte Lanze fährt der Schnabel auf die meist unrettbar verlorene Beute. In ähnlicher Weise vertheidigen sie sich Angreifern gegenüber. So lange wie möglich fliehen sie vor jedem stärkeren Feinde; gedrängt aber greifen sie wüthend an, zielen jederzeit nach dem Auge ihrer Gegner und können daher höchst gefährlich verwunden.

Alle Reiher nisten gern in Gesellschaft von ihresgleichen, verwandter und nicht verwandter Vogelarten. Ihre Nester, große, roh zusammengefügte Bauten, stehen entweder auf oder im Röhrichte auf zusammengeknickten Stengeln. Das Gelege enthält drei bis sechs ungefleckte, weißgrünliche oder blaugrünliche Eier. Nur das Weibchen brütet, wird aber inzwischen vom Männchen mit Nahrung versorgt. Die Jungen verweilen bis zum Flüggewerden oder doch fast bis zu dieser Zeit im Neste, werden nach dem Ausflattern noch eine Zeitlang geatzt, hierauf aber ihrem Schicksale überlassen.

Gut besetzte Reiheransiedelungen gewähren ein großartiges Schauspiel. „Es ist", so ungefähr schildert Baldamus, „im Anfange des Juni; die Rohre haben eine Höhe von reichlich zwei Meter erreicht und überdecken den trüben Wasserspiegel des weißen Morastes. Soweit das Auge reicht, schweift es über die Ebene, ohne einen Ruheplatz zu finden. Aber auf dem endlosen Grün und Blau stechen wundervolle, gelbe, graue, weiße und schwarze Gestalten prachtvoll ab: Silber-, Purpur-, Schopf- und Nachtreiher, Löffler, Ibisse, Scharben, Seeschwalben, Möven, Gänse und Pelekane. Auf den Bruchweiden und Pappeln, welche hier und da sich erheben, nisten die ersteren. Eine ihrer Ansiedelungen hat höchstens einen Umfang von einigen tausend Schritten, und die Nester sind nur auf hundert bis hundertundfunfzig Weiden zerstreut; aber viele dieser Bäume tragen zehn bis zwanzig Nester. Auf stärkeren Aesten der größeren Weiden stehen die Nester des Fischreihers, daneben, oft auf deren Rande ruhend, die des Nachtreihers; schwächere und höhere Zweige tragen jene des Seidenreihers und der Zwergscharbe, während tiefer unten auf den schlanken Seitenzweigen die kleinen, durchsichtigen Nester des Rallenreihers schwanken. Auf dem in Rede stehenden Horstplatze ist, wie gewöhnlich, der Nachtreiher am zahlreichsten vertreten, auf ihn folgt der Seidenreiher, der Fischreiher und endlich der Rallenreiher. Mit Ausnahme der Zwergscharbe sind alle so wenig scheu, daß wochenlang fortgesetztes Schießen sie nicht vom Platze vertrieben hat. Sie fliegen zwar nach einem Schusse ab, bäumen aber bald wieder auf, ja sie bleiben oft genug auf demselben Baume sitzen, welcher eben bestiegen wird. Hält man sich eine kurze Zeit in dem Kahne, unter den Bäumen, so beginnt bald das bunteste Treiben, und es folgen sich so überraschende und wechselvolle Auftritte, daß man nicht müde wird, dem nie gehabten Schauspiele zuzusehen. Zuerst klettern die Nachtreiher unter lebhaftem Geschreie und unter sonderbaren Grimassen von den oberen Zweigen auf ihre Nester herab, haben dies und jenes daran zurecht zu zupfen, die Eier anders zu schieben, sich nach allen Seiten hin umzudrehen und den großen, rothen Rachen gegen einen allzu nahe kommenden Nachbar unter heiserem Gekrächze weit aufzusperren; dann kommen die kleinen Silberreiher im leisen Fluge, dieser ein trockenes Reis zum Neste tragend, jener behend von

Zweig zu Zweig nach seinem Horste steigend, dazwischen in leichtem, eulenartigem Fluge die herrlichen gelben Gestalten der Schopfreiher; zuletzt nahen sich etwas vorsichtiger die Fischreiher. Das ist ein Lärm, ein Schreien, Aechzen, Knarren und Knurren durcheinander, ein Gewimmel von schneeweißen, gelben, grauen und schwarzen Irrwischen auf dem lichtblauen Grunde, daß Ohr und Auge verwirren und ermatten. Endlich wird es ruhiger; der Lärm nimmt ab. Die große Mehrzahl der Vögel sitzt brütend auf oder wachend neben dem Neste, nur einzelne fliegen, Neststoffe herbeitragend, ab und zu. Da fällt es plötzlich einem sich langweilenden Nachtreiher ein, irgend ein Reis von dem Neste seines Nachbars für das seinige passend zu finden, und das Geschrei, welches eben etwas verstummt war, beginnt von neuem. Wieder ein Piano; denn eigentliche Pausen gibt es da nicht. Woher nun jetzt das schreckliche Fortissimo? Sieh da, ein Milan, welcher funfzig Schritte davon seinen Horst hat, nimmt mit aller Ruhe in jeden seiner Fänge einen jungen Fischreiher. Der Alte geht murrend und drohend vom Horste, läßt den Räuber aber ruhig mit seinen Kindern davonziehen, während nur ein Versuch, seine gefährliche Waffe und seine Kraft anzuwenden, dieser und ähnlicher Schmarotzer Tod werden müßte. Einige Nachtreiher begleiten schreiend den unberufenen Friedensstörer; aber plötzlich ruft sie ein neues, stärkeres Geschrei zurück. Eine Elster hier, eine Nebelkrähe dort, hat sich die Entfernung zu nutze gemacht, um einige Eier fortzutragen. Die Nachbarn der beraubten erheben sich unter entsetzlichem Geschreie, während andere desselben Diebsgesindels über die eben verlassenen Nester herfallen und blitzschnell mit ihrer Beute davoneilen. Noch tönt das verworrene Angst- und Rachegeschrei; da rauscht es in der Luft und gebietet lautlose Stille. Der gewaltige König der Lüfte, ein mächtiger Aar, zog vorbei, hinüber nach jenem unzugänglichen Rohrdickichte, wo das laute Geschnatter der Gänse und Enten ebenso plötzlich verstummt. Drüben am Wiesenrande fällt ein Schuß, und die ganze Siedelung, bis auf die Nachtreiher, erhebt sich und mischt sich mit den tausenden, welche dort, aus dem seichten Wasser aufgeschreckt, flüchtig umherkreisen und sich endlich wieder niederlassen."

In Deutschland verfolgt man die Reiher an allen Orten eifrig, da sie in unseren Gewässern mehr schaden als jeder andere thierische Fischjäger. Da, wo sich ein Reiherstand befindet, ist es üblich, alljährlich ein sogenanntes Reiherschießen anzustellen, bei welchem soviele Reiher getödtet werden, als man tödten kann. Die Jagd ist übrigens auch nur in der Nähe dieser Reiherstände ergiebig, da die Scheu und Vorsicht der alten Reiher Nachstellungen gewöhnlich zu vereiteln weiß.

Hier und da fällt es einem eifrigen Liebhaber auch wohl ein, junge Reiher aufzuziehen und zu zähmen. Er hat dann Gelegenheit, die sonderbaren Stellungen des Vogels zu beobachten, kann ihn auch zum Aus- und Einfliegen gewöhnen und dahin bringen, daß er sich den größten Theil seines Futters selbst sucht, wird aber schwerlich besondere Freude an ihm haben; denn diese gewähren nur die kleinen und schön gefärbten Arten der Familie, nicht aber die bei uns vorkommenden Fisch- und Purpurreiher. In Thiergärten sieht man namentlich die südländischen Arten, welche durch ihr Gefieder allerdings zu fesseln wissen. Viele Arten schreiten im Käfige zur Fortpflanzung.

Der Fischreiher oder Reigel (Ardea cinerea, cineracea, vulgaris, cristata, rhenana und leucophaea) gilt gegenwärtig als Vertreter einer besonderen Untersippe (Ardea). Das Gefieder auf Stirn und Oberkopf ist weiß, auf dem Halse grauweiß, auf dem Rücken aschgrau, durch die verlängerten Federn bandartig weiß gezeichnet, auf den Seiten des Unterkörpers schwarz; ein Streifen, welcher vom Auge beginnt und nach dem Hinterhalse läuft, drei lange Schopffedern, eine dreifache Fleckenreihe am Vorderhalse und die großen Schwingen sind schwarz, die Oberarmschwingen und Steuerfedern grau. Das Auge ist goldgelb, die nackte Stelle im Gesichte grüngelb, der Schnabel strohgelb, der Fuß bräunlichschwarz. Die Länge beträgt einhundert bis einhundertundsechs, die Breite einhundertundsiebzig bis einhundertundachtzig, die Fittiglänge durchschnittlich

siebenundvierzig, die Schwanzlänge neunzehn Centimeter. Der junge Vogel sieht grauer aus als der alte und trägt auch keinen Federbusch.

Nach Norden hin reicht der Verbreitungskreis des Fischreihers bis zum vierundsechzigsten Grade; nach Süden hin kommt er fast in allen Ländern der Alten Welt vor, und zwar nicht bloß als Zug-, sondern auch als Brutvogel. Ich habe ihn noch tief im Inneren Afrikas angetroffen; andere Forscher fanden ihn im Westen und Süden Afrikas. In Indien ist er gemein, und von hier aus streift er gewiß bis auf eine oder die andere Insel von Oceanien hinüber. Im Norden ist er Zug-, im Süden wenigstens Strichvogel. Von Deutschland aus wandert er im September und Oktober weg und bezüglich durch, reist gemächlich den großen Strömen entlang, erscheint im Oktober überall in Südeuropa und fliegt endlich nach Afrika hinüber. Im März und April kehrt er zurück. Auf der Wanderschaft schließt sich einer dem anderen an, und so bilden sich zuweilen Gesellschaften, welche bis funfzig Stück zählen. Sie reisen stets bei Tage, aber in hoher Luft langsam dahinfliegend und in der Regel eine schräge Linie bildend. Heftiger Wind macht ihre Wanderung unmöglich; Mondschein bewegt sie zuweilen, des Nachts zu reisen.

Derselben Untersippe gehört der Purpurreiher, Braun-, Zimmet- oder Bergreiher (Ardea purpurea, purpurata, rufa, variegata, monticola und caspia), an. Oberkopf und Schopffedern, ein vom Schnabel zum Hinterkopfe sowie ein auf jeder Halsseite verlaufender Streifen sind schwarz, Kopf- und Halsseiten, die flatternden Schulterfedern und die Schenkel zimmetrothbraun, Kinn und Kehle weiß, die flatternden Vorderhalsfedern rostfahlweiß, schwarz geschaftet, Hinterhals und Nacken aschgrau, die übrigen Obertheile dunkel graubraun, grünlich schimmernd, die Flügeldeckfedern heller, Brust-, Bauch- und Schenkelseiten dunkel purpurbraunroth, die übrigen Untertheile schwarz, die Schwingen schwarz, die Deckfedern am Handrande und die unteren Flügeldecken rostzimmetroth, die Schwanzfedern graubraun. Beim jungen Vogel ist das Gefieder vorherrschend rostroth, unterseits fahlweiß gesäumt. Das Auge ist orangegelb, der Schnabel grünlich wachsgelb, der Fuß röthlichgelb, Lauf- und Zehentheil schwärzlichbraun. Die Länge beträgt durchschnittlich neunzig, die Breite einhundertunddreißig, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet dieses in Deutschland seltenen Reihers umfaßt Mittel-, Süd-, Ost- und Westeuropa, den größten Theil Mittel- und Südasiens und Afrika. In Holland, Ungarn, Galizien sowie den Ländern ums Mittelländische, Schwarze und Kaspische Meer ist er Brutvogel.

Von Afrika, seinem heimatlichen Erdtheile aus soll sich auch der Schwarzhalsreiher (Ardea melanocephala oder atricollis) nach Europa, und zwar nach Südfrankreich, verflogen haben. Oberkopf und Oberhals sind tief schwarz, alle übrigen Obertheile dunkel, die Untertheile, mit Ausnahme der weißen Kehle, hell aschgrau, jene grünlich schimmernd, die flatternden Federn des Rückens an der Spitze weißlich grau, die des Vorderhalses aschgrau, schwarz geschaftet und weiß gesäumt, die Schwingen und Schwanzfedern dunkel schiefergrau. Das Auge ist hellgelb, der Oberschnabel braunschwarz, der Unterschnabel bräunlichgelb, der Fuß grünlichschwarz. Die Länge beträgt fünfundneunzig, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge funfzehn Centimeter.

Endlich mag noch der aus Mittel- und Südafrika stammende Riesenreiher (Ardea Goliath, gigantodes und nobilis, Andromega Goliath und nobilis) aufgeführt werden. Oberkopf und Schopffedern, Kopf und Flügelbug und Untertheile, mit Ausnahme der weißen Kehle, sind kastanienrothbraun, Hinterhals und Halsseiten heller, die übrigen Obertheile bläulich aschgrau, die flatternden Vorderhalsfedern außen weiß, innen schwarz, oft auch rostbraun geschaftet. Das Auge ist gelb, der Zügel grün, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel an der Spitze grüngelb, an der Wurzel veilchenfarben, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt einhundertsechsund-

dreißig, die Breite einhundertsechsundachtzig, die Fittiglänge fünfundfunfzig, die Schwanzlänge einundzwanzig Centimeter.

Alle genannten Reiher ähneln in ihrem Thun und Treiben dem Fischreiher so, daß ich mich auf dessen Lebensschilderung beschränken darf.

Gewässer aller Art, vom Meere an bis zum Gebirgsbache, bilden dessen Aufenthaltsort, bezüglich dessen Jagdgebiet; denn die einzige Bedingung, welche er an das Gewässer zu stellen hat, ist



Riesenreiher (Ardea Goliath), im Hochzeitskleide. 1/5 natürl. Größe.

Seichtigkeit. Er besucht die kleinsten Feldteiche, Wassergräben und Lachen, ebenso, wenigstens in der Winterherberge, seichte Meerbusen und Küstengewässer, bevorzugt jedoch Gewässer, in deren Nähe es Waldungen oder wenigstens hohe Bäume gibt; auf letzteren pflegt er der Ruhe. An Scheu und Furchtsamkeit übertrifft er alle anderen Arten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm am eifrigsten nachgestellt wird. Jeder Donnerschlag entsetzt ihn, jeder Mensch, den er von ferne sieht, flößt ihm Bedenken ein. Ein alter Reiher läßt sich sehr schwer überlisten, weil er jede Gefahr würdigt und bei der Flucht berechnend zu Werke geht. Die Stimme ist ein kreischendes „Kräik", der Warnungslaut ein kurzes „Ka"; andere Laute scheint er nicht auszustoßen.

Die Nahrung besteht aus Fischen bis zu zwanzig Centimeter Länge, Fröschen, Schlangen, insbesondere Nattern, jungen Sumpf- und Wasservögeln, Mäusen, Kerbthieren, welche im Wasser leben, Muscheln und Regenwürmern. „Angelangt am Teiche“, schildert Naumann, „die Nähe des Lauschers nicht ahnend, gehen die Reiher gewöhnlich sogleich ins seichte Wasser und beginnen ihre Fischerei. Den Hals niedergebogen, den Schnabel gesenkt, den spähenden Blick auf das Wasser geheftet, schleichen sie in abgemessenen, sehr langsamen Schritten und so behutsam und leisen Trittes, daß man nicht das geringste Plumpen oder Plätschern hört, im Wasser und in einer solchen Entfernung vom Uferrande entlang, daß ihnen das Wasser kaum bis an die Fersen reicht. So umkreisen sie, schleichend und suchend, nach und nach den ganzen Teich, werfen alle Augenblicke den zusammengelegten Hals wie eine Schnellfeder vor, so daß bald nur der Schnabel allein, bald auch noch der ganze Kopf dazu unter die Wasserfläche und wieder zurückfährt, fangen fast immer einen Fisch, verschlucken ihn sogleich oder bringen ihn zuvor im Schnabel in eine verschluckbare Lage, den Kopf nach vorn, und verschlingen ihn dann. Wenn der erzielte Fisch zu tief im Wasser gestanden hat, fährt der Reiher mit dem ganzen Halse hinunter, wobei er, um das Gleichgewicht zu behalten, jedesmal die Flügel etwas öffnet und mit deren Vordertheilen das Wasser so stark berührt, daß es plumpt. Es ist mir auch vorgekommen, daß ein solcher Schleicher plötzlich Halt machte, einige Augenblicke still stand und sogleich einen Fisch erwischte, wahrscheinlich weil er zwischen mehrere dieser flinken Wasserbewohner trat, welche nicht gleich wußten, wohin sie fliehen sollten und ihn in augenblickliche Verlegenheit brachten; denn er ist gewöhnt, sicher zu zielen und stößt selten fehl, wird auch nie einen zweiten Stoß auf den verfehlten Fisch anbringen können. Frösche, Froschlarven und Wasserkerfe sucht er ebenfalls schleichend auf. Die ersteren verursachen ihm, wenn sie etwas groß sind, viele Mühe; er sticht sie mit dem Schnabel, wirft sie weg, fängt sie wieder auf, gibt ihnen Kniffe ꝛc., bis sie halb todt mit dem Kopfe vorn hinabgeschlungen werden.“

Der Fischreiher brütet auch in Deutschland gern in Gesellschaft und bildet hier und da Ansiedelungen oder Reiherstände, welche funfzehn bis hundert und mehr Nester zählen und ungeachtet aller Verfolgungen jährlich wieder bezogen werden, selbst wenn die Brutvögel vom nächsten Wasser aus zehn Kilometer und weiter fliegen müssen, um sie zu erreichen. In der Nähe der Seeküsten gesellt sich die Scharbe regelmäßig zu den Reihern, wahrscheinlich weil es ihr bequem ist, deren Horst zu benutzen. Bäume und Boden werden vom Kothe der Vögel weiß übertüncht, alles Laub verdorben; faulende Fische verpesten die Luft; kurz, es gibt hier, wie Naumann sagt, „der Unfläterei und des Gestankes viel“. Im April erscheinen die alten Reiher an den Nestern, bessern sie, soweit wie nöthig, aus und beginnen hierauf zu legen Der Horst ist etwa einen Meter breit, flach und kunstlos aus dürren Stöcken, Reisern, Rohrstengeln, Schilfblättern, Stroh zusammengebaut, die seichte Mulde mit Borsten, Haaren, Wolle, Federn nachlässig ausgelegt. Die drei bis vier, durchschnittlich sechzig Millimeter langen, dreiundvierzig Millimeter dicken stark- und glattschaligen Eier sehen grün aus. Nach dreiwöchentlicher Bebrütung entschlüpfen die Jungen, unbehülfliche und häßliche Geschöpfe, welche von einem beständigen Heißhunger geplagt zu sein scheinen, unglaublich viel fressen, einen großen Theil ihrer Nahrung vor lauter Gier über den Rand des Nestes herabwerfen, länger als vier Wochen im Horste verweilen, auf das warnende „Ka“ ihrer Eltern sich drücken, sonst oft aufrecht stehen und endlich, nachdem sie völlig flügge geworden sind, sich entfernen. Die Eltern unterrichten sie noch einige Tage und überlassen sie dann ihrem Schicksale; alt und jung zerstreut sich, und der Reiherstand verödet.

Edelfalken und große Eulen, auch wohl einzelne Adler, greifen die Alten an, schwächere Falken, Raben und Krähen plündern die Nester. „Auffallend“, sagt Baldamus, „ist die wirklich lächerliche Furcht dieser mit so gefährlicher Waffe ausgerüsteten Reiher vor allen Raubvögeln, und selbst vor Krähen und Elstern. Die Räuber scheinen das auch zu wissen; denn sie plündern jene Ansiedelungen mit einer großartigen Unverschämtheit, holen die Eier und Jungen mitten aus dem dichtesten Schwarme heraus, ohne daß sie mehr als gräßliches Schreien, furchtsames Zurückweichen, einen

weit aufgesperrten Rachen und höchstens einen matten Flügelschlag zu erwarten haben. Wohl aber habe ich gesehen, daß ein ziemlich erwachsener junger Reiher mit gesträubtem Gefieder und aufgeblasener Kehle nach einer Elster stieß, welche ein auf den Rand seines Nestes gestütztes Nachtreiherneft plünderte. Auch gegen den Menschen setzen sich solche junge Reiher fauchend und stechend zur Wehre, aber nur dann, wenn sie, auf den äußersten Rand ihres Nestes gedrängt, zur Verzweiflung getrieben sind."

Die Reiherbaize, welche früher in ganz Europa üblich war, ist gegenwärtig nur noch bei den Asiaten, beispielsweise in Indien, und ebenso bei einigen Stämmen der Araber in Nordafrika im Schwange. Sowie der Reiher den Falken auf sich zukommen sah, spie er zunächst die eben gefangene Nahrung aus, um sich zu erleichtern, und stieg nun so eilig wie möglich hoch zum Himmel empor, wurde aber freilich vom Falken sehr bald überholt und nunmehr von oben angegriffen. Dabei hatte sich dieser sehr in Acht zu nehmen, weil der Reiher stets den spitzigen Schnabel zur Abwehr bereit hielt. Konnte der Falke sein Opfer packen, so stürzten beide wirbelnd zum Boden herab. Hatte er es mit einem erfahrenen Reiher zu thun, so währte die Jagd länger; schließlich aber kam der Reiher doch auch hernieder, weil er vor Ermüdung nicht länger fliegen konnte. Die wunderbaren Schwenkungen, das Steigen und Herabstürzen, die Angriffe und die Abwehr beider Vögel gewährte ein prachtvolles Schauspiel. Hielt der Jäger den Reiher in der Hand, so begnügte er sich in der Regel, ihm die Schmuckfedern auszuziehen, oder nahm ihn mit nach Hause, um junge Falken an ihm zu üben. Nicht selten legte man dem Reiher einen Metallring mit Namen des Fängers und der Tagesangabe des Fanges um die Ständer und ließ ihn hierauf wieder fliegen. So soll derselbe Reiher wiederholt gebaizt worden sein, und man erfahren haben, daß der Vogel ein Alter von funfzig und mehr Jahren erreicht.

Gefangene lassen sich mit Fischen, Fröschen und Mäusen leicht aufziehen, dürfen aber nicht mit anderem Hausgeflügel zusammengehalten werden, da sie Küchlein und junge Enten ohne weiteres wegnehmen und verzehren. Die schon von Naumann angeführte Beobachtung, daß der Fischreiher die Sperlinge fängt, kann ich infolge eigener Erfahrung durchaus bestätigen.

*

Schlanker Leib und Gliederbau, insbesondere der lange Hals und der verhältnismäßig schwache Schnabel, endlich auch die langen, weitstrahligen Rückenfedern und das blendendweiße Gefieder kennzeichnet die Untersippe der Schmuckreiher (Herodias), welche am würdigsten durch den Edelreiher, Silber-, Schnee- oder Buschreiher (Ardea alba, egretta, egrettoides, candida, modesta, flavirostris, magnifica und melanorhyncha, Herodias alba, egretta und syrmatophora, Egretta alba und nivea) vertreten werden. Das Gefieder dieses Prachtvogels ist rein und blendendweiß, das Auge gelb, der Schnabel dunkelgelb, die nackte Wangenhaut grünlichgelb, der Fuß dunkelgrau. Die Länge beträgt einhundertundvier, die Breite einhundertundneunzig, die Fittiglänge fünfundfunfzig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter. Den jungen Vögeln fehlen die Schmuckfedern. Die Färbung des Schnabels scheint sich nach der Jahreszeit und nicht nach dem Alter zu verändern.

Der Edelreiher bewohnt Südeuropa, zumal Südosteuropa, Mittel- und Südasien, Afrika und Australien. In Deutschland zählt er zu den sehr seltenen Erscheinungen, hat aber erwiesenermaßen hier gebrütet; in den Donautiefländern ist er bereits sehr zusammengeschmolzen, in Griechenland, Italien, Spanien auch nicht häufig; in namhafter Anzahl dagegen tritt er noch in den Ländern um das Kaspische Meer und in Nordafrika auf.

Der Seidenreiher (Ardea garzetta, nivea, xanthodactylos, orientalis, longicollis, nigripes und immaculata, Herodias garzetta, jubata und Lindermayeri) ähnelt dem Edelreiher in Ansehen und Wesen, ist aber bedeutend kleiner: seine Länge beträgt nur zweiundsechzig,

die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge zweiunddreißig, die Schwanzlänge elf Centimeter. Das Gefieder ist ebenfalls reinweiß, das Auge hochgelb, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarz, in den Gelenken grüngelb.

Hinsichtlich seiner Verbreitung stimmt der Seidenreiher mit seinen edleren Verwandten überein, tritt aber überall häufiger auf als dieser. In den Tiefländern der Donau, Wolga und des



Edelreiher (Ardea alba). 1/6 natürl. Größe.

Nils ist er nicht selten, auf den Reiherständen einer der zahlreicheren Bewohner. Zierlichkeit und Anmuth des Wesens zeichnet ihn vor vielen seiner Verwandten aus. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Fischen. Die Brutzeit fällt in die Monate Mai und Juni; die vier bis fünf Eier des Geleges sehen lichtgrünlich aus.

Der Edelreiher bevölkert, wie der Fischreiher, Gewässer verschiedener Art, am liebsten jedoch ausgedehnte Sümpfe und in ihnen stets diejenigen Stellen, welche möglichst ruhig und von dem menschlichen Treiben abgelegen sind; denn er gehört überall zu den vorsichtigen und da, wo er

Verfolgungen erfährt, zu den scheuesten Vögeln. In seinem Betragen unterscheidet er sich zu seinem Vortheile vom Fischreiher. Er ist, wie Naumann treffend bemerkt, ein durch Zierlichkeit und hohe Einfachheit seines Gefieders ausgezeichneter, die anderen weißen Reiher durch seine ansehnliche Größe überstrahlender, herrlicher Vogel. Vom Fischreiher unterscheidet er sich im Stehen, Gehen und Fliegen. Auch er nimmt höchst sonderbare Stellungen an, verbirgt z. B. Kopf und Hals und eines seiner Beine derart im Gefieder, daß man von diesen Gliedern nicht das geringste bemerkt, sondern nur einen umgestürzten Kegel zu sehen vermeint, welcher auf einer dünnen Stütze



Seidenreiher (Ardea garzetta). 1/4 natürl. Größe.

ruht; aber so sonderbar auch diese Stellung sein mag, anmuthiger als die des Fischreihers erscheint sie immer noch. Der Gang ist, meines Erachtens nach, wenn auch nicht leichter, so doch würdevoller als der des Fischreihers, der Flug entschieden schöner, schon weil der Vogel fliegend viel schlanker und jede Bewegung kräftiger, rascher erscheint als bei jenem. An Sinnesschärfe und Verstand steht er wahrscheinlich auch obenan, und ebenso besitzt er, nach meinen Erfahrungen, keineswegs die Tücke und Bosheit anderer Reiher, befreundet sich, gefangen, z. B. weit eher und inniger als diese mit seinem Pfleger.

Der Edelreiher brütet in Ungarn regelmäßig in den ungeheueren Rohrwaldungen der Sümpfe, ohne jedoch Bäume zu meiden. Glaubhafte Leute aus Semlin erzählten Naumann, daß der Vogel auf einer Insel in der Donau alljährlich niste, dort standesgemäß die höchsten Bäume besetzt halte und seinen Horst hoch oben auf dem Wipfel gründe; Baldamus, welcher zur Brutzeit die Donautiefländer besuchte, erfuhr zwar dasselbe, fand jedoch den Edelreiher nicht in den Siedelungen auf, sondern entdeckte seine Horste in dem Rohrwalde des weißen Morastes. „Ich stieg“, so erzählt er, „auf eine der mitten im Moraste liegenden Fischerhütten, feuerte nach der bezeichneten Gegend einen Schuß ab, und siehe, es erhoben sich aus dem urwäldlichen Rohrdickichte eine Anzahl von zwölf bis dreizehn Edelreihern, um sich alsbald an demselben Orte wieder niederzulassen. Die Richtung wurde nun bezeichnet und die nöthige Zubereitung zum Eindringen getroffen. Zwei ziemlich große Schinakel wurden mit je drei Mann besetzt, Nahrungsmittel für zwei Tage eingepackt, und, nachdem die beiden walachischen Führer vom Leben Abschied genommen, setzten wir uns anderen Tages früh vier Uhr in Bewegung. Obwohl von der Mühseligkeit des Unternehmens im voraus überzeugt, hatten doch sowohl die beiden braven Jäger wie wir selbst keine Vorstellung von der Gefahr, aus diesem einförmigen und schrecklichen Durcheinander von altem und neuem, mehr als zwei bis drei Meter hohem Rohre, von über und unter dem bis anderthalb Meter tiefen Wasser befindlichen Storzeln und bodenlosem Schlamme jemals wieder herauszukommen, und gestehen muß ich, daß dieser Tag der beschwerdenreichste meines Lebens ist, daß wir ohne die ausdauerndsten und allseitigen Anstrengungen schwerlich zum Ziele und wieder ans Land gekommen sein würden. Wir fanden am dreiundzwanzigsten Juni, nachdem wir an einigen Purpurreihernestern vorübergekommen, fünf Horste der Edelreiher mit je drei und vier Eiern. Die Horste ruhen auf Rohrstengeln und Storzeln, welche aus ziemlichem Umkreise zusammengezogen und umgeknickt wurden, sind aus einem starken Haufen von gleichen Stoffen erbaut, innen mit Rohrblättern ausgelegt und sowohl infolge der Menge der umgeknickten Rohrstengel, wie infolge der Masse der aufgehäuften Neststoffe so fest, daß ich mehrere derselben besteigen konnte. Die Anzahl der Eier scheint zwischen drei und vier zu schwanken; fünf fanden sich nirgends. Das Hauptkennzeichen derselben ist das Korn; denn die Größe gibt ebensowenig wie die Gestalt ein untrügliches Merkmal zu ihrer Bestimmung, obgleich sie die der Purpurreiher um vieles, die der Fischreiher noch bedeutend an Größe übertreffen. Das Korn ist ein anderes, die Eier sind fühlbar glätter, als die der genannten beiden Arten, die Erhöhungen weniger scharf und spitzig, die Poren weiter von einander entfernt und größer, die Färbung hat einen mehr bläulichen Ton, die Gestalt eine gestrecktere Eiform. Der Edelreiher scheint in der Regel gegen Mitte des April und um eine Woche später als der Purpurreiher in seiner Sommerherberge einzutreffen; gewiß ist, daß er seine Brutgeschäfte wenigstens um so viel später beginnt.“

Einen Horst, welchen Alexander von Homeyer im Jahre 1863 in der Nähe von Glogau aufzufinden das Glück hatte, und das Betragen des Edelreihers schildert er wie folgt: „Der Horst sitzt in einer nicht ganz starken Kiefer am Rande der eigentlichen Reiheransiedelungen, ist nur dürftig gebaut, fast durchsichtig und jedenfalls in diesem Jahre neu durch die Edelreiher selbst aufgeführt. Der nächste Horst des Fischreihers ist acht Schritte davon entfernt und um so viel höher gestellt, daß dessen Inhaber bequem den Edelreiherhorst einsehen kann. Letzterer steht ganz oben in einer starken Gabelung, nur von anderthalb bis zwei Meter langen Aesten seitwärts überragt, während gerade über ihm alles frei ist. Auf demselben Baume, fünf Meter weiter unten, steht auch ein Horst des Thurmfalken. Der Edelreiher richtet sich erst nach mehrmaligem Klopfen auf. Sein schlanker Hals ist lang aufwärts gestreckt, sein Schnabel wird wagerecht gehalten, der Körper bewegt sich nicht, der Kopf indeß dreht sich rechts und links. Ich klopfe noch einmal. Da fliegt der Vogel ab, verschwindet auf drei Minuten und kehrt zurück, umkreist zweimal den Horst baumhoch und setzt sich auf eine benachbarte Kiefer. Um nicht das Brutgeschäft zu stören, gehen wir nach dem Forsthause zurück. Das heutige Verhalten des Vogels läßt mit Bestimmtheit annehmen, daß er

stark bebrütete Eier habe". Homeyer findet am funfzehnten Juni, daß das Weibchen sehr fest brütet und sich nur auf wenige Augenblicke erhebt, wenn geklopft wird, bemerkt am achtundzwanzigsten Juni, daß die Jungen ausgekommen und wohl schon einige Tage alt sind, auch lebhaft, ähnlich wie junge Fischreiher, aber reiner und minder rauh „Keck, keck, keck" schreien, und verfolgt ihr Wachsthum bis zum zehnten Juli, um welche Zeit der letzte von den jungen Edelreihern auf dem äußersten Nestrande steht, der zweite sich im Horste aufrichtet und der kleinste noch festsitzt. Zwei Tage später erfährt er, daß der ältere bereits den Horst verläßt, sich fliegend auf den nächsten Baum begibt und fast den ganzen Nachmittag daselbst verweilt, das zweite Junge neben dem Horste auf dem Aste, das dritte aufrecht in dem Horste selbst steht, welcher abends alle drei wieder vereinigt. Da erhält das Regiment Befehl, nach der polnischen Grenze abzurücken, und unserem wackeren Homeyer bangt natürlich für seine Schützlinge. Er beeilt sich, mit allen Jagdliebhabern zu sprechen, stellt die Thiere gleichsam unter den Schutz der ganzen Stadt, macht auf das seltene Vorkommen aufmerksam und hebt hervor, daß, im Falle das Brutgeschäft in keiner Weise gestört wird, ein Wiederkehren der alten und jungen Vögel im nächsten Jahre durchaus nicht unmöglich sei. Seine Worte finden so viel Anklang, daß er wirklich auf guten Erfolg hoffen darf. Er verläßt am achtundzwanzigsten Juli Glogau; die jungen Reiher entfliegen an demselben Tage ihrem Horste und — werden auch an demselben Tage zusammengeschossen!

Naumann meint, daß der Edelreiher leichter erlegt werden könne als der Fischreiher: ich muß das Gegentheil behaupten; denn ich habe ersteren stets sehr scheu gefunden. Der Vogel hatte auch alle Ursache, dies zu sein. Man stellt ihm in seiner Heimat eifrig nach, insbesondere der prachtvollen Rückenfedern wegen, aus denen die berühmten Reiherbüsche zusammengesetzt werden. In den Augen der Ungarn und Walachen gilt es als ein Kunststück, einen der vorsichtigen Vögel überlistet zu haben. Neuerdings sieht man den prächtigen Vogel in allen Thiergärten, hat auch in dem zu Berlin wiederholt die Freude gehabt, Junge zu züchten.

*

Ein allerliebster Vogel ist der Kuhreiher (Ardea bubulcus, aequinoctialis, flavirostris, coromandelica, Ibis und russata, Ardeola bubulcus, coromandelica, Ibis, ruficristra, Herodias bubulcus, Buphus russatus und coromandelicus, Bubulcus Ibis), welcher seiner gedrungenen Gestalt, des kurzen Halses, kurzen und kräftigen Schnabels, der niederen Beine und der zerschlissenen, haarartigen Schmuckfedern wegen zum Vertreter einer besonderen Untersippe, der Viehreiher (Bubulcus), erhoben wurde. Das Gefieder ist blendendweiß, im Hochzeitskleide auf dem Oberkopfe, der Vorderbrust und dem Rücken mit langen Schmuckfedern von rostrother Färbung geziert. Das Auge ist hellgelb, der Zügel und das Augenlid grünlichgelb, der Schnabel orangefarben, der Fuß röthlichgelb, bei jüngeren Vögeln bräunlich. Die Länge beträgt funfzig, die Breite neunzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Wahrscheinlich sehen die meisten Reisenden, welche Egypten besuchen, diesen Reiher als den Ibis an, weil sie der Ansicht sind, daß letztgenannter Vogel im Lande der Pharaonen noch häufig vorkommt. Von hier aus erstreckt sich sein Wohngebiet über ganz Afrika, einschließlich Madagaskars, und das westliche Asien. Europa, zumal den Süden, hat er wiederholt besucht, sich sogar bis nach England verflogen. In Egypten wie in den Nilländern überhaupt zählt er zu den gemeinsten Vögeln des Landes. Abweichend von den bisher erwähnten Verwandten, hält er sich unbesorgt in nächster Nähe der Ortschaften auf, auch wenn dieselben nicht am Wasser liegen. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort sind die Felder, welche unter Wasser gesetzt werden, und nur zeitweilig treibt er sich auch an den Ufern des Stromes der Kanäle und Seen umher; doch traf ihn Heuglin selbst am Gestade des Rothen Meeres auf öden, glühenden vulkanischen Klippen an. In der Steppe erscheint er zur Heuschreckenzeit zu hunderten und tausenden; selbst die Wüste meidet er, der in ihr

verkehrenden Lastthiere halber, nicht gänzlich. Mit besonderer Vorliebe nämlich hält er sich in der Nähe größerer Thiere oder auf diesen selbst auf, in Egypten bei weidenden Büffeln, im Sudân unter und auf den Elefanten. Hier beschäftigt er sich als Schmarotzer; denn die verschiedenen Kerbthiere, welche das Vieh quälen, bilden einen Haupttheil seiner Nahrung, und deshalb sieht man ihn regelmäßig auf dem Rücken der Herdenthiere und Elefanten sitzen, um hier seiner Jagd obzuliegen. Das Vieh lernt ihn bald als Wohlthäter schätzen und gestattet ihm, ebenso gut wie dem Madenhacker, jede Zudringlichkeit, welche er sich herausnimmt. Im Ostsudân wurde mir von vielen Leuten erzählt, daß man oft bis zwanzig dieser kleinen Reiher auf dem Rücken eines Elefanten sehen könne. Schon ein einziger Büffel trägt oft acht bis zehn der blendenden Gestalten, und man muß sagen, daß diese ihm zu einem prächtigen Schmucke werden. Mit den Eingeborenen des Landes lebt der Kuhreiher in den traulichsten Verhältnissen; er weiß, daß ihn der Mensch überall gern sieht und niemals behelligt, und treibt sich deshalb so unbesorgt zwischen den im Felde arbeitenden Bauern umher, als ob er ein Hausthier wäre. Sogar die Hunde lassen ihn gewähren, selbst wenn es ihm einfallen sollte, auch ihr Fell nach Zecken zu untersuchen. Neben dieser Schmarotzerei beschäftigt er sich übrigens auch mit anderem Kerbthierfange oder nimmt einen kleinen Lurch und ein kleines Fischchen auf; Kerbthiere bleiben aber seine Hauptnahrung.

Die Brutzeit beginnt in Egypten mit dem Steigen des Nils, im Ostsudân etwas früher. Die Nester stehen auf Bäumen, zuweilen auf einer einzelnen Mimose oder Sykomore, welche jetzt alle Paare der Umgegend vereinigt. Ob eine solche Siedelung fern von dem menschlichen Getriebe oder inmitten der Dörfer angelegt wird, bleibt dem menschenfreundlichen Reiher gleichgültig; er weiß, daß er die Gastfreundschaft der Eingeborenen genießt und als „gesegneter Vogel“ unter dem Schutze der Bevölkerung steht. Das Gelege zählt drei bis fünf längliche Eier von dreiundvierzig Millimeter Längs-, zweiunddreißig Millimeter Querdurchmesser und spangrüner Färbung.

Gefangene Kuhreiher gewöhnen sich vom ersten Tage an den Verlust ihrer Freiheit und thun, als wären sie im Zimmer groß geworden, fangen Fliegen und andere Kerfe weg, nehmen die ihnen vorgeworfene Nahrung auf und können schon nach ein paar Tagen soweit gezähmt werden, daß sie das Futter aus der Hand ihres Pflegers fressen. Unter allen Reihern, welche ich kenne, sind sie die niedlichsten und liebenswürdigsten. Leider sieht man sie bei uns sehr selten.

*

Ein Uebergangsglied zwischen den Tag- und Nachtreihern ist der niedliche Rallenreiher, Schopf- oder Mähnenreiher (Ardea ralloides, comata, castanea, pumila, senegalensis, grisea-alba, erythropus, squajotta und marsigli, Ardeola ralloides und comata, Buphus ralloides, comatus, castaneus und illyricus, Botaurus minor, Cancrophagus rufus), Vertreter der Untersippe der Mähnenreiher (Ardeola), deren Merkmale in dem verhältnismäßig kräftigen Schnabel und einem mähnigen, vom Oberkopfe bis zum Nacken reichenden Schopfe gefunden werden. Die Federn, welche letzteren bilden, sind rostgilblichweiß, seitlich schwarzbraun gesäumt, die Kopfseiten und der Hals hell rostgelb, die Mantel- und die haarigen Schulterdecken röthlichisabell, alle übrigen Theile weiß. Das Auge ist hellgelb, im Frühjahre hellblau, auf der Firste und an der Spitze schwarz, der Fuß grünlichgelb. Das Gefieder des jungen Vogels ist weit dunkler, auf dem Rücken dunkelröthlich-, übrigens rostbraun, auf dem Bürzel und der Unterseite weiß wie die Handschwingen und Steuerfedern. Die Länge beträgt funfzig, die Breite achtzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Südeuropa, einzelne Länder Westasiens und ganz Afrika bilden das Verbreitungsgebiet des Rallenreihers. In Deutschland erscheint er selten, hat aber einmal in der Nähe von Bremen gebrütet; nach Holland und England hat er sich verflogen. Als regelmäßiger Brutvogel tritt er in den Donautiefländern, von Mittelungarn an südlich und östlich, und in allen Mittelmeerländern auf. Von hier aus durchwandert er ganz Afrika, erscheint in den Nilländern einzeln bereits im

Juli und verweilt hier ebenso bis zu Ende des April, obwohl er um diese Zeit auch schon in Mittelungarn gesehen wird und noch im September daselbst häufig ist.

Im Vergleiche zu den bereits geschilderten Verwandten führt er eine mehr oder weniger versteckte Lebensweise. Am Brutplatze bevorzugt er ausgedehnte Sümpfe mit vielem freien Wasser und bebuschte Flußufer und Inseln jeder anderen Oertlichkeit; in der Winterherberge verhält er sich genau ebenso. Hier, zwischen den ihn deckenden Gebüschen, pflegt er seine Jagd zu betreiben, erscheint aber auch an freien, offenen, seichten Stellen der Gewässer, besonders gern auf überfluteten Uferstrecken der Ströme, unter Wasser gesetzten Wiesen, zumal Viehweiden, und untiefen Sümpfen und Brüchen. Wie der Kuhreiher, sucht auch er mit Vorliebe die Nachbarschaft größerer Säugethiere auf, ist daher in Ungarn der beständige Begleiter der an seinen Lieblingsplätzen sich gefallenden Schweine und nimmt bei Gefahr inmitten einer Herde der Borstenträger Zuflucht. Fischend und jagend verweilt er meist den ganzen Tag über auf einer und derselben Stelle, hält hier auch wohl ein Mittagsschläfchen und fliegt erst gegen Abend weiter umher, zuletzt seinem Schlafplatze im dichtesten Ufergebüsche oder Röhrichte zu.

Sein Betragen ist in mancher Beziehung eigenartig. Im Stehen zieht er den Hals sehr ein und erscheint daher viel gedrungener oder dicker, als er in Wirklichkeit ist, nimmt auch wohl absonderliche Stellungen ein, ohne jedoch zu so wunderlichen Verrenkungen zu schreiten, wie die nächtlichen Reiher zu thun pflegen; im Gehen setzt er bedachtsam ein Bein vor das andere, schleicht aber nicht so gemessen dahin wie andere seines Geschlechtes; im Fluge legt er den Hals in die Biegungen eines S und bewegt die nicht sehr breiten Flügel in sanften, nicht weit ausholenden Schwingungen. Obwohl im allgemeinen wenig scheu, eher vertraulich, zeigt er sich doch gegenwärtig, infolge der auch ihm seiner Federn halber von gewerbsmäßigen Raubschützen drohenden Nachstellungen, gewitzigt und läßt sich, wie ich im Jahre 1878 erfuhr, in Ungarn nicht mehr so ohne weiteres auf den Leib rücken wie in den dreißiger Jahren, zu Zeiten der Reise unseres unvergleichlichen Naumann. Anderen, zumal harmlosen Thieren gegenüber bethätigt er Vertrauen oder Gleichgültigkeit. Seine Stimme, ein kurzer, schnarchender, heiserer oder gedämpfter, wie „Karr“ oder „Charr“ klingender Laut, wird selten und nicht auf weithin vernommen.

Auch der Rallenreiher nährt sich vorzugsweise von Fischen, vermag jedoch nur sehr kleine und auch diese bloß in seichtem Wasser zu fangen. Außerdem stellt er jungen Fröschen und Wasserkerfen nach. Die wühlenden Schweine, welche auch seine Nahrung nicht verschmähen, sind ihm sehr behülflich, Beute zu gewinnen.

Gegen Ende des Mai schreitet er zur Fortpflanzung. Auf dem Horststande nimmt er, laut Baldamus, die mittlere Höhe der Bäume ein und wählt hier besonders die Seitenäste zur Anlage des kleinen, sauberen, aus feinem Reisige und Gewürzel erbauten und mit Fasern, Farnkraut und trockenen Schilfblättern ausgelegten, fast immer durchsichtigen Nestes. Die vier bis fünf Eier sind durchschnittlich etwa dreiundvierzig Millimeter lang, einunddreißig Millimeter dick, rein eigestaltig, äußerst zartschalig, obwohl grobkörnig und grün von Farbe. Für den Verlauf des Brutgeschäftes und die Erziehung der Jungen gelten die in der Einleitung gegebenen Mittheilungen.

*

Wenn man zur Winterzeit an einem der egyptischen Seen sich aufhält, stößt man hier und da auf dicke Bäume, welche mit einer zahlreichen Gesellschaft von Reihern besetzt sind. Diese erwählen sich gern die Sykomore vor oder in den Dörfern zum Ruheplatze aus. Hier sitzen sie während des ganzen Tages, den Hals tief zusammengezogen, mit geschlossenen Augen, ohne Bewegung, und erst, wenn der Abend sich naht, beginnt einer und der andere sich zu regen. Dieser öffnet die Augen zur Hälfte, dreht den Kopf ein wenig seitwärts und blinzelt zur Sonne empor, gleichsam, um nachzusehen, wie hoch diese noch am Himmel steht, der andere nestelt sich im Gefieder herum, der dritte trippelt von dem rechten auf das linke Bein, der vierte streckt den Flügel: kurz, es kommt Leben

in die Gesellschaft. Mittlerweile senkt sich die Sonne herab, und die Dämmerung bricht ein. Jetzt ermuntern sich die Schläfer, hüpfen geschickt von einem Aste zum anderen, mehr und mehr dem Wipfel zu, und plötzlich erhebt sich auf einen quakenden Lockruf hin die ganze Schar und fliegt nun dem ersten besten Sumpfe zu, um hier ihr Tag- oder richtiger Nachtwerk zu beginnen. Eine Gesellschaft scheint sich der anderen anzuschließen, und so kann es geschehen, daß man, wenigstens zur eigentlichen Zugzeit, tausende dahinfliegen sieht, ohne es sich erklären zu können, woher diese alle gekommen. Ein solches Schauspiel genießt man übrigens nicht bloß in Egypten, sondern auch im Inneren Afrikas; denn bis zu den Wäldern im Blauen und Weißen Nile hinauf reisen die nächtlichen Gesellen, deren wahre Heimat der Südosten Europas ist.

Der Nachtreiher, Quak- oder Schildreiher, Nachtrabe, Focke (Ardea nycticorax, grisea, australasiae, obscura, ferruginea und naevia, Botaurus naevius, Nycticorax griseus, europaeus, badius, meridionalis, ardeola und Gardeni, Nyctiardea europaea, Scotaeus nycticorax), welchen ich hiermit vorgestellt haben will, unterscheidet sich durch seine gedrungene Gestalt, den kurzen, dicken, hinten sehr breiten, auf der Firste gebogenen Schnabel, die mittelhohen, starken Füße, die sehr breiten Schwingen und das reichliche, mit Ausnahme von drei fadenförmigen Schmuckfedern am Hinterkopfe, nirgends verlängerte Gefieder von den anderen Reihern, gilt daher mit mehr Recht als die vorhergenannten als Urbild einer besonderen Sippe (Nycticorax). Beim alten Vogel sind Oberkopf, Nacken, Oberrücken und Schultern grünlich-schwarz, die übrigen Obertheile und die Halsseiten aschgrau, die Untertheile blaß strohgelb, die drei langen Schmuckfedern weiß, selten theilweise schwarz. Das Auge ist prachtvoll purpurroth, der Schnabel schwarz, an der Wurzel gelb, die nackte Kopfstelle grün, der Fuß grüngelb. Bei den Jungen ist das Obergefieder auf braunem Grunde rostgelb und gelblichweiß in die Länge gefleckt, der Hals auf gelbem, der Unterleib auf weißlichem Grunde braun gefleckt; der Zopf fehlt, und der Augenstern sieht braun aus. Die Länge beträgt sechzig, die Breite einhundertundacht, die Fittig-länge dreißig, die Schwanzlänge elf Centimeter.

Auch der Nachtreiher ist weit verbreitet. Er bewohnt Holland noch immer ziemlich zahlreich, Deutschland einzeln und nicht regelmäßig, die Donautiefländer und geeignete Gegenden ums Schwarze und Kaspische Meer massenhaft, kommt in Italien, Südfrankreich und Spanien vor, wandert allwinterlich durch ganz Afrika, tritt ebenso in Paläſtina, im östlichen Mittelasien, China, Indien und auf den Sundainseln als Brutvogel auf, fehlt endlich auch dem größten Theile Nord-, Mittel- und Südamerikas nicht und ist einzig und allein in Australien noch nicht gefunden worden. Im Norden erscheint er zu Ende des April oder zu Anfange des Mai; seinen Rückzug tritt er im September oder Oktober wieder an.

Die Gegend, in welcher es dem Nachtreiher gefallen soll, muß reich an Bäumen sein; denn auf diesen schläft er, und sie bedarf er zum Brüten. Sümpfe, in deren Nähe es keine Waldungen oder Bäume gibt, beherbergen ihn nicht oder doch nur unregelmäßig und stets bloß auf kurze Zeit, wasserreiche Niederungen aber, denen es wenigstens an einer geschützten Baumgruppe nicht fehlt, oft in unglaublicher Menge. Es ist nicht gerade nöthig, daß ein solcher Schlafplatz nahe am Sumpfe liegt; denn es ficht den Vogel wenig an, wenn er allnächtlich eine große Strecke durchfliegen muß, um von dem Ruheorte aus sein Jagdgebiet zu erreichen und wiederum nach jenem zurückzukehren.

Mit Ausnahme der Brutzeit verbringt er den ganzen Tag schlafend oder ruhend, und erst mit Einbruche der wirklichen Dämmerung tritt er seine Streifereien und Jagdzüge an. Seine Bewegungen unterscheiden ihn in mancher Hinsicht von anderen Reihern. Der Gang zeichnet sich durch die kurzen Schritte, der Flug durch verhältnismäßig schnelle, aber vollkommen geräuschlose, oft wiederholte Flügelschläge und nur kurzes Gleiten aus. Gewöhnlich sieht man das nächtliche Heer in einer bedeutenden Höhe, stets in regellos geordneten Haufen dahinziehen, da, wo er häufig ist, oft auf weithin den Nachthimmel erfüllend. In der Nähe der Sümpfe angekommen, senkt sich die Gesellschaft mehr und mehr herab, und vor dem Niedersetzen bemerkt man auch wohl ein kurzes



Band VI. **Tag- und Nachtreiher.**

Schweben. In der Regel zeigt sich der Nachtreiher jeder schnellen Bewegung abhold; denn unfähig ist er einer solchen durchaus nicht. Eine Fertigkeit besitzt er in hohem Grade: er kann vortrefflich klettern und bewegt sich demgemäß im Gezweige der Bäume fast mit derselben Gewandtheit wie die Zwergreiher, welche als die eigentlichen Kletterkünstler der Familie bezeichnet werden müssen. Die Stimme ist ein rauher, auf weithin vernehmbarer Laut, welcher allerdings an das Krächzen der Raben erinnert und zu dem Namen Nachtrabe Veranlassung gegeben hat. Sie mit Buchstaben auszudrücken, ist schwer, da man ebenso gut ein „Koa“ wie „Koau“ oder „Koei“ zu hören glaubt. Sein Wesen unterscheidet sich von dem anderer Reiher ungefähr ebenso wie das einer Eule von dem eines Falken. Eigentlich scheu kann man ihn nicht nennen, obwohl er immer eine gewisse Vorsicht bekundet. Aber man trifft gewöhnlich auch nur bei Tage mit ihm zusammen und hat dann eben einen schlafenden oder doch schläferigen Vogel vor sich. Dieser läßt in der Regel den Jäger bis unter den Baum kommen, auf welchem er ruht, und entschließt sich, zumal an Orten, wo er durch die Gutmüthigkeit des Menschen verwöhnt wurde, auch dann nicht immer zum Auffliegen. Derselbe Vogel zeigt sich, wenn die Nacht hereinbricht, munter und regsam, wenn auch nicht gerade sehr lebendig und dabei unter allen Umständen vorsichtig, weicht furchtsam jedem Menschen aus, welcher sich ihm nähert, und wird, wenn er sich verfolgt sieht, ungemein scheu. Seine Fischerei betreibt er ungefähr in derselben Weise wie die Tagreiher, jedenfalls vollkommen lautlos. In einer Hinsicht unterscheidet er sich von vielen seiner Verwandten: er ist entschieden geselliger als sie, mindestens ebenso gesellig wie der Kuhreiher. Allerdings trifft man in Nordostafrika zuweilen auch einzelne Nachtreiher an, in der Regel jedoch stets Gesellschaften, und zwar solche, welche hunderte von Stück zählen, größere, als sie irgend ein anderer Reiher eingeht; und wenn man die Vögel des Nachts beobachtet, muß man sehr bald bemerken, wie ihr beständiges Schreien und Krächzen zur Folge hat, daß immer neue Zuzügler dem Schwarme sich anschließen.

Das Brutgeschäft fällt in die Monate Mai bis Juli. Um diese Zeit bezieht der Vogel entweder mit Verwandten gewisse Reiherstände oder bildet selbst Siedelungen. In Holland muß er sehr häufig brüten, weil man von dort aus alljährlich lebende Junge erhalten kann; in Deutschland nistet er selten, wahrscheinlich aber doch häufiger, als wir wähnen. So fand Wicke im Jahre 1863 eine von ihm geschilderte Siedelung in der Nähe von Göttingen. Auf den ungarischen Reiherständen ist er stets zahlreich vertreten: Baldamus zählte auf einer einzigen, mäßig großen Weide unter sechzehn Reihernestern elf des Nachtreihers. Seine Nester werden in der Regel in der Mitte der Wipfel auf Gabelästen angelegt oder auch auf den Rand von Fischreihernestern gestützt. Höhere Bäume zieht er den niederen vor, ohne jedoch besonders wählerisch zu sein. Der Horst ist verhältnismäßig nachlässig gebaut, außen von trockenem Gezweige nach Art eines Krähennestes zusammengeschichtet, innen mit trockenen Schilf- oder Riedblättern sparsam ausgelegt. Vor Anfang des Mai findet man auch in Südungarn selten Eier in den Nestern, zu Ende des Monats hingegen sind fast alle mit vier bis fünf Stück belegt. Die grünen Eier, deren Längsdurchmesser etwa fünfundfunfzig und deren Querdurchmesser vierzig Millimeter beträgt, sind sehr länglich und auffallend dünnschalig. Wahrscheinlich brütet nur das Weibchen; wenigstens scheint dies bei Tage zu geschehen. Die Männchen sitzen, nach den Beobachtungen von Baldamus, ungestört in der Nähe des brütenden Weibchens, haben aber auch noch gewisse Sammelplätze, zu denen sie sich begeben, wenn sie behelligt werden; denn es tritt nur auf Augenblicke vollkommene Ruhe ein. „Wenn kein Räuber sie aufstörte“, berichtet genannter Forscher, „fanden sie unter einander Anlaß genug, sich gegenseitig zu necken, schreiend zu verfolgen und zur Wehre zu setzen. Dies geschah größentheils steigend. Sie erschienen dabei oft in sonderbar lächerlichen Stellungen und schrieen beständig. Während nämlich das brütende Weibchen oft ein Reis oder dergleichen von einem nachbarlichen Neste sich zueignete und schreienden Widerstand erfuhr, fiel es vielleicht dem nebenstehenden Männchen ein, seinem über ihm stehenden Nachbar in die Ständer oder in die Zehen zu zwicken. Dieser breitet seine Flügel abwehrend aus, sperrt den Schnabel weit auf und sucht zu vergelten, wird aber vom Angreifer

steigend verfolgt, bis das Ende eines Astes nach dem Stamme oder nach außen dem verfolgten entweder den Muth der Verzweiflung oder die Flucht durch die Schwingen gebietet. Im letzteren Falle wird er in der Regel nicht weiter verfolgt, im ersteren Falle der Angreifer in ähnlicher Weise zurückgetrieben. Lächerlich wirkt der Gegensatz zwischen dem großartig erscheinenden Aufwande von Mitteln und dem geringen Erfolge. Der weit aufgesperrte Schnabel, die unendlichen Veränderungen ihrer rauhen ‚Koau', ‚Krau', Kräü', ‚Krää' ꝛc., die gleichsam von Zornesfeuer und blutroth leuchtenden großen Augen, die drohend erhobenen Flügel, das Zurückbiegen und Vorschnellen des Kopfes, die abenteuerlichen Wendungen des ganzen Körpers, das Anlegen und Aufrichten der Scheitel- und Genickfedern lassen einen Kampf auf Tod und Leben befürchten, und siehe, kaum berühren sie sich, und zwar nur wenig mit den Flügelspitzen, höchst selten einmal gegenseitig mit dem Schnabel. Sie drohen und schreien wie die homerischen Helden und Götter, aber das ist auch alles." Beachtenswerth ist, daß der Nachtreiher während der Brutzeit sich auch bei Tage mit Fischfange beschäftigt. Freilich treibt ihn der niemals zu stillende Hunger seiner Jungen zu ungleich größerer Thätigkeit an als sonst, und wohl oder übel sieht er sich genöthigt, seine gewohnte Lebensweise zu verändern. „Von allen Seiten, hoch und niedrig", schildert Landbeck, „zieht der Nachtreiher, den Kropf mit Fischen, Fröschen und Kerbthierlarven angefüllt, zu seinen Nestern. Ein im tiefsten Basse ausgestoßenes ‚Quak' oder ‚Gewäk' kündigt seine Ankunft schon in bedeutender Entfernung an, und ein katzenartiges ‚Quäht, quäht' oder ‚Queaohaach, queoeah' der Jungen ist die Antwort beim Füttern. Haben sich die Alten entfernt, dann beginnt die Musik der Jungen aufs neue, und aus allen Nestern tönt ein ununterbrochenes ‚Zikzikzik, zäkzäkzäk, zgäzgäzgä' und ‚Gättgättgättgätt'. Zur Abwechselung klettern die jungen Reiher auf den Aesten hinaus auf die Wipfel der Nestbäume, wo sie eine freiere Aussicht genießen und ihre Eltern schon in der Ferne kommen sehen, sich aber auch sehr oft täuschen." Der Boden unter den Bäumen ist mit zerbrochenen Eierschalen, faulenden Fischen, todten Vögeln, zertrümmerten Nestern und anderem Unrathe übersäet; ein durchdringender Gestank verbreitet sich ringsum. Junge Nachtreiher, welche aus ihren Nestern gestoßen wurden, laufen unten umher, die Fische auffammelnd, welche von den gefräßigen Nestjungen oben in den Bäumen herabgeworfen werden, falls sich nicht die Alten bequemen, sie auch unten zu füttern. Schon in bedeutender Entfernung vernimmt man ein sonderbares Prasseln und Plumpen, herrührend von dem dichten Kothregen und dem Herabfallen von Fischen oder Herabstürzen der Jungen. Niemand kann unten umhergehen, ohne grün und blau bemalt zu werden. In der Nähe ist der Lärm fürchterlich, der Gestank fast unerträglich und der Anblick von Dutzenden verwesender junger Reiher, welche mit tausenden von Fleischfliegen und Maden bedeckt und dadurch tausendfältig wieder belebt sind, äußerst ekelhaft.

In früheren Jahrhunderten scheint man an der Jagd auf Nachtreiher absonderliches Vergnügen gefunden zu haben, weil man diesen Vogel zur hohen Jagd rechnete und als Wildpret in Ehren hielt. Gegenwärtig erlegen ihn Raubschützen wegen seiner drei weißen Genickfedern, „Bismarckfedern" genannt, welche von Federschmückern gesucht und zu Federbüschen verarbeitet werden. Gefangene sieht man in den meisten Thiergärten. Zu den anziehenden Vögeln gehören sie nicht, da sie auch in der Gefangenschaft den ganzen Tag verschlafen.

*

Geringe Größe, schlanker Schnabel, niedrige Läufe, welche bis zu den Fußgelenken befiedert sind, verhältnismäßig lange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste, kurzer, schwacher Schwanz und nicht besonders reiches, nach Alter und Geschlecht verschieden gefärbtes Gefieder kennzeichnen die Untersippe der Zwergreiher (Ardetta), welche in Deutschland oder Europa überhaupt durch die Zwergrohrdommel (Ardea minuta, Ardetta minuta, Ardeola minuta und pusilla, Nycticorax minutus, Botaurus minutus und pusillus) vertreten werden. Seine Länge beträgt vierzig, die Breite siebenundfunfzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge

fünf Centimeter. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Nacken, Rücken und Schultern schwarzgrünlich schillernd, auf dem Oberflügel und dem Unterkörper rostgelb, an den Seiten der Brust schwarz gefleckt; die Schwingen und Steuerfedern sind ebenfalls schwarz. Der Augenstern ist gelb, der Schnabel auf der Firste braun, übrigens blaßgelb, der Fuß grüngelb. Beim Weibchen sind die dunkleren Theile braunschwarz, die helleren blaßgelb; bei den Jungen Oberkopf und Nacken rostrothbraun, dunkler in die Länge gefleckt, die Untertheile rostgelb und braun längs gefleckt, Bauch und Hinterschwanzdeckfedern weiß.

Vom mittleren Schweden und den Orkneyinseln an nach Süden hin kommt die Zwergrohrdommel in ganz Europa als Brut- oder Zugvogel vor. In Holland, Oesterreich, Ungarn, der Türkei und Griechenland ist sie gemein, in Deutschland, Südfrankreich und Spanien wenigstens nicht selten. Sie erscheint im Norden zu Ende des April und verschwindet bereits im September wieder, hält sich während ihres Zuges längere Zeit in Griechenland auf und überwintert im Norden Afrikas, hier nach und nach bis in die Gleicherländer, selbst bis zum Süden Afrikas vorrückend. Zu ihrem Sommerstande wählt sie rohrreiche oder doch mit Büschen und hohen Sumpfpflanzen bestandene Brüche und Gewässer überhaupt, und demgemäß findet sie in Holland und Ungarn oder in Griechenland ungleich günstigere Wohnorte als bei uns zu Lande. Aufenthaltsort und Lebensweise verbergen sie den Blicken, und nur der laute Ruf des Männchens während der Paarungszeit verräth sie den Kundigen. Nicht selten bewohnt sie kleine, dicht mit Röhricht oder Gebüsch bewachsene Teiche in unmittelbarer Nähe der Dörfer, ohne daß man davon eine Ahnung hat.

Uebertages sitzt sie so versteckt und regungslos im Röhrichte oder auf einem Baumzweige, daß der Unkundige, auch wenn er sie sieht, gewöhnlich getäuscht wird. Sie versteht es meisterhaft, stets solche Stellen auszusuchen, deren Umgebung der Färbung ihres Kleides entspricht, und treibt dabei geflissentlich Versteckenspielen, indem sie täuschende, oft höchst sonderbare Stellungen annimmt. Wenn sie ruhig auf dem Boden steht, zieht sie den Hals tief herab und erscheint dann sehr niedrig. Im Gehen legt sie den Kopf etwas vor und schreitet nun, unter beständigem Schwanzwippen, fast nach Art einer Ralle, zierlich und hurtig ihres Weges fort. Ihr Flug ist verhältnismäßig schnell, auch sehr gewandt, beim Auffliegen flatternd, beim Niederlassen entweder schwebend oder herabstürzend. Außerordentliche Geschicklichkeit bekundet sie im Klettern. Bei Gefahr steigt sie augenblicklich an den Rohrhalmen in die Höhe und bewegt sich hier mit einer Fertigkeit, welche wahrhaft in Erstaunen setzt. Gloger bot ihr, um Versuche anzustellen, dünne und vollständig glatte Spazierstöcke, welche am oberen Ende nicht dicker als ein Rohrhalm waren, als Sitzstangen dar; sie fand diese ganz behaglich, gleichviel ob der Stock in wagerechter oder in schräger Lage gehalten wurde. „Nun faßte ich den Stock mit der Rohrdommel darauf am oberen Ende, ließ ihn mehr und mehr sinken und hielt ihn schließlich bloß am Knopfe, so daß er völlig senkrecht niederhing: ihr blieb das völlig gleich; selbst wenn ich den so hängenden, ganz dünnen Stock dann an dem kugelförmigen, glatten Metallknopfe hin- und herschwenkte, glitt der kleine, wunderliche Klettermeister nicht ab, sondern hielt sich immer noch fest genug. In solchem Falle stand die Zwergrohrdommel dann auf ihren mehr oder weniger dicht aneinander gehaltenen Füßen noch vollkommen senkrecht, obgleich sie die Zehengelenke selbstverständlich ungewöhnlich biegen mußte." In ihrem Rohrwalde fühlt sie sich vollkommen sicher und läßt sich kaum mit Gewalt daraus vertreiben. Sie schläft sehr leise und bemerkt den Ruhestörer viel eher als dieser sie, läuft also, wenn ihr Gefahr droht, auf dem Grunde weg oder, von einem Rohrstengel zum anderen kletternd, weiter. Steinwürfe, Schlagen mit Stangen auf das Rohr und anderer Lärm von außen bringen sie, laut Naumann, nie zum Auffliegen. Nur abends kommt sie freiwillig hervor und fliegt dann, wo sie sich sicher glaubt, niedrig auch über freies Wasser hinweg, anderen Rohrbüschen zu oder läßt sich an kahlen Ufern nieder. „Obwohl sie sich", schildert Naumann, „überall lebhafter und gemüthlicher zeigt als die meisten anderen Reiher, so würde man sich doch täuschen, wenn man ihrem schlauen Blicke Vertrauen schenken wollte; denn sie ist ebenso heimtückisch und muthig wie jene. Kommt ihr, ohne

daß sie ausweichen kann, ein Geschöpf zu nahe, so erhält es unversehens durch kräftiges und ungemein rasches Vorschnellen des Halses die heftigsten Schnabelstöße, welche gewöhnlich nach den Augen, beim Menschen auch nach den Händen oder anderen entblößten Theilen gerichtet sind und leicht gefährlich werden können. So schnell der Hals dabei wie aus einer Scheide fährt, ebenso schnell zieht er sich wieder in die vorige Lage zurück: beides ist das Werk eines Augenblickes." In großer Bedrängnis vertheidigt sie sich bis zum letzten Athemzuge. Mit anderen Vögeln verkehrt sie nicht, duldet nicht einmal gern andere ihrer Art in einem und demselben Teiche. Der Paarungslaut des Männchens ist ein tiefer, gedämpfter Baßton, welcher durch die Silbe „Pumm" oder „Pumb" wiedergegeben werden kann und an einen lauten und tiefen Unkenruf erinnert. Dieser Laut wird zwei- bis dreimal nach einander wiederholt; dann folgt eine längere Pause, und das Brüllen beginnt wieder; aber niemals läßt der Vogel einen Laut vernehmen, wenn er Menschen in der Nähe weiß. In der Angst stoßen beide Geschlechter ein quakendes „Gäth, gäth" aus.

Kleine Fische und Lurche bilden wohl ihre Hauptnahrung; außerdem fängt sie Würmer und Kerbthiere in allen Lebenszuständen. Junge Rohrsänger oder andere ungeschickte Nestvögel, welche ihr im Sumpfe aufstoßen, werden wahrscheinlich ebenfalls von ihr gemordet. Sie jagt nur des Nachts, am lebhaftesten in der Abend- und Morgendämmerung.

Das große, lockere und unkünstliche, aber doch dauerhafte Nest, welches aus trockenem Rohre, Schilfblättern und Wasserbinsen erbaut und mit Binsen und Gras ausgekleidet wird, steht gewöhnlich auf alten Rohrstoppeln über dem Wasser, seltener auf dem Erdboden, und nur ausnahmsweise auf dem Wasser selbst. Zu Anfang des Juni, in ungünstigen Jahren noch vierzehn Tage später, findet man in ihm drei bis vier, zuweilen auch fünf oder sechs kleine, zweiunddreißig Millimeter lange, fünfundzwanzig Millimeter dicke, schwachschalige, aber glatte, glanzlose Eier von weißer, ins Bläulichgrüne spielender Färbung, aus welchen nach ungefähr sechzehntägiger Bebrütung die in rostgelbe Dunen gekleideten Jungen schlüpfen. Ungestört verweilen sie bis zum Flüggewerden im Neste; geschreckt, flüchten sie sich an Rohrstengeln in die Höhe und zwischen diesen weiter. „Nähert man sich dem Neste", berichtet Naumann, „so wird das Weibchen, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sogleich sichtbar, kommt nahe herbei, an den Rohrstengeln und anderen Pflanzen auf- und absteigend, schreit kläglich ‚Gäth, gäth', wippt dazu mit dem Schwanze wie eine Ralle oder wie ein Rohrhuhn und zeigt die größte Angst und Verzweiflung. Das Männchen hält sich entfernter und beobachtet den Ruhestörer mehr aus dem verborgenen."

Gefangene gehen ohne Umstände an das ihnen vorgesetzte Fischfutter, gewähren ihrem Pfleger viel Vergnügen, halten sich auch, wenn man ihnen einen größeren Raum zur Verfügung stellt, recht gut. „Hält man", schildert mein Bruder, „mehrere in einem Käfige, so werden sie äußerst ergötzlich durch die Gleichmäßigkeit, mit welcher sie zuweilen, wie auf Befehl, alle genau dieselben Stellungen annehmen und in ihnen gewisse Zeit verharren. Lustig ist es, wenn man zu ihnen in den Käfig tritt: sie stellen sich dann alle aufrecht wie Pfähle; man kommt dicht an sie heran: sie rühren sich nicht. Aber das kluge Auge folgt jeder Bewegung, und der Hals dreht sich schraubenförmig um seine eigene Axe. Dabei sehen die Thierchen so unschuldig und gemüthlich aus, daß man meinen möchte, man habe es mit einem der gutmüthigsten Geschöpfe unter der Sonne zu thun." Sie werden einigermaßen zahm, zutraulich jedoch nie und behalten ihr tückisches Wesen stets bei.

Die Jagd ist nicht leicht, weil der Vogel sie geschickt zu vereiteln weiß. Naumann erzählt in ergötzlicher Weise, wie eine erkundete Zwergrohrdommel, welche in einem kleinen Teiche wohnte und durch Hunde und Knaben einer zahlreichen Schützengesellschaft zugetrieben werden sollte, besagte Gesellschaft zu foppen wußte und die klugen Menschen, unseren Naumann inbegriffen, nach zweistündiger vergeblicher Anstrengung beschämt nach Hause schickte.

*

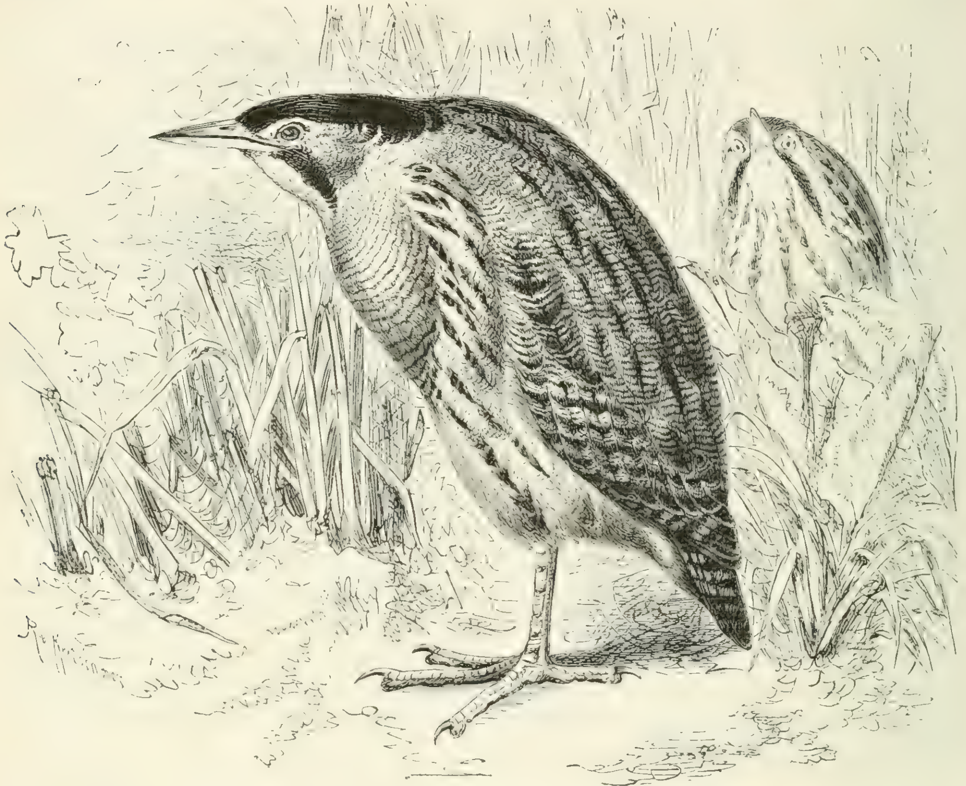
„Butorius“, schreibt der alte Geßner, Albertus nacherzählend, „ist ein vogel gleich dem Reigel von gestalt vnd grösse, lebt von den Fischen, darumb jm lange bein gegeben sind. Er jsset auch Frösch vnd andere Thier: aber an farb ist er dem Reigel vngleich, dann er ist gantz erdfarb, vnd so er zu seiner Weyd im Wasser stehet, bleibt er gar still vnd vnbewegt stehen, als were er todt, vnd so er empfindet, daß er mit stricken gefesselt vnd gefangen ist, bleibet er gleicher gestalt also stehen, so lang, daß der Vogler herzu kümpt, vnd jn hinweg nemen wil, so sticht er jhn mit dem Schnabel wie der Reigel, vnd verwundet jn hart, dann der Schnabel ist jhm sehr scharpff vnd spitzig. Dieser Reigel wirt zu Latein vnd Griechisch von den sternen her genennt, darumb daß er mit schönen Flecken, als mit sternen besprengt und gezieret ist. Zu Teutsch hat er mancherley Namen, je nach viele der Landen: dann er ein Vorind, Meerrind, Moßkuh genennt wirt, welche Namen alle vom Ochsen herkommen, darumb daß er eine stimm denselbigen nicht vngleich hat. Vom Ror heißt er Rortrumm, Rordumb, Rorreigel, daß er im Ror ein groß Gethön hat, als ein Trummeton. Lorrind wirt er vom luyen her genannt ꝛc. Wenn er aber seine Stimm auslassen wil, streckt er seinen langen Halß entweder in das Wasser, oder stoßt jhn in ein port, vnd das thut er nach dem die Sonn nidergegangen ist, da brüllet er offt ein gantze Nacht, daß er ein wenig vor dem Auffgang der Sonnen auffhöret. Die vbrige zeit deß tags höret man jn nicht.“

Die Rohrdommel (Ardea stellaris, Botaurus stellaris, lacustris, arundinaceus und tayarensis), welche durch vorstehende Worte des alten Geßner sehr richtig geschildert wird und eine gleichnamige Sippe oder Untersippe (Botaurus) vertritt, heißt auch Rohrpump, Rohrbrüller, Moor-, Wasser-, Ried- und Moosochse, Rind- oder Kuh- und Moosreiher, Mooskrähe, Ibrum, Hortikel, Faul ꝛc. Ihre Merkmale sind: gedrungener Leib, langer, aber dicker Hals, schmaler, hoher Schnabel, fast bis auf die Ferse herab gefiederter, großzehiger Fuß, breiter Flügel, zehnfederiger Schwanz und dichtes, am Halse verlängertes Gefieder ohne alle Schmuckfedern. Der Oberkopf ist schwarz, der Hinterhals grauschwarz und gelb gemischt, das übrige Gefieder auf rostgelbem Grunde mit schwarzbraunen und rostbraunen Längs- und Querflecken, Bändern und Strichen der verschiedensten Art, welche am Vorderhalse drei Längsstreifen bilden, gezeichnet. Die Schwingen sind auf schieferfarbenem Grunde rostfarbig gebändert, die Schwanzfedern auf röthlich rostgelbem braunschwarz bespritzt. Das Auge ist königsgelb, vor demselben graugrün, der Oberschnabel bräunlich hornfarben, der Unterschnabel grünlich, der Fuß hell saftgrün, an den Gelenken gelblich. Die Länge beträgt zweiundsiebzig, die Breite einhundertsechsundzwanzig, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Im Norden Amerikas vertritt unsere deutsche Art die Sumpfrohrdommel (Ardea lentiginosa, minor, hudsonia, hudsonis und Mokoho, Botaurus lentiginosus, minor, adspersus und mugitans, Butor lentiginosus und americanus), welche sich wiederholt nach Europa verflogen hat. Sie ist merklich kleiner und erheblich dunkler, jener aber ähnlich gefärbt, oberseits auf dunkel röthlichbraunem Grunde schwarzbraun und rostgilblich gefleckt, gewellt und sonstwie gezeichnet, unterseits auf der rostgilblich weißen Brust durch einen breiten braunen Mittelstreifen, auf den verlängerten Brustfedern durch zackige Schaftstreifen, am Halse seitlich durch einen schwarzen Längsstreifen geziert; die Handschwingen sind schwarzbraun, die Armschwingen am Ende breit kastanienrothbraun gesäumt, die Schwanzfedern auf braunem Grunde röthlich gemarmelt.

Die Rohrdommel ist nicht selten in Deutschland, häufig in Holland, gemein in den Tiefländern der Donau und Wolga, verbreitet sich nach Osten hin über ganz Mittelsibirien, nach Westen hin über Süd- und Mitteleuropa und besucht auf dem Zuge Nordafrika, scheint aber nicht weit ins Innere vorzudringen, da ich sie nur an den nordegyptischen Strandseen beobachtet habe. An allen Orten, wo sie vorkommt, lebt sie vorzugsweise in Seen, Teichen oder Brüchen, welche theilweise mit hohem Rohre bestanden sind, unter Umständen aber auch im dichten Weidengebüsche

nasser, von Gräben durchzogener Wiesen, so im Spreewalde. Im Norden Deutschlands erscheint sie zu Ende des März oder im Anfange des April; ihren Rückzug tritt sie im September oder Oktober an; bei milder Witterung verweilt sie jedoch auch länger im Norden, da, wo es offenes Wasser gibt, sie sich also ernähren kann, zuweilen das ganze Jahr über. Von Südungarn aus werden schwerlich viele wegziehen, und diejenigen, welche von uns auswandern, wohl auch nur selten bis nach Afrika reisen, vielmehr schon im Süden Europas überwintern. Während des Zuges



Rohrdommel (Ardea stellaris). 1/4 natürl. Größe.

läßt sich eine Rohrdommel ausnahmsweise auch fern von Gewässern, beispielsweise in Gebirgswäldern, welche sie sonst ängstlich meidet, zum Ausruhen nieder.

In der Fertigkeit, die sonderbarsten Stellungen anzunehmen, übertrifft sie noch ihre kleine Verwandte. Wenn sie ruhig und unbefangen steht, richtet sie den Leib vorn etwas auf und zieht den langen Hals so weit ein, daß der Kopf auf dem Nacken ruht; im Fortschreiten hebt sie den Hals mehr empor; in der Wuth bläht sie das Gefieder, sträubt die Hinterhauptsfedern, sperrt den Schnabel etwas auf und wappnet sich zum Angriffe. Wenn sie täuschen will, setzt sie sich auf die Fußwurzeln und streckt Rumpf und Hals, Kopf und Schnabel in einer geraden Linie schief nach oben, so daß sie eher einem alten, zugespitzten Pfahle oder abgestorbenen Schilfbüschel als einem Vogel gleicht. Ihr Gang ist langsam, bedächtig und träge, der Flug sanft, geräuschlos, langsam und scheinbar ungeschickt. Um die Höhe zu gewinnen, beschreibt sie einige Kreise, aber nicht schwebend, sondern stets flatternd, und ebenso senkt sie sich auch beim Niederkommen bis dicht über das Rohr herab, zieht plötzlich die Flügel ein und fällt senkrecht zwischen den Stengeln nieder. Uebrigens fliegt sie nur des Nachts in höhere Luftschichten, bei Tage hingegen stets dicht über dem

Rohre dahin. Wenn sie des Nachts fliegt, vernimmt man auch ihre gewöhnliche Lockstimme, ein lautes, rabenartiges Krächzen, welches man durch die Silben „Krah“ oder „Krauh“ ungefähr wiedergeben kann; denn das berüchtigte Brüllen läßt sie nur während der Paarungszeit hören. Faulheit, Trägheit und Langsamkeit, Aengstlichkeit und Argwohn, List und Verschlagenheit, Boshaftigkeit und Heimtücke sind ihre Eigenschaften. Sie lebt nur für sich und scheint jedes andere Geschöpf zu hassen; diejenigen Thiere, welche sie verschlingen kann, bringt sie um, diejenigen, welche hierzu zu groß sind, greift sie wüthend an, wenn sie ihr zu nahe kommen. So lange irgend möglich, zieht sie sich vor jedem größeren Gegner zurück; in die Enge getrieben, geht sie demselben tollkühn zu Leibe und richtet ihre Schnabelstöße mit so viel Geschick, Böswilligkeit und Schnelligkeit nach den Augen ihres Widersachers, daß sich selbst der kluge Mensch sehr in Acht zu nehmen hat, wenn er von ihr nicht gefährlich verletzt werden soll. Die Gefangenschaft ändert ihr Wesen nicht; auch die jung aufgezogenen Rohrdommeln bekunden gelegentlich alle diese widerwärtigen Eigenschaften.

Fische, insbesondere Schlammbeißer, Schleien und Karauschen, Frösche, Unken und andere Wasserlurche verschiedener Art, aber auch Schlangen, Eidechsen, junge Vögel und kleine Säugethiere bis zur Größe von Wasserratten bilden ihre Nahrung. Zuweilen frißt sie fast nur Egel, und zwar hauptsächlich die Pferdeegel, unbekümmert um deren scharfen Saugapparat und ohne sie vorher zu tödten. Sie jagt bloß des Nachts, aber von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang, bedarf viel zu ihrer Sättigung, bringt aber doch kaum merklichen Schaden, da ihre kurzen Beine Jagd in tieferem Wasser nicht gestatten.

Der absonderliche Paarungsruf der männlichen Rohrdommel, ein Gebrüll, welches dem der Ochsen ähnelt und in stillen Nächten zwei bis drei Kilometer weit vernommen werden kann, ist aus einem Vorschlage und einem Haupttone zusammengesetzt und klingt, nach der Naumannschen Uebersetzung, wie „Ueprumb“. Dabei vernimmt man, wenn man sehr nahe ist, noch das Geräusch, welches klingt, als ob jemand mit einem Rohrstengel auf das Wasser schlüge. Ehe der Vogel ordentlich in Zug kommt, klingt sein Lied ungefähr so: „Uü ü prumb“, sodann „Ue prumb, ü prumb, ü prumb“. Zuweilen, aber selten, schließt sich dem „Prumb“ noch ein „Buh“ an. Zum Anfange der Begattungszeit brüllt das Männchen am fleißigsten, beginnt damit in der Dämmerung, ist am lebendigsten vor Mitternacht, setzt es bis zu Ende der Morgendämmerung fort und läßt sich zwischen sieben und neun Uhr noch einmal vernehmen. Graf Wodzicki hat durch eine Beobachtung die uralte Angabe über die Art und Weise des Hervorbringens eines so ungewöhnlich starken Lautes bestätigt. „Der Künstler“, sagt er, „stand auf beiden Füßen, den Leib wagerecht gehalten, den Schnabel im Wasser, und das Brummen ging los; das Wasser spritzte immer auf. Nach einigen Noten hörte ich das Naumann’sche ‚Ue‘, und das Männchen erhob den Kopf, schleuderte ihn hinter, steckte den Schnabel sodann schnell ins Wasser, und da erschallte das Brummen, so daß ich erschrak. Dies machte mir klar, daß diejenigen Töne, welche nur im Anfange so laut tönen, hervorgebracht werden, wenn der Vogel das Wasser tief in den Hals genommen hat und mit viel größerer Kraft herausschleudert als sonst. Die Musik ging weiter, er schlug aber den Kopf nicht mehr zurück, und ich hörte auch die lauten Noten nicht mehr. Es scheint also, daß dieser Laut die höchste Steigerung des Balzens ist, und daß er ihn, sobald seine Leidenschaft befriedigt ist, nicht mehr wiederholt. Nach einigen Akkorden hebt er behutsam den Schnabel aus dem Wasser und lauscht; denn wie es mir scheinen will, kann er sich nicht auf das entzückte Weibchen verlassen.“ Die Rohrdommel steht beim Balzen nicht im dichtesten Rohre, sondern vielmehr auf einem kleinen, freien Plätzchen; denn das Weibchen muß ihren Künstler ansehen können. Das Geplätscher, als schlüge jemand mit einem Rohrstengel auf das Wasser, verursacht das Männchen mit dem Schnabel, indem es, wenn es laut wird, zwei- bis dreimal das Wasser schlägt und dann endlich den Schnabel hineinsteckt. Andere Töne, wenn man so sagen darf, Wassertöne, sind die, welche durch mehr oder weniger übrig gebliebene, herabfallende Wassertropfen hervorgebracht werden. Das letzte dumpfe ‚Buh‘, welches man vernimmt, wird durch das Ausstoßen des noch im

Schnabel befindlichen Wassers beim Herausziehen des ersteren hervorgebracht. Ein Männchen, welches Wodzicki im Brummen störte, flog auf und spritzte einen soeben eingeschlürften, sehr beträchtlichen Wasserstrahl weit von sich.

Unweit der Stelle, von welcher man das Brüllen am häufigsten vernimmt, selbstverständlich an einem möglichst verborgenen und schwer zugänglichen Orte, in der Regel auf altem umgeknickten Rohre über dem Wasser, zuweilen auf Erdhügelchen oder kleinen Schilfinselchen, ausnahmsweise als schwimmender Bau auch auf dem Wasserspiegel selbst, steht das Nest: bald ein sehr großer, hoher, liederlich zusammengeschichteter Klumpen, bald ein kleiner und etwas besserer, aus dürrem Rohre, Blättern, Seggen, Schilf, Wasserbinsen und dergleichen bestehender, innen mit alten Rohrrispen und dürrem Grase ausgelegter Horst. Vom Ende des Mai an findet man das vollzählige Gelege, drei bis fünf Stück eiförmige, starkschalige, glanzlose Eier von zweiundfunfzig Millimeter Längen-, neununddreißig Millimeter Querdurchmesser und blaß grünlichblauer Färbung. Das Weibchen brütet allein, wird aber währenddem mit Futter versorgt und von Zeit zu Zeit mit Gebrüll unterhalten. Vor dem sich nahenden Menschen entflieht es erst, wenn derselbe sich bis auf wenige Schritte genaht hat; einen Hund läßt es noch näher herankommen. Nach einundzwanzig bis dreiundzwanzig Tagen entschlüpfen die Jungen, werden von der Mutter noch einige Tage gewärmt und in Gemeinschaft mit dem Vater geätzt. Ungestört verweilen sie bis zum Flüggesein im Neste, gestört, entsteigen sie demselben, noch ehe sie fliegen lernen und klettern im Rohre auf und ab. Wenn sie ihre Jagd betreiben können, vereinzeln sie sich und streifen bis zum Zuge im Lande umher.

In Deutschland wird die Rohrdommel nicht regelmäßig, zuweilen, namentlich an Orten, wo sie nicht regelmäßig sich sehen läßt, durch ihr Brüllen die Aufmerksamkeit, falls nicht abergläubische Furcht der Leute erregt, aber sehr eifrig gejagt. In Griechenland oder in Südeuropa überhaupt stellt man ihr des Fleisches wegen nach, welches trotz des thranigen, für uns höchst widrigen Geschmackes gern gegessen wird.

*

Der von dem allgemeinen Gepräge am meisten abweichende Reiher ist offenbar der Kahnschnabel, „Savaku“ der Südamerikaner (Cancroma cochlearea und cancrophaga, Cochlearius naevius und fuscus, Nycticorax cancrophagus), ein Nachtreiher mit absonderlich ungestaltetem, flach gewölbtem, umgekehrt löffelförmigem Oberschnabel, dessen Firste stumpfkantig abgesetzt, am Ende hakig herabgebogen, daneben grubig vertieft, seitlich gewölbt und nach vorn allmählich abgerundet ist, breitem, ebenem, bis zur Spitze getheiltem und mit nackter Haut ausgefülltem Unterschnabel, schlanken, mäßig hohen, fast bis auf die Ferse herab befiederten Beinen, starken und ziemlich langen Flügeln, unter deren Schwingen die vierte die längste, ziemlich kurzem, fast gerade abgeschnittenem, aus zwölf Federn gebildetem Schwanze und zartem, sperrigem, reiherartigem Kleingefieder, welches sich auf Hinterkopf und Nacken zu einem langen Busche verlängert, auf dem Rücken und den Schultern zerschleißt, die Zügelgegend und die Kehle aber unbekleidet läßt. Stirn, Kehle, Backen und Vorderhals sind weiß, Unterhals und Brust gilblichweiß, die Federn des Rückens hellgrau, der hintere Oberhals und der Bauch bis zum Steiße rostrothbraun, seitlich schwarz, Schwingen und Steuerfedern weißlichgrau. Das Auge ist braun, innen grau gerandet, der Schnabel braun, am Rande des Unterkiefers gelb, der Fuß gelblich. Die Länge beträgt achtundfunfzig, die Breite neunundneunzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter. Das Weibchen ist etwas kleiner, der junge Vogel anfangs ganz rothbraun, dunkler auf dem Rücken, blasser auf der Brust.

Der Savaku lebt im Gebüsche und Schilfe der Ufer aller Waldflüsse Brasiliens und wird einzeln oder zur Brutzeit paarweise angetroffen. Man sieht ihn in dem dichten Buschwerke der Flußufer ziemlich hoch auf den Zweigen über dem Wasser sitzen, in den inneren Waldungen häufiger als nahe am Meere, bei Annäherung eines Bootes aber ziemlich geschickt von Zweig zu

Zweige hüpfen und sich rasch verbergen. Die Nahrung soll in Wasserthieren aller Art, jedoch nicht in Fischen bestehen. Der Prinz von Wied fand nur Gewürm in dem Magen der von ihm erlegten und meint, daß der Vogel mit seinem breiten, kahnförmigen Schnabel nicht im Stande sei, Fische zu fangen. Eine Stimme hat dieser Forscher nicht vernommen; Schomburgk aber sagt, daß er mit seinem Schnabel ein Klappern hervorbringe wie ein Storch, dies wenigstens thue, wenn



Kahnschnabel (Cancroma cochlearea). $^3/_{10}$ natürl. Größe.

er in die Gewalt des Menschen gebracht wird. Ueber das Brutgeschäft weiß man noch wenig. Das Ei ist länglichrund, weiß, glanzlos und ungefleckt, dem des Nachtreihers sehr ähnlich.

Gefangene, welche in neuerer Zeit nicht selten in unsere Käfige gelangen, betragen sich in jeder Beziehung wie Nachtreiher.

Die letzte Unterordnung umfaßt die Sumpfhühner (Paludicolae), sehr verschiedenartige Wadvögel, welche sich im allgemeinen kennzeichnen durch kräftigen Leib, mittellangen Hals, verhältnismäßig kleinen Kopf, geraden rundlichen Schnabel, hohe, vierzehige Beine, mittellange

Flügel, kurzen Schwanz und reiches Gefieder, dessen Färbung nach dem Geschlechte wenig, nach dem Alter meist merklich verschieden ist.

Die Mehrzahl der Sumpfhühner lebt auf dem Boden; doch gibt es einzelne, welche regelmäßig bäumen. Hinsichtlich der Nahrung ähneln sie den Scharrvögeln mehr als den Stelzvögeln, da sie ebensowohl pflanzliche wie thierische Stoffe zu sich nehmen; hinsichtlich der Fortpflanzung kommen sie darin überein, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, gefleckte Eier legen und Nestflüchter sind.

Als die edelsten Mitglieder der Zunft haben wir die Kraniche (Gruidae) anzusehen. Ihre Merkmale sind: verhältnismäßig langer, fast walzenförmiger, aber kräftiger, seitlich nicht zusammengedrückter Leib, langer, schmächtiger Hals, kleiner, schön gestalteter Kopf, mittelmäßig starker, gerader, seitlich etwas zusammengedrückter, stumpfrückiger, spitziger Schnabel, welcher dem Kopfe an Länge gleichkommt oder ihn etwas übertrifft, an seiner Wurzelhälfte weich, an der Spitze jedoch hart ist, sehr lange, starke, weit über die Ferse nackte Beine und vierzehige Füße, deren kleine, kurze Hinterzehe sich so hoch einlenkt, daß sie beim Gehen den Boden nicht berührt, deren äußere und mittlere Vorderzehe durch eine dicke, bis zum ersten Gelenke reichende Spannhaut verbunden werden, und deren Krallen kurz, flach gebogen und stumpfkantig sind, große, lange, breite Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste, und deren letzte Oberarmfedern sich über alle übrigen verlängern, auch wohl sichelförmig biegen, überhaupt durch eigenthümliche Gestaltung auszeichnen, aus zwölf Federn gebildeter, ziemlich kurzer oder zugerundeter Schwanz und dicht anschließendes, derbes, jedoch reiches Kleingefieder, welches oft einen Theil des Kopfes und des Halses freiläßt oder hier sich zu schönen Schmuckfedern umgestaltet, bei einzelnen auch am Vorderhalse sich verlängert und verschmächtigt. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht merklich durch die Färbung, wohl aber durch die Größe; die Jungen legen nach der ersten Mauser ein den Alten ähnliches Kleid an, erhalten jedoch die Schmuckfedern in ihrer Vollendung erst später.

Das Geripp der Kraniche hat, nach Wagner, mit dem der Störche und Reiher wenig Aehnlichkeit. Der Schädel ist schön gewölbt und abgerundet, oben vorspringend; über dem Hinterhauptsloche finden sich ein Paar Fontanellen; die Scheidewand der Augen ist zum Theil durchbrochen; dem unteren Keilbeinflügel fehlt die dritte Gelenkung. Die Wirbelsäule besteht aus siebzehn Hals-, neun Rücken- und sieben Schwanzwirbeln. Das Brustbein, der merkwürdigste Theil des Gerippes, ist lang und schmal, zeigt weder die sogenannten oberen Handgriffe, noch die unteren Fortsätze und fällt auf wegen seines starken und dicken, am Rande flach gewölbten Kieles, welcher theilweise eine Kapsel für die Luftröhre bildet. Die beiden Aeste der Gabel verschmelzen mit der vorderen Spitze des Brustbeinkieles; die Schulterblätter sind schmal und verhältnismäßig kurz, die lufthaltigen Oberarmknochen fast so lang wie die Vorderarmknochen, die Oberschenkelbeine nicht lufthaltig. Die Zunge ähnelt der eines Huhnes, ist mäßig lang und breit, der Schlund ziemlich weit, ohne Kropf, der Vormagen im Verhältnisse zu dem kräftigen, großen und starken Muskelmagen klein, der Darmschlauch ungefähr neunmal länger als der Rumpf. Höchst merkwürdig ist der Verlauf der Luftröhre, welche bei beiden Geschlechtern eine ähnliche, aber doch nicht übereinstimmende Bildung zeigt. Sie besteht aus mehr als dreihundert knöchernen Ringen, läuft am Halse gerade herab und tritt durch eine derbe, die beiden Aeste der Gabeln verbindende sehnige dichte Haut an der Verbindungsstelle der Gabeläste in den Kiel des Brustbeines, biegt sich beim Weibchen hinter der Mitte des Brustbeines in einem Bogen um, steigt wieder nach oben, biegt sich nach unten zurück bis in die erste Windung hinein, geht dann hinter dem ersten absteigenden Theile nochmals nach oben und steigt nun zwischen den beiden Schlüsselbeinen in die Brusthöhle; diese Windung beträgt ungefähr die Hälfte der ganzen Länge. Beim Männchen läuft sie dicht hinter dem Kiele bis zu dessen Ende und biegt sich nahe am Hinterrande in einem spitzen Winkel

in den aufsteigenden Theil um, welcher in einer Vertiefung an der hinteren Brustbeinfläche emporsteigt. Daß die starke Stimme mit diesem Baue in Verbindung steht, unterliegt keinem Zweifel.

Die Kraniche, von denen man sechzehn Arten kennt, sind Weltbürger, hauptsächlich aber im gemäßigten Gürtel heimisch. Jeder Erdtheil beherbergt besondere Arten, Asien die meisten. Ausgedehnte Sümpfe und Moräste bilden ihre Wohnsitze; solche, welche an bebautes Land grenzen, scheinen bevorzugt zu werden, da sie ebenso gut im Sumpfe wie auf den Feldern Nahrung suchen. Sie gehen mit abgemessenen Schritten, jedoch zierlich einher, gefallen sich in anmuthigen tanzartigen Sprüngen, bewahren stets eine gewisse Würde, waden ziemlich tief ins Wasser, sind auch im Stande zu schwimmen, fliegen leicht, schön, oft schwebend und große Kreise beschreibend, mit gerade ausgestrecktem Halse und Beinen, meist in hoher Luft dahin, haben eine laute, durchdringende Stimme, sind klug und verständig, gewöhnlich auch heiter, necklustig, aber ebenso kampfesmuthig und selbst mordsüchtig, zeigen sich gegen ihresgleichen äußerst gesellig und nehmen auch gern Familienverwandte, jedoch nur solche im engeren Sinne, unter sich auf, bekümmern sich sonst aber wenig oder nicht um andere Thiere oder maßen sich, wenn sie es thun, die Oberherrschaft über diese an. Ihre Thätigkeit währt vom frühen Morgen bis zum späten Abend; doch widmen sie nur wenige Morgenstunden dem Aufsuchen ihrer Nahrung, die übrige Zeit der Geselligkeit. Auf ihrem Zuge, welcher sie bis in die Wendekreisländer bringt, reisen sie fast ununterbrochen, bei Nacht ebensowohl wie bei Tage, legen deshalb auch ihre Wanderungen in überraschend kurzer Zeit zurück.

Alle Kraniche nehmen zwar gelegentlich auch Kerbthiere und Würmer, einen kleinen Lurch oder ein Fischchen mit auf, plündern zuweilen ebenso ein Vogelnest aus, scheinen aber doch thierische Nahrung nur als Leckerei zu betrachten. Körner verschiedener Art, insbesondere Getreide, außerdem Knospen, Blätterspitzen, Wurzeln oder Knollengewächse bilden ihre Nahrung. Da, wo sie häufig auftreten, können sie durch Räubereien im Felde lästig werden; bei uns zu Lande wird man jedoch den Schaden nicht hoch anschlagen dürfen, da sie von Jahr zu Jahr seltener werden.

Das Nest steht in tiefliegenden oder doch in sumpfigen Gegenden; zwei länglich runde, auf grünlichem Grunde braun gefleckte Eier bilden das Gelege. Beide Gatten brüten abwechselnd und atzen anfänglich die Jungen, welche wahrscheinlich während der ersten Tage im Neste verweilen und dann erst ausgeführt werden.

Die Kraniche haben wenig Feinde. In der Winterherberge werden einzelne, wie ich aus Erfahrung weiß, von Krokodilen weggeschnappt: andere Feinde, welche ihnen gefährlich werden können, sind mir nicht bekannt. Der Mensch verfolgt sie ihres schmackhaften Fleisches wegen oder nimmt die Nestjungen aus, um sie groß zu ziehen. Sie gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft, treten mit ihrem Pfleger in ein inniges Freundschaftsverhältnis und erfreuen durch die Zierlichkeit ihrer Bewegungen, die Anmuth ihres Wesens und ihre erstaunliche Klugheit. Es hält nicht schwer, sie an das Aus- und Einfliegen zu gewöhnen und ebenso, sie in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen. In Japan und China gilt einer, unzweifelhaft seiner ansprechenden Eigenschaften halber, als heiliger oder mindestens als allgemein geachteter Vogel.

Der Kranich (Grus cinerea, vulgaris, longirostris und cineracea, Ardea grus), für uns das Urbild der Familie und der Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Grus), deren Kennzeichen in dem bloß theilweise nackten Kopfe, den verlängerten und gekräuselten Oberflügeldeckfedern zu suchen sind, ist aschgrau, in der Kehlgegend und auf dem Vorderscheitel schwarz, an den Halsseiten weißlich; die Schwungfedern sind schwarz. Das Auge ist braunroth, der Schnabel an der Wurzel röthlich, an der Spitze schwarzgrün, der Fuß schwärzlich. Die Länge beträgt 140, die Breite 240, die Fittiglänge 65, die Schwanzlänge 21 Centimeter.

Ein breiter Gürtel der Alten Welt, vom Osten Mittelsibiriens an bis nach Skandinavien und von der niedrigen Tundra an bis zur Breite Mitteleuropas, ist die Heimat des Kranichs; von hier aus wandert er durch China bis Siam und Indien oder bis Mittel- und Westafrika.

Ihm gesellt sich in Ostasien der prachtvolle Schneekranich (Grus leucogeranos, leucogerana und gigantea, Ardea gigantea, Antigone leucogeranos, Leucogeranos giganteus), welcher einige Male auch in Europa erlegt wurde. Er ist bis auf die schwarzen Steuerfedern blendend weiß, der nackte Kopf blutroth, das Auge hellgelb, der Schnabel blaßroth, der Fuß hell karminroth. Seine Länge beträgt etwa einhundertundzwanzig Centimeter, die Breite das doppelte.

Ebenso zählt man den Antigonekranich (Grus Antigone, torquata und orientalis, Ardea Antigone) aus Daurien unter den europäischen Vögeln auf, weil er in den südrussischen Steppen erlegt wurde. Er unterscheidet sich von unserem Kraniche durch die große Ausdehnung des nackten Kopffeldes und den gerundeten Schwanz. Sein Gefieder ist mit Ausnahme der dunkel schieferfarbenen Schwingen und Schwanzfedern fast gleichmäßig bräunlich aschgrau, das Auge orangeroth, der Schnabel grün an der Wurzel, bräunlich schwarz an der Spitze, der Fuß blaß rosenroth. Die Länge beträgt einhundertsechsunddreißig, die Breite zweihundertundvierzig, die Fittiglänge sechsundsechzig, die Schwanzlänge dreiundzwanzig Centimeter.

Oefter als die beiden vorhergenannten Arten besucht der in den mittelasiatischen Steppen heimische, bis Südindien, Mittel- und Südafrika wandernde, ungemein zierliche Jungfernkranich (Grus virgo und numidica, Ardea und Anthropoides virgo) unseren heimatlichen Erdtheil. Er unterscheidet sich von seinen beschriebenen Verwandten durch den kurzen, runden Schnabel, den ganz befiederten, hinten mit zwei langen Federzöpfen gezierten Kopf, das verlängerte Gefieder des Unterhalses und die nicht zerschlissenen und aufgekrempten, sondern nur verlängerten, aber die anderen weit überragenden Oberflügeldeckfedern und gilt deshalb als Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Anthropoides). Das Gefieder, welches sich durch Zartheit auszeichnet, ist licht bleigrau, der Vorderhals und sein herabwallender Schmuck tief schwarz, die zopfartige Kopfzierde rein weiß; die Schwingen sind grauschwarz. Das Auge ist hochkarminroth, der Schnabel an der Wurzel schmutziggrün, gegen die Spitze hin hornfarben, an ihr blaßroth, der Fuß schwarz. Dem jungen Vogel fehlen die Schmuckfedern am Kopfe und Unterhalse. Die Länge beträgt fünfundachtzig, die Breite einhundertsechsundsechzig, die Fittiglänge fünfundvierzig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter.

Unser deutscher Kranich, auf dessen Lebensschilderung ich mich beschränken muß, erscheint im Sudân scharenweise im Oktober und bezieht hier größere Sandbänke in den Strömen, welche über den Wasserspiegel hervorragen. In Indien trifft er ebenfalls zu derselben Zeit in namhafter Anzahl ein und bewohnt dann ähnliche Oertlichkeiten. Durch Deutschland sieht man ihn im Anfange des Oktober und zu Ende des März, regelmäßig in zahlreichen Gesellschaften, welche in hoher Luft fliegen, die Keilordnung streng einhalten und nur zuweilen kreisend in wirre Flüge sich auflösen, vielleicht auch hier und da auf den Boden herabsenken, um sich zu äsen, nirgends aber längere Zeit aufhalten, seines Weges dahinziehen. Diese Züge halten eine gewisse Richtung, vor allem die bekannten Heerstraßen der Vögel, alljährlich ein und lassen sich nur durch ungewöhnliche Erscheinungen ablenken: so beobachtete mein Vater, daß eine Kranichherde durch das brennende Dorf Ernstroda in Thüringen herbeigezogen wurde und längere Zeit über den Flammen kreiste, durch lautes Geschrei das Rufen der Arbeiter, die Klagen der Abgebrannten, das Brüllen des Viehes, das Prasseln des Feuers und das Krachen der Gebäude noch übertönte und in der Seele des damaligen Knaben einen Eindruck zurückließ, welcher vor dem geistigen Auge des Greises noch in voller Frische stand. Vor dem Herbstzuge gesellen sie sich, wie die Störche, auf bestimmten Oertlichkeiten, von denen sie sich eines Tages unter großem Geschreie erheben, und fliegen nun rastlos, Tag und Nacht reisend, ihrer Winterherberge zu. Hier angelangt, senken sie sich tief herab und suchen nun nach einer ihren Anforderungen entsprechenden und von anderen Wanderscharen noch nicht besetzten



Jungfern- und Pfauenkranich.

Insel. Solange ihr Aufenthalt in der Fremde währt, halten sie sich stets in zahlreichen Massen zusammen und nehmen auch verwandte Arten, in Afrika die Jungfernkraniche, in Indien die Antigone-, in Südchina und Siam außer letzteren auch die Weißnacken- und Schneekraniche, unter sich auf. Mit ihnen fliegen sie gemeinsam jeden Morgen auf die Felder hinaus, um hier Nahrung zu suchen, kehren in den Vormittagsstunden zurück und verweilen nun Tag und Nacht auf den Inseln, zeitweilig mit verschiedenen Spielen sich vergnügend und beständig im Gefieder putzend und ordnend, da die jetzt stattfindende Mauser derartige Sorgfalt nöthig macht. Scharenweise brechen sie auch auf, und vereinigt noch kommen sie an in der Heimat; hier aber lösen sich die Heereshaufen bald in kleinere Trupps und diese in Paare auf, und jedes Paar bezieht nun eine zur Fortpflanzung geeignete Oertlichkeit, welche sich von der Winterherberge wesentlich unterscheidet. In Indien oder im Sudân ist der Kranich Strandvogel, im Norden Europas oder Asiens wird er zum vollendeten Sumpfvogel. Er bezieht hier die großen Brüche oder Sümpfe der Ebene, bezüglich der Tundra, und wählt in den Morästen diejenigen Stellen aus, welche mit niedrigem Seggengrase oder Riede bewachsen sind, ihm aber unter allen Umständen weite Aussicht gestatten. Sie werden zu seinem Brutgebiete, und von ihnen fliegt er hinaus auf die Felder, welche ihm auch während des Sommers zollen müssen. Brüche, Sümpfe oder Moräste, in denen viel Buschwerk oder hohes Röhricht wächst, liebt er nicht, es sei denn, daß ihre Ausdehnung die Annäherung eines Menschen erschwert und ihm die nöthige Sicherheit verbürgt.

Jede Bewegung des Kraniches ist schön, jede Aeußerung seiner höheren Begabungen fesselnd. Der große, wohlgebaute, bewegungsfähige, scharfsinnige und verständige Vogel ist sich seiner ausgezeichneten Fähigkeiten wohl bewußt und drückt solches durch sein Betragen aus, so verschiedenartig dieses auch sein mag. Mit leichten, zierlichen, aber doch abgemessenen Schritten, gewöhnlich ruhig und würdevoll, nur im Falle der Noth eilend und rennend, geht er seines Weges dahin; ohne Mühe erhebt er sich nach einem oder nach zwei Sprüngen vom Boden, mit wenigen, weit ausholenden Schlägen der kräftigen Flügel gewinnt er die nöthige Höhe, und nunmehr fliegt er, Hals und Beine gerade von sich gestreckt, stetig und ohne Eile zu verrathen, aber doch schnell und fördernd dahin, mit Entschiedenheit einem bestimmten Ziele zustrebend. Aber derselbe Vogel ergötzt sich auch, wenn ihn die Laune anwandelt, durch lustige Sprünge, übermüthige Geberden, sonderbare Stellungen, Verneigungen des Halses, Breiten der Flügel und förmliches Tanzen oder dreht sich fliegend in prachtvollem Reigen längere Zeit über einer und derselben Stelle umher. Wie im Uebermuthe nimmt er Steinchen und Holzstückchen von der Erde auf, schleudert sie in die Luft, sucht sie wieder aufzufangen, bückt sich rasch nach einander, lüftet die Flügel, tanzt, springt, rennt eilig hin und her, drückt durch die verschiedensten Geberden eine unendliche Freudigkeit des Wesens aus: aber er bleibt immer anmuthig, immer schön. Wahrhaft bewunderungswürdig ist seine Klugheit. Früher als jeder andere Stelzvogel lernt er die Verhältnisse beurtheilen oder würdigen und richtet nach ihnen seine Lebensweise ein. Er ist nicht scheu, aber im allerhöchsten Grade vorsichtig und läßt sich deshalb sehr schwer überlisten. Der einzelne denkt stets an seine Sicherheit; eine Herde stellt regelmäßig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesammtheit obliegt; die beunruhigte Schar sendet Späher und Kundschafter, bevor sie den Ort wieder besucht, auf welchem sie gestört wurde. Mit wahrem Vergnügen habe ich in Afrika beobachtet, wie vorsichtig die Kraniche zu Werke gehen, sobald sie auch dort die Tücke des Menschen kennen gelernt haben: wie sie zunächst einen Kundschafter aussenden, dann mehrere, wie diese sorgsam spähen und lauschen, ob etwas verdächtiges sich noch zeige, wie sie sich erst nach den eingehendsten Untersuchungen beruhigen, zurückfliegen, die Gesammtheit benachrichtigen, dort noch immer nicht Glauben finden, durch Gehülfen unterstützt werden, nochmals auf Kundschaft ausziehen und nun endlich die Herde nach sich ziehen. Und doch lernt man den Kranich während seines Freilebens nie vollständig kennen, muß ihn vielmehr zum Gesellschafter erworben haben, wenn man über ihn urtheilen will. So vorsichtig er dem Menschen ausweicht, so lange er frei ist, so innig schließt er sich ihm an, wenn er in dessen

Gesellschaft kam. Mit Ausnahme der klügsten Papageien gibt es keinen Vogel weiter, welcher in gleicher Weise wie er mit dem Menschen verkehrt, jede menschliche Handlung verstehen und begreifen lernt und sich so gut, wie es ihm möglich, verständlich und nützlich zu machen weiß. Er sieht in seinem Gebieter nicht bloß den Brodherrn, sondern auch den Freund und bemüht sich, dies kund zu geben. Leichter als jeder andere Vogel gewöhnt er sich an das Gehöft, an das Haus seines Pflegers, lernt hier jedes Zimmer, jeden Raum kennen, die Zeit abschätzen, die Verhältnisse würdigen, in denen andere Leute oder Thiere zum Gastfreunde stehen, bekundet bewunderungswerthes Verständnis für Ordnung, duldet auf dem Geflügelhofe keinen Streit, hütet, ohne dazu aufgefordert zu werden, gleich dem verständigsten Hunde, das Vieh, straft durch scheltendes Geschrei oder empfindliche Schnabelhiebe und belohnt durch freundliches Gebaren, Verneigungen und Tanzen, befreundet sich mit wohlwollenden Menschen und drängt sich in deren Gesellschaft, läßt sich aber nichts gefallen und trägt ungebührliche Beleidigungen monate-, ja jahrelang nach, kurz, zeigt sich als ein wahrer Mensch im Federkleide. Es liegen über seinen Verstand so viele Beobachtungen vor, daß ich kein Ende finden könnte, wollte ich sie hier anführen.

Mit anderen Mitgliedern der Familie, auch wohl mit verwandten Vögeln, lebt der Kranich in gutem Einvernehmen; in ein Freundschaftsverhältnis tritt er aber nur mit ebenbürtigen Geschöpfen. Geselligkeit scheint ihm Bedürfnis zu sein; aber er wählt sich seine Gesellschaft. Dem Gatten gegenüber beweist er unwandelbare Treue; gegen seine Kinder bekundet er die wärmste Zärtlichkeit; gegen seine Art-, Sippschafts- und Familienverwandten legt er eine gewisse Hochachtung an den Tag. Demungeachtet kommt es vor, daß sich Kraniche in Sachen der Minne, während des Zuges oder gelegentlich anderer Zusammenkünfte erzürnen und wüthend bekämpfen. Man hat beobachtet, daß mehrere über einen herfielen und ihm durch Schnabelhiebe so zusetzten, daß er zur Weiterreise unfähig ward, ja, man will gesehen haben, daß solche Missethäter wirklich umgebracht wurden; wir haben außerdem in Thiergärten mehr als einmal erfahren, daß verschiedenartige Kraniche sich mit bitterem Hasse befehdeten, und daß einer den anderen tödtete. Doch gehören solche Vorkommnisse zu den Ausnahmen; denn eigentlich sind die Kraniche wohl neckluftig und muthig, nicht aber boshaft, tückisch und hinterlistig.

Unser Kranich frißt Getreide und Saat, Grasspitzen und Feldpflanzen, sehr gern Erbsen, nimmt auch einzelne Früchte auf oder erbeutet Würmer und Kerbthiere, insbesondere Käfer, Heuschrecken, Grillen und Libellen, fängt auch ab und zu einen Thaufrosch oder einen anderen Wasserlurch. Die erwähnten Scharen, welche im Sudân überwintern, fliegen kurz vor Sonnenaufgang in die Durrahfelder der Steppe hinaus, füllen Magen und Speiseröhre bis zum Schlunde mit Körnern an, kehren zum Strome zurück, trinken und verdauen nun die eingenommene Nahrung im Laufe des Tages. Der geringsten Schätzung nach verbrauchen die am Weißen und Blauen Nile überwinternden Kraniche gegen hunderttausend Hektoliter Getreide. Dieser Verbrauch fällt dort keineswegs ins Gewicht, und wohl niemand mißgönnt den Vögeln das Futter; anders dagegen ist es in dem dicht bevölkerten Indien, wo das gereifte Korn höheren Werth hat: hier werden die überwinternden Kraniche mit vollem Rechte als sehr schädliche Vögel betrachtet und demgemäß mit scheelen Augen angesehen, auch nach Kräften verfolgt und vertrieben. In der Gefangenschaft gewöhnt sich der Kranich an die verschiedensten Nahrungsstoffe, läßt sich aber mit dem einfachsten Körnerfutter jahrelang erhalten. Er zieht Erbsen und Bohnen dem Getreide vor, sieht im Brode einen Leckerbissen, nimmt aber auch gern gekochte Kartoffeln oder klein geschnittene Rüben, Kohl, Obst und dergleichen zu sich, verschmäht ein Stückchen frisches Fleisch keineswegs, läßt auch keine Gelegenheit vorübergehen, Mäuse und Kerbthiere zu fangen.

Sofort nach seiner Ankunft in der Heimat nimmt das Kranichpaar Besitz von dem Sumpfe, in welchem es zu brüten gedenkt, und duldet innerhalb eines gewissen Umkreises kein zweites Paar, obwohl es jeden vorüberreisenden Zug mit lautem Rufen begrüßt. Erst wenn die Sümpfe grüner werden und das Laub der Gebüsche ausschlägt, beginnt es mit dem Nestbaue, trägt auf einer kleinen

Insel oder Seggenkufe, einem niedergetretenen Busche oder einem anderen erhabenen Orte dürre Reiser zusammen und schichtet auf ihnen bald mehr, bald weniger trockene Halme und Rohrblätter, Schilf, Binsen und Gras zusammen, ohne sich dabei sonderliche Mühe zu geben. Auf die seicht-vertiefte Mitte dieses Baues legt das Weibchen seine zwei großen und gestreckten, etwa vierundneunzig Millimeter langen, einundsechzig Millimeter dicken, starkschaligen, grobkörnigen und fast glanzlosen Eier, deren Grundfarbe bald graugrün, bald bräunlich, bald hellgrün ist, und deren Zeichnung aus grauen und rothgrauen Unterflecken, rothbraunen und dunkelbraunen Oberflecken, Tüpfeln und Schnörkeln besteht, aber vielfach abändert. Beide Geschlechter brüten abwechselnd und vertheidigen gemeinschaftlich die Brut gegen einen nahenden Feind, falls derjenige, welcher gerade nicht brütet, aber die Wache hält, allein nicht fertig werden sollte. An gefangenen Kranichen, welche brüten, kann man beobachten, daß der Wächter mit Wuth auf jedes Thier stürzt, welches sich dem Neste nähert und, da er an den Anblick des Menschen gewöhnt ist, diesen ebenfalls rücksichtslos angreift; die freilebenden hingegen fliehen letzteren, ihren schlimmsten Feind, auch während sie brüten, ängstlich. Ihr Nest verrathen sie nie, bethätigen im Gegentheile bewunderungswürdige Geschicklichkeit, während der Brutzeit sich zu verbergen oder doch im Brüten dem Auge des Beobachters zu entziehen. „Der auffallende, große Vogel", sagt Naumann, „läßt den Beobachter nur ahnen, in dem Sumpfe müsse er irgendwo sein Nest haben; aber die Stelle selbst weiß er jenem dadurch stets zu verbergen, daß er sich von weitem her jederzeit nur zu Fuße in gebückter Stellung und unter dem Schutze hoher Pflanzen und des Gebüsches nähert, daß der auf dem Neste sitzende bei annähernder Störung sich von demselben ebenso versteckt davonschleicht und weit vom Neste aus dem freien Sumpfe erst auffliegt und sichtbar wird, oder auch wohl, wenn ihm der Lärm nicht gar zu nahe kommt, gar nicht herausfliegt. Es läßt sich daher das Plätzchen so schwer ausmitteln, als es, wenn dies durch besonderen Zufall geglückt wäre, mühsam ist, sich ihm, des tiefen Morastes wegen, zu nähern." Gleichzeitig gebraucht der Kranich noch ein anderes Mittel, um sich unkenntlich zu machen. „Eines Tages", erzählt Eugen von Homeyer, „lag ich in sicherem Verstecke neben einem Moore, in welchem ein Kranichpaar seinen Stand hatte, und beobachtete die beiden klugen Vögel und ihre anmuthigen Bewegungen, als das Weibchen, sich ganz unbeachtet wähnend, die doppelte Scheu des Vogels und des Weibes beseitigend, begann, seine Putzkünste zu entwickeln. Es nahm von der Moorerde in den Schnabel und salbte damit den Rücken und die Flügeldecken, so daß diese Theile das schöne Aschgraublau verloren und ein düsteres erdgraubraunes Ansehen erhielten. Der Wissenschaft zu Liebe erlegte ich das schöne Thier und fand das Gefieder des Oberkörpers gänzlich von dem Farbstoffe durchdrungen, so daß ich außer Stande war, bei der sorgfältigsten Waschung denselben wieder zu entfernen; so fest, vielleicht durch den Einfluß des Speichels, hatte derselbe sich mit dem Gefieder vereinigt." „Hiermit", fügt Homeyer später hinzu, „war in einem Augenblicke erklärt, wonach ich jahrelang getrachtet: die eigenthümliche Färbung des Kraniches während der Brutzeit. Nur während dieser nimmt der Vogel diese Umfärbung vor; denn späterhin ausfallende und nachwachsende Federn behalten ihre natürliche Färbung, woher es kommt, daß wir unter all den nordischen Kranichen, welche durch Deutschland ziehen, keinen Rost sehen. Sie haben bereits das Kleingefieder vermausert." Diese Beobachtungen Homeyers wurden durch chemische Untersuchung, welche Mewes anstellte, durchaus bestätigt.

Wie lange die Brutzeit dauert, weiß ich nicht; wohl aber sind wir über das Jugendleben der ausgeschlüpften Kraniche einigermaßen unterrichtet. An gefangenen Geschwistern hat man beobachtet, daß sie sich zuweilen wie Tauben schnäbeln, und deshalb angenommen, daß die Jungen anfänglich wohl von den Alten geatzt werden mögen; sehr junge Kraniche aber, welche ich erhielt, pickten ohne weiteres das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand und benahmen sich so geschickt und selbständig, daß ich sie unbedingt für entschiedene Nestflüchter halten muß. Trotz ihrer dicken Beine laufen sie sehr gut und wissen sich in dem dichten Riede oder Binsichte vortrefflich zu verbergen. Die Alten verrathen sich nicht, beschäftigen sich nur, wenn sie sich ganz unbeachtet glauben, mit

ihnen und führen sie, falls sie Gefahr befürchten, oft weit weg, beispielsweise auf Felder hinaus, um sie hier im Getreide zu verstecken. Aber sie behalten sie fortwährend im Auge und sehen auch dann noch nach ihnen, wenn sie gefangen und in einem der Brutstelle nicht sehr entlegenen Gehöfte untergebracht wurden. Unangenehm werden die niedlichen Thiere durch das ununterbrochene wiederholte Ausstoßen der einzelnen Silbe „Piep"; diese Untugend legen sie auch erst ab, wenn sie vollkommen erwachsen sind. Wer aber in dem Kraniche nicht bloß einen unterhaltenden Hofvogel, sondern einen wahren Freund, ich möchte sagen, einen gefiederten Menschen erziehen will, muß wohl oder übel jene Unannehmlichkeiten ertragen; denn nur derjenige Vogel, welcher von Jugend auf in der Gesellschaft des Menschen lebte, bekundet später die volle Bildungsfähigkeit seines Geistes.

Alte Kraniche werden nur von einem früher verbreiteten, den Vögeln also nicht mehr auffallenden Verstecke aus mit einiger Sicherheit erlegt, übrigens bloß durch Zufall erbeutet, vorausgesetzt, daß nicht besondere Umstände, beispielsweise drückende Hungersnoth, sie das ihnen sonst eigene Wesen vergessen lassen. Wie vorsichtig sie sind, habe ich am besten in der Winterherberge erfahren, in welcher doch alle Vögel leichter als sonst erlegt werden können. Nur wenn wir uns nachts auf jene Sandinseln begaben, dort ruhig niederlegten, das Boot wieder wegfahren ließen und so den Vögeln glauben machten, daß die Störung eine zufällige gewesen sei, durften wir auf ein günstiges Jagdergebnis rechnen. Sonst brachte bloß die weittragende Büchse einen oder den anderen in unsere Gewalt und dies auch bloß dann, wenn wir uns von einem der Ufer aus im Walde bis auf Schußweite anschleichen konnten. Eine Störung, und noch mehr der Verlust eines Gefährten, macht die übrigen dem Jäger geradezu unnahbar. Das Fleisch haben wir gern gegessen, gewöhnlich aber zur Bereitung einer vortrefflichen Suppe benutzt. In früheren Zeiten schätzte man es höher: Kranichwildpret durfte bei großen Gastmählern auf den Tafeln der reichen Jagdherren nicht fehlen. In Asien baizt man die dortigen Arten mit Falken und verfolgt sie auch in anderer Weise eifrig, um ihre Federn zu verwenden.

Die meisten Vogelkundigen erklären zwei schöne Stelzvögel Afrikas als echte Kraniche: ich sehe in ihnen Vertreter einer besonderen Unterfamilie, weil zwischen ihnen und den Kranichen, streng genommen, kaum Aehnlichkeit vorhanden ist. Die Kronenkraniche (Balearicinae) kennzeichnen: kräftiger Leib, mittellanger Hals, großer Kopf, mittellanger, kräftiger, kegelförmiger, längs der Firste sanft gerundeter Schnabel, langläufige und langzehige, ziemlich stark bekrallte Füße, sehr breit zugerundete Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, kurzer, gerade abgeschnittener Schwanz und reichhaltiges Gefieder, welches auf dem Vorderscheitel einen sammetartigen Busch bildet, am Hinterkopfe zu borstenartigen, von der Wurzel an schraubenförmig gewundenen, nach oben strahlig sich ausbreitenden, borstenartigen Gebilden sich umwandelt, am Halse und auf der Vorderbrust sich verlängert, auf den Flügeldecken sich zerschleißt und die dickwulstigen Wangen sowie die Kehle unbekleidet läßt. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig durch die Größe, die Jungen durch die unreinen, jedoch im wesentlichen gleichartigen Farben.

Der Pfauenkranich (Balearica pavonina, Grus pavonina und balearica, Ardea, Anthropoides und Geranarchus pavonina) ist schwarz, seine Krone goldgelb und schwarz gemischt; die Flügeldeckfedern sind rein weiß, die Oberarmschwingen rostbraun, die letzten goldgelb. Das Auge ist weiß, die Wange oben licht fleischfarben, unten hochroth, der Schnabel schwarz, an der Spitze weißlich, der Fuß schwarzgrau. Im Leben liegt ein bläulicher Duft über dem Gefieder, weshalb dieses graulich erscheint. Die Länge beträgt neunundneunzig, die Breite einhundertachtundachtzig, die Fittiglänge einundfunfzig, die Schwanzlänge zweiundzwanzig Centimeter.

Die Alten nannten den Pfauenkranich balearischen Vogel oder Kranich, und die neueren Naturforscher glaubten deshalb annehmen zu dürfen, daß er auf gedachter Insel gefunden wird;

einzelne, z. B. Degland, geben auch Sicilien und insbesondere die Insel Lampedosa als Fundorte an. Ich bezweifle die Richtigkeit der letzteren Angabe, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß der gewissenhafte Tristram einmal zwei Pfauenkraniche in der nördlichen Sahara beobachtet hat. Die Heimat des Vogels ist Mittelafrika, ungefähr vom sechzehnten Grade nördlicher Breite an nach Süden. In Südafrika wird er durch eine nahe verwandte Art vertreten; in östlicher Richtung dehnt sich sein Verbreitungskreis über ganz Afrika. Er ist häufig im Westen und gehört im Osten, wenigstens vom funfzehnten Grade an nach Süden hin, zu den regelmäßigen Erscheinungen. Hier bewohnt er nach meinen Beobachtungen paar= oder gesellschaftsweise die mit Gebüsch bedeckten flachen Ufer der Ströme oder die dünner bestandenen Waldungen, kommt aber täglich auf die Strominseln, um hier zu trinken und zu tanzen. Während der Regenzeit begegnet man ihm paar=weise, sonst in Gesellschaften, welche zuweilen mehr als hundert Stück zählen. Diese Schwärme gesellen sich auch wohl zu den im Sudân überwinternden Scharen des grauen und Jungfern=kraniches, treten aber nie in engere Verbindung mit ihnen und scheinen von ihren sogenannten Verwandten zwar geduldet, kaum aber gern gesehen zu werden.

In seinem Wesen erinnert der Pfauenkranich nur entfernt an seine Namensvettern. Sein Gang ist aufrecht; der Rücken wird dabei wenig gekrümmt, die Krone aufgerichtet. In der Regel geht er langsam; geängstigt aber kann er, wie mich flügellahm geschossene belehrten, so schnell laufen, daß ein Mensch sich sehr anstrengen muß, wenn er ihn einholen will. Vor dem Aufstehen rennt er mit geöffneten Flügeln ein Stück auf dem Boden dahin und erhebt sich erst dann in die Luft. Sein Flug ist langsam; die Flügel werden in gemessenen Schlägen bewegt; der Hals wird weit vorgestreckt, die Krone nach hinten zurückgelegt. Aber gerade der fliegende Pfauenkranich zeigt sich in seiner vollen Pracht, weil die beiden Hauptfarben, schwarz und weiß, jetzt zur Geltung kommen. Verwechseln kann ihn derjenige, welcher ihn einmal sah, mit keinem anderen Sumpfvogel. Auch der laufende Pfauenkranich ist eine anziehende Erscheinung, namentlich wenn er sich auf einer grünen Fläche oder zwischen grünem Gebüsche bewegt. Höchst eigenthümlich sind die tanzartigen Bewegungen, welche er bei jeder Erregung zum besten gibt. Pfauenkraniche, welche auf einer Sand=fläche stehen, beginnen zu tanzen, so oft eine ungewöhnliche Erscheinung sie beschäftigt, so oft einer zu dem großen Haufen stößt ꝛc. Der Tänzer springt in die Höhe, nicht selten meterhoch vom Boden auf, breitet dabei die Flügel ein wenig und setzt die Füße tanzend nieder, nicht immer beide gleich=zeitig, sondern zuweilen einer um den anderen. Ob beide Geschlechter tanzen, weiß ich nicht, glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß nur das Männchen in dieser Weise sich belustigt. Die Stimme ist ein lauter Ruf, welcher durch den arabischen Namen des Vogels „Rharnuk“, ein Klangbild des Geschreies, ziemlich richtig wiedergegeben wird; man vernimmt sie im Walde auf eine Entfernung von zwei Kilometer. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Sämereien, während der Reife des Getreides nur aus Durrah oder Kafferhirse, sonst aus verschiedenen Körnern, insbesondere aus den Samen einiger Grasarten; nebenbei nimmt der Vogel Baumknospen, Grasspitzen, Früchte und Kerbthiere, ausnahmsweise vielleicht auch Muscheln und kleine Fischchen zu sich, ohne jedoch Ent=behrung zu bekunden, wenn diese Nahrung ihm fehlt.

Das tägliche Leben des Pfauenkraniches ist ein sehr geregeltes. Von dem Schlafplatze aus zieht er mit Sonnenaufgange in die Steppe hinaus, verweilt hier, Futter suchend, ungefähr zwei Stunden, erscheint sodann auf den Sandbänken im Strome, trinkt, putzt sich das Gefieder und vergnügt sich in der angegebenen Weise. Zuweilen wird in den Nachmittagsstunden ein kurzer Ausflug gemacht; in der Regel jedoch genügt die Morgenmahlzeit für den ganzen Tag. Gegen Abend theilen sich die Herden in kleinere Trupps, und diese fliegen nun gemeinschaftlichen Schlaf=plätzen zu. Am Blauen Nile belehrten mich die Pfauenkraniche, daß sie nur im Walde über=nachten. Einige vorüberziehende zeigten mir die Richtung des Weges, und nachdem ich einige Minuten weit gegangen war, vernahm ich auch die Trompetentöne der schreienden Schlafgesell=schaft. Es ging sehr laut zu auf dem Versammlungsorte; aber die Töne klangen so schwach zu mir

herüber, daß ich bald einsah, derselbe müsse noch in weiter Ferne sein. In der That hatte ich noch eine gute Viertelstunde zu gehen, bevor ich den Schlafplatz erreichte. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung fand ich dreißig bis vierzig Pfauenkraniche auf den Bäumen eines kleinen, rings von der Steppe umgebenen Wäldchens sitzen, keinen einzigen auf der Erde. Diese Wahrnehmung, welche ich später wiederholt machte, bestimmte mich zu glauben, daß die Pfauenkraniche auch auf Bäumen und nicht auf dem Boden nisten. Ueber die Fortpflanzung selbst habe ich eigene Beobachtungen leider nicht sammeln können.

Schon seit längerer Zeit wird der schöne und auffallende Vogel von den Westafrikanern gezähmt und demgemäß auch oft nach Europa gebracht. Mein Bruder sah ihn in Lissabon als halbes Hausthier, wie es schien, ohne alle Aufsicht in den Spaziergängen und Straßen der Stadt frei umherlaufen. Vorübergehende warfen ihm Brod und dergleichen zu, und er hatte sich auch an die mildthätigen Gaben derselben so gewöhnt, daß er dieselben förmlich beanspruchte. Mit Hühnern oder Stelzvögeln vertragen sich die gefangenen vortrefflich; ihren Gebieter bewillkommnen sie bei Gelegenheit durch ihre lustigen Tänze. In den Thiergärten ziehen sie die Besucher lebhaft an, weil sie in der Regel auch zu tanzen beginnen, wenn sie Musik vernehmen.

Alle gefangenen Pfauenkraniche, welche zu uns gelangen, werden jung aufgezogen, obgleich es vielleicht nicht allzu schwer sein dürfte, auch alte auf den gewöhnlichen Schlafplätzen zu berücken. Die Jagd ist ziemlich schwierig, weil der Pfauenkranich selbst im Urwalde seine Scheu nicht ablegt. Er weicht dem Reiter oder einem gegen ihn heransegelnden Schiffe vorsichtig aus, sieht überhaupt in allem ungewohnten Gefahr. Wir mußten uns entschließen, Erdhütten zu bauen, um uns der Pfauenkraniche zu bemächtigen; diese Hütten aber erwiesen sich ihnen gegenüber immer nur wenige Tage als brauchbar, weil alle Gesellschaften, aus deren Mitte ein oder zwei Stück gefallen waren, fortan die betreffende Insel mit den Hütten sehr sorgsam mieden. Ergiebig war der Anstand unter den Schlafplätzen; aber das Anstehen in Afrika hat Schattenseiten, an welche man, ohne sie kennen gelernt zu haben, nicht denkt. Ganz abgesehen davon, daß es nicht überall gerathen ist, der Löwen und Leoparden halber nachts im Walde umher zu streichen, stellt dieser selbst dem Jäger Hindernisse in den Weg, welche im Dunkel geradezu unüberwindlich werden. Jeder Busch nämlich streckt hunderte von Dornen aus, hält mit diesen den nächtlichen Wanderer fest, zerreißt ihm die Kleider und zerfleischt ihm die Glieder, so daß das Vergnügen einer nächtlichen Jagd auch dem eifrigsten Naturforscher schließlich gänzlich verleidet wird.

Feldstörche (Arvicolidae) nennt Burmeister einige große Sumpfvögel mit kurzem oder mäßig langem, nicht sehr kräftigem Schnabel, dessen Spitze von einer Hornkuppe überkleidet ist, während die Wurzel nur einen häutigen Ueberzug besitzt, hohen, aber kleinzehigen Füßen, deren hintere Zehe beim Gehen den Boden nicht berührt, mittellangen oder kurzen Flügeln, verschieden langem Schwanze und ziemlich dichtem Gefieder, welches einen Zügelstreifen oder eine nackte Stelle um das Auge freiläßt. Diese Vögel, von denen man nur fünf Arten kennt, leben nicht in Sümpfen, sondern auf trockenen Feldern und nähren sich theils von Sämereien, theils von Kerbthieren, nisten am Boden oder in mäßiger Höhe und legen farbig gefleckte Eier.

Die erste Sippe und beziehentlich Unterfamilie (Cariaminae) umfaßt die Schlangenstörche (Dicholophus), höchst eigenthümlich gestaltete Vögel, welche in vieler Hinsicht an den Kranichgeier erinnern und früher mit ihm in einer und derselben Familie vereinigt wurden. Der Leib ist schlank, der Hals lang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel etwas kürzer als der Kopf, schlank, gestreckt, mäßig zusammengedrückt, an seinem Wurzeltheile gerade, am Vordertheile oder gegen die Spitze hin gebogen und hakig, einem gestreckten Raubvogelschnabel nicht unähnlich, der

Fuß sehr hoch, weit über die Ferse hinauf unbefiedert, langläufig und kurzzehig, besonders ausgezeichnet noch durch die dicken, stark gekrümmten und zugespitzten Krallen, also ebenfalls an den Fang eines Raubvogels erinnernd, der Flügel kurz, aber hart und kräftig, unter seinen Schwingen die vierte und fünfte die längste, das Armgefieder so verlängert, daß es den ruhenden Flügel von oben bedeckt, der aus zehn Federn bestehende Schwanz lang und stark abgerundet, das Gefieder des Kopfes lang, schmal zugespitzt und weichlich, das der Stirne vom Schnabelgrunde an zu einem aufrechtstehenden Schopfe verlängert, das des Bauches und Steißes weich und dunig, das die Nasengrube und den Mundrand umgebende borstig; ein Zügelfleck bleibt unbefiedert. Der innere Bau ähnelt dem der Kraniche, in gewisser Hinsicht aber auch dem der Rallen. Die Wirbelsäule besteht aus vierzehn Hals-, sieben Rücken-, dreizehn Becken- und sieben Schwanzwirbeln; das Brustbein trägt einen hohen Kiel und ist am Hinterrande nicht ausgebuchtet; die Zunge ist halb so lang wie der Unterkiefer, flach, glatt, ganzrandig, ihre Spitze eine glatte, dünne Hornplatte; der dickwandige Schlund geht durch einen kleinen Vormagen in den dehnbaren häutigen Magen über.

Das Gefieder der Seriema (Dicholophus cristatus, saurophagus und Margravii, Cariama cristata und saurophaga, Palamedea und Sariama cristata, Microdactylus und Lophorhynchus cristatus) ist grau, jede Feder mit feineren, helleren und dunkleren Querzickzackwellenlinien gezeichnet, welche auf der Vorderbrust die Schaftgegend frei- und daher einen Schaftstreifen hervortreten lassen; die des Unterbauches haben keine Zeichnung; die verlängerten des Kopfes und Halses sind schwarzbraun, die Schwingen braun, an der Innenfahne abwechselnd weißlich quer gebändert, die Handschwingen auch weiß an der Spitze, die beiden mittleren Schwanzfedern einfarbig graubraun, die übrigen auf der Mitte schwarzbraun, an der Wurzel und am Ende weiß. Das Auge ist hell schwefelgelb, der Zügel graulich fleischfarben, der nackte Augenring bläulich, der Schnabel korallroth, der Fuß vorn röthlichbraun, seitlich ziegelroth. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch das kürzere Nackengefieder und gelbgrauen Grundton seiner Färbung. Das Junge ähnelt dem Weibchen in allen wesentlichen Punkten. Die Länge beträgt zweiundachtzig, die Fittiglänge siebenunddreißig, die Schwanzlänge einunddreißig Centimeter.

Ueber die Lebensweise der Seriema haben uns der Prinz von Wied und Burmeister sehr ausführlich unterrichtet, und ihre Mittheilungen sind neuerdings durch Alexander von Homeyer, welcher einen gefangenen Vogel beobachten konnte und dessen Leben mit gewohnter Meisterschaft beschrieb, wesentlich bereichert worden, so daß wir uns gegenwärtig einer genügenden Kunde des sonderbaren und vielen Forschern räthselhaft erscheinenden Geschöpfes rühmen dürfen. Die Seriema ist über einen großen Theil Südamerikas verbreitet und lebt in den großen, offenen Triften des inneren Brasilien, wo sanfte, mit Gras bewachsene Höhen oder Ebenen mit einzelnen Gesträuchen abwechseln. Man beobachtet sie paar- oder nach der Brutzeit familienweise zu drei oder vier zusammen, bekommt sie aber nur da zu sehen, wo sie sich nicht im Grase verstecken kann. Ihre Färbung kommt, laut Burmeister, in den dürren Steppen ihr sehr zu statten. Sie duckt sich, wenn sie Geräusch hört, hebt nur dann und wann den Kopf ein wenig und läuft hierauf rasch zwischen den Halmen fort, ohne sich zu zeigen. „Obgleich ich den Vogel täglich in den Campos gehört habe und namentlich auf meinem Lager in früher Morgendämmerung, habe ich ihn doch nie zu Gesichte bekommen. Dicht neben mir hörte ich oftmals einen Ton, und wenn ich heranritt, war alles still, kein Halm, viel weniger ein Vogel regte sich.“ Auch der argentinische Verwandte, Tschunja genannt, läßt sich öfter hören als sehen; doch gelang es Burmeister, seiner zweimal ansichtig zu werden. Der Prinz sagt, daß der Lauf dem eines Truthahnes ähnele; Burmeister fügt dem hinzu, daß er schneller dahinrenne, als ein Pferd zu traben vermöge, und nur im Galopp eingeholt werden könne. Homeyer bemerkt, daß der laufende Vogel sich vorn sehr überbiegt, und daß der Leib wie der zusammengelegte Schwanz eine wagerechte Haltung annehmen. Die Flügel werden dabei dicht angelegt, n[illegible]ckert. In der Ruhe ist der Hals eingezogen, der Vordertheil des Leibes

erhoben und der Schwanz geneigt. Während des Tages sieht man die Seriema selten ruhig; sie steht, geht oder läuft beständig umher und gibt sich niemals einer Träumerei hin, wie der Kranich es oft thut. Die Brasilianer erzählten dem Prinzen, daß man die Vögel zuweilen auch auf der Spitze eines Strauches oder eines mäßig hohen Baumes sitzen sähe, sie sich jedoch, sobald Gefahr nahe, sofort auf die Erde herabbegäben, daß sie sich nur durch Laufen, nicht durch Fliegen vor einem Verfolger zu retten suchten. Homeyer beobachtete, daß die Seriema die Nacht stets auf einem Baume,



Seriema (Dicholophus cristatus). 1/6 natürl. Größe.

niemals auf der Erde zubrachte, beim Bäumen sich ungeschickt zeigte und oft lange Zeit brauchte, bevor sie ihren bestimmten Platz erreicht hatte. Auf diesem zog sie dann die Beine und den Hals ein und verbrachte so die Nacht in kauernder Lage. Auch Burmeister sagt, daß sie die Nacht in den Kronen mäßig hoher Bäume verbringe. In der Freiheit wie in der Gefangenschaft vernimmt man oft die laute, weithinschallende Stimme. Sie klingt, nach Burmeisters Meinung, wie das Gebelfer und Gekläff eines jungen Hundes, nach Homeyers Angabe raubvogelstimmig und ungemein kreischend. Auch der schreiende Vogel sitzt am liebsten etwas erhöht, schreit wenigstens, so lange er auf dem Boden umherläuft, minder laut und anhaltend. „Springt die Seriema auf einen ihrer Baumstümpfe, so mögen sich alle Nervenschwache möglichst weit entfernen; denn es beginnt jetzt im wahren Sinne des Wortes ein Schreikonzert. Beim ersten Theile desselben nimmt der Musiker eine aufrechte Haltung an, sieht gen Himmel und schreit mit sehr heller, gellender Stimme überraschend laut: ‚Ha, hahahahi, hihihi, hiel, hiel, hi, el‘, worauf eine kleine Pause von vier bis fünf Sekunden

eintritt und sodann ein kurzer Nachruf, ungefähr wie ‚Hak' klingend, erfolgt. Beim Ausstoßen jeder einzelnen Silbe wird der Kopf wechselseitig eingezogen und gehoben, wodurch eine eigenthümliche Bewegung des Vordertheiles entsteht; dann wird der Kopf vollkommen hintergeworfen und der zweite Theil herausgeschrieen. Dieser beginnt noch viel lauter als der erste, klingt ungefähr: ‚Hahiel, hahiel, hiel, il, ilk, ilk, ilk, ack' und endet, nach und nach schwächer werdend. Zuweilen schreit der Vogel eine halbe Stunde lang."

Die Nahrung besteht vorzüglich in den Kerbthieren des Campo; doch vertilgt die Seriema auch viele Schlangen, Eidechsen und dergleichen. In den Augen der Brasilianer ist sie deshalb ein allgemein geachtetes Thier, und das Gesetz verbietet, sie zu tödten. Der Prinz fand ihren Magen gänzlich mit Heuschrecken vollgepfropft; Burmeister gibt auch noch saftige Beeren als Futter an. Gefangene fressen Fleischstücke, Brod, Kerbthiere und dergleichen, bekunden übrigens wirkliche Raubgelüste, so oft sie können. „Sperlinge, junge Ratten und Mäuse", sagt Homeyer, „welche sich dem Futterkasten nähern, werden oft, indem sich der Vogel im schnellsten Laufe auf sie stürzt, mit unendlicher Geschicklichkeit gefangen und, nachdem sie erst im Wasser vollkommen eingeweicht und mundgerecht gemacht worden sind, mit Haut und Haaren verschluckt. Das Einweichen geschieht vorzugsweise bei größeren Arten, wie Ratten und Sperlingen, seltener bei kleineren, den Mäusen zum Beispiel." Eine, welche Burmeister beobachtete, nahm nur kleine Fleischstückchen auf, ließ aber größere Bissen, Gedärme des Hausfederviehes, liegen, sammelte dagegen Knochen oder selbst aus Knochen gearbeitete Gegenstände und schlug sie so lange auf einen Stein, bis sie zersprangen, unzweifelhaft in der Absicht, Kerbthiere, Maden oder Würmer, welche im Inneren der Markröhre leben, oder das leckere Mark selbst zu erbeuten. In der Paarzeit streiten sich die männlichen Seriemas heftig um die Weibchen. Hiervon war der Prinz im Monate Februar Augenzeuge. „Sie verfolgten sich in dem dichten Nebel des Morgens und kamen uns dann zufällig so nahe, daß wir sie im schnellen Laufe mit weitgeöffnetem Schnabel erblickten." Auch Homeyer gedenkt der Rauflust des Vogels und beschreibt die Kampfstellungen, welche er annimmt. „Kommt die Seriema in Streit", sagt er, „so macht sie tolle Sprünge, sträubt das Halsgefieder, bläht sich raubvogelartig auf und breitet den Schwanz während eines Sprunges in der Luft fächerförmig aus, nebenbei auch vielleicht, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, den einen oder den anderen Flügel. So wird bald springend, bald laufend der Gegner unter den drolligsten Geberden angegriffen und verfolgt. Der Schnabel ist als die eigentliche Waffe zu betrachten, indem die Seriema mit ihm einen glücklichen Griff thut und dem Gegner viele Federn ausrupft, während der oft vorgeschnellte Fuß nie krallt, sondern nur Stöße und Fußtritte gibt. Uebrigens sind diese Zwistigkeiten zwischen den Seriemas oder ihnen und anderen Vögeln überhaupt nie von langer Dauer, nehmen auch nie einen bösartigen Charakter an."

Das Nest wird auf einem niederen oder mäßig hohen Baume angelegt. Eines, welches der Prinz fand, konnte mit der Hand erreicht werden. Es bestand aus dürren Reisern, welche unordentlich quer über die Zweige gelegt waren, und einer Schicht von Letten oder Kuhmist, welche die Mulde bildete. In ihr findet man zwei weiße, spärlich rostroth getüpfelte Eier, welche Pfaueneiern in der Größe ungefähr gleichkommen, und später die in dichte, rostgelbe, grauschwarzbraun gewellte Dunen gekleideten Jungen, welche einige Zeit im Neste zubringen, dann aber von den Alten ausgetrieben werden sollen. Ihrer leichten Zähmbarkeit halber hebt man sie, wenn sie halbwüchsig sind, aus, um sie im Gehöfte aufzuziehen. Sie gewöhnen sich, laut Burmeister, schon nach zweitägiger Pflege so an den Menschen, daß sie auf seinen Ruf herbeieilen, um ihre Nahrung von ihm zu empfangen. „Ich sah zwei solcher Vögel, welche frühmorgens zusammengekauert um das Feuer standen und sich wärmten, unbekümmert um eine Anzahl von Kindern und Erwachsenen, die aus demselben Grunde dicht neben ihnen lagerten. Angestoßen und von der Stelle vertrieben, gaben sie einen kurzen Laut des Unmuthes von sich und nahmen sogleich dieselbe Stellung an der anderen Seite des Feuers wieder ein." Nachdem sie erwachsen, spielen die Jungen den Meister des übrigen Geflügels auf dem Hühnerhofe, leben jedoch mit diesem ziemlich in Frieden. Nachts schlafen sie

stets auf erhabenen Standpunkten, am liebsten auf den aus Reisern geflochtenen Dächern der Sonnenschauer. Man gewährt ihnen vollkommene Freiheit; sie laufen weit umher, kehren aber immer wieder zu dem Gehöfte zurück und benehmen sich schließlich ganz wie Hausthiere.

„Obgleich das Fleisch dieser Vögel weiß und wohlschmeckend wie Hühnerfleisch ist", fährt der Prinz fort, „so werden sie doch nur selten gejagt. Da sie sehr schüchtern sind, ist es nicht leicht, ihnen mit der Flinte beizukommen; selbst meine bei den Nestern verfolgenden Jäger waren nicht so glücklich, die Alten zu überlisten. Sobald die Seriema etwas fremdartiges bemerkt, verstummt ihre Stimme sogleich, und im nächsten Augenblicke hört man sie schon in weiter Entfernung; alsdann pflegt sie sich auch in dem Gebüsche zu verbergen. Die beste Art, diesen Vogel zu jagen, ist, wenn man ihn zu Pferde im Trabe verfolgt und nicht aus dem Auge läßt; denn, anhaltend in weitem Kreise von dem Gebüsche abgeschnitten und immer schneller laufend, ermüdet er endlich. Sowie der Jäger dies bemerkt, reitet er auf den Vogel zu, welcher jetzt kleine Wendungen macht, und man wirft ihm nun entweder eine Schlinge um den Hals oder schießt ihn von einem Baume herab, auf welchen er sich nach kurzem, niedrigem Fluge gesetzt hatte. Gewöhnlich drückt er sich übrigens auf den Boden nieder, und man ergreift ihn lebend mit der Hand. Ich hatte lange vergebens mit meinen Jägern nach diesen Vögeln das Campo durchstrichen, bis ein rüstiger Pflanzer aus der Nachbarschaft sich zufällig auf seinem raschen Hengste bei mir einfand. Er versprach, mir sogleich den Anblick einer Seriemajagd zu verschaffen, ritt nach dem Vogel, dessen Stimme man eben hörte, hin und jagte ihn auf. Mit Vergnügen sahen wir, wie der Reiter in raschem Trabe unausgesetzt dem schnellen Vogel über Höhen und Rücken, durch sanfte Thäler und Ebenen folgte, ihn höchst geschickt vom Gebüsche abschnitt und endlich die schöne Beute uns lebend überbrachte.

Die Trompetervögel (Psophiinae), welche eine zweite Unterfamilie und gleichnamige Sippe (Psophia) bilden, erscheinen gewissermaßen als Verbindungsglieder zwischen den Schlangenstörchen, Kranichen und Sumpfhühnern. Ihr Leib ist kräftig, der Hals mittellang, der Kopf mäßig groß, der Schnabel kurz gewölbt, auf der Firste gebogen, an der Spitze herabgekrümmt, seitlich etwas zusammengedrückt, der Fuß hoch, langläufig und kurzzehig, mit gebogenen, scharf zugespitzten Krallen bewehrt, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Spannhaut verbunden, der Flügel, unter dessen Schwingen die vierte die längste, kurz und gewölbt, der Schwanz kurz und schwachfederig, das Kleid übrigens sehr großfederig, an Kopf und Hals sammetig, auf der Unterseite dunig.

Beim Agami (Psophia crepitans, buccinator, leucoptera und viridis) sind Kopf, Hals, Oberrücken, Flügel, Unterbrust, Bauch und Steiß schwarz, die Federn am Buge purpurschwarz, blau oder grünlich schillernd, die Achselfedern in der Jugend ölbraun, im Alter blei- oder silbergrau, Unterhals und Oberbrust stahlblau, erzfarben schillernd. Das Auge ist rothbraun, der nackte Augenring fleischfarben, der Schnabel grünlichweiß, der Fuß gelblich fleischfarben. Die Länge beträgt zweiundfunfzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge drei Centimeter.

Südamerika nördlich des Amazonenstromes ist die Heimat des Agami; jenseit des gewaltigen Stromes wird er durch Verwandte vertreten. Er lebt nur im Walde, hier aber überall und in zahlreichen Scharen, laut Schomburgk, in solchen von ein- bis zweihundert Stück zusammen. Diese Herden schreiten, so lange sie nicht gestört werden, langsam und würdevoll einher und belustigen sich durch lustige und lächerliche Sprünge, können aber sehr schnell laufen und sind auch auf diese Bewegung angewiesen. „Ihre Flugkraft", sagt Schomburgk, „ist so schwach, daß, wenn die Herden einen irgend bedeutenden Fluß überfliegen, gewöhnlich mehrere das jenseitige Ufer gar nicht erreichen können und in den Strom fallen, sich dann aber durch Schwimmen retten." Vor

dem Jäger flieht eine solche Herde ängstlich dahin, aber freilich niemals weit in einem Zuge; denn die schwerfälligen Vögel setzen sich bald wieder auf den Boden nieder oder flattern zu niedrigen Aesten der Bäume empor und lassen sich von hier leicht herabschießen. Erschreckt, geben sie ihre sonderbare Stimme zu hören: zuerst einen scharfen, wilden Schrei und dann ein dumpfes, trommelndes Geräusch, welches mit geschlossenem Schnabel hervorgebracht wird, eine Minute lang fortdauert, mehr und mehr sich abschwächt und deshalb aus immer weiterer Entfernung



Agami (Psophia crepitans). 1/4 natürl. Größe.

herzutönen scheint, aber nicht unangenehm klingt; hierauf folgt eine Pause von wenigen Minuten und dann von neuem das Schreien und Bauchreden. Die Indianer glauben, daß letzteres im Unterleibe entstehe, und ihre Auffassung erklärt sich dem, welcher den Vogel beim Schreien beobachtet. Nach eigenen Wahrnehmungen klingen die lauten, langgezogenen Töne wie „Zeterret, burrettetet, turrrre“ und werden beim Einathmen hervorgebracht; unmittelbar darauf folgen dann ungemein tiefe, unbeschreibliche Brummlaute. Mit Recht schreibt man die absonderliche Stimme der eigenartigen Bildung der Luftröhre zu. „Die an ihrer oberen Hälfte einem Schwanenkiele gleiche Luftröhre“, sagt Pöppig, „verengert sich, sobald sie in den Brustkasten eintritt, und steht nach beiden Seiten mit zwei häutigen, halbkugeligen Säcken in Verbindung, von welchen der rechte, größere in drei oder vier Kammern zertheilt erscheint. Mittels der Muskelthätigkeit des Brustkastens wird die Luft durch enge Oeffnungen in jene zusammengesetzten Säcke gezwängt und

bringt bei dem Durchgange das erwähnte sonderbare Geräusch hervor." Bei jeder Erregung schnellt der Agami außerdem seine Flügel hervor, um sie sodann schirmförmig auszubreiten. Dies geschieht oft fünf- bis sechsmal nacheinander.

Früchte, Körner und Kerbthiere bilden die Nahrung. Die Jungen bevorzugen Würmer und Kerfe; die Alten gewöhnen sich an Getreide aller Art und Brod.

Der Agami nistet an der Erde, scharrt hier, wie die Hühner, am Fuße eines Baumes eine seichte Vertiefung und legt zehn und mehr hellgrüne Eier. Die Jungen sind vollendete Nestflüchter und verlassen also sofort nach dem Trockenwerden mit den Eltern die Brutstätte, tragen aber den sehr dichten, langen und weichen Nestflaum mehrere Wochen.

Man findet den Agami, laut Schomburgk, in allen Indianerniederlassungen in einem Zustande vollkommener Freiheit, gewöhnlich als Wächter und Beherrscher des übrigen Geflügels. Er lernt die Leute, welche sich mit ihm abgeben, kennen und lieben, gehorcht der Stimme seines Herrn, folgt ihm wie ein Hund, geht vor ihm her oder umtanzt ihn in erheiternden Sprüngen, zeigt lebhafte Freude, wenn der Gebieter nach längerer Abwesenheit wieder zurückkommt, und ist eifersüchtig auf andere Thiere, welche die Liebe des Herrn mit ihm theilen. Für Liebkosungen zeigt er sich sehr empfänglich, duldet es zum Beispiel, daß man ihm in Kopf und Hals kraut, fordert sogar zu der anderen Vögeln höchst unangenehmen Berührung förmlich auf. Bekannten des Hauses erweist er Ehrerbietung, Fremde betrachtet er mit Abneigung und gewisse Personen mit Haß. Seine Herrschsucht bethätigt er übrigens nicht bloß an dem Hausgeflügel, sondern auch an Hunden und Katzen, welchen er kühn zu Leibe geht, wahrscheinlich weil er für seine Untergebenen fürchtet. Ein gefangener Agami des Akklimatisationsgartens in Paris führt einen Haufen Hühner, als ob er deren Herr wäre, ruft sie herbei und gluckst. Einzelne sollen, wie Kraniche, selbst Schafherden auf der Weide bewachen. In den Straßen der Ortschaften von Guayana sieht man oft welche frei umherlaufen; denn sie finden sich auch, wenn sie sich weit vom Hause entfernen, regelmäßig wieder ein. Nach Schomburgk pflanzen sie sich in der Gefangenschaft zuweilen fort.

Neuere Naturforscher sind der Ansicht, daß die Wehrvögel (Palamedeidae), welche gewöhnlich den Rallen zugerechnet werden, diesen nicht angehören, sondern eher mit den Schaku- und Großfußhühnern vereinigt werden müssen; andere und unter ihnen die tüchtigsten Beobachter, welche jene aus eigener Anschauung kennen lernten, sehen sie als entschiedene Verwandte der Rallen und Sumpfhühner an. Jedenfalls ist man berechtigt, für die sonderbaren Geschöpfe, von denen man nur drei Arten kennt, eine eigene Familie zu bilden. Sie sind große, schwerleibige Vögel mit länglichem Halse, kleinem Kopfe, weniger als kopflangem, dem der Hühner nicht unähnlichem, neben der Firste etwas zusammengedrücktem, an der Spitze hakig übergebogenem, an der Wurzel mit Wachshaut bekleidetem Schnabel, mäßig hohen, dicken, kurzzehigen, mit mittellangen, wenig gebogenen und spitzigen Nägeln bewehrten Füßen, deren äußere und mittlere Zehen durch eine Spannhaut verbunden sind, ziemlich langen und kräftigen Flügeln, unter deren Schwingen die dritte die längste ist, zwölffederigem, sanft abgerundetem Schwanze und vollem, am Halse kleinfederigem Gefieder. Bemerkenswerth sind zwei sehr kräftige Sporen am Flügelgelenke; eine Art trägt auch einen hornartigen Auswuchs auf dem Kopfe. In der Färbung zeigt sich bei den verschiedenen Geschlechtern kein Unterschied. Der Knochenbau ist plump und massig, die Zunge lang, schmal und spitzig, der Kropf weit, der Magen sehr muskelkräftig, der Darmschlauch lang und starkhäutig. Wie bei einzelnen Schwimmvögeln liegt unter der Haut ein dichtes Netz von Luftzellen und Luftblasen, welches beliebig angefüllt und entleert werden kann.

Die Wehrvögel leben in allen größeren Sümpfen Südamerikas, gewöhnlich in kleinen Trupps, während der Brutzeit aber paarweise, sind im ganzen friedlich und gebrauchen ihre kräftigen

Waffen selten, die Männchen einander gegenüber während der Begattungszeit und beide Geschlechter, um schwächere Feinde abzuwehren. Daß sie sich in Kämpfe mit mächtigen Schlangen einlassen, welche die von ihnen besuchten Sümpfe bewohnen, und selbst größere Thiere ungescheut anfallen, wie Pöppig angibt, scheint mir sehr unwahrscheinlich zu sein. Im Gehen tragen sie sich stolz und würdevoll; im Fliegen erinnern sie an große Raubvögel, insbesondere an Geier; aufgescheucht, bäumen sie; zum Schwimmen scheinen sie unfähig zu sein. Ihre Stimme schallt auf weithin im Walde wider. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Pflanzenstoffen; doch werden sie, wie andere Sumpfvögel auch, schwerlich Kerbthiere, kleine Lurche und Fischchen verschmähen. Inmitten ihrer Sümpfe errichten sie ein großes Nest, belegen dasselbe mit zwei ungefleckten Eiern und führen die Jungen sofort nach dem Entschlüpfen mit sich weg. Jung aufgezogen, gewöhnen sie sich leicht an die Gefangenschaft, erwerben sich Achtung und Gehorsam unter dem übrigen Hausgeflügel und sollen sogar hier und da als Hirten verwendet werden können. Man hält sie in Südamerika gern auf Gehöften, sendet sie aber selten lebend nach Europa herüber. Das Horn, der linke Flügelsporn und nach ihm der rechte stehen bei den Indianern im Rufe der ausgezeichnetsten Heilkräfte.

Im Waldgebiete des mittleren Brasilien und von hier aus nordwärts über Guayana und Kolumbien sich verbreitend, lebt der Anuma oder Anhima der Brasilianer (Palamedea cornuta und bispinosa), welcher wegen des Hornes auf dem Scheitel, der dicht befiederten Zügel und des kurzen Kopf- und Halsgefieders als Vertreter der Sippe der Hornwehrvögel (Palamedea) gilt. Das nur in der Haut befestigte Horn erhebt sich auf der Stirne, funfzehn Millimeter weit von der Schnabelwurzel entfernt, und ist ein dünnes, langes, aufrecht stehendes, aber sanftbogig vorwärts gekrümmtes, zehn bis funfzehn Centimeter langes Gebilde, welches an der Wurzel drei Millimeter im Durchmesser hält und ziemlich richtig mit einer Darmsaite verglichen wurde. Der obere Sporn am Flügelbuge ist dreieckig, sehr spitzig, etwa vier Centimeter lang und kaum merklich nach auswärts gekrümmt; der zweite, tiefer unten stehende Stachel nur acht Millimeter lang und fast gerade, aber immer noch kräftig. Die weichen, sammetartigen Federn des Oberkopfes sind weißgrau, gegen die Spitze hin schwärzlich, die der Wangen, Kehle, des Halses, des Rückens, der Brust, der Flügel und des Schwanzes schwarzbraun, die Achsel- und großen Flügeldeckfedern grünlich metallisch schillernd, die kleineren Deckfedern an der Wurzel lehmgelb, die des Unterhalses und der Oberbrust hell silbergrau, breit schwarz gerandet, die des Bauches und Steißes rein weiß. Das Auge ist orangefarben, der Schnabel schwarzbraun, an der Spitze weißlich, das Horn weißlichgrau, der Fuß schiefergrau. Die Länge beträgt achtzig, die Breite zweihundertundzwei, die Fittiglänge fünfundfunfzig, die Schwanzlänge neunundzwanzig Centimeter.

„Der Anuma“, sagt der Prinz von Wied, „bildet, als ein großer, schöner Vogel, eine Zierde der brasilianischen Urwälder. Er ist mir hier aber nicht eher vorgekommen, als bis ich, von Süden nach Norden reisend, am Flusse Belmonte den sechzehnten Grad südlicher Breite erreicht hatte. Hier tritt er sehr zahlreich auf. Er lebt bloß in den inneren Sertongs, von den Wohnungen der Menschen entfernt. Ich habe ihn nicht, wie Sonnini, in offenen Gegenden angetroffen, sondern bloß in den hohen Urwäldern an den Ufern der Flüsse. Hier hörten wir häufig die laute, sonderbare Stimme, welche einige Aehnlichkeit mit der unserer wilden Holztaube hat, aber weit lauter schallend und von einigen anderen Kehltönen begleitet ist. Zuweilen erblickten wir die Anumas, wie sie auf den Sandbänken an und in dem Flusse stolz einher gingen. Näherten wir uns ihnen einigermaßen, so flogen sie auf und glichen nun durch die breite Fläche ihrer Flügel, durch ihre Farbe und ihren Flügelschlag den Urubus. Sie fußten alsdann immer auf der hohen Krone eines dicht belaubten Waldbaumes, von wo aus sie häufig ihre Stimme hören ließen, während man sie selten sehen konnte. In der Brutzeit beobachtet man den Anuma paarweise, übrigens zu vier, fünf bis sechs Stück vereinigt. Sie gehen nach ihrer Nahrung auf den Sand-

bänken im Flusse umher oder in den in jenen Ufern sehr häufig vorkommenden, nicht mit Bäumen bewachsenen Sümpfen. Die Nahrung scheint hauptsächlich in Pflanzenstoffen zu bestehen; wenigstens habe ich fünf bis sechs dieser Vögel untersucht und in ihrem Magen nur grüne Blätter einer Grasart und einer anderen breitblätterigen Sumpfpflanze gefunden.

„Das Nest soll man in den Waldsümpfen unweit des Flusses auf dem Boden finden. Es enthält, nach Versicherung der Botokuden, zwei große, weiße Eier und besteht bloß aus einigen



Anjuma (Palamedea cornuta). 1/5 natürl. Größe.

Reiserchen. Die Jungen laufen sogleich. Das Fleisch liebt man nicht; die Portugiesen essen es nicht, desto gieriger die Botokuden. Die schönen großen Schwungfedern benutzt man zum Schreiben; die Schwanzfedern werden von den Wilden zu ihren Pfeifen verbraucht. Der gemeine Mann hat den Aberglauben, daß dieser Vogel jedesmal zuvor das Stirnhorn ins Wasser tauche, wenn er trinken will.

„Marcgrave nennt den Anjuma einen Raubvogel, beschreibt ihn übrigens gut und gibt auch die Stimme durch das Wort ‚Vihu‘ sehr richtig an. Er redet ferner von der Unzertrennlichkeit beider Gatten, wovon mir aber die brasilianischen Jäger nichts mitgetheilt haben.“

Gezähmte Anirnmas sind zutraulich und folgsam, lassen sich mit Hühnern zusammenhalten und fangen ohne Noth keinen Streit an, setzen sich aber gegen Hunde sofort zur Wehre und wissen ihre Flügelsporen so vortrefflich zu gebrauchen, daß sie gedachte Vierfüßler mit einem einzigen Schlage in die Flucht treiben.

Auf stillstehenden oder ruhig fließenden Gewässern wärmerer Länder, deren Oberfläche mit breiten, schwimmenden Blättern verschiedener Wasserpflanzen, insbesondere der Wasserrosen, bedeckt ist, leben höchst zierliche Vögel, deren Fußbau von dem aller übrigen durch die außerordentliche Länge der Nägel sich unterscheidet. Man findet sie, die Blätterhühnchen, in den Gleicherländern der Alten wie der Neuen Welt; jeder Erdtheil hat seine besonderen Arten, alle aber ähneln sich in der Lebensweise. Jene Blätter sind ihr Jagdgebiet; sie verlassen den schwimmenden Boden nur ausnahmsweise, namentlich, wenn sie brüten wollen.

Abweichend von ihren Zunftverwandten kennen sie kaum Scheu vor dem Menschen, zeigen sich im Gegentheile stets frei, gestatten, daß man mit dem Boote dicht an sie herankommt, fliegen endlich auf, flattern über dem Wasser dahin und lassen sich bald wieder nieder. Sie verdienen ihren wissenschaftlichen Namen in keiner Weise; denn sie sind nichts weniger als „unglückverkündende“, vielmehr höchst anmuthige und harmlose Vögel, welche die ohnehin anziehenden Wasserrosen und ähnliche Pflanzen in so hohem Grade schmücken, daß sie jedermann für sich einnehmen, wenn auch ihr Wesen dem günstigen Eindrucke, welchen sie hervorrufen, nicht in jeder Hinsicht entspricht. In ihrem Gange auf den Blättern, welche keinen anderen Vogel gleicher Größe tragen, liegt der Zauber, mit welchem sie den Reisenden umstricken, oder der Grund der abergläubischen Sagen, welche sie hier und da ins Leben gerufen haben. Ihren Blättern entrückt, erscheinen sie ungefügig und ungelenk. Zwar sind sie auch fähig, mit Leichtigkeit über dünnflüssigen Schlamm zu wandeln, aber kaum noch im Stande, in höherem Grase sich zu bewegen, und ebensowenig geschickt im Schwimmen oder im Fliegen. Einige Arten hat man noch gar nicht schwimmen sehen, andere jedoch als Taucher kennen gelernt. Im Fluge leistet keine einzige Art hervorragendes. Die Stimme soll durch ihre Sonderbarkeit auffallen und bei einigen wie ein Gelächter klingen. Ueber die geistigen Eigenschaften fehlen ausführlichere Beobachtungen; doch weiß man, daß sie richtige Beurtheilung der Verhältnisse bekunden, sich des Wohlwollens, welches man ihnen überall gewährt, bewußt sind und deshalb gerade so zutraulich zeigen, wogegen sie, verfolgt, bald scheu werden und durch ihren Warnungsruf nicht bloß ihresgleichen, sondern auch andere Vögel von einer bevorstehenden Gefahr unterrichten. Unter sich leben sie nach Rallenart in Unfrieden. Jedes Pärchen behauptet, heftig kämpfend, sein Gebiet und duldet innerhalb desselben kein zweites.

Die Nahrung besteht zeitweilig fast ausschließlich aus den Sämereien der betreffenden Pflanzen, auf denen sie sich umhertreiben, nebenbei aber auch aus verschiedenem Kleingethiere. Das Nest wird auf festem Lande errichtet und mit drei bis vier Eiern belegt.

Die Blätterhühnchen (Parridae), welche eine, nur zwölf Arten zählende, Familie bilden, kennzeichnen sich durch schlanken Bau, dünnen, länglichen Schnabel, hohe und überaus lang- und dünnzehige Füße, welche durch die Nägel sozusagen verdoppelt werden, ziemlich lange, schmale und spitzige Flügel, kurzen und schmalfederigen Schwanz, dessen mittlere Federn bei einer Art sich verlängern, und etwas spärliches, aber derbes, regelmäßig schönfarbiges Gefieder. Bei den meisten Arten wird die Vorderstirne mit einer nackten Schwiele bekleidet; auch ein spitziger Dorn am Handgelenke ist bemerkenswerth. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht, die Jungen ziemlich auffallend von den Alten.

Einer der gemeinsten Sumpfvögel Südamerikas, die Jassana (Parra Jacana, nigra und brasiliensis), Vertreter der Sippe der Sporenflügel (Parra), kennzeichnet sich durch leichten,

zierlichen Leib, feinen, schlanken Schnabel, mit nackter, abstehender Stirnschwiele und nackten Mundwinkellappen, hohe, dünne, langzehige Beine, deren Nägel den Zehen an Länge fast gleich kommen, schmale, spitzfederige Flügel, unter deren Schwingen die dritte die längste ist, und welche am Buge einen starken, einwärts gekehrten Dorn tragen, und kurzen, aus zehn weichen, zarten, ein wenig zugespitzten Federn bestehenden, abgerundeten Schwanz. Der alte Vogel ist an Kopf, Hals,



Jassana (Parra Jacana). 1/2 natürl. Größe.

Brust und Bauch schwarz, auf dem Rücken, den Flügeln und den Bauchseiten rothbraun; die Schwingen sind bis auf die schwarze Spitze gelblichgrün, die Steuerfedern dunkel röthlichbraun. Das Auge ist blaßgelb, der Schnabel roth, an der Spitze gelblich, die nackte Stirnschwiele wie der Mundwinkellappen blutroth, der Fuß bleigrau, der Dorn gelb. Der junge Vogel ist vom Kinne bis zum Steiße gelbweiß, auf Oberkopf und Nacken schwarz, auf dem Rücken olivenbraun. Die Länge beträgt fünfundzwanzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge fünf Centimeter, die Höhe der Fußwurzel fünfundfunfzig, die der Mittelzehe ebenfalls fünfundfunfzig, die ihres Nagels einundzwanzig, die der Hinterzehe vierundzwanzig, die ihres Nagels vierzig Millimeter.

Von Guayana an bis nach Paraguay fehlt die Jassana keinem stehenden Gewässer, welches theilweise mit großen Blätterpflanzen überdeckt wird. Wegen ihres schönen Farbenschmuckes geliebt

und ungestört, siedelt sie sich auch in unmittelbarer Nähe der Wohnungen an und belebt hier namentlich die Abzugsgräben in den Pflanzungen, nach dem Prinzen von Wied alle Sumpfstellen überhaupt, auch nasse, sumpfige Wiesen, und zwar die Gewässer in der Nähe der Küste ebenso gut wie die im Inneren des Landes oder inmitten der Urwälder. Sie geht auf den breiten, an der Oberfläche ausgebreiteten Blättern der Wasserpflanzen umher und erhält sich hier, vermöge der langen Fußzehen, mit Leichtigkeit. Vor dem schnell dahingleitenden Boote fliegt sie zwar auf, setzt sich aber bald wieder nieder. Wenn sie gedankenschnell über die dicht verworrenen Wasserrosenblätter eilt und dabei doch fortwährend sich beschäftigt, gewährt sie ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Beim Niedersetzen hebt sie die zierlichen Flügel hoch in die Höhe und zeigt die in der Sonne hellglänzenden, schön gelbgrünen Schwungfedern, gleichsam, als wolle sie alle ihre Reize entfalten. Jassanas, welche im hellen Sonnenscheine auf den großen, grünen Blättern der Wasserpflanzen sich bewegen, überstrahlen die prächtigen Blüten der letzteren noch bei weitem. Beim Niedersetzen oder kurz vor dem Wegfliegen vernimmt man gewöhnlich die laute, dem Lachen ähnliche Stimme, welche den anderen zur Warnung dienen soll; der Vogel stößt sie selbst dann noch aus, wenn er, unerwartet überfallen, sich so eilig wie möglich zu retten suchen muß. „Sowie einer oder der andere", sagt Schomburgk, „einen ihm verdächtig scheinenden Gegenstand erblickt, reckt er seinen Hals aus, läßt seine laute, schreiende Stimme ertönen; die ganze Gesellschaft stimmt ein, und einer nach dem anderen schickt sich zur Flucht an."

Die Jassana nährt sich von Wasserkerfen und deren Larven, verschmäht aber auch Sämereien nicht und scheint beständig mit Aufsuchen der Nahrung beschäftigt.

Das Nest ist ein kunstloser Bau, welcher an Sümpfen und Grabenrändern angelegt wird. Die vier bis sechs auf bleigrünlichem oder bläulichem Grunde leberbraun punktirten Eier liegen oft auch auf bloßer Erde. Die Jungen folgen der Mutter bald nach dem Ausschlüpfen.

Nach Angabe des Prinzen von Wied soll es nicht schwer fallen, Jassanas an die Gefangenschaft zu gewöhnen, zumal wenn man ihnen einige Freiheit gewährt, beispielsweise sie auf dem Hofe hält. Wahrscheinlich würden die zierlichen Geschöpfe lebend nach Europa gebracht werden können; es scheint aber, als ob ein solcher Versuch bisher noch nicht unternommen worden ist.

Vielleicht finden hier zwei der eigenartigsten, eine besondere Familie bildenden Vögel Südamerikas, die Sonnenrallen (Eurypygidae), ihre richtige Stelle. Sie kennzeichnen sich durch geringe Größe, schmächtigen Leib, ziemlich langen, dünnen Hals, reiherähnlichen Kopf, langen, geraden, starken, harten und spitzigen, seitlich zusammengedrückten, auf der Firste sanft gewölbten Schnabel, hohe, schlanke Füße mit ziemlich entwickelter Hinterzehe, sehr breite, große Flügel, unter deren Schwingen die dritte die längste, auffallend langen, aus großen und breiten Federn gebildeten Schwanz und reiches, locker anliegendes, äußerst buntfarbiges Gefieder.

Kopf und Nacken der Sonnenralle (Eurypyga solaris, helias und phalenoides, Helias oder Heliornis solaris) sind schwarz, ein Augenbrauenstreifen und ein zweites Band, welches vom Schnabelwinkel nach dem Hinterhalse verläuft, Kinn und Kehle weiß, die Federn des Rückens, der Schultern und die Oberarmfedern auf schwarzem Grunde roströthlich quer gestreift, die Bürzel- und oberen Schwanzdeckfedern schwarz und weiß, die Halsfedern braun und schwarz gebändert, die der Untertheile gilblich oder bräunlichweiß, die Schwingen hellgrau, weiß und schwarz gemarmelt und braun gebändert, die Schwanzfedern ähnlich gezeichnet und durch die schwarze, nach der Wurzel zu braun gesäumte, breite Endbinde noch besonders geziert. Eine genauere Beschreibung des Gefieders läßt sich, ohne sehr weitschweifig zu werden, wegen der Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Färbung nicht geben. Das Auge sieht roth, der Schnabel wachsgelb, der Fuß strohgelb aus. Die Länge beträgt ungefähr zweiundvierzig Centimeter.

Erst durch die neueren Reisenden haben wir einiges über das Freileben der Sonnenralle erfahren, durch die Thiergärten zu London und Amsterdam auch das Gefangenleben genauer kennen gelernt. Der Vogel, welcher nicht ganz mit Unrecht mit einem großgefiederten Schmetterlinge verglichen wurde, lebt im nördlichen Südamerika von Guayana bis Peru und von Ecuador bis zur Provinz Goyas in Mittelbrasilien, an der Meeresküste oder an Flußufern, besonders häufig am Orinoko, Amazonenstrome und den Flüssen Guayanas. „Das reizende, grau, gelb, grün, schwarz,



Sonnenralle (Eurypyga solaris). 1/4 natürl. Größe.

weiß und braun gemischte Gefieder", sagt Schomburgk, „macht die Sonnenralle zu einem der schönsten dieser an glänzenden Vögeln so reichen Gegend, namentlich wenn sie Flügel und Schwanz, gleich einem Truthahne, ausbreitet und in den Sonnenstrahlen spiegeln und schillern läßt. Sie kommt in den Wäldern an sonnigen Stellen, besonders aber an den Ufern der Flüsse, doch immer nur einzeln, seltener paarweise vor. Ihre Nahrung bilden Fliegen und andere Kerbthiere, welche sie mit solcher Gewandtheit verfolgt, daß sie ihr selten entfliehen. Immer in Bewegung und den Kopf nach allen Seiten wendend, sucht sie auf dem Boden und auf den Blättern des niedrigen Gesträuches ihre Beute. Hat ihr scharfes Auge ein Kerbthier entdeckt, dann zügelt sie augenblicklich ihren Schritt, schreitet langsam heran und dehnt plötzlich den Hals zu solcher Länge aus, daß sie schnell das ihre Nähe kaum ahnende Thier ergreift und verschluckt." Nach Bates soll der Vogel am Amazonenstrome häufig sein, aber nicht oft bemerkt werden, weil es schwierig ist, ihn in dem buntfarbigen Gelaube zu entdecken und man nur durch seinen Lockton, ein sanftes, lang getragenes

Pfeifen, zu ihm hingeleitet wird. Auch Weddell sagt, daß man ihn nicht oft zu sehen bekäme, aber nicht, weil er selten, sondern weil er sehr scheu wäre. Wer seine Stimme nachzuahmen versteht, lockt ihn bis tief ins Innere der Wälder. Am häufigsten begegnet man ihm, nach Goudot, in der Dämmerung; denn erst um diese Zeit wird er lebendig. Diese Angabe steht mit den vorher angegebenen Berichten im Widerspruche, erscheint mir jedoch begründet.

Castelnau schildert die Sonnenralle als wild und bösartig, in Wesen und Sitten also den Reihern ähnlich. Wenn man sich ihr naht, lüftet sie die Flügel und legt sich zur Vertheidigung aus, springt auch wohl wie eine Katze auf die Maus gegen den Feind los. Trotzdem muß sie sich leicht fangen und zähmen lassen, da man sie in allen Niederlassungen der Indianer und auch auf den Höfen der in ihrer Heimat angesessenen Europäer gezähmt findet und als besonderen Liebling hochachtet. Am Amazonenstrome nennt man sie „Pavaone" oder Pfau und gebraucht dieses Wort auch als Rufnamen; denn einen solchen erhält die gefangene, weil sie ihrem Gebieter wie ein Hund folgen lernt. Plaza sah in Sarayacu eine, welche zweiundzwanzig Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatte, und Schomburgk und Bates berichten übereinstimmend, daß man gerade der leichten Zähmbarkeit und Ausdauer halber diesen Vogel so gern hält. Die meisten gefangenen laufen frei umher, mischen sich nach Belieben unter das Geflügel des Hofes, verkehren ohne Furcht mit den Hunden, unterscheiden aber sehr wohl zwischen fremden Thieren und ziehen sich auch vor unbekannten Leuten scheu zurück. Mit Vergnügen sieht man, wie sie in Flur und Zimmer, vor und auf dem Hause ihrer Kerbthierjagd obliegen. Bates versichert, daß sie sich zum Spielzeuge der Kinder hergeben, wenn man sie ruft, antworten und herbeikommen, um das ihnen durch das Rufen angezeigte Futter aus der Hand zu nehmen.

Die gefangenen Sonnenrallen, welche ich in den Thiergärten zu London und Amsterdam sah, machen einen durchaus eigenartigen Eindruck auf den Beschauer. In mancher Hinsicht erinnern sie allerdings an die Reihervögel, im allgemeinen aber mehr an die Rallen; doch gleichen sie weder den einen noch den anderen. Bei ruhigem Gange tragen sie den Leib wagerecht, den Hals zusammengezogen und die Flügel etwas gelüftet, bei schnellerem Laufe legen sie das Gefieder so glatt an, wie es ihnen möglich. Der Gang ist schleichend und äußerst bedächtig, der Flug weich und sonderbar flatternd, dem eines langsamen Schmetterlinges wirklich nicht unähnlich, dem eines bei Tage aufgescheuchten Ziegenmelkers ebenfalls vergleichbar. Die Schwingen und das Steuer scheinen für die Last des Leibes viel zu groß zu sein, daher die Weichheit der Bewegung. Keiner der mir bekannten Reisenden spricht sich ausführlich über den Flug aus; demungeachtet glaube ich, nach dem, was ich beobachtet habe, mit Sicherheit schließen zu können, daß die Sonnenralle nicht im Stande ist, in hoher Luft dahin zu fliegen, daß jeder heftige Luftzug sie auf den Boden herabschleudern muß.

Ueber die Fortpflanzung berichtet zuerst Goudot. Das Nest steht stets über der Erde, auf Bäumen, in einer Höhe von zwei Meter über dem Boden. Zwei Eier, welche auf blaß mennigrothem Grunde mit mehr oder weniger großen Flecken und einzelnen Punkten von dunkelbrauner Färbung gezeichnet sind, bilden das Gelege. Die Jungen verlassen das Nest im August. Zur allgemeinen Freude der Naturkundigen gaben die gefangenen des Londoner Gartens im Jahre 1865 Gelegenheit, genaueres festzustellen. Ein Paar dieser Vögel wurde im September 1862 gekauft und gewöhnte sich leicht an die veränderten Verhältnisse. Im Mai des erstgenannten Jahres zeigte es Lust zum Brüten, indem es Stöcke, Wurzeln, Gras und andere Stoffe umhertrug. Dabei sah man beide häufig rund um das Trinkbecken gehen, augenscheinlich in der Absicht, hier Neststoffe zu suchen, oder gefundene einzuweichen. Dies brachte Bartlett auf den Gedanken, ihnen Lehm und Schlamm zu geben. Sie bemächtigten sich sofort dieser Stoffe, erwählten einen Baumstrunk von ungefähr drei Meter Höhe über dem Boden, auf welchem ein altes, künstliches Strohnest befestigt war, und trugen nun den mit Stroh, Wurzeln und Gras vermischten Lehm dahin, pflasterten das Innere des Nestes aus und erhöhten seine Seitenwände. Eines Morgens brachte der Wärter die Bruchstücke eines Eies, welche er am Boden unter dem Neste gefunden hatte und

der Sonnenralle zuschrieb. Bartlett fand zu seiner Ueberraschung, daß sie den Eiern eines Teichhuhnes oder der Waldschnepfe ähnlich waren, und glaubte, weil ein Purpurhuhn mit jenem in demselben Käfige lebte, die Richtigkeit der Aussage des Wärters bezweifeln zu können, nahm jedoch das Purpurhuhn weg und überließ die Sonnenrallen sich selbst. Zu Anfange des Juni lenkte der Wärter die Aufmerksamkeit seines Vorgesetzten auf ein anderes Ei, welches im Neste lag; Bartlett besichtigte dasselbe und sah, daß es mit jenen Splittern durchaus übereinstimmte. Beide Alten zeigten sich sehr besorgt um das Ei und brüteten abwechselnd siebenundzwanzig Tage lang. Am neunten Juni schlüpfte das Junge aus; am folgenden Tage wurde es besichtigt und eine Zeichnung von ihm genommen. Es blieb im Neste sitzen und wurde abwechselnd von beiden Eltern mit Kerbthieren und kleinen lebenden Fischen geatzt, und zwar ganz in derselben Weise wie junge Ibisse. Am zweiten Tage seines Lebens war es so weit flügge, daß es bis auf den Boden herabflattern konnte, und nunmehr blieb es hier, ohne jemals ins Nest zurückzukehren. Sein Wachsthum geschah so schnell, daß es bereits nach zwei Monaten von den alten nicht mehr unterschieden werden konnte. Im August begannen die alten Vögel das Nest wieder herzurichten, indem sie eine frische Schicht von Schlamm und Lehm auftrugen; zu Ende des August legten sie ein anderes Ei. Diesmal unterzog sich das Männchen dem Geschäfte der Bebrütung mit größerer Sorgfalt und regerem Eifer als seine Gattin, welche immer noch mit der Ernährung des ersten Jungen zu thun hatte. Am achtundzwanzigsten September entschlüpfte das zweite Junge. Doch schienen nunmehr beide Alten dem ersten größere Sorgfalt als dem Nachgeborenen zuzuwenden, so daß der Wärter, fürchtend, der kleine Bursche möge unter der Vernachlässigung leiden, zu Hülfe kommen mußte. Das Nestjunge gewöhnte sich auch bald an den menschlichen Pflegevater, und es gelang, dasselbe ebenfalls groß zu ziehen. Aus der von Bartlett gegebenen Abbildung ersieht man, daß das Dunenkleid auf der Oberseite braunrostfarben und gelblichweiß längs und quer gestreift und gefleckt, auf der Unterseite hingegen, bis auf wenige weiße und braune mondförmige Flecke, einfarbig ist.

Unsere Wasserralle gilt als Urbild einer an Arten zahlreichen, über die ganze Erde verbreiteten gleichnamigen Familie (Rallidae) zierlicher Sumpfvögel, welche sich kennzeichnen durch hohen, seitlich stark zusammengedrückten Leib, mittellangen Hals, kleinen Kopf, verschieden gestalteten, seitlich zusammengedrückten, selten mehr als kopflangen Schnabel, hohe, langzehige Füße mit stets entwickelter Hinterzehe, ziemlich kurze, abgerundete Flügel, welche die zusammengelegte Schwanzspitze nicht erreichen, langen, zugerundeten, aus zwölf Federn bestehenden Schwanz und reiches, jedoch glattanliegendes Gefieder. Der Schädel ist, laut Wagner, rundlich und schön gewölbt, das Hinterhauptsloch ansehnlich, die Augenscheidewand durchbrochen, das Thränenbein mittelmäßig, der Kopf überhaupt dem der Kraniche sehr ähnlich. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn schlanken Hals-, zehn unverschmolzenen Brust- und acht schwachen Schwanzwirbeln; der letztere von diesen pflegt, dem schwachen Schwanze entsprechend, verkürzt zu sein; das Brustbein ist ziemlich lang, aber sehr schmal, sein Kamm beträchtlich groß; nach hinten findet sich jederseits ein längerer, schmaler Fortsatz, welcher jederseits spitzwinkelige, tiefgehende Hautbuchten einschließt. Fast alle Knochen sind markig. Die Zunge ist ziemlich lang und zugespitzt, der Schlund weit und faltig, der Vormagen länglich, der Muskelmagen sehr stark und kräftig ꝛc.

Die Rallen, zu denen etwa einhundertundzehn Arten gezählt werden, sind Weltbürger und leben in sumpfigen oder doch feuchten Gegenden, einige in wirklichen Brüchen oder schilfreichen Teichen und Seen, andere auf Wiesen und den Getreidefeldern, einzelne auch im Walde. Sie führen ein verborgenes Leben, lassen sich so wenig wie möglich sehen, entschließen sich nur hart gedrängt zum Auffliegen, verstehen aber meisterhaft, zwischen ihren Wohnpflanzen sich zu verbergen. Alle sind vortrefflich zu Fuße, einzelne schwimmen recht leidlich, andere tauchen sogar;

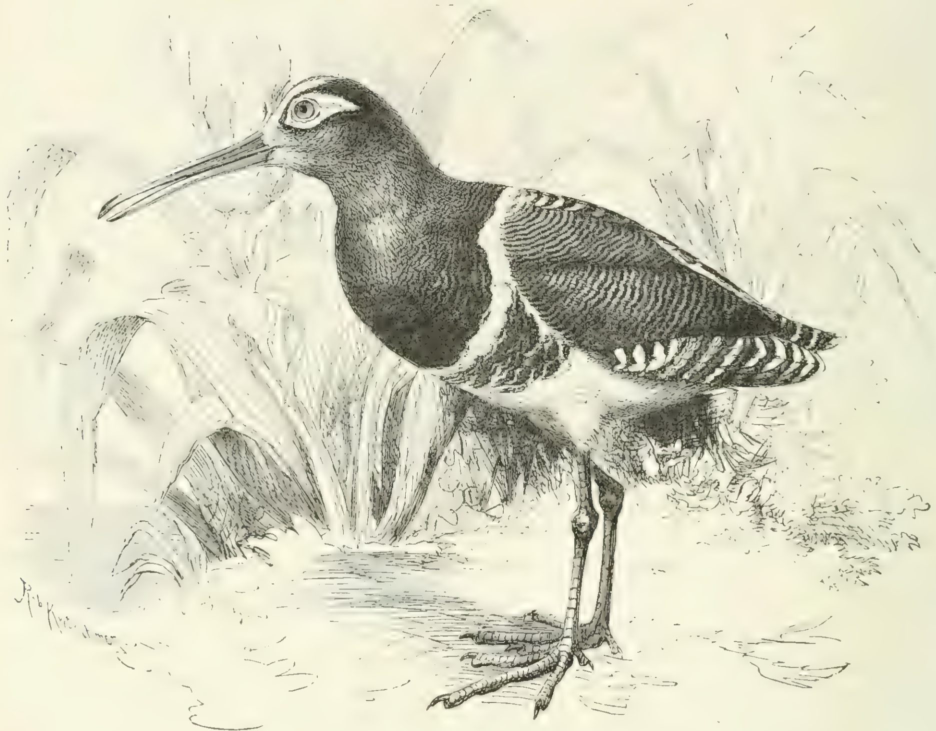
sämmtliche Arten aber gehören zu den schlechtesten Fliegern innerhalb ihrer Ordnung. Bemerkenswerth ist ihre laute, in den meisten Fällen höchst eigenthümliche Stimme, welche man in den Abend- und Morgenstunden, dann aber zuweilen lange Zeit ohne Unterbrechung vernimmt. Ihre Sinne sind wohl entwickelt, ihre geistigen Fähigkeiten bedeutend, ihre Eigenschaften ansprechend. Unter sich leben die wenigsten Arten gesellig; außer der Brutzeit kommt es jedoch vor, daß einzelne zu kleinen Flügen sich vereinigen, längere Zeit gemeinschaftlich an einem und demselben Orte aufhalten oder wohl auch zusammen auf die Reise begeben. Um andere Vögel oder Thiere überhaupt bekümmern sie sich wenig, obgleich sie sich in deren Gesellschaft nicht ungern zu befinden scheinen. Ihre Nahrung entnehmen sie ebensowohl dem Pflanzen- wie dem Thierreiche. Sie verzehren viele Sämereien, aber auch sehr gern und zeitweilig wohl ausschließlich Kerbthiere, deren Larven, Schnecken, Würmer, Eier anderer Vögel oder kleine Nestvögel selbst. Die größeren Arten der Familie sind wahre Raubvögel, welche sogar ausgewachsenen kleinen Wirbelthieren den Garaus machen. Das Nest wird nahe am Wasser, oft über demselben im Binsicht, Ried und Schilf angelegt, ist ein ziemlich gutes Geflecht, in welches das Wasser nicht eindringen kann, und enthält im Frühjahre der betreffenden Länder drei bis zwölf, auf bleichem Grunde dunkler gefleckte und gepunktete Eier, welche von beiden Eltern bebrütet werden. Die wolligflaumigen Jungen sind vollendete Nestflüchter und deshalb außerordentlich schwer zu beobachten; doch weiß man, daß sie sich sehr bald selbständig machen, die Eltern im Laufe des Sommers auch wohl zu einer zweiten Brut schreiten. Alle Rallen werden nicht eigentlich gejagt, weil die Jagd nur mit Hülfe eines guten Stöberhundes einigen Erfolg verspricht, aber gelegentlich mit erlegt, da ihr Fleisch wohlschmeckend ist. Größeres Vergnügen als ihre Jagd gewährt ihr Gefangenleben. Sie gehören ausnahmslos zu den anmuthigsten Vögeln, welche man halten kann, verlangen jedoch ein geräumiges Gebauer und ziemlich sorgfältige Pflege, wenn sie gedeihen sollen.

Zu den Rallen rechne ich eine an Arten arme Sippe, welche bisher gewöhnlich den Schnepfen zugezählt wurde, die Schnepfenrallen (Rhynchaea). Sie kennzeichnen sich durch mehr als kopflangen, hinten geraden, vorn gesenkten, seitlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Laden an der Spitze gleich lang und nach unten gebogen sind, mittelhohe Füße mit verhältnismäßig kurzen, ganz getheilten Zehen, deren hinterste sich etwas höher einlenkt als die übrigen, breite Flügel, unter deren Handschwingen die dritte die längste, sanft zugerundeten, zwölffederigen Schwanz und schöne Zeichnung ihres Gefieders. Die Männchen sind kleiner und unscheinbarer als die Weibchen, welche deshalb oft als Männchen beschrieben wurden.

In Afrika habe ich die Goldralle oder Goldschnepfe (Rhynchaea capensis, africana, madagascariensis, variegata, bengalensis, sinensis, orientalis und madaraspatana, Scolopax capensis, sinensis und madaraspatana, Gallinago madaraspatana, Rallus bengalensis) kennen gelernt. Das Gefieder des Männchens ist auf der Oberseite schwarzgrau; ein Längsstreifen über die Kopfmitte, ein Augenbrauen- und ein Schulterstreifen jederseits sind gelblich, die Oberflügel auf braunem Grunde schwärzlich gewellt, der Vorderhals und die Oberbrust tief schwarzgrau und weiß gewellt, die übrigen Untertheile weiß, die Schwingen und Steuerfedern durch goldgelbe Augen- und schwarze Querflecke gezeichnet. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkel bisterbraun, unregelmäßig grünschwarz in die Quere gebändert, der Kopf braun mit grünlichem Schimmer, die Augenbraue gilblichweiß, ein über die Kopfmitte verlaufender Streifen gelblich, der Hals zimmetbraun, die Vorderbrust schwarzbraun, ein vom Halse zur Achsel ziehendes Band wie die Unterseite weiß; Schwingen und Steuerfedern sind grün und schwarz gewellt und mit goldgelben Flecken geziert, die Flügeldeckfedern grünlich, fein schwarz gebändert. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Spitze zinnoberroth, an der Wurzel dunkelgrün, der Fuß hellgrün.

Die Länge beträgt beim Männchen vierundzwanzig, beim Weibchen sechsundzwanzig, die Breite bei jenem zweiundvierzig, bei diesem siebenundvierzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge fünf Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet der Goldralle reicht über einen großen Theil Afrikas und Südasiens. Ich fand sie am Mensalehsee und in Unteregypten überhaupt, einzeln aber auch im Sudân auf; andere Forscher sammelten sie am Senegal, in Mosambik und auf Madagaskar; außerdem lebt sie in Japan, China und Indien, auf Formosa, Ceylon und den Sundainseln und besucht



Goldralle (Rhynchaea capensis). 1/3 natürl. Größe.

ebenso Südaustralien. Nach meinen Erfahrungen wandert sie nicht, sondern gehört höchstens zu den Strichvögeln; denn man trifft sie zu gleicher Zeit in Unteregypten und im Ostsudân. Sie haust in Sümpfen, Brüchen, auf wasserreichen Feldern, aber auch zwischen Gebüsch, sogar im Röhrichte und begnügt sich mit einem sehr kleinen Gebiete. Im Frühjahre hält sie sich paarweise, später in kleinen Flügen von vier bis sechs Stück. Ihr Wesen erinnert in gewisser Hinsicht noch an die Schnepfen, hat aber doch größere Aehnlichkeit mit dem der Rallen. Sie ist Nacht- oder Dämmerungsvogel. So lange wie möglich sich verbergend, treibt sie sich zwischen deckenden Pflanzen umher, zeigt sich nur selten auf freieren Stellen und sucht, wenn sie wirklich eine solche überschreiten muß, baldmöglichst wieder das schützende Dickicht zu gewinnen. Ihr Lauf geschieht sehr rasch, gleichviel, ob der Boden, auf welchem sie sich bewegt, hart oder schlammig ist. Um so schlechter ist der Flug. Alle Goldrallen, welche ich beobachten konnte, erhoben sich, nach Schnepfenart, erst hart vor meinen Füßen, flatterten mehr als sie flogen, unsicher und schwankend, niedrig dahin und fielen nach wenigen Augenblicken wieder herab. Mit der gewandten Flugbewegung der Schnepfen hat dieses erbärmliche Flattern keine Aehnlichkeit; selbst Wasserralle und Wachtelkönig sind

fluggewandter als sie. Der Lockton, welchen ich im Frühjahre vernahm, ist ein lauter, zweisilbiger Ruf, welchen ich in meinem Tagebuche durch die Silben „Näki, näki“ wiedergegeben habe.

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft konnte ich nichts bestimmtes erfahren, habe jedoch zwei Eier aus dem Legschlauche getödteter Weibchen herausgeschnitten, das erste am achten, das zweite am zwölften Mai. Beide ähnelten in Gestalt und Färbung denen unserer Sumpfschnepfe.

*

Die Wasserralle oder Thauschnarre, auch Asch-, Sand- und Riedhuhn genannt (Rallus aquaticus, sericeus, indicus, germanicus, minor und fuscilateralis, Scolopax obscura, Aramus aquaticus), Vertreterin einer gleichnamigen Sippe (Rallus), kennzeichnet sich durch mehr als kopflangen, geraden oder sanft gebogenen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, ziemlich hohen Fuß, gewölbte, kurze, stumpfe Flügel mit weichen Schwingen, unter denen die dritte und vierte die längsten sind, unter den Deckfedern verborgenen, sehr kurzen, schmalen, aus zwölf schwachen, gewölbten, spitz zugerundeten Federn bestehenden Schwanz und sehr reiches, wasserdichtes Gefieder. Der Oberkörper des alten Männchens erscheint auf gelbem Grunde schwarz gefleckt, weil alle Federn ölbraune Ränder zeigen; die Kopfseiten und der Unterkörper sind aschblaugrau, in den Weichen schwarz und weiß gebändert, Bauch und Steiß rostgraugelb, die Schwingen matt braunschwarz, olivenbraun gerändert, die Steuerfedern schwarz, ölbraun gesäumt. Das Auge ist schmutzig hellroth, der Schnabel auf der Firste braungrau, am Kieferrande wie der Unterschnabel mennigroth, der Fuß bräunlichgrün. Die Länge beträgt neunundzwanzig, die Breite neununddreißig, die Fittiglänge zwölf, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Das Weibchen ist kleiner, dem Männchen aber ähnlich gefärbt und gezeichnet. Die ausgefiederten Jungen sind auf der Unterseite rostgelblichgrau, durch schwarzgraue und schwarzbraune Spitzenflecke geziert.

Nord- und Mitteleuropa sowie Mittelasien, nach Osten bis zum Amur hin, sind das Heimatsgebiet der Wasserralle; Südeuropa und Nordafrika, ebenso auch Indien, besucht sie auf ihrer Wanderung, gehört aber schon in Egypten zu den seltenen Wintervögeln. Ihr Zug fällt in den Oktober und in den März; doch begegnet man ihr mitten im Winter, um dieselbe Zeit, in welcher sie in Südeuropa häufig ist, einzeln auch noch in Deutschland. Auffallend ist, daß sie, trotz ihres sehr schlechten Fluges, regelmäßig auch auf einzelnen Inseln des Nordens, beispielsweise auf den Färinseln und auf Island, erscheint, beziehentlich von hier aus gar nicht wegwandert, sondern, oft recht kümmerlich, während des Winters ihr Leben an den heißen Quellen zu fristen sucht. Ihre Wanderung legt sie jedenfalls größtentheils zu Fuße zurück, dem Laufe der Flüsse folgend.

Die Aufenthaltsorte der Ralle sind, wie Naumann sagt, „unfreundliche Sümpfe, welche der Mensch nur ungern betritt, die nassen Wildnisse, wo Wasser und Morast unter dichten Pflanzen versteckt und diese mit Gebüsch vermischt sind, oft in der Nähe von Waldungen gelegene, oder selbst von diesen umschlossene schilf- und binsenreiche Gewässer, Erlenbrüche und solche Weidengebüsche, welche mit vielem Schilfe und hohen Gräsern abwechseln, viel Morast und Wasser haben oder von Schilf- oder Wassergräben durchschnitten werden“. Auf dem Zuge wählt sie sich allerlei passende Oertlichkeiten, welche sie verbergen, läßt sich in Waldungen nieder, verkriecht sich in Hecken, Ställen 2c.

Sie ist mehr Nacht- als Tagvogel und in der Dämmerung am muntersten. Den Tag verlebt sie im Stillen, theilweise wohl schlafend. In ihrem Betragen ähnelt sie den kleinen Sumpf- oder Rohrhühnern sehr, trägt sich auch, den Rumpf meist wagerecht, den Hals eingezogen, den Schwanz hängend, so wie diese. Erblickt sie etwas auffallendes, so reckt sie den Hals etwas empor, legt die Flügelspitze über den Bürzel und wippt wiederholt mit dem Schwanze. Beim Umherschleichen biegt sie Hals und Kopf herab, so daß die ganze Gestalt sich erniedrigt; die Schritte werden größer, folgen schneller, und wenn sie in vollen Lauf geräth, ist sie in wenigen Augenblicken dem Beobachter entschwunden und hat sich auf weithin entfernt. „So zierlich und behend sie einherschreitet“,

schildert Naumann, „so schnell und leicht sie über alles hinwegrennt, was ihr nicht erlaubt, darunter wegzukriechen, wie über flüssigen Schlamm, über schwimmende Blätter und Stengel, über aufliegende, dichte Zweige, so behend schlüpft sie auch durch die engen Zwischenräume und Gäßchen, welche die Halme und Stengel der dicht stehenden Sumpfpflanzen bilden. Hierbei kommt ihr der schmale Körper so außerordentlich zu statten, daß sie sogar in dichten Schilfgräsern fast nie anstößt und die Richtung ihres Laufes niemals durch die Bewegung der Halme und dergleichen zu erkennen gibt. Wer sie in solchen Lagen zufällig überrascht, wird eher der Meinung sein, eine Ratte dahinlaufen und ebenso schnell verschwinden gesehen zu haben als einen Vogel. Ist man zufällig und ohne Geräusch an den Aufenthaltsort gekommen, und verhält man sich auf längere Zeit ganz ruhig, so kann man zuweilen das Vergnügen haben, ihrem stillen, geschäftigen Treiben in der Nähe zuzuschauen. Es sind uns selbst Fälle bekannt, daß der harmlose Vogel wenige Schritte von den Füßen des stillstehenden und sitzenden Lauschers ohne Scheu seinem Geschäfte nachging, als wenn er diesen gar nicht sähe oder für ein lebloses Geschöpf hielt. Dann zeigt sich die Ralle auch in den lieblichsten Stellungen und Bewegungen, zumal wenn sie endlich anfängt, Verdacht zu schöpfen, sich schlanker macht, lebhaft mit dem Schwanze wippt und sich anschickt, in das verborgene sich zurückzuziehen. Sie schwimmt mit Leichtigkeit und Anmuth, auch ohne Zwang, geht deshalb den tieferen Stellen des Sumpfes, auf denen ihre Beine den Grund nicht mehr erreichen, nicht aus dem Wege, vermeidet aber stets, über etwas große, freie Flächen zu schwimmen. Wird sie dabei überrascht, so flieht sie schnell, halb fliegend, halb laufend, über die Wasserfläche hin, dem nächsten Dickichte zu. Heftig verfolgt und in höchster Noth, sucht sie auf tieferem Wasser sich auch wohl durch Untertauchen zu retten." Ihr Flug ist schlecht, anstrengend, erfordert starke Schwingenschläge, geschieht niedrig und nie weit in einem Zuge. Sie streckt dabei die Flügel weit von sich und bewegt sie in kurzen, zappelnden Schlägen, so daß es aussieht, als ob eine Fledermaus dahinflöge. Während des Sommers nimmt sie übrigens nur, wenn ihr Gefahr droht, zu den Flügeln ihre Zuflucht; dann aber kann es geschehen, daß sie sich unsinnigerweise mitten im freien Felde oder sogar auf Bäumen niederläßt. Die gewöhnliche Lockstimme, welche man abends am häufigsten vernimmt, ist ein scharfer Pfiff, welcher, wie mein Vater sagt, klingt, als ob jemand eine Ruthe schnell durch die Luft schwinge, also durch die Silbe „Wuitt" ausgedrückt werden kann. Im Fluge, namentlich während der Wanderung, vernimmt man ein hohes, schneidendes, aber angenehm klingendes „Kriek" oder „Kriep". Sie gehört nicht zu den geistig begabten Arten ihrer Familie, obwohl man immerhin noch einen gewissen Grad von Verstand bei ihr bemerkt. Naumann sagt, daß sie bei dem unwiderstehlichen Hange, den Augen ihres Verfolgers, namentlich des Menschen, sich zu entziehen, viel List und Verschlagenheit zeige, ihr das immerwährende Versteckenspielen zur anderen Natur geworden sei, und sie, darauf fest vertrauend, des Menschen, welcher sich still verhält, gar nicht achte; andere Beobachter bemerken, daß sie, sobald etwas ungewöhnliches über sie kommt, jederzeit die Besinnung verliert und sich wirkliche Thorheiten zu Schulden kommen läßt. „Ein Bekannter von mir", erzählt mein Vater, „traf jagend in einer kleinen Schilfstrecke eine Wasserralle an, welche durch Laufen zu entkommen suchte. Er schoß nach ihr, fehlte sie aber gänzlich. Jetzt flog sie auf und fiel nicht weit davon auf einem Acker nieder. Der Jäger ging ihr nach, eilte auf sie zu, holte sie ein und ergriff sie ohne Umstände mit der Hand. Ich stopfte sie später aus und fand nicht die geringste Verletzung an ihr. Drei andere meiner Sammlung sind ebenfalls mit der Hand ergriffen worden. Die Wasserralle, welche immer versteckt lebt und durch das Schilf geborgen ist, scheint wirklich, wenn sie auf einem freien Platze durch einen Menschen überrascht wird, von einem wahren Entsetzen ergriffen zu werden und so die Fassung zu verlieren, daß sie vergißt, das Fliegen zu versuchen. Sie könnte sich gewöhnlich vor den sie verfolgenden Menschen retten; aber in der Ungewißheit, was sie beginnen soll, geht sie zu Grunde." Mit ihresgleichen verkehrt sie wenig, scheint vielmehr zu den ungeselligsten Vögeln zu gehören; denn sie vereinigt sich auch nicht einmal auf dem Zuge mit anderen ihrer Art.

Gefangene Rallen gewöhnen sich bald an den Verlust ihrer Freiheit und an den Käfig. Anfänglich suchen sie sich freilich beständig unter Hausgeräth zu verstecken; nach kurzer Zeit aber werden sie zutraulich und zuletzt so zahm, daß sie ihrem Pfleger Futter aus der Hand nehmen, sich sogar streicheln lassen. Ein Arzt in Saalfeld hatte eine Ralle so gezähmt, daß sie ihm im Hause nachlief wie ein Hund, auf seine Geberden achtete und im Winter mit ihm das Bett theilte, d. h. wirklich unter die Bettdecke kroch, um hier sich zu wärmen. Das muntere Wesen, die mannigfaltigen Stellungen und solche Zutraulichkeit gewinnen ihr jeden Liebhaber zum Freunde.

In der Freiheit nährt sich die Ralle hauptsächlich von Kerbthieren, deren Larven, Würmern und Weichthieren, später auch von Samen, insbesondere Gras- und Schilfsämereien. Wahrscheinlich verschmäht sie ein Vogelei ebensowenig wie ihre nächsten Verwandten.

Das Nest, ein loses Geflecht aus trockenen Schilfblättern, Binsen und Grashalmen von tiefnapfförmiger Gestalt, steht im dichten Grase oder Schilfe sehr verborgen und wird selten entdeckt, obgleich die Alten seinen Standort durch ihre Abendmusik anzeigen. Gewöhnlich findet man es am Rande eines Wassergrabens, bald unter Weidengesträuch, bald auch in weniger dichten Schilfgräsern, sehr selten in etwas kurzem Grase. Das Gelege zählt sechs bis zehn, zuweilen noch mehr, schön gestaltete, fest- und glattschalige, feinkörnige Eier, welche etwa fünfunddreißig Millimeter lang, fünfundzwanzig Millimeter dick, auf blaßgelbem oder grünlichem Grunde ziemlich spärlich mit violetten und aschgrauen Unter- und röthlichen oder zimmetbraunen Oberflecken gezeichnet sind. Die Jungen tragen ein schwarzes Dunenkleid, verlassen sofort nach dem Ausschlüpfen das Nest und laufen wie Mäuse durch das Pflanzengestrüpp, schwimmen im Nothfalle auch recht gut. Ihre Mutter hält sie durch den sanften Lockton zusammen, bis sie erwachsen sind.

*

An schönen Maiabenden vernimmt man von Wiesen und Feldern her einen sonderbar schnarrenden Laut, welcher klingt, als ob man mit einem Hölzchen über die Zähne eines Kammes streicht. Dieser Laut ertönt mit wenig Unterbrechungen bis tief in die Nacht hinein und vom frühesten Morgen an bis nach Aufgang der Sonne, selten von einer Stelle, vielmehr bald von hierher, bald von dorther, obschon innerhalb eines gewissen Gebietes. Der Vogel, welcher das Knarren hervorbringt, ist der **Wiesenknarrer**, auch Wiesenschnarcher, Wiesenschnärper, Knarrer, Schnarker, Schnerper, Schnarrichen, Schnarper, Schnarf, Schnärz, Schrecke, Schryk, Arpschnarr, Gröffel, Kreßler, Grasrutscher, Grasrätscher, Heckenschär, Feldwächter, Wachtelkönig genannt (Crex pratensis, herbarum und alticeps, Rallus, Gallinula und Ortygometra crex), Vertreter der **Feldrallen** (Crex). Ihn kennzeichnen der hohe, seitlich stark zusammengedrückte Leib, der mittellange Hals und ziemlich große Kopf, der kurze, starke, hochrückige, zusammengedrückte Schnabel, der mittellange, fast bis auf die Ferse befiederte Fuß, die muldenförmigen Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste, der kurze, schwache, im Deckgefieder fast verborgene Schwanz und das glatte, jedoch nicht besonders dichte Gefieder. Die Färbung desselben ist oberseits auf schwarzbraunem Grunde ölgrau gefleckt, weil die einzelnen Federn breite Säume tragen, unterseits an Kehle und Vorderhals aschgrau, seitlich braungrau, mit braunrothen Querflecken, auf den Flügeln braunroth, durch kleine, gelblichweiße Flecke geziert. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel röthlich braungrau, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt neunundzwanzig, die Breite siebenundvierzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge zwei Centimeter. Beim Weibchen ist die Färbung minder lebhaft.

Der Wiesenknarrer verbreitet sich über Nordeuropa und einen großen Theil Mittelasiens. Südeuropa berührt er regelmäßig auf dem Zuge, scheint jedoch daselbst nur ausnahmsweise zu brüten, kommt selbst während seines Zuges nur einzeln in diesem Lande vor. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung traf ich ihn einmal in den Urwaldungen Mittelafrikas zwischen dem dreizehnten und elften Grade nördlicher Breite. Das Volk glaubt, daß er die Wachteln beherrsche oder führe; auch die griechischen Jäger versichern mit Bestimmtheit, daß jedem Wachtelfluge ein

Wachtelkönig vorstehe. Wie der Vogel zu dieser Ehre gekommen ist, bleibt fraglich, da er in seinem Wesen nichts mit den Wachteln gemein hat, ja nicht einmal genau zu derselben Zeit wie diese wandert. Er erscheint bei uns im Mai und beginnt seine Rückwanderung zu Ende des August, nachdem er die Mauser vollendet hat, kommt jedoch einzeln noch Mitte des Oktober vor. Seinen Weg legt er des Nachts zurück; wahrscheinlich durchmißt er den größeren Theil desselben laufend.

Hinsichtlich seines Aufenthaltes richtet sich der Wiesenknarrer nach den Umständen. Er bewohnt fruchtbare Gegenden, insbesondere Ebenen, ohne jedoch das Hügelland zu meiden, bezieht am liebsten Wiesen, welche von Getreidefeldern umgeben werden oder in deren Nähe liegen, liebt aber ebensowenig sehr feuchte wie sehr trockene Lagen und scheint oft lange suchen zu müssen, ehe er die rechte Oertlichkeit findet. Nach der Mahd begibt er sich in das Getreide und bei der Ernte von diesem in das Gebüsch, thut dies jedoch nicht eher, als bis die Sense ihn dazu zwingt.

Auch er ist mehr Nacht- als Tagvogel, schweigt wenigstens in den heißen Stunden gänzlich und läßt sich, mit Ausnahme der Mitternachtsstunden, die ganze Nacht hindurch hören. Aber er versteckt sich bei Tage wie bei Nacht. „Um recht versteckt sein zu können“, sagt mein Vater, „macht er sich im tieferen Grase besondere Gänge, in denen er mit der größten Leichtigkeit, und ohne daß sich nur ein Grashalm rührt, hin- und herläuft. Daraus läßt sich auch erklären, daß man ihn bald da und, kurz darauf, bald dort schreien hört, sein Hin- und Herlaufen auch nicht an den Bewegungen des Grases bemerken kann. Schmale Gräben, welche durch die Wiesen gezogen sind, benutzt er auch zu solchen Gängen. In ihnen ist er, da sie oben durch überhängendes Gras völlig geschlossen sind, vor den Nachstellungen der Raubvögel und vieler Raubthiere gesichert. Beim Laufen, welches mit ungeheuerer Geschwindigkeit von statten geht, drückt er den Kopf nieder, zieht den Hals ein, hält den Leib wagerecht und nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe. Wegen seines ungewöhnlich schmalen Körpers ist es ihm auch da, wo er keine Gänge hat, möglich, im dichten Grase und Getreide schnell umherzulaufen, da er sich überall leicht durchdrängen kann. Er fliegt schnell, geradeaus, mit schlaff herunter hängenden Beinen, niedrig über dem Boden weg und nur kurze Strecken durchmessend, ist aber sehr schwer zum Auffliegen zu bringen. Sehr wohl weiß er, daß er unter dem dichten Grase weit sicherer als in der freien Luft ist, und deswegen bringt ihn gewöhnlich auch nur der Hühnerhund zum Auffliegen. Vor dem Menschen sucht er sich fast immer zu retten. Eine besondere Geschicklichkeit hat er, sich zu verbergen; er verkriecht sich nicht nur unter dem Grase, im Getreide und Gebüsche, sondern sogar unter den Schwaden und Gelegen und wird gewöhnlich erst bemerkt, wenn er davoneilt.“ Vor dem Hunde hält er oft so lange aus, daß es ersterem nicht selten gelingt, ihn beim Auffliegen wegzuschnappen, und wenn er sich wirklich erhebt, flattert er mehr, als er fliegt, wie ein junger Vogel, welcher seine Flugwerkzeuge zum ersten Male versucht, stürzt auch sobald wie möglich auf den Boden herab. So schmuck und nett er aussieht, so unfreundlich ist sein Wesen anderen seiner Art oder schwächeren Thieren gegenüber. Auch er gehört zu den Raubvögeln und ist wahrscheinlich einer der schlimmsten Nestplünderer. Schon Naumann beobachtete an gefangenen Wachtelkönigen Bissigkeit und Herrschsucht, erfuhr auch, daß sie kleine Sänger oder finkenartige Vögel hackten oder selbst todtbissen und dann das Gehirn verzehrten, fand selbst getödtete Mäuse, welche sie beim Futternapfe ergriffen hatten; Wodzicki hatte Gelegenheit, diese Raubsucht in ausgedehnterem Maße kennen zu lernen. In einem Gesellschaftsbauer lebten viele kleine Vögel froh und in Eintracht, bis ein Wiesenknarrer zu ihnen gesetzt wurde. Von dieser Zeit an fand man täglich getödtete und theilweise verzehrte Vögel, und zwar nicht nur von den kleineren Singvögeln, sondern zuweilen auch solche bis zur Größe einer Drossel. Es wurden Eisen und Fallen gestellt, auch alle Oeffnungen zugemacht; aber nichts konnte die Vögel schützen, weil niemand auf den Gedanken kam, daß der Feind eben der Wiesenknarrer war. Ein glücklicher Zufall belehrte, daß der Mörder sich in dem Gesellschaftsbauer selbst befand: man vergaß nämlich einmal, den Vögeln Wasser zu geben. „Als wir nach Hause kamen, fanden wir die armen Geschöpfe traurig und mit aufgesträubtem Gefieder sitzen, ließen daher gleich das Trinkgefäß füllen und belustigten

uns darüber, wie zuerst die größeren, dann die kleineren ihren Durst stillten. Der Wiesenknarrer war der erste; als er sich satt getrunken hatte, lief er zunächst fröhlich umher mit aufgehobenem Schwanze und heruntergelassenen Schwingen; dann wurde sein Schritt langsamer, er beugte den Körper hernieder, schlich in dieser Stellung sacht an das Trinkgefäß und hieb mit dem Schnabel nach einem Rothkehlchen. Als der Vogel umfiel, ergriff er ihn mit den langen Zehen und verzehrte vor unseren Augen seine, wie es schien, alltägliche Beute. Wir ließen den Räuber noch einige Tage in dem Gesellschaftsbauer, um uns zu überzeugen, wie viele Vögel er täglich zu seiner Nahrung brauche, und fanden am anderen Morgen wieder Federn auf dem Boden." Dies brachte Wodzicki auf den Gedanken, daß der Wiesenknarrer wohl der Zerstörer der vielen Erdnisterbruten auf nassen Wiesen oder im Sumpfe, deren ausgetrunkene Eier man häufig findet, sein müsse.

Abgesehen von solchen Uebergriffen, empfiehlt sich der Wiesenknarrer sehr für die Gefangenschaft. Er ist einer der drolligsten und unterhaltendsten Vögel, welche man halten kann. „Anfangs", sagt mein Vater, welcher ihn vortrefflich beschrieben hat, „läuft er ungemein schnell hin und her und ist sehr ungestüm; nach kurzer Zeit aber wird er zahm, und dann nimmt er die sonderbarsten Stellungen an. Bald steht er aufgerichtet wie ein Mensch, mit weit vorstehendem Schienbeine und ganz ausgezogenem Halse: dabei drückt er die Federn so an, daß er ganz schlank aussieht; bald geht er geduckt und macht einen großen Katzenbuckel. Ich hatte einen mit einem Teichhuhne zusammen in einem Behälter. Er hielt dieses in gehöriger Achtung, sträubte, wenn es auf ihn zukam, die Federn und fuhr mit dem Schnabel so nach ihm, daß es in Furcht gerieth und die Flucht ergriff. Nun ging er stolz hin und her und schien sich seines Sieges zu freuen. Den Hals zog er unaufhörlich aus und ein und brachte dadurch eine ungewöhnliche Abwechselung in seinen Stellungen hervor. Gewöhnlich läuft er in der Stube umher und nickt dabei mit dem Kopfe, trägt aber den Schwanz wagerecht. Oft verkriecht er sich in einen Winkel und fährt, wenn er sich entdeckt oder nahe bedroht sieht, plötzlich heraus. Außerordentlich groß ist seine Furcht vor Katzen und Hunden. Bei Annäherung einer Katze fliegt er gerade in die Höhe; da aber die Richtung seines Fluges, zumal im Zimmer, nicht in seiner Gewalt steht, so kann er sich nicht auf den hohen, gegen die Katzen sichernden Ofen setzen, sondern fällt geradezu in einem Winkel wieder nieder. Abends ist er ungewöhnlich unruhig, fliegt an die Fenster und scheint sich in dem wenigen Lichte gütlich zu thun. Die Wärme liebt er sehr; während des Winters ist er oft hinter dem Ofen, und sowie die Sonne dann in die Stube scheint, stellt er sich mit hängenden Federn hin und läßt sich den Sonnenschein behagen. Wasser zum Baden und Trinken ist ihm Bedürfnis; doch muß es frisch sein: einige Stunden abgestandenes verachtet er gänzlich. Er trinkt, indem er jedesmal einen Schnabel voll Wasser nimmt und dieses verschluckt, als wäre es ein fester Körper. Beim Baden taucht er den Unterkörper in das Wasser, bespritzt mit dem Schnabel den Oberkörper, stellt sich dann in die Sonne und schüttelt die Federn. Er ist so zahm, daß er einige Male in den Hof gelaufen und von freien Stücken zurückgekehrt ist, daß er nicht nur das ihm vorgeworfene Futter auffrißt, sondern sich sogar, wenn die Leute in der Gesindestube essen, dem Dienstmädchen auf den Schoß setzt und seinen Antheil an der Mahlzeit verlangt. Auf dem Tische läuft er sehr oft herum. Er frißt alles, was ihm vorgeworfen wird und von ihm verschluckt werden kann, namentlich allerhand Sämereien, Hanf, Rübsen, Gras- und andere Samen, Hirse, Reis und dergleichen, außerdem Brodkrumen, in Wasser oder Milch geweichte Semmel, gekochte Nudeln, Reis- und Hirsenkörner und ähnliche Dinge. Gekochtes oder gebratenes, klein geschnittenes Fleisch, hart gesottene Eier, Klümpchen Fett, Regenwürmer, Larven und Maden der Fleischfliegen, Käferchen, alle Arten Fliegen &c. liebt er besonders. Das Futter liest er lieber vom trockenen Boden als aus dem Wasser auf, woraus man deutlich sieht, daß er mehr auf trockenen als auf nassen Stellen seine Nahrung zu suchen beliebt. Sind die Brocken so groß, daß er sie nicht verschlucken kann, dann zerstückelt er dieselben durch Hacken mit dem Schnabel, was schnell von statten geht. Er frißt in kleinen Zwischenräumen während des ganzen Tages und nicht wenig. In der letzten Hälfte des März mauserte er sich, und zwar so

schnell, daß er fast alle Federn auf einmal erneuerte und in drei Wochen den ganzen Federwechsel überstanden hatte: als er in der Mauser war, sah er wie gerupft aus; dennoch fand er sich dabei wohl."

Sofort nach seiner Ankunft denkt der Wiesenknarrer an die Fortpflanzung, und deshalb eben läßt er sein „Errp, errp, errp" oder „Knerrp, knerrp" fast ununterbrochen vernehmen. Durch ein zärtliches „Kjü, kjo, kjä" kost er mit seinem Weibchen, welches die Liebeswerbung in ähnlicher Weise erwidert. Ueberschreitet ein anderes Männchen die Grenzen seines Gebietes, so wird es sofort unter häßlichem Geschreie angegriffen und wieder zurückgescheucht. Mit dem Baue des Nestes beginnt das Pärchen, wenn das Gras eine bedeutende Höhe erreicht hat, in manchen Jahren also nicht vor Ende des Juni. Es erwählt einen trockenen Ort inmitten seines Gebietes und kleidet hier eine ausgescharrte Vertiefung kunstlos mit trockenen Grashalmen, Grasblättern, Moos und feinen Wurzeln aus. Die Anzahl der Eier schwankt in den meisten Fällen zwischen sieben und neun, kann jedoch bis auf zwölf steigen. Sie sind verhältnismäßig groß, siebenunddreißig Millimeter lang, sechsundzwanzig Millimeter dick, schön eigestaltig, festschalig, aber feinkörnig, glatt, glänzend und auf gelblichem oder grünlichweißem Grunde mit feinen lehm- und bleichrothen, rothbraunen und aschblauen Flecken spärlicher oder dichter überstreut. Das Weibchen brütet drei Wochen so eifrig, daß es sich unter Umständen mit der Hand vom Neste wegnehmen läßt, nicht einmal vor der behenden Sense die Flucht ergreift und oft ein Opfer seiner Treue wird. Die schwarzwolligen Jungen laufen bald davon, werden von der Mutter zusammengehalten, antworten piepend auf deren Ruf, versammeln sich oft unter ihren Flügeln, stieben bei Ueberraschung auseinander, huschen wie Mäuse über den Boden dahin und haben sich im Nu so geschickt verkrochen, daß es recht schwer hält, sie aufzufinden. Wenn sie etwas herangewachsen sind, suchen sie auch rennend zu entkommen und zeigen dann im Laufen ebenso viele Geschicklichkeit wie vorher im Verstecken.

In Deutschland erlegt man den Wiesenknarrer zufällig mit; in Spanien und Griechenland wird er häufiger geschossen und regelmäßig auf den Markt gebracht, weil man sein Fleisch zu dem schmackhaftesten Wildprete zählt.

*

Von den Feldrallen unterscheiden sich die Sumpfhühnchen (Gallinulae) hauptsächlich durch den niedrigeren, schlankeren Schnabel und die langzehigeren Füße.

Unter den drei europäischen Arten ist das Tüpfelsumpfhühnchen, auch Grashuhn, Muthühnchen, Heckenschnarre, Eggascher, Winkernel, Matkern, Maknetzel, Makosch genannt (Gallinula porzana, maculata, punctata und leucothorax, Porzana Maruetta, Ortygometra porzana, arabica und Maruetta, Octogometra, Maruetta, Rallus, Crex und Zapornia porzana), das größte. Seine Länge beträgt einundzwanzig, die Breite vierzig, die Fittiglänge zwölf, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Stirne und Vorderscheitel, Kehle, Kropf und Oberbrust sind schieferblaugrau, letztere Theile sanft olivenbraungrau abschattirt und weiß getüpfelt, die Zügel auf weißem Grunde bräunlichweiß, aschfarben gepunktet und ober- wie unterseits durch einen schmalen weißen und schwarzen Saum begrenzt, die Federn des Oberkopfes und Nackens olivenbraun, breit schwarz geschaftet und weiß gefleckt, Mantel und Schultern dunkel olivenbraun, durch breite schwarze Schaftflecke und sehr viele weiße, eckige, halbmondförmige, oft schwarz gesäumte oder umsäumte Tüpfel, Flecke und Strichelchen gezeichnet, Unterrücken und Bürzel schwarz, ölbraun gefleckt und spärlich weiß bespritzt, die Weichenfedern mit breiten olivenbraunen, schwarz schattirten und schmäleren wellenförmig zackigen Querbinden geziert, Brust- und Bauchmitte weiß, Steiß- und Unterschwanzdeckfedern dunkel rostgelb, die Schwingen und Schwanzfedern, mit Ausnahme der ersten, außen weiß gesäumten Handschwinge, dunkel olivenbraun, die Unterflügeldeckfedern schwarz und weiß gebändert. Das Auge ist dunkel rothbraun, der Schnabel an der Wurzel orangeroth, übrigens bis gegen die schmutzig gilbliche Spitze citrongelb, der Fuß gelblichgrün. Das etwas kleinere Weibchen ist matter gefärbt als das Männchen; das Herbstkleid unterscheidet sich vom Frühlingskleide dadurch, daß

Olivenbraun vorherrscht und die weißen Tüpfel minder schön sind; das Jugendkleid ist durch stärkere weiße Tüpfelung ausgezeichnet, das Nestkleid schwarz.

Ganz Europa, Mittel- und Nordasien bilden das Brutgebiet, Südeuropa, Nord- und Mittelafrika sowie Südasien die Winterherberge unseres Sumpfhühnchens. In den wasserreichen Ebenen Norddeutschlands ist es in allen Sümpfen und auf allen nassen Wiesen häufig; im Hügellande tritt es seltener, im Gebirge nur an sehr wenigen geeigneten Stellen auf. Es erscheint nicht vor der Mitte, meist erst in den letzten Tagen des April am Brutplatze, und beginnt schon gegen Ende des August wieder südwärts zu wandern, reist ebenfalls des Nachts, soviel wie möglich zu Fuße, und wird bei dieser Gelegenheit auch in Gegenden bemerkt, denen es während des Sommers gänzlich fehlt. Seinen Sommerstand nimmt es am liebsten auf nassen, mit vielen Gräben durchzogenen und mit Seggengrase bestandenen Wiesen, kaum minder gern im eigentlichen Sumpfe oder Bruche, niemals aber an freien Wasserflächen.

Im Schutze der bergenden Gräser führt es sein verstecktes Leben. Uebertages regt es sich wenig; gegen Abend ermuntert es sich, und während der ganzen Nacht ist es in voller Thätigkeit. Ist man im Stande, es zu belauschen, so sieht man, daß es sich im wesentlichen ganz nach Art des Wiesenknarrers bewegt, wie dieser im Stehen sich hält, wie dieser geht, läuft, wadet und fliegt, bei Gefahr mit dem Schwanze wippt rc. Nur in einer Beziehung scheint es den Verwandten bei weitem zu übertreffen: es schwimmt und taucht ausgezeichnet, ebenso gern wie anhaltend, das Schwänzchen gestelzt, bei jedem Ruderstoße mit dem Kopfe nickend, erscheint daher gerade in dieser Beziehung höchst anmuthig. Sein Lockton ist ein zwar hell tönender, aber mehr quietschender als pfeifender Laut, der Ausdruck der Zärtlichkeit, welcher beiden Geschlechtern eigen zu sein scheint, ein kurzes „Uit“, dem Geräusche, welches ein fallender Tropfen in einem gefüllten Gefäße hervorbringt, vergleichbar, der Angstruf ein quakendes Geschrei. Im Vertrauen auf seine unvergleichliche Fertigkeit, sich zu verbergen, ist es durchaus nicht scheu, läßt den nahenden Hund oder Menschen im Gegentheile oft so dicht an sich herankommen, daß dieser wie jener es ergreifen kann, wird auch durch Verfolgungen kaum gewitzigt, beweist aber durch leichte Zähmbarkeit und innige Anhänglichkeit dem Pfleger gegenüber, daß es lernt und demnach als bildungsfähig bezeichnet werden muß. Um andere harmlose Vögel bekümmert es sich, dem Anscheine nach, nicht, dürfte jedoch, angesichts eines Nestes kleiner Sumpfvögel, die Raubgelüste seiner Familie schwerlich verleugnen; denn seine Nahrung ist im wesentlichen genau dieselbe, welche der Wiesenknarrer genießt.

Das Nest, ein loses, grobes Geflecht aus Schilf- und Seggenblättern oder Binsen, Grashalmen und anderen feineren Stoffen, welche die innere Auskleidung bilden, steht regelmäßig an wenig zugänglichen, oft rings vom Wasser umgebenen, in keiner Weise dem Blicke auffallenden Stellen des Brutgebietes, auf und zwischen Seggenblättern oder Halmen, und wird im Laufe der Zeit durch beständiges Nieder- und Gegeneinanderbeugen der umstehenden Halme vom Weibchen absichtlich noch besser verborgen, so daß selbst das scharfe Auge des Weih den unter der grünen Kuppellaube brütenden Vogel nicht zu sehen vermag. Zu Ende des Mai oder in den ersten Tagen des Juni pflegt das aus neun bis zwölf Eiern bestehende Gelege vollzählig zu sein. Die Eier, deren Längsdurchmesser etwa dreiunddreißig und deren Querdurchmesser vierundzwanzig Millimeter beträgt, sind länglich eiförmig, glattschalig, feinkörnig, glänzend und auf licht rostgelbem Grunde mit vielen feinen dunkleren Pünktchen, violettgrauen Schalen- und, zumal am stumpfen Ende, scharf umrandeten, großen rothbraunen Oberflecken gezeichnet. Das Männchen scheint am Brutgeschäfte wenig Antheil zu nehmen, sich auch um die Jungen nicht zu kümmern und alle Sorgen der Mutter zu überlassen. Nach dreiwöchentlicher, hingebender Bebrütung zeitigt diese die Küchlein, welche im schwarzwolligen Dunenkleide dem Eie entschlüpfen und unmittelbar nach dem Abtrocknen mit ihr davon laufen, vom ersten Tage ihres Lebens an gleich den Eltern sich benehmen, gewandt wie Mäuse durch das Gras huschen, ohne Bedenken ins Wasser gehen, schwimmen und tauchen, bei Gefahr aber so geschickt sich bergen und drücken, daß nur die unfehlbare Nase eines Raubsäugethieres

sie aufzufinden vermag. Noch ehe sie ausgefiedert sind, vereinzeln sie sich, verlassen die Mutter und beginnen auf eigene Gefahr den Weg durch das Dasein zu wandeln.

Viele Feinde stellen dem wehrlosen Vogel, noch mehr den Eiern nach, so daß seine bedeutende Vermehrung eben ausreicht, die Verluste zu decken. Erlegt wird er selten und meist nur zufällig, gelegentlich der Heerschnepfenjagd, gefangen, zum Bedauern aller Liebhaber, welche ihn pflegten oder doch kennen, noch seltener.

Noch niedlicher und anmuthiger als das Tüpfelsumpfhühnchen sind seine beiden unter sich im wesentlichen übereinstimmenden Verwandten, das Bruchhühnchen und das Zwergsumpfhühnchen. Ersteres (Gallinula parva, pusilla, minuta und Foljambei, Rallus parvus, mixtus und Peyrousii, Crex pusilla, Ortygometra minuta, pusilla und olivacea, Zapornia minuta und pusilla, Porzana parva und minuta, Phalaridion und Phalaridium pusillum) wird auch Meerhühnchen und Sumpfschnerz genannt. Seine Länge beträgt etwa zwanzig, die Breite zweiunddreißig, die Fittiglänge elf, die Schwanzlänge fünf Centimeter. Oberkopf, Nacken, Mantel und Flügel sind auf olivenbraunem Grunde mit mehr oder minder deutlich hervortretenden tiefschwarzen Schaftflecken und einzelnen rundlichen weißen Fleckchen gezeichnet, Gesicht und ganze Unterseite aschgraublau, die Weichen- und Unterschwanzdeckfedern aber dunkel aschgrau, durch breite weiße Querbinden gezeichnet, die Schwingen schwärzlichbraun, olivenbraun gekantet, die Unterflügeldeckfedern schwarzgrau, die Schwanzfedern schwarz, ölbraun gesäumt. Das Auge ist brennendroth, der Schnabel an der Wurzel hochroth, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, der Fuß lebhaft grün. Beim Weibchen ist die Oberseite, mit Ausnahme der schwarzen, weiß gefleckten Rückenmitte, olivenbraungrau, die Kehle weiß, die Brust rostgelblichgrau. Die Jungen sind auf der hellbraunen Oberseite mit weißen Längsflecken, auf den braunen Bauchseiten mit weißen Querbändern gezeichnet, Vorderhals und Oberbrust aber graulichweiß.

Das der eben beschriebenen Art sehr ähnliche Zwergsumpfhühnchen oder Zwergrohrhühnchen (Gallinula pygmaea, Bailloni und stellaris, Crex pygmaea und Bailloni, Ortygometra pygmaea und Bailloni, Porzana pygmaea und Bailloni, Zapornia pygmaea, Phalaridium pygmaeum) unterscheidet sich vom Bruchhühnchen, abgesehen von seiner geringen Größe, dadurch, daß im Frühjahre beide Geschlechter annähernd dasselbe Kleid tragen, bei beiden mindestens Kehle, Vorderhals und Brust gleich, und zwar graublau gefärbt, die Federn der Obertheile des Männchens auf schwarzem Grunde nicht allein breit ölbraun gesäumt, sondern auch dicht mit feinen weißen Spritzflecken, Schmitzen, Punkten und Kritzeln, die Seitenfedern der Unterseite, Bauch- und Unterschwanzdeckfedern endlich auf mattschwarzem Grunde mit zwei bis drei weißen Querbinden gezeichnet sind. Der Schnabel ist grün, der Fuß blaßroth. Die Länge beträgt etwa neunzehn, die Breite dreißig, die Fittiglänge über acht, die Schwanzlänge fünf Centimeter.

Zur Zeit läßt sich weder das Brutgebiet noch der gesammte Verbreitungskreis beider in Sein und Wesen, Sitten und Gewohnheiten so nahe verwandten Sumpfhühnchen mit einiger Sicherheit umgrenzen. Beide leben so versteckt, daß sie wahrscheinlich weiter verbreitet sind und innerhalb der uns bekannten Grenzen viel häufiger auftreten, als wir glauben. Das Bruchhühnchen bewohnt von Südskandinavien an südlich ganz Europa, ebenso Mittelasien, vom Ural an bis Sind, und besucht auf dem Zuge andere Länder, in denen es nicht brütet. In Deutschland ist es unzweifelhaft häufiger, als wir annehmen, in Schlesien wie in den Rheinlanden, in Schleswig-Holstein wie in Bayern heimisch, mit einem Worte überall beobachtet worden, wo ein Vogelkundiger geeignete Brutorte genau durchforschte. Das Zwergsumpfhühnchen, welches sich von Großbritannien aus südlich über alle Länder Mittel- und Südeuropas, ebenso über Mittelasien, vom Ural bis China, verbreitet, und Südasien wie Afrika bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung durchzieht, scheint in Deutschland seltener aufzutreten als der Verwandte, ist jedoch ebenfalls im Norden wie im

Süden, im Osten wie im Westen, an den Grenzen wie im Herzen unseres Vaterlandes beobachtet worden. Beide Arten erscheinen, einzeln und des Nachts wandernd, bei uns zu Lande erst im Mai, gewöhnlich nicht vor der Mitte des Monats, beziehen ruhige, wasserreiche Brüche oder ungestörte, mit Schilf umsäumte und mit Seggengras umgebene, an Wasserrosen reiche Seen, auch wohl todte Flußarme, Sümpfe und Sumpfwiesen, leben still und versteckt, zeigen sich bei Tage seltener als in den Abend- und Nachtstunden, lassen sich auch schwer auftreiben, treten endlich bereits im August, spätestens im September, ihre Winterreise an, und entziehen sich so der Beobachtung mehr als jede andere Art ihrer Familie.

Alle Beobachter, welche so glücklich waren, die eine oder andere Art im Freien zu belauschen, sind des Lobes voll. Ebenso, wie beide das Tüpfelsumpfhühnchen an Schönheit übertreffen, überbieten sie es auch an Anmuth des Auftretens, so ähnlich alle Bewegungen, alle Sitten und Gewohnheiten dem Gebaren jenes sind. Sie laufen, schwimmen und tauchen ebenso hurtig und behend, fliegen ebenso schlecht, matt, niedrig und kurz, flatternd und mit herabhängenden Beinen, wissen sich ebenso gewandt zu verbergen wie das Tüpfelhühnchen, zeigen sich aber doch öfter als dieses frei, zuweilen in förmlich herausfordernder Weise. Namentlich gilt dies vom Bruchhühnchen, welches in Naumann und Kutter treffliche Beobachter gefunden hat. „Zuweilen", sagt der Altmeister, „kommt das harmlose Geschöpf, wenn es Menschen nahe am oder auf dem Wasser laut verkehren hört, aus seinem Verstecke hervor, stellt sich, gewöhnlich auf der Wasserseite, auf schwimmende Seerosenblätter oder ein anderes schwimmendes Inselchen keck ins Freie und begrüßt jene mit gellender Stimme." Auch Kutter hebt die geringe Scheu oder auffallende Zuversicht derselben Art bei Schilderung seiner Beobachtungen eines von ihm belauschten Pärchens hervor. „Bald", sagt er, „lief das Weibchen in geduckter Stellung pfeilschnell auf den Seerosenblättern und der den Wasserspiegel überziehenden dünnen Pflanzendecke dahin, hier und da ein Wasserkerbthier erhaschend, bald schwamm es mit zierlichem Kopfnicken hurtig zwischen den Blättern einher. Auch das Männchen sah ich häufig, und beide kamen bei ihren Jagden und Spielen so in meine unmittelbare Nähe, daß sie mich gewahren mußten; aber stören ließen sie sich nicht. Nur eine plötzliche Bewegung meinerseits war geeignet, sie sofort zu erschrecken: blitzschnell tauchten sie in das schützende Element und waren dann für längere Zeit unsichtbar." Die Stimme beider Arten ist hoch und hellgellend, mehr quiekend als pfeifend, die der einen Art der der anderen so ähnlich, daß sich kaum Unterschiede angeben lassen; den Lockton bezeichnet Naumann als ein hellpfeifendes „Küihk", den herausfordernden Laut, angesichts herannahender Menschen, als ein kurzes, oft wiederholtes, rasch auf einander folgendes, dem Lockrufe des Mittelspechtes gleichendes „Kik, kik, kik" rc.

Allerlei im oder am Wasser lebende Kerbthiere oder deren Larven, Lauf- und Rohrkäfer, Hafte, Fliegen, Mücken, Schnaken und Spinnwanzen, kleine Heuschrecken z. B., auch Spinnen und Schnecken bilden die Nahrung beider Sumpfhühnchen. Zarte Pflanzentheile scheinen sie zufällig mit zu verschlucken, Sämereien nur im Nothfalle zu genießen. Gefangene, welche ich pflegte, in jeder Beziehung reizende Geschöpfe, gewöhnten sich bald an ein reichlich mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern gewürztes Mischfutter.

Gegen Ende des Mai oder im Anfange des Juni schreiten beide Arten zur Fortpflanzung. Zum Standorte ihres Nestes wählen sie einen dichten Erlen-, Weiden- oder Seggenbusch im Wasser selbst oder doch in unmittelbarer Nähe desselben, am liebsten einen rings umflossenen, knicken einige Seggenstengel übereinander oder benutzen einen passenden Strauchzweig und errichten auf dieser unsicheren Unterlage ihren aus zerschlissenen trockenen Schilfblättern bestehenden, sorgfältig verflochtenen, napfförmigen Bau. Das Gelege zählt beim Bruchhühnchen acht bis zehn, beim Zwergsumpfhühnchen sieben bis acht glattschalige und feinkörnige, aber glanzlose Eier, welche bei ersterem einen Längsdurchmesser von zweiunddreißig, bei letzterem einen solchen von sechsundzwanzig, bei jenem einen Querdurchmesser von zweiundzwanzig, bei diesem von zwanzig Millimeter haben, bei jenem auf schwachem und trübem, braun- oder lehmgelbem Grunde mit vielen gelbgrauen und

gilblichbraunen Punkten bestreut, bei diesem auf graugilblichem Grunde mit aschgrauen Schalen- und rothbraunen Oberflecken gezeichnet sind. Die Weibchen brüten sehr eifrig und führen die Jungen, sobald diese abgetrocknet, vom Neste aus in den Sumpf oder Bruch, unter Umständen weit vom Neste weg. Das schwarzwollige Dunenkleid der Küchlein geht binnen drei Wochen in das Jugendkleid über, und damit ist für das kleine Volk der Zeitpunkt gekommen, ihre Mutter zu verlassen.

Dieselben Feinde, welche das Tüpfelsumpfhuhn bedrohen, gefährden auch dessen zwerghafte Verwandten; die Eier namentlich werden von Wasserratten oft zerstört, auch die Jungen oder brütenden und führenden Weibchen, welche, jenen zu Liebe, bei Gefahr sich preisgeben, von laufendem oder fliegendem Raubzeuge weggefangen.

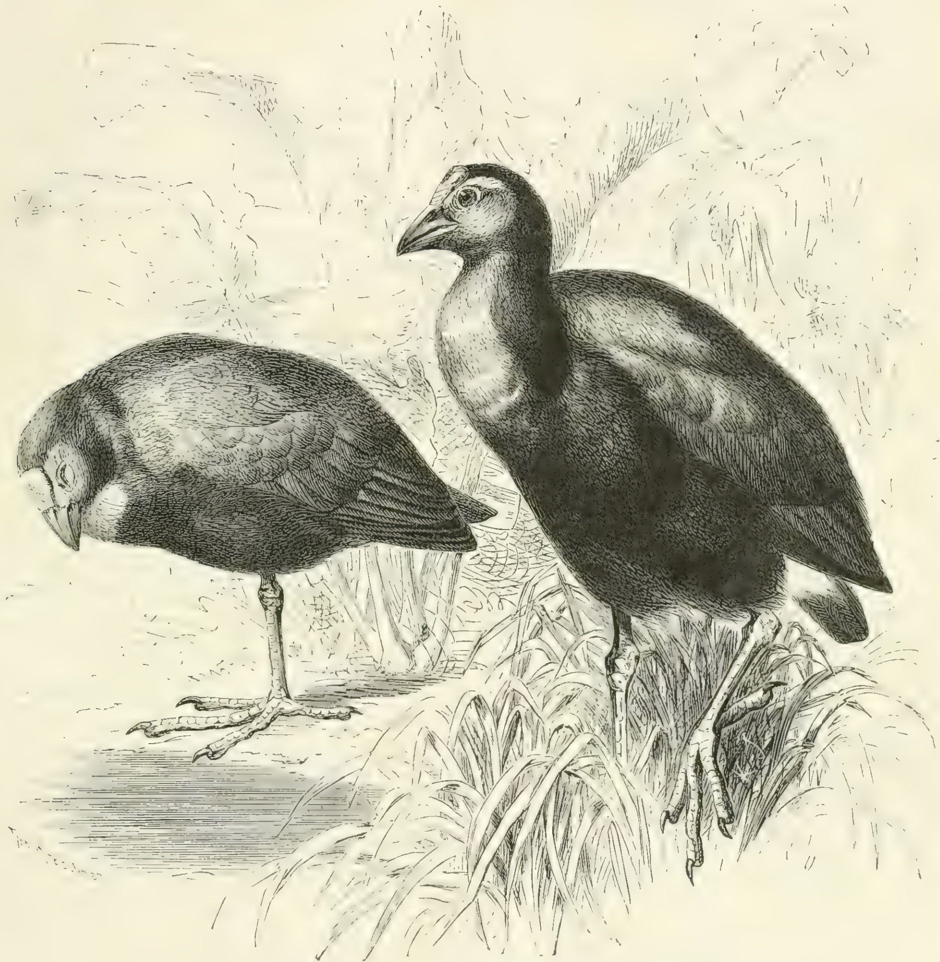
Die Wasserhühner (Fulicidae), etwa vierzig über alle Theile der Erde verbreitete, in einer besonderen Familie vereinigte Arten, stehen den Rallen so nahe, daß sie von einzelnen Forschern, wohl mit Recht, als solche betrachtet werden. Sie kennzeichnen kräftiger Leib, mittellanger Hals, großer Kopf, kurzer, meist kräftiger, hoher, dicker, auf der Firste gebogener Schnabel mit nackter Stirnschwiele, kräftige, mittelhohe Füße, deren Zehen entweder sehr lang oder seitlich mit Lappen besetzt sind, sehr kurze Flügel, unter deren Schwingen die dritte oder vierte die längste zu sein pflegt, sehr kurzer Schwanz und reiches, weiches, wasserdichtes, weitstrahliges, mehr oder weniger einfarbiges Gefieder. Der innere Bau ähnelt dem der Rallen.

Alle Arten dieser Familie bewohnen schilfreiche Seen, größere Sümpfe und Brüche, Teiche und pflanzenbedeckte Flußufer, immer aber süße Gewässer, treiben sich viel im Schilfe und noch mehr auf dem pflanzenbedeckten Wasserspiegel umher, sind im Laufen weniger geschickt als die Rallen, übertreffen diese aber durch ihre bedeutende Schwimm- und Tauchfertigkeit und ähneln ihnen hinsichtlich ihres schwerfälligen, wankenden und ermüdenden Fluges. Auch sie gehören nicht zu den verträglichen Vögeln, sondern behaupten eifersüchtig das einmal gewählte Gebiet, vertreiben aus ihm jeden anderen ihrer Art, wenn sie können, auch andere Vögel überhaupt, und beweisen dabei einen mit ihrer geringen Größe außer allem Verhältnisse stehenden Muth. Kleine Vögel fallen auch sie mörderisch an, und den Bruten werden sie sehr schädlich. Dagegen zeigen sie sich äußerst zärtlich gegen ihren Gatten, und die Eltern ungemein anhänglich und hingebend gegen die Brut. Ihr aus Schilf- und Rohrblättern kunstlos zusammengebautes Nest legen sie stets im oder wenigstens in der Nähe von Schilf an, oft so, daß es auf dem Wasserspiegel schwimmt. Das Gelege besteht aus vier bis zwölf glattschaligen, gefleckten und gepunkteten Eiern. Die Jungen kommen in einem äußerst zierlichen, dunkel gefärbten Dunenkleide zur Welt. Nach der Brutzeit verlassen alt und jung gemeinschaftlich die Heimat und wenden sich entweder südlicheren oder in anderer Hinsicht günstigeren Gegenden zu, hier die Mauser verbringend.

Da die Nahrung der Wasserhühner zum größten Theile aus Pflanzenstoffen besteht, lassen sich alle Arten leicht an ein Ersatzfutter gewöhnen und mit diesem jahrelang erhalten, werden ungemein zahm, gewöhnen sich zum Aus- und Einfliegen, gehen oder folgen ihrem Pfleger bei dessen Ausflügen auf dem Fuße nach und belästigen nur dadurch, daß sie, wenigstens die größeren Arten, nach Raubvogelart junges Geflügel überfallen und tödten.

Das Wildpret steht an Wohlgeschmack dem anderer Sumpf- und Wasservögel zwar bedeutend nach, gibt aber, gehörig zubereitet, immerhin ein leidliches Gericht. Dazu kommt, daß einzelne da, wo sie massenhaft auftreten, wirklichen Schaden anrichten und schon deshalb auch Verfolgung abseiten des Menschen rechtfertigen. Außerdem haben diese Vögel viel von den Nachstellungen des Raubzeuges, insbesondere der Falken, zu leiden, obgleich sie sich durch geschicktes Tauchen oder Verbergen im Schilfe ihren Feinden oft zu entziehen wissen.

Oben an stellen wir die Sultanshühner (Porphyrio), Vertreter einer besonderen Unterfamilie (Porphyriorinae), deren in Europa lebendes Mitglied von den alten Römern und Griechen in der Nähe der Tempel unterhalten und gleichsam unter den Schutz der Götter gestellt wurde. Die Arten dieser Gruppe sind zumeist mittelgroße, kräftig gebaute Vögel mit starkem, hartem, dickem, sehr hohem, fast kopflangem Schnabel und ausgedehnter Stirnschwiele, langen, starken Füßen



Purpurhuhn (Porphyrio veterum). ¼ natürl. Größe.

mit großen, ganz getrennten Zehen, mäßig langen Flügeln, unter deren Schwingen die vierte die längste, kurzem, verhältnismäßig aber langem Schwanze und glatt anliegendem, durch prachtvolle Färbung ausgezeichnetem Gefieder.

Das Purpurhuhn (Porphyrio veterum, antiquorum, caesius und hyacinthinus, Fulica coerulea) ist im Gesichte und am Vorderhalse schön türkisblau, auf Hinterhaupt, Nacken, Unterleib und Schenkeln dunkel indigoblau, auf der Unterbrust, dem Rücken, den Deckfedern der Flügel und den Schwingen ebenso, aber lebhafter gefärbt, in der Steißgegend weiß. Das Auge ist blaßroth, ein schmaler Ring um dasselbe gelb, der Schnabel nebst der Stirnplatte lebhaft roth, der Fuß rothgelb. Junge Vögel sind oben graublau und unten weiß gescheckt. Die Länge beträgt

siebenundvierzig, die Breite dreiundachtzig, die Fittiglänge vierundzwanzig, die Schwanzlänge zehn Centimeter.

Das Purpurhuhn lebt in sumpfigen und wasserreichen Gegenden Italiens, Spaniens, Portugals, Südrußlands, Nordwestafrikas und Palästinas, verfliegt sich nicht selten nach Norditalien und Südfrankreich, ist auch schon wiederholt in Großbritannien und einmal, im Jahre 1788, bei Melchingen im Sigmaringischen erlegt worden. Strenge Winter verbringt es in Südspanien und Nordwestafrika; bei milder Witterung verweilt es jahraus jahrein in seinem Brutgebiete.

In Ostafrika vertritt es das gleich große Sultanshuhn, „Dickme" der Araber (Porphyrio smaragnotus, smaragdonotus, chloronotus, erythropus, aegyptiacus und madagascariensis, Fulica und Gallinula porphyrio). Sein Gefieder ist auf dem Hinterhalse und Vorderflügel indigoblau, auf dem Vorderhalse türkisblau, auf der Brust indigoblau, welche Färbung nach und nach ins Schieferschwarze des Bauches übergeht; der Mantel dagegen hat dunkelgrüne Färbung. Das Auge ist gilblichbraun, der Schnabel blutroth, der Fuß ziegelroth.

Im Gegensatze zu der erstgenannten Art wandert die Dickme regelmäßig. An den unteregyptischen Seen erscheint sie im Anfange des April, brütet und verläßt die Heimat wieder, um den Winter in Mittel-, West- und Südafrika zu verbringen. Angeblich hat sich diese Art auch einige Male nach Europa, und zwar nach Sardinien und Südfrankreich, verflogen.

Ebenso darf das in Mittel-, West-, Ost- und Südafrika heimische, auch schon in Marokko vorkommende Zwergpurpurhuhn (Porphyrio Alleni und minutus, Gallinula Alleni und mutabilis, Hydrornia porphyrio), welches als Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Hydrornia) gilt, einer Aufzählung der Europa besuchenden Vögel nicht fehlen, da ein Junges, laut Bolle, im Jahre 1857 bei Lucca, ein anderes, nach uns gegebener Versicherung Guirao's, einige Jahre früher an der Albufera bei Valencia erbeutet wurde. Kopf, Kinn, Schenkel und Steißgegend sind schwarz, Mantel, Schultern und Flügeldecken bräunlich ölgrün, Bürzel und Oberschwanzdecken dunkel olivenfarben, Hals, Brust und Bauch dunkel kobaltblau, die Schwingen olivenbraunschwarz, grünlich gerandet, die mittleren Schwanzfedern bräunlich olivengrün, die übrigen schwärzlichen so gerandet, die Unterschwanzdecken weiß. Das Auge ist ziegelroth, der Schnabel korallroth, die Stirnplatte braungrün, der Fuß dunkel rosenroth. Junge Vögel sind oberseits bräunlich, auf dem Oberflügel grün, hier wie dort durch gelbbraune Federränder gezeichnet, unterseits bräunlich gelb, an der Kehle heller, in der Weichengegend kobaltblau, auf dem Bürzel schwärzlich. Die Länge beträgt sechsundzwanzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Alle Sultanshühner bewohnen vorzugsweise Sümpfe, in deren Nähe Getreidefelder liegen, oft auch die Reisfelder selbst, welche ja beständig überschwemmt gehalten werden und deshalb wahre Sümpfe sind. In ihrem Betragen erinnern sie am meisten an unser Teichhühnchen, tragen sich aber stolzer und schreiten würdevoller dahin. Ihr Gang ist abgemessen, jedoch zierlich. Ein Bein wird bedachtsam vor das andere gesetzt, beim Aufheben der Fuß zusammengelegt, beim Niedersetzen aber wieder so ausgebreitet, daß die Zehen eine verhältnismäßig bedeutende Fläche einnehmen, jeder Schritt außerdem mit einem Wippen des Schwanzes begleitet. Uebrigens ist das Sultanshuhn ebenso wie das Teichhühnchen fähig, halb flatternd, halb laufend über eine schwankende Decke von schwimmenden Pflanzen wegzurennen. Das Schwimmen versteht es sehr gut, geht nicht bloß gezwungen, sondern, wie das Teichhühnchen, oft und gern ins Wasser, liegt leicht auf den Wellen und rudert mit anmuthigem Neigen des Hauptes dahin. Im Fluge zeichnet es sich bloß durch seine Schönheit, nicht aber durch die Leichtigkeit der Bewegung vor den Verwandten aus. Es erhebt sich ungern in die Luft, flattert unbehülflich eine Strecke fort und fällt dann rasch wieder auf den Boden herab, am liebsten in hohes Schilf, Ried oder Getreide, um hier sich zu verbergen. Seine langen, rothen Beine, welche es, wenn es fliegt, herabhängen läßt, zieren es übrigens sehr und

kennzeichnen es von weitem. Die Stimme erinnert an das Gackern oder Glucksen der Hühner, aber auch an die unseres Teichhühnchens, nur daß sie stärker und tiefer klingt. Ueber die geistigen Fähigkeiten lautet das Urtheil der Beobachter verschieden. Eigentlich scheu kann man die Purpurhühner nicht nennen; vorsichtig aber sind sie doch, und Verfolgung macht sie bald ungemein ängstlich. Temminck erzählt, einen Bericht Cantraine's wiedergebend, daß das Purpurhuhn, wenn es sich bedroht sähe, seinen Kopf in den Sumpf stecke und sich dann geborgen wähne: alle übrigen Forscher wissen hierüber nichts, und auch die Araber, denen dieses Betragen gewiß aufgefallen sein würde, haben mir etwas ähnliches nicht mitgetheilt. Auf meine Beobachtungen gestützt, kann ich nur sagen, daß die Dickme auch in ihrem Wesen dem Teichhühnchen ähnelt, wie dieses paarweise zusammenhält, Gesellschaft mit anderen ihrer Art aber meidet und deshalb sich stets ein bestimmtes Gebiet abgrenzt, innerhalb dessen sie kein anderes Pärchen duldet. Das Purpurhuhn wird sich wohl auch nicht anders betragen.

Zeitweilig fressen die Sultanshühner nur Pflanzenstoffe, und zwar frisch aufsprossendes Getreide oder Grashalme überhaupt, Blätter und verschiedene Sämereien, vorzugsweise Reis; während der Brutzeit aber schleichen sie beständig im Sumpfe umher, suchen Nester auf, plündern diese, begnügen sich keineswegs mit den Bruten schwächerer Vögel, sondern rauben selbst die Gelege stärkerer, werden dadurch also sehr schädlich. In allen Sümpfen, welche Purpurhühner beherbergen, findet man beim Nachsuchen Massen von zerbrochenen Eierschalen, und an gefangenen Sultanshühnern beobachtet man sehr häufig Raubgelüste der verschiedensten Art. Wie die Raubvögel lauern sie auf Sperlinge, welche von ihrem Futternapfe naschen wollen, und wie eine Katze vor den Löchern der Mäuse. Ein einziger Hieb des kräftigen Schnabels genügt, dem Opfer den Garaus zu machen; dann wird es mit einem Beine gepackt, festgehalten, zerrissen und die Bissen mit dem Fuße zum Munde gebracht. Fische verzehren sie mit Begierde.

Vor der Brutzeit halten sich die Purpurhühner am liebsten in Reisfeldern auf, während der Nistzeit selbst siedeln sie sich, wo sie können, im Röhrichte oder Schilfe an. Das Nest steht ziemlich verborgen, in der Regel auf dem Wasserspiegel selbst, ist von dürren Gras- und Reisstengeln, Schilf und Rohrblättern errichtet, etwas liederlich zusammengebaut, dem unseres Wasserhuhnes entfernt ähnlich, und enthält im Mai drei bis fünf Eier. Letztere sind etwas größer als Birkhühnereier, durchschnittlich fünfundfunfzig Millimeter lang, achtunddreißig Millimeter dick, haben eine schöne längliche Eigestalt, glatte, aber wenig glänzende Schale und tragen auf dunkelsilbergrauem, fleischfarbigem oder rothgrauem Grunde violettgrauliche Unter- und rothbraune, sehr einzeln stehende Oberflecke. Die Jungen entschlüpfen in einem schwarzblauen Dunenkleide, lernen bald schwimmen und untertauchen, werden von beiden Eltern geführt, mit warmer Zärtlichkeit überwacht und bei Gefahr gewarnt. An Sultanshühnern, welche ich pflegte, beobachtete ich, daß beide Geschlechter bauen, abwechselnd brüten und gemeinschaftlich die Jungen führen. Doch hütet das Männchen nur so lange das Nest, als das Weibchen bedarf, um sich zu sättigen, hält dafür aber, während dieses brütet, treue Wacht und greift jeden gefiederten Ankömmling, am heftigsten seinesgleichen an. Nach achtundzwanzigtägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen, bedürfen jedoch noch mehrtägiger Pflege im Neste, bevor sie dasselbe verlassen können, und werden bis dahin von der Mutter gehudert und sorgfältig mit den Stoffen geatzt, welche das Männchen für sie und die Gattin herbeibringt. Später nimmt auch der Vater an der Atzung theil, faßt, wie er es der Mutter abgesehen, ein Bröcklein Nahrung so behutsam mit der Schnabelspitze, daß es an dieser nur zu kleben scheint, beugt sich nach unten und hält den Jungen so lange solchen Bissen vor, bis diese sich entschließen, letzteren vom Schnabel abzupicken. Erst am achten Tage ihres Lebens verlassen die Küchlein das Nest, beginnen, holperig trippelnd, umherzulaufen, lernen nach und nach gehen, endlich laufen, lassen sich nun entweder von der Mutter allein oder theils von dieser, theils vom Vater führen, entschließen sich aber erst sehr spät, selbst Futterstoffe aufzunehmen. Ihr bis auf den lebhaft rostrothen Flügelrand und einige zimmetrothe Stellen auf dem Kopfe kohlschwarzes Dunen-

kleid lichtet sich zuerst auf dem Bauche und wird dann allmählich durch das Jugendkleid ersetzt, welches auf der Oberseite dem Alterskleide ähnelt, auf der Unterseite aber bräunlich fahlgrau aussieht und ohne Federwechsel zum Alterskleide sich ausfärbt. Gleichzeitig werden auch der hellblaue Schnabel sammt Kopfplatte und die schwarzblauen Füße allgemach roth. Im December tritt die erste Mauser ein, und nach ihr sind die Jungen von den Alten nicht mehr zu unterscheiden.

Alle Sultanshühner lassen sich leicht zähmen, gewöhnen sich bald an allerlei Futter, an die Hausgenossen, leben friedlich mit den Hühnern, vorausgesetzt, daß diese erwachsen sind, treiben sich, wenn man ihnen größere Freiheit gibt, in Hof und Garten oder auf der Straße umher, kommen in die Zimmer, betteln bei Tische und werden dann wirklich zu einer wahren Zierde des Gehöftes, dauern auch lange Jahre aus und schreiten bei geeigneter Pflege leicht zur Fortpflanzung.

*

Der kegelförmige, seitlich zusammengedrückte Schnabel mit Stirnschwiele und scharfer, fein gezähnelter Schneide, die großen Füße mit langen, an der Sohle breiten und belappten Zehen, die stumpfen, breiten Flügel, deren dritte Schwinge die längste, der kurze, zwölffederige Schwanz und das reiche, dichte Gefieder kennzeichnen die Teichhühnchen (Stagnicolinae), welche bei uns zu Lande vertreten werden durch das Teichhuhn oder Rothbläßchen (Stagnicola chloropus, minor, parvifrons, brachyptera, meridionalis und septentrionalis, Gallinula chloropus, orientalis, galeata, parvifrons, minor, orientalis, ardesiaca und pyrrhohoa, Fulica chloropus und albiventris, Crex galeata), das Urbild einer gleichnamigen Sippe (Stagnicola), ein trotz seines einfachen Kleides höchst zierliches Geschöpf. Das Gefieder ist auf Mantel und Unterrücken dunkel ölbraun, übrigens dunkel schiefergrau, in den Weichen weiß gefleckt und am Steiße rein weiß. Das Auge hat um den Stern einen gelben, sodann einen schwarzgrauen und außerhalb einen rothen Ring; der Schnabel ist an der Wurzel lackroth, an der Spitze gelb, der Fuß gelbgrün. Die Länge beträgt einunddreißig, die Breite sechzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Das Teichhühnchen, ein in allen Erdtheilen heimischer, obwohl in ständigen Abarten auftretender Vogel, ist in Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, überall gemein, in Deutschland Zugvogel, welcher zu Ende des März erscheint und erst im Oktober wegzieht, wahrscheinlich in Paaren und wohl größtentheils zu Fuße wandert, zuweilen auch bei uns zu Lande überwintert. Im Frühjahre kommen gewöhnlich beide Gatten in einer Nacht auf ihrem Brutteiche an, ausnahmsweise beide bald nach einander. Naumann, welcher ein Pärchen jahrelang von seinem Garten aus beobachten konnte, bemerkte manchmal das Männchen, manchmal das Weibchen zuerst. Einmal aber erschien das Weibchen allein, suchte vergeblich ein vorüberziehendes Männchen herbeizulocken und verschwand nach zweiwöchentlichem Harren und sehnsüchtigem Rufen wieder. Ein andermal kam das Männchen allein, lockte Tag und Nacht ohne Unterlaß, mischte oft so klägliche Töne unter sein Gelock, daß man es ohne Mitleid nicht anhören konnte, bis endlich in der fünften Nacht die ersehnte Gattin eintraf. Wenn das Paar von einem Teiche Besitz genommen hat, beachtet es den Ruf der in der Luft dahinziehenden Artgenossen nicht mehr; ist aber nur erst der eine Gatte da, so antwortet er dem oben fliegenden und ladet ihn durch ähnliche Töne ein, zu ihm herabzukommen.

Kleine Teiche, welche am Rande mit Schilf oder Ried bewachsen, wenigstens durch Rohr und Gebüsch bedeckt und theilweise mit schwimmenden Wasserpflanzen überwuchert sind, bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte des Teichhuhnes. Jedes Pärchen liebt es, einen Teich für sich allein zu besitzen, und nur auf größeren Wasserflächen siedeln sich mehrere Pärchen an, von denen dann jedes sein Gebiet streng festhält. Liegen mehrere Teiche neben einander, so besuchen sich die raufluftigen Männchen gegenseitig, um einen Strauß auszufechten, werden aber stets wieder zurückgeschlagen, da sich jedesmal beide Gatten vereinigen, um den frechen Eindringling zu züchtigen.

„Erscheint“, sagt Liebe, „der Schwan als Sinnbild stolzer Majestät, so ist das Teichhühnchen das anmuthiger Beweglichkeit. Begabt wie kaum ein anderer Vogel, taucht das rothstirnige

Hühnchen mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher es im Rohre und Schilfe umherflattert. Uebertages schwimmt es, leicht und zierlich, fast wie eine Möve, mit dem kurzen Schwanze aufwärts wippend, zwischen den Blättern der Teichrosen und Froschkräuter dahin, bald rechts, bald links ein kleines unbekanntes Etwas erhaschend, taucht dazwischen einmal hinab und holt einen Bündel Horn- oder Tausendblatt vom Grunde herauf, um dann die Oberfläche nach Erbsenmuscheln und Wasserkerfen abzusuchen; während des Abends und der Nacht steigt es gern im Rohre empor und weiß dies, indem es mit den langen Zehen drei oder vier Stengel zugleich erfaßt, so geschickt zu bewerkstelligen, daß man das verursachte Geräusch kaum zu vernehmen im Stande ist. Zur Paarungszeit versteigt es sich gern in die Köpfe der Weiden, welche den Weiher umgeben, und treibt sich hier stundenlang umher. Erschreckt läuft es flatternd über die schwimmenden Blätter der Wasserpflanzen hinweg oder taucht unter und ist scheinbar vom Teiche verschwunden." Bei Gefahr rudert es mit Hülfe seiner Flügel eilig zwischen dem Grunde und der Oberfläche fort, kommt zum Athemholen einen Augenblick empor, streckt aber bloß den Schnabel hervor und rudert weiter. Der Flug ist matt, schwerfällig flatternd, nicht schnell, geht fast geradeaus, gewöhnlich tief auf dem Wasser hin; denn erst, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, fliegt es leichter; Hals und Beine werden dabei gerade ausgestreckt. „Eine besondere Geschicklichkeit", sagt mein Vater, „besitzt es, sich zu verbergen. Da, wo nur wenig Schilf ist, verkriecht es sich so gut, daß es unmöglich ist, es aufzufinden. Es taucht dann mit dem Körper unter das Wasser und versteckt den Kopf über demselben zwischen dem Schilfe. Nähert sich ihm ein Hühnerhund, dann taucht es völlig unter und ist vor jeder Gefahr sicher. Einstmals jagten wir ein Teichhuhn, welches plötzlich verschwand. Ich wußte die Stelle, wo es sich versteckt hatte, ganz genau, und als ich sorgfältig suchte, bemerkte ich es so gut unter das Ufer gedrückt, daß nur das Roth am Schnabel durchschimmerte. Ein anderes Mal schoß ich in einem mit nur wenigen Grasbüscheln besetzten Teiche, welcher kaum zwölf Schritte im Durchmesser hielt, ein Teichhuhn an. Es verschwand auf den Schuß augenblicklich. Wir ließen von einem guten Jagdhunde den kleinen Teich zu wiederholten Malen absuchen, aber umsonst. Endlich entkleidete sich ein mich begleitender Jäger, durchforschte mit Händen und Füßen den kleinen und flachen Teich, konnte aber keine Spur vom Teichhuhne entdecken. Ein anderes, auf welches ich schoß, tauchte ebenfalls sofort unter und kam nicht wieder herauf. Ein Freund von mir holte eine Stange und störte mit ihr überall da, wo es unter das Wasser gefahren war, auf dem Grunde herum. Jetzt erschien es und wurde erlegt. Ein anderes, welches ebenso verschwand, sahen wir nach langem Suchen auf dem Grunde des Wassers, wo es sich mit den Füßen unten am Grase festhielt. Wir ergriffen es mit der Hand." Auf einen seiner feinsten Kunstgriffe machte mich Liebe aufmerksam. „Nimmt man", so erzählte er mir, „den Zeitpunkt wahr, wenn Teichhühnchen im freien Wasser in der Nähe eines hohen Teichdammes sich aufhalten, beschleicht man sie, klettert man an dem Damme behutsam hinauf und springt man zuletzt plötzlich auf dessen Bekrönung, so tauchen die erschrockenen Teichhühnchen sofort unter und lassen sich nicht wieder erblicken. Sucht man jetzt die Oberfläche des Wassers sorgfältig mit dem Auge ab, so sieht man, und zwar oft in einer Entfernung von nur wenigen Schritten, das Blatt einer Teichlilie oder Seerose ein wenig gehoben und darunter das schwarze Auge des Teichhühnchens, welches, ohne sich zu regen, den Blattstiel umfaßt hält und unter dem Schutze des Blattes eben nur einen Theil des Kopfes über den Wasserspiegel erhebt. Wiederholt man den Versuch öfter, dann kann man auch die leise Bewegung des Blattes sehen, an dessen Stiele das Hühnchen emporklettert, und den Augenblick abwarten, in welchem es die Blatttheile vorsichtig emporhebt." Ich habe Liebe's Anleitung befolgt und dasselbe gesehen wie er. Die Stimmlaute unseres Hühnchens sind laut und kräftig. Der Lockruf klingt wie „Terr, terr", der Warnungsruf wie „Kerr, tett, tett", oder, wenn er den Jungen gilt, leise wie „Gurr, gurr". Außerdem vernimmt man ein scharfes Krächzen oder ein starkes „Kürg", welches Furcht auszudrücken scheint, und auf dem Zuge ein hell tönendes, weit schallendes „Keck, keck".

Das Teichhühnchen ist schon am frühen Morgen wach und rege und geht erst spät zur Ruhe. Auf Teichen, welche dem menschlichen Verkehre fern liegen, verbirgt es sich übertages im Schilfe und kommt nur morgens und abends auf das offene Wasser heraus, fliegt auch bei Ankunft eines Menschen, so schnell es kann, seinem Versteckplatze zu; da hingegen, wo es sich an den Menschen gewöhnt hat und weiß, daß dieser es schützt, wird es ungemein kirr. Das Pärchen, welches den Teich neben Naumanns Garten bewohnte, war so zahm wie Hausgeflügel, unterschied jedoch fremde Leute augenblicklich von seinen Bekannten und konnte auch von diesen nicht leiden, wenn es starr angesehen wurde. Selbst Kränkungen, welche es erfahren mußte, vergaß es bald wieder. Einer oder der andere der Gatten wurde gefangen und wieder freigelassen, hatte aber doch die verdrießliche Störung nach einigen Tagen verziehen. Mit anderen Thieren verkehrte es nicht gern; fremde Hunde floh es ängstlich; aber auch Gänse und Enten waren ihm unangenehm. Enten werden oft fortgejagt und Gänse wenigstens angegriffen; kommen letztere aber öfters und in Mehrzahl, so müssen die Teichhühnchen, wie Naumann sagt, „mit verbissener Wuth Frieden halten; aber ein solcher Zwang ist ihnen dann sehr unangenehm".

Im Frühjahre hat jedes Pärchen längere Kämpfe mit anderen zu bestehen, welche sich erst einen Standort suchen müssen. Naht ein fremdes Teichhuhn, so fährt das Männchen mit aufgesträubten Flügeln, niedergedrücktem Kopfe, halb schwimmend, halb auf dem Wasser laufend, gegen den Eindringling los, hackt und kratzt mit Schnabel und Füßen, schlägt auch mit den Flügeln und ruft, wenn jener nicht weichen will, die Gattin zu Hülfe, bis der Gegner vertrieben ist. Solche Kämpfe werden auch dann noch ausgefochten, wenn bereits der Bau des Nestes in Angriff genommen wurde. Letzteres steht gewöhnlich in einem Schilfbusche auf den niedergeknickten Blättern desselben oder zwischen mehreren Büschen auf der Oberfläche des Wassers selbst, seltener auf einem trockeneren Hügelchen im Schilfe. Holzstückchen, Breter, Entenhäuschen und dergleichen werden gern benutzt, vorausgesetzt, daß sie im Wasser schwimmen. Beide Gatten bauen gemeinschaftlich, zuweilen sorgfältig, gewöhnlich aber liederlich. Schilfblätter, trockene wie frische, werden über einander geschichtet und oben korbartig in einander geflochten. Die Mulde ist tief napfförmig. Sobald der Bau vollendet ist, beginnt das Weibchen zu legen. Die sieben bis elf Eier sind verhältnismäßig groß, etwa siebenundvierzig Millimeter lang, neunundzwanzig Millimeter dick, festschalig, feinkörnig, glatt, glanzlos und auf blaß rostgelbem Grunde mit vielen violettgrauen und aschblauen Punkten, zimmet- und rothbraunen Pünktchen, Fleckchen und Klexen bestreut. Beide Geschlechter brüten zwanzig bis einundzwanzig Tage lang, das Männchen aber nur so lange, als das Weibchen nach Nahrung sucht. Mein Vater erhielt ein Nest mit elf gepickten Eiern, in denen man die Jungen schon piepen hörte, ließ aus Mitleid das Nest wieder an den Ort setzen, wo es gestanden hatte, und das alte Weibchen nahm die Eier, obgleich sie drei Stunden lang ihm entzogen worden waren, doch sofort wieder an und brütete sie wirklich aus. Die ausgekrochenen Jungen bleiben ungefähr vierundzwanzig Stunden im Neste, werden dann auf das Wasser geführt und vom Männchen freudig begrüßt. „Eine Familie dieser Vögel", sagt mein Vater, „gewährt eine angenehme Unterhaltung. Die Jungen schwimmen neben und hinter den Alten her und geben genau Achtung, wenn diese ein Kerbthier oder einen Wurm für sie aufgefunden haben. Sie eilen dann herbei, um die Speise möglichst schnell in Empfang zu nehmen. Nach wenigen Tagen lernen sie ihre Nahrung selbst suchen und werden von den Eltern bloß noch geführt, gewarnt und geschützt. Auf den ersten Warnungsruf hin verbergen sie sich augenblicklich. Nach ein Paar Wochen sind sie im Stande, sich selbst zu ernähren. Dann beginnen die Alten Anstalt zur zweiten Brut zu machen." Ist auch diese glücklich entschlüpft, so wird das Schauspiel noch anziehender. „Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Wasserspiegel erscheinen", schildert Naumann, „kommen die nun mehr als halbwüchsigen der ersten Brut herbei, zeigen sich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geschwister und helfen den Alten, dieselben führen. Groß und klein, alt und jung ist sozusagen ein Herz und eine Seele. Die großen Jungen theilen mit ihren Eltern die Erziehung der jüngeren Geschwister, nehmen sich dieser

Kleinen mit Liebe und Sorgfalt an, suchen ihnen Nahrungsmittel und bringen sie ihnen im Schnabel oder legen sie ihnen vor, ganz so, wie es die Alten ihnen früher thaten und jetzt wieder den Neugeborenen thun. Ein unvergleichlich anmuthiges Bild gibt eine solche Doppelfamilie, wenn sie sich furchtlos auf einem kleinen Wasserspiegel ausgebreitet hat und in voller Thätigkeit ist. Jedes der erwachsenen Jungen ist eifrig bemüht, einem seiner kleinen Geschwister das, was es für dasselbe als Nahrungsmittel aufgefunden, darzureichen, weshalb diese Kleinen bald einem von jenen, bald einem der Eltern nachschwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Eßlust andeuten, gleich zufrieden, wer sie zuerst stillt. Da gewöhnlich die Anzahl der Jungen zweiter Brut kleiner ist als die von der ersten, auch noch die Eltern bei der Pflege der Kinder keineswegs müßig sind, so kommen nicht selten zwei von den Jungen erster Brut auf eines von der zweiten, dessen Führer sie nun abgeben. Dieses schwimmt dann gewöhnlich in ihrer Mitte und wird wechselseitig von beiden geliebkost und gefüttert. Auch bei vorkommenden Gefahren warnen die großen recht altklugerweise die kleinen Jungen, wie es ihnen sonst die Alten thaten."

Obgleich das Teichhühnchen seine Nahrung mehr dem Thier- als dem Pflanzenreiche entnimmt und hauptsächlich Käfer, Libellen, Eintagsfliegen, Wasserwanzen und andere Kerbthiere, Wasserschnecken und dergleichen verzehrt, läßt es sich doch leicht in Gefangenschaft halten und an einfaches Ersatzfutter gewöhnen. Es ergibt sich bald in sein Schicksal, befreundet sich mit seinem Pfleger und wird fast ebenso zahm wie ein Purpurhuhn. Wir haben mehrere gehalten, welche unter Hühnern unseres Gehöftes umherliefen, zuweilen in die Zimmer kamen, auf den Ruf hörten, kurz, ganz wie Hausgeflügel sich betrugen. Eines blieb während des ganzen Winters in unserem Gehöfte, besuchte von hier aus die benachbarten Teiche, erwarb sich endlich eine Gefährtin und siedelte sich mit dieser in dem ihm am meisten zusagenden Teiche an, um zu brüten.

In Deutschland jagt man das Teichhühnchen nicht, weil seine anmuthige Erscheinung jedermann für sich einnimmt und sein Fleisch so moorig schmeckt, daß es verwöhnten Gaumen nicht zusagt; im katholischen Südeuropa dagegen kennt man auch ihm gegenüber keine Schonung.

Abgesehen von dem Fußbaue unterscheiden sich die Wasserhühner (Fulica), welche in einer gleichnamigen Unterfamilie (Fulicinae) vereinigt werden, nur durch geringfügige Eigenthümlichkeiten von den Teichhühnchen. Ihr Leib ist kräftig, seitlich wenig zusammengedrückt, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel ein zusammengedrückter Kegel, mit scharfer, etwas gezähnelter Schneide, die Stirnschwiele groß, der Fuß ziemlich hoch, stark, seitlich zusammengedrückt und durch die mit Lappen bekleideten langen Zehen besonders ausgezeichnet, der Flügel mittellang, in ihm die zweite und dritte Schwinge die längste, der aus vierzehn bis sechzehn Steuerfedern bestehende Schwanz sehr kurz, unter den Deckfedern versteckt, das Kleingefieder außerordentlich dicht.

Allbekannter Vertreter dieser Sippe und Gruppe ist das Wasserhuhn, auch Bläß- und Böllhuhn, Hurbel, Plärre, Kritschene, Liebe, Pfaffe, Zoppe, Bölle ꝛc. genannt (Fulica atra, aterrima, aethiops, major, pullata, nipalensis, leucoryx, cinereicollis, australis und platyura). Die vorherrschende Färbung seines Gefieders ist ein ziemlich gleichmäßiges Schieferschwarz, welches an Kopf und Hals dunkler, auf Brust und Bauch lichter als der Rücken erscheint. Der Augenstern ist hellroth, der Schnabel, einschließlich der Stirnplatte, blendendweiß, der Fuß bleifarben, an der Ferse rothgelblichgrün. Im Jugendkleide ist das Gefieder der Unterseite wegen der breiten, weißlichen Federränder lichtgrau und schwarz gemischt, und der Mantel zeigt einen ölfarbigen Anflug. Die Länge beträgt siebenundvierzig, die Breite achtundsiebzig, die Fittiglänge dreiundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

In Europa und Mittelasien kommt das Wasserhuhn überall vor; außerdem hat man es in ganz Afrika, Südasien und Australien in der Winterherberge angetroffen.

In Südeuropa, zumal in Spanien und Portugal, sowie in Nordwestafrika vertritt es das Kammbläßhuhn (Fulica cristata und mitrata, Lupha cristata), Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Lupha). Es unterscheidet sich vom Wasserhuhne, dem es in der Färbung gleicht, durch einen niedrigen, doppelten, spitzwinkelig von vorn nach hinten zusammenlaufenden, mit nackter Haut bekleideten Kamm, welcher die Mitte des Vorderscheitels ein- und die nackte Stirnplatte zwischen sich aufnimmt. Die Länge beträgt dreiundvierzig, die Breite siebenundsiebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

In Deutschland fehlt das Wasserhuhn keinem geeigneten Gewässer. Es meidet Ströme und Flüsse, ebenso das Meer und siedelt sich am liebsten an Seen und Teichen an, deren Ränder mit Schilf und hohem Rohre bewachsen sind. In der Winterherberge bezieht es die Strandseen und die wasserreichen Sümpfe Südeuropas, Nord- und Mittelafrikas, gleichviel, ob deren Wasser süß oder salzig ist. Bei uns zu Lande erscheint es im Frühjahre nach der Schnee- und Eisschmelze, also bald früher, bald später, verweilt während des ganzen Sommers an einem und demselben Orte, beginnt im Herbste zu streichen, sammelt sich auf größeren Gewässern, im Gegensatze zu seinen Verwandten, zu starken Scharen an, wandert im Oktober und November nach Süden hinab und überwintert da, wo es offene Gewässer findet, unter Umständen auch in Deutschland.

Entsprechend seinen Schwimmfüßen treibt sich das Wasserhuhn mehr auf dem Wasser als auf dem Lande umher. Letzteres betritt es nicht selten, namentlich in den Mittagsstunden, um hier sich auszuruhen und das Gefieder zu putzen. Es läuft noch ziemlich gut auf ebenem Boden dahin, obgleich die ungefügen Füße dazu nicht besonders sich eignen, schwimmt aber doch viel öfter und länger. Seine Füße sind vortreffliche Ruder; denn was den Schwimmlappen an Breite abgeht, wird durch die Länge der Zehen vollständig ersetzt. Im Tauchen wetteifert es mit vielen Schwimmvögeln, steigt in bedeutende Tiefen hinab und rudert mit Hülfe seiner Flügel auf weite Strecken hin unter dem Wasser fort. Der Flug ist etwas besser als der des Teichhuhnes, aber immer noch schlecht genug; deshalb entschließt es sich selten zum Fliegen und nimmt, ehe es sich erhebt, einen langen Anlauf, indem es flatternd auf dem Wasser dahinrennt und mit den Füßen so heftig aufschlägt, daß man das Plätschern, welches es verursacht, auf weithin vernehmen kann. Seine Stimme ist ein durchdringendes „Köw“ oder „Küw“, welches im Eifer verdoppelt und verdreifacht wird und dann dem Bellen eines Hündchens nicht unähnlich klingt; außerdem hört man ein kurzes, hartes „Pitz“ und zuweilen ein dumpfes Knappen.

In seinem Wesen unterscheidet es sich von dem verwandten Teichhuhne in mancher Hinsicht. Es ist ebenso wenig scheu wie dieses, jedoch vorsichtig und prüft erst lange, bevor es zutraulich wird, lernt seine Leute kennen und unterscheiden, siedelt sich deshalb auch nicht selten in unmittelbarer Nähe von Wohnungen, namentlich von Mühlen, an, meidet aber im allgemeinen die Nachbarschaft des Menschen mehr als jenes. Während der Brutzeit hält jedes Pärchen ein bestimmtes Gebiet fest und duldet innerhalb desselben keine Mitbewohnerschaft; sofort nach Beendigung des Brutgeschäftes aber schlagen sich die Familien und Vereine zusammen, und diese wachsen nach und nach zu unzählbaren Scharen an, welche in der Winterherberge zuweilen buchstäblich unabsehbare Strecken der nahrungsreicheren Seen bedecken. Aber auch hier mögen diese Gesellschaften andere Schwimmvögel nicht gern unter sich leiden und suchen namentlich die Enten wegzujagen.

Wasserkerfe, deren Larven, Würmer, kleine Schalthiere und allerhand Pflanzenstoffe, welche sie im Wasser finden, bilden die Nahrung des Wasserhuhnes. Ob es ebenso wie die Verwandten der Brut kleiner Vögel nachstellt, ist zur Zeit noch nicht erwiesen, jedoch nicht unwahrscheinlich. Seine Nahrung sucht es schwimmend und tauchend, indem es sie von der Oberfläche abliest oder vom Grunde hervorholt. Im Süden soll es zuweilen vom Wasser aus nach den benachbarten Getreidefeldern gehen, um hier sich zu äsen: diese Annahme erscheint glaubhaft nach Beobachtungen an gefangenen; denn letztere lassen sich bei Körnerfutter lange Zeit erhalten und betrachten es auch, wenn man ihnen Fische reicht, immer als hauptsächlichste Nahrung.

Da, wo das Wasserhuhn auf kleineren Teichen sich angesiedelt hat, beginnt es sofort nach seiner Ankunft mit dem Nestbaue; auf größeren Gewässern, wo mehrere Pärchen leben, hat es erst mancherlei Kämpfe auszufechten, bevor es sich ein bestimmtes Gebiet sichert. Wo viele zusammen-wohnen, nimmt, wie Naumann sagt, das Jagen, Herumflattern, Plätschern und Schreien kein Ende. Die Nachbarn überschreiten sehr oft die Grenzen, und der Inhaber eines Gebietes eilt dann augenblicklich mit Wuth herbei, um den Eindringling zu verjagen. In gebückter Stellung, mit dem Schnabel knappend und ins Wasser schlagend, schwimmen die Kämpfer auf einander los, erheben sich plötzlich und wenden nun jede Waffe an, welche sie besitzen, den Schnabel zum Hacken, die Flügel zum Schlagen, die Füße zum Prügeln, bis einer den Rückzug antritt. Das Nest steht regelmäßig auf der Wasserseite im oder am Schilfe, oft auf umgeknickten Rohrhalmen und der-gleichen, ebenso oft aber auch schwimmend auf dem Wasserspiegel selbst. Seine Grundlage bilden alte Rohrstoppeln und Halme, die obere Lage dieselben etwas besser gewählten Stoffe, Wasser-binsen, dünne Halme, Grasstöckchen und Rispen, welche zuweilen sorgsam verarbeitet werden. Um die Mitte des Mai findet man die sieben bis funfzehn großen, durchschnittlich dreiundfunfzig Millimeter langen, sechsunddreißig Millimeter dicken, festen und feinschaligen, glanzlosen, auf bleich lehmgelbem oder blaß gelbbraunem Grunde äußerst zart mit dunkel aschgrauen, dunkel- und schwarzbraunen Pünktchen und Flecken gezeichneten Eier vollzählig im Neste; zwanzig oder einund-zwanzig Tage später schlüpfen die zierlichen, mit Ausnahme des brennend rothen Kopfes schwarz-dunigen Jungen aus den Eiern, werden nach dem Abtrocknen sofort auf das Wasser geführt, von beiden Eltern geatzt, zuweilen gehudert, bei Gefahr gewarnt, gegen schwächere Feinde auch muth-voll vertheidigt, überhaupt höchst sorgfältig behandelt. Anfangs halten sie sich viel im Rohre und ebenso auf gesicherten Stellen des Festlandes auf; des Nachts kehren sie gewöhnlich in das Nest zurück; später entfernen sie sich mehr und mehr von den Alten, und ehe sie noch flügge sind, haben sie sich bereits selbständig gemacht.

Obgleich das Fleisch des Wasserhuhnes noch schlechter schmeckt als das der Verwandten, wird dieses hier und da doch eifrig gejagt. „Wenn zu Ende des September", erzählt Naumann, „tausende von diesen Vögeln auf großen, von Rohr und Schilf freien Teichen sich versammelt haben, vertheilen sich eine Anzahl Schützen auf zwölf bis zwanzig Kähne und lassen diese in bester Ordnung langsam gegen die schwarze Schar rudern. Anfänglich flattert nur hin und wieder ein einzelnes Wasserhuhn ein Stück auf dem Wasserspiegel fort; bald aber, wenn sich der Schwarm in die Enge getrieben sieht, wird die Gesammtheit unruhig, die Bewegung allgemeiner; endlich erhebt sich alles zum Fliegen, und das diesem vorhergehende sich durchkreuzende Geplätscher gibt ein Getöse, welches an das eines entfernten Wasserfalles erinnert. Da sie sich nicht entschließen können, über Land zu fliegen, ziehen sie einzeln über die Kähne weg, und was hierbei vom Jäger nicht herabgeschossen wird, fällt drei- bis vierhundert Schritte von den Kähnen wieder auf der Mitte des Wasserspiegels ein. Es werden nun die erlegten aufgelesen und die Kähne zum neuen Jagdzuge geordnet, bis endlich die erschreckten Vögel hoch aufsteigen und sich entfernen. Für Schützen, welche Freude an vielem Knallen und Tödten haben, ist diese Jagd ein köstliches Vergnügen." Im Mans-felder See füllen die Fischer das Boot mit einem Haufen Steine, bewaffnen sich mit Knütteln und rudern nun langsam auf die Wasserhühner los, bis diese unruhig werden, verfolgen sie hierauf, ängstigen sie durch Steinwürfe, so oft sie auftauchen, zwingen sie dadurch zu beständigem Unter-tauchen und ermatten sie schließlich so, daß sie das Boot nahe an sich herankommen lassen und mit einem Knüttelschlage getödtet werden können. In Italien stellt man ihnen Netze unter dem Wasser auf und fängt auf diese Weise tausende, um sie auf den Markt zu bringen.

Für die Gefangenschaft eignet sich das Wasserhuhn bloß dann, wenn man ihm ein größeres Wasserbecken oder einen Teich anweisen kann. Auf solchem ist es sehr unterhaltend, weil es sich beständig etwas zu schaffen macht und seine fortwährende Regsamkeit, Kampflust, sein Muth größeren Vögeln gegenüber jedermann anzieht. Wenn man es gewähren läßt, entschließt es sich

auch zur Fortpflanzung, und man hat dann das Vergnügen, das Jugendleben der niedlichen Küchlein mit aller Bequemlichkeit beobachten zu können.

In Südamerika, West-, Ost- und Südafrika leben kleine, sonderbare Vögel, über deren Stellung die Forscher noch heutigentages sich nicht geeinigt haben, deren innerer Leibesbau aber namentlich durch die Anlage des Knochengerüstes die innigste Verwandtschaft mit den Wasserhühnern beweist. Sie, die Saumfüße (Heliornithidae), eine nur fünf Arten zählende Familie bildend, sind klein, schlank gebaut und starkleibig; der kopflange Schnabel ist dünn und niedrig, hinten auf der Oberfirste abgerundet, ohne Stirnschwiele; die Beine sind sehr kurz, bis zu den Fersen befiedert, die Zehen länger als der Lauf und sämmtlich mit breit gelappten Hautfalten besetzt, welche zwischen den Vorderzehen zu einer kurzen Schwimmhaut sich verbinden; nur die kleine Hinterzehe trägt keine Haut; im Flügel sind die zweite und dritte Schwinge die längsten; der kräftige und starke Schwanz wird aus achtzehn Federn gebildet, welche sich sanft abrunden.

Beim Taucherhühnchen oder der „Picapare“ der Brasilianer (Heliornis fulica, fulicarius und surinamensis, Plotus und Podoa surinamensis) sind Kopf und Oberhals schwarz, der Rücken, die Flügel und der Schwanz braun, ein Augenbrauenstreifen, die Kehle und der Vorderhals weiß, Brust und Bauch gelblichweiß. Das Auge ist braun, der Schnabel blaß horngelb, im Alter roth, auf der Firste vom Grunde an gebräunt, gegen die Spitze hin schwarz gefleckt, der Fuß gelbröthlich, der Lauf auf der Innen- und Hinterseite schwarz, jede Zehe auf jedem Gelenke schwarz gebändert. Die Länge beträgt einunddreißig, die Breite zweiundachtzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Ueber die Lebensweise berichtet ziemlich ausführlich der Prinz von Wied. „Die Picapare“, sagt er, „lebt in Brasilien und Paraguay, geht, laut Azara, bis zum fünfundzwanzigsten Grade südlicher Breite hinauf und ist daher über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Sie ist auf allen Flüssen des östlichen Brasilien nicht selten und hält sich daselbst im dunklen Schatten der die Ufer bedeckenden Gebüsche und Wasserpflanzen auf. Wo Ruhe und Einsamkeit herrscht, da wird man sie gewiß finden. Oft sitzt sie auf einem dünnen Aste im Wasser und macht Bücklinge. Sie nährt sich von Wasserinsekten und Sämereien, nach welchen sie auch mit dem Vordertheile des Körpers untertaucht; doch thut sie dies nicht oft. Ihre Stimme besteht aus einigen lauten, geradehin ausgehaltenen Kehltönen, die in der Ferne wie das Bellen eines kleinen Hündchens klingen.

„Seine beiden Jungen bringt dieser Vogel in der heißen Zeit aus. Sie sind anfänglich nackt und verbergen sich unter den Flügeln der Eltern, wo sie sich mit dem Schnabel festhalten. Ich schoß einst im Monate December einen solchen männlichen Vogel, welcher unter dem Flügel ein eben ausgekommenes, noch völlig nacktes Junge trug. Sind die Jungen schon etwas stärker, so sieht man sie beide auf dem Rücken der Mutter sitzen und selbst mit ihr untertauchen. Bemerkt dieser Vogel Gefahr, und kommt man ihm zu nahe, so fliegt er auch auf, wenn er keine Jungen bei sich hat, und fällt gewöhnlich bald im Schatten der dichten Gebüsche des Flußufers wieder ein; wird er noch mehr eingeengt, so verbirgt er sich in dem dichten Gesträuche des Ufers, geht auch gewöhnlich schnell auf das Land, um sich bis nach Vorübergang der Gefahr zu verbergen. Tauchen sieht man ihn nur im Nothfalle, besonders wenn er angeschossen ist; alsdann kann er lange unter Wasser bleiben, erreicht indessen in der Tauchfertigkeit bei weitem nicht die Schlangenhalsvögel und Steißfüße. Ich habe diese Vögel selbst in Flüssen im Inneren der Urwälder gefunden.“

Fünfte Reihe.

Die Schwimmvögel (Natatores).

Elfte Ordnung.

Die Zahnschnäbler (Lamellirostres).

Der Grundsatz, welcher uns bisher hinsichtlich der Einreihung der Thiere geleitet hat, verlangt, daß wir unter den Schwimmvögeln die erste Stelle den Zahn-, Sieb- oder Hautschnäblern einräumen. Bei ihnen sind die verschiedenen Begabungen der schwimmenden Vögel einhellig entwickelt: ihre Bewegungsfähigkeit ist die mannigfaltigste, ihre Stimme die wohllautendste; ihre Sinne sind gleichmäßig, ihre geistigen Fähigkeiten unter den Verwandten am höchsten ausgebildet.

Wer eine Ente betrachtet, sieht das Urbild eines Zahnschnäblers vor sich. Ihre Gestalt läßt sich bei allen Angehörigen der Ordnung wiederfinden, gleichviel, ob einer von diesen in höherem oder geringerem Grade umgestaltet erscheint. Als wichtigstes Kennzeichen erscheint uns der Schnabel, das Sieb der Zahnschnäbler, welches sie befähigt, ihre Nahrung in einer ihnen eigenthümlichen Weise zu erbeuten. Dieser Schnabel ist selten länger als der Kopf, gewöhnlich gerade, breit, auf der oberen Seite flach gewölbt, vorn in einen breiten Nagel übergehend, seitlich mit blätterartigen Hornzähnen besetzt, welche in die der unteren Kinnlade eingreifen, mit Ausnahme der harten Ränder von einer weichen Haut überkleidet, in welcher sich Zweige vom fünften Nervenpaare vertheilen, und dem entsprechend in hohem Grade tastfähig. Er wird durch die große, fleischige, feinfühlende Zunge, welche nur an ihren Rändern verhornt und hier sich franst und zähnelt, noch bedeutend vervollkommnet und zu einem vortrefflichen Seiher ausgebildet, welcher ermöglicht, auch den kleinsten Nahrungsbissen von umgebenden ungenießbaren Stoffen abzuscheiden. Der Leib ist kräftig, aber etwas lang gestreckt, der Hals mittel- oder sehr lang und schlank, der Kopf verhältnismäßig groß, hoch und schmal, der Fuß mittelhoch oder selbst niedrig, vier-, ausnahmsweise auch nur dreizehig, vorn schwimmhäutig, die Flügel mittellang, jedoch ziemlich spitzig, der Schwanz, welcher aus einer größeren Anzahl von Federn gebildet wird, mittellang und gerade abgeschnitten oder zugerundet, auch wohl keilförmig zugespitzt, das Gefieder stets sehr reich, dicht und glatt anliegend, auch durch eine reiche Bedunung sehr ausgezeichnet, seine Färbung eigentlich keine prachtvolle, aber doch meist höchst ansprechende, nach Geschlecht und Alter oft, obschon nicht immer verschiedene. Der innere Bau, auf welchen bei Beschreibung der einzelnen Unterfamilien Rücksicht genommen werden wird, stimmt in allen wesentlichen Punkten überein.

Das Verbreitungsgebiet der Zahnschnäbler ist beschränkter als das anderer Schwimmvögel. Weltbürger sind auch sie: denn sie finden sich, mit alleiniger Ausnahme des Festlandes am Südpole, in allen Erdtheilen; sie bewohnen aber den warmen und die gemäßigten Gürtel der Erde in ungleich größerer Menge als die kalten. Diejenigen, welche hier leben, treten allwinterlich eine Wanderung an, welche einzelne bis in den gemäßigten Gürtel, andere bis in die Gleicherländer

führt, jene, welche in wärmeren Gegenden wohnen, streichen wenigstens. Zur Brutzeit suchen viele, welche sich außerdem im Meere aufhalten, süße Gewässer auf; andere ziehen sich bis zum Ausschlüpfen der Jungen in den Wald oder in Einöden zurück.

Die Begabungen der Mitglieder unserer Ordnung sind zwar verschiedenartig, aber doch sehr übereinstimmend entwickelt. Es gibt unter ihnen einige, welche wegen ihrer weit hinten am Leibe eingelenkten Beine nur langsam und watschelnd gehen, aber keinen einzigen, welcher, wie gewisse Taucher, zum Kriechen verdammt wurde; andererseits gehören viele Zahnschnäbler zu den flinken Gängern, bewegen sich auch ohne ersichtliche Anstrengung stundenlang gehend; einige sind selbst im Gezweige der Bäume noch heimisch. Das Schwimmen üben alle mit ebensoviel Geschick als Ausdauer, kaum ein einziger mit Unlust oder nur im Nothfalle; die meisten tauchen auch mehr oder weniger leicht in größere oder geringere Tiefen hinab; einzelne stehen den vollendetsten Schwimmkünstlern kaum nach. Alle Arten, welche tauchen, thun dies nur von der Oberfläche des Wassers aus: sie sind Sprung-, nicht aber Stoßtaucher. Die Flugfähigkeit steht der anderer Schwimmvögel allerdings nach, verkümmert jedoch auch nie in demselben Grade, wie es bei einzelnen Mitgliedern der Fall. Fast alle erheben sich nicht ohne einen beträchtlichen Aufwand von Kraft vom Wasser oder festen Boden und werfen sich hart nach unten hernieder, so daß einzelne es gar nicht wagen dürfen, sich auf den Erdboden niederzulassen, vielmehr stets auf das nachgiebige Wasser stürzen müssen; wenn sie aber erst einmal eine gewisse Höhe erreicht haben, fliegen sie sehr rasch dahin und durchmessen weite Strecken in einem Zuge, obwohl sie ihre Flügel unablässig bewegen müssen. Unter den Sinnen ist neben dem des Gesichtes und Gehöres auch das Gefühl, bezüglich der Tastsinn, sehr ausgebildet, wie schon die äußere Untersuchung des weichhäutigen Schnabels erkennen läßt. Der Geruch scheint ziemlich entwickelt und der Geschmack feiner zu sein als bei den meisten Vögeln überhaupt. An Verstand stehen die Zahnschnäbler vielleicht hinter den begabtesten Stelzvögeln zurück, übertreffen aber hierin bestimmt alle übrigen Schwimmvögel. Wer die Gans, eine alte Redensart gedankenlos nachsprechend, ein dummes Geschöpf nennt, hat sie nie beobachtet; jeder Jäger, welcher versuchte, Wildgänse zu überlisten, wird anderer Ansicht sein. Schwäne, Gänse, Enten und Säger gehören zu den vorsichtigsten aller Vögel, bethätigen List und Verschlagenheit, beurtheilen Verhältnisse richtig und fügen sich rasch in veränderte Umstände, eignen sich deshalb auch in besonderem Grade zu Hausthieren. In ihrem Wesen spricht sich im allgemeinen eine gewisse Gutmüthigkeit und Verträglichkeit, auch Hang zur Geselligkeit aus; doch lieben die meisten Zahnschnäbler nur den Umgang mit ihresgleichen und dulden nicht immer schwächere Glieder ihrer Ordnung in ihrer Nähe. Ihren Gatten und Kindern hängen sie mit warmer Liebe an; die Männchen kümmern sich aber nicht immer um die Nachkommenschaft. Rühmenswerth ist der Muth, mit welchem die Weibchen bei Gefahr für ihre Kinder einstehen, wie sie denn überhaupt nicht zu den furchtsamen Vögeln gezählt werden dürfen. Mit fremdartigen Thieren verkehren sie mehr der Oertlichkeit als der Geselligkeit halber, und ihre Selbständigkeit opfern sie höchstens Gesellschaften, welche aus ihrer eigenen Art gebildet werden, nicht aber den allgemeinen Vereinigungen auf. Man sieht sie in buntem Gewimmel durcheinander sich umhertreiben, bei jeder besonderen Veranlassung aber sofort je nach der Art sich sammeln und, unbekümmert um die frühere Genossenschaft, das ihnen gutdünkende ausführen. Ihre Stimme ist vielseitiger und wohllautender als die anderer Schwimmvögel.

Thierische und pflanzliche Stoffe bilden die Nahrung der Zahnschnäbler. Wirkliche Raubthiere, also solche, welche pflanzliche Stoffe gänzlich verschmähen, sind nur wenige von ihnen, ausschließliche Pflanzenfresser ebenso wenige. Die Säger enthalten sich ungezwungen aller pflanzlichen Nahrung und nehmen solche nur zufällig mit auf; die Gänse fressen in ihrer Jugend sehr gern verschiedenes Kleingethier, verschmähen dieses aber im späteren Alter: sie weiden, d. h. rupfen und schneiden mit ihrem hartzahnigen Schnabel Pflanzentheile ab, entschälen oder zerstückeln solche, graben aus und nehmen auf; die Tauchenten lesen hauptsächlich vom Grunde des Wassers ab,

fressen aber fast nur Thiere; alle übrigen gewinnen die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten schnatternd, indem sie ihren Seihschnabel in flüssigen Schlamm oder zwischen schwimmende Pflanzentheile einführen und abwechselnd öffnen und schließen, zunächst alle festeren Bestandtheile von den flüssigen abseihen und nunmehr mit Hülfe der Zunge das genießbare von dem ungenießbaren scheiden.

Die Zahnschnäbler leben in geschlossener Ehe; ihre Treue ist jedoch nicht immer über jeden Zweifel erhaben. Bei den meisten fällt die Sorge der Bebrütung und der Erziehung der Jungen der Mutter anheim, und der nach der Paarung seinem Vergnügen lebende Vater vergißt auch leicht der letzteren; andere hingegen widmen sich gemeinschaftlich, wenn auch nicht dem Brutgeschäfte, so doch der Pflege ihrer Kinder, versehen, während das Weibchen brütet, das Amt des Wächters und lassen sich nicht verlocken. Das Nest wird bald auf festeren Stellen des Sumpfes, bald auf trockenem Boden, bald in Baum-, Erd- und Felshöhlen angelegt, aus verschiedenartigen Stoffen, gewöhnlich kunstlos und roh, zusammengeschichtet, innen aber sehr regelmäßig mit den Dunen der Mutter ausgekleidet. Die Eier sind rundlich oder länglichrund, glattschalig und stets einfarbig; die Jungen kommen in einem dichten Dunenkleide aus dem Eie, entlaufen, nachdem sie abgetrocknet, dem Neste, wachsen rasch und vertauschen ihr Jugendkleid meist noch im ersten Jahre ihres Alters mit dem der Eltern oder erhalten das letztere doch im zweiten, höchstens dritten Jahre ihres Lebens. Viele tragen zwei verschiedene Kleider im Laufe des Jahres.

Eine Unzahl von Feinden stellt den Zahnschnäblern nach, obgleich sie, wenigstens die größeren, manches Raubthier von sich abzuwehren wissen. Der Mensch verfolgt alle Arten, die einen des schmackhaften Wildpretes, die anderen der brauchbaren Federn halber, raubt ihnen die Eier, plündert die Nester nach Dunen aus und trägt zur Verminderung der eigentlich unschädlichen Vögel wesentlich mit bei. Sehr wenige hat er sich zu Hausthieren gewonnen und gezähmt, obgleich gerade diese Ordnung in dieser Hinsicht vielversprechend ist. Erst neuerdings beginnt man ihnen diejenige Theilnahme zu widmen, welche sie in so reichem Maße verdienen.

Die Zahnschnäbler bilden nur eine einzige, etwa einhundertundachtzig Arten umfassende, über den ganzen Erdball verbreitete, in mehrere gleichwerthige Abtheilungen zerfallende Familie, die der Entvögel (Anatidae). In ihr wird man, auch wenn man absieht von dem Ruhme, welchen Dichtung und Sage den Schwänen verliehen, diesen stolzen und majestätischen Vögeln die erste Stelle unter allen Verwandten zugestehen müssen und den Rang einer Unterfamilie (Cygninae) zusprechen dürfen. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals sehr lang, der Kopf mittelgroß, der etwa kopflange Schnabel gerade, gleich breit, vorn abgerundet, an der Wurzel nackt oder höckerig aufgetrieben, gegen die Spitze flach gewölbt und in einen rundlichen Nagel ausgehend, der niedrige, stämmige Fuß weit hinten eingelenkt, die Mittelzehe länger als der Lauf, die Hinterzehe klein und schwächlich, auch so hoch eingelenkt, daß sie beim Gehen den Boden nicht berührt; die Schwimmhäute zeichnen sich aus durch ihre Größe. In den Flügeln erscheint das Verhältnis zwischen den Armknochen und Schwungfedern bemerkenswerth; erstere sind sehr lang, letztere etwas kurz, die Handschwingen, unter denen die zweite die längste, aber nicht wesentlich länger als die Unter- und Oberarmschwingen; der Schwanz besteht aus achtzehn bis vierundzwanzig Steuerfedern, welche sich nach außen hin stufig verkürzen. Die Befiederung ist sehr reich, das Kleingefieder ungemein dicht, weich und glanzlos, am Kopfe und Halse sammetig, an der Unterseite dick und pelzartig, auf der Oberseite großfederig, dabei überall reich an Dunen. Das Geripp zeigt, nach den Untersuchungen von Nitzsch, wenig bezeichnende Eigenthümlichkeiten. Dem Schädel fehlen die beiden Oeffnungen am Hinterhaupte; die Wirbelsäule besteht aus dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Hals-, zehn Rücken- und neun Schwanzwirbeln; das Brustbein ist lang, sein Kamm bei einigen Arten verbreitet und zur Aufnahme der Luftröhre ausgehöhlt, das Oberarmbein luftführend. Die Zunge ist groß und voll, der Schlund weit, der Magen starkmuskelig ꝛc.

Mit Ausnahme der Gleicherländer bewohnen die Schwäne, von denen zehn Arten beschrieben wurden, alle Gürtel der Erde, am häufigsten den gemäßigten und kalten der Nordhälfte. Das Verbreitungsgebiet jeder Art ist ein sehr ausgedehntes, und die regelmäßigen Reisen der Schwäne erstrecken sich auf weite Entfernungen. Alle Arten wandern, nicht aber unter allen Umständen; denn einzelne verweilen nicht selten während des Winters im Lande oder streichen hier wenigstens nur innerhalb eines kleinen Gebietes auf und nieder. Süßwasserseen und wasserreiche Sümpfe bilden ihre Wohnsitze, Gewässer aller Art ihren Aufenthalt. Ihr Nest legen sie regelmäßig im Binnenlande an; nach der Brutzeit dagegen halten sie sich im Meere auf. Sie sind nur bei Tage thätig und benutzen die Nacht nicht einmal zu ihrer Wanderung. Ihr Gebiet ist das Wasser; auf dem Lande bewegen sie sich ungern. Die weit hinten eingelenkten Beine erschweren das Gehen, und ihr Lauf erscheint deshalb schwerfällig und wankend; der Flug, insbesondere das Auffliegen vom Wasser, erfordert anscheinend erhebliche Anstrengung, fördert aber, nachdem einmal eine gewisse Höhe gewonnen, sehr schnell. Sie sind kaum im Stande, vom Festlande sich aufzuschwingen, und dürfen es nicht wagen, auf dasselbe sich niederzulassen. Vor dem Aufstehen schlagen sie mit den Flügeln und treten zugleich mit den breiten Sohlen auf die Oberfläche des Wassers, bewegen sich so, halb laufend, halb fliegend, funfzehn bis zwanzig Meter weit unter weit schallendem Geplätscher und haben nun erst genügenden Anstoß zum Fliegen gewonnen. Jetzt strecken sie den langen Hals gerade vor, spannen die Flügel zu ihrer vollen Breite aus und schlagen mit kurzen Schwingungen kräftig die Luft, ein weit hörbares Sausen hervorbringend, welches in der Nähe nicht eben angenehm, in der Ferne aber wohllautend klingt und einigermaßen an verhallendes Glockengeläute erinnert. Beim Niederlassen gleiten sie ohne Flügelschlag allmählich aus der Luft hernieder, schräg gegen die Wasserfläche sich bewegend, berühren dieselbe endlich und schießen hierauf noch ein Stück auf ihr fort oder stemmen die vorgestreckten Füße gegen sie, um den Anprall zu mildern. Von einigen Arten vernimmt man selten einen Laut, in der Regel einen trompetenähnlichen Ton, welcher dem des Kraniches einigermaßen ähnelt, gewöhnlich aber nur ein starkes Zischen oder ein dumpfes Gemurmel; andere Arten hingegen besitzen eine starke und kräftige, auch einigermaßen abwechselnde Stimme, welche, wenn sie von fern vernommen wird, wohllautend in das Ohr klingt. Die Männchen schreien stärker, volltönender und öfter als die Weibchen; die Jungen beider Geschlechter piepen wie junge Gänse. An geistigen Fähigkeiten stehen sie nicht hinter den übrigen Zahnschnäblern zurück. Sie sind klug und verständig, richten sich nach den Verhältnissen und nach dem Benehmen des für sie in Frage kommenden Menschen, legen aber doch selten die ihnen eigenthümliche Scheu und Zurückhaltung ab. In ihrem Wesen sprechen sich Selbstbewußtsein und Gefühl der eigenen Würde, aber auch eine gewisse Herrschsucht aus, welche dem gleichen Geschlechte gegenüber als Raufluft, schwächeren Vögeln gegenüber als Herrschsucht sich äußert. Nur die Schwäne einer und derselben Art bilden größere Gesellschaften, welche dann unter sich keinen anderen Vogel dulden und auch den Verwandten sich nicht anschließen; selbst der verirrte Schwan treibt sich lieber einsam umher, als daß er sich mit anderen Schwimmvögeln vereinigt. Gegen schwächeres Geflügel zeigen sie sich unfreundlich und hämisch, und es scheint fast, als ob ihnen die unbedingte Oberherrschaft, welche sie sich bald zu erwerben wissen, noch nicht genüge; denn nicht selten verfolgen sie andere Schwimmvögel unabläßig, greifen sie wüthend an und tödten sie ohne alle Ursache, gleichsam um das Uebermaß ihrer Kraft an ihnen zu bethätigen. Um die Braut streiten die Männchen heftig. Neben dieser hochmüthigen Herrschsucht machen sich tadelnswerther Neid und gewisse Heimtücke bemerklich. Dagegen hängen die Gatten eines Paares einander mit treuer Liebe an, und eine einmal geschlossene Ehe gilt für das ganze Leben. Beide Gatten eines Paares lieben sich zärtlich, kosen oft mit einander, umschlingen sich gegenseitig mit den Hälsen, schnäbeln sich und stehen sich bei Gefahr gegenseitig bei. Ebenso zärtlich zeigen sich die Eltern ihrer Brut gegenüber; denn wenn auch das Männchen sich nicht am Ausbrüten der Eier selbst betheiligt, so behält es doch das Weibchen fortwährend unter treuer Obhut und bleibt beständig in seiner Nähe, jeder Gefahr gewärtig,

oder begibt sich zu ihm auf das Nest und unterhält es durch seine Gegenwart. Bei Erbauung des Nestes, welches das Weibchen besorgt, hilft es wenigstens durch Zuführung der Niststoffe, welche es im Schnabel herbeischleppt oder von ferne her haufenweise herbeiflößt. Das Nest selbst ist ein sehr großer, kunstloser Bau, welcher aus allerlei Wasserpflanzen gegründet und mit trockenem Schilfe und dergleichen vollendet und ausgekleidet wird. Da, wo kleine, sichere Inselchen sich finden, benutzt das Weibchen diese zur Anlage des Nestes; außerdem schleppt es Pflanzen herbei, bis es einen Haufen gebildet hat, welcher schwimmend beide Gatten tragen kann. Sechs bis acht starkschalige Eier von schmutzigweißer oder schmutzig blaßgrüner Färbung bilden das Gelege; aus ihnen schlüpfen nach fünf= bis sechswöchentlicher Bebrütung die Jungen, höchst zierliche, in ein dichtes Dunenkleid gehüllte Küchlein, welche, nachdem sie ungefähr einen Tag lang noch im Neste durchwärmt und abgetrocknet wurden, auf das Wasser geführt, zum Aufsuchen der Nahrung angeleitet, oft von der Mutter auf den Rücken, nachts unter die Flügel genommen, bei Gefahr muthig beschützt und überhaupt mit wärmster Zärtlichkeit behandelt werden, bis sie vollständig ausgefiedert sind und aller Pflege und Leitung entbehren können. Nunmehr trennen sie sich von den Eltern für das ganze Leben; denn wenn sie im nächsten Jahre wieder auf dem Brutplatze erscheinen sollten, steht ihnen abseiten der Alten dieselbe Behandlung bevor wie allen anderen, welche es wagen sollten, das von einem Paare gewählte Gebiet zu betreten.

Pflanzenstoffe, welche im Wasser oder im Sumpfe wachsen, Wurzeln, Blätter und Sämereien derselben, Kerbthiere und deren Larven, Würmer, Muscheln, kleine Lurche und Fische bilden die Nahrung der Schwäne. Diese erwerben sie sich durch Gründeln, indem sie den langen Hals in die Tiefe des Wassers hinabsenken, hier Pflanzen sich pflücken oder den Schlamm durchschnattern und alles genießbare abseihen. In tieferen Wässern können sie nur da, wo kleinere Thiere in unendlicher Menge die oberen Schichten bevölkern, zeitweilig sich erhalten. Gefangene gewöhnen sich an die verschiedensten Nahrungsmittel, ziehen aber auch jetzt Pflanzenstoffe den thierischen entschieden vor.

Die Seeadler und die großen Edeladler vergreifen sich zuweilen an alten, öfter an jungen Schwänen; im übrigen haben die stolzen und wehrfähigen Vögel vom Raubzeuge wenig zu leiden. Der Mensch verfolgt sie des Wildpretes und der Federn, insbesondere der Dunen wegen. Im Norden betreibt man ihre Jagd vom Boote aus, indem man bei scharfem Winde gegen die schwimmenden Vögel an= oder ihnen den Wind absegelt, das heißt das Fahrzeug so steuert, daß es mit dem Winde auf sie zuläuft. Der Jäger darf dann hoffen, daß die sich erhebenden Schwäne, welche am liebsten gegen den Wind fliegen, sich ihm zuwenden müssen und ihm Gelegenheit zum Schusse geben. In Algerien stellen ihnen die Araber in der Weise nach, welche ich gelegentlich der Beschreibung des Flammings erwähnte, oder schlagen an den Ufern der Buchten des Sees Pflöcke ein, befestigen an ihnen einen Faden Kamelgarn und an dessen Ende Angeln, welche mit zusammengeknetetem Brode, Fleische oder Fischen geködert werden. „Hat nun der Schwan", berichtet Buvry, „den Bissen verschlungen, so bleibt der Haken im Halse hängen, und das Thier muß ruhig verweilen, bis es der Jäger aus seiner traurigen Lage befreit." Jung eingefangene Schwäne lassen sich bei einigermaßen sorgfältiger Behandlung leicht groß ziehen und werden dann ebenso zahm wie diejenigen, welche in der Gefangenschaft gezüchtet wurden. Einzelne gewinnen warme Anhänglichkeit an ihren Pfleger; ihre Liebkosungen pflegen jedoch so stürmischer Art zu sein, daß man sich immerhin vorsehen muß, wenn man sich näher mit ihnen beschäftigen will. Demungeachtet wirbt ihnen die Schönheit der Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen noch heutigentages jedermann zum Freunde: man sieht in ihnen die größte Zierde des Weihers.

Der zahme Schwan unserer Weiher ist der **Höckerschwan** (Cygnus olor, mansuetus, gibber und sibilus, Olor mansuetus und immutabilis), welcher noch heutigentages im Norden unseres Vaterlandes oder Nordeuropa überhaupt und in Ostsibirien als wilder Vogel lebt. Wenn man den lang gestreckten Leib, den langen, schlanken Hals und den kopflangen, roth gefärbten, durch

einen schwarzen Höcker ausgezeichneten Schnabel als Hauptmerkmale festhält, wird man ihn mit keiner anderen Art verwechseln können. Sein Gefieder ist reinweiß, das der Jungen grau oder weiß. Die sogenannten weiß geborenen Schwäne, welche man als besondere Art (Cygnus immutabilis) hat aufstellen wollen, bilden nur eine Abart und können mit den grau geborenen von einem Elternpaare und gleichzeitig erzeugt werden. Das Auge ist braun, der Schnabel roth, die Zügel und der Höcker schwarz, der Fuß bräunlich oder reinschwarz. Die Länge beträgt einhundertundachtzig, die Breite zweihundertundsechzig, die Fittiglänge siebzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter. Das Weibchen ist etwas kleiner.

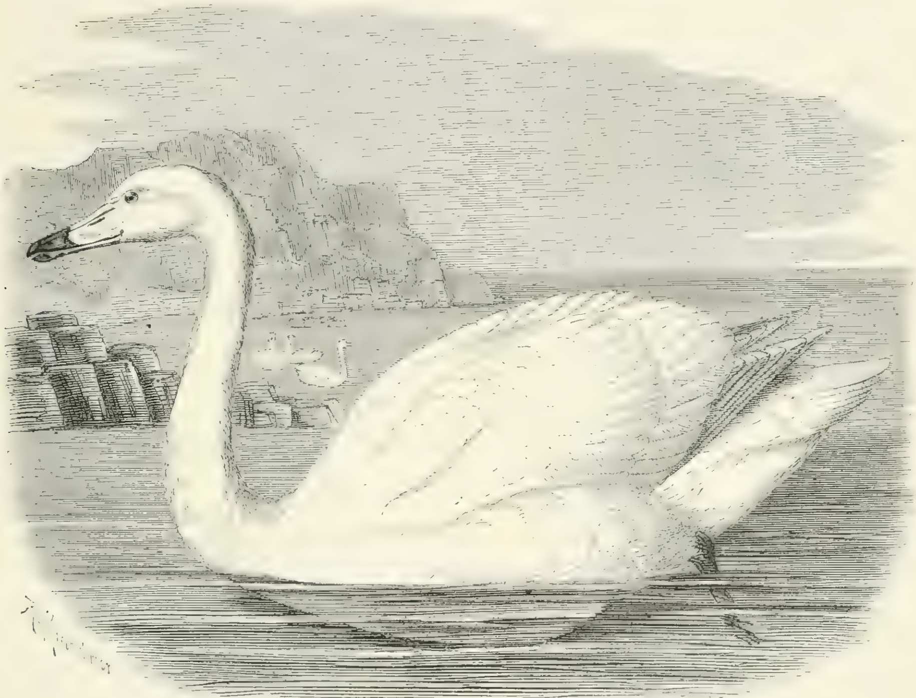
Von dem Höckerschwane unterscheidet sich der Singschwan (Cygnus musicus, ferus, melanorhynchus und xanthorhinus, Anas und Olor cygnus) durch gedrungene Gestalt, etwas kürzeren und dickeren Hals und den höckerlosen, obwohl am Grunde ebenfalls aufgetriebenen, hier gelben, an der Spitze schwarzen Schnabel. Seine Länge beträgt einhundertundsechzig, die Breite zweihundertundfunfzig, die Fittiglänge zweiundsechzig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter.

Die dritte Schwanenart, welche in Europa und Nordasien lebt, der Zwergschwan (Cygnus minor, melanorhinus, islandicus, Bewickii und Altumi), unterscheidet sich hauptsächlich durch die geringe Größe, den dünnen Hals, den an der Wurzel sehr hohen Schnabel und den aus achtzehn Steuerfedern gebildeten Schwanz vom Singschwane.

Nach vorstehenden Mittheilungen darf ich mich auf eine Lebensschilderung des Singschwanes beschränken. Er ist im Norden Europas nicht selten und findet sich ebenso in ganz Nord- und Mittelasien bis zur Beringsstraße, kommt auch in Amerika vor. Auf seinen Wanderungen berührt er allwinterlich Nordafrika und zwar Egypten ebensowohl wie den Nordwesten dieses Erdtheiles, also die Seen von Marokko, Algerien und Tunis. In Spanien kommt er selten, jedoch mindestens ebenso häufig vor wie seine Verwandten. Nach Osten hin tritt er in größerer Anzahl auf: so findet er sich im mittleren Rußland auf allen geeigneten Seen in namhafter und während des Winters um die Mündungen der südrussischen Ströme oder an den salzigen Seen Südeuropas oder Mittelsibiriens in erheblicher Menge. Von Island aus wandern wenige der dort brütenden Schwäne weg, weil die Meeresbuchten durch den Golfstrom und auch manche Binnengewässer durch die vielen heißen Quellen eisfrei erhalten werden; aus Rußland hingegen verschwinden alle, noch ehe die Eisdecke an ihrem Nahrungserwerbe sie hindert. Die von hier stammenden erscheinen sodann auf der Ost- und Nordsee oder dem Schwarzen Meere oder reisen flugweise noch weiter nach Südwesten hinab. An der Ostseeküste treffen sie schon im Oktober ein; das mittlere Deutschland durchreisen sie im November und December auf dem Hinzuge und im Februar oder März auf dem Rückzuge.

An Anmuth und Zierlichkeit steht der Singschwan seinem erstbeschriebenen Verwandten entschieden nach. Er legt seinen Hals selten in so gefällige Windungen wie letzterer, sondern streckt ihn steiler und mehr gerade empor, gewährt jedoch schwimmend immerhin ein sehr schönes Bild. Dagegen unterscheidet er sich sehr zu seinem Vortheile durch die lauttönende und verhältnismäßig wohlklingende Stimme, welche man übrigens von fern her vernehmen muß, wenn man sie, wie die Isländer, mit Posaunentönen und Geigenlauten vergleichen will. Naumann übersetzt den gewöhnlichen Schrei sehr richtig durch die Silben „Killklii“ oder den sanften Laut durch „Ang“. Diese beiden Töne haben in der Nähe wenig angenehmes, klingen vielmehr rauh und etwas gellend ins Ohr; es mag aber sein, daß sie wohlklingender werden, wenn man sie von fern her vernimmt und eine größere Gesellschaft von Singschwänen gleichzeitig sich hören läßt. „Seine Stimme“, sagt Pallas, „hat einen lieblichen Klang, wie den von Silberglocken; er singt auch im Fluge und wird weithin gehört, und das, was man vom Gesange des sterbenden erzählt hat, ist keine Fabel; denn die letzten Athemzüge des tödtlich verwundeten Singschwanes bringen seinen Gesang hervor.“

„Den Namen musicus", meint Faber, „verdient er zu behalten. Wenn er nämlich in kleinen Scharen hoch in der Luft einherzieht, so läßt er seine wohlklingende melancholische Stimme wie fernher tönende Posaunen vernehmen." „Ihr Singen in den langen Winternächten", schreibt Olafsen, „wenn sie haufenweise die Luft durchstreifen, ist das allerangenehmste zu hören und ähnelt den Tönen einer Violine." „Gewiß ist", versichert Arman, „daß die Stimme des Singschwanes einen helleren Silberklang hat als die irgend eines anderen Thieres, daß sein Athem nach der Verwundung den singenden Ton hervorbringt, daß seine Stimme in russischen Volksliedern

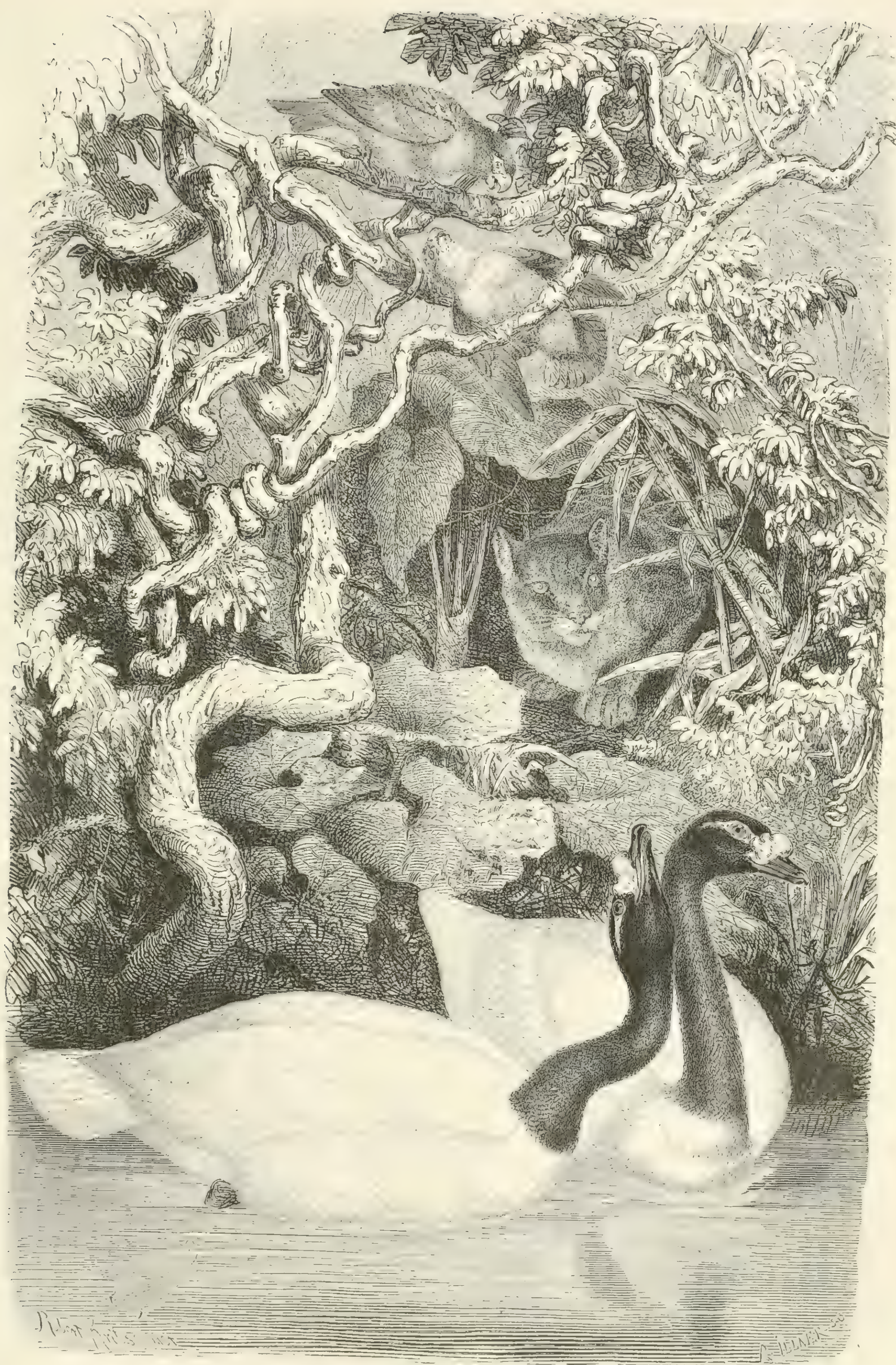


Singschwan (Cygnus musicus). 1/6 natürl. Größe.

vielfach gefeiert wird." „Ihr Gesang", so gibt Oesel an, „ist zweitönig, sehr laut, wird, von ganzen Scharen ausgestoßen, auf zwei bis drei englische Meilen weit gehört." „Nun endlich", berichtet Alexander von Homeyer, „habe ich auch vom Singschwane Töne vernommen. Es saßen wohl acht bis zehn dieser Vögel ungefähr hundert Schritt vom Ufer entfernt auf der Grabow und stießen laute, vollklingende Töne aus. Eine Melodie war nicht vernehmbar; es waren eben nur einzelne, lang gezogene, wohlklingende Töne; doch da die einen tiefer, die anderen höher lagen, so nahm sich die Tonweise nicht übel aus, und bildete dieselbe gewissermaßen ein harmonisches Ganze. Trotz der großen Entfernung wurde der Schall sehr deutlich über die ruhige See bis zu meinem Ohre getragen." Ausführlicher spricht sich Schilling aus. „Der Singschwan entzückt den Beobachter nicht bloß durch seine schöne Gestalt, das aufmerksame, kluge Wesen, welches sich bei ihm im Vergleiche mit dem stummen Schwane sehr vortheilhaft in seiner Kopfbewegung und Haltung ausdrückt, sondern auch durch die lauten, verschiedenen, reinen Töne seiner Stimme, welche er bei jeder Veranlassung als Lockton, Warnungsruf und, wenn er in Scharen vereinigt ist, wie es scheint, im Wettstreite und zu seiner eigenen Unterhaltung fortwährend hören läßt. Wenn bei starkem Frostwetter die Gewässer der See außerhalb der Strömungen nach allen Seiten

mit Eis bedeckt und die Lieblingsstellen des Singschwanes, die Untiefen, ihm dadurch verschlossen sind, diese stattlichen Vögel zu hunderten in dem noch offenen Wasser der Strömung versammelt liegen und gleichsam durch ihr melancholisches Geschrei ihr Mißgeschick beklagen, daß sie aus der Tiefe das nöthige Futter nicht zu erlangen vermögen: dann habe ich die langen Winterabende und ganze Nächte hindurch diese vielstimmigen Klagetöne in stundenweiter Ferne vielmals vernommen. Bald möchte man das singende Rufen mit Glockenlauten, bald mit Tönen von Blaswerkzeugen vergleichen; allein sie sind beiden nicht gleich, sondern übertreffen sie in mancher Hinsicht, eben weil sie von lebenden Wesen herrühren und unseren Sinnen näher verwandt sind als die Klänge des todten Metalles. Dieser eigenthümliche Gesang verwirklicht in Wahrheit die für Dichtung gehaltene Sage vom Schwanengesange, und er ist oftmals auch in der That der Grabgesang dieser schönen Thiere; denn da diese in dem tiefen Wasser ihre Nahrung nicht zu ergründen vermögen, so werden sie vom Hunger derart ermattet, daß sie zum Weiterziehen nach milderen Gegenden die Kraft nicht mehr besitzen und dann oft, auf dem Eise angefroren und verhungert, dem Tode nahe oder bereits todt gefunden werden. Aber bis an ihr Ende lassen sie ihre klagenden und doch hellen Laute hören." Nach diesen Angaben läßt sich die Sage vom Schwanengesange auf ihr rechtes Maß zurückführen. Sie wurzelt auf thatsächlich vorhandenem Grunde, ist aber durch die Dichtung zum Märchen umgestaltet worden. Eigentliche Lieder hat auch der sterbende Schwan nicht mehr; aber sein letztes Aufröcheln ist klangvoll wie jeder Ton, welchen er von sich gibt.

Unter seinen Verwandten ist der Singschwan vielleicht der heftigste und zanksüchtigste; wenigstens habe ich beobachtet, daß diejenigen, welche ich mit Höckerschwänen auf einem Weiher zusammenbrachte, letztere regelmäßig vertrieben, d. h. nach länger währenden Kämpfen in die Flucht schlugen. Zu seinem Vortheile zeichnet er sich aus durch seine Klugheit, welche er im Freileben wie in der Gefangenschaft bekundet. Den Nachstellungen des Jägers weiß er sich mit vielem Geschicke zu entziehen; seine Jagd ist demgemäß unter allen Umständen sehr schwierig. „Unter vielen anderen Beispielen", erzählt Schilling, „will ich nur eines anführen. Ein Singschwan wurde auf einem Binnengewässer flügellahm geschossen, flüchtete zu seiner Rettung über Land einem großen Teiche zu und mischte sich hier unter die zahmen Schwäne. Wenn in der Folge auf ihn Jagd gemacht wurde, schwamm er jedesmal unter sie, obgleich er sie sonst mied, und so wußte er sich immer zu sichern." Jung aufgezogene werden sehr zahm, und wenn man sich mit ihnen beschäftigt, ungemein zugethan. Ein Männchen, welches ich pflegte, lernte mich bald von allen übrigen Menschen unterscheiden, antwortete mir, wenn ich es anrief, und kam zu mir heran, wenn ich dies wünschte, gleichviel, ob es sich in der Nähe befand oder erst den ziemlich breiten Weiher durchschwimmen mußte. Sobald es meine Stimme vernahm, richtete es sich hoch auf, streckte den Hals fast senkrecht in die Höhe, schlug mit beiden Flügeln und ließ die laute Stimme oft nach einander hören. Nachdem es in dieser Weise meinen Gruß beantwortet hatte, ging es auf mich zu und zwar regelmäßig in höchst sonderbarer Stellung. Es bog nämlich den langen Hals gekrümmt zum Boden herab, so daß die Schnabelspitze letzteren berührte, lüftete die Flügel ein wenig und watschelte nun langsam gegen mich heran. Mußte es, um zu mir zu gelangen, den Weiher durchschwimmen, so tauchte es den ebenso gebogenen Hals tief in das Wasser und schwamm in dieser höchst eigenthümlichen Stellung mehrere Sekunden nach einander fort. In meiner Nähe angekommen, richtete es sich wieder auf und schrie unter lebhafter Flügelbewegung minutenlang, stieß aber immer nur sein „Killklii" hervor. Es unterlag für mich keinem Zweifel, daß dieses Benehmen mir die Freude und Anhänglichkeit meines Pfleglinges ausdrücken sollte; gleichwohl durfte ich es nicht wagen, das uns trennende Gitter zu überschreiten; denn dann wurde ich regelmäßig mit so lebhaften Flügelschlägen begrüßt, daß ich eher eine Bestrafung als eine Liebkosung empfing. Hielt ich mich im Inneren des Geheges in angemessener Entfernung von meinem Pfleglinge, so folgte mir dieser überall wie ein Hund auf dem Fuße nach und zwar stets in jener sonderbaren Haltung. Seines Gesanges wegen hält man ihn in Rußland und achtet dagegen den Höckerschwan wenig.



Band VI.

Schwarzhalsschwan.

In den Sümpfen Finnlands, des nördlichen Rußland und des mittleren Sibirien, auch wohl Nordamerikas und Islands, nistet der Singschwan in ziemlicher Anzahl. Auf Island läßt er sich, laut Faber, gegen Ende des Februar auf den kleinen süßen Teichen sehen und verweilt hier bis zu Ende des April; dann ziehen die meisten den höher gelegenen Bergebenen zu, um in den dort liegenden Teichen zu brüten, während einzelne auch in den Thälern verweilen. Nach Radde bleiben nur wenige von den im Frühjahre am Tarai-Nor ankommenden Singschwänen hier während des Sommers; die Mehrzahl zieht den waldbedeckten Gegenden Mittelsibiriens zu und sucht hier die einsam liegenden Seen zum Brüten auf. In Deutschland nistet zuweilen auch wohl ein Pärchen, immer aber als Ausnahme von der Regel. Jedes Paar grenzt sich, wenn es nicht einen kleineren See für sich allein haben kann, ein bestimmtes Gebiet ab, gestattet keinem anderen, dasselbe zu betreten, und kämpft mit jedem, welcher dies wagen sollte, bis auf das äußerste. Das große, bald auf Inselchen feststehende, bald schwimmende Nest wird namentlich von Binsen und anderen Wasserpflanzen, also auch von Rohr, Schilf und dergleichen, gebaut und seine Mulde leicht mit Dunen ausgefüttert. Zu Ende des April oder im Anfange des Mai legt die Schwanin ihre fünf bis sieben, etwa einhundertundfunfzehn Millimeter langen, fünfundsiebzig Millimeter dicken, gelblichweißen, grünlichen oder bräunlichgelben Eier; in den ersten Tagen des Juli begegnet man den ausgeschlüpften Jungen. Das zärtliche Männchen sitzt, laut Faber, oft neben dem brütenden Weibchen auf dem breiten Neste, ohne jedoch die Eier zu wärmen. Um die Mitte des Oktober sieht man die Eltern mit den erwachsenen Jungen schwimmen.

Alle nördlichen Völkerschaften stellen den Schwänen eifrig nach. Eine schlimme Zeit tritt für diese ein, wenn sie sich in voller Mauser befinden und den größten Theil ihrer Schwungfedern verloren haben. Dann schlägt man sie vom Boote aus mit Stöcken todt. Alte und Junge sind um diese Zeit sehr fett, und namentlich die letzteren geben einen vortrefflichen Braten.

Unter den ausländischen Arten der Unterfamilie steht der Schwarzhalsschwan (Cygnus nigricollis, melanocephalus und melanocoryphus) an Schönheit obenan. Ihm eigenthümlich sind die kurzen Flügel, welche kaum die Schwanzwurzel erreichen, und der nur aus achtzehn Federn gebildete Schwanz. Sein Gefieder ist weiß; der Kopf, mit Ausnahme eines weißen Brauenstreifens, und der Hals bis zur Mitte hinab sind schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel bleigrau, an der Spitze gelb, der Höcker und die nackte Zügelstelle blutroth, der Fuß blaßroth. Die Länge beträgt etwa einhundert, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter. Die Jungen kommen in einem weißen Dunenkleide zur Welt, wachsen ungemein rasch heran und ähneln schon im ersten Herbste ihres Lebens den Alten so, daß man sie kaum noch unterscheiden kann.

Der Verbreitungskreis beschränkt sich auf die Südspitze von Amerika, vom Süden Perus an bis zu den Falklandsinseln, und von hier aus der Ostküste entlang bis nach Santos in Brasilien. Der Aufenthalt wechselt je nach der Jahreszeit. Im Herbste und Frühlinge sieht man den Vogel in kleinen Gesellschaften über die Stadt Buenos-Ayres hinziehen, dem Norden sich zuwendend, um hier den Winter zu verbringen, und nach dem Süden zurückkehrend, um daselbst zu brüten. Zu diesem Ende bezieht er die Strand- und Süßwasserseen oder Lachen, einzelne in bedeutender Anzahl; nach der Brutzeit, über welche bestimmte Mittheilungen fehlen, schlägt er sich mit Verwandten in zahlreiche Scharen zusammen, welche viele hunderte zählen können. In seinem Wesen und seinen Gewohnheiten unterscheidet er sich, so viel wir bis jetzt wissen, wenig von den nordischen Verwandten; seine Haltung ist jedoch eine minder zierliche als die des Höckerschwanes: er trägt den Hals im Schwimmen und im Gehen mehr gerade und erinnert dadurch einigermaßen an die Gänse. Der Flug soll leicht und schön sein.

Seit Beginn der funfziger Jahre gelangen Schwarzhalsschwäne lebend in unsere Thiergärten, halten sich hier, bei geeigneter Pflege, recht gut. Sie benehmen sich wie Singschwäne, lassen jedoch nur selten ihre schwache Stimme vernehmen. Hier und da haben sie sich fortgepflanzt.

Eine dem Höckerschwane an Schönheit der Gestalt und Anmuth der Bewegungen nicht nachstehende Art ist der Trauerschwan oder Schwarzschwan (Cygnus atratus, plutonius und Novae-Hollandiae, Anas atrata und plutonia, Chenopsis atrata), Vertreter der Untersippe der Langhalsschwäne (Chenopsis). Sein Leib ist sehr gestreckt, der Hals verhältnismäßig noch länger als beim Höckerschwane, der Kopf klein und wohlgestaltet, der Schnabel ungefähr kopflang



Trauerschwan (Cygnus atratus). 1/6 natürl. Größe.

und höckerlos. Die Färbung des Kleingefieders, ein fast einfarbiges Bräunlichschwarz, welches nur an den Rändern der Federn in Schwarzgrau übergeht und auf der Unterseite etwas lichter wird, sticht von dem blendenden Weiß aller Handschwingen und des größten Theiles der Armschwingen prachtvoll ab. Das Auge ist scharlachroth, der Zügel nelkenroth, der Schnabel lebhaft karminroth; ein Band vor der Spitze des Oberschnabels und die Spitzen beider Schnabelhälften selbst sind weiß, die Füße schwarz. In der Größe steht der Vogel hinter dem Höckerschwane etwas zurück; genaue Maße sind mir jedoch nicht bekannt.

Cook fand den schon seit dem Jahre 1698 bekannten Schwarzschwan oft an der von ihm besuchten Küste Neuhollands; gegenwärtig wissen wir, daß er, obwohl hier und da verdrängt, noch

häufig in allen entsprechenden Seen, Lachen und Flüssen Südaustraliens und Tasmaniens gefunden wird. In den weniger besuchten Gegenden des Inneren kommt er noch jetzt in erstaunlicher Menge vor, laut Bennett zu tausenden vereinigt, ist dort auch noch so wenig scheu, daß man ohne Mühe so viele erlegen kann, wie man will. Während der Wintermonate erscheint er in Südaustralien und vertheilt sich hier über die größeren Sümpfe und Seen, in der Regel zu kleinen Gesellschaften, vielleicht Familien vereinigt; gegen den Frühling, unseren Herbst, hin, bricht er wieder zu seinen Brutplätzen auf. Nach Gould fällt die Zeit seiner Fortpflanzung in die Monate Oktober bis Januar; dieser Forscher fand noch frisch gelegte Eier um die Mitte des letzten Monats und erhielt um die Mitte des December Junge im Dunenkleide. Das Nest ist ein großer Haufen von allerlei Sumpf- und Wasserpflanzen und wird ebenso wie das der nördlichen Arten bald auf kleinen Inseln, bald mitten im Wasser angelegt. Fünf bis sieben schmutzigweiße oder blaßgrüne, überall verwaschen fahlgrün gefleckte Eier von elf Centimeter Länge und sieben Centimeter Dicke bilden das Gelege. Das Weibchen brütet mit Hingebung, das Männchen hält treue Wacht. Die Jungen kommen in einem graulichen oder rußfarbigen Dunenkleide zur Welt, schwimmen und tauchen vom ersten Tage ihres Lebens an vorzüglich und entgehen dadurch mancherlei Gefahren.

In seinem Wesen und Betragen hat der Trauerschwan mit dem stummen Verwandten viele Aehnlichkeit, doch ist er lauter, d. h. schreilustiger; zumal gegen die Paarungszeit hin läßt er seine sonderbare Stimme oft vernehmen. Letztere erinnert einigermaßen an dumpfe Trompetentöne, läßt sich also mit Worten schwer beschreiben. Auf einen tiefen, wenig vernehmbaren Laut folgt ein höherer pfeifender, ebenfalls nicht besonders lauter und unreiner, welcher kaum bezeichnet werden kann. Jeder einzelne Doppellaut scheint mit Anstrengung hervorgebracht zu werden; wenigstens legt der schreiende Schwan seinen Hals der ganzen Länge nach auf das Wasser, so daß der Schnabel die Oberfläche desselben fast berührt, und gibt nun die Laute zu hören. Gegen seinesgleichen zeigt er sich ebenso kampflustig, schwächeren Thieren gegenüber ebenso herrschsüchtig wie die übrigen Verwandten. Schon im Schwimmen ziert er ein Gewässer in hohem Grade; seine eigentliche Pracht aber zeigt er erst, wenn er in höherer Luft dahinfliegt und nun auch die blendend weißen, von dem Gefieder scharf abstechenden Schwingen sehen läßt. Ihrer mehrere bilden eine schiefe Reihe oder sogenannte Schleife, strecken die langen Hälse weit vor und begleiten das sausende Fuchteln der Schwingen oft mit dem Locktone, welcher in der Ferne ebenfalls klangvoll wird. In stillen Mondscheinnächten fliegen sie von einer Lache zur anderen und rufen sich dabei beständig gegenseitig zu, zur wahren Freude des Beobachters.

Leider stellt man den schönen Thieren in Australien rücksichtslos nach, nimmt ihnen in der Brutzeit die Eier weg, sucht sie während der Mauser, welche auch sie zeitweilig unfähig zum Fliegen macht, in den Sümpfen auf und erlegt sie nicht selten aus schändlichem Muthwillen. Gould hörte, daß die Boote eines Walfischfängers in eine Flußmündung einliefen und nach kurzer Zeit mit Trauerschwänen angefüllt zum Schiffe zurückkehrten. Der Weiße wird dem Vogel zum Verderben; da, wo er sich fest angesiedelt, muß dieser weichen oder unterliegen. Schon heutigentages ist er in vielen Gegenden, welche er früher zu tausenden bevölkerte, ausgerottet worden.

Für unsere Weiher eignet sich der Trauerschwan ebensogut wie irgend ein anderes Mitglied seiner Familie. Die Strenge unseres Winters ficht ihn wenig an, und seine Anforderungen an die Nahrung sind gering. Alljährlich pflanzt er sich in der Gefangenschaft fort: ein einziges Paar, welches Bodinus erkaufte und in seine bewährte Pflege nahm, hat mehr als funfzig Junge erzeugt und die Weiher anderer Thiergärten bevölkert.

Die Gänse (Anserinae), eine zahlreiche, etwa sechsunddreißig Arten umfassende, über die ganze Erde verbreitete Unterfamilie bildend, unterscheiden sich von den Schwänen durch gedrungenen Leib, kurzen Hals, kürzeren Schnabel und höhere, mehr in der Mitte des Leibes eingelenkte

Beine. Der kaum oder nicht kopflange Schnabel ist oben gewölbt, unten flach, an der Wurzel sehr hoch, demgemäß viel höher als breit, nach vorn abfallend, auch seitlich stark verschmälert, oben und unten in einen breit gewölbten, scharfschneidigen Nagel ausgezogen, seitlich mit harten Zähnen bewaffnet, übrigens mit weicher Haut bekleidet, der Fuß mittelgroß, fast bis zur Ferse herab befiedert, meist mit vollen Schwimmhäuten ausgerüstet und mit kurzen, starken, flach gebogenen Krallen versehen, die Flügel lang, breit und zugespitzt, da die zweite Schwinge den übrigen vorsteht, der Oberarmschwingentheil meist minder entwickelt als bei den Schwänen, der Flügelbug durch einen harten Knollen, welcher bei mehreren Arten zu einem starken Sporne sich verlängert, ausgezeichnet, der aus vierzehn bis zwanzig Federn zusammengesetzte Schwanz kurz, breit abgerundet oder gerade, das Kleingefieder außerordentlich weich und dicht, am Kropfe strahlig, auf dem Rücken schärfer begrenzt, am Halse bei vielen Arten eigenthümlich gerieft, das Dunengefieder sehr entwickelt. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, ausnahmsweise auffallend; doch wetteifert auch dann das Gefieder der Weibchen an Schönheit mit dem der Männchen. Die Jungen erhalten schon im ersten Jahre ihres Lebens ein den Alten ähnliches Kleid. Der Schädel stimmt sehr mit dem der Enten überein; die Wirbelsäule besteht aus vierzehn bis siebzehn Hals-, neun Rücken- und sieben Schwanzwirbeln; die Rumpftheile des Gerippes zeichnen sich aus durch Kürze, die Oberarmknochen durch verhältnismäßige Länge; der Luftröhre fehlen die eigenthümlichen Biegungen oder Erweiterungen, welche bei anderen Unterfamilien bemerklich werden; die Zunge ist verhältnismäßig hart, der Kropf weit, der Magen sehr muskelkräftig.

Jeder Erdtheil besitzt ihm eigenthümliche Gänsearten. In Asien und Europa kommen mehrere Arten fast in gleicher Häufigkeit vor; einzelne verbreiten sich auch über den Norden der ganzen Erde; nach Süden hin sondern sie sich schärfer ab. Sie leben weniger als die übrigen Zahnschnäbler im Wasser, bringen vielmehr einen Theil ihres Lebens auf dem Festlande und selbst auf Bäumen zu. In der Ebene finden sie sich häufiger als im Gebirge; aber sie scheuen das letztere nicht: gewisse Arten werden gerade in bedeutenden Höhen gefunden. Sie gehen vortrefflich, überhaupt besser als jeder andere Zahnschnäbler, schwimmen zwar minder gut und rasch als die Enten und die Schwäne, aber doch immerhin noch gewandt und schnell genug, tauchen in der Jugend oder bei Gefahr in beträchtliche Tiefen hinab und fliegen leicht und schön, weite Strecken in einem Zuge durchmessend, regelmäßig in Keilordnung, unter sausendem Geräusche. Im Gehen tragen sie den Leib vorn etwas erhoben, den Hals aufgerichtet, gerade oder sanft gebogen, setzen einen Fuß in rascher Folge vor den anderen, ohne dabei zu watscheln, und können nöthigenfalls so schnell laufen, daß ein Mensch sie kaum einholen kann. Im Schwimmen senken sie den Vordertheil des Leibes tief in das Wasser, während der Schwanz hoch über demselben zu stehen kommt; beim Gründeln kippen sie sich vorn über und versenken den Vorderleib bis zur Oberbrust; beim Tauchen stürzen sie sich mit einem Stoße in die Tiefe. Mehrere Arten stoßen brummende, andere gackernde, einzelne endlich sehr klangvolle und auf weithin hörbare Töne aus; im Zorne zischen die meisten. Beim Männchen pflegt die Stimme höher zu liegen als bei dem Weibchen.

Weshalb man die Gänse als dumm verschrieen hat, ist schwer zu sagen, da jede Beobachtung das Gegentheil lehrt. Alle Arten, ohne jegliche Ausnahme, gehören zu den klugen, verständigen, vorsichtigen und wachsamen Vögeln. Sie mißtrauen jedem Menschen, unterscheiden den Jäger sicher vom Landmanne oder Hirten, kennen überhaupt alle ihnen gefährlichen Leute genau, stellen Wachen aus, kurz, treffen mit Ueberzeugung verschiedene Vorsichtsmaßregeln zu ihrer Sicherheit. Gefangen genommen, fügen sie sich bald in die veränderten Verhältnisse und werden bereits nach kurzer Zeit sehr zahm, beweisen überhaupt eine Würdigung der Umstände, welche ihrem Verstande nur zur Ehre gereicht. Auch ihr Wesen ist ansprechend. Eine gewisse Herrschsucht und Zanklust läßt sich bei einigen nicht in Abrede stellen; die Mehrzahl aber ist höchst gesellig, obschon mehr unter sich, und die einzelnen Familien hängen mit inniger Zärtlichkeit an einander. Während der Paarungszeit geht es ohne Kampf zwischen den Männchen nicht ab; wenn aber jeder

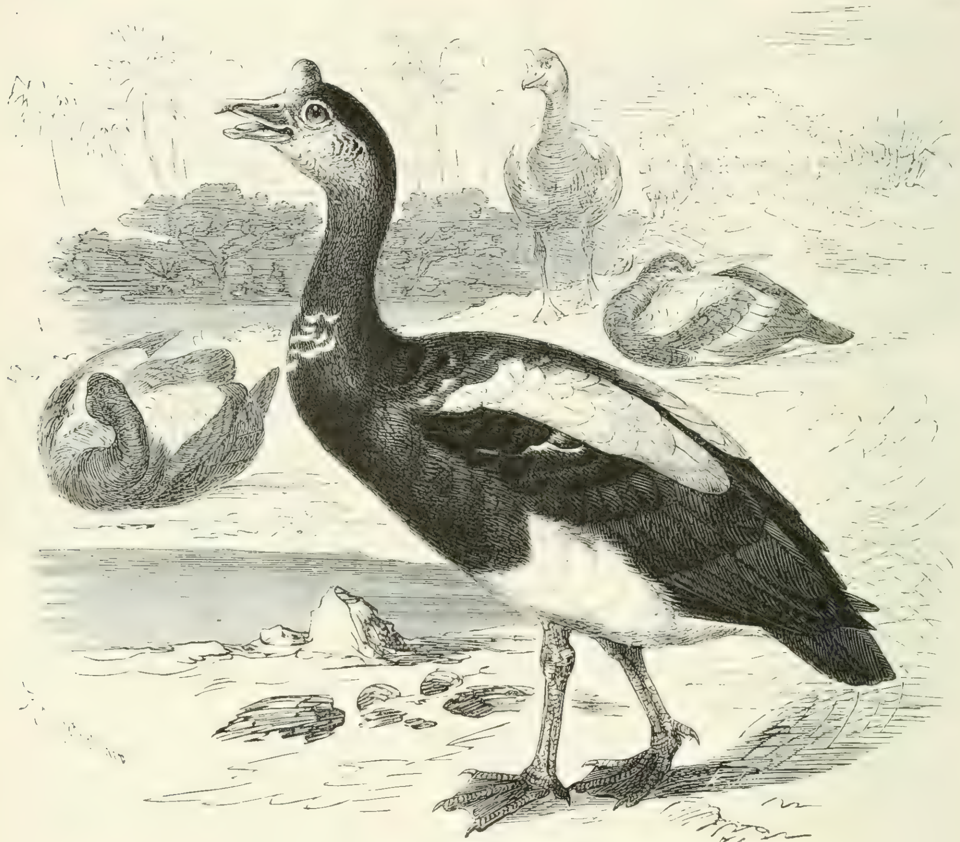
einzelne sich ein Weibchen erworben, tritt Frieden ein, und die verschiedenen Paare brüten neben einander, ohne sich gegenseitig zu behelligen. Eine einmal geschlossene Ehe währt für die ganze Lebenszeit. Das Männchen beweist seinem Weibchen gegenüber unwandelbare Treue, hilft zwar nicht brüten, dient aber später den Jungen zum Führer und der ganzen Familie als Wächter. Die meisten Arten versammeln sich im Frühlinge ihrer betreffenden Heimat an sicheren, selten betretenen Orten, in ausgedehnten, pflanzenreichen Sümpfen z. B., und erbauen hier einzeln auf kleinen Inseln oder Schilfkufen große kunstlose Nester aus Pflanzenstoffen verschiedener Art, welche innen mit Dunen ausgekleidet werden; einzelne wählen Bäume, und zwar Höhlungen ebensowohl wie Astgabeln, zur Anlage der Nester, benutzen in letzterem Falle auch einen Raubvogel= oder ähnlichen Horst und richten ihn in der ihnen passend erscheinenden Weise her. Das Gelege enthält sechs bis zwölf eigestaltige, starkschalige, mehr oder weniger glanzlose, einfarbige Eier. Nach etwa vierwöchentlicher Bebrütung entschlüpfen die in ein weiches, schönes, grauliches Dunenkleid gehüllten Jungen und springen, wenn sie auf Bäumen geboren wurden, von oben herab auf den Boden. Sie laufen vom ersten Tage ihres Lebens an rasch und gewandt, wissen sich ebenso im Wasser zu benehmen und beginnen nun, unter Führung der Alten ihre Nahrung zu suchen. Ihr Wachsthum fördert so rasch, daß sie bereits nach ungefähr zwei Monaten, wenn auch nicht die volle Schönheit und Größe der Alten erreicht haben, so doch ihnen ähneln und selbständig geworden sind; demungeachtet verweilen sie noch lange in Gesellschaft ihrer Eltern und bilden mit diesen eine eng geschlossene Familie.

Alle Gänse sind vorzugsweise Pflanzenfresser. Sie weiden mit Hülfe ihres harten, scharfschneidigen Schnabels Gräser und Getreidearten, Kohl und andere Kräuter vom Boden ab, schälen junge Bäumchen, pflücken sich Blätter, Beerentrauben, Schoten oder Aehren, enthülsen die letzteren rasch und geschickt, um zum Kerne zu gelangen, gründeln in seichten Gewässern ebenfalls nach Pflanzenstoffen und verschmähen keinen Theil einer ihnen zusagenden Pflanze. Einzelne Arten nehmen auch Kerbthiere, Muscheln und kleine Wirbelthiere zu sich. Da, wo sie massenhaft auftreten, können jene Schaden anrichten, nutzen aber auch wieder durch vortreffliches Wildpret und reiches Federkleid. Allen Arten wird eifrig nachgestellt, insbesondere während der Mauserzeit, welche auch viele von ihnen einige Wochen lang flugunfähig macht. Außer den Menschen bedrohen sie die größeren Adler, mehrere vierfüßige Raubthiere und in den Gleicherländern die kräftigen Kriechthiere, insbesondere die Krokodile. Die Brut ist noch größeren Gefahren ausgesetzt, wird aber von den Eltern tapfer und wacker vertheidigt.

Wenn man bedenkt, daß die meisten Gänsearten sich selbst dann noch zähmen lassen und zur Fortpflanzung schreiten, wenn man sie alt einfing, muß es uns Wunder nehmen, daß bisher nur wenige Arten zu Hausthieren gemacht wurden, und daß von diesen nur zwei Arten weitere Verbreitung gefunden haben. Gerade auf diese Vögel sollte man sein Augenmerk richten; denn jede einzelne Gansart belohnt die auf sie verwendete Mühe reichlich.

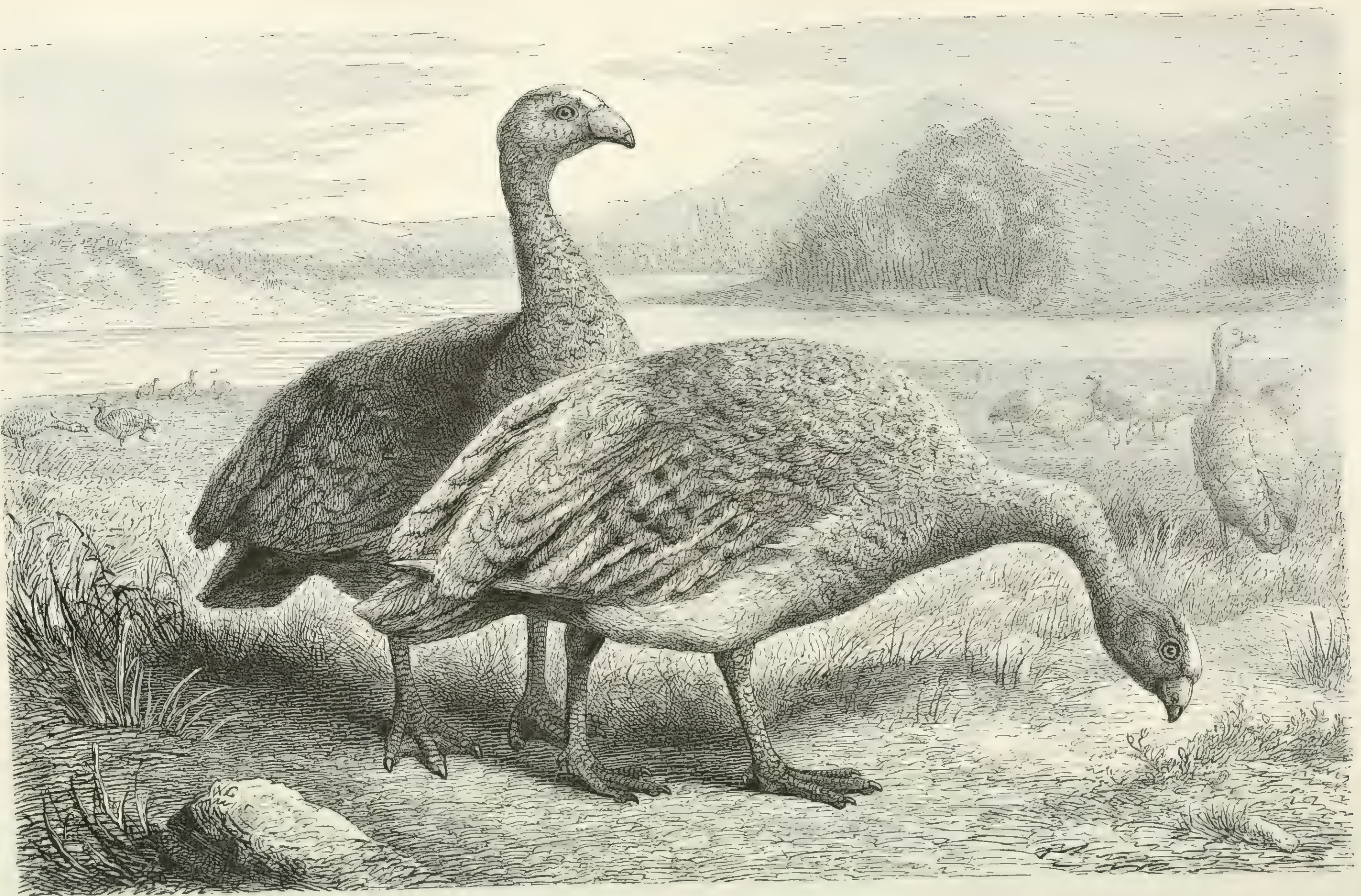
Im Jahre 1827 wurde in England, laut Yarrell, zur großen Ueberraschung der Forscher eine im Inneren Afrikas heimische Art der Familie, die Sporengans (Plectropterus gambensis, brevirostris, Rueppellii und Sclateri, Anser, Anas und Cygnus gambensis), erlegt und ihr somit das europäische Bürgerrecht zuertheilt. Die gedachte Art unterscheidet sich nicht unwesentlich von den anderen Gänsen und wurde demgemäß zum Vertreter einer besonderen gleichnamigen Sippe (Plectropterus), ja sogar Unterfamilie (Plectropterinae) erhoben. Ihre Merkmale sind bedeutende Größe, schlanker Leib, langer Hals, großer, starker, an der Wurzel des Oberschnabels höckerig aufgetriebener Schnabel, verhältnismäßig sehr hohe, noch über der Ferse nackte Beine, langzehige Füße mit großen Schwimmhäuten, lange, spitzige Flügel mit besonders entwickelten Oberarmfedern und zu starken Sporen ausgebildeten Hornwarzen, ziemlich langer, keilförmig zugespitzter Schwanz und glatt anliegendes, aber großfederiges Kleingefieder, welches die Stirngegend unbekleidet läßt. Wangen, Kinn und Kehle, Mittelbrust und Unterseite,

auch die kurzen Oberflügeldeckfedern längs der ganzen Flügelkante sind weiß, Unterhals und Mantel, Schwingen und Steuerfedern braun, schwarzgrün schimmernd. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel bläulichroth, der Fuß hellroth. Die Länge beträgt neunzig, die Breite einhundertundsiebzig, die Fittiglänge funfzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, dem Männchen aber ähnlich gefärbt, der junge Vogel auf der Oberseite braun, auf dem Flügel schwarz, am Vorderhalse graubraun, an der Kehle weiß, übrigens hell gänsegrau.



Sporengans (Plectropterus gambensis). 1/5 natürl. Größe.

Der Verbreitungskreis der Sporengans erstreckt sich über ganz Mittel-, Ost- und Westafrika, jedoch nicht bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Im Sudân fand ich sie in kleinen Gesellschaften auf beiden Strömen, ungefähr vom vierzehnten Grade nördlicher Breite an, regelmäßig und häufig, im Norden seltener. Sie bewohnt entweder die Ufer der Ströme selbst oder größere Regenteiche und streicht, meinen Beobachtungen zufolge, nur in einem beschränkten Gebiete auf und nieder. In den Monaten März und Juli hält sie sich möglichst verborgen auf sumpfigen Stellen, weil sie dann mausert und nicht fliegen kann; später trennen sich die Gesellschaften in Paare, welche im Anfange der Regenzeit die Brutplätze beziehen, und deren Weibchen hier in ein großes, nicht selten schwimmendes, aus Binsen, Rohr, Schilf ꝛc. bestehendes Nest drei bis sechs Eier legen. Im September und Oktober findet man Junge im Dunenkleide und später die Alten noch in treuer Gemeinschaft mit ihren erwachsenen Jungen. Nach der ersten Mauser erhalten diese das Kleid ihrer Eltern, nehmen aber noch etwas an Größe zu und haben auch noch keinen entwickelten Höcker.



Hühnergans.

Die Sporengans läuft besser als jede andere mir bekannte Art der Unterfamilie, trägt sich vorn hoch aufgerichtet und erinnert beim Gehen entfernt an einen Storch oder Stelzvogel überhaupt. Vor dem Auffliegen rennt sie erst auf eine ziemliche Strecke dahin, erhebt sich, schlägt rasch und kräftig mit den Flügeln, steigt bald in bedeutende Höhen empor und streicht in diesen schnell vorwärts, gefällt sich aber oft in schönen Schwenkungen oder schwebt geraume Zeit. Im Schwimmen unterscheidet sie sich nicht von den gewöhnlichen Gänsen. Eine eigentliche Stimme habe ich nie von ihr vernommen, sondern höchstens, und auch selten, heiser zischende Laute; doch versichert Heuglin, daß die Alten trompetenartige, die Jungen pfeifende und schwirrende Töne ausstoßen. Alle, welche ich im Freileben sah, waren scheu und vorsichtig und unterschieden den Weißen sehr wohl von dem Schwarzen, ließen letzteren wenigstens viel näher an sich herankommen als jenen. Um andere Vögel schienen sie sich nicht zu bekümmern, obwohl sie mitten unter denselben lebten. Daß sie auch schwächere Thiere ihre Herrschsucht fühlen lassen, beobachtet man an gefangenen, welche, wie die Schwäne, das mit ihnen auf demselben Teiche lebende Wassergeflügel regelmäßig unterjochen, erzürnt, mit wahrer Wuth auf ihren Gegner stürzen, in dessen Gefieder sich festbeißen und ihn zuweilen wirklich umbringen. Hinsichtlich der Nahrung unterscheiden sich die Sporengänse insofern von anderen, daß sie sehr gern Fische oder thierische Stoffe überhaupt fressen und diese, wenn sie sich einmal daran gewöhnt haben, mit derselben Sehnsucht wie Enten erwarten.

Von Westafrika aus werden alljährlich Sporengänse lebend nach Europa gebracht. Im Regents-Park hält man sie schon seit mehr als dreißig Jahren regelmäßig; gleichwohl haben sie sich bei uns noch nicht eingebürgert und, soviel mir bekannt, auch nirgends fortgepflanzt.

*

Australien bekundet sein eigenthümliches Gepräge auch durch die Hühnergans (Cereopsis Novae-Hollandiae, cinereus und australis, Anser griseus), Vertreter der Sippe der Kappengänse (Cereopsis), deren Kennzeichen sind: kräftiger Leib, dicker, kurzer Hals, kleiner Kopf, sehr kurzer, starker, stumpfer, an der Wurzel hoher Schnabel, welcher bis gegen die Spitze hin mit einer Wachshaut bedeckt, an der Spitze gebogen und gleichsam abgestutzt ist, so daß er dem Schnabel gewisser Hühnerarten entfernt ähnelt, langläufige, aber kurzzehige Füße mit tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten und großen, kräftigen Nägeln, breite Flügel mit stark entwickelten Schulterschwingen, kurzer, abgerundeter Schwanz und ein reiches Kleingefieder. Die Färbung ist ein schönes Aschgrau mit bräunlichem Schimmer, welches auf dem Oberkopfe in Lichtaschgrau übergeht und auf dem Rücken durch rundliche schwarzbraune, nahe der Spitze der einzelnen Federn stehende Flecke gezeichnet wird; die Spitzenhälfte der Armschwingen, die Steuer- und Unterschwanzdeckfedern sind bräunlichschwarz. Das Auge ist scharlachroth, der Schnabel schwarz, seine Wachshaut grünlichgelb, der Fuß schwärzlich. Die Länge beträgt ungefähr neunzig, die Fittiglänge fünfundfunfzig, die Schwanzlänge zwanzig Millimeter.

Labillardière erzählt, daß die ersten Hühnergänse, welche er auf kleinen Inseln der Baßstraße antraf, sich von ihm mit den Händen fangen ließen, die glücklich entgangenen aber bald scheu wurden und die Flucht ergriffen. Bailly bestätigt diese Angabe und versichert, daß Hühnergänse, welche er beobachtete, ohne weiteres beschlichen und gefangen werden konnten. Die gedachten Reisenden rühmen das Wildpret als vorzüglich und schätzen es weit höher als das der europäischen Gans. Spätere Beobachter fanden, daß die Hühnergänse nicht nur nicht mehr häufig vorkamen, sondern auf vielen Inseln bereits ausgerottet waren. Gould schoß ein Paar auf der Isabelleninsel, meint aber, daß der Vogel noch auf mehreren nicht untersuchten Theilen der Südküste Australiens häufig sein könne. Der „alte Buschmann" beobachtete sie im glücklichen Australien nur zweimal, einen kleinen Flug und zwei andere, welche sich unter zahme Gänse gemischt hatten.

Die Hühnergans lebt, ihrer Begabung entsprechend, weit mehr auf dem Lande als auf dem Wasser. Sie geht vorzüglich, schwimmt aber ziemlich schlecht, daher ungern und fliegt schwerfällig. Durch ihre Scheu vor dem Wasser, welche sie auch in der Gefangenschaft kundgibt, unterscheidet sie sich von allen übrigen Arten ihrer Familie. Ungezwungen schickt sie sich nur höchst selten zum Schwimmen an, verweilt vielmehr bei Tag und Nacht auf dem Festlande, in den Morgen- und Abendstunden weidend, in den Mittags- und Nachtstunden ruhend. Mit anderen Vögeln hält sie keine Freundschaft; an Zanksucht und Rauflust übertrifft sie vielleicht noch die Nilgans. Ein Paar, welches unter anderes Wassergeflügel gebracht wird, erwirbt sich binnen kurzem die unbedingteste Oberherrschaft und weiß diese unter allen Umständen zu behaupten, wird der Mitbewohnerschaft eines Teiches jedoch nur während der Paarungszeit wirklich beschwerlich. An die Gefangenschaft gewöhnt sie sich leicht, und ihren Pfleger lernt sie schon in den ersten Tagen von anderen Menschen unterscheiden, wird ihm auch anhänglich. In Neuholland soll man sie früher fast in allen größeren Gehöften zahm gehalten haben, gegenwärtig aber von ihrer Zucht zurückgekommen sein, weil ihre Unverträglichkeit belästigt. In Europa wird ihre Vermehrung noch dadurch gehindert, daß die Brutzeit, dem australischen Frühlinge entsprechend, in die letzten Herbstmonate fällt und die Strenge des Winters die Hoffnungen des Züchters oft vereitelt. Doch hat man bereits erfahren, daß Hühnergänse, deren erste Eier durch die Kälte zu Grunde gingen, im Februar wieder legten und dann ihre Jungen glücklich aufbrachten. Die Paarungslust zeigt sich in unverkennbarer Weise. Beide Geschlechter lassen öfter als sonst ihre brummende Stimme vernehmen; der Gansert umgeht seine Gattin mit zierlichem Kopfneigen, schaut sich wachsam nach allen Seiten um und vertreibt unerbittlich alle übrigen Thiere aus seinem Gehege. Nach erfolgter Begattung baut die Gans eifrig an ihrem Neste und wählt hierzu unter den ihr zu Gebote stehenden Stoffen immer die geeignetsten aus. Das Nest ist nicht gerade kunstvoll, aber doch weit besser als das der meisten übrigen Gänse gebaut, innen glatt gerundet und auch hübsch mit Federn und Dunen ausgelegt. Die Eier sind verhältnismäßig klein, rundlich, glattschalig und gelblichweiß von Färbung. Die Brutzeit währt dreißig, bei strenger Kälte bis achtunddreißig Tage. Die Jungen laufen noch am Tage ihres Ausschlüpfens aus dem Neste und der Mutter nach, verschmähen hart gesottenes Ei, gehackte Regenwürmer, überhaupt thierische Stoffe, auch Weißbrot und scheinen nur Pflanzennahrung zu genießen. Sobald sie dem Eie glücklich entschlüpft sind, zeigt sich die muthige Kampfeslust des Gansert in ihrem vollen Glanze, und man begreift jetzt, warum die neuholländischen Bauern einen solchen Vogel nicht auf ihren Höfen haben mögen. Es gibt kein Hausthier, welches der männlichen Hühnergans Schreck einflößen könnte; sie bindet selbst mit dem Menschen an. „War mein Gansert", erzählt Cornély, „vorher schon böse, so ist er jetzt geradezu rasend. Mit höchster Wuth verfolgt er alles, was Leben hat. Ein großer Kranich kam ihm zufällig in den Weg; er stürzte sich auf ihn, und obgleich ein Knecht, um die Thiere zu trennen, nur einige hundert Schritte zu laufen hatte, kam er doch schon zu spät. Der Kranich war bereits eine Leiche, als er auf dem Walplatze anlangte. In einer Nacht kam der Gansert in einen Stall, worin ein anderer Kranich schlief; am Morgen fanden wir dessen Körper ganz zerhackt. Die Kühe gehen vor ihm durch, selbst die bei ihm vorbeikommenden Pferde fällt er an und muß durch Prügel weggetrieben werden. Obgleich die Hühnergänse sehr gut gedeihen und sich auf grünem Rasen sehr hübsch ausnehmen, möchte ich doch niemandem, welcher nicht einen großen Raum zur Verfügung hat, anrathen, sie zu halten; denn nur da, wo sie mit anderen Thieren nicht zusammenkommen, stiften sie kein Unheil an."

*

Ebenso wie die Sporengans soll sich auch die Schwanengans (Anser canadensis, parvipes, leucopareius und Hutchinsii, Bernicla canadensis, occidentalis, leucopareia und Hutchinsii, Branta canadensis und Hutchinsii, Cygnus, Cygnopsis und Leucoblepharon canadensis) nach Europa verflogen haben. Sie unterscheidet sich von der Stammmutter unserer

Hausgans durch schlankeren Leib, längeren Hals und bunteres Gefieder, wird deshalb auch einer besonderen Untersippe (Leucoblepharon) zuertheilt, kommt aber im wesentlichen sehr mit den echten Gänsen überein. Kopf und Hinterhals sind schwarz, Wangengegend, Kehle und Gurgel weiß oder grauweiß, die Obertheile bräunlichgrau, an den Rändern der Federn heller, Brust und Oberhals aschgrau, die Untertheile übrigens reinweiß, die Handschwingen schwarzbraun, die Armschwingen und die Steuerfedern, sechzehn oder achtzehn an der Zahl, schwarz. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarzgrau. Die Länge des Männchens beträgt dreiundneunzig, die Breite einhundertachtundsechzig, die Fittiglänge achtundvierzig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Die Schwanengans wird in ganz Nordamerika gefunden, brütet aber nicht mehr in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten, sondern hat sich seit Erscheinen des Weißen nach Norden zurückgezogen und wird von Jahr zu Jahr weiter zurückgedrängt. In größeren, schwer zugänglichen Sümpfen der mittleren Staaten brüten übrigens noch alljährlich einzelne Paare, und während des Zuges im Winter besuchen sie alle Staaten. Vom Norden kommend, erscheinen sie in Gesellschaften von zwanzig bis dreißig zu Ende des Oktober, zuweilen früher, zuweilen später, setzen sich in Nahrung versprechenden Gegenden fest, streichen bald wieder nach Norden zurück, bald mehr nach Süden hinab, verbringen so den Winter und treten im April oder im Anfange des Mai ihre Rückreise nach den Brutplätzen an, welche heutzutage größtentheils in der Tundra zwischen dem funfzigsten und siebenundsechzigsten Grade nördlicher Breite zu suchen sind.

Wesen und Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Schwanengans ähneln denen unserer Wildgans fast in jeder Hinsicht; nur die Stimme, ein lautes, wie „Garuk, gauk, räh, ruh, rauk, hurruräit“ klingendes Geschrei, erinnert mehr an die Laute des Schwanes als an die der Graugans. Ihr Bewegungen auf dem Lande oder im Wasser dagegen, die Art des Fliegens, die Flugordnung ꝛc. sind bei jener dieselben wie bei dieser, und auch die geistigen Fähigkeiten scheinen gleichmäßig entwickelt zu sein. Alle Beobachter rühmen die außerordentliche Sinnesschärfe, die Klugheit, Vorsicht, List, Verschlagenheit, kurz, den Verstand der Schwanengans und sprechen mit derselben Achtung von ihr, mit welcher unsere Jäger von der Wildgans reden. Sie ist stets vorsichtig, aber weniger scheu im Inneren des Landes als an den Seeküsten, oder auf kleineren Teichen minder ängstlich als auf größeren Seen. Beim Weiden stellt sie regelmäßig Wachen aus, und diese benachrichtigen die Gesellschaft von jedem gefährlichen Feinde, welcher sich zeigt. Eine Herde Vieh oder ein Trupp wilder Büffel bringt sie nicht in Unruhe, ein Bär oder Kuguar wird sofort angezeigt, und der ganze Haufe nimmt dann schleunigst seinen Weg dem Wasser zu. Versucht der Feind, sie hier zu verfolgen, so stoßen die Ganserte laute Schreie aus; der Trupp schließt und erhebt sich in nicht geschlossener Masse, nimmt aber, wenn er weit zu fliegen gedenkt, seine regelmäßige Keilordnung an. Ihr Gehör ist so scharf, daß sie im Stande ist, die verschiedenen Geräusche mit bewunderungswürdiger Sicherheit zu unterscheiden. Sie merkt es, ob ein Thier einen dünnen Ast bricht, oder ob derselbe von einem Manne zertreten wird; sie bleibt ruhig, wenn ein Dutzend größerer Schildkröten oder ein Alligator mit Geräusch ins Wasser fällt, wird aber ängstlich, wenn sie den Schlag eines Ruders hört. Eine feine List bethätigen diese Gänse, wenn sie ungehört und ungesehen davon schleichen wollen. Zuweilen nehmen sie zu einem naheliegenden Walde ihre Zuflucht; gewöhnlich schwimmen oder laufen sie auf dichtes Gras zu, ducken sich hier und stehlen sich unhörbar in demselben fort oder drücken sich auch wohl platt auf den Boden nieder. An ihrem gewöhnlichen Ruheplatze hängen sie mit einer gewissen Vorliebe; werden sie gestört, so entfernen sie sich da, wo sie selten behelligt wurden, in der Regel nicht weit, während sie an anderen Orten beträchtliche Strecken durchfliegen, bevor sie sich niederlassen. Daß sie an diesen Plätzen ebenfalls Wachen ausstellen, versteht sich von selbst. Verwundete, welche durch den Schuß zum Fliegen unfähig wurden, thun, als ob sie kerngesund wären, laufen aber so schnell als möglich einem sie verbergenden Platze zu und huschen so geschickt zwischen den Pflanzen dahin, daß sie sich dem Jäger sehr oft entziehen.

Einmal sah Audubon in Labrador eine Schwanengans, welche während der Mauser alle Schwingen verloren hatte, auf dem Wasser schwimmen und verfolgte sie mit dem Boote; als dieses sich näherte, tauchte sie, kam weit davon zum Vorscheine, tauchte wieder und wurde hierauf nicht mehr gesehen. Nach längerem Suchen bemerkte man, daß sie sich dicht hinter dem Sterne des Bootes hielt, aber nur den Kopf über das Wasser emporstreckte und in dieser Stellung ebenso schnell weiter schwamm wie das Boot. Einer der Jäger versuchte nun, sie mit der Hand zu ergreifen; sie aber tauchte blitzschnell in die Tiefe und hielt sich jetzt bald auf dieser, bald auf jener Seite des Bootes, immer so, daß sämmtliche Jäger ihr nichts anhaben konnten. Beim Fliegen bewegen sich die Schwanengänse in einer Höhe außer aller Schußweite; des Nachts aber ziehen sie, wie die meisten vorsichtigen Vögel, niedriger über dem Boden dahin. Ungewöhnliche Erscheinungen oder auch dichter Nebel verwirren sie: an den hellen Scheiben der Leuchtthürme zerstoßen sie sich des Nachts, an hohen Gebäuden bei dichtem Nebel nicht selten die Köpfe.

Da, wo die Schwanengans in den südlicheren Theilen der Vereinigten Staaten brütet, beginnt sie mit dem Baue des Nestes bereits im März. Um diese Zeit sind die Männchen sehr aufgeregt und im höchsten Grade kampflustig. Benachbarte Ganserte liegen sich beständig in den Federn, gleichsam als ob sie glaubten, daß ein jeder dem anderen seine rechtmäßig erworbene Gattin, mit welcher er während seiner ganzen Lebenszeit in treuer Ehe lebt, entführen wolle, oder als ob er meine, daß er durch den anderen in seinen Liebesbewerbungen und Liebesbezeigungen gestört werde. Gelegentlich kommt es zu hartnäckigen Kämpfen; doch pflegt deren Ausgang für beide Theile gleich günstig zu sein, und beide kehren nach beendigtem Streite frohlockend zu ihren Weibchen zurück. Zum Nistorte wählt sich das Paar einen vom Wasser etwas abliegenden Ort zwischen dichtem Grase, unter Gebüsch; nicht allzuselten kommt es auch vor, daß ein Paar auf Bäumen brütet: der Prinz von Wied fand das Nest einer Schwanengans im Gezweige einer hohen Pappel angelegt, auf welcher höher oben der Horst eines weißköpfigen Seeadlers stand; Coues und Stevenson haben ebenfalls Nester auf Bäumen gefunden. Ein zweites Nest, welches dieser Forscher untersuchte, war hinter einem hohen Treibholzstamme angelegt und bestand bloß aus einer seichten Grube im Sande, welche mit Dunen ausgekleidet worden war. In der Regel verwendet der Vogel größere Sorgfalt bei der Anlage des Nestes, und zuweilen schichtet er einen ziemlich hohen Haufen von strohartigem Grase und anderen Pflanzenstoffen zusammen. Das Gelege besteht aus drei bis neun Eiern von etwa fünfundachtzig Millimeter Längs- und siebenundfunfzig Millimeter Querdurchmesser; gefangene legen deren zehn bis elf. Nach achtundzwanzigtägiger Bebrütung entschlüpfen die dunigen Jungen dem Eie, werden noch ein oder zwei Tage im Neste zurückgehalten und folgen dann ihren Eltern ins Wasser, kehren aber gewöhnlich gegen Abend zum Lande zurück, um hier sich auszuruhen und zu sonnen, und verbringen die Nacht unter dem Gefieder der Mutter. Bei Gefahr vertheidigen beide Eltern ihre Brut mit bewunderungswürdigem Muthe: Audubon kannte ein Paar, welches mehrere Jahre nach einander auf demselben Teiche brütete und infolge der vielen Besuche unseres Forschers zuletzt so dreist wurde, daß dieser sich bis auf wenige Schritte nähern konnte. Der Gansert erhob sich zu seiner vollen Größe, fuhr auch wohl auf den Eindringling los, um ihn zurückzuschrecken, und versetzte ihm einmal im Fliegen einen heftigen Schlag auf den Arm. Nach solchen Angriffen kehrte er jedesmal selbstbewußt zum Neste zurück und versicherte die Gattin durch Beugen des Kopfes von seiner Willfährigkeit, sie ferner zu vertheidigen. Um das muthvolle Thier genauer kennen zu lernen, beschloß Audubon, es zu fangen. Zu diesem Zwecke brachte er Körner mit und streute diese in der Nähe des Nestes aus. Nach einigen Tagen fraßen beide Gänse von den Körnern, selbst angesichts des Forschers, und schließlich gewöhnten sie sich so an den Besucher, daß sie letzterem erlaubten, sich bis auf wenige Meter dem Neste zu nähern; doch duldeten sie nie, daß er die Eier anrührte, und wenn er dies versuchte, eilte das Männchen wüthend auf ihn zu und biß ihn heftig in die Finger. Als die Jungen dem Ausschlüpfen nahe waren, köderte er ein großes Netz mit Korn: der Gansert fraß von

demselben und wurde gefangen; als am nächsten Morgen die Gans ihre ausgeschlüpften Jungen dem Flusse zuführen wollte, fing Audubon die letzteren sowie die Mutter ein, so daß er also die Gesellschaft in seine Gewalt gebracht hatte. Die Familie wurde nun mit gelähmten Flügeln in einen großen Garten gesetzt; die Eltern waren aber so eingeschüchtert, daß ihr Pfleger um die Jungen fürchten mußte. Doch gelang es ihm, sie nach und nach an die Larven von Heuschrecken, ihr Lieblingsfutter, eingeweichtes Gerstenschrot und dergleichen zu gewöhnen und die Jungen großzuziehen. Bei Eintritt strenger Kälte im December beobachtete Audubon, daß der Gansert oft seine Flügel breitete und dabei ein lautes Geschrei ausstieß. Auf dieses hin antworteten alle Glieder der Familie, zuerst das Weibchen, dann die Jungen, die ganze Gesellschaft rannte hierauf, so weit sie konnte, in südlicher Richtung durch den Garten und versuchte aufzufliegen. Drei Jahre lang blieben die Vögel im Besitze unseres Gewährsmannes, und mehrere von den Jungen, nicht aber die Alten, pflanzten sich in der Gefangenschaft fort.

Gegenwärtig sieht man gefangene Schwanengänse auf allen größeren Bauerhöfen Nordamerikas. Man hat erkannt, daß diese Art noch einen höheren Nutzen gewährt als die Hausgans, und sie zum wirklichen Hausthiere gemacht. Sie wird jetzt ganz in derselben Weise gehalten wie ihre Verwandte. Viele paaren sich mit anderen Gänsen, insbesondere mit der Hausgans, und die Nachkommen aus solchen Kreuzungen sollen sich besonders dadurch auszeichnen, daß sie leichter fett werden als ihre beiden Stammarten. In unseren Thiergärten züchtet man sie seit Jahren mit bestem Erfolge.

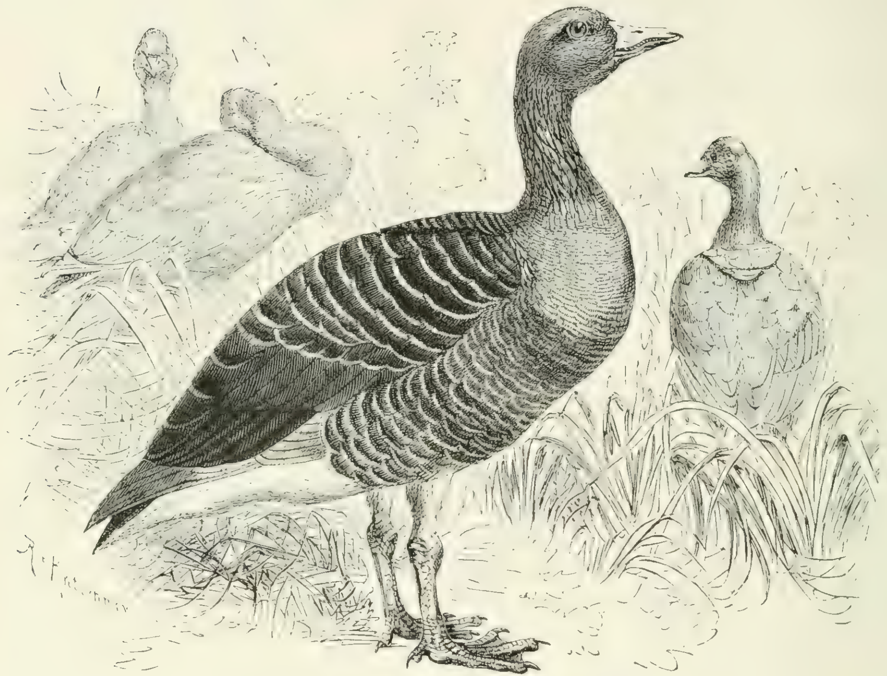
Indianer und Weiße jagen sie mit gleichem Eifer, fangen sie mit Hülfe von Lockgänsen zu hunderten, salzen oder räuchern ihr Fleisch und nutzen Federn und Dunen, welche an Güte die unserer Hausgans bei weitem übertreffen.

Die Graugans, Wild-, Stamm-, März- oder Heckgans (Anser cinereus, vulgaris, sylvestris, ferus und palustris, Anas anser), welcher wir unsere Hausgans verdanken, ist auf dem Rücken bräunlichgrau, auf der Unterseite gilblichgrau, infolge einzelner schwarzer Federn spärlich und unregelmäßig gefleckt; die kleinen Flügeldeckfedern sind rein aschgrau, die Bürzel-, Bauch- und Unterschwanzdeckfedern weiß gefärbt, alle übrigen der Oberseite fahlgrau, die der Brust- und Bauchseiten vor dem hell fahlgrauen Spitzensaume dunkel fahlgrau, die Schwingen und Steuerfedern schwarzgrau, weiß geschaftet, letztere auch weiß an der Spitze. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel an der Wurzel blaß fleischroth, am Spitzennagel wachsgelb, der Fuß blaß fleischroth. Die Länge beträgt achtundneunzig, die Breite einhundertundsiebzig, die Fittiglänge siebenundvierzig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter.

Die Graugans ist die einzige von den bei uns vorkommenden Arten, welche in Deutschland brütet; denn sie gehört mehr den gemäßigten Strichen als dem hohen Norden an. In Lappland habe ich sie allerdings noch unter dem siebzigsten, am unteren Ob noch unter dem neunundsechzigsten Grade der nördlichen Breite, hier wie dort aber wahrscheinlich an der nördlichen Grenze ihres Verbreitungsgebietes bemerkt. Von Norwegen an erstreckt sich letzteres in östlicher Richtung durch ganz Europa und Asien bis zum äußersten Osten dieses Erdtheiles; nach Süden hin bildet ungefähr der fünfundvierzigste Grad die Grenze des Brutkreises. Gelegentlich ihres Zuges besucht sie alle Länder Südeuropas und ebenso Nordchina und Nordindien, streicht auch zuweilen bis in die Mitte des letzteren Landes und andererseits vielleicht bis nach Nordwestafrika hinab; doch ist sie in den südlicheren Theilen ihres Zuggebietes allerorten seltener als die verwandten Arten, obwohl diese während des Sommers den höheren Norden bewohnen. In Deutschland erscheint sie zu Ende des Februar oder im Anfange des März, also schon vor der eigentlichen Schneeschmelze, in Familien oder kleinen Gesellschaften, verkündet durch fröhliches Schreien ihre Ankunft, läßt sich am Brutorte nieder und beweist hier durch ihr Betragen, daß sie bereits heimisch ist, wenn sie ankommt. Sobald zu Ende des Juli die Mauser vollendet ist, denkt sie an die Abreise, zieht aber, anfänglich

wenigstens, sehr gemächlich ihres Weges dahin, gleichsam nur, um der nach ihr erscheinenden Saatgans Platz zu machen. Auf der Reise selbst vereinigt sie sich selten zu zahlreicheren Scharen; in den meisten Fällen halten sich nur die Eltern mit ihren erwachsenen Kindern zusammen.

In früheren Jahren brüteten die Graugänse an allen größeren stehenden Gewässern unseres Vaterlandes; gegenwärtig trifft man noch einzelne Paare in den ausgedehnten Brüchen Nord- und Ostdeutschlands, die meisten wohl in Pommern und Ostpreußen an. Sümpfe, welche hier und da mit ausgedehnten Wasserflächen abwechseln oder solche umschließen, einen moorigen Boden



Graugans (Anser cinereus). 1/6 natürl. Größe.

haben und schwer zugängliche, mit Gras, Rohr und Gesträuch bewachsene Inseln umgeben, werden bevorzugt. Auf jenen Inseln versammeln sich bei ihrer Ankunft die Paare, um auszuruhen, und auf ihnen findet man später die Nester.

Die Nachkommen der Graugans, unsere Hausgänse, haben wenig von dem Wesen und den Eigenthümlichkeiten ihrer Stammeltern verloren; letztere tragen sich aber, wie alle wilden Thiere, stolzer, bewegen sich rascher und machen so einen etwas verschiedenen Eindruck auf den Beobachter. Sie gehen sehr rasch und zierlich, viel leichter und behender als die Hausgans, schwimmen gut, tauchen bei großer Gefahr in gewisse Tiefen, benehmen sich jedoch auf dem Wasser minder gewandt als auf dem Lande. Der Flug ist recht gut, zwar nicht so leicht und schön wie der verwandter Arten, aber doch ausdauernd und immerhin rasch genug. Beim Aufstehen verursacht der heftige Flügelschlag ein polterndes Getöse, beim Niederlassen vernimmt man ein ähnliches Geräusch, zu welchem sich das Rauschen des Wassers gesellt, wenn die Gans auf dessen Spiegel sich niederläßt. Wenn ein Paar kürzere Entfernungen durchmessen will, erhebt es sich selten in bedeutendere Höhen, wie es sonst regelmäßig geschieht; das Weibchen pflegt dann dem Männchen vorauszufliegen, während letzteres bei der Wanderung ebensogut wie jenes die Spitze der Keilordnung einnimmt. Die Lockstimme ist ein lautes „Gahkahkakgak“, welches oft rasch nacheinander wiederholt wird und,

wenn sich die Geschlechter gegenseitig antworten, in „Gihkgack“ übergeht; die Unterhaltungslaute klingen wie „Tattattattattat“, die Ausrufe hoher Freude wie „Täng“; im Schreck hört man das langgezogene „Kähkahkak, kahkak, kakakakahkak“; im Zorne zischen beide: alles genau ebenso, wie wir es von der Hausgans zu hören gewohnt sind. Das Gebaren beweist den scharfen Verstand der Graugans. Vorsichtig und mißtrauisch zeigt sie sich stets; nur am Brutplatze hält sie bei Ankunft eines Menschen länger aus als sonst, und die Liebe zur Brut läßt sie selbst augenscheinliche Gefahren vergessen; in der Regel aber unterscheidet sie den Schützen doch sehr wohl von dem Hirten oder Bauer, oder den gefährlichen Mann von dem ungefährlichen Weibe. Verfolgung macht sie bald ungemein vorsichtig, und eine schlimme Erfahrung wird nie wieder vergessen. Eigentlich gesellig kann man sie nicht nennen. „Niemals“, sagt Naumann, „ist uns ein Beispiel vorgekommen, daß eine Graugans mit anderen Gänsearten geflogen wäre, ja der Saatgans scheint sie ganz besonders abhold; denn wenn diese im September in der Gegend anlangen, wo Graugänse brüten, machen ihnen letztere sogleich Platz und verschwinden dann von da. Nur die Hausgänse dürfen sich ihrer Zuneigung erfreuen, indem sie auf den Weideplätzen sich diesen oft nähern, ja einzeln sich nicht selten unter sie mischen. Von solchen ist manchmal vorgekommen, daß sie sich mit der zahmen Herde nach dem Dorfe treiben ließen und erst entflohen, als sie eben in dasselbe eintreten sollten, und da sie immer wieder kamen, das Eintreiben zwar ohne Erfolg, doch mehrere Tage nacheinander wiederholt versucht werden konnte. Ebenso hat es sich ereignet, daß ein einzelnes Männchen der wilden in der Herde der zahmen eine Liebelei anknüpfte, Gehör fand, seine Geliebte öfter besuchte und endlich sich mit ihr begattete.“ So wenig nun die Graugans mit fremdem Geflügel sich befaßt, so treu halten die Familien zusammen. Bis zum Frühjahre trennen diese sich nicht, wandern zuweilen noch auf dem Rückzuge zusammen und vereinzeln sich erst, wenn die Alten von neuem zur Brut schreiten.

Sogleich nach der Ankunft im Frühjahre wählen sich die verbundenen Paare passende Stellen zur Anlage ihres Nestes oder beginnen die zweijährigen Jungen ihre Werbungen um die Gattin, während die noch nicht fortpflanzungsfähigen gesellschaftlich an anderen Stellen des Sumpfes sich umhertreiben. Ein Paar brütet in nicht allzugroßer Entfernung von dem anderen, behält aber doch ein gewisses Gebiet inne und duldet keine Ueberschreitung desselben. Der Gansert umgeht die Gans in stolzer Haltung, schreit, nickt mit dem Kopfe, folgt ihr überall auf dem Fuße nach, scheint eifersüchtig ihre Schritte zu bewachen, bekämpft muthig jedes unbeweibte Männchen, welches eine Tändelei mit der rechtmäßigen Gattin versucht, und ist sorgsam für die Sicherheit derselben bedacht. Zwei Gegner packen sich mit den Schnäbeln an den Hälsen und schlagen mit den Flügeln so heftig auf einander los, daß man den Schall auf weithin vernimmt. „Die Weibchen stehen gewöhnlich dicht daneben und schwatzen unter Verneigung des ausgestreckten Halses eifrig drein, wobei sich jedoch nicht deuten läßt, ob ihr hastiges und wiederholtes ‚Taahtahtat, tahtat, tatatat‘ den Kämpfern zureden oder sie abmahnen oder beschwichtigen soll.“ Nachdem die Paarung wiederholt vollzogen worden, beschäftigt sich die Gans, für deren Sicherung der sie auf Schritt und Tritt begleitende, nicht aber auch ihr helfende Gansert Sorge trägt, eifrig mit dem Herbeitragen verschiedener Neststoffe. Zuerst werden die zunächst liegenden zusammengelesen, später zum oberen Ausbaue andere sorgsam gewählt und oft von fernher zugetragen. Dicke Stengel, Halme, Blätter von Schilf, Rohr, Binsen ꝛc. bilden den unordentlich und locker geschichteten Unterbau, feinere Stoffe und eine dicke Dunenlage die Auskleidung der Mulde. Aeltere Weibchen legen sieben bis vierzehn, jüngere fünf bis sechs etwa neun Centimeter lange, sechs Centimeter dicke, denen der Hausgans gleichende, glattschalige, glanzlose, etwas grobkörnige Eier von grünlichweißer oder trübgilblicher Färbung. In den Nestern älterer Paare findet man bereits im Anfange des März das erste Ei und um die Mitte des Monates, spätestens zu Ende desselben, die Mutter brütend. Sowie sie sich dazu anschickt, rupft sie sich alle Dunen aus, bekleidet mit ihnen den inneren Rand des Nestes und bedeckt auch, so oft sie sich entfernt, sorgsam die Eier. Am achtundzwanzigsten Tage der Bebrütung entschlüpfen die

Jungen, werden noch etwa einen Tag lang im Neste festgehalten, dann auf das Wasser geführt und zum Futtersuchen angeleitet. Teichlinsen, Wassergräser und dergleichen bilden ihre erste Nahrung; später werden Wiesen und Felder besucht. Abends kehrt alt und jung noch zum Neste zurück; nach ungefähr zwei Wochen wird dieses für die inzwischen heranwachsenden Jungen zu klein, und letztere nehmen nun hier oder da, dicht neben der Mutter hingekauert, ihre Schlafstelle ein. Die Wachsamkeit des Ganserts steigert sich, nachdem die Jungen ausgeschlüpft sind. Die Mutter geht oder schwimmt der Familie voran, die zusammengedrängten Jungen folgen, der Vater deckt gewissermaßen den Rückzug. Bei Gefahr gibt er zuerst das Zeichen zur Flucht. „Es gewährt dem Naturfreunde", schildert Naumann, „in der That ein hohes Vergnügen, an einem schönen Maiabende, wohl versteckt, solche Gänsefamilien zu belauschen, wenn bei Sonnenuntergange eine wie die andere an verschiedenen Stellen, doch alle fast zu gleicher Zeit aus dem Schilfe hervorgeschlichen kommen, sich auf den freien Wasserspiegel wagen, sachte dem einladenden Ufer zuschwimmen, und wie dann der Familienvater in hoher Besorgnis für die Sicherheit der Seinen die Wachsamkeit verdoppelt, wenn er irgend Verdacht schöpft, endlich glücklich auf dem Weideplatze angelangt, selbst kaum mitzuschmausen sich getraut, und wenn nun gar seine Besorgnis nicht grundlos, er zuerst mit leisen Tönen warnt, bei wirklich eintretender Gefahr aber leider zuerst unter kläglichem Geschreie die Flucht ergreift. Dagegen benimmt sich in solchen Fällen die Mutter viel muthvoller und ist eher auf die Rettung ihrer Kinder als auf die eigene bedacht, indem sie durch wiederholtes ängstliches Schreien die Jungen zu bewegen sucht, sich zu verkriechen, oder wenn sie nicht weit vom Wasser sind, auf letzteres zuzulaufen, sich hineinzustürzen und unterzutauchen, ehe sie sich selbst auf die Flucht begibt. Aber sie fliegt nie weit weg und ist, sobald die Gefahr entfernt, wieder da, um die Ihrigen von neuem zu versammeln; dann erst kommt der Vater wieder zu seiner Familie. Wenn die Alte mit den Jungen ohne den vorsichtigen Familienwächter, der freilich nur zufällig einmal fehlen kann, in schon etwas hohem Getreide steckt, man sich ungesehen an sie schleicht und nun plötzlich auf sie zuläuft, erhebt sie sich mit gräßlichem Schreien und umschwärmt den Ort des Entsetzens in weitem Kreise, worauf die Jungen zur Stelle in Ackerfurchen oder sonstige Vertiefungen sich niederdrücken und ganz still liegen, so daß man nicht selten eines nach dem anderen wegnehmen kann, ohne daß die übrigen wegzulaufen wagen, während sie, wenn die ergriffenen schreien, geradewegs dem Wasser zurennen. Hier tauchen die Jungen, so lange sie noch nicht fliegen können, recht fertig und suchen sich dadurch immer zu retten; sie können zwar nicht lange unter dem Wasser aushalten, wiederholen es aber desto öfter. In den ersten vier Wochen des Lebens der Jungen sind die vorsichtigen und schlauen Alten immerwährend in ängstlicher Besorgnis, erblicken überall Gefahr, suchen ihr auszuweichen oder die Jungen zu entfernen, thun aber in der Wahl der Mittel oft Mißgriffe. Ihr Betragen ist hierbei häufig voller Widersprüche und Räthsel, im Ausführen ihres Vorhabens voller Starrsinn. Junge, welche auf einem einsamen kleinen Teiche ausgebrütet wurden, werden von den Alten, welche sie dort nicht sicher glauben, gewöhnlich schon in den ersten Tagen ihres Lebens, meist in der Dämmerung, des Morgens oder Abends, einem größeren Gewässer zugeführt. Merkwürdig genug kann man diese sonst so scheuen Geschöpfe hierbei oft wie zahme Gänse dicht vor sich hintreiben. Die Angst der Alten, welche es nicht wagt, von den Jungen sich zu entfernen, ist unbeschreiblich. Fährt man unter sie, oder fängt man gar ein Junges, so stürzt sie schreiend herbei, fliegt dem Kinderräuber beinahe an den Kopf und verfolgt ihn noch eine weite Strecke, kehrt dann zurück, um die versprengten wieder zu sammeln, und eilt endlich mit ihnen dem Ziele zu. Oft bewirken solche Störungen, wenn sie der Reisegesellschaft nicht fern vom Auswanderungsorte begegnen, auch das Gegentheil, weil sie sich genöthigt sieht, wieder umzukehren; allein mögen sie auch noch so oft wiederkehren, so sind sie doch nicht im Stande, die Alte von ihrem Vorhaben abzubringen, selbst wenn mehrere Junge dabei zu Grunde gehen sollten. Man hat mehrmals sämmtliche Jungen einer solchen wandernden Familie eingefangen und sie auf denselben Teich, den sie eben verlassen hatten, zurückgetragen, und

dennoch fand man sie am nächsten Abende oder Morgen, ja zuweilen noch in derselben Stunde, auf dem nämlichen Wege und immer wieder, so oft man dies auch wiederholte. Andere Alte denken ganz entgegengesetzt und führen ihre Kleinen umgekehrt von der großen Gesellschaft hinweg auf einen abgelegeneren kleinen Teich, suchen also die Einsamkeit. Von so entgegengesetzten Ansichten führen sie eine wie die andere mit gleich zäher Beharrlichkeit aus. Andere begreift man vollends nicht, wenn sie, um ihren Aufenthalt mit den Kleinen an einen entfernten Ort zu verlegen, noch viel weitere Fußreisen wagen. Die auf dem Badezer Teiche, in Anhalt, nistenden Graugänse kamen mehr als einmal auf den tollen Einfall, nach zehn Kilometer entfernten Teichen zu wandern, als ihre Jungen kaum zwei Wochen alt waren, ungeachtet die Richtung des langen und beschwerlichen Weges über freies Feld, quer über ein paar Landstraßen, mehrere Feldwege, das Nuthethal, mit mehreren Dörfern und Mühlen besetzt, durchschneidend, und nahe an der Stadt Zerbst vorüberführt. Höchst wahrscheinlich erreichte niemals der zehnte Theil von allen solchen oder kaum ein paar Familien das Ziel einer so unsinnigen Reise. Wenn man die Alten von den Jungen wegschießt, ehe diese Federn erhalten, müssen viele von ihnen umkommen. Es schlagen sich zwar die verwaisten zu den Jungen anderer Alten, welche diese leiden wollen; da jedoch dies nur wenige thun, so versammelt oft eine mitleidige Alte eine sehr zahlreiche Familie um sich. Wir sahen einst eine so gutmüthige Familienmutter von sechzig und einigen Jungen umgeben, welche sie führte, als ob alle ihre leiblichen Kinder gewesen wären. Finden sie keine Familie, welche sie aufnimmt, so halten sie zwar geschwisterlich zusammen; da sie aber mütterliche Sorge und väterlichen Schutz entbehren, gehen die meisten sehr bald zu Grunde." Jemehr die Jungen herangewachsen, um so weniger ängstlich besorgt um sie zeigt sich der Familienvater. Sobald die Mauser beginnt, welche bei ihm stets ein bis zwei Wochen früher als bei seiner Gattin eintritt, entzieht er sich der Familie und verbirgt sich später, wenn er nicht fliegen kann, im Schilfe. Wenn auch die Familienmutter in diese Verlegenheit kommt, sind die Jungen bereits flugbar und fähig, den Führer entbehren zu können.

Jung eingefangene Graugänse werden bald zahm; selbst alte, welche in die Gewalt des Menschen geriethen, gewöhnen sich an den Verlust ihrer Freiheit und erkennen in dem Menschen einen ihm wohlwollenden Pfleger. Doch verleugnen auch solche, welche man durch Hausgänse erbrüten und erziehen ließ, ihr Wesen nie. Sobald sie sich erwachsen fühlen, regt sich in ihnen das Gefühl der Freiheit: sie beginnen zu fliegen und ziehen, wenn man sie nicht gewaltsam zurückhält, im Herbste mit anderen Wildgänsen nach Süden. Zuweilen geschieht es, daß einzelne zurückkommen, das Gehöft, in welchem sie groß wurden, wieder aufsuchen; sie aber gehören doch zu den Ausnahmen. Von vier im Hause erbrüteten und erwachsenen Wildgänsen, welche Boje beobachtete, entzogen sich nach und nach drei der Obhut ihrer Pfleger; eine aber kehrte im nächsten Frühlinge und in der Folge dreizehn Jahre lang alljährlich zu dem Gute zurück, auf welchem man sie aufgezogen hatte, bis sie endlich ausblieb, also wohl ihren Tod gefunden haben mußte. Sie stellte sich in den dreizehn Jahren nie früher als den ersten, nie später als den vierten April, also mehrere Wochen später als die übrigen Gänse ein, zeigte sich auf dem Hofe sehr zahm, außerhalb desselben ebenso scheu wie die wilden ihresgleichen, kam in den ersten Wochen nach ihrer Rückkunft gewöhnlich morgens und abends, um sich ihr Futter zu holen, blieb auch wohl eine halbe bis eine ganze Stunde, flog dann jedoch immer wieder zurück und sofort dem nahen See zu, so daß man auf die Vermuthung gerieth, sie möge dort ihr Nest haben. Von der Zeit an, in welcher die wilden Gänse Junge auszubringen pflegen, blieb sie länger auf dem Hofe, und später hielt sie sich beständig dort auf. Abends zehn Uhr erhob sie sich regelmäßig und flog stets in derselben Richtung davon, dem See zu. Kurz ehe sie aufflog, ließ sie erst einzelne Rufe vernehmen; die Laute folgten sich immer schneller, bis sie sich erhoben hatte, verstummten aber, sobald sie einmal ordentlich im Fluge war. Einstmals, als sie im April zurückkehrte, erschien eine zweite Gans mit ihr. Beide kreisten hoch in der Luft; die erstere ließ sich auf dem Rasen nieder, die wilde folgte mit allen Anzeichen von Furcht,

erhob sich aber unter heftigem Geschreie sofort wieder und flog davon. Wo jene während des Sommers die Nächte zubrachte, ist nicht ermittelt worden. Sie flog jeden Abend dem See zu; man fand sie aber am frühen Morgen oft schon um drei Uhr auf dem Rasen des Hofes sitzen. Ihr Wegfliegen war jedesmal mit Geschrei verbunden, ihr Kommen nie. Im Herbste, gegen die Zugzeit hin, ward sie unruhig, flog oft und mit anhaltendem Schreien auf, blieb auch weniger lange auf dem Hofe, bis sie zuletzt nicht mehr gesehen ward und erst im nächsten Frühjahre zurückkehrte.

Alte Graugänse fallen den größeren Adlern und Edelfalken nicht selten, Füchsen und Wölfen zuweilen zur Beute. Vor dem Menschen nehmen sie sich stets sehr in Acht, und ihre Jagd erfordert deshalb einen ausgelernten Jäger. Stellt man sich unter ihren Flugstraßen, welche sie regelmäßig einhalten, verdeckt an, im Röhrichte z. B., so erlegt man sie leicht; ebenso gelingt in vielen Fällen eine nächtliche Jagd mit Treibern und vorgestellten Schützen. Hier und da verfolgt man sie auch wohl, sehr unwaidmännisch, nach Art der Lappen während der Zeit, in welcher sie flugunfähig sind, vom Boote aus, zwingt sie zu beständigem Untertauchen, bis sie, ermattet, nicht mehr tauchen können, und schlägt sie dann mit Stangen todt oder gibt ihnen einen Gnadenschuß. Das Wildpret der alten Wildgänse ist hart und zähe, das der jungen dagegen außerordentlich schmackhaft, ehrbare Jagd also in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Die Federn werden hochgeschätzt und wohl mit Recht für besser gehalten als die der Hausgans; namentlich die Dunen gelten als vorzüglich. Bei Hervorhebung des Schadens, welchen die Graugans durch Auflesen von Getreidekörnern, Ausklauben der Aehren, Abweiden der Saat, Abpflücken von Kraut und dergleichen bringen soll, scheint eher Mißgunst als Gerechtigkeit maßgebend zu sein.

Drei nahe verwandte Wildgänse, die Saat-, Acker- und Rothfußgans, sind vielfach verkannt, mit einander verwechselt oder verschmolzen worden, unterscheiden sich jedoch im Leben so bestimmt, daß ihre Artselbständigkeit nicht bezweifelt werden kann.

Bei der Saatgans, Roggen-, Bohnen-, Moor-, Zug- und Hagelgans (Anser segetum, paludosus und platyuros, Anas segetum), sind Kopf und Hals erdbraun, Stirnrand und seitliche Schnabelwurzelgegend durch drei getrennte, schmal halbmondförmige weiße Streifen geziert, Mantel, Schultern und kleine Oberflügeldeckfedern tiefbraun, durch schmale hell fahlbräunliche Federsäume streifig gezeichnet, Unterrücken und Bürzel einfarbig schwarzgraubraun, Kropf, Brust und Seiten, mehr und mehr nach unten dunkelnd, tief- oder schwarzbraun und silberweiß geschuppt, die obersten Tragfedern innen breit weiß gesäumt, Bauch, längste obere und alle unteren Schwanzdecken weiß, die Hand- und Armschwingen braunschwarz, an der Wurzel dunkel aschgrau, weiß geschaftet, die Schulterfedern und alle großen oberen Flügeldeckfedern tiefbraun, schmal schmutzigweiß gekantet, der Oberflügelrand und alle Unterflügeldeckfedern tief aschgrau, die Schwanzfedern schwarzbraungrau, mit nach außen hin sich verbreiternden weißen Seitenkanten und weißen Enden. Das Auge ist dunkel nußbraun, der Schnabel schwarz, hinter dem Nagel, einen beide Laden umfassenden breiten Ring bildend, hell gelbroth, der Fuß orangefarben. Im hohen Alter verlieren sich die weißen Mondflecke am Schnabel und dunkelt die Färbung; in der Jugend sind jene noch nicht vorhanden und alle Theile lichter, schmutziger und grauer gefärbt. Die Länge beträgt durchschnittlich sechsundachtzig, die Breite einhundertundachtzig, die Fittiglänge achtundvierzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Die von meinem Vater unterschiedene Ackergans, Feld- oder Feldsaatgans (Anser arvensis und rufescens), unterscheidet sich von der Saatgans, welcher sie in allen Kleidern ähnelt, durch bedeutendere Größe, jedoch zierlichere Gestalt, den verhältnismäßig längeren und gestreckteren, an der Wurzel sehr hohen und breiten, an der Spitze abgeflachten, nur auf der Firste, dem hinteren Theile der Laden oder Schneiden und am Nagel schwarzen, übrigens orangerothen Schnabel, die kürzeren Fittige, welche, zusammengelegt, das Ende des Schwanzes eben

erreichen, nicht aber, wie bei der Saatgans, merklich überragen, den etwas längeren Schwanz, den schwarzgrauen Unterrücken und den am oberen Flügelrande wie unterseits dunkel-, nicht aber tief-aschgrau gefärbten Fittig. Die Länge beträgt durchschnittlich fünfundneunzig, die Breite einhundertvierundsiebzig, die Fittiglänge funfzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Die Rothfußgans endlich, welche ebenfalls von meinem Vater zuerst beschrieben wurde (Anser obscurus, brachyrhynchus, brevirostris und phoenicopus), unterscheidet sich von der ihr ähnlichen Saatgans durch ihre merklich geringere Größe, den auffallend kurzen, plumpen und dicken Schnabel, dessen Ringband kaum größere Ausdehnung als bei der Saatgans und blaß rosenrothe Färbung hat, die kleinen, ebenfalls rosenroth gefärbten Füße, die kurzen Fitttige, welche, zusammengelegt, das Ende des Schwanzes nicht erreichen, und das sehr dunkle, auf dem Oberkopfe schwarzbraune, am Halse röthlichbraune, auf der Oberseite wie an den Weichen matt schwarzgraue, hellgrau umrandete Gefieder. Die Länge beträgt etwa zweiundachtzig, die Fittiglänge zweiundvierzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Da die vorstehend kurz beschriebenen drei Gänsearten regelmäßig nicht unterschieden werden, als Bälge auch kaum zu unterscheiden sind, läßt sich die Heimat jeder einzelnen Art noch nicht bestimmen, nicht einmal aus Feststellung der Zugstraßen ableiten; wohl aber dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten, daß keine von allen in Deutschland nistet, ihr Brutgebiet vielmehr im hohen Norden der Alten Welt zu suchen ist. Für die Saatgans sind Island, Lappland und von hier ab die Tundren Europas und Asiens bekannte Brutgebiete; die Ackergans nistet, nach Nordvi's Befund, ebenfalls in Lappland; von der Rothfußgans wissen wir, daß sie im Sommer auf Spitzbergen lebt. Auf dem Zuge durchwandern Saat- und Ackergans unser Vaterland in jedem Herbste und Frühlinge, wogegen die Rothfußgans hier bei weitem seltener, dafür aber in Norwegen, Großbritannien, Holland, Belgien und Frankreich regelmäßig beobachtet und wohl auch alljährlich erbeutet wird. Die Saatgans erscheint bei uns zu Lande in unzählbaren Scharen bereits um die Mitte des September, verweilt hier, wenn die Witterung es gestattet, während des ganzen Winters, zieht bei Schneefall und eintretender Kälte weiter, bis auf die drei südlichen Halbinseln Europas, selbst bis Nordwestafrika, kehrt jedoch, sobald sie irgend kann, wieder nach nördlicheren Ländern zurück, bleibt meist bis zur Mitte, auch wohl bis zu Anfang des Mai unterwegs oder in Deutschland und bricht nunmehr erst nach ihren Brutplätzen auf. Die Ackergans erscheint stets um einen Monat später, etwa zu Ende des Oktober, verläßt uns im Winter seltener als jene und tritt schon um einen Monat früher den Heimweg an. Die Rothfußgans kommt und geht mit ihr, nicht mit jener, zieht ebenfalls ohne Noth nicht weit nach Süden und überwintert in Großbritannien wie in Holland regelmäßig. Jede Art hält sich während ihrer Reise gesondert, schließt sich vielleicht einer Verwandten an, mischt sich aber nicht unter deren Flüge.

Wesen und Betragen aller Feldgänse, wie wir die Gruppe nennen mögen, ähneln sich so, daß ich mich auf eine kurze Schilderung des Auftretens und Gebarens der Saatgans beschränken darf. Während ihres Aufenthaltes in der Winterherberge bildet diese stets sehr zahlreiche Gesellschaften, welche zu gewissen Tageszeiten auf bestimmten Stellen sich versammeln, zu bestimmten Zeiten zur Weide fliegen und zu bestimmten Zeiten zurückkehren. Mit besonderer Vorliebe nehmen sie auf unbewohnten, kahlen, von seichtem Wasser umgebenen und vom Ufer aus nicht zu beschießenden Strom- oder Seeinseln und, in Ermangelung solcher gesicherten Schlafplätze, an einem ähnlich beschaffenen Seeufer ihren Stand oder wählen einen schwer zugänglichen Sumpf oder seichten Bruch zu gleichem Zwecke. Fehlen einer Gegend auch Sümpfe und Brüche, so entschließen sie sich wohl oder übel, die freie Wasserfläche eines größeren Teiches oder Sees zu benutzen. Von dem Sammel-, Ruhe- und Schlafplatze aus fliegen sie mit Tagesgrauen, nie ohne Geschrei und Lärm, auch stets bestimmte Zugstraßen einhaltend, nach den Feldern hinaus, um dort sich zu äsen, kehren gegen elf Uhr vormittags auf den Stand zurück, trinken, baden, putzen und glätten das Gefieder, unter-

halten sich, schlafen wohl auch ein wenig, treten nachmittags gegen zwei oder drei Uhr einen zweiten Ausflug an und wenden sich mit Eintritte der Dämmerung dem Schlafplatze zu. Ist die Gegend wasserreich und sicher, so unterlassen sie vielleicht auch in der Mittagszeit den Hin- und Widerflug und begeben sich dafür, nachdem sie irgendwo getrunken und gebadet, auf hoch gelegene, ruhige Felder, um hier zeitweilig zu ruhen. Theilt sich das Heer wirklich einmal, so geschieht es doch nur, während sie fliegen, indem ein Trupp in verschiedenem Abstande hinter dem anderen einherzieht. Im Herbste besuchen sie Stoppeln, um hier Körner aufzulesen, später die Wintersaaten, um hier das schossende Getreide zu äsen. So treiben sie es, so lange sie bei uns weilen.

Alle Begabungen der Saatgans stehen mit denen der Graugans mindestens auf derselben Höhe. Sie geht, schwimmt und fliegt ebensogut wie letztere, besitzt eine nicht minder laute Stimme und beweist, daß sie an Verstand jener nicht nachsteht. Im Gehen trägt sie sich zierlich, im Fluge bildet auch sie stets eine Reihe oder die Keilordnung und bewegt die Schwingen mit weit ausholenden Schlägen. An der Spitze des Keiles fliegt, nach Naumanns Beobachtungen, stets ein altes Männchen, meist der Vater einer Familie, und hinterdrein Weibchen, Junge und einzelne, welche ihre Eltern verloren haben mögen; doch gesellen sich zuweilen auch mehrere Familien, deren Glieder dann stets hintereinander herziehen und die einmal angenommene Ordnung festhalten. Die durchdringende, weit schallende Stimme ähnelt der unserer Grau- oder Hausgans ebenfalls. Ein murmelndes „Tabdabdat" ist Unterhaltungslaut, ein kräftiges, tiefes „Keiak, kaiaiah" der Warnungsruf der Männchen, ein höheres „Keiäkäk, kaiki, kliwrä, kjiikgik" derselbe Ruf der Weibchen, ein heiseres „Käng" der Ausdruck des Verlangens nach Wasser, lautes, gellendes Geschrei der des Schreckes oder Entsetzens, heiseres Zischen der hoher Erregung. Verständig und umsichtig ist die Saatgans in demselben Grade wie ihre weiter oben beschriebene Verwandte, ihr Gedächtnis bewunderungswürdig, ihre Vorsicht ebenso groß wie ihr Mißtrauen. Jede Vorkehrung, sie zu täuschen, erweist sich in der Regel als vergeblich, jeder Versuch, sie zu überlisten, als verfehlt. Auch sie unterscheidet gefährliche und ungefährliche Menschen, vertraut aber keinem und nimmt immer das gewisse für das ungewisse. Wer ihr auf ihrem Ruheplatze Futter streute, verscheucht sie sicher; wer sie einmal täuschte, gewinnt ihr Vertrauen, auch wenn sie lange in Gefangenschaft gelebt hat und sehr zahm geworden ist, so leicht nicht wieder. Auch sie gewöhnt sich an Gefangenschaft und Pfleger, beweist letzterem sogar mit der Zeit innige Anhänglichkeit, läßt sich herbeirufen, berühren und streicheln, verliert ihren Argwohn aber niemals gänzlich und vergißt eine ihr zugefügte Unbill in Jahren nicht. Mit anderem Geflügel verkehrt sie in der Gefangenschaft ebensowenig wie im Freien; gegen die Graugans bethätigt sie entschiedene Abneigung; ihre nächsten Verwandten oder Enten duldet sie wohl unter sich, geht aber kaum jemals einen Freundschaftsbund mit ihnen ein. Gleichwohl kann es geschehen, daß sie in Gefangenschaft mit einer anderen Wildgans erfolgreich sich paart.

Ueber ihre Fortpflanzung im Freien mangeln noch eingehende Beobachtungen. Das Nest, welches dem anderer Wildgänse gleicht, steht in Sümpfen auf Kaupen und anderen Erhöhungen und enthält in der zweiten Hälfte des Juni sieben bis zehn denen der Graugans ähnliche, um etwa vier Millimeter kürzere Eier.

Hinsichtlich der Feinde, der Jagd und Nutzung gilt dasselbe, was bei Schilderung der Graugans bemerkt wurde.

Ebenso wie die Feldgänse sind auch drei Bläßgänse, welche Europa bewohnen und durchwandern, verkannt oder verschmolzen worden, und wiederum ist es die Beobachtung lebender Vögel, welche deren artliche Trennung rechtfertigt.

Die größte dieser Arten ist die Mittelgans (Anser medius, intermedius und Bruchii). Ihre Länge beträgt etwa sechsundsiebzig, die Breite einhundertundsechzig, die Fittiglänge siebenundvierzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter. Eine nierenförmige Stirnquerbinde und

ein sichelförmiger Fleck an jeder Schnabelseite sowie das Kinn sind weiß, Kopf und Hals dunkel-, die Obertheile braungrau, lichter gerandet, die Untertheile gänsegrau, Ober- und Unterbrust mit vielen schwarzen, zwischen die grauen eingesprengten Federn besetzt, Bürzel, Steiß und Unterschwanzdecken weiß, die Handschwingen aschgrau, die Armschwingen schwarz, zart weiß gesäumt, Achsel- und Flügelrand licht aschgrau, die kleinen Flügeldeckfedern hell aschgrau, alle Federn dieser Theile hell bräunlich gesäumt, die Schwanzfedern schwärzlich braungrau, schmal weißlich gesäumt und am Ende breit weiß gerandet. Dem Jugendkleide fehlen die weißen Zeichnungen am Schnabelgrunde und die schwarzen Brustfedern; das Gefieder ist im ganzen fast einfarbig grau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel fast einfarbig röthlichgelb, der Fuß lebhaft orangefarben.

Von der beschriebenen Art unterscheidet sich die Bläßgans, Lach- und Helsinggans (Anser albifrons, septentrionalis, pallipes, frontalis und Gambelli), durch geringere Größe, breite, bis auf den Vorderscheitel reichende weiße Schnabelumrandung, sehr dicht stehende schwarze Flecke auf der Brust und rein aschgraue Ober- und Unterflügel. Ihre Länge beträgt etwa siebzig, die Breite einhundertundfunfzig, die Fittiglänge vierundvierzig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter. Die Flügelspitzen reichen bis an das Schwanzende.

Die Zwerggans (Anser brevirostris, cineraceus, minutus, erythropus und Temminckii) endlich ist noch bedeutend kleiner: ihre Länge beträgt nur sechzig, die Breite einhundertachtundfunfzig, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge neun Centimeter. Der weiße Stirnfleck reicht bis zur Mitte des Scheitels hinauf und ist schwärzlich umsäumt, die Brust infolge der vielen dunklen Federn fast schwarz, das übrige Gefieder dem der Bläßgans fast gleich gefärbt. Die Flügelspitzen reichen bis über das Schwanzende hinaus. Das Augenlid ist an seinem Rande lebhaft orangefarben gefärbt.

Wie bei den Feldgänsen läßt sich die Heimat dieser drei mehr durch ihre Größe als durch ihre Färbung unterschiedenen Bläßgänse zur Zeit noch nicht mit Sicherheit angeben. Man hat sie in allen Tundren rings um den Nordpol gefunden, im günstigsten Falle aber nur Bläß- und Zwerggans unterschieden. Nach Fabers Ausspruche ist die auf Island brütende Bläßgans die Mittelgans, nach Nordvi's Ansicht die in Lappland nistende die Zwerggans; nach übereinstimmenden Beobachtungen treten Bläß- und Zwerggans in ganz Nordsibirien auf. In Deutschland erscheinen alle drei Arten, ziemlich regelmäßig jedoch nur Bläßgänse im engeren Sinne, auf dem Durchzuge nach Süden im Oktober, gesellen sich den Saatgänsen, ohne sich unter sie zu mischen, und besuchen dieselben Oertlichkeiten wie letztere. Da die Hauptmasse, wie es scheint, den Küsten folgt, bemerkt, fängt und erbeutet man in Holland alle drei Arten weit öfter als in Deutschland; ebenso kommen sie in Südnorwegen, Dänemark, Großbritannien, Belgien und Frankreich viel häufiger vor als bei uns. Die Nordeuropa entstammenden Bläßgänse reisen bis Egypten, die in Nordasien geborenen bis Südpersien und Indien. Im März und April kehren alle heimwärts.

Im Betragen unterscheiden sich die Bläßgänse wenig von ihren beschriebenen Verwandten, am wenigsten von den Feldgänsen. Sie gehen, schwimmen und fliegen wie diese, haben aber eine gänzlich verschiedene, ungefähr wie „Klitklit“ oder „Kläkkläk, Kling“ und „Kläng“ lautende Stimme. Gefangene betragen sich ganz so wie Feldgänse, werden ebenso zahm und bleiben ebenso mißtrauisch. Auch die Nahrung beider Arten ist dieselbe, und selbst das Brutgeschäft unterscheidet sich nicht wesentlich von dem jener Verwandten. Die Eier ähneln denen der Feldgänse, sind aber merklich kleiner, die, welche der Bläßgans zugeschrieben werden, nur etwa achtzig Millimeter lang und dreiundfunfzig Millimeter dick.

Gefangen werden die Bläßgänse wie alle Verwandten, am unteren Ob seitens der Ostjaken namentlich in großen Klebenetzen, welche man in breiten, zwischen dem Weidenbestande der Strominseln hergestellten Durchhauen aufstellt, gejagt vor allem in Egypten durch reisende

Engländer, welche behufs der „Niljagden“ ungeheuerliche Gewehre, wahre Donnerbüchsen, mit sich führen und mit kleinen Kugeln nach den auf Sandbänken sitzenden Gänsen knallen. Die gefangenen Bläßgänse unserer Thiergärten stammen aus Holland.

Eine nur auf die eigenartige Färbung begründete Untersippe (Chen) vertritt die Schneegans (Anser hyperboreus, niveus, nivalis und albatus, Anas hyperboreus und nivalis, Chen hyperboreus und albatus, Chinochen hyperborea, Tadorna nivea), welche in zwei ständigen, durch die Größe unterschiedenen Nebenarten (Anser hyperboreus und Anser albatus) aufzutreten scheint. Der alte Vogel ist bis auf die ersten zehn Schwingen schneeweiß; letztere sind schwarz, ihre Schäfte am Grunde weiß, nach der Spitze hin ebenfalls schwarz. Im Jugendkleide ist das Gefieder nur auf dem Kopfe und dem Nacken weißgraulich überflogen, auf der Unterseite des Halses, dem Oberrücken, den Schulterfedern, der Brust und den Seiten schwärzlichgrau, weiter unten blasser; die hinteren Theile des Rückens und die Oberschwanzdeckfedern sind aschgrau, die Handschwingen grauschwarz, die Armschwingen ebenso gefärbt und graulichweiß gesäumt, die Schwanzfedern dunkelgrau, in gleicher Weise gerändert. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel blaß schmutzigroth, an den Rändern schwärzlich, der Fuß blaß schmutzigkarminroth. Die Länge beträgt sechsundachtzig, die Breite einhundertundsechzig, die Fittiglänge fünfundvierzig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter.

Die Heimat der Schneegans ist der hohe Norden Amerikas; sie verbreitet sich aber auch über Nordostasien und verirrt sich zuweilen nach Europa, zählt sogar zu denjenigen Vögeln, welche als deutsche aufgeführt werden. Doch ist ihr Vorkommen auf der Osthälfte der Erde immerhin ein seltenes; denn ihr Nistgebiet beschränkt sich auf die Küstenländer von der Hudsonsbai an bis zu den Aleuten, und ihre Wanderungen geschehen mehr in südöstlicher als in südwestlicher Richtung. Allerdings bemerkt man sie in jedem Winter im nördlichen China und Japan, einzeln auch in Westsibirien und selbst in Rußland; die Hauptmasse aber wandert durch Nordamerika und nimmt in den südlicheren Theilen der Vereinigten Staaten oder in Mittelamerika Herberge. In Texas, Mejiko, auf Cuba und auf den übrigen westindischen Inseln ist sie während der Wintermonate, d. h. vom Oktober bis zum April, gemein; in Südkalifornien, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia und Florida sieht man um diese Zeit Flüge von vielen tausenden. Auch diese verweilen während des Winters nicht an einer und derselben Oertlichkeit, sondern richten sich nach der Witterung und fliegen, dementsprechend, bald mehr nach Süden hin, bald wieder nach Norden zurück. Auf ihren Reisen durch die Vereinigten Staaten pflegen sie in bedeutenden Höhen dahinzuziehen, und daher mag es kommen, daß man von der Menge, welche die nördlichen Theile dieses Landes durchwandert, erst eine Vorstellung gewinnt, wenn man sie in ihrer Winterherberge aufsucht. Der Flug ist vortrefflich, der Gang gut, die Haltung aber nicht so anmuthig als die der Schwanengans. Abweichend von diesen zeigt sie sich, laut Audubon, sehr schweigsam. Bei ihrer Ankunft in der Winterherberge sind sie zutraulich gegen den Menschen; infolge schlimmer Erfahrungen aber werden auch sie bald sehr scheu.

Durch Richardson erfahren wir, daß die Schneegans im nördlichsten Amerika, in den Sümpfen und Morästen der Tundra in erheblicher Anzahl brütet und gelblichweiße, schön geformte Eier legt, welche ein wenig größer als die der Eiderente, nämlich etwa zweiundsiebzig Millimeter lang und achtundvierzig Millimeter dick, sein sollen. Die Jungen werden im August flugfähig und beginnen um die Mitte des September umherzustreichen.

Während des Hochsommers ernährt sich die Gans hauptsächlich von Gräsern und Kerbthieren; später frißt sie Beeren, namentlich Rauschbeeren. Gefangene Gänse dieser Art, welche Audubon hielt, wurden bald zahm und gewöhnten sich an verschiedene Pflanzennahrung. Blackistone erzählt, daß bei einer gezähmten Schneegans, welche einer seiner Bekannten hielt, sich während der Zugzeit ein Wildling einstellte und in Gesellschaft jener den Winter verlebte. Im folgenden

Frühlinge flog er weg, vereinigte sich mit einem vorüberfliegenden Zuge und reiste nach Norden; aber sonderbar genug: im Herbste erschien er wieder und verlebte wieder den Winter bei seiner früheren Gefährtin. Dies dauerte zwei oder drei Jahre nach einander, bis er ausblieb; wahrscheinlich war er getödtet worden. In Europa sind meines Wissens Schneegänse niemals in Gefangenschaft gehalten worden.

Barenston sagt, daß diese Gans einer der hauptsächlichsten Jagdvögel ist, und daß namentlich die Indianer arge Verheerungen unter den wandernden Schwärmen anrichten. Nicht selten soll es vorkommen, daß ein guter Jäger während der Zugzeit hunderte erlegt. Der Schütze pflegt zwei Gewehre zu führen und sich, die vorüberziehenden Gänse erwartend, im Grase zu verbergen. Er feuert unter die Haufen; sein Weib ladet die Gewehre. Das Fleisch der jungen Vögel soll vortrefflich sein und das der Alten wenigstens zu kräftigen Suppen gebraucht werden.

*

Die Meergänse (Bernicla) sind verhältnismäßig klein, gedrungen gebaut, aber doch zierlich gestaltet. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel schwächlich, klein und kurz, an der Wurzel stark, hoch und breit, gegen die Spitze schmächtig, seine Bezahnung schwach, der Fuß kräftig, aber ziemlich niedrig, der Fittig so lang, daß er das Ende des Schwanzes erreicht, der Schwanz kurz, sanft abgerundet, das Gefieder dicht, am Halse seicht gerieft, seine Hauptfärbung ein dunkles Aschgrau, von welchem Tiefschwarz, Zimmetroth, Weiß ꝛc. lebhaft abstechen.

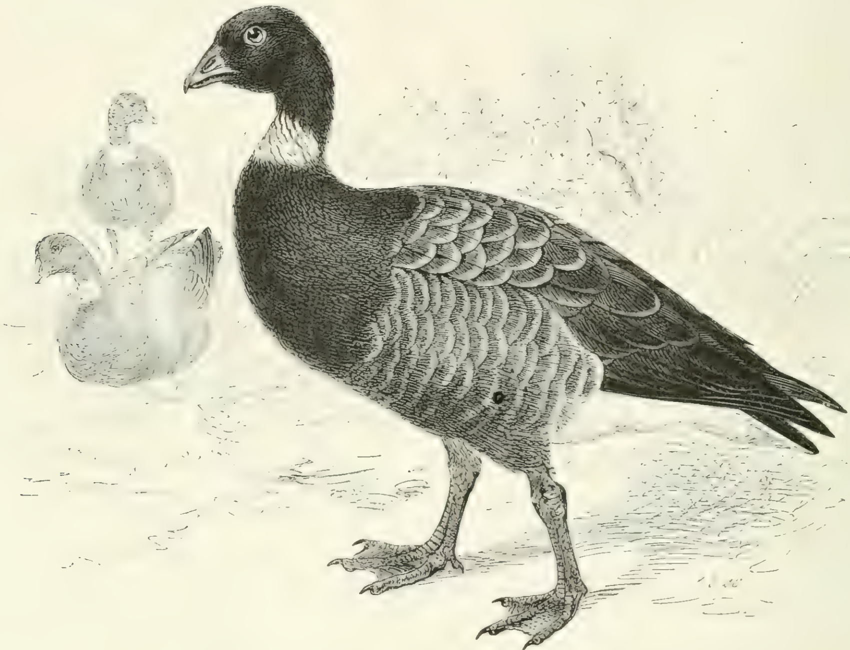
In Deutschland kommen drei Arten dieser Sippe vor, am häufigsten die Ringelgans, Bronk-, Kloster- oder Rottgans (Bernicla monacha, torquata, brenta, collaris, glaucogaster, micropus, platyuros, pallida und melanopsis, Anas bernicla und monacha, Anser brenta und torquatus, Branta bernicla, Seite 468). Vorderkopf, Hals, Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, die Federn des Rückens, der Brust und des Oberbauches dunkelgrau, etwas lichter gerandet, die Bauchseiten, die Steißgegend und die Oberschwanzdeckfedern weiß. An jeder Seite des Halses steht ein halbmondförmiger weißer Querfleck, und die Federn sind hier seicht gerieft. Die jungen Vögel sehen dunkler aus und tragen den Halsschmuck noch nicht. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel röthlich-, der Fuß dunkelschwarz. Die Länge beträgt zweiundsechzig, die Breite einhundertvierundzwanzig, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge elf Centimeter.

Die Nonnengans, Bernikel-, See- oder Nordgans (Bernicla leucopsis und erythropus, Anas, Anser und Branta leucopsis), ist ein wenig größer als die Ringelgans; ihre Länge beträgt siebzig, die Breite einhundertundvierzig, die Fittiglänge dreiundvierzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter. Stirne und Kopfseiten, Oberschwanzdecken, Brust, Bauch und Steißgegend sind weiß, die Weichenfedern schwach dunkel quergebändert, Hinterkopf, Hals, ein schmaler Zügelstreifen bis zum Auge, Nacken, Ober- und Mittelrücken glänzend und tiefschwarz, die Federn des Oberrückens braun gesäumt, die Mantelfedern aschgrau, weiß umrandet, die Schwingen schwarzbraun, außen bis gegen die Spitze hin blaugrau gekantet, Oberflügeldeck- und Schulterfedern dunkel aschgrau, gegen das Ende hin schwarzbraun, am Ende schmal weiß gesäumt, die Schwanzfedern schwarz. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel wie der Fuß schwarz.

Ungleich schöner als beide ist die Rothhalsgans, Spiegel-, Mops- und Möppelgans (Bernicla ruficollis, Anas, Anser und Rufibrenta ruficollis). Ihre Länge beträgt fünfundfunfzig, die Breite einhundertfünfunddreißig, die Fittiglänge siebenunddreißig, die Schwanzlänge elf Centimeter. Kopf und Hinterhals, Rücken, Mantel, Flügel, mit Ausnahme der weiß gesäumten oberen Deckfedern, Schwanz, Brust und Seiten sind schwarz, ein länglich runder Zügelfleck und ein Brauenstreifen, welcher hinter dem Ohre bogig zur Halsseite herabläuft und hier mit

einem zweiten, hinter dem Auge abgezweigten, senkrecht an der Kopfseite herab- und von hier aus in stumpfem Winkel abspringenden, ebenfalls nach der Halsmitte verlaufenden, gleichbreiten sich vereinigt, ein volles Nacken- und Brustband, die Weichen, Mittelbrust, Bauch, Steiß, Ober- und Unterschwanzdecken weiß, die Weichenfedern am Ende breit schwarz gesäumt, ein großer, von den weißen Streifen eingeschlossener Ohrfleck, Kehle, Vorderhals und Kropf endlich lebhaft zimmetroth. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel bläulich-, der Fuß tiefschwarz.

Der hohe Norden der Alten und Neuen Welt ist die Heimat der Ringelgans. Als Brutgebiet dürfen die Küsten und Inseln gelten, welche zwischen dem sechzigsten und achtzigsten Grade der



Ringelgans (Bernicla monacha). 1/6 natürl. Größe.

Breite liegen. Auf Island brüten nur wenige, auf Spitzbergen sehr viele Ringelgänse; mehr nach Osten hin begegnet man ihnen im hohen Sommer an allen Küsten des Eismeeres, ebenso in der Hudsonsbai und in den benachbarten Gewässern in Menge. Von dieser unfreundlichen Heimat aus treten sie alljährlich Wanderungen an, welche sie an unsere Küsten, zuweilen auch in südlichere Gegenden führen. Zu Ende des Oktober oder spätestens im Anfange des November bevölkern sie alle flachen Gestade der Ost- und Nordsee zu tausenden. Soweit das Auge reicht, sieht man die Watten oder die Sandbänke, welche von der Ebbe bloßgelegt werden, bedeckt von diesen Gänsen; ihr Geschrei übertönt das Rollen der Brandung; ihre Massen gleichen, von fern gesehen, wenn sie auffliegen, einem dichten, weit verbreiteten Rauche und lassen jede Schätzung als unzulässig erscheinen. Die Nonnengans theilt mit der Verwandten dieselbe Heimat, scheint aber nur lückenhaft aufzutreten. Im Herbste findet sie sich an den Küsten Südgrönlands, Islands, Großbritanniens, Jütlands, Norddeutschlands, Hollands, Belgiens und Frankreichs ein, verbringt an allen geeigneten Stellen der genannten Länder auch den Winter, tritt hier und da kaum minder zahlreich auf als die Ringelgans und kehrt im Frühjahre auf ihre noch unbekannten Brutplätze zurück. Die Rothhalsgans endlich ist im hohen Norden Asiens, vielleicht auch im äußersten Nordosten Europas heimisch, brütet an der Boganida nicht selten, wandert schon durch das Obthal und, ebenso wohl allen

großen sibirischen Flüssen entgegen, in zahlreichen Scharen nach Süden, dann und wann, immer aber äußerst selten, auch auf der nordöstlich-südwestlichen Heerstraße durch Westeuropa, und überwintert am Kaspischen, einzeln wohl auch am Schwarzen, selbst am Mittelländischen Meere, am häufigsten vielleicht an den Steppenseen Turkestans.

Die Ringelgans, auf deren Lebensschilderung ich mich beschränken muß, ist, ebenso wie ihre Verwandten, ein Küstenvogel, welcher das Meer selten aus den Augen verliert und nur ausnahmsweise, größeren Strömen folgend, das Binnenland besucht. Vor den meisten ihrer mehr im letzteren heimischen Verwandten zeichnet sie sich aus durch Zierlichkeit und Anmuth, Geselligkeit und Friedfertigkeit, ohne jenen an Sinnesschärfe nachzustehen. Sie geht auf festem wie auf schlammigem Boden gleich gut, schwimmt leicht und schön, taucht vortrefflich, jedenfalls besser, fliegt auch leichter und gewandter als alle übrigen Gänse, nimmt aber nicht so regelmäßig wie diese im Fluge die Keilordnung an, sondern zieht meist in wirren Haufen durch die Luft. Beim Aufstehen größerer Scharen vernimmt man ein Gepolter, welches fernem Donner gleicht, bei geradem Fluge in höheren Luftschichten ein deutlich hörbares Sausen, welches schärfer als das der größeren Gänse, aber dumpfer als das der Enten klingt. Die Stimme ist sehr einfach: der Lockton besteht aus einem schwer wiederzugebenden Rufe, welcher etwa wie „Knäng" klingt; der Unterhaltungslaut ist ein rauhes und heiseres „Kroch", der Ausdruck des Zornes, wie gewöhnlich, ein leises Zischen. Nach Art ihrer Verwandten lebt sie nur mit ihresgleichen gesellig und hält sich, wenn sie gezwungen mit anderen vereinigt wird, stets in geschlossenen Haufen. Eine von diesen zufällig abgekommene Ringelgans fliegt ängstlich umher, bis sie wieder andere ihrer Art findet, und fühlt sich nicht einmal unter anderen Meergänsen behaglich. Bringt man sie mit Verwandten zusammen, so zeigt sie sich gegen diese äußerst friedfertig, hauptsächlich wohl deshalb, weil sie sich ihrer Schwäche bewußt ist und ein Gefühl von Furcht nicht verbannen kann. Dem Menschen gegenüber bekundet sie sich als ein Kind des hohen Nordens, welches selten von dem Erzfeinde der Thiere heimgesucht wird. Sie ist weit weniger scheu als die übrigen Gänse und wird erst nach längerer Verfolgung vorsichtig. In der Gefangenschaft beträgt sie sich anfänglich sehr schüchtern, fügt sich aber bald in die veränderten Verhältnisse und gewinnt nach und nach zu ihrem Pfleger warme Zuneigung, kommt auf dessen Ruf herbei, bettelt um Futter und kann, wenn man sich mit ihr abgibt, dahin gebracht werden, daß sie wie ein Hund auf dem Fuße folgt.

Hinsichtlich der Nahrung unterscheiden sich die Meergänse insofern von den unserigen, daß sie neben Gras und Seepflanzen auch Weichthiere fressen. Im hohen Norden werden sie wahrscheinlich alle dort wachsenden Pflanzen weiden; bei uns bevorzugen sie frisches Wiesengras ähnlichen Stoffen. Gefangene gewöhnen sich an Körnerfutter, müssen aber, wenn sie sich länger erhalten sollen, auch andere Pflanzenstoffe, namentlich Grünzeug verschiedener Art, mit erhalten.

Schon die älteren Seefahrer erwähnen, daß die Ringelgänse häufig auf Spitzbergen nisten; Walfisch- und Nordpolfahrer fanden ihre Brutstatten auf allen Eilanden des höchsten Nordens, welche sie betraten. „Diese häufigsten Gänse Spitzbergens", sagt Malmgren, „brüten sehr zahlreich auf der West- und Nordküste der Insel, ebensowohl auf dem Festlande als auf den Schären, vorzugsweise auf solchen, wo Eidergänse in größeren Mengen nisten. Das aus Wasserpflanzen und deren Blättern sehr unkünstlich zusammengebaute Nest wird oft dicht neben dem der Eiderente angelegt und von dieser häufig beraubt. Das Gelege, welches erst im Juli vollzählig zu sein pflegt, enthält vier bis acht dünnschalige, glanzlose Eier von etwa zweiundsiebzig Millimeter Längs-, siebenundvierzig Millimeter Querdurchmesser und trüb grünlich- oder gelblichweißer Färbung. Beide Gatten eines Paares gefallen sich vor der Brutzeit in gaukelnden Flugkünsten, welche sie in sehr bedeutender Höhe auszuführen pflegen, und das Männchen macht dem Weibchen in ausdrucksvoller Weise den Hof. Am Neste sind beide nicht im geringsten scheu; der Gansert vertheidigt Gattin und Brut gegen jeden nahenden Feind, geht sogar zischend auf den Menschen los, welcher diese oder jene gefährdet. Führt das Paar Junge, so erhöht sich der Muth beider

Eltern noch wesentlich. Gegen Ende des Juli tritt die Mauser ein und macht die Alten ebenso flugunfähig wie die Jungen."

Im hohen Norden stellen Eskimo und Walfischfahrer auch der Ringelgans nach; an den südlichen Küsten wird sie im Herbste und Frühlinge zu tausenden erlegt, in Holland mit Hülfe ausgestellter Lockgänse in noch größerer Anzahl gefangen. Ihr Wildpret gilt als wohlschmeckend, hat jedoch oft einen ranzigen Beigeschmack, welcher nicht jedermann behagen will. Da derselbe von der Muschelnahrung herrührt, pflegt man in Holland die eingefangenen Meergänse einige Zeit lang mit Getreide zu füttern, zu mästen und dann erst zu schlachten.

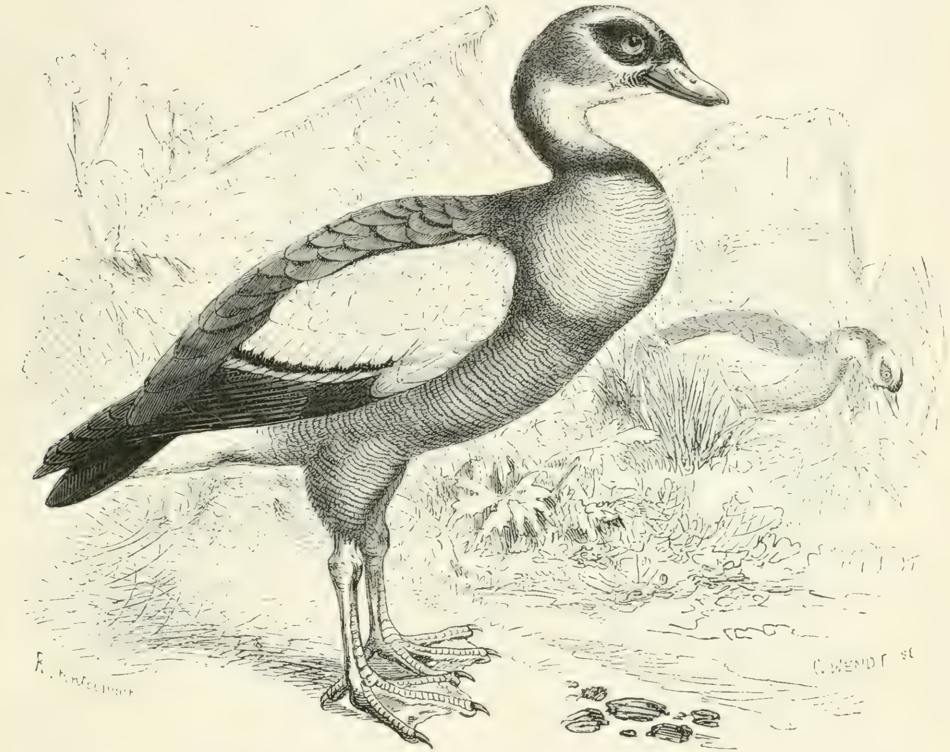
*

Unter den fremdländischen Gänsen verdient noch die Nilgans (Chenalopex aegyptiacus und varius, Anas aegyptiaca, Anser aegyptiacus und varius, Bernicla aegyptiaca) erwähnt zu werden, weil sie von Afrika und Syrien aus Südeuropa ziemlich regelmäßig besucht, auch in Deutschland mehrmals vorgekommen ist. Sie vertritt die Sippe der Fuchsgänse (Chenalopex) und kennzeichnet sich durch ihre schlanke Gestalt, den dünnen Hals, großen Kopf, kurzen Schnabel, die hohen Füße, die breiten Flügel und das prachtvolle Gefieder. Der Schnabel ist halb walzenförmig, an der Stirn erhaben, nach vorn bedeutend niedrig und flach gewölbt, am Ende in einen breiten, runden Nagel übergehend, der Fuß ein Stück über die Ferse nackt, schlank, kleinzehig, der Flügel durch einen kurzen Sporn am Buge und die entwickelten Oberarmschwingen ausgezeichnet, der kurze Schwanz aus vierzehn Federn zusammengesetzt. Kopfseiten und Vorderhals sind gilblichweiß und fein gesprenkelt, ein Fleck um das Auge, der Hinterhals und ein breiter Gürtel am Mittelhalse rostbraun, das Gefieder der Oberseite grau und schwarz, das der Unterseite fahlgelb, weiß und schwarz quer gewellt, die Mitte der Brust und des Bauches lichter, erstere durch einen großen, rundlichen, zimmetbraunen Fleck geschmückt, die Steißfedern schön rostgelb, die Flügeldecken weiß, vor dem Ende schwarz, prachtvoll metallisch spiegelnd, die Schwingenspitzen und Steuerfedern glänzend schwarz. Das Auge ist gelb oder orangegelb, der Schnabel blauröthlich, auf der Oberseite lichter, an der Wurzel und am Haken blaugrau, der Fuß röthlich oder lichtgelb. Die Länge beträgt siebzig, die Breite einhundertundvierzig, die Fittiglänge zweiundvierzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter. Das Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, jedoch etwas kleiner, seine Zeichnung minder schön und der Brustfleck nicht so ausgedehnt.

Afrika von Egypten an bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung und von der Ostküste an bis weit ins Innere ist die Heimat dieser Gans; an der Westküste scheint sie zu fehlen. Von Afrika aus hat sie sich in Palästina und Syrien angesiedelt und wiederholt nach Griechenland, Süditalien und Südspanien verflogen. Ob diejenigen Nilgänse, welche man in Nord- und Westfrankreich, in Belgien und Deutschland erlegte, zu den Irrlingen gezählt werden dürfen oder der Gefangenschaft entflogen waren, steht dahin.

Während meiner Reisen in Afrika habe ich den schönen, auf den altegyptischen Denkmälern vielfach abgebildeten Vogel sehr häufig beobachtet. In Unteregypten kommt die Nilgans selten vor, von Oberegypten nach Süden zu vermißt man sie nur an den ungünstigsten Stellen des Stromes, d. h. bloß da, wo er rechts und links Felsenmauern bespült und keinen Raum für größere Inseln gewährt. Schon in Südnubien begegnet man zahlreicheren Gesellschaften von ihr, und im Sudân gehört sie zu den regelmäßigen Erscheinungen an beiden Strömen, fehlt auch den fern von diesen liegenden Regenteichen und sonstigen Gewässern nicht. Während der Brutzeit sieht man sie paarweise und dann in Gesellschaft der Jungen; später vereinigen sich mehrere Familien, und gegen die Mauserzeit hin, welche sie übrigens nicht flugunfähig macht, gewahrt man unzählbare Scharen von ihr, welche zuweilen meilenweit beide Ufer der Ströme bedecken. Gelegentlich einer Reise auf dem Weißen Nile sah ich, wie ich schon bemerkt, drei Tage lang die Stromufer mit einem unendlichen Vogelheere bevölkert, und unter diesem war die Nilgans eine derjenigen Arten, welche

am zahlreichsten auftraten. Fern vom Gewässer sieht man letztere übrigens nur in hoher Luft dahinfliegen. Sie scheint streng an das Wasser, insbesondere an das Süßwasser, gebunden zu sein; aber sie ist insofern begnügsam, als schon ein Regenstrom, welcher nur hier und da noch einen kleinen Wassertümpel besitzt, ihren Anforderungen entspricht. Doch zieht sie Gegenden, in denen die Stromufer bewaldet werden, allen übrigen vor, weil sie am liebsten im Walde und auf Bäumen brütet. Im nördlichen Nilgebiete bilden Inseln und Sandbänke im Strome ihren bevorzugten Aufenthalt. Von ihnen aus fliegt sie dann nach den Feldern hinaus, um daselbst sich zu äsen,



Nilgans (Chenalopex aegyptiacus). 1/4 natürl. Größe.

und auf ihnen versammelt sie sich wieder, um auszuruhen oder sich zu unterhalten. Jedes Paar bewohnt und bewacht eifersüchtig ein gewisses Gebiet; die Männchen aber gesellen sich gern einander, um ein Stündchen zu verplaudern oder unter Umständen einen Kampf auszufechten.

Die Nilgans wetteifert im Laufen mit der hochbeinigen Sporengans, schwimmt mit tief eingesenkter Brust sehr geschickt, taucht, verfolgt, rasch, anhaltend und in größere Tiefen oder schwimmt auf weite Strecken unter dem Wasser dahin, hier mit Füßen und Flügeln rudernd, und fliegt unter starkem Rauschen, aber doch leicht und schnell, wenn sie sich paarweise hält, dicht hinter einander, wenn sie sich massenhaft erhebt, in einem wirren Haufen, welcher jedoch die Keilordnung annimmt, wenn weitere Strecken durchmessen werden sollen. Die Stimme ist wenig laut und klingt sonderbar heiser und verstimmt schmetternd, wie Töne, welche mit einer schlechten Trompete hervorgebracht werden. Besonders auffallend wird das Geschrei, wenn irgend welche Besorgnis die Gemüther erfüllt oder das Männchen in Zorn geräth. Dann vernimmt man zuerst das heisere „Käht, käht“ und von den anderen zur Antwort ein herbes „Täng, täng“, worauf beide lauter und schmetternder zusammen schreien, ungefähr wie „Täng, tängterrrängtängtängtäng“ ꝛc.

Besonders laut schreit das Paar oder die Gesellschaft vor dem Auffliegen, seltener, während es fliegt. Die Nilgans ist unter allen Umständen vorsichtig, stets bedacht, sich zu sichern, mißtrauisch im höchsten Grade, wird, wenn sie Verfolgungen erfährt, so scheu wie irgend eine andere Gans und weiß die Entfernung abzuschätzen, unterscheidet auch den Fremden sofort von dem Eingeborenen, welchen sie weniger fürchtet. Minder anziehend ist ihr Wesen. Sie gehört zu den herrschsüchtigsten und boshaftesten Vögeln, welche es gibt, und lebt trotz der Vereinigungen, welche sie mit ihresgleichen eingeht, nicht einmal mit ihresgleichen in Frieden. Während der Paarungszeit kämpfen die Männchen buchstäblich auf Leben und Tod mit einander, thun dies wenigstens in Gefangenschaft, verfolgen sich, unter lebhaftem Schelten, wüthend und unablässig, verbeißen sich in einander, schlagen sich mit den Flügeln und erschöpfen sich gegenseitig bis zum Umsinken. Einzelne Ganserte unterjochen nicht nur die Enten des Weihers, auf welchem sie sich befinden, sondern beugen auch größere Gänse unter ihr Scepter, werden immer kühner und tolldreister, wagen sich schließlich an andere Thiere und gehen unter Umständen selbst dem Menschen zu Leibe. Bringt man zu einem solchen Männchen ein zweites, gleichviel ob allein oder in Gesellschaft eines anderen Weibchens, so stürzt sich dieses wie ein Raubvogel auf den Eindringling und sucht ihn so bald als möglich unschädlich zu machen. Durch Schnabelhiebe und Flügelschläge weiß es ihn nicht umzubringen; aber es tödtet ihn doch, durch Ertränken nämlich, nachdem es den Gegner vorher so abgemattet, daß dieser es sich willenlos gefallen lassen muß, wenn der Sieger auf seinen Rücken steigt, ihn mit dem Schnabel im Genicke packt und nun den Kopf so lange unter Wasser drückt, bis Erstickung eingetreten ist.

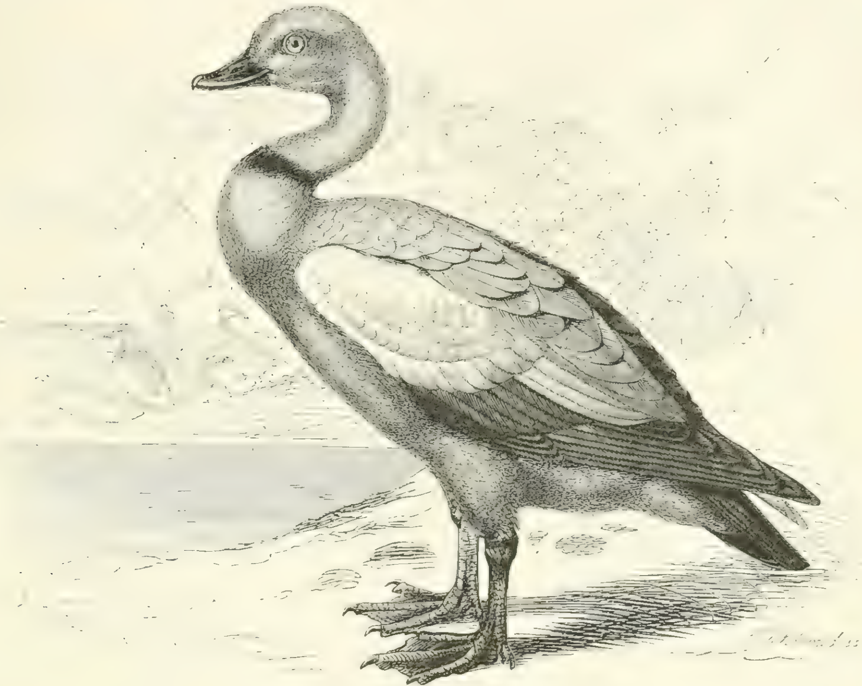
Nach Art unserer Wildgänse weidet die Nilgans auf Feldern, nach Art der Enten gründelt sie im Schlamme der Buchten, im Strome; ja, sie holt sich wohl auch durch Tauchen irgend ein Wasserthier vom Grunde des Flusses herauf. Junge Nilgänse fressen, wenigstens zeitweilig, leidenschaftlich gern Heuschrecken; ältere nehmen auch thierische Stoffe zu sich, scheinen aber Fische zu verschmähen; wenigstens habe ich nie das Gegentheil beobachtet.

In baumlosen Gegenden mag es vorkommen, daß die Nilgans sich entschließt, in hoch gelegenen Felsennischen oder auf bloßer Erde zu brüten; da, wo der Wald den Strom begrenzt oder auch nur ein einzelner passender Baum womöglich am Ufer oder doch in dessen Nähe steht, legt sie ihr Nest stets auf Bäumen an, in Nordostafrika am liebsten auf einer dornigen Mimosenart, der schon mehrfach erwähnten Harâsi. Es besteht größtentheils aus den Aesten des Baumes selbst, ist jedoch mit feineren Reisern und Gräsern weich ausgekleidet. Die Anzahl der Eier schwankt, nach meinen Beobachtungen, zwischen vier und sechs, nach Behauptung meiner schwarzen Jäger auch zehn bis zwölf, sehr rundlichen, durchschnittlich vierundsechzig Millimeter langen, siebenundvierzig Millimeter dicken, stark- und glattschaligen, gilblichweißen Eiern. Die Brutzeit selbst richtet sich nach dem Eintritte des Frühlings. So nisten die Nilgänse in Egypten zu Anfang des März, die im Sudân erst nach Eintritt der Regenzeit, zu Anfang des September. Die Gans brütet allein und zeitigt die Eier binnen siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Tagen; der Ganser hält treue Wacht, sitzt stets in deren Nähe und kündet durch warnende Laute jede sich nähernde Gefahr. Einmal täglich, und zwar in den Nachmittagsstunden, verläßt das brütende Weibchen die Eier, deckt sie aber vorher stets sorgfältig mit den Dunen zu. Die Jungen werden bald an den Strom gebracht und entgehen selbst auf freien, d. h. nicht durch Busch oder Riedgras gesicherten, Inseln einer etwaigen Verfolgung, weil sie bei Gefahr eiligst dem Wasser zulaufen und ganz vortrefflich zu tauchen verstehen. Sie werden in ähnlicher Weise erzogen wie die Jungen der Graugänse und vereinigen sich, nachdem sie erwachsen sind, mit anderen in Gesellschaften.

In Egypten jagen die Nilgans Türken und Europäer; im Ostsudân scheint sie nur in den Adlern und in den Krokodilen gefährliche Feinde zu haben. Das Wildpret unterscheidet sich, soweit ich zu urtheilen im Stande bin, nicht von dem anderer Wildgansarten; das der Jungen ist höchst schmackhaft, das der Alten zwar zäh und hart, zur Suppe aber vortrefflich zu gebrauchen.

*

Eine indische Sage berichtet, daß zwei Liebende in Gänse verwandelt und verdammt worden wären, die Nacht fern von einander auf den entgegengesetzten Flußufern zu verbringen, und nun einander beständig zurufen: „Tschackwa, soll ich kommen?“ „„Nein, tschackwi.““ „Tschackwi, soll ich nicht kommen?“ „„Nein, tschackwa.““ Der betreffende Vogel ist die Rostgans, Zimmet- oder Citrongans, die „Braminengans“ der Inder, „Kasarka“ oder „Turpan“ der Russen (Casarca rutila, Anas casarca, rutila und aurantia, Tadorna casarca und rutila, Vulpanser rutila), Vertreter der Sippe der Zimmetgänse (Casarca), als deren Merkmale die geringe Größe



Rostgans (Casarca rutila). 1/4 natürl. Größe.

und schlanke Gestalt, der schmale und flache Schnabel, der mittellange Flügel und die eigenthümliche, bei beiden Geschlechtern fast gleichartige Färbung des Gefieders angesehen werden. Letzteres ist vorherrschend hoch rostroth, die Wangengegend gelbweiß, der Hals rostgelb, ein schmales, jedoch nur im Hochzeitskleide bemerkliches Band am Unterhalse grünschwarz; die oberen und unteren Flügeldeckfedern sind weiß, die Spiegelfedern stahlgrün, die Bürzelgegend, die oberen Schwanzdeckfedern, die Schwingen und Steuerfedern glänzendschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe, minder lebhafte Färbung und weißeres Gesicht von dem Männchen; auch fehlt ihm gewöhnlich das schwarze Halsband. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt zweiundsechzig, die Breite einhundertundsechzehn, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Mittelasien ist der Brennpunkt des Verbreitungskreises der Rostgans. Nach Osten hin dehnt sich ihre Heimat bis zum oberen Amur, nach Westen hin bis Marokko. Besonders häufig tritt sie in Turkestan, Südrußland, in der Dobrudscha und Bulgarien, Transkaukasien und Kleinasien auf. Gelegentlich ihres Zuges besucht sie sehr regelmäßig Griechenland, Süditalien und einzeln Spanien, verbringt hier auch wohl den Winter, wandert aber gewöhnlich weiter. In ganz Indien ist sie wohl bekannt, da sie als Wintergast in allen Theilen der Halbinsel vorkommt; in Egypten

gehört sie auf den Seen wenigstens nicht zu den Seltenheiten; in Tunis, Algier und Marokko soll sie in manchen Jahren ebenso häufig auftreten wie in Indien. Nach Norden und Nordwesten hin verfliegt sie sich zuweilen, und so gelangt sie denn auch nach Mitteldeutschland; doch gehört ihr Erscheinen hier immer zu den selteneren Ausnahmen. Sie wandert spät weg und erscheint schon zeitig im Frühjahre wieder in ihrer Heimat, der Steppe. Hier findet sie sich, gelegenen Ortes, überall, in der Ebene wie im Hochgebirge, bis zu dreitausend Meter unbedingter Höhe oder der Schneegrenze, an Seen, Flüssen, Strömen wie am kleinsten Bächlein. Wer die Charaktervögel der Steppe aufzählt, darf sie nicht vergessen. Zur Belebung der Höhen wie der grünen Thäler der letzteren trägt sie mehr als jeder andere Vogel bei.

Wer die Rostgans einzig und allein nach ihrer geringen Größe beurtheilt, sieht in ihr eine Ente; wer sie kennt, eine Gans. Abgesehen davon, daß schon die Färbung ihres Gefieders auf ihre und anderer Gänse Zusammengehörigkeit deutet, stimmen Lebensweise, Gebaren, Gang, Flug, Schwimmfertigkeit, Stimme, selbst das Brutgeschäft mit den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Gänse, nicht aber mit denen der Enten überein. Paarweise, die dem Geschlechte der Gänse eigene eheliche Treue gegenseitig wahrend, lebt sie weniger auf als an dem Wasser, Sümpfe und Moräste entschieden meidend und dafür Matten, mit saftigem Grase bestandene Wiesen, mit sprossendem Getreide bedeckte Felder aufsuchend, um hier nach Art der Gänse zu weiden. Thierische Nahrung verschmäht sie allerdings nicht, zieht ihr aber pflanzliche entschieden vor und verkümmert, wenn man ihr in der Gefangenschaft ausschließlich solche reicht. Sie trägt sich aufgerichtet, hält den Kopf hoch, wie andere Gänse thun, geht gut, mit langsamen, gemessenen Schritten, welche zu sehr förderndem Laufe beschleunigt werden können, niemals aber watschelnd wie die Enten, schwimmt mit vorn tiefer als hinten eingetauchtem Körper und fliegt mit langsamen, nicht mit schwirrenden Flügelschlägen, vor dem Niedersetzen schwebend und anmuthige Wendungen beschreibend. Prachtvoll sieht es aus, wenn ein Paar dieser ebenso schönen wie stattlichen Vögel aus hoher Luft in die Tiefe eines Thales sich hinabstürzt: es geschieht dies immer schwebend, beziehentlich ohne Flügelschlag, aber unter wahrhaft großartigen Schwenkungen, welche nicht allein das Weiß der Fittige und damit die volle Schönheit zur Geltung bringen, sondern auch die Gans selbst als einen Flugkünstler bewähren, wie solchen die Unterfamilien der Enten nicht aufzuweisen haben. Auch ihre sehr starke, weittönende Stimme, welche der russische Name „Turpan“ klangbildlich zu bezeichnen sucht, kann nur mit der anderer Gänse verglichen werden. Ein vielfach abwechselndes, immer aber klangvolles „Ang“ oder „Ung“ ist der Lockton, welchem jedoch gewöhnlich noch mehrere andere, ungefähr wie „Turr, turr, turra, goang, goang, goak, gak, gik“ klingende Laute angehängt werden. Die Stimme des Männchens bewegt sich in höheren Lagen als die des Weibchens.

Hinsichtlich der Würdigung ihrer geistigen Fähigkeiten kann es nur eine Stimme geben. Nirgends und niemals legt sie während ihres Freilebens ihre Vorsicht ab. Sie ist in der Nähe ihres Brutplatzes ebenso scheu wie in der Winterherberge und traut dem Eingeborenen ebensowenig wie dem Fremden. Selbst inmitten der einsamsten Thäler der Steppe erregt sie alles ungewohnte. Schon von weitem begrüßt sie den zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuße ankommenden Reisenden, und niemals gibt sie sich verderblicher Vertrauensseligkeit hin. Mit anderen Vogelarten scheint sie nicht gern Gemeinschaft zu halten. Alle diejenigen, welche ich beobachten konnte, hielten sich paarweise oder in kleinen Familien zusammen, ohne sich um die übrigen Schwimmvögel zu bekümmern. Jerdon sagt, daß man sie in Indien gewöhnlich paarweise, später in stärkeren Flügen und gegen das Ende der Brutzeit hin in ungeheuren Scharen finde, welche bis zu Massenversammlungen von tausenden anwachsen können. Solche Scharen machen sich nicht bloß durch ihre auffallende Färbung, sondern auch durch das Geschrei, welches dann an das Getön von Trompeten erinnert, von weitem bemerklich.

Bis gegen die Brutzeit hin lebt die Rostgans mit anderen ihrer Art oder mit anderen Schwimmvögeln überhaupt wenigstens in Frieden; der Fortpflanzungstrieb aber erregt die Männchen

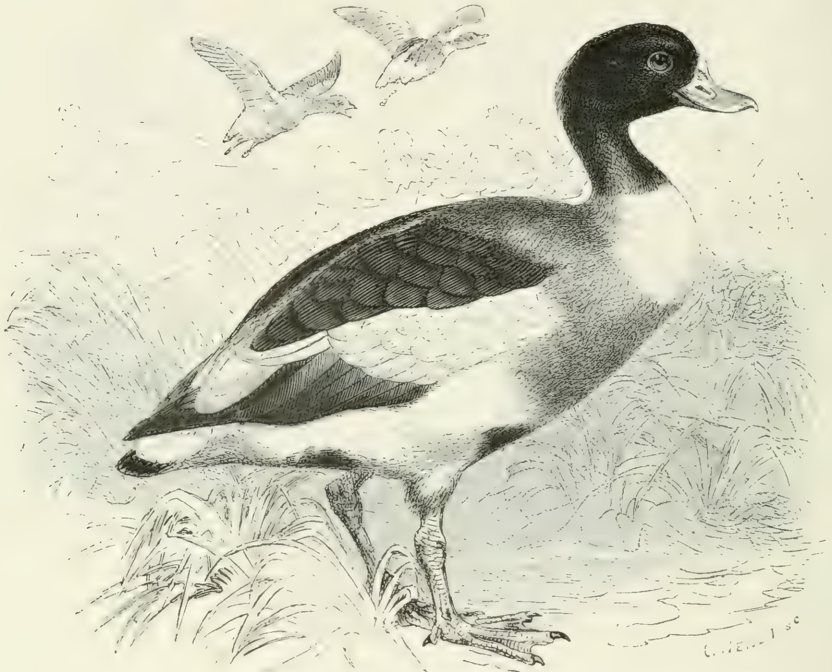
in hohem Grade und weckt insbesondere ihre Rauf- und Kampfslust. Eiligen Schrittes stürzen sie sich auf andere Männchen ihrer Art, ebenso auf verschiedenartige Entenmännchen, ja sogar auf Entenweibchen, welche sich nahen, beugen den Kopf tief zur Erde herab, lüften die Flügel und versuchen, den Störenfried am Halse zu packen und wegzudrängen. Dann kehren sie unter lautem Geschreie zum Weibchen zurück, umgehen dasselbe mit vielfachem Kopfnicken und werden von ihm lebhaft begrüßt und beglückwünscht. Die Ehe wird bereits in den ersten Tagen des Frühlings, während des Freilebens also gewiß in der Winterherberge, geschlossen und ist so treu wie die irgend einer anderen Gänseart. Beide Gatten leben nur sich, überhäufen sich gegenseitig mit Liebkosungen, verlassen einander nie, opfern ihrer Gattentreue selbst das Leben. In Turkestan hatte einer von uns das Weibchen eines Paares flügellahm geschossen und angesichts des entsetzten Männchens gefangen. Schreiend flog dieses auf, nicht aber auch davon, wie jeder Enterich gethan haben würde, umkreiste vielmehr klagend die Unglücksstelle, ließ sich durch sechs ihm geltende Schüsse nicht vertreiben und bezahlte seine erhabene Treue schließlich mit dem Leben. Im Anfange oder um die Mitte des Mai beginnt das Paar nach einem geeigneten Nistplatze zu suchen. Die Rostgans brütet nur in Höhlen und muß deshalb oft lange suchen, bevor sie einen passenden Nistplatz findet, sich auch bequemen, mit sehr fremdartigen Vögeln Gemeinschaft zu halten. Salvin fand in Nordwestafrika ein Nest in der Kluft einer senkrechten Felsenwand, welche außerdem von Milanen, Geiern und Raben zum Brutplatze benutzt wurde. In Sibirien bevorzugt sie ebenfalls Felsenklüfte, soll aber auch in Baumhöhlen, Raubvogelhorsten oder verlassenen Bauen des Steppenmurmelthieres brüten. Einer passenden Höhlung halber muß sie unter Umständen von und nach ihrem Weidegebiete viele Kilometer weit fliegen und selbst in die Wüste oder pflanzenlose Einöde sich begeben. Das ebenso eifersüchtige als zärtliche Männchen begleitet die Gattin bei jedem dieser Ausflüge, ebenso wie es sich, während letztere brütet, in deren Nähe aufhält, um zu sichern. Hierbei sitzt es entweder auf einem Felsenvorsprunge oder einem dicken Aste, hält scharfe Wacht, warnt bei Gefahr mit eigenen Lauten und fliegt entweder mit dem Weibchen davon, oder stürzt sich angreifend oder ablockend Hunden und anderen Raubthieren entgegen. Das Nest selbst wird mit dürren Grasblättern hergerichtet und oben mit einem Kranze von Dunen ausgelegt; das Gelege zählt zwölf bis funfzehn feinschalige, glänzende, rein- oder gelblichweiße Eier von etwa zweiundsechzig Millimeter Längs- und sechsundvierzig Millimeter Querdurchmesser. Nachdem die Jungen ausgeschlüpft und trocken geworden sind, verlassen sie das Nest, indem sie einfach in die Tiefe hinabspringen, und werden nunmehr, manchmal meilenweit, dem Wasser zugeführt. Hier verleben sie ihre Jugendzeit, geleitet und geführt von beiden sie zärtlich liebenden Eltern. Anfänglich tragen sie ein von dem der Entenküchlein sehr abweichendes, dem junger Brandgänse aber ähnliches Dunenkleid, welches auf Oberkopf, Hinterhals und Schultern, der Rückenmitte und an den Flügelstummeln schwarzbraun, übrigens schmutzigweiß aussieht und erst nach und nach in die dem Kleide der Mutter ähnliche erste Jugendtracht übergeht.

Gefangene Rostgänse halten sich ebenso gut wie andere Arten ihrer Unterfamilie, werden sehr zahm und schreiten, entsprechend gehalten und gepflegt, regelmäßig zur Fortpflanzung.

*

Verschiedenheit des Schnabelbaues und der Färbung des Gefieders trennen die Höhlengänse (Tadorna), welche in Deutschland durch die **Brandgans**, Wühl-, Erd-, Loch-, Grab- und Krachtgans oder Brand-, Wühl-, Erd-, Loch-, Berg-, Höhlen- und Krachtente (Tadorna cornuta, familiaris, vulpanser, gibbera, littoralis, maritima, Schachraman und Bellonii, Anas tadorna und cornuta, Vulpanser tadorna), vertreten werden, von den Zimmetgänsen. Sie bilden ein zwischen den Gänsen und Enten stehendes Mittel- und Bindeglied beider Unterfamilien. Ihr Schnabel ist vorn breiter als bei letzteren, auch durch einen während der Paarungszeit anschwellenden Höcker am Schnabelgrunde des Männchens ausgezeichnet, der Fuß niedriger,

der Flügel kürzer, das Gefieder bunter als bei den Verwandten. Kopf und Hals der genannten Art sind glänzend dunkelgrün, zwei große Flecke auf den Schultern schwarz, ein nach vorn sich verbreiterndes Halsband, der Mittelrücken, die Flügeldeckfedern, die Seiten und die Schwanzfedern bis gegen die schwarzen Spitzen hin blendendweiß, ein breites Brustband und einige der Oberarmschwingen schön zimmetroth, die Mittelbrust und der Bauch grauschwarz, die Unterschwanzdeckfedern gilblich, die Schwingen schwarzgrau, die Federn, welche den Spiegel bilden, metallischgrün. Das Auge ist dunkel nußbraun, der Schnabel karminroth, der Fuß fleischfarben. Die Länge beträgt



Brandgans (Tadorna cornuta). 1/4 natürl. Größe.

dreiundsechzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter. Das Weibchen trägt ein ähnliches, nur etwas minder farbenschönes Kleid. Bei den Jungen ist der Hinterhals grau, der Oberrücken braungrau, die Unterseite gilblichgrau und das Brustband noch nicht vorhanden.

An den Küsten der Nord- und Ostsee zählt die Brandgans zu den häufigsten Arten ihrer Unterfamilie. Nach Norden hin verbreitet sie sich ungefähr bis zum mittleren Schweden, nach Süden hin bis Nordafrika, woselbst sie auf allen Seen häufig und während des Winters zuweilen in unschätzbaren Mengen vorkommt. Außerdem hat man sie an den Küsten Chinas und Japans beobachtet und ebenso an allen größeren Seen Sibiriens oder Mittelasiens überhaupt angetroffen. Da sie salziges Wasser dem süßen bevorzugt, begegnet man ihr am häufigsten auf der See selbst oder doch nur auf größeren Seen mit brackigem Wasser. Im Winter verleiht sie den Seen Nordafrikas einen prachtvollen Schmuck; denn sie bedeckt hier zuweilen ausgedehnte Strecken und zeichnet sich wegen der lebhaft von einander abstechenden Farben schon aus weiter Entfernung vor allen übrigen aus. Auf den schleswigschen, jütländischen und dänischen Inseln, wo sie als halber Hausvogel gehegt und gepflegt wird, trägt sie zur Belebung der Gegend wesentlich bei und ruft mit Recht das Entzücken der Fremden wach, wenn sie sich, wie Naumann schildert, „meist paarweise und

Paar bei Paar höchst malerisch auf einer grünen Fläche ohne Baum, einem kleinen Thale zwischen den nackten Sanddünen vertheilt". In ihrem Wesen und Bewegungen ähnelt sie der Fuchsgans, geht zwar etwas schwerfälliger als diese, bekundet dafür aber im Schwimmen größere Meisterschaft. Die Stimme hat mit der anderer Gänse wenig Aehnlichkeit; der Lockton des Weibchens ist ein Entenquaken, der des Männchens ein tiefes „Korr", der Paarungslaut ein schwer wiederzugebendes singendes Pfeifen, welches Naumann durch die Silben „Tiuioiainiei" 2c. auszudrücken versucht. Hohe Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten beweist die Brandgans am deutlichsten durch ihre Anhänglichkeit an den Menschen. Auch sie ist scheu und vorsichtig, lernt aber bald erkennen, ob dieser ihr freundlich zugethan ist oder nicht, und zeigt sich, wenn sie sich seines Schutzes versichert hat, so zuthunlich, daß sie ihm eben nur aus dem Wege geht, nimmt auch die für sie hergerichteten Nisthöhlen ohne Bedenken in Besitz, wogegen sie da, wo sie Gefahr zu befürchten hat, den Schützen stets mit größter Umsicht ausweicht. Mit anderen ihrer Art lebt sie bis zu einem gewissen Grade selbst während der Brutzeit gesellig; um fremdartige Verwandte kümmert auch sie sich wenig. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise ebenfalls aus Pflanzenstoffen, insbesondere aus den zarten Theilen der Seegewächse oder anderer Kräuter, welche im salzigen Wasser überhaupt wachsen, aus Sämereien, verschiedenen Gras- und Binsenarten, Getreidekörnern und dergleichen; thierische Stoffe sind jedoch zu ihrem Wohlbefinden unumgänglich nothwendige Bedingung, und hierin spricht sich ihre Mittelstellung besonders deutlich aus. Während ihres Freilebens stellt sie kleinen Fischen, Weich- und Kerbthieren eifrig nach; in der Gefangenschaft stürzt sie sich gierig auf die ihr vorgeworfenen Fische, Krabben und dergleichen, frißt auch gern rohes Fleisch. Sie erbeutet ihre Nahrung weniger schwimmend als laufend, erscheint mit zurücktretender Ebbe auf den Watten, läuft wie ein Strandvogel an deren Rande umher und fischt die Wassertümpel sorgfältig aus. In den Morgenstunden besucht sie das benachbarte Festland und liest hier Regenwürmer und Kerbthiere auf, durchstöbert auch wohl sumpfige Stellen oder fliegt selbst auf die Felder hinaus, um hier thierische und pflanzliche Nahrung aufzustöbern.

Sie brütet ebenso wie die Fuchsgans nur in Höhlen. „Wer Veranlassung hat, in der Nähe der Meeresküste zu reisen", sagt Bodinus, „wird sich nicht wenig wundern, wenn er, oft drei Kilometer und weiter von der See entfernt, diesen schönen Vogel in Begleitung seines Weibchens, manchmal auch mehrere Pärchen, auf einem freien Hügel oder einem freien Platze im Walde und dann plötzlich verschwinden sieht. Würde er sich an den bemerkten Platz begeben, so könnte er wahrnehmen, daß unser glänzender Wasservogel in den Schoß der Erde hinabgestiegen ist, nicht etwa deshalb, um sich über die Beschaffenheit der dort befindlichen Fuchs-, Dachs- und Kaninchenbaue zu vergewissern, um, wenn jene Vierfüßler etwa ausgezogen sind, sich deren Wohnung anzueignen, nein, um neben ihnen seine Häuslichkeit einzurichten. Unleugbare, durch die erprobtesten Schriftsteller beobachtete und nachgewiesene Thatsache ist es, daß Fuchs und Berggans denselben Bau bewohnen, daß der erstere, welcher sonst kein Geflügel verschont, an letzterer nicht leicht sich vergreift. So ganz sicher ist dies freilich nach meiner Beobachtung nicht; denn ich selbst habe neben einem bewohnten Fuchsbaue Flügel und Federn einer Berggans gefunden, wenngleich damit nicht bewiesen ist, daß der Fuchs der Mörder gewesen sei, da der Bau in einem von Habichten bewohnten Walde sich befand, also einer der letzteren die Gans an diesem verdächtigen Platze verspeist haben konnte. Fragt man, warum der mörderische Fuchs, welcher fast kein Thier verschont, welches er überwältigen kann, bei unserer Gans eine Ausnahme macht, so glaube ich antworten zu können, daß der außerordentliche Muth, welchen diese besitzt, ihm Achtung einflößt. Nicht nur alte Vögel besitzen diesen Muth in hohem Grade, sondern auch die Jungen. Erst vor wenig Tagen dem Eie entschlüpfte Brandgänse sah ich größerem Geflügel und anderen Thieren, wie kleinen Hunden, Kaninchen 2c., die Spitze bieten. Anstatt vor ihnen zu fliehen, bleiben sie muthig stehen und wiegen den ausgestreckten Hals hin und her, zornig den Gegenstand ihres Unwillens anblickend und erst zurückweichend, wenn sie sich vor einem Angriffe sicher wähnen. Bei alten Vögeln, welche

paarweise zusammenhalten, tritt vorzugsweise das Männchen kräftig auf, stets in der genannten Stellung vor dem Gegner einen eigenthümlich zischenden Ton ausstoßend, und greift jene, welche es durch kühne und zornige Blicke unsicher gemacht, tapfer an. Gelingt es, den Feind in die Flucht zu schlagen, so kehrt es zum Weibchen zurück, welches der Gefahr gleichfalls muthig trotzt und dem Männchen hülfreich zur Seite steht, wenngleich es nicht so angreifend verfährt: und unter vielen Verbeugungen vor einander und lautem Schreien freuen sie sich des errungenen Sieges." Förster Grömelbein bemerkte, als er sich im Anfange des Mai in bedeutender Entfernung von der Küste im Walde beschäftigte, ein Brandgänsepaar, welches ihn und die Arbeiter wiederholt umkreiste und sich öfters nicht fern auf einer höheren Stelle des Sandfeldes niederließ. Das Männchen blieb als Wache außen stehen, während sich das Weibchen einer Vertiefung des Hügels zuwandte, in dieselbe gemächlich hinabstieg und nun wohl eine Viertelstunde hier verweilte. Als es wieder zum Vorscheine gekommen, dem Gatten sich genähert und anscheinend mit ihm unterhalten hatte, erhoben sich beide zu einigen Kreisflügen und ließen sich dann in den nächsten Umgebungen an den verschiedensten Stellen nieder, augenscheinlich in der Absicht, den Beobachter irre zu führen. Dieser eilte zu dem Hügel, sah hier die ihm wohlbekannte Fuchsröhre und fand dieselbe mit den frischen Fährten der Gänse und des Fuchses, ebenso auch mit der Losung bezeichnet. Nach mehrtägiger Beobachtung zeigte sich, daß die Gänse, wahrscheinlich um die arbeitenden Leute zu täuschen, nur zum Scheine in diesen Bau gekrochen waren, eigentlich aber einen viel größeren, von Füchsen und Dachsen bewohnten Bau, aus welchem erst im vorhergegangenen Herbste ein Dachs gefangen worden war, und welcher noch gegenwärtig von einem anderen Raubthiere derselben Art und einer Füchsin bewohnt wurde, im Sinne gehabt hatten. Genauere Besichtigung ergab, daß der Dachs regelmäßig aus- und einwanderte und sich um die Besucher seiner bis zur Tiefe von drei Meter niederführenden Röhre nicht zu kümmern schien; denn die Spuren und Fährten beider zeigten sich ganz frisch und waren bis in die Tiefe von zwei Meter hinab deutlich zu erkennen. Vor anderen Röhren desselben Baues, durch welche Füchse aus- und einzugehen pflegten, war der Boden glatt- und festgetreten von den Gänsen, und wie in Wachs abgedrückt stand die zierliche kleine Fährte der Füchsin zwischen denen der Gänse. Unser Beobachter legte sich jetzt hinter einem Walle auf die Lauer, dem Baue nahe genug, um alles, was dabei vorging, genau gewahren zu können. Die schlauen Gänse ließen nicht lange auf sich warten, versuchten erst die Arbeiter an der oben erwähnten Stelle zu täuschen, kamen dann ganz unerwartet, dicht über dem Boden herfliegend, von der entgegengesetzten Seite an, ließen sich auf dem Hauptbaue nieder, schauten sich ein Weilchen um und begannen, als sie sich unbeobachtet glaubten, in ihrer Art emsig die durch häufiges Ausgraben der Bewohner des Baues entstandenen Höhen und Vertiefungen zu durchwandeln, so ruhig und sicher etwa, wie unsere Hausgänse zur Legezeit auf ihnen bekannten Höfen umhergehen. Bald verschwanden sie in der Mündung der größeren Fuchsröhre und blieben eine halbe Stunde lang unsichtbar. Endlich kam eine zum Vorscheine, bestieg rasch den Hügel, unter welchem die Röhre ausmündete, sah sich aufmerksam nach allen Richtungen um und flog nun gemächlich nach den Wiesen hin.

Auf Sylt legt man künstliche Bauten an, indem man auf niedrigen, mit Rasen überkleideten Dünenhügeln wagerechte Röhren bildet, welche sich im Mittelpunkte des Hügels netzartig durchkreuzen und so zur Anlage der Nester dienen. Jede Niststelle wird mit einem aus Rasen bestehenden, genau schließenden Deckel versehen, welcher sich abheben läßt und Untersuchung des Nestes gestattet, die Niststelle selbst mit trockenem Geniste und Moose belegt, damit die ankommenden Vögel die ihnen nöthigen Stoffe gleich vorfinden mögen. Diese Baue werden von den Brandgänsen regelmäßig bezogen, auch wenn sie sich in unmittelbarer Nähe von Gebäuden befinden sollten; ja, die Vögel gewöhnen sich nach und nach so an die Besitzer, daß sie sich, wenn sie brüten, unglaublich viel gefallen lassen. Stört man das Weibchen nicht, so legt es sieben bis zwölf große, etwa siebzig Millimeter lange und funfzig Millimeter dicke, weiße, glatt- und festschalige Eier und

beginnt dann eifrig zu brüten. Nimmt man ihm, wie es auf Sylt geschieht, die Eier weg, so zwingt man es, daß es zwanzig bis dreißig legt. Nach und nach umgibt es das Gelege mit Dunen, deckt auch beim Weggehen stets das Nest mit denselben sorgfältig zu. Es liebt die Eier sehr und weicht nicht vom Neste, bis man es fast greifen kann. Die, welche in den künstlichen Entenbauen auf Sylt brüten, sind so zahm, daß sie beim behutsamen Aufheben des erwähnten Deckels sitzen bleiben und erst seitwärts in eine Nebenhöhle schlüpfen, wenn man sie berührt. Bei Besichtigung der Baue pflegt man vorher den einzigen Ausgang zu verstopfen, damit die Gänse nicht herauspoltern und scheu werden. Nach beendeter Musterung der Nester öffnet man die Hauptröhre wieder; dann aber kommt keine der Brutgänse zum Vorscheine: jede begibt sich vielmehr wieder auf ihr Nest. Die, welche eine kurze, hinten geschlossene Höhle bewohnen, lassen sich auf den Eiern leicht ergreifen, vertheidigen sich dabei aber mit dem Schnabel und fauchen dazu wie eine Katze oder stoßen, mehr vor Wuth als aus Angst, schäkernde Töne aus. Nach vollendeter Brutzeit, welche sechsundzwanzig Tage währt, führt die Mutter ihre Jungen dem nächsten Meere zu, verweilt unterwegs aber gern einige Tage auf am Wege liegenden süßen Gewässern. Die wandernde Schar kann man leicht erhaschen, während dies fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, wenn die Familie bereits tieferes Wasser erreicht hat; denn die Jungen tauchen vom ersten Tage ihres Lebens an vortrefflich. Uebrigens versucht die Mutter, ihre Kinder nach besten Kräften zu vertheidigen, indem sie entweder dem Feinde kühn zu Leibe geht, oder ihn durch Verstellung zu täuschen sucht.

Für die Bewohner von Sylt und anderen Inseln der Nordsee ist die Brandgans nicht ganz ohne Bedeutung. Die Eier, welche man nach und nach dem Neste entnimmt, werden, obgleich ihr Geschmack nicht jedermann behagt, geschätzt, und die Dunen, welche man nach vollendeter Brutzeit aus den Nestern holt, stehen denen der Eiderenten kaum nach und übertreffen sie noch an Sauberkeit. Das Wildpret der alten Vögel wird nicht gerühmt, weil es einen ranzigen oder thranigen Geschmack und widerlichen Geruch hat.

Jung eingefangene Brandgänse lassen sich bei entsprechender Pflege ohne sonderliche Mühe groß ziehen, werden sehr zahm und erlangen auch in der Gefangenschaft ihre volle Schönheit, schreiten aber doch nur selten zur Fortpflanzung.

Die Schwimmenten (Anatinae), welche eine anderweitige, etwa sechsundzwanzig Arten zählende Unterfamilie bilden, unterscheiden sich von den Gänsen hauptsächlich durch die niederen Füße und von den Schwänen durch den kürzeren Hals. Ihr Leib ist kurz, breit oder von oben nach unten zusammengedrückt, der Hals kurz oder höchstens mittellang, der Kopf dick, der Schnabel an Länge dem Kopfe gleich oder etwas kürzer, seiner ganzen Länge nach gleich breit oder vorn etwas breiter als hinten, an der Wurzel mehr oder weniger hoch, zuweilen auch knollig aufgetrieben, auf der Oberfirste gewölbt, an den Rändern so übergebogen, daß der Unterschnabel größtentheils in dem oberen aufgenommen wird, die Bezahnung deutlich und scharf, der Fuß weit nach hinten gestellt, niedrig, bis zur Ferse befiedert, der Lauf schwach, seitlich zusammengedrückt, seine Mittelzehe länger als der Lauf, die Behäutung groß und vollkommen, die Hinterzehe stets vorhanden, die Bekrallung schwach, der Flügel mittelgroß, schmal und spitzig, in ihm die zweite Schwinge regelmäßig die längste, der Afterflügel gewöhnlich sehr entwickelt, auch wohl durch eigenthümlich gebildete Federn verziert, der aus vierzehn bis zwanzig Federn zusammengesetzte Schwanz kurz, breit, am Ende zugerundet oder zugespitzt, das Kleingefieder sehr dicht und glatt, die Bedunung reichlich, die Färbung nach Geschlecht, Jahreszeit und Alter sehr verschieden, beim Männchen mehr oder weniger prächtig, beim Weibchen einfach und unscheinbar.

Nach der Auffassung von Nitzsch und Wagner sind die Enten als die Urbilder der Ordnung zu betrachten. Der Schädel ist gewölbt, das senkrecht stehende Hinterhauptsloch ansehnlich; das

Thränenbein hat einen frei absteigenden Fortsatz; der große Schläfendorn verbindet sich selten mit jenem; die Gaumenbeine sind schmal, die Flügelbeine breit. Die Wirbelsäule besteht aus funfzehn bis sechzehn Hals-, neun Rücken-, sieben bis acht Schwanzwirbeln. Das Brustbein ist groß, lang, fast gleich breit, mit einfachen, tiefen Buchten, sein Kamm mäßig groß, das Schulterblatt lang, dünn, die Gabel sehr gekrümmt und ziemlich gespreizt, das luftführende Oberarmbein länger als Schulterblatt und Unterarm, die Hand schmächtig und lang, das Becken groß und weit, im Hintertheile flach gewölbt, der Oberschenkelknochen länger als der Lauf &c. Die Zunge ist so groß, daß sie die ganze Mundhöhle ausfüllt, ziemlich gleich breit, oben und unten mit weicher Haut bekleidet, an den Seitenrändern mit einer doppelten Reihe kurzer Wimpern und einzelnen Reihen harter Zähne besetzt, der Zungenkern eine einfache, längliche, flache, hinten und vorn verschmälerte Knochenplatte, der Zungenbeinkörper mit einem unbeweglichen, an der Spitze knorpeligen Griffel ausgestattet, der Schlund ziemlich gleich weit, der eingeschnürte Vormagen ansehnlich groß und mit vielen einfachen Schleimbälgen besetzt, der eigentliche Magen einer der stärksten Muskelmagen, welche bei Vögeln vorkommen, der Darmschlauch mäßig lang, die Milz klein, die Leber groß, am hinteren Rande oft eingeschnitten, die Bauchspeicheldrüse lappig, die Niere groß und lang, der Eierstock stets einfach, das Begattungswerkzeug der Männchen dadurch ausgezeichnet, daß eine wirkliche Ruthe vorhanden. Die Luftröhre, deren Bau vielfach verschieden sein kann, windet sich nicht im Brustbeine wie bei den Schwänen, besitzt aber am unteren Ende vor der Theilung größere oder kleinere knöcherne Blasen von sehr verschiedener Form, welche jedoch nur dem Männchen zukommen.

Auch die Schwimmenten verbreiten sich über die ganze Erde, treten aber in dem heißen und gemäßigten Gürtel zahlreicher an Arten auf als im kalten. Sie bewohnen das Meer und die süßen Gewässer bis hoch in das Gebirge hinauf, wandern, falls der Winter sie dazu zwingt, nach wärmeren Gegenden, einzelne Arten sehr weit, und sammeln sich während ihres Zuges zu ungeheueren Scharen. Einige Arten gehen fast ebenso gut wie die Gänse, andere watscheln schwerfällig dahin; alle bekunden ihre Meisterschaft im Schwimmen, tauchen aber nur ausnahmsweise und niemals mit besonderer Fertigkeit; alle fliegen auch gut, mit rasch auf einander folgenden, fast schwirrenden Schlägen, unter pfeifendem, rauschendem oder klingendem Getöne, erheben sich ebenso leicht vom Wasser wie vom festen Lande und streichen entweder niedrig über dem Boden oder der Wasserfläche fort, oder steigen bis zu mehreren hundert Meter empor. Die Stimme ist bei einzelnen wohllautend und hell, schmetternd oder pfeifend, bei anderen quakend oder knarrend, beim Männchen regelmäßig anders als beim Weibchen; im Zorne zischen einzelne, doch nicht nach Art der Gänse, sondern dumpf fauchend; in der Jugend stoßen sie ein schwaches Piepen aus. Die Sinne scheinen vortrefflich und ziemlich gleichmäßig entwickelt, die geistigen Fähigkeiten, wenn auch nicht verkümmert, so doch minder entwickelt zu sein als bei den Gänsen. Sie sind scheu und mißtrauisch, aber nicht umsichtig und berechnend klug wie letztere, fügen sich aber doch bald in veränderte Verhältnisse, richten ihr Benehmen nach dem Ergebnisse ihrer Wahrnehmungen ein und lassen sich dementsprechend leicht zähmen und zu förmlichen Hausthieren gewinnen. Ihre Nahrung, welche sie namentlich in den Dämmer- und Nachtstunden zu erbeuten suchen, ist gemischter Art. Zarte Spitzenblätter, Wurzelknollen und Sämereien der verschiedensten Art, Sumpf- und Wasserpflanzen, Gräser- und Getreidearten, Kerbthiere, Würmer, Weichthiere, Lurche, Fische, Fleisch von größeren Wirbelthieren, selbst Aas werden gern verzehrt, Muschelschalen und Sand oder kleine Kiesel zu besserer Verdauung mit aufgenommen.

Sämmtliche Enten leben zwar in Einehigkeit; ihre Begattungslust ist aber so lebhaft, daß sie nicht selten die Grenzen der geschlossenen Ehe überschreiten, sowie sie auch leichter als die meisten übrigen Schwimmvögel Mischlingsehen eingehen. Die Weibchen legen ihre Nester gern in großer Nähe neben einander an; einige Arten bilden förmliche Brutgesellschaften. Ein Nistplatz, welcher das Nest versteckt, wird anderen vorgezogen, viele Nester aber auch auf freiem Boden errichtet. Mehrere Arten nisten in Höhlen unter der Erde oder in Felsenklüften, andere in Baumlöchern,

andere auf Bäumen selbst, indem sie zur Unterlage ihres Nestes das eines Landvogels benutzen; die übrigen bilden auf dem Boden aus verschiedenen Pflanzenstoffen eine tiefe Mulde, deren Napf beim Brüten mit den eigenen Dunen weich ausgefüttert wird. Das Gelege besteht aus einer größeren Anzahl von Eiern, selten unter sechs und zuweilen bis zu sechzehn Stück; die Brutzeit schwankt zwischen einundzwanzig und vierundzwanzig Tagen. Wenn mehrere Entenweibchen neben einander nisten, pflegen sie sich gegenseitig um ihre Eier zu bestehlen; denn ihre Brutlust und Kinderliebe ist ebenso groß wie der Begattungstrieb der Männchen. Letztere nehmen am Brüten keinen Antheil, schlagen sich, nachdem ihre Gattinnen zu brüten begonnen haben, in abgesonderte Schwärme zusammen, gehen auch wohl noch mit anderen Weibchen engere Verbindungen ein. Die Jungen werden, nachdem sie abgetrocknet, von der Mutter sobald wie möglich dem Wasser zugeführt und mit warmer Liebe geführt und geleitet. Sie sind vom ersten Tage ihres Lebens an höchst geschickte, bewegungsfähige Geschöpfe, laufen vortrefflich, schwimmen und tauchen gewandt, fangen eifrig Kerbthiere, fressen viel, wachsen rasch heran und legen sofort, nachdem sie ihr erstes Federkleid erhalten haben, das zweite an. Nachdem sie dieses erhalten, vereinigt sich die Familie wiederum mit dem Vater oder doch wenigstens mit einem Entenmännchen.

Vom Adler an bis zum Habicht- oder Sperberweibchen herab stellen alle schnellfliegenden Räuber den alten, Füchse, Marder, Wiesel, Ratten, Raben, Krähen, Raubmöven den jungen Enten nach; unerwartetes Anschwellen der Gewässer oder andere Naturereignisse zerstören außerdem viele Bruten. In bebauten Ländern nimmt ihre Anzahl von Jahr zu Jahr stärker ab, weniger infolge der Nachstellungen als deshalb, weil die geeigneten Nahrungs- und Nistplätze mehr und mehr trocken gelegt werden. Aber auch diejenigen Arten, welche im höheren Norden brüten, verringern sich stetig, obgleich hier der Mensch nicht überall die natürlichen Feinde vermehrt und die Beschaffenheit des Landes nicht wesentlich sich verändert. Diese Verminderung ist zu beklagen; denn alle Enten verursachen keinen nennenswerthen Schaden, bringen aber durch ihr treffliches Fleisch, ihre Federn und Dunen nicht unerheblichen Nutzen. Am unteren Ob, wo sie zu hunderttausenden gefangen werden, bilden sie im buchstäblichen Sinne des Wortes ein wichtiges Volksnahrungsmittel.

Unter ihren Sippschaftsgenossen spreche ich der Pfeifente, Bläß-, Roth- und Speckente oder Schmünte (Anas penelope, penelops, fistularis und Kagolka, Mareca penelope, fistularis, fistulans und Kagolka), die meiste Verwandtschaft mit den Gänsen zu. Ihres kurzen, an der Stirn etwas erhabenen, gegen den breiten Nagel sanft abfallenden, nach vorn allmählich verschmälerten Schnabels, dicken Kopfes, kurzen Halses und etwas zugespitzten, aus vierzehn Federn bestehenden Schwanzes halber gilt sie als Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Mareca). Stirn- und Scheitelmitte sind ockergelb, der übrige Kopf, bis auf ein kleines dreieckiges, schwarzes, goldgrün scheinendes Fleckchen hinter dem Auge, und der Hals rostroth, Kinn und Kehle schwärzlich, die Kropftheile zart graulich rosenroth, Mantel, Rücken, Brust- und Bauchseiten auf aschgrauem Grunde fein schwarz, Bürzel und Oberschwanzdecken auf schwarzgrauem Grunde undeutlich grau quergewellt, die kleinen Oberflügeldeckfedern, die oberen Schwanzdecken an den Seiten und am Ende, Brust- und Bauchmitte sowie der Steiß weiß, die Unterschwanzdeckfedern dunkelschwarz, die Handschwingen graubraun, heller gesäumt, die vorderen Armschwingen schwarz, außen schimmernd grün, die hinteren, verlängerten sammetschwarz, innen grau, außen breit weiß gesäumt, die grünen Spiegelfedern vorn und hinten schwarz eingefaßt, die Schwanzfedern dunkel aschgrau. Das Auge ist braun, der Schnabel lichtblau, an der Spitze schwarz, der Fuß aschgrau. Im Sommerkleide sind Kopf und Hals rostroth, schwarzgrün und grau gesprenkelt, die Kropftheile braun quergefleckt, Mantel und Rücken auf blaß rostbraunem Grunde schwarz gefleckt, die Seiten bräunlich geschuppt, im Jugendkleide alle Theile unreiner. Das Weibchen ähnelt dem Männchen im Sommerkleide, ist aber blasser. Die Länge beträgt vierundfunfzig, die Breite neunzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge zehn Centimeter.

Wie viele andere Enten im Norden heimisch, verbreitet sich die Pfeifente über das ganze Gebiet der Tundra und kommt demgemäß ebensowohl in Europa und Asien wie in Amerika vor. Auf ihrem Zuge durchfliegt sie ganz Europa und Asien, dringt aber nicht in das Innere Afrikas ein, sondern überwintert in den Mittelmeerländern. Bei uns zu Lande erscheint sie zu Anfange des Oktober, verweilt, so lange die Gewässer offen bleiben, und zieht im März und April wieder nordwärts. Auch sie nimmt während ihrer Reise in seichten Meeresbuchten und Brackwässern vorübergehend Aufenthalt, bevorzugt aber Süßgewässer mehr als jede andere Schwimmente und lebt während des Sommers nur an diesen.

Obwohl in Sein und Wesen eine echte Ente, unterscheidet sie sich von ihren Verwandten doch wesentlich durch ihren leichten, raschen, gänseartigen, kaum watschelnden Gang, welcher auf Kosten ihrer Schwimmfertigkeit entwickelt zu sein scheint. Auch ihr Flug ist ungemein rasch, fördernd und fast geräuschlos, trotzdem jedoch dabei aller unter Enten üblichen Wendungen und Schwenkungen fähig. Die bezeichnende Stimme, welcher sie ihren Namen dankt, besteht zumeist aus hohen, den Silben „Wiwü, wübibü, wübwiü" vergleichbaren, von fern gehört, nicht unangenehm klingenden Lauten, zwischen welche schnarchende eingeflochten werden. Erstere, offenbar nur der Unterhaltung dienend, wie letztere sind beiden Geschlechtern gemein; von dem Männchen vernimmt man außerdem ein kurzes meckerndes Quaken. Das Auftreten hat etwas gefälliges, das Wesen etwas anmuthendes. Grundzug des letzteren ist Geselligkeit und Friedfertigkeit; erstere zeigt sich auch am Brutorte. Der Verstand steht mit dem anderer Verwandten, insbesondere der ausführlicher zu schildernden Stockente, annähernd auf derselben Stufe; auch das Gebaren angesichts eines Menschen unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Betragen des letzteren.

Keine einzige mir bekannte Ente ist in gleichem Grade Pflanzenfresser wie die Pfeifente. Sie frißt zwar ebenfalls kleine Fische, Lurche, Kerb- und Weichthiere, Würmer 2c., weit lieber aber allerlei Pflanzenschossen, Körner und Sämereien, weidet wie eine Gans auf Rasen- und Saatflächen, äst sich in Teichen und Brüchen hauptsächlich von allerlei Sumpf- und Wasserpflanzen, besucht, grüner Blattspitzen und der Körner halber, selbst Stoppelfelder und nährt sich nur dann ausschließlich von thierischen Stoffen, wenn sie nicht anders kann.

Hier und da oder dann und wann brütet ein Pfeifentenpaar auch in Deutschland, regelmäßig aber nur im Norden ihres Verbreitungsgebietes, in Europa etwa von Südschweden oder Livland an nordwärts. Das Nest steht in der Regel auf dem Boden, unter niedrigem Gebüsche oder im Binsicht, manchmal ziemlich weit vom Wasser entfernt, und ist entweder eine in das Moos gegrabene Vertiefung oder ein liederlich zusammengeschichteter Haufen, innen aber stets reich mit Dunen ausgekleidet. Neun bis zwölf, etwa vierundfunfzig Millimeter lange, einundvierzig Millimeter dicke, fest- und glattschalige, feinkörnige Eier von gilblichweißer Färbung bilden das Gelege, werden binnen vierundzwanzig Tagen vom Weibchen gezeitigt, die Jungen aber sofort nach dem Abtrocknen dem Wasser zugeführt und in üblicher Weise, ohne Mithülfe des Männchens, erzogen.

Gefangene Spießenten, eine Zierde des gehegten Weihers, halten sich sehr gut, pflanzen sich auch unter Obhut des Menschen fort; erjagte stehen ihres vorzüglichen Wildpretes halber bei allen Feinschmeckern hoch in Ansehen; auch Federn und Dunen werden geschätzt.

Unter allen Enten ist für uns die Stockente, Wild-, März-, Blumen-, Gras-, Stoß-, Sturz- und Moosente (Anas boschas, fera, subboschas und archiboschas), die wichtigste, weil von ihr unsere Hausente herstammt. Sie vertritt mit einigen anderen Arten die Untersippe der Spiegelenten (Anas); als deren Kennzeichen gelten: kräftiger Leib, kurzer Hals, breiter, flach gewölbter, nach vorn kaum verschmächtigter Schnabel mit stark übergekrümmtem Nagel, mittelhohe, in der Mitte des Leibes eingelenkte, langzehige Füße, ziemlich lange Flügel, zugerundeter, aus sechzehn Federn bestehender Schwanz und nach dem Geschlechte verschieden gefärbtes Gefieder. Die männliche Stockente hat grünen Kopf und Oberhals, braune Vorderbrust, hoch- oder graubraunen,



Band VI. **Wildente.**

dunkler gemischten, auf den Schultern grauweiß, braun und schwärzlich gewässerten Oberrücken, graue Oberflügel, prachtvoll blauen, beiderseitig weiß gesäumten Spiegel, schwarzgrünen Unterrücken und Bürzel und auf grauweißem Grunde sehr zart schwärzlich gewässerte Untertheile; ein schmales, weißes Halsband trennt das Grün des Halses von dem Kastanienbraun der Vorderbrust; die Oberschwanzdeckfedern, deren mittlere sich aufwärts krümmen, sind schwarzgrün, die Unterdeckfedern sammetschwarz, die Schwingen dunkelgrau. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel grüngelb, der Fuß blaßroth. Im Herbste ähnelt das Kleid des Männchens dem des Weibchens, welches auf Kopf und Hals fahlgrau, dunkler gepunktet, auf dem Oberkopfe schwarzbraun, auf dem Rücken braun, lichter schwarzbraun, grau, braun und rostgelbbraun bespritzt und heller gerandet, auf dem Unterhalse und Kropfe auf hell kastanienbraunem Grunde mit schwarzen Mondflecken, auf dem übrigen Unterkörper durch braune Flecke gezeichnet ist. Die Länge beträgt dreiundsechzig, die Breite einhundertundvier, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge neun Centimeter. Das Weibchen ist kleiner.

Hier und da gesellt sich zu dieser bekanntesten Art der Unterfamilie die ihr gleichgestaltete, durch den verhältnismäßig kleineren und schmäleren, mit längeren Zähnchen ausgerüsteten Schnabel unterschiedene und deshalb als Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Chaulelasmus) betrachtete Schnatterente, Schnarr-, Lärm-, Nessel- und Mittelente (Anas strepera, cinerea und Kekuschka, Chaulelasmus streperus, cinereus und americanus, Chaulodes, Ktinorhynchos und Querquedula strepera). Kopf und Hals sind auf licht rostgrauem Grunde mit kleinen rundlichen, dunkelbraunen Flecken getüpfelt, Kropf und Oberbrust auf aschgrauem Grunde muschelartig dunkel gewässert, Nacken, Mantel und Seiten auf ebenfalls grauem Grunde sehr fein quergewellt, Bürzel, obere und untere Schwanzdecken tiefschwarz, Brust- und Bauchmitte weiß, die Handschwingen dunkelbraun, außen lichter gerandet, die vorderen Armschwingen an der weiß gesäumten Spitze tiefschwarz, übrigens aschgrau, die hinteren, welche den Spiegel bilden, weiß, die Schulterfedern aschgrau, die vorderen größeren Oberflügeldeckfedern rostroth, die hinteren braun-, die größten hinteren tief sammetschwarz, die Schwanzfedern braungrau, außen weiß gekantet. Das Auge ist braun, der Schnabel blauschwarz, der Fuß schmutziggelb. Im Sommerkleide ist das Gefieder oberseits vorherrschend dunkel graubraun, heller gekantet, unterseits auf rothbraunem Grunde schwarz, an den Seiten pfeilspitzig quergefleckt, auf den Oberflügeln graulich. Ein ähnliches, nur lichteres Kleid trägt das Weibchen. Die Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite fünfundachtzig, die Fittiglänge sechsundzwanzig, die Schwanzlänge zehn Centimeter. Das Weibchen ist, wie gewöhnlich, kleiner.

Das Verbreitungsgebiet der Stockente umfaßt ganz Europa und Asien, Amerika bis Mejiko und Nordafrika; das der Schnatterente ist kaum minder ausgedehnt. Erstere, deren Lebensweise im wesentlichen auch die der Schnatterente ist, zieht im Norden regelmäßig, wandert auch in unseren Breiten noch, bleibt aber schon in Süddeutschland oft auch im Winter innerhalb ihres Brutgebietes wohnen. In den Monaten Oktober und November versammeln sich die Stockenten zu großen Scharen und brechen nach südlicheren Gegenden auf. Die meisten gehen bis Italien, Griechenland und Spanien, wenige nur bis Nordafrika oder in die diesem Theile der Erde entsprechende Breite Südasiens hinab. Auf italienischen, griechischen und spanischen Seen gewahrt man von jener Zeit an tausende und hunderttausende von ihnen, zuweilen auf Strecken von mehreren Geviertkilometern das Wasser bedeckend und, wenn sie sich erheben, einen von fern hörbaren dumpfen Lärm verursachend, welcher an das Getöse der Brandung erinnert. Schon im Februar oder spätestens im März beginnt der Rückzug. In der Heimat wie in der Fremde nimmt die Stockente am liebsten auf schilf- oder riedbedeckten Seen, Teichen und Brüchen ihren Aufenthalt. Gewässer, welche hier und da von Pflanzen frei, im übrigen von Gebüsch und Sumpfpflanzen aller Art bewachsen sind, sagen ihr besonders zu; von ihnen aus fliegt sie ab und zu auf kleinere Teiche,

Lachen, Wassergräben oder Felder hinaus, um auch diese Oertlichkeiten auszunutzen. Auf freiem Wasser zeigt sie sich verhältnismäßig wenig, schwimmt vielmehr sobald als möglich dem Pflanzendickichte zu und untersucht nun gründelnd und wadend den Schlamm.

Die Stockente gehört zu den gefräßigsten Vögeln, welche wir kennen, verzehrt die zarten Blätter oder Spitzen der Grasarten und der verschiedensten Sumpfgewächse, deren Knospen, Keime und reife Sämereien, Getreidekörner, Knollenfrüchte, jagt aber auch eifrig auf alle Thiere vom Wurme an bis zum Fische und Lurche, scheint an einem unersättlichen Heißhunger zu leiden und frißt, um ihn zu stillen, so lange sie wach ist und etwas findet.

Wesen, Sitten und Gewohnheiten ähneln dem Gebaren ihrer Nachkommen, der Hausente. Sie geht, schwimmt, taucht und fliegt in ähnlicher Weise, obschon besser als die Hausente, hat genau dieselbe Stimme, das weit schallende „Quak" des Weibchens und das dumpfe „Quäk" des Männchens, das unterhaltende „Weck weck" oder das lockende „Wack wack", das Furcht ausdrückende „Rätsch" oder „Räb räb", kurz alle die Laute, welche man von der Hausente vernimmt. Ihre Sinne sind scharf, ihre geistigen Fähigkeiten wohl entwickelt. Sie beurtheilt die Verhältnisse richtig und benimmt sich dementsprechend verschieden, bekundet aber stets Vorsicht und Schlauheit, wird auch, wenn sie Verfolgungen erfährt, bald ungemein scheu. Höchst gesellig, im allgemeinen auch verträglich, mischt sie sich gern unter Verwandte, hält überhaupt mit allen Vögeln Gemeinschaft, welche ihrerseits solche leiden mögen. Auch die Nähe des Menschen meidet sie nicht immer, siedelt sich vielmehr oft auf Teichen an, welche unter dem Schutze der Bevölkerung stehen, beispielsweise auf solchen in Anlagen oder größeren Gärten, zeigt sich hier bald höchst zutraulich, läßt es sich ebenso gern gefallen, wenn ihrer Gefräßigkeit abseiten des Menschen Vorschub geleistet und sie regelmäßig gefüttert wird, brütet und erzieht ihre Jungen hier und benimmt sich schließlich fast wie ein Hausvogel. Trotzdem bewahrt sie sich eine gewisse Selbständigkeit und wird nicht zur Hausente, sondern übererbt auch ihren Jungen immer den Hang zur Freiheit und Ungebundenheit. Wirklich zähmen läßt sie sich nur dann, wenn man sie von Jugend auf mit Hausenten zusammenhält und ganz wie diese behandelt. Sie paart sich leicht mit letzteren, und die aus solchen Ehen hervorgehenden Nachkommen werden ebenso zahm wie die eigentlichen Hausenten selbst.

Bald nach ihrer Ankunft trennen sich die Gesellschaften in Paare, und diese hängen mit vieler Liebe an einander, obwohl heftige Brunst sie leicht zu Ueberschreitungen der Grenzen einer geschlossenen Ehe verleitet. Nach erfolgter Begattung, welche fast immer auf dem Wasser vollzogen, durch Entfaltung eigenthümlicher Schwimmkünste eingeleitet und mit vielem Geschreie begleitet wird, wählt sich die Ente einen passenden Platz zur Anlage des Nestes. Zu diesem Zwecke sucht sie eine ruhige, trockene Stelle unter Gebüsch oder anderen Pflanzen auf, nimmt jedoch ebenso Besitz von bereits vorhandenen, auf Bäumen stehenden Raubthierhorsten oder Krähennestern. Trockene Stengel, Blätter und andere Pflanzenstoffe, welche locker über einander gehäuft, in der Mulde ausgerundet, später aber mit Dunen ausgekleidet werden, bilden den einfachen Bau. Das Gelege besteht aus acht bis sechzehn länglichen, hart- und glattschaligen, grauweißen Eiern, welche von denen der Hausente nicht unterschieden werden können. Die Dauer der Brutzeit währt vierundzwanzig bis achtundzwanzig Tage. Das Weibchen brütet mit Hingebung, bedeckt beim Weggehen die Eier stets vorsichtig mit Dunen, welche es sich ausrupft, schleicht möglichst gedeckt im Grase davon und nähert sich, zurückkehrend, erst, nachdem es sich von der Gefahrlosigkeit vollkommen überzeugt hat. Die Jungen werden nach dem Ausschlüpfen noch einen Tag lang im Neste erwärmt und sodann dem Wasser zugeführt. Wurden sie in einem hoch angelegten Neste groß, so springen sie, bevor sie ihren ersten Ausgang antreten, einfach von oben herab auf den Boden, ohne durch den Sturz zu leiden. Ihre erste Jugendzeit verleben sie möglichst versteckt zwischen dichtstehendem Riedgrase, Schilfe und anderen Wasserpflanzen, und erst wenn sie anfangen, ihre Flugwerkzeuge zu proben, zeigen sie sich ab und zu auf freierem Wasser. Ihre Mutter wendet die größte Sorgfalt an, um sie den Blicken der Menschen oder anderer Feinde zu entziehen, sucht

nöthigenfalls durch Verstellungskünste die Gefahr auf sich selbst zu lenken, tritt auch, wenn sie die Schar von schwächeren Feinden angegriffen sieht, denselben muthig entgegen und schlägt sie häufig in die Flucht. Die Jungen hängen mit warmer Liebe an ihr, beachten jede Warnung, jeden Lockton, verkriechen sich, sobald die Alte ihnen dies befiehlt, zwischen deckenden Pflanzen oder Bodenerhöhungen und verweilen, bis jene wieder zu ihnen zurückkehrt, in der einmal angenommenen Lage, ohne sich zu regen, sind aber im Nu wieder auf den Beinen und beisammen, wenn die Mutter erscheint. Ihr Wachsthum fördert ungemein rasch; nach etwa sechs Wochen fliegen sie bereits.

Alle Sorge und Angst der Mutter läßt den Vater unbekümmert. Sobald die Ente zu brüten beginnt, verläßt er sie, sucht unter Umständen noch ein Liebesverhältnis mit anderen Entenweibchen anzuknüpfen und vereinigt sich, wenn ihm dies nicht mehr gelingen will, mit seinesgleichen zu Gesellschaften, welche sich nunmehr ungezwungen auf verschiedenen Gewässern umhertreiben. Noch ehe die Jungen dem Eie entschlüpft sind, beginnt bereits die Mauser, welche sein Prachtkleid ins unscheinbare Sommerkleid verwandelt. Letzteres wird kaum vier Monate getragen und geht dann durch Mauser und Verfärbung ins Hochzeitkleid über. Um diese Zeit tritt auch die Mauser bei den Jungen ein, und nunmehr vereinigen sich beide Geschlechter und alt und jung wieder, um fortan gesellig den Herbst zu verbringen und später der Winterherberge zuzuwandern.

Manche alte Stockente fällt dem Fuchse oder dem Fischotter, manche junge dem Iltis und bezüglich dem Nörz zur Beute; die Eier und zarten Jungen werden von Wasserratten weggeschleppt oder durch Rohrweihe und Milane gefährdet; als die schlimmsten Feinde aber müssen wohl die großen Edelfalken gelten, welche sich zeitweilig fast nur von Enten ernähren. Angesichts eines solchen Gegners suchen sich letztere so viel als möglich durch Tauchen zu retten, ziehen auch wohl den Räuber, welcher sie ergriff, gelegentlich mit in die Tiefe hinab und ermatten ihn dadurch so, daß er die Jagd aufgeben muß. Habicht und Adler, insbesondere Seeadler, betreiben die Entenjagd nicht minder eifrig und meist mit Glück, obgleich die Enten auch gegen sie Mittel zur Abwehr anwenden. Seyffertitz beobachtete einst innerhalb weniger Stunden die verschiedenen Vertheidigungsarten der Enten gegen Raubvögel. Als diese einen langsam herbeifliegenden Seeadler gewahrten, erhoben sie sich in die Luft und strichen über dem Wasser hin und her, weil sie wohl wußten, daß er nicht im Stande sei, sie im Fluge zu fangen. Nachdem er die Jagd aufgegeben, fielen sie wieder ein und suchten ihre Nahrung wie vorher. Da zeigte sich ein Wanderfalk; jetzt aber flogen sie nicht auf, sondern tauchten unablässig, bis auch dieser Feind das vergebliche seiner Bemühungen einsah. Später erschien nun ein Habicht, welcher im Fliegen wie im Sitzen gleich geschickt zu fangen weiß. Die Enten zogen sich sofort eng zusammen, warfen mit den Flügeln beständig Wasser in die Höhe und bildeten so einen undurchsichtigen Staubregen; der Habicht durchflog diesen Regen, wurde aber doch so verwirrt, daß er ebenfalls von seiner Jagd ablassen mußte.

Das Wildpret der Stockente ist so vorzüglich, daß man ihre Jagd allerorten eifrig betreibt. Alle üblichen oder erdenklichen Jagd- und Fangarten werden angewendet, um sich ihrer zu bemächtigen, sie auch zu vielen tausenden erbeutet. Die Märkte aller Städte Italiens, Griechenlands und Spaniens oder Egyptens sind während des Winters mit Enten insgemein und insbesondere auch mit Stockenten geradezu überfüllt.

Wirklich nennenswerthen Schaden verursachen auch die Stockenten nicht. Sie fressen allerdings Fische, sind jedoch nur im Stande, kleine hinabzuschlingen und diese bloß in seichten Gewässern zu fangen, so daß dieser Nahrungsverbrauch eben nicht ins Gewicht fällt und durch den Nutzen, welchen Wildpret und Federn gewähren, aufgehoben werden dürfte.

*

Kriechenten nennt man die kleinsten, etwa taubengroßen Arten der Unterfamilie, vereinigt sie gewöhnlich auch in einer besonderen Untersippe (Querquedula). Schnabel, Fuß, Flügel und Schwanz ähneln den entsprechenden Theilen der Stockenten; das Kleingefieder aber verlängert sich

bei den meisten Arten auf dem Hinterkopfe hollenartig, und die Schulterfedern spitzen sich zu, werden selbst zu Flatterfedern.

Unter den deutschen Arten verdient die Knäkente, Schäck=, Halb=, Sommerhalb=, Zirz=, Schnärr=, Schmiel= und Trasselente, Krüzele und Kläseli (Anas querquedula und circia, Querquedula circia, glaucoptera und scapularis, Cyanoptera und Pterocyana circia) die erste Stelle. Scheitel und Hinterhals sind schwarzbraun, Stirne, Kopf= und Halsseiten, von den ersterwähnten Theilen durch einen breiten weißen Augenstreifen getrennt, auf braunrothem Grunde fein weiß gestrichelt, Kinn und Kehle schwarz, Unterhals, Mantel, Rücken, Kropf und Oberbrust auf oberseits dunkler, unterseits heller braungelbem Grunde durch dunkelbraune Bogenbänder und Tüpfel geziert, die Seitenfedern auf weißem Grunde zart schwarz quergewellt, die Steiß= und Unterschwanzdeckfedern rostgelblich, dunkler gepunktet, alle übrigen Untertheile weiß, die weißgeschafteten Handschwingen graubraun, an der Spitze dunkelbraun, die hinteren graulicher, die Armschwingen, welche den Spiegel darstellen, grauschwarz, außen stahlgrünlich glänzend, am Ende weiß gesäumt, die langen Schulterfedern bläulich grauschwarz, breit weiß gesäumt, die Oberflügeldeckfedern licht graublau, die Schwanzfedern dunkel aschgrau, seitlich nach außen hin mehr und mehr zunehmend, weißlich gerandet. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel grünlichschwarz, der Fuß röthlich aschgrau. Dem düsteren, anderer Schwimmenten ähnlichen Sommerkleide mangeln die schöne Kopf= und Halsfärbung und die verlängerten Schulterfedern, nicht aber auch die blauen Flügeldeckfedern. Das Weibchen trägt ein dem männlichen Sommerkleide ähnelndes Kleid; seine Flügeldeckfedern sind jedoch nicht bläulich=, sondern dunkel bräunlichgrau. Die Länge beträgt achtunddreißig, die Breite zweiundsechzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Ganz Mitteleuropa und Mittelasien sind das Brutgebiet der Knäkente; nach Norden hin reicht dasselbe höchstens bis Südschweden. Auf dem Zuge besucht sie alle Länder Südeuropas, den größten Theil Mittelasiens und Afrika, im Osten des letztgenannten Erdtheils bis zum zehnten Grade nördlicher Breite vordringend.

Viel seltener als sie brütet in Deutschland die Krikente, Krük=, Kriech=, Krug=, Krugel=, Franz=, Klein=, Wachtel=, Schaps=, Spiegel= und Kreuzente, Kricke, Trösel, Socke rc. (Anas crecca, Querquedula crecca, subcrecca und creccoides, Nettion crecca). Sie ist kleiner als jene: ihre Länge beträgt zweiunddreißig, die Breite vierundfunfzig, die Fittiglänge vierzehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter. Kopf= und Oberhals sind, bis auf einen breiten, im Genick zusammenfließenden, prachtvoll blaugrünen, ober= und unterseits schmal weiß eingefaßten Zügelstreifen und den vom vorderen Augenwinkel nach der Schnabelwurzelseite sich fortsetzenden weißen Saumstreifen, lebhaft zimmetroth, Hinterhals, Mantel und Brustseiten auf aschgrauem Grunde schwarz quergewellt, Vorderhals, Kropfgegend und Oberbrust auf licht röthlichgelbem Grunde spärlich schwarz gefleckt, die seitlichen Unterbauch= und die mittleren Unterschwanzdeckfedern schwarz, letztere seitlich lichtbräunlich, alle übrigen Untertheile weiß, die Handschwingen dunkel braungrau, die den Spiegel bildenden Armschwingen innen braungrau, die ersten vier außen sammetschwarz, die übrigen hier, gegen die Spitze hin zunehmend, goldgrün, die etwas verlängerten und zugespitzten Oberarmschwingen aschgrau, schwarz geschaftet, die kleinen Oberflügeldeckfedern bräunlichgrau, die größten, welche den Spiegel besäumen, am Ende weiß, in Rostfarb übergehend, die Schwanzfedern graulich braunschwarz, weiß gekantet. Das Sommerkleid unterscheidet sich durch graue Oberflügeldecken und den lebhaft gefärbten Spiegel, das Kleid des Weibchens durch letzteren von den entsprechenden Kleidern der Knäkente.

Eigentlich in der Tundra heimisch, verbreitet sich die Krikente über alle drei nördlichen Erdtheile, durchstreift während des Winters, im September und Oktober erscheinend, im März und April heimkehrend, ganz Europa und Asien, ebenso einen Theil Nordamerikas und besucht in Menge Nordafrika.

Ihr am nächsten verwandt ist die Zierente (Anas formosa, glocitans und baikalensis, Querquedula formosa und glocitans). Scheitel, Oberkopf, Hinterhals, ein schmaler, senkrecht vom Auge abfallender, weiß gesäumter Streifen, Kinn und Kehle sind schwarz, ein breiter, vom Auge beginnender Zügelstreifen schimmernd grünschwarz, die noch nicht genannten Kopf- und Halsseiten sowie der Vorderhals gelblichweiß, alle übrigen Theile den entsprechenden der Krikente ähnlich, aber weit lebhafter gefärbt. Die Länge beträgt etwa vierzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Nordostasien, Ostsibirien, Kamtschatka und China sind die Heimat dieser schönen Ente, welche sich zweimal nach Frankreich verflog.

Denselben Ländern und Japan entstammt die ebenfalls in Westeuropa, sogar Oesterreich-Ungarn vorgekommene Sichelente (Anas falcata und falcaria, Querquedula falcata und falcaria, Eunetta falcata). Sie unterscheidet sich von allen Kriechenten durch ihre zu einer förmlichen Mähne verlängerten Genick- und die sehr langen, schmalen, flatternden, sichelartig abwärts gekrümmten Schulterfedern. Kopf- und Genickfedern sind rothbraun, kupferfarbig und grün schillernd, Kehle und Hals, bis auf ein lebhaft grünes Band in der Mitte des letzteren, weiß, Kropf und Oberbrust auf grauem, Mantel und Schultern auf graubraunem Grunde muschelfleckig, die übrigen Untertheile, mit Ausnahme der seitlichen weißen und mittleren schwarzen Steiß- und schwarzen Unterschwanzdeckfedern, auf lichtgrauem Grunde wellig und pfeilspitzig schwarz gezeichnet, Hinterrücken und Bürzel bräunlichschwarz, die Handschwingen dunkel braungrau, die Armschwingen schwarz, außen grün schimmernd, am Ende weiß gesäumt, die längsten bereits gekrümmt wie die sammetschwarzen, weißgeschafteten, lichtgraulich gesäumten Schulterfedern, die oberen Flügeldecken aschgrau, die längsten vor dem schwarzen Spitzensaume lichtgrau, die Schwanzfedern braungrau. Die Länge beträgt funfzig, die Fittiglänge achtundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Endlich haben wir wohl noch die in Südspanien und Nordwestafrika heimische Marmelente (Anas angustirostris und marmorata, Querquedula, Chaulelasmus, Marmonetta und Marmaronetta angustirostris, Dafila und Fuligula marmorata) dieser Gruppe beizuzählen, obgleich sie sich durch ihre Schmucklosigkeit von den übrigen Kriechenten sehr unterscheidet. Der Grundton ihres Gefieders ist ein fahles Isabellgelb; die Zeichnung des Kopfes besteht aus rundlichen, die des Halses aus länglichen, in Reihen geordneten Punkten, die des Rückens und der Seiten aus breiten Querbändern, die des Kopfes und der Brust aus Querflecken von dunkelbrauner Farbe; die Untertheile sind einfarbig, die Schwingen braun, außen aschgrau, die den Spiegel bildenden Armschwingen hier rahmgilblich weiß, die Oberarmdecken grau, die Schwanzfedern graulichbraun, breit rostweißlich gerandet, die Augen braun, Schnabel und Füße schwarz. Die Länge beträgt vierzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Die Knäkente gibt uns ein in den wesentlichen Zügen richtiges Bild aller Kriechenten. Sie erscheint, aus ihrer in den Mittelmeerländern gelegenen Winterherberge kommend und des Nachts wandernd, zu Ende des März und im April am Brutplatze und verweilt hier bis zum Oktober oder November, beginnt jedoch bereits nach vollendeter Brutzeit, im August, umher zu streichen. Zu ihrem Aufenthalts- und Brutorte wählt sie mit Vorliebe solche Süßgewässer, welche großentheils mit dichtstehenden Wasserpflanzen, Schilf, Ried und Binsicht, bewachsen sind oder begrenzt werden, seichte, mit schwimmenden Gewächsen bedeckte Buchten haben und nach dem Lande zu in versumpfte Wiesen übergehen, ebenso Brüche und Sümpfe verschiedener Art, besonders gern im Walde versteckte, von hohen oder niedrigen Bäumen überschattete Stauwässer oder durch die Frühlingsregen gefüllte Teiche, Lachen und Kuhlen. Von ihnen aus besucht sie des Nachts alle übrigen, auch die kleinsten Wasserbecken, vorausgesetzt, daß diese seicht, schlammig und pflanzenreich sind, nicht minder gern überschwemmte, beziehentlich von Be- oder Entwässerungsgräben durch-

zogene Wiesen. Hier, immer gedeckt und verborgen, treibt sie ihr Tage- und mehr noch Nachtwerk eher nach Art einer Sumpfschnepfe als einer anderen Ente, so wenig sie auch letztere verleugnet. Aeußerst lebendig, regsam, behend und gewandt durchschwimmt, durchläuft, durchwadet, durchkriecht sie ihr Wohngebiet, über Tages selten auf freien Blänken sich zeigend, vielmehr zwischen schwimmenden oder im Wasser stehenden Pflanzen herumstöbernd, dabei den schmalsten Gräben folgend oder selbst zwischen Ried, Binsicht und Wiesengras Wege sich bahnend. Sie geht recht gut, kriecht durch die ebengenannten Pflanzen mit ebensoviel Geschick wie Schnelligkeit, schwimmt leicht, gründelt und taucht meisterlich und fliegt, obschon fast vollständig lautlos, doch pfeilschnell, gerade wie verschlungene Linien mit gleicher Fertigkeit beschreibend und alle einer Ente überhaupt möglichen Flugkünste übend. Ihre Stimme ist ein schwaches, hohes Quaken, der Silbe „Quäk“ oder „Knääk“ vergleichbar, der Paarungsruf des Männchens ein schnarrendes „Klerreb“, der Ausdruck der Erregung ein schnell auf einander folgendes „Jäk jäk jäk“. In ihrem Wesen unterscheidet sie sich mehr scheinbar als thatsächlich von anderen Enten. Sie vertraut zu viel auf ihr Versteckenspielen, ist daher wenig scheu, jedoch nicht minder klug als andere ihres Geschlechtes, was sie beispielsweise dadurch beweist, daß sie da, wo sie sich sicher fühlt, nach und nach alle Scheu vor dem Menschen ablegt; sie ist höchst gesellig, verkehrt aber doch nur mit ihresgleichen wirklich innig; sie ist friedlich und doch jederzeit bereit, zu Ehren des zarten Geschlechtes mit Nebenbuhlern eine Lanze zu brechen. Das verbundene Paar überhäuft sich mit Zärtlichkeiten; aber das Weibchen zeigt sich ebenso wählerisch wie das Männchen treulos, so daß wohl auch bei dieser Ente kaum ein Ehebund für das ganze Leben stattfinden dürfte. Hinsichtlich der Nahrung unterscheidet sich die Knäkente insofern von anderen Arten, als sie neben thierischen Stoffen aller Art und weichen Pflanzenschößlingen viele Sämereien, insbesondere solche des Schwadengrases und anderer auf feuchtem Grunde gedeihenden Grasarten, verzehrt.

Am Brutplatze erscheint die Knäkente meist schon gepaart und beginnt sogleich mit dem Nestbaue; doch finden sich auch ungepaarte beiderlei Geschlechtes hier ein, und es währt dann oft längere Zeit, bevor das wählerische Weibchen eines der um seinen Besitz heftig sich streitenden Männchen annimmt. Der Paarung gehen zärtliche Liebeleien voraus, bis die förmlich unterwürfige Hingebung des Enterichs die Sprödigkeit des Weibchens besiegt. Dieses sucht inzwischen nach einem geeigneten, möglichst versteckten Plätzchen für sein Nest, ohne hinsichtlich des Standortes an einer bestimmten Regel oder Gewohnheit festzuhalten, entscheidet sich zuletzt ebenso gut für eine Stelle im oder unmittelbar am Gewässer wie für eine kilometerweit von demselben entfernte, schichtet aus trockenen, in nächster Nähe zusammengelesenen Pflanzentheilen den Unterbau zusammen, kleidet die Mulde wie üblich mit Dunen aus und beginnt nun, zu Ende des April oder im Anfange des Mai, zu legen. Der Satz besteht aus neun bis zwölf, zuweilen auch mehr, kleinen, etwa sechsundvierzig Millimeter langen, zweiunddreißig Millimeter dicken, länglich eigestaltigen, feinschaligen braungelblichweißen Eiern; die Brutzeit währt etwa drei Wochen. Während das Weibchen mit größter Hingebung und Außerachtsetzung von Gefahr brütet, entfremdet sich das Männchen mehr und mehr dem Weibchen wie der werdenden und heranwachsenden Familie, überläßt es ganz der Gattin, die kleinen, reizenden, wachtelartig behenden, vom ersten Lebenstage an versteckenspielenden Jungen zu pflegen, leiten, erziehen, kurz, zu bemuttern, treibt sich inzwischen mit seinesgleichen umher, liebelt mit allen Weibchen, welche es sieht, obgleich es meist nur Abweisung erfährt, und findet sich erst im August, wenn seine Kinder erwachsen sind, wiederum bei der Familie ein.

Dieselben Feinde, welche andere Enten bedrohen, gefährden auch die Knäkente, deren köstliches Wildpret wohl nicht bloß unter uns Menschen gebührende Würdigung findet. Gefangen gehalten wird sie gern, weil sie trefflich ausdauert, bald an ihren Pfleger sich anschließt und durch ihre Zierlichkeit und Lebhaftigkeit viel Vergnügen gewährt, auch in Gefangenschaft brütet.

*

In meinen Augen verdient den Preis der Schönheit die **Brautente** oder **Karolinenente** (*Aix sponsa*, *Anas*, *Dendronessa*, *Lampronessa* und *Cosmonessa sponsa*), ein über ganz Nordamerika verbreiteter und dort häufiger Vogel, welcher gegenwärtig auf unseren Weihern fast eingebürgert ist. Die Sippe der **Schmuckenten** (*Aix*) kennzeichnet sich durch schlanken Leib, mittellangen, dünnen Hals, großen, beschopften Kopf, ziemlich kurzen, schlanken, weniger als kopflangen Schnabel mit stark gekrümmtem, etwas über den Unterkiefer herabtretendem Nagel, kurze,



Brautente (*Aix sponsa*). 1/4 natürl. Größe.

kräftige Füße, mittellange, schmale, spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste und zweite die längsten sind, und deren Handschwingen sich verbreitern, langen, starken und breiten, sehr zugerundeten, aus sechzehn Federn bestehenden Schwanz und prachtvolles, dicht glänzendes Gefieder, welches sich am Hinterkopfe zu einer lang herabfallenden Holle verlängert, zwischen der Oberschnabelwurzel und am Auge aber einen Streifen unbekleidet läßt. Das Gefieder des Oberkopfes und die Wangengegend zwischen Auge und Schnabel sind glänzend dunkelgrün, die Kopfseiten und ein großer Fleck an der Halsseite purpurgrün mit bläulichem Schimmer, die Schopffedern goldgrün, durch zwei schmale weiße Streifen, von denen der eine über, der andere von dem Auge aus nach hinten läuft, besonders verziert, die Seiten des Oberhalses und der Oberbrust auf lebhaft kastanienbraunem Grunde wie mit zarten weißen Tropfen bespritzt, die Schulterfedern, Handschwingen und Steuerfedern grünpurpurblau und sammetschwarz schillernd, die Zwischenschulterfedern, der hintere Theil des Rückens und die Oberschwanzdeckfedern schwarzgrün, einige von den seitlich verlängerten, schmalen

Deckfedern des Schwanzes röthlich orangefarben, die Unterschwanzdeckfedern braun, Kinn und Kehle, ein Band um den Oberhals, die Brustmitte und der Bauch weiß, die Seiten auf gelblichgrauem Grunde fein und zierlich schwarz gewellt, einige längere Federn aber schwarz und breit weiß gesäumt. Das Auge ist hochroth, das Augenlid orangeroth, der Schnabel weißlich, in der Mitte gelblich, an der Wurzel dunkel bräunlichroth, an der Spitze schwarz, der Fuß röthlichgelb. Die Länge beträgt fünfundvierzig, die Breite zweiundsiebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge zehn Centimeter. Das etwas kleinere Weibchen trägt keine Kopfhaube, obwohl die Kopffedern ebenfalls etwas verlängert sind; sein Gefieder ist auf der Oberseite dunkel braungrünlich und purpurglänzend, großfleckig getuscht, auf dem Kopfe graugrün, auf dem Halse bräunlichgrau, an der Gurgel weiß, auf der Brust weiß, braun gefleckt, auf dem Bauche reinweiß; ein breiter, weißer Ring umgibt das Auge und setzt sich nach hinten in einen Streifen fort, welcher sich bis in die Ohrgegend zieht.

Von Neuschottland an nach Süden hin lebt die Brautente überall in den Vereinigten Staaten, und während ihres Zuges besucht sie regelmäßig Mittelamerika und Westindien. In den mittleren Staaten findet man sie auch im Winter; denn sie bleibt da, wo sie offenes Wasser findet, wohnen. Mehrere Male hat man sie auch in Europa erlegt; wahrscheinlich aber entstammten die in Frage kommenden Stücke den Thiergärten Englands oder Hollands.

Mit der schönen Gestalt und dem prachtvollen Kleide der Brautente steht ihr anmuthiges Betragen im Einklange. Sie vereinigt alle Eigenschaften in sich, welche einem Schwimmvogel unsere wohlwollende Zuneigung erwerben können. In ihren Bewegungen ähnelt sie der Krik- oder Knäkente, übertrifft diese aber noch dadurch, daß sie regelmäßig bäumt. Sie geht troß der weit nach hinten stehenden Füße rasch, mindestens ebenso gewandt wie unsere Wildente, bewegt dabei beständig wippend den Schwanz, schwimmt gut, fliegt, laut Audubon, mit der Leichtigkeit einer Wandertaube zwischen den Baumzweigen dahin und stürzt sich zuweilen gegen Abend blitzschnell durch die Wipfel. Im Nothfalle taucht sie, ja, sie übt diese Fertigkeit schon dann aus, wenn sie sich spielend mit dem Weibchen oder eifersüchtig mit einem anderen Männchen jagt. Die Stimme ist ein äußerst wohllautendes, sanftes, lang gezogenes, leises „Pi, piii", der Warnungslaut des Männchens ein nicht minder klangvolles „Huik, huik". Sie scheut die Nähe des Menschen weniger als unsere Stockente, läßt sich insbesondere von ihrem gewohnten Brutplatze kaum vertreiben, auch dann nicht, wenn in dessen unmittelbarer Nähe Gebäude errichtet werden, wird aber doch, wenn sie Verfolgungen erfährt, bald vorsichtig und zuletzt überaus scheu, gebraucht auch alle unter ihren Familienmitgliedern üblichen Listen, um sich zu sichern. An die Gefangenschaft gewöhnt sie sich schneller als irgend eine andere mir bekannte Ente; selbst die alt eingefangenen lernen sich bald in die veränderten Verhältnisse fügen, in ihrem Wärter den wohlwollenden Pfleger erkennen, lassen sich nach kurzer Haft bereits herbeilocken und können eher als andere zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden, pflanzen sich auch regelmäßig in der Gefangenschaft fort, sobald ihnen nur eine passende Gelegenheit geboten wird.

In der Freiheit nährt sie sich von Körnern und Sämereien, zarten Spitzen verschiedener Wasserpflanzen und Getreidearten, Würmern, Schnecken und Kerbthieren, nimmt auch kleine Lurche und andere Wirbelthiere auf; in der Gefangenschaft begnügt sie sich mit Körner- und Fischfutter, lernt aber nach und nach alles fressen, was der Mensch genießt.

Gegen den März hin trennen sich die Gesellschaften, und jedes Paar durchstreift nun die Waldungen nah und fern, läßt sich auf den Wipfeln der höheren Bäume nieder, schreitet auf den Zweigen sicher und gewandt einher und untersucht jede Höhlung, welche sich findet. In den meisten Fällen war der große Kaiserspecht der Erbauer einer allen Ansprüchen der Ente genügenden Wohnung; zuweilen muß ein verlassener Bau des Fuchseichhornes, ausnahmsweise selbst eine Felsenkluft genügen. Das Weibchen zwängt sich mit überraschender Leichtigkeit durch die Eingangslöcher verschiedener Höhlungen, obgleich diese dem Anscheine nach viel zu klein scheinen, versteht auch meisterhaft, das Innere der Höhlung selbst zum Neste sich herzurichten. Während

es die einzelnen Löcher durchkriecht, hält das Männchen außen Wache und ruft ihm zärtlich zu oder unterrichtet es von einer sich nähernden Gefahr durch den beschriebenen Warnungslaut, auf welchen hin beide dann eilig flüchten. Die einmal aufgefundene Höhlung dient einem und demselben Paare viele Jahre nach einander. Das werbende Männchen entfaltet dem Weibchen gegenüber allerlei Verführungskünste, brüstet sich in stolzer Haltung mit hoch empor gehobenem Haupte und versucht es, durch zierliches Nicken und Wenden des Kopfes das Herz seiner Schönen zu rühren. Hat das Paar sich geeinigt, so sieht man beide stets dicht neben einander dahin schwimmen, dann und wann gegenseitig mit dem Schnabel sich liebkosen, das Männchen ab und zu vor Vergnügen vom Wasser sich erheben, mit den Flügeln schlagen und unter zartem Geschreie Haupt und Hals bewegen. Gelegentlich wird auch ein Zweikampf ausgefochten, wenigstens jedes andere Männchen, welches sich naht, durch nicht mißzuverstehende Geberden bedroht. Währenddem besuchen beide tagtäglich mehrere Male die erwählte Nisthöhle; das Weibchen baut und ordnet in ihr und beginnt nun endlich, im Anfange des April, in den nördlichen Staaten einen Monat später, mit dem Legen. Sieben bis zwölf kleine, etwa achtundvierzig Millimeter lange, sechsunddreißig Millimeter dicke, längliche, hart- und glattschalige, rein- oder gilblichweiße Eier bilden das Gelege. Die Brutzeit währt fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Tage. Sofort nachdem das letzte Ei gelegt wurde, kleidet das Weibchen, wie üblich, die Mulde mit Dunen aus, bedeckt die Eier auch bei jedem Ausfluge und übernimmt fortan überhaupt alle Sorgen und Mühen der Elternpflege. Solange es baut und legt, wird es vom Männchen noch beständig begleitet; später verfährt dieses genau in derselben Weise wie der Wildenterich, verläßt die Gattin, vereinigt sich mit anderen seines Geschlechtes, streift mit denselben umher und begibt sich auf ein geeignetes Gewässer, um hier die Zeit der Mauser zu durchleben. Letztere tritt bereits im Juli ein, ist um die Mitte des September schon beendet und verleiht dem Enterich ein Kleid, welches sich von dem des Weibchens kaum unterscheidet, obgleich es dieses immer noch ein wenig an Glanz und Sättigung der Farbe übertrifft.

Das Wildpret der Brautente soll vom September an bis zum Eintritte des Winters wahrhaft köstlich sein: kein Wunder daher, daß ihr überall nachgestellt und sie allwinterlich zu tausenden auf den Markt gebracht wird. An ihre volle Zähmung scheint man in Amerika noch nicht gedacht zu haben; daß sie aber nach und nach zum Hausvogel werden wird, unterliegt keinem Zweifel. Als Parkvogel verdient sie den Vorzug vor sämmtlichen fremdländischen Verwandten, nicht bloß deshalb, weil sie alle an Schönheit übertrifft, sondern auch, weil sie sich leichter als alle fortpflanzt.

*

Die Sippe der Pfeilschwanzenten (Dafila), deren Merkmale in dem sehr schlanken Leibe und dünnen, ungewöhnlich langen Halse, gestreckten Kopfe, fast kopflangen, sehr schmalen, flach gewölbten Schnabel und dem scharf zugespitzten, aus sechzehn Federn bestehenden Schwanze liegen, vertritt die Spießente, auch Spitz-, Pfriemen-, Schwalben-, Fasan-, Schnepf- und Lerchenente, Spitz- Pfeil- und Nadelschwanz genannt (Dafila acuta, longicauda, caudata und caudacuta, Anas acuta, longicauda, alandica, caudacuta und Sparrmanni, Phasianurus acutus, Querquedula und Trachelonetta acuta). Kopf, Kinn und Kehle sind purpurbraun, Hinterhalsmitte und Nacken, oben als schmaler Streifen erscheinend, nach unten sich verbreiternd, grünglänzendschwarz, weiter nach unten grau, Mantel und Seiten, Unterrücken und Bürzel auf aschgrauem Grunde äußerst zart schwarz quergewellt, ein nach unten sich verbreiternder Seitenhalsstreifen, Brust- und Bauchmitte reinweiß, Steiß- und Unterschwanzfedern sammetschwarz, die Handschwingen dunkel braungrau, heller gerandet, die Armschwingen grau, außen stahlgrün, kupfer- und purpurroth schimmernd, vor der weißen Spitze durch eine sammetschwarze Binde geziert, einen oberseits bräunlichgolden, unterseits schwarz eingefaßten, weiß besäumten, schimmernd grünen Spiegel darstellend, die Oberarmfedern grau, außen sammetschwarz, die lanzettförmigen Schulterfedern, weiß, breit sammetschwarz längs des Schaftes, an der Wurzel grau, die kleinen Oberflügel-

deckfedern schmutzig aschgrau, die beiden mittleren, spießartig verlängerten, die übrigen weit überragenden Steuerfedern tiefschwarz, die übrigen nach außen hin durch Schwarz-, Tief- und Aschgrau allmählich bis zum Weiß sich lichtend, ihre oberen Deckfedern zum Theil schwarz und weiß gekantet, zum Theil dem Bürzelgefieder ähnelnd. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel bläulich, der Fuß grau. Dem Sommerkleide fehlen die purpurbraune Kopfhaube und die Halszeichnung; die vorherrschend dunkelbraune Oberseite ist durch lichtere Federsäume, der bräunliche Kopf durch dunkle Tüpfel, die licht röthlichbraune Unterseite durch dunkelbraune Quer-, zum Theil Pfeilflecke gezeichnet. Das Weibchen, an seiner schlanken Gestalt stets kenntlich, entbehrt des schimmernden Spiegels und ist viel lichter als das Männchen im Sommerkleide. Die Länge beträgt vierundsechzig, die Breite sechsundneunzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge, der vorragenden Spieße halber, zweiundzwanzig Centimeter.

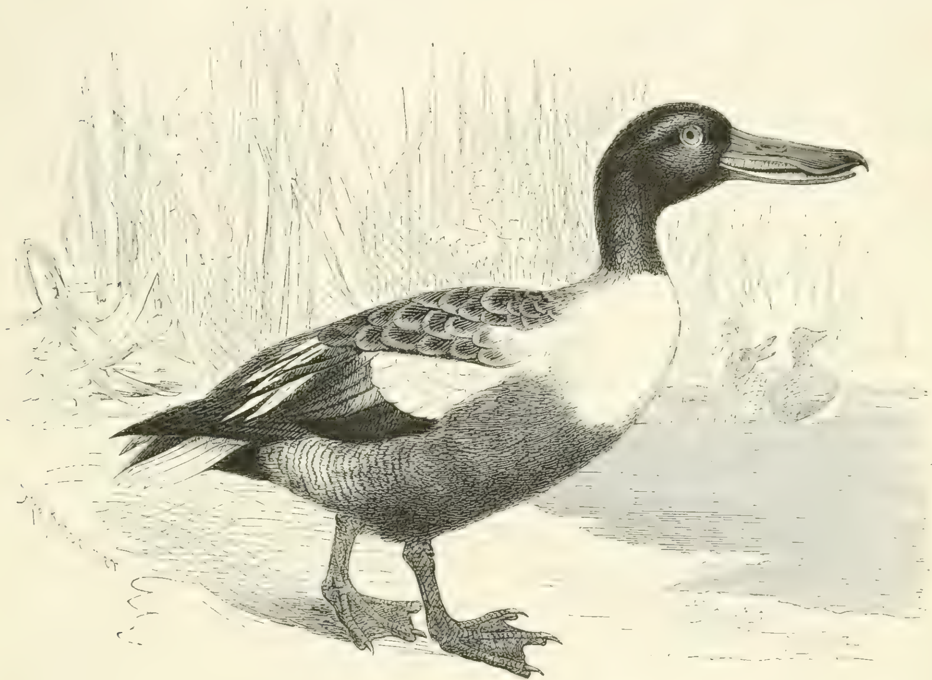
Alle Länder innerhalb eines breiten, rings um den Nordpol sich ziehenden, etwa zwischen dem funfzigsten Grade und den Küsten des Eismeeres gelegenen Gürtels der Erde bilden das Brut-, das ganze übrige Europa und Asien, Nord- und Mittelafrika sowie Nord- und Mittelamerika das Wandergebiet der Spießente. Im gemäßigten Gürtel weit seltener nistend als die Stockente, tritt sie als Brutvogel in um so größerer Häufigkeit im höheren und im hohen Norden auf, erscheint, von hier aus kommend und dahin zurückkehrend, im Oktober und November, März und April in zahlreichen Scharen bei uns, noch häufiger in den westeuropäischen Küstenländern, überwintert in allen Gewässern rings um das Mittelländische und Schwarze Meer, zieht aber, dem Nile folgend, bis tief ins Innere oder, der Küste entlang fliegend, bis zu den Strömen im Westen Afrikas und verfährt dem entsprechend in Asien wie in Amerika. Ihre Aufenthaltsorte sind annähernd dieselben, welche auch die Stockente erwählt; doch meidet sie, welche ebenfalls als Kind der Tundra bezeichnet werden darf, in Waldungen versteckte oder buschreiche Gewässer und bevorzugt ausgedehnte, mit Sumpf- und Wasserpflanzen aller Art bestandene und bedeckte Seen, Brüche und Sümpfe jeder anderen Oertlichkeit.

Entsprechend ihrer gestreckten Gestalt, erinnert die Spießente in ihrer Haltung wie im Gehen und Schwimmen vielfach an die Schwäne, sowenig sie auch ihr Entengepräge verleugnet. Sie geht watschelnd, schwimmt leicht, taucht geschickt, auch gern und fliegt, den langen Hals gerade vorgestreckt, unter leise zischelndem Geräusch, mit kurzen, ungemein rasch auf einander folgenden Flügelschlägen sehr schnell, behend und gewandt, beim Durchmessen weiterer Strecken in Keilordnung hoch in der Luft und geraden Weges dahin, schwenkt sich aber auch leicht und geschickt, dreht und wendet sich nach Belieben und bewegt außerdem nebenbei Kopf und Hals in schlängelnden Windungen, wie keine andere Ente thut. Ihre Stimme, ein eintöniges, hochliegendes, quakendes „Kröck“, nimmt im Schnabel des Männchens während der Liebeszeit einen eigenen Wohllaut an und klingt dann wie „Klück“ oder, wenn der Entvogel in Feuer geräth, wie „Aanklück äre“, wogegen der Ausdruck des Zornes ein zischendes Fauchen ist. Betragen und Gebaren, Sitten und Gewohnheiten bieten übrigens nichts besonderes, ebensowenig wie die Nahrung von der ihrer Verwandtschaft verschieden ist. Das einfache, innen mit Dunen ausgekleidete Nest enthält gegen Ende des April das volle Gelege, acht bis zehn, etwa fünfundfunfzig Millimeter lange, zweiundvierzig Millimeter breite, denen der Stockente gleichende Eier, welche ebenfalls ohne Zuthun des Männchens gezeitigt werden. Um die heranwachsenden Jungen, deren Kindheit wie bei jungen Stockenten verläuft, scheint sich letzteres übrigens doch zu bekümmern, da ich gesehen habe, daß eines herbeikam, als ich in der Tundra Nordasiens Weibchen und halbwüchsige Küchlein nach einander erlegte. Das Wildpret der letzteren ist vorzüglich, aber auch das der alten Vögel im Herbste recht gut.

*

Eine der buntesten und auffallendsten Enten unseres Vaterlandes ist die Löffelente, Breitschnabel-, Schild-, Fliegen-, Mückenente oder Näschen, Taschenmaul, Seefasan rc. (Spatula clypeata, Anas clypeata, rubens, mexicana und jamaicensis, Clypeata pomarina,

macrorhynchos, platyrhynchos und brachyrhynchos, Rhynchaspis clypeata), Vertreterin einer gleichnamigen Sippe (Spatula), welche sich durch ihren großen, hinten schmalen, vorn sehr erweiterten und stark gewölbten, weichen, fein gezahnten Schnabel auszeichnet. Kopf und Oberhals sind dunkelgrün, der Hinterhals unten, der Oberrücken und die kurzen Schulterfedern hellgrau gesäumt, Unterhals, Kropf und oberste Flügeldeckfedern weiß, die übrigen lichtblau, die vorn durch einen breiten weißen Streifen abgegrenzten Spiegelfedern schimmernd metallgrün, Unterrücken und Bürzel schwarzgrün, Brust und Bauch kastanienbraun, die Unterschwanzdeckfedern



Löffelente (Spatula clypeata). 1/4 natürl. Größe.

schwarz, die Schwingen braungrau, die mittleren Steuerfedern braun, weißlich gekantet, die seitlichen, mehr und mehr zunehmend, weiß. Das Auge ist goldgelb, der Schnabel schwarz, der Fuß rothgelb. Die Länge beträgt funfzig, die Breite achtzig, die Fittiglänge vierundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Das Weibchen ist auf graugelbem Grunde dunkler gefleckt, sein Oberflügel grau, der schmale Spiegel graugrün, der Schnabel grüngelb, an den Rändern blaßroth. Seinem Kleide ähnelt die Sommertracht des Männchens.

Der gemäßigte Gürtel der Erde ist die Heimat der Löffelente; im hohen Norden kommt sie seltener vor. Europa bewohnt sie vom südlichen Norwegen an allerorten; in Amerika findet man sie von Kanada an in sämmtlichen Vereinigten Staaten. Von hier aus wandert sie während des Winters bis Mejiko, von Europa aus bis Nord- und Mittelafrika, von Asien aus bis Südchina, Indien und Australien. Sie gehört in Ostpreußen, Polen, Dänemark und Holland zu den gewöhnlichen Erscheinungen, findet sich in Mitteldeutschland hier und da und tritt im Winter massenhaft in ganz Südeuropa auf. Bei uns zu Lande erscheint sie zu Ende des März oder im Anfange des April, und schon gegen Ende des August bricht sie allgemach zu ihrer Reise nach Süden wieder auf. Auch sie zieht süßes Wasser dem Meere vor, findet sich aber doch recht gern auf seichten Stellen desselben ein und treibt sich hier, eher nach Art der Strandvögel als nach Art anderer

Enten, auf schlammigen Watten, sandigen, flachen Küsten und in den bei der rücktretenden Ebbe gefüllt bleibenden Lachen umher. Auf den nordegyptischen Seen hält sie sich stets an den Rändern auf, während andere Arten ihrer Familie entweder die freien Stellen der weiter ab vom Ufer gelegenen oder die mit Pflanzen bedeckten bruchartigen Theile der Seen bevölkern.

Von den übrigen deutschen Enten unterscheidet sie sich durch ihr prachtvolles und auffallendes Gefieder schon aus weiter Ferne, nicht aber wesentlich durch ihre Sitten und Gewohnheiten. Sie geht wie die übrigen Schwimmenten ziemlich gut und gern, schwimmt leicht und schön, gründelt oft, taucht aber nur im Nothfalle, fliegt rasch und behend, wenn auch nicht so schnell wie die kleineren Arten, und verursacht fliegend wenig Geräusch. Ihre Stimme klingt quakend, die des Männchens ungefähr „Woak“, die des Weibchens tiefer „Wak“. Sie gehört unter die zutraulichsten oder am wenigsten scheuen Arten ihrer Familie, läßt sich leicht beschleichen und zeigt sich zuweilen geradezu einfältig, wird aber schließlich, wenn sie sich verfolgt sieht, doch auch vorsichtig und scheu. Naumann hat beobachtet, daß die Männchen im Frühjahre, wenn sie ihr Prachtkleid tragen, wahrscheinlich weil sie wissen, daß die blendenden Farben desselben sie leichter verrathen als die unscheinbaren des Sommerkleides, scheuer sind als im Spätsommer. Zu größeren Gesellschaften vereinigt sie sich selten oder nie; denn auch in der Winterherberge habe ich sie immer nur in kleineren Familien gesehen, obwohl es vorkommen konnte, daß mehrere solcher Familien nahe neben einander sich beschäftigten.

Die Nahrung der Löffelente ist uns noch nicht genügend bekannt. Wir wissen, daß sie sich von allerlei Kleingewürm, Kerbthieren und Kerbthierlarven, Fisch und Froschlaich, kleinerer Fischbrut, Süßwasserschnecken nährt und auch zarte Pflanzenstoffe nicht verschmäht; aber wir erfahren an den gefangenen, daß sie sich schwerer halten als alle übrigen Enten und oft auch bei dem reichlichsten Futter verkümmern und zu Grunde gehen, ohne daß wir bis jetzt ergründen konnten, welcher Nahrungsstoff ihnen durch die Gefangenschaft entzogen wird. Daß es ihnen nur an einer Lieblingsnahrung, welche zu ihrem Wohlbefinden unumgänglich nothwendig sein muß, fehlen kann, unterliegt keinem Zweifel. Nach meinen Erfahrungen halten sich die Männchen besser als die Weibchen, von denen gewöhnlich mehr als die Hälfte bald nach ihrer Gefangenschaft erliegen. Wahrscheinlich finden sie in der Freiheit eine Menge von kleinen zarten Geschöpfen so hinfälliger Art, daß wir sie in dem Magen der getödteten nicht mehr bestimmen können; wenigstens sieht man sie viel anhaltender als die übrigen flüssigen Schlamm durchschnattern oder schwimmende Wasserpflanzen in ähnlicher Weise durchsuchen. Getreide scheinen sie immer nur mit Widerstreben zu genießen und thierische Nahrung der pflanzlichen vorzuziehen. Mehr als andere Enten sind sie während der Nacht mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt. Bei Tage ruhen sie gern auf sandigen Stellen des Ufers, entweder auf einem Beine stehend oder auf dem Bauche liegend, schlafen auch hauptsächlich in den Mittagsstunden; mit Eintritt der Dämmerung aber werden sie rege, und wenn die Nacht es einigermaßen gestattet, bleiben sie bis zum nächsten Morgen fast ununterbrochen in Thätigkeit.

In Süd- und Mitteldeutschland zählt die Löffelente unter die selteneren Brutvögel; im Norden unseres Vaterlandes nistet sie öfter, wenn auch nicht so häufig wie in Holland. Sie wählt zu diesem Zwecke große, freie Brüche, setzt sich auf ihnen sofort nach ihrer Ankunft fest und beginnt nun bald die Vorbereitungen zum Nestbaue. „Auf den freieren und tieferen Stellen des Wassers“, sagt Naumann, „sieht man die sehr verliebten Männchen um die Weibchen buhlen und sich dabei tüchtig herumzausen, weil gewöhnlich um eine Geliebte mehrere sich bewerben, diese dann oft die Flucht ergreift, nun hoch durch die Luft von sämmtlichen Bewerbern verfolgt und so lange umhergejagt wird, bis sie sich dem einen ergibt und sich mit ihm absondert, was aber erst geschieht, wenn sie, müde gejagt, sich wieder auf das Wasser gestürzt hat.“ Das Umherjagen endet, nachdem alle sich gepaart haben; doch wird noch jedes Weibchen, wenn es einmal vom Neste geht, von allen Männchen, deren Gatten durch das Brüten abgehalten sind, mit Liebesanträgen verfolgt. „Mit der ehelichen Treue“, fährt Naumann fort, „ist es auch bei diesen Enten nicht weit her. Wir sahen einige Male ein Löffelentenmännchen sich unter die ein Weibchen ihrer Art verfolgenden

Wildenteriche mischen und es neben diesen so hitzig verfolgen, als wenn alle nur Löffelenten gewesen wären." An gefangenen habe ich solche Verirrungen häufig beobachtet; die Männchen zeigten sich namentlich den Weibchen der Spießente zugethan. Das Nest steht auf einer mit Wasser oder Morast umgebenen Schilf- oder Seggenkufe, im Schilfe eines Grabenufers, unter Strauchwerk ꝛc. näher oder weiter vom Wasser entfernt, manchmal sogar auf anstoßenden Feldern im Getreide, stets möglichst gut versteckt, wird aus trockenen Schilf-, Binsen-, Gras- und anderen Pflanzentheilen schlecht zusammengeschichtet, tief ausgemuldet und später ebenfalls mit Dunen versehen. Sieben bis vierzehn Stück eiförmige, feinkörnige, glattschalige, glanzlose, trüb rostgelbliche oder grünlichweiße Eier von etwa einundfunfzig Millimeter Längs- und siebenunddreißig Millimeter Querdurchmesser bilden das Gelege. Die Mutter brütet mit warmer Hingebung, kann aber Störungen beim Brüten nicht vertragen und verläßt im Anfange der Brutzeit, wenn sie gewaltsam vertrieben wurde, die Eier regelmäßig. Nach Naumann währt die Brutzeit zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Tage. Das Wachsthum der Jungen ist in ungefähr vier Wochen vollendet. Ihr Wildpret ist ausgezeichnet, aber auch das der alten Vögel recht gut.

Die Tauchenten (Platypodinae), welche eine anderweitige, etwa dreißig Arten zählende Unterfamilie bilden, kennzeichnen sich durch kurzen, breiten und plumpen Leib, kurzen und dicken Hals, großen Kopf und mittellangen, gewöhnlich breiten, nur mit kurzen Zähnen bewehrten, an der Wurzel oft aufgetriebenen Schnabel, kurze, weit hinten am Leibe eingelenkte, bis zur Ferse befiederte, größtentheils von der Bauchhaut umschlossene Füße, deren Fußwurzeln seitlich sehr zusammengedrückt und deren lange Vorderzehen durch große, gewissermaßen auch an der Hinterzehe in Gestalt einer sogenannten flügelförmigen Lappenhaut, d. h. der von beiden Seiten in einen breiten Hautsaum platt herabgedrückten Sohle, wiederholte Schwimmhäute verbunden werden, kurze, gewölbte Flügel, unter deren Schwingen die ersten beiden die längsten sind, mittellangen oder kurzen, aber breiten, aus vierzehn bis achtzehn straffen Federn gebildeten Schwanz sowie endlich dicht anliegendes Gefieder, welches je nach Geschlecht und Alter verschieden gefärbt, auf dem Kopfe oft zu Hollen oder Hauben verlängert und in eigenthümlich bunter Weise gezeichnet ist.

Entsprechend ihrer Tauchfähigkeit, bevorzugen diese Enten freieres und tieferes Wasser dem seichteren oder mit Pflanzen bestandenen. Die Mehrzahl von ihnen lebt im Meere, sucht aber meist während der Fortpflanzungszeit süße Gewässer auf, auf denen andere den größten Theil ihres Lebens verbringen. Mehr als alle bisher genannten Zahnschnäbler sind sie ans Wasser gebunden. Infolge der weit hinten stehenden Füße müssen sie, um ihren Leib im Gleichgewichte zu tragen, eine sehr aufgerichtete Haltung annehmen; ihr Gang ist daher nur ein schwerfälliges Wanken, welches man kaum noch Watscheln nennen kann, scheint sie auch sehr zu ermüden. Ebenso strengt sie der Flug mehr an als andere Zahnschnäbler, obgleich sie, wenn sie sich einmal erhoben haben, unter schnellen Flügelschlägen rasch genug dahin eilen. Um so fertiger bewegen sie sich im Wasser. Den breiten, verhältnismäßig schweren Rumpf tief eingesenkt, so daß von ihm nur ein schmaler Streifen des Rückens unbedeckt bleibt und der Schwanz auf der Oberfläche des Wassers schleppt, rudern sie, mit den breithäutigen Füßen kräftig ausstoßend, sehr schnell dahin, und wenn sie in die Tiefe hinabsteigen wollen, genügt ein einziger Stoß ihrer Ruder nach oben, unter gleichzeitigem Aufschnellen des Schwanzes nach abwärts, um den Leib kopfüber nach unten zu werfen. Sie sind noch nicht fähig, wie die Taucher eine etwa ins Auge gefaßte Beute unter dem Wasser zu verfolgen, sondern tauchen mehr oder weniger senkrecht auf den Grund hinab und kommen nach minutenlanger Abwesenheit fast an derselben Stelle, von welcher sie verschwanden, wieder empor. Da sie ihre Nahrung vom Grunde des Wassers auflesen, durchmessen sie in dieser Weise oft ziemlich bedeutende Entfernungen, diejenigen, welche im Meere leben, wie man durch Untersuchung ihrer Nahrung leicht bestimmen kann, zuweilen gegen einhundert Meter. Nur wenige von ihnen

sind vorzugsweise Pflanzenfresser; die Mehrzahl nährt sich von Muscheln und anderen Weichthieren, Gewürm, Krebsen, Fischen und dergleichen, während des Aufenthaltes in süßen Gewässern auch von Kerbthieren. Die Nahrung wird vom Grunde aufgenommen, aber auch gleich in der Tiefe verschluckt. Hinsichtlich der Stimme unterscheiden sie sich insofern von den Schwimmenten, als sie knarrende oder langgezogene, nicht aber quakende Laute ausstoßen. Die Sinne und die geistigen Fähigkeiten scheinen mit denen der Verwandten ungefähr auf gleicher Stufe zu stehen.

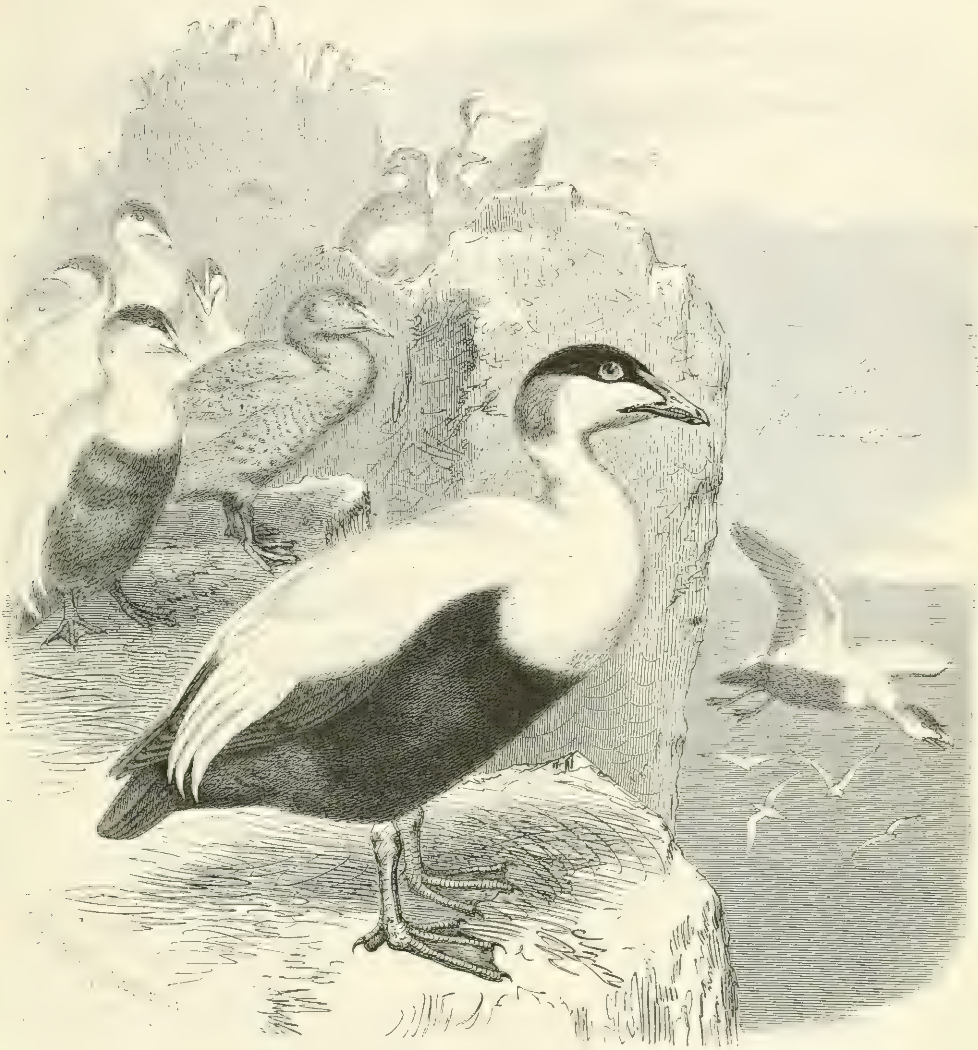
Mehr als die übrigen Zahnschnäbler nisten sie in Gesellschaften, zuweilen förmliche Ansiedelungen bildend. Nicht selten legen zwei Weibchen, auch solche verschiedener Arten, in ein und dasselbe Nest, brüten gemeinschaftlich die Eier aus und theilen sich in die Erziehung und Pflege der Jungen, ohne zwischen den eigenen und fremden einen Unterschied zu machen. Viele stehlen sich gegenseitig die Eier und wälzen sie nach ihren eigenen Nestern oder locken die bereits ausgeschlüpften Jungen zu sich heran, um diese zu pflegen. Die Eier sind rundlicher und festschaliger als die der Schwimmenten, ihnen sonst aber sehr ähnlich.

Mehrere Tauchenten gewähren durch die Dunen, mit denen sie ihr Nest ausfüttern, erheblichen Nutzen; andere liefern auch schmackhaftes Wildpret, wogegen das Fleisch der meisten infolge der Nahrung einen unangenehm thranigen oder ranzigen Geschmack besitzt und wenigstens für einen verwöhnten Gaumen ungenießbar ist. Dementsprechend werden viele nur der Federn, nicht aber des Wildpretes halber gejagt. Von anderen Feinden haben sie weniger zu leiden als die Schwimmenten. Die schnelleren Raubvögel fangen auch sie im Fluge, und größere Fische oder im Wasser lebende Lurche nehmen ihnen die Jungen weg: im allgemeinen aber entzieht sie das Wasser vielen Verfolgungen. Für die Gefangenschaft eignen sie sich nicht. Sie gewöhnen sich zwar nach und nach an einfaches Futter, niemals aber an pflanzliche Stoffe allein. Nur wenige Arten schreiten, wenn sie ihren natürlichen Verhältnissen entzogen wurden, zur Fortpflanzung, diejenigen, welche den größten Theil ihres Lebens im Meere verbringen, wahrscheinlich niemals.

Der erste Rang unter allen Tauchenten gebührt den Eidervögeln (Somateria). Abgesehen von ihrer bedeutenden Größe, kennzeichnen sie sich durch ihren sehr gestreckten, langen, mit der Firste weit ins Stirngefieder hineinragenden, bei einzelnen Arten knollig aufgetriebenen, lebhaft gefärbten Schnabel, dessen großer Nagel den ganzen Vorderrand des Oberkiefers einnimmt, die niedrigen, langzehigen, daher breitspurigen Füße, die mittellangen Flügel, unter deren Handschwingen die zweite die längste ist, und deren Oberarmschwingen sich sichelartig über den Vorderflügel herabbiegen, den zugerundeten, aus vierzehn bis sechzehn zugespitzten Federn bestehenden Schwanz sowie die Dichtigkeit und eigenartige Färbung des Gefieders.

Die Eiderente oder der Eidervogel (Somateria mollissima, thulensis, danica, norwegica, islandica, borealis, feroensis, platyuros, megauros, planifrons, Leisleri, Cuthberti und Dresseri, Anas mollissima und Cuthberti, Anser lanuginosus) ist auf dem Oberkopfe, dem Halse und Rücken, einschließlich der Oberflügeldeckfedern, weiß, auf der Vorderbrust röthlich überlaufen, auf der Stirne und in der Schläfengegend, auf dem Unterrücken und Bauche schwarz, auf den Wangen meergrün; die Schwingen und Steuerfedern sehen bräunlichschwarz aus, die Federn, welche den Spiegel bilden, sind tief sammetschwarz. Das Auge ist röthlichbraun, der Schnabel grünlichgelb, der Fuß ölgrün. Die Länge beträgt dreiundsechzig, die Breite zweiundfunfzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter. Das kleinere Weibchen ist rostfarben, am Kopfe und Halse mit braunen Längsflecken, übrigens mit schwarzen halbmondähnlichen Querflecken gezeichnet, sein Spiegel braun, weiß eingefaßt, die Unterseite tiefbraun, unmerklich schwarz gewellt. Nach der Brutzeit sind Kopf und Hals des Männchens schwarzgrau, dunkler gewölkt, die Schultern grauschwarz, etwas heller gemischt, die Kropfgegend auf gelblichweißem Grunde durch die schwärzlich und rostbraunen Federkanten gezeichnet.

Bei der verwandten, etwa gleichgroßen Königseiderente (Somateria spectabilis, megarhynchos und Altensteinii, Anas spectabilis und Beringii, Platypus und Fuligula spectabilis) wird der seitlich höckerig erhabene Schnabel von einem feinen schwarzen Bande eingefaßt, und ein gleichgefärbtes Band läuft von der Wurzel des Unterschnabels jederseits am Halse



Eiderente (Somateria mollissima). 3/10 natürl. Größe.

herab; der Oberkopf ist grau, die Wange meergrün, der Hals weiß, die Vorderbrust licht fleischröthlich, der Mittelrücken, die Deckfedern am Handgelenke des Flügels und der Unterrücken sind weiß, alle übrigen Federn schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel roth, der Fuß röthlich. Das Weibchen unterscheidet sich durch die licht rothbraune Färbung von dem der verwandten Arten.

Noch viel prachtvoller gefärbt und gezeichnet ist die beträchtlich kleinere Prachteiderente (Somateria Stelleri, Anas Stelleri, dispar und occidua, Fuligula und Stelleria dispar, Clangula, Macropus, Polysticta, Eniconetta. Heniconetta und Harelda Stellerii). Bei ihr

sind Kopf, Nacken und die Halsseiten weiß, ein Fleck an der Stirne und ein Querband am Hinterkopfe grün, ein Kreis um die Augen, Vorder- und Hinterhals, Rücken, Schwanz und Schwingenspitzen schwarz, die Oberflügeldeckfedern und Schultern weiß, dunkelblau in die Länge gestreift, die Unterseite, bis auf die schwarzbraune Bauchmitte, gelbbraun. Beim Weibchen herrscht rostbraune Grundfarbe vor. Das Auge ist braun, der Schnabel grau, der Fuß grüngrau. Die Länge beträgt funfzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Der Verbreitungskreis der Eiderente übertrifft den aller übrigen Arten an Ausdehnung. Sie bewohnt den Norden der ganzen Erde, von den jütländischen Inseln an bis nach Spitzbergen hinauf und von der Westküste Europas an alle nördlichen Gestade der Erde bis Grönland und Island. Zuweilen, jedoch stets nur als Irrling, erscheint sie auch im Inneren Deutschlands. Ihre südlichsten Brutplätze liegen auf der Insel Sylt und den kleinen dänischen Inseln unter demselben Breitengrade; von hier aus nach Norden hin scheint sie immer häufiger zu werden. Schon in Mittelnorwegen lebt sie zu tausenden, gehegt und gepflegt von den Küstenbewohnern, geschützt durch besondere, leider nicht überall geachtete Gesetze; auf Island und in Grönland ist sie ebenfalls massenhaft ansässig. Die Königseiderente bewohnt, obschon hier und da mit jener gemeinschaftlich auftretend, höhere Breiten, insbesondere Spitzbergen, Nowaja Semlja, Grönland, die Nordküste von Amerika wie die von Asien und das Behringsmeer, besucht allwinterlich Nordrußland und Lappland, kommt auch längs der norwegischen und großbritannischen Küsten vor, ausnahmsweise selbst an die deutschen herab, brütet aber nur an den ersterwähnten Orten und einzeln dann und wann auf Island. Die Prachteiderente, welche in Amerika zu fehlen scheint, lebt ebenfalls unter hohen Breiten, brütet aber schon im nördlichsten Lappland und besucht allwinterlich die Ostsee.

In den südlicheren Gegenden und Ländern ihres Verbreitungsgebietes wandert die Eiderente, auf deren Lebensschilderung ich mich beschränken darf, nicht; denn in der Nordsee hält ihr der Golfstrom das Meer fast überall offen. Selbst in der Ostsee bleiben ihr gewöhnlich ebenfalls Stellen, welche nicht zufrieren, als Zufluchtsorte während des Winters; doch muß sie von hier aus, wenn der Winter sehr streng wird, zu Streifzügen sich entschließen, welche sie dann nach der Nordsee oder selbst bis ins Atlantische Meer hinausführen. In Grönland tritt sie in den Monaten September und Oktober einen regelmäßigen Zug an, sammelt sich während desselben an nahrungsreichen Stellen in ungeheurer Menge und bedeckt das Meer im buchstäblichen Sinne des Wortes auf Geviertkilometer hin. Vom April an kehrt sie, regelmäßig ebenfalls zu großen Massen vereinigt, nach dem Norden zurück.

Die Eiderente ist ein Meervogel im vollen Sinne des Wortes. Auf dem Lande bewegt sie sich, schwerfällig watschelnd, nur mit Mühe, stolpert und fällt auch oft zu Boden nieder. Der Flug ermüdet sie bald, erfordert beständige und sehr rasche Schläge der verhältnismäßig doch kleinen Flügel und geht auch meist in geringer Höhe und gerade über dem Wasser hin. Erst, wenn sie in diesem sich befindet, zeigt sie ihre eigentliche Bewegungsfähigkeit. Sie schwimmt mit minder tief eingesenktem Leibe als andere Tauchenten, aber rascher als jede andere bekannte Art, taucht auch in viel bedeutendere Tiefen hinab. Holboell versichert, mit Faber übereinstimmend, daß sie sich ihre Nahrung zuweilen aus einer Tiefe von funfzig Meter emporholt, auch bis sechs Minuten unter Wasser verweilen kann, und erwähnt später, daß von den ihm bekannten Vögeln nur die Prachteiderente, welche nach seinen Erfahrungen bis einhundertundzwanzig Meter tauchen und bis neun Minuten unter Wasser verweilen kann, sie übertreffe. Ich habe sie sehr oft tauchen sehen, eine so lange Zeit ihres Wegbleibens aber nie beobachtet, vielmehr gefunden, daß sie in der Regel nach anderthalb, höchstens zwei Minuten wieder an der Oberfläche des Wassers erschien. Die Stimme des Männchens ist ein nicht eben lautes, aber sehr klangvolles, wenn auch brummendes „Ahu, ahu, ahua“, die des Weibchens ein eigenthümliches, oft wiederholtes „Korr, korr, korrerr“. An Sinnesschärfe steht sie hinter keiner anderen Art ihrer Familie zurück, und an geistigen Fähigkeiten scheint sie die meisten noch zu übertreffen. Sie ist, wenn sie auf dem Meere

sich befindet, sehr vorsichtig und läßt selbst das bekannte Fischerboot selten so nahe an sich herankommen, daß man von ihm aus einen wirksamen Schuß abgeben könnte; aber sie merkt es bald, wenn man ihr wohl will, und beträgt sich dann zuweilen, obschon nur während der Brutzeit, wie ein wirkliches Hausthier.

Alle Eidervögel brüten erst ziemlich spät im Jahre, nicht vor Ausgang des Mai, gewöhnlich erst im Juni und Juli. Zu diesem Zwecke versammeln sie sich um kleine Inseln, welche ihnen leichtes Landen gestatten. Die Paare trennen sich von dem großen Haufen, und Männchen und Weibchen watscheln nun auf das Land hinaus, um eine passende Niststelle zu suchen. Bedingung derselben ist geschützte Lage. Dementsprechend werden Inseln, welche theilweise mit niederem Gestrüppe bewachsen sind, allen übrigen vorgezogen. Da, wo der Mensch um das Brutgeschäft sich kümmert, trifft er zum Empfange der nützlichen Gäste Vorkehrungen, indem er alte Kisten am Strande aufstellt, Steine mit Brettern oder Reisig überdeckt und anderweitige Versteckplätze vorrichtet. So scheu der Eidervogel früher war, so zutraulich zeigt er sich jetzt. Er hält sich des Schutzes abseiten des Menschen im voraus versichert und läßt sich durch dessen Treiben in keiner Weise behelligen oder stören. Bis unmittelbar an das einsame Gehöft des Küstenbewohners, bis in dieses selbst, bis ins Innere der Hütte watschelt er, um sich einen passenden Platz zum Neste aufzusuchen, und gar nicht selten geschieht es, daß einzelne Eidervögelweibchen in Kammern und Ställen, Backöfen und ähnlichen Orten brüten, ja der Hausfrau förmlich lästig werden. Anfänglich begleitet das Männchen sein Weibchen regelmäßig bei allen diesen Fußwanderungen, erscheint mit ihm des Morgens am Lande, fliegt gegen Mittag nach den Fjorden hinaus, schwimmt dem hohen Meere zu, kehrt am Abend zurück, tritt am nächsten Morgen eine ähnliche Wanderung an und hält, während das Weibchen legt, Wache beim Neste; wenn aber das Gelege vollständig geworden ist, verläßt es Nest und Weibchen und fliegt nun auf das Meer hinaus, um hier mit anderen Männchen sich zu vereinigen. Um einzelne Schären Norwegens sieht man diese Strohwittwer massenhaft geschart, gleichsam einen Blütenkranz um das Eiland bildend. Das Nest besteht nur aus denjenigen Stoffen, welche sich in nächster Nähe finden, und wird höchst liederlich zusammengeschichtet, bald von feinem Reisige, bald von Seetang, bald von Gras oder Strohabfällen und dergleichen. Um so dichter und reicher ist die innere Dunenausfütterung, der kostbare Zoll, welchen die brütenden Eidervögel dem sie freundlich schützenden Menschen zurücklassen. Das Gelege besteht in der Regel aus sechs bis acht rein eiförmigen, etwa fünfundachtzig Millimeter langen, sechzig Millimeter dicken, glattschaligen, schmutzig- oder graugrünen Eiern. Schon nach wenigen Tagen sitzt die brütende Alte sehr fest auf dem Neste, und da, wo sie an den Menschen gewöhnt ist, weicht sie beim Kommen desselben nicht von der Stelle, sondern drückt nur den Kopf zu Boden und breitet die Flügel ein wenig, um sich unkenntlich zu machen. Die Färbung ihres Gefieders stimmt gewöhnlich mit der des umgebenden Bodens so vollständig überein, daß es dem Ungeübten wirklich schwer wird, den Vogel zu unterscheiden und zu entdecken. Anfangs bin ich sehr oft getäuscht und in Verwunderung gesetzt worden, wenn ich plötzlich einen gelinden Biß am Fuße fühlte, den mir ein auf dem Neste sitzendes, von mir übersehenes Eiderentenweibchen beigebracht hatte. Auch auf solchen Inseln, welche entfernt von Wohnungen liegen, lassen die Eidervögel den Menschen sehr nahe an sich herankommen, bevor sie auffliegen. Diejenigen, welche in der Nähe der Wohnungen brüten, erlauben dem Beobachter, sie vom Neste aufzuheben, die Eier zu betrachten und sie wieder auf diese zu setzen, ohne daß sie ans Wegfliegen denken. Ich habe mir das Vergnügen bereitet, mich längere Zeit neben sie hinzusetzen, sie zu streicheln, meine Hand zwischen ihren Leib und die Eier zu stecken und doch sehr viele nicht vom Neste aufgescheucht. Einzelne bissen wie spielend nach meinem Finger, andere gaben gar kein Zeichen des Mißbehagens von sich. Solche, welche ich vom Neste gehoben und in einer gewissen Entfernung auf den Boden niedergesetzt hatte, watschelten, als ob nichts geschehen wäre, dem Neste zu, ordneten die Dunen und setzten sich in meiner Gegenwart wiederum zum Brüten nieder. Die scheueren entflohen und bespritzten dann regelmäßig die

Eier mit ihrem Kothe; sie flogen aber niemals weit weg und kehrten auch stets bald zurück, um weiter zu brüten. Ungestört, verläßt die Mutter gewöhnlich in den Morgenstunden das Nest; vorher aber bedeckt sie das Gelege höchst sorgfältig mit den Dunen, um jeden schädlichen Einfluß der Witterung abzuhalten. Hierauf fliegt sie so eilig als möglich dem Meere zu, taucht emsig ungefähr eine halbe Stunde lang nach Nahrung, füllt sich in dieser Zeit den Kropf bis zum Bersten mit Muscheln an und kehrt wieder zum Neste zurück. Die Männchen sind immer scheuer, auch wenn sie im Anfange der Brutzeit mit dem Weibchen aufs Land gehen und am Neste Wache halten. Nähert man sich ihnen, so gerathen sie in heftige Bewegung, erheben und senken den Kopf, rufen dem Weibchen zu, stehen dann polternd auf und fliegen in das Meer hinaus, von dort aus ängstlich den Störenfried beobachtend. Nach fünfundzwanzig- bis sechsundzwanzigtägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen, allerliebste Geschöpfe, welche in ein reiches und ziemlich buntes Dunengewand gekleidet sind, vom ersten Tage ihres Lebens an fertig schwimmen und tauchen, auch ziemlich gut, jedenfalls besser als die Mutter, laufen. Diese führt sie, sobald sie halbwegs trocken geworden sind, dem Meere zu und verläßt es mit ihnen nunmehr bloß dann noch, wenn die Jungen müde geworden und sich bei heftigem Wogenschlage nicht auf ihrem eigenen Rücken ausruhen können. Wenn die Brutstätte weit vom Meere liegt, währt die Wanderung der Familie ziemlich lange Zeit, und der besorgte Besitzer pflegt dann gewöhnlich helfend einzuschreiten, indem er die eben ausgeschlüpfte Brut in einen Korb packt und im Gefolge der hinter ihm drein watschelnden Alten mit jener der See zuwandelt. Das Meer ist die sicherste Zufluchtsstätte für die Küchlein, weil sie hier den Nachstellungen ihrer schlimmsten Feinde, der Edelfalken, Kolkraben und Raubmöven, am leichtesten entgehen können. Sehr oft vereinigen sich mehrere Mütter mit ihren Kindern und gewähren dann dem Beobachter ein höchst wechselvolles, unterhaltendes Schauspiel. Sieht sich die Mutter von einem Boote verfolgt, so rudert sie anfangs aus allen Kräften, um dem Schützen zu entrinnen, läßt dabei das Boot bis auf wenige Schritte an sich herankommen und entschließt sich nur im äußersten Nothfalle zum Auffliegen; wird sie von den Kleinen abgeschnitten, so eilen diese dem Lande zu, klettern und holpern auf die Küste hinauf, rennen behend hin und her und haben sich im Nu zwischen Steinen oder Bodenerhöhungen so geschickt verborgen, daß sie das ungeübte Auge wohl täuschen können. Geht die Gefahr glücklich vorüber, so sieht man sie nach einiger Zeit sich erheben, dem Meere zueilen und im vollsten Bewußtsein des zu wählenden Weges in gerader Linie vom Lande sich entfernen, der besorgten Mutter oder einem anderen alten Weibchen zuschwimmend. Wenn die Alte getödtet wird, so lange die Jungen noch der mütterlichen Hülfe nicht entbehren können, schließen sich diese einer anderen Kinderschar an, und deren gutmüthige Erzeugerin nimmt sie auch ohne weiteres auf und führt und pflegt sie, als ob es die eigenen Kinder wären. Der Trieb zu bemuttern ist überhaupt bei den Eidervögeln sehr ausgeprägt: schon die neben einander brütenden Weibchen bestehlen sich gegenseitig um die Eier und theilen sich später, wenn sie sich vereinigten, ohne Widerspruch zu erfahren, in Pflege und Erziehung der Kleinen. Letztere wachsen schnell heran, werden bereits im Verlaufe der ersten Wochen so selbständig, daß sie alle Pflege entbehren können, bleiben aber dennoch bis zum nächsten Frühjahre in Gesellschaft ihrer Eltern und im zweiten Jahre ihres Lebens so viel als möglich in Gesellschaft der alten Männchen.

In der ersten Jugend fressen die Eiderenten kleine Krebsarten und Weichthierchen; später halten sie sich fast ausschließlich an Muscheln, ohne jedoch kleine Fische und andere Meerthiere zu verschmähen.

Obgleich die Eidervögel den größten Reichthum der hochnordischen Länder bilden, werden sie doch keineswegs in vernünftiger Weise gehegt und gepflegt. Verständige Eigenthümer der „Eiderholme" oder Brutplätze nehmen den brütenden Vögeln, während sie legen, einige Eier weg und zwingen sie dadurch, mehr von diesen zu erzeugen, als sie sonst thun würden. Nunmehr aber warten sie, bis die Brutzeit vorüber ist, und sammeln dann erst die Dunen auf. So verfährt man im südlichen Norwegen, anders in Lappland, auf Island, Spitzbergen und Grönland. Hier schont man

weder Vögel noch Eier. Trotz des schlechten Fleisches der älteren Eidervögel treibt man ihre Jagd jahraus jahrein und tödtet tausende, und trotz des ersichtlichen Vortheiles, welchen vor allen Dingen Hegung der brütenden Eiderenten gewährt, nimmt man ihnen Eier und Dunen weg, wo man sie findet. Auf Spitzbergen haben sich die Folgen dieses unsinnigen Verfahrens bereits sehr bemerklich gemacht; denn während man die Ausbeutung früher nach tausenden von Kilogrammen berechnen konnte, muß man jetzt mit hunderten zufrieden sein: Malmgren versichert, daß man jetzt im Herbste gar nicht oft junge Eiderenten erblicke und die Fänger allgemein über rasche Abnahme, welche sie doch selbst verschuldet haben, in Klagen ausbrechen. In Grönland hat sich die Verminderung noch nicht so bemerklich gemacht; es werden von dort aus, laut Holboell, alljährlich noch mehrere tausend Kilogramm versandt. „Die größte Menge unreiner Dunen, welche von Südgrönland aus in einem Jahre abgesendet wurde, betrug 2005 Kilogramm; Nordgrönland liefert ungefähr halb so viel. Man rechnet die Dunen von zwölf Nestern auf ein Pfund; es wurden also 104,520 Vögel ihrer Dunen und zugleich, wenigstens zum größten Theile, auch ihrer Eier beraubt.“ Ein Kilogramm gereinigter Eiderdunen kostet gegenwärtig in Norwegen ungefähr sechsunddreißig Mark unseres Geldes; der Gewinn, welchen ein reich besetzter Eiderholm liefern kann, ist also keineswegs unbedeutend und würde sich noch beträchtlich steigern, wollte man sich entschließen, die Dunen erst, nachdem die Jungen dem Neste entlaufen sind, aufzunehmen. Die Bauern auf Sylt schonen die so bedeutenden Nutzen bringenden Vögel gar nicht, verpachten für wenige Mark die Eierlese und hindern so, sehr zu ihrem Nachtheile, jener gedeihliche Vermehrung.

Kolkraben und Raubmöven stellen Eiern und Jungen, Jagdfalken und Eisfüchse diesen und den Alten nach; der Mensch wendet zur Jagd das Feuergewehr und geschickt aufgestellte Netze an. Im Herbste erlegt man in Grönland zuweilen einige zwanzig mit einem einzigen Schusse, falls man mit einem Boote so nahe an eine schwimmende Herde heranzurudern vermag, daß man einen Schuß in ziemlicher Nähe abgeben kann. Für die Gefangenschaft eignen sich die Eidervögel ebensowenig wie alle anderen Meertauchenten: sie verkümmern auch bei der besten Pflege, selbst wenn man ihnen ihre Hauptnahrung, die Muscheln, in genügender Menge vorwirft. Diejenigen, welche wir bisher in den Thiergärten gepflegt haben, starben regelmäßig im Hochsommer, gewöhnlich bei Beginn der Mauser. An eine Fortpflanzung im Käfige ist bei ihnen nicht zu denken.

*

Trauerenten (Oedemia) nennt man einige große Tauchenten von dunkler Färbung, welche sich durch ziemlich langen, aber breiten, im Alter bei den Männchen besonders stark an der Wurzel höckerig aufgetriebenen Schnabel, niedere, sehr großzehige Füße, mittellange Flügel, keilförmigen, aus vierzehn Federn bestehenden Schwanz und weiches, sammetnes Gefieder, welches nur am Kopfe oder auf dem Flügel lichtere Stellen zeigt, von anderen unterscheiden.

Die Trauerente oder Mohrenente (Oedemia nigra, gibbera, nigripes und megauros, Anas nigra und atra, Melanitta nigra, gibbera, nigripes und megauros, Platypus niger, Fuligula nigra) ist einfarbig glänzendschwarz, das Auge dunkelbraun, der Schnabel, mit Ausnahme eines breiten orangerothen Sattels um die Nasenlöcher, blauschwarz, der Fuß schwärzlich olivengrün. Weibchen und Junge sind, bis auf die graulichweißen Kopfseiten, Kinn und Kehle, Brust- und Bauchmitte, dunkelbraun; der Schnabel der ersteren ist nur sehr wenig aufgetrieben. Die Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite zweiundneunzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Die Sammetente (Oedemia fusca, megapus, platyrhynchos und Hornschuchii, Anas fusca, carbo und fuliginosa, Melanitta fusca, megapus, platyrhynchus und Hornschuchii, Platypus fuscus, Oidemia und Fuligula fusca) ist ebenfalls kohlschwarz, ein Fleck

unter dem Auge und der Spiegel aber weiß, der Schnabel hochgelbroth, am Rande und an der Wurzel schwarz, der Fuß blaß fleischroth, auf den Gelenken schwarz gebändert, das Auge perlweiß. Das Weibchen ist bis auf einen runden weißen Fleck am Ohre und den weißen Spiegel, einen gilblichen Zügelstreifen und die grauweiße Brustmitte dunkelbraun, sein Auge braun, der Schnabel schwarz, der Fuß grüngelb. Die Länge beträgt fünfundfunfzig, die Breite einhundert, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Die Brillenente endlich (Oedemia perspicillata, Anas perspicillata und latirostris, Pelionetta perspicillata und Trowbridgii, Melanitta, Platypus, Macrorhamphos und Fuligula perspicillata) ist, bis auf einen großen viereckigen Stirn- und einen dreieckigen, nach unten zugespitzten Nackenfleck von weißer Färbung, tief und glänzend schwarz, das Auge silberweiß, der bis zum Nasenloche aufgetriebene, buckelige Schnabel orangepurpurroth, gegen die Spitze zu orangegelb, seitlich an der Wurzel durch einen rundlichen schwarzen Fleck geziert, der Fuß dunkel karminroth. Das Weibchen ist vorherrschend düsterbraun, auf den Wangen und der Brustmitte graulich gefärbt, der Stirnfleck nicht, der Nackenfleck vorhanden, das Auge graubraun, der Schnabel bläulichschwarz, der Fuß röthlichgrau. Die Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite zweiundneunzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Alle Trauerenten sind im Norden der Erde heimisch und brüten nicht oder wenigstens nur ausnahmsweise diesseit des kalten Gürtels. Trauer- und Sammetente, Kinder der Tundra, bewohnen gemeinschaftlich fast dasselbe Gebiet, vom nördlichen Skandinavien an nach Osten hin bis Amerika so ziemlich alle nordischen und hochnordischen Länder, vielleicht mit Ausnahme dieser und jener Insel. In Nordrußland und Nordsibirien sind beide Arten gemein. Gelegentlich ihres Zuges erscheinen sie an unseren Küsten, streifen auch wohl weiter nach Süden hinab und kommen sogar, obschon selten, in Spanien und Griechenland vor. Im Binnenlande zeigen sie sich nicht oft, gewöhnlich erst spät im Jahre, um die Mitte des November oder zu Anfang des December, verweilen hier auch, so lange die offenen Gewässer es gestatten, und kehren früher als die übrigen Enten wieder nach dem Norden zurück. Da, wo der Golfstrom das Meer offen erhält, sieht man sie während des ganzen Winters, meist zu Schwärmen geschart, in den stilleren Fjorden und Buchten sich aufhalten, wogegen sie während der Brutzeit größere oder kleinere, immer aber freie Süßgewässer der Tundren beziehen. Die Brillenente lebt unter denselben Verhältnissen im Norden Amerikas und verfliegt sich nur ausnahmsweise bis zu unseren Küsten.

Alle Trauerenten, insbesondere die beiden europäischen Arten, gehen und fliegen schwerfällig, tauchen aber meisterhaft. Ihre Stimme ist ein tiefes, rauhes „Krah, krah", welches zuweilen abgekürzt und wiederholt ausgestoßen wird. Sie leben nur für sich, ohne sich um andere Enten oder andere Vögel überhaupt zu kümmern, sind auch am Brutplatze sehr vorsichtig und halten sich stets so viel wie möglich inmitten der Gewässer auf, um ja nicht beschlichen werden zu können.

Weichthiere, insbesondere Muscheln, bilden die Hauptnahrung der Trauerenten. Auf ihren Brutteichen mögen sie auch Kerbthiere und Würmer und gelegentlich vielleicht noch kleine Fische fangen; jene Thiere bleiben aber die bevorzugten, und deshalb fliegen sie, wenn sie brüten, stets auf das Meer hinaus, um hier zu fischen. Daß sie Pflanzenstoffe nicht gänzlich verschmähen, ist durch Beobachtungen festgestellt worden.

Schon auf den Gebirgsseen des südlichen Norwegen nisten Sammet- und Trauerente ziemlich regelmäßig; weiter oben im Norden vermißt man sie kaum auf irgend einem der größeren Gewässer dieser Art. Um die Mitte des Juni findet man im Gebüsche, hohen Grase, Binsichte ꝛc. ihr aus groben Stengeln, Halmen und Blättern lose zusammengeschichtetes und später mit den Dunen des Weibchens ausgekleidetes Nest. Die acht bis zehn Eier, welche das Gelege bilden, sind etwa fünfundsechzig Millimeter lang, achtundfunfzig Millimeter dick, länglicheirund, glatt und glänzend, frisch von zart rothgelbweißer Färbung. Die Jungen tauchen vom ersten Tage ihres Lebens

an, verweilen aber im Brutteiche, bis sie vollständig fliegen gelernt haben, kehren anfänglich auch oft noch zu diesem zurück, nachdem sie bereits das Meer bezogen, machen sich später auf diesem heimisch und verlassen da, wo der Winter sie zwingt, die Brutgegend gegen Ende des Oktober gänzlich.

Gefangene Trauerenten sieht man selten in den Thiergärten, obgleich die Vogelsteller an den Seeküsten alljährlich viele von ihnen erbeuten. Sie lassen sich, selbst wenn es ihnen an Muscheln, ihrem Lieblingsfutter, nicht fehlt, schwer halten. Anscheinend überstehen sie den Winter zwar sehr gut, fressen, befinden sich wohl und sind munter, welken aber sichtlich dahin, je höher die Sonne steigt, und erliegen endlich, gewöhnlich im Hochsommer, wenn die Mauser bei ihnen eintritt.

Das Wildpret sagt unserem Gaumen nicht zu, gilt aber unter Lappen, Samojeden, Ostjaken, Tungusen und ähnlichen Völkerschaften als ein vorzüglicher Leckerbissen. Deshalb werden im hohen Norden und in Sibirien alljährlich große Jagden auf diese Enten angestellt. In den Meerbusen oder Süßwasserteichen, auf welchen sie sich während der Mauser zusammenhalten, treibt man sie mit Hülfe von mehreren Booten vorsichtig nach seichteren Stellen und beginnt, wenn sie diese erreichen, mit Knüppeln eine fürchterliche Metzelei unter ihnen, zuweilen hundert und mehr an einem Tage erbeutend. Ebenso viele noch werden bei solchen Jagden so verletzt, daß sie erst später zu Grunde gehen, dem Jäger aber nicht zu gute kommen, weil sie unglaublich zählebig sind und noch tödtlich verwundet ihren Feinden sich zu entziehen wissen.

*

Die Moorenten (Fuligula) kennzeichnen sich durch mittellangen, am Grunde nicht aufgeschwollenen Schnabel, kurze, breitsohlige Füße, mittellange, aber spitzige Flügel und abgerundeten, aus sechzehn Federn bestehenden Schwanz.

Als bekannteste Art der Gruppe gilt bei uns zu Lande die Tafelente, Tafelmoor-, Rothmoor-, Rothhals- und Rothkopfente oder Quellje (Fuligula ferina und Homeyeri, Anas ferina, erythrocephala, rufa, ruficollis und lurida, Platypus ferinus, Aythya ferina und erythrocephala, Nyroca und Fulix ferina). Sie ist auf Kopf und Vorderhals schön braunroth, auf der Vorderbrust schwarz, auf dem Rücken und in den Weichen blaß aschgrau, sehr zart schwarz quergewellt, in der Steißgegend schwarz, auf der Unterseite grauweiß; die Flügeldeckfedern sind aschgrau, diejenigen, welche den Spiegel bilden, lichtgrau, die Schwingen und Steuerfedern grau. Das Auge ist gelb, der Schnabel an der Wurzel und an den Rändern schwarz, übrigens blaugrau, der Fuß grünlichgrau. Beim Weibchen sind Kopf und Hals röthlich graubraun, Rücken, Brust und Seiten auf gilblichgrauem Grunde mit dunkleren, schwarzbräunlichen, oder wenig hervortretenden Mondflecken gezeichnet, Brustmitte und Bauch weißgrau, die Flügel aschgrau. Ihm ähnelt das Männchen in seiner Sommertracht, nur daß alle Farben lebhafter und die Federn des Rückens reiner grau sind. Die Länge beträgt fünfundfunfzig, die Breite achtundsiebzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Minder häufig als sie tritt in manchen Gegenden Deutschlands die Moorente, Moder-, Mur-, Ton-, Braunkopf- und Weißaugenente (Fuligula nyroca, Anas nyroca, africana, ferruginea, leucophthalmos und glaucion, Aythya nyroca und leucophthalmos, Nyroca leucophthalmos, ferruginea und obsoleta), auf. Der Kopf, der Hals, bis auf ein schmales dunkles Ringband, sowie die Brust sind lebhaft kastanienbraun, die Obertheile schwarzgraubraun, ein dreieckiger Fleck am Kinne und die Brust- und Bauchmitte weiß, die Seiten röthlichbraun, die Handschwingen außen dunkelbraun, innen weiß, mit breitem dunklen Endbande, die hinteren Handschwingen auch außen weiß, die den Spiegel bildenden Armschwingen weiß, vor dem Ende durch ein breites dunkelbraunes Querband geziert, die Schwanzfedern schwarzbraun. Das Auge ist perlweiß, der Schnabel bleischwarz, der Fuß, abgesehen von den schwarzen Schwimmhäuten,

grünlich bleifarbig. Im Sommerkleide sind alle Farben trüber und die Kleinfedern gefleckt, beim Weibchen die Flecke sehr deutlich und über alle Untertheile verbreitet, bei den Jungen Kopf und Hals schmutzig braunroth und die Augen braun. Die Länge beträgt dreiundvierzig, die Breite siebenundsechzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Die dritte Art der Sippe, welche erweislich, wenn auch nur auf sehr wenigen Süßgewässern Deutschlands brütet, ist die Kolbenente, Rothbusch-, Rothkopf-, Gelbkopf-, Karmin- und Bismatente (Fuligula rufina, Anas rufina, Callichen rufinus, ruficeps, subrufinus, micropus und rufescens, Platypus rufinus, Branta, Netta, Mergoides und Aythya rufina). Der Kopf, dessen Scheitelfedern verlängert sind und eine buschige, helmraupenartige Haube bilden, Seiten- und Vorderhals sind lebhaft rostroth, die mittleren Scheitelfedern lichter, rostgelb, die Mitte des Hinterhalses, Nacken, Kropf, Oberbrust, Bauchmitte, Steiß und Bürzel schwarz, nach unten hin in Braunschwarz übergehend, Schultern und Brustseiten weiß, letztere an den Tragfedern hellbraun eingefaßt, Mantel- und Schulterfedern gilblich graubraun, die oberen Flügeldeckfedern braungrau, die Handschwingen dunkelbraun, auf der Innenfahne, nach hinten mehr und mehr zunehmend, röthlichweiß, die letzten Schwingen, mit Ausnahme der schwarzbraunen Spitze, weiß, die Armschwingen, welche den Spiegel bilden, bis auf einen grauen Querstreifen vor der Spitze, weiß, röthlich überlaufen, die Oberarmschwingen bräunlich aschgrau, die Unterflügeldecken weiß, die Schwanzfedern dunkel aschgrau, am Ende bräunlichweiß gekantet. Das Auge ist lebhaft gelbroth, der Schnabel karmin- bis blutroth, der Fuß lichtroth. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken schmutzig rothbraun, Wangen, Kehle und Gurgel grauweiß, die kleinen Rumpffedern hell graubraun, dunkler gefleckt und quergebändert, Flügel und Schwanz, Iris, Schnabel und Füße minder lebhaft als beim Männchen. Die Jungen ähneln der Mutter. Die Länge beträgt sechzig, die Breite achtundneunzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Außer den vorstehend beschriebenen Arten besuchen Deutschland regelmäßig zwei im Norden brütende Verwandte. Die Bergente, welche auch wohl Alpen-, Asch-, Muschel- und Schaufelente, Taucherpfeifente und Schimmel genannt wird (Fuligula marila, islandica, leuconotos und Gesneri, Anas marila, dorsata, albifrons und frenata, Marila frenata, Fulix, Nyroca und Aythya marila), steht der Tafelente an Größe wenig nach: ihre Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite fünfundsiebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Kopf, Hals, Nacken, Kropf, Oberbrust, Unterrücken, Bürzel und Steiß sind schwarz, erstere Theile lebhaft metallisch grün schimmernd, Mantel und Rücken auf graulichweißem Grunde fein schwarz quergewellt, die Untertheile weiß, die Seiten durch schwache Wellenlinien quergestreift, die Oberflügeldeckfedern auf matt braunschwarzem Grunde mit bräunlichweißen Spritzflecken, Wellen- und Zickzacklinien gezeichnet, die Handschwingen dunkelbraun, gegen die Spitze zu dunkler, innen lichter, von der vierten an hier an der Wurzel, nach hinten zunehmend, weiß, die Armschwingen, welche den Spiegel bilden, außen weiß, gegen das Ende hin braunschwarz, grün schimmernd, die Schwanzfedern braunschwarz. Das Auge ist lebhaft gelb, der Schnabel wie die Füße sind bleigrau. Im Sommerkleide umgibt ein weißlicher Ring den Schnabel und sind alle schwarzen Theile rostbraun, dunkler gebändert, die weißen aschgrau oder graulich. Das Kleid des Weibchens ist ähnlich gefärbt.

Die Reiherente, auch Reiger-, Reihertauch-, Reihermoor-, Hauben-, Zopf-, Schopf-, Strauß-, Schups-, Kuppen-, Busch- und Schliefente, ebenso Fresake genannt (Fuligula cristata und patagiata, Anas fuligula, cristata, palustris, colymbis, scandiaca, latirostris, notata und Baeri, Nyroca, Aythya und Fulix fuligula, Platypus fuligulus), ist merklich kleiner als jene: ihre Länge beträgt vierzig, die Breite siebzig, die Fittiglänge einund-

zwanzig, die Schwanzlänge sechs Centimeter. Das im Sommerkleide an seinem ziemlich langen, hängenden Schopfe leicht kenntliche Männchen ist auf Kopf, Hals, Rücken, Bürzel, Oberbrust und Steiß schwarz, am Kopfe und Halse metallisch glänzend, unterseits dagegen weiß; die ersten Handschwingen sind schwarzbraun, innen blaß graubraun, die letzteren, nach hinten zunehmend, außen im Wurzeltheile weiß wie die durch ein scharf abgesetztes, grünlich braunschwarzes Endband gezierten Armschwingen, welche den Spiegel bilden, die Schwanzfedern schwarzbraun, auf der Innenfahne lichter. Das Auge ist königsgelb, der Schnabel hell bleiblau, an der Spitze schwarz, der Fuß grünlich bleifarben. Das Männchen im Sommerkleide ist matter gefärbt und der Schopf noch nicht entwickelt, das Weibchen dem der Bergente ähnlich, sein Schopf kurz.

Vom Polarkreise an bis gegen den Wendekreis hin und von China an bis Westeuropa hat man die Tafelente an entsprechenden Orten überall gefunden. Im hohen Norden scheint sie nicht vorzukommen, und die südlichen Theile ihres Verbreitungskreises besucht sie nur während ihres Zuges; denn sie gehört eigentlich dem Norden des gemäßigten Gürtels an und findet schon im Süden Europas die ihr zusagende Winterherberge. In Deutschland ist sie nirgends selten, in den wasserreichen Ebenen des Nordens hier und da sogar sehr häufiger Brutvogel. Sie erscheint im März und verläßt die Heimat im Oktober und November wieder, bringt aber den Winter bei gelinder Witterung einzeln auch in unserem Vaterlande zu. In Südrußland, den Donautiefländern, Griechenland, Süditalien, Spanien und ganz Nordafrika wird sie während der Wintermonate überall gefunden. Sie zieht des Nachts in großen Haufen, gewöhnlich unordentlich durch einander, ausnahmsweise auch wohl in eine schiefe Reihe geordnet, meist schreiend oder wenigstens knarrend, und erscheint im Frühjahre in kleineren Gesellschaften oder paarweise wieder. Während des Sommers bezieht sie Süßwasserseen, große Teiche oder auch Brüche, welche freie Wasserflächen von einiger Tiefe haben, und besucht von ihnen aus kleinere Gewässer der Nachbarschaft. Die Moorente theilt mit der Verwandten annähernd denselben Verbreitungskreis, bewohnt Mittel- und Südeuropa sowie Nordasien und wandert im Winter bis Nordafrika und Indien. In Norddeutschland brütet sie häufig, in Ungarn ist sie gemein, beschränkt jedoch hier wie da ihren Aufenthaltsort auf bruchartige Gewässer. Die Kolbenente bewohnt Südeuropa und Turkestan, die Mongolei, wahrscheinlich alle geeigneten Gewässer der Aralokaspischen Niederung und wandert im Winter bis Nordafrika und Indien. In Deutschland brütet sie regelmäßig in den Mansfeldischen Salzseen. Berg- und Reiherente sind Bewohner der Tundra und ziehen im Winter bis Nordafrika und Indien.

Innerhalb ihrer Familie gehört die Tafelente, auf deren Lebensschilderung ich mich beschränken muß, zu den beweglichsten Arten. Sie geht verhältnismäßig besser als die meisten übrigen, obgleich noch immer schwerfällig, betritt das Land auch nur ungern, höchstens um sich auf sicheren Sandbänken auszuruhen oder eine an den Strand geworfene Pflanzenmasse zu durchstöbern, und verrichtet sonst alle ihre Geschäfte auf dem Wasser. Im Schwimmen senkt sie sich etwas weniger tief ein als ihre Verwandten, durchfurcht die Wellen aber mit derselben Gewandtheit wie diese und ist blitzschnell in der Tiefe verschwunden. Der Flug geschieht unter heftigem Flügelschlage, verursacht vernehmliches Rauschen und fördert nicht gerade schnell, scheint aber doch weniger zu ermüden, als man glauben möchte. Die Stimme ist ein tiefer, schnarchender Laut, welcher durch die Silbe „Charr" oder „Cherr" ungefähr wiedergegeben werden kann und während der Paarungszeit von einem eigenthümlichen Getöne, welches Naumann „Quätschen" nennt, begleitet. Im Vergleiche zu den Schwimmenten ist die Tafelente wie ihre Verwandten wenig scheu, zuweilen sogar sehr zutraulich; doch macht auch sie Verfolgung vorsichtig, wie sie überhaupt die Verhältnisse bald würdigen und danach handeln lernt.

Während des Sommers nährt sich diese Tauchente vorzugsweise von Pflanzenstoffen: Wurzelknollen, Keimen, zarten Blätterspitzen, Blüten und Samen der verschiedenen Wasserpflanzen. Nebenbei fängt sie Kerbthiere oder Fischchen, liest Muscheln auf, kurz, sucht ihren Tisch so vielseitig

als möglich zu beschicken; während des Zuges geht sie mehr zu thierischer Nahrung über, und dann nimmt ihr sonst köstliches Wildpret einen unangenehm thranigen Geschmack an.

Sie brütet erst spät im Jahre, selten vor der Mitte des Mai, weil sie ihr Nest am liebsten in dem Seggen oder Rohre ihres Brutgewässers anlegt. Letzteres ist stets ein Binnensee oder Teich, welcher wenigstens am Rande mit Schilf, Rohr oder Riedgras bestanden ist. Ob er süßes Wasser enthält oder salziges, scheint ihr ziemlich gleichgültig zu sein; denn man bemerkt keine Vorliebe für süßes Wasser. Zuweilen legt sie ihr Nest in der Nähe bewohnter Orte an, manchmal auf sehr kleinen Teichen, führt aber dann die Jungen bald einem größeren Gewässer zu. Nach ihrer Ankunft im Frühjahre verweilen die Paare längere Zeit unter verschiedenen anderen Enten, scheinbar ohne an Fortpflanzung zu denken; zu Ende des April werden sie unruhig und lebhaft: die Männchen lassen ihren Paarungsruf hören, die Paare trennen sich, und die Liebesbewerbungen beginnen. Das Weibchen soll, nach Naumann, frei unter den verschiedenen Bewerbern wählen und sich mit dem beglückten gelegentlich fortschleichen, ohne daß dieses deshalb Kämpfe mit Nebenbuhlern zu bestehen hat. Das Nest wird aus trockenem Schilfe, Rohrhalmen und Grasblättern zusammengebaut, ziemlich dicht geflochten, in der Mitte tief ausgemuldet und später reichlich mit Dunen ausgekleidet. Acht bis zehn, ausnahmsweise mehr, wenn das erste Gelege gestört wurde, weniger, verhältnismäßig große, rundliche, etwa vierundsechzig Millimeter lange, zweiundvierzig Millimeter dicke, feinkörnige, glanzlose, graue oder ölgrünliche Eier bilden das Gelege. So lange das Weibchen noch legt, hält das Männchen treu zu ihm, übernimmt auch wohl das Amt des Wächters, während jenes auf dem Neste verweilt, und zeigt jede Annäherung der Gefahr warnend an; wenn aber das Weibchen einmal brütet, zieht es sich zurück und vereinigt sich mit anderen Männchen, ohne sich um die Gattin fernerhin zu kümmern. Letztere setzt ihr Leben ohne Bedenken für die Brut ein und verläßt die Eier, wenn sie erst einige Tage gebrütet hat, niemals. Nach zweiundzwanzig- bis dreiundzwanzigtägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen, werden noch im Laufe desselben Tages auf das Wasser geführt, schwimmen und tauchen hier ohne jeglichen Unterricht sofort außerordentlich fertig, entfernen sich aber anfangs nicht aus der Nähe der deckenden Pflanzen. Durch Einknicken mehrerer neben einander stehenden Rohrstengel und Schilfblätter, welche auch wohl mit Wasserkräutern belegt werden, schafft ihnen die Mutter besondere Ruheplätze und Schlafstellen, auf denen sie häufig sitzen, um sich zu sonnen, zu putzen und auszuruhen. Bei Verfolgung suchen sie sich durch oftmaliges Untertauchen zu retten; wiederholt sich die Störung, so führt sie die Mutter an einen sicheren Ort, womöglich dem Laufe der Gewässer folgend, im Nothfalle auch über Land. Sie wachsen schnell heran, lernen aber erst fliegen, wenn sie ihre volle Größe erreicht haben. Nunmehr vereinigen sie sich wieder mit den alten Männchen und bilden bis zum Herbste zahlreichere Gesellschaften.

Neben den Raubvögeln und den Krähen, Elstern ꝛc., welche wenigstens den Eiern gefährlich werden, stellt auch der Mensch der Tafelente des höchst schmackhaften Wildpretes halber nach, und die Verfolgung währt noch in der Winterherberge fort. Von den Jungen werden oft viele mit einem einzigen Schusse erlegt, weil sie die Gewohnheit haben, verfolgt, auf einen dichten Haufen sich zusammenzudrängen. Gefangene gewöhnen sich leicht ein, pflanzen sich auch fort.

*

Die Merkmale der Schellenten (Clangula) sind etwa kopflanger, hoher, gegen die Stirn aufsteigender, höckerloser, mit mäßig langem Haken ausgerüsteter, spitzwinkelig in das Stirngefieder eintretender Schnabel, niedrige, sehr langzehige Füße, mittellange Flügel, zugerundeter, aus sechzehn Federn bestehender Schwanz, buschiges Kopfgefieder und eigenthümliche Zeichnung.

Allwinterlich besucht unser Vaterland die Schellente, Schall-, Klang-, Klingel-, Kobel- und Hohlente, auch Quaker, Schreier, Knöllje und Knobbe genannt (Clangula glaucion, vulgaris, chrysophthalmos, leucomela, peregrina und americana, Anas clangula, glaucion, glaucium

und peregrina, Fuligula clangula, Glaucion clangula, Bucephala clangula und americana). Kopf und Oberhals sind schwarz, metallisch schimmernd, Mantel und Rücken, die kleinen oberen Flügeldeckfedern und der Flügelbug sammetschwarz, ein eirunder Fleck auf der Wange, dicht an der Schnabelwurzel, und alle übrigen Theile weiß, die Weichenfedern dunkel schwarzgrau quergefleckt, die Hand- und ersten Armschwingen schwarz, die übrigen Armschwingen, welche einen breiten Spiegel bilden, weiß, die weißen Schulterfedern außen schwarz gerandet, die Schwanzfedern graulichschwarz. Das Auge hat orangerothen Stern, der Schnabel tief blauschwarze, der Fuß röthlichgelbe Färbung. Dem Weibchen fehlt der Wangenfleck; Kopf und Oberhals sind röthlichbraun, die übrigen Theile vorherrschend schiefergrau. Die Länge beträgt etwa funfzig, die Breite fünfundsiebzig, die Fittiglänge dreiundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Die nahe verwandte, aber um ein Viertel größere Spatelente (Clangula islandica, scapularis und Barrovii, Anas islandica und Barrovii, Fuligula islandica und Barrovii, Platypus Barrovii, Glaucion islandicum, Bucephala islandica) unterscheidet sich von der Schellente durch den großen, fast die Hälfte der Schnabelbreite einnehmenden Nagel am Schnabel, den großen halbmondförmigen Wangenfleck, eine zur Längsbinde verschmelzende Reihe von weißen Flecken auf der Schulter und einen breiten schwarzen Querstreifen über den Flügel, welcher dessen Obertheil von dem Spiegel trennt.

Die in Nordamerika heimische, in Europa wiederholt vorgekommene Büffelente (Clangula albeola, Anas albeola, hyberna, bucephala und rustica, Fuligula und Bucephala albeola) endlich, die kleinste Art der Sippe, weicht von beiden Verwandten so erheblich ab, daß sie nicht verwechselt werden kann. Kopf und Oberhals sind vorherrschend schwarz, metallisch glänzend und schimmernd, ein breites, hinter dem Auge beginnendes Ringband um den Kopf, die Schulter-, kleinen Oberflügeldeckfedern, die den Spiegel bildenden Außenfahnen der Armschwingen, Unterhals und die ganze Unterseite atlasweiß, alle übrigen Theile sammetschwarz. Das Auge hat gelbe Iris, der Schnabel schwarze, der Fuß gelbe Färbung.

Ihr Brutgebiet, die Tundra beider Welten, allherbstlich verlassend, durchstreift die Schellente im Winter ganz Europa und Nordamerika sowie den größten Theil Asiens und dehnt ihre Wanderungen bis Nordafrika aus. Hier und da, in Europa namentlich auf Island, gesellt sich ihr die Spatelente; sie aber wandert nicht so regelmäßig in südlichere Breiten hinab und gehört daher schon in Deutschland zu den seltenen Erscheinungen. Die im hohen Norden Amerikas heimische Büffelente endlich ist in Europa nur Besuchsgast.

Die Schellente erscheint bei uns zu Lande frühestens in den letzten Tagen des Oktober, nimmt auf tieferen Gewässern jeder Art und in allen Lagen, in der Ebene wie im Gebirge, am liebsten aber doch auf freien Landseen und Flüssen Herberge, verläßt sie erst, wenn auch die letzten Wuhnen ihre winterliche Eisdecke erhalten haben, zieht sich dann auf das Meer zurück oder streicht weiter nach Süden hinab, findet sich unmittelbar nach der Eisschmelze wieder ein und tritt im März, spätestens im April, den Rückzug an. Einzelne Paare erwählen schon in Norddeutschland ein geeignetes Gewässer, um hier zu brüten; die große Mehrzahl aber nistet in der Tundra.

Eigenschaften und Wesen der Schellente stimmen in ihren Hauptzügen mit denen der verwandten Arten überein. Sie geht schwerfällig, fliegt ziemlich schnell, aber nicht eben gewandt, mit hastigen Flügelschlägen und unter weit hörbarem, klingendem oder schallendem Getöne, welches ihr zu dem passenden Namen verholfen hat, schwimmt und taucht auch mit vollendeter Meisterschaft. Ihre tief knarrende Stimme läßt sie nicht eben oft vernehmen; nur in der Paarungszeit ist sie etwas lauter als sonst und gibt dann auch quakende Laute zum besten. Gesellig und friedfertig wie die meisten Tauchenten, hält sie doch selten mit Verwandten engere Gemeinschaft, lebt vielmehr für sich und duldet höchstens, daß andere Arten zu ihr stoßen. Den Menschen betrachtet

sie überall mit Mißtrauen und weicht ihm selbst in der Tundra ängstlich aus, weiß aber demungeachtet die ihr günstigen Verhältnisse gebührend zu würdigen und zeigt sich da, wo sie geschont werden muß, beispielsweise in größeren, von Flüssen durchströmten Städten, oft gar nicht scheu, wird auch, gefangen und entsprechend gepflegt, leicht zahm.

Dank ihrer Schwimm- und Tauchfertigkeit leidet die Schellente selten Mangel oder Noth. Sie frißt Wasserschnecken, Muscheln, kleine Fische, Krebse und Wasserkerfe, auch wohl Frösche und Wasserspitzmäuse, nebenbei ebenso Pflanzenstoffe verschiedener Art, holt sich ihre Nahrung stets vom Grunde, oft aus sehr beträchtlicher Tiefe herauf, ist daher, vom Morgen bis zum Abend mit dem Aufsuchen derselben beschäftigt, fast fortwährend in regster Thätigkeit und schwärmt auch noch in den Abend- und ersten Nachtstunden weit umher.

Zum Nisten wählt unsere Ente tiefere Gewässer mit weiten, freien Blänken, deren Ränder theilweise mit Röhricht und Gebüsch bestanden sind. Das Nest, ein sehr dürftiger, gänzlich kunstloser, aus trockenem Schilfe und Binsen, Rohrblättern und Gräsern zusammengefügter, jedoch dicht mit Dunen ausgekleideter Bau, steht im Röhrichte oder Schilfe, auf Kaupen in Binsen- und Seggenbüschen, unter Gebüsch, selbst auf den Köpfen alter Weiden, und enthält bereits zu Ende des April, in der Tundra etwas später, zehn bis zwölf, zuweilen vierzehn bis neunzehn etwa sechzig Millimeter lange, vierzig Millimeter dicke, eigestaltige, fest- und glattschalige, feinkörnige, schmutziggrüne Eier. Das Weibchen brütet ohne jede Hülfe des Männchens, bethätigt dabei alle seinem Geschlechte eigene Hingebung, zeitigt die Eier binnen zweiundzwanzig Tagen, führt sodann die vom ersten Tage ihres Lebens an überaus gewandten, schwimm- und tauchfähigen Küchlein auf freies Wasser, ernährt, unterrichtet, erzieht sie, gibt sich ihrethalber rücksichtslos jeder Gefahr preis und beginnt, nachdem die rasch heranwachsenden Jungen flugfähig geworden, mit ihnen umherzuschwärmen.

Rohrweihe, Raben und Möven rauben die Eier, größere Fische die Küchlein der Schellente; ihr selbst stellen wenige Raubthiere und nur im Norden oder in unseren Strandgegenden die Menschen nach, da ihr Wildpret für jeden nicht gänzlich abgehärteten Gaumen vollkommen ungenießbar ist. Im Binnenlande jagt und tödtet man sie hauptsächlich des Schadens halber, welchen sie in Brutteichen unter unseren Nutzfischen anrichtet.

*

Als Merkmale der Eisenten (Harelda) gelten der kurze, stark gewölbte, nach vorn verschmälerte, gegen die Stirne schwach aufsteigende Schnabel, dessen Nagel den ganzen Vorderrand des Kiefers einnimmt, der mittelgroße Fuß, der aus vierzehn Federn bestehende keilförmige Schwanz und das sehr bunte Gefieder.

Die Eisente, Eistauch-, Winter-, Lang- oder Spitzschwanzente, auch Kirre, Gabelbusch, Angeltasche, Hanik und Pihlstaart genannt (Harelda glacialis, megauros und Faberi, Anas glacialis, hyemalis, longicauda, brachyrhynchos und miclonia, Clangula glacialis, hyemalis, megauros, brachyrhynchos, musica und Faberi, Fuligula und Crymonessa glacialis), ist die bekannteste Art der Sippe. Oberkopf, Hinter- und Vorderhals, Nacken und Kropf, Schultern, Bauch, Seiten und Steiß sind weiß, Halsseiten, Rücken, Oberflügel und die ganze Brust tiefbraun, Unterrücken und Bürzel schwarz, die Schwingen lichtbraun, die Armschwingen am Ende röthlichbraun gerandet, wodurch ein wenig hervortretender Spiegel gebildet wird, die mittleren, sehr verlängerten, spießartig gestalteten Schwanzfedern schwarz, die übrigen, nach außen hin zunehmend, an der Außenfahne weiß, die äußersten nur noch längs des Schaftes grau. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel schwarzgrün, vor den Nasenlöchern hell ziegelroth, der Unterschnabel hellroth, der Fuß blaugrau. Im Sommerkleide sind nur die Untertheile weiß, Zügel und Ohrgegend grau, die Obertheile rostroth und dunkelbraun geschaftet, die Spieße sehr kurz. Das Weibchen ist oben braun, unten weiß, auf Kropf und Oberbrust schuppig quergefleckt. Die Länge

beträgt, der bis dreißig Centimeter langen mittleren Schwanzfedern halber, über sechzig, die Breite siebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig Centimeter.

Noch bunter als die Eis- ist die verwandte **Kragenente**, Lätt-, Narren-, Hanswurst-, Harlekinente (Harelda histrionica, Anas histrionica und minuta, Platypus histrionicus und minutus, Clangula histrionica, minuta und torquata, Histrionicus torquatus, Fuligula, Bucephala, Cosmonessa, Cosmonetta und Phylaconetta histrionica). Von dem vorherrschend schieferfarbenen, auf dem Bauche in Fahlbraun übergehenden, in der Steißgegend schwarzen Gefieder stechen unschön ab ein Wangenfleck, ein schmaler Schläfenstreifen, ein kleiner rundlicher Fleck hinter dem Ohre, ein Seitenhalsstreifen, ein Halsband, ein halbmondförmiger, nach vorn geöffneter Schlüsselbein-, ein langer Schulterfleck, die Außenfahne der Oberarmschwingen, mehrere kleine, rundliche Flecke auf dem Oberflügeldeckgefieder, die Enden der größten Oberflügeldeckfedern und ein kleiner Weichenfleck, welche sämmtlich weiß sind, sowie ein schmaler Augenbrauenstreifen und die Seiten, welche einen länglichrunden Fleck bilden und wie jener hell kastanienbraune Färbung haben; die Handschwingen sind schwärzlich, die den Spiegel bildenden Armschwingen außen purpurglänzend, die Steuerfedern düsterschwarz. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel blau, der Fuß braun. Das Weibchen trägt ein düster graubraunes, heller und dunkler gewelltes Kleid; die Wangen sind grauweiß; ein Fleck hinter dem Ohre ist weiß. Die Länge beträgt fünfundvierzig, die Breite achtzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Beide Eisentenarten gehören ebenfalls der Tundra an und bewohnen daher den Norden beider Welten; die Kragenente tritt jedoch in Amerika viel häufiger auf als im Osten ihres Verbreitungsgebietes und kommt in Europa regelmäßig und zahlreich nur auf Island vor. Von hier aus besucht sie dann und wann unsere deutschen Küsten, wogegen die Eisente hier zu den gemeinsten Wintergästen zählt, in unschätzbarer Menge die Ost- und Nordsee bevölkert, auch in die Strom- und Flußmündungen eindringt und zuweilen, den Flüssen entgegenwandernd, bis tief ins Binnenland sich verirrt. Sie erscheint bei uns zu Lande bereits im Oktober und verweilt bis gegen Ende des April in der Winterherberge, da sie ihre Brutgewässer in der Tundra, denen sie von uns aus geradenwegs zufliegt, vor dem Anfange des Mai ohnehin nicht beziehen kann. Während ihrer Reise wie im Winter verläßt sie die See eigentlich nur in Ausnahmefällen, hält sich auch stets in sehr zahlreichen, obschon lose verbundenen Scharen zusammen; während der Brutzeit dagegen bewohnt sie paarweise die kleinen teichartigen, kahlen oder doch nur spärlich mit Riedgras umrandeten Wasserbecken der Tundra und, da es ihr hier an solchen Gewässern nicht fehlt, immer nur einen See allein oder doch nicht in Gemeinschaft mit ihresgleichen.

Obwohl in ihrem Wesen und Gebaren mit anderen Tauchenten übereinstimmend, zeichnet sie sich doch durch ihre äußerst klangvolle, weitschallende Stimme sehr zu ihrem Vortheile aus. Im Winter vernimmt man allerdings selten andere als quakende, wie „Wak, wak" klingende Laute; mit Beginn der Paarungszeit aber ruft das Männchen laut und volltönend „Aug, au, aug, lig a u a u auu lik" ꝛc., nicht selten in gesangartiger Weise, und belebt dann die stillen Gewässer der Tundra auf das ansprechendste. Sie geht schlecht und fliegt ungern, auch selten weit, obgleich keineswegs langsam und ebensowenig schwerfällig, ermüdet aber, den ungemein raschen Flügelschlägen entsprechend, sehr bald und sucht lieber schwimmend und tauchend als fliegend sich zu retten. Hinsichtlich der letzterwähnten Bewegungen steht sie keiner anderen Ente nach und vereitelt daher, so wenig scheu sie auch zu sein pflegt, in den meisten Fällen jede Nachstellung, selbst die Bemühungen des geschicktesten Jägers. Ebenso wie es die Steißfüße thun, verschwindet sie, sobald sie sich verfolgt sieht, beim Schusse meist so schnell vom Wasser, daß der Hagel sie nicht erreicht, schwimmt tauchend bis hundert Meter weit unterm Wasser fort, taucht für einen Augenblick auf, um zu athmen, hierauf sofort wieder unter und verspottet so alle Anstrengungen der im Boote ihr nachrudernden Menschen.

Ihre ausgesprochene Vorliebe für die See begründet sich wohl hauptsächlich auf ihre Nahrung, welche größtentheils in Weichthieren aller Art, namentlich in Muscheln und Schnecken, besteht. Nebenbei verzehrt sie kleine Fische und Krebsthiere, auf den Brutteichen aber außerdem viele Kerbthiere und deren Larven, vor allem solche der Stechmücken. Ihre Jungen ernähren sich anfänglich fast ausschließlich von letzteren.

Erst spät im Mai, im höheren Norden nicht vor Beginn des Juni, schreitet sie zur Fortpflanzung. Ihr Nest, ein liederlicher und kunstloser, wie üblich jedoch sorgfältig mit Dunen ausgekleideter Bau, steht gewöhnlich im Riede, nahe am Ufer; das Gelege zählt acht bis zehn ziemlich kleine, etwa zweiundfunfzig Millimeter lange, vierzig Millimeter dicke, starkschalige, feinkörnige, schmutzig braungrüne oder gelbbräunliche Eier. Das Weibchen brütet allein; doch sieht man das Männchen auch währenddem auf dem Brutteiche und später in Gesellschaft der Küchlein, deren Jugendleben dem anderer Tauchenten gleicht. Sobald die Jungen flugfähig sind, führen sie beide Eltern dem Meere zu.

Nicht mit Unrecht vereinigt man die Ruderenten (Erismatura) in einer besonderen, gleichnamigen Unterfamilie (Erismaturinae). Sie weichen von allen Verwandten durch ihre Gestalt, namentlich durch den Bau des Schwanzes, ab und erscheinen uns gewissermaßen als ein Bindeglied zwischen den Tauchenten und den Scharben. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals kurz und dick, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel vorn flach, hinten seitlich stark aufgetrieben, sein Nagel klein, der Fuß kurzläufig, aber sehr langzehig, der Flügel auffallend kurz und stark gewölbt, der Schwanz lang, keilförmig, aus achtzehn schmalen, sehr spitzigen, harten und schnellkräftigen Federn zusammengesetzt, das Kleingefieder knapp anliegend und hartfederig, durch eigenthümliche Färbung und Zeichnung von dem anderer Enten sehr verschieden.

Die Ruderente, welche auch Kupfer-, Dorn-, Fasan- und Weißkopfente genannt wird (Erismatura leucocephala und mersa, Anas leucocephala und mersa, Undine leucocephala und mersa, Platypus leucocephalus, Fuligula und Cerconectes mersa, Aythya, Erismistura und Biziura mersa), zählt zu den eigenartigsten Gestalten der ganzen Ordnung. Kopf und Wangen sind weiß, ein großer Fleck auf dem Oberkopfe, ein Halsband und die Kehle schwarz, der Unterhals wie der Kropf kastanienbraun, fein schwarz gewellt, Mantel und Rücken graugelb, schwarz gewässert, die Untertheile rostgelb, in der Mitte grauweiß, schwarz gewässert, die Handschwingen grau, die Steuerfedern schwarz. Das Auge ist rostgelb, der Schnabel blaugrau, der Fuß rothgrau. Die Länge beträgt sechsundfunfzig, die Breite fünfundsechzig, die Fittiglänge siebzehn, die Schwanzlänge zwölf Centimeter. Das kleinere, buntere, jedoch minder schöne Weibchen unterscheidet sich vornehmlich durch den Mangel der weißen Kopfseiten und der schwarzen Kopfzeichnung vom Männchen. Der Oberkopf und ein mit Gilblichweiß eingefaßter Wangenfleck sind braun, die übrigen Federn gleichmäßig rostbraun, schwarz und grau gewellt.

Südost- und Südeuropa, das südlichere Mittelasien und Nordwestafrika sind die Heimat der Ruderente; in Deutschland hat sie sich bisher nur als Besuchsvogel gezeigt; auch in Ungarn kommt sie selten vor, obwohl sie in Siebenbürgen brütet. Zahlreicher tritt sie in den Donautiefländern, Dalmatien und auf Sardinien, in Menge an den Seen Mittelasiens auf. Griechenland besucht sie zwar regelmäßig, aber immer selten; in Spanien hat man sie bisher noch nicht beobachtet. Der unverläßliche Shelley will sie in Unteregypten ziemlich häufig angetroffen haben; Buvry und Tristram fanden sie auf den Seen Algeriens; der letztgenannte erbeutete auch ihre Eier.

„Die Ruderente", sagt Buvry, „welche man immer zu zwei neben einander sieht, ist eine der zierlichsten Erscheinungen. Ihr schöner, hellblauer Schnabel sticht lebhaft von dem weißen Kopfe und dem braunen Körper ab, und ihre Haltung im Schwimmen ist eine äußerst ansprechende. Sie

hebt nämlich den Schwanz in fast senkrechter Richtung empor und gleitet, nicht unähnlich einer Barke, leicht und rasch über die Oberfläche dahin. Bei Verfolgung fliegt sie selten auf, ist jedoch, ihres schnellen Schwimmens halber, schwer zu erlangen."

Eingehendere Mittheilungen, jedenfalls die besten von allen bisher gegebenen, verdanke ich Herman, einem ebenso fleißigen wie begabten Forscher, welcher den noch so wenig bekannten Vogel in Siebenbürgen beobachtete. Die Ruderente brütet hier auf den zahlreichen Teichen und Seen, welche für das sogenannte Mezöség oder Mittelland, ein steppenartiges, hügeliges, von schmalen Thälern durchschnittenes Gelände, bezeichnend sind. Sie erscheint am Brutorte, wenn der Frühlingszug seinem Ende naht und die ständigen Arten ihre Nistplätze bereits gewählt haben, gewöhnlich im ersten Drittel des Mai, in Gesellschaften von vier bis acht Stück, welche anfänglich stets zusammenhalten und erst später in Paare sich trennen. Ihre bevorzugten Aufenthaltsorte sind die Buchten der Rohrteiche; hier geht sie ihrer Nahrung nach, welche aus kleinen Schnecken und Rohrsamen besteht. Durch ihre Haltung und Bewegung fällt sie selbst in den bevölkertsten Brutteichen sofort auf. Der weiße Kopf leuchtet aus weiter Ferne hervor und gleicht einem auf dem Wasser schwimmenden Eie; der Vorderleib wird tief eingetaucht und der Schwanz in beschriebener Weise gestelzt, so daß der Vogel an einen hochlehnigen Sattel erinnert. Mit den breiten Ruderfüßen mächtig ausgreifend, schwimmt unsere Ente ungemein rasch dahin, taucht oft und anhaltend, sucht daher die Tiefen der Gewässer auf und verschwindet wie ein fallender Stein in ihnen, kehrt auch beim Auftauchen stets fast genau auf dieselbe Stelle zurück, von welcher aus sie ihren Jagdzug antrat. Zum Auffliegen entschließt sie sich nur sehr selten, und wenn es geschieht, berührt sie, anlaufend, die Oberfläche des Wassers auf weite Entfernung; einmal in die Höhe gelangt, durchschneidet sie die Lüfte jedoch ebenso leicht wie schnell. Einer ihr geltenden Verfolgung entzieht sie sich gewöhnlich durch die Flucht ins Röhricht; auf offenem Wasserspiegel aber taucht sie unter und überbietet dann rücksichtlich der Dauer und Ausdehnung solcher Ausflüge unter Wasser jeden Taucher. Im ganzen genommen ist die Ruderente mehr vorsichtig als scheu; an Orten, wo man sie nicht verfolgt, wird sie sogar zutraulich. Bei länger währender oder oft wiederholter Verfolgung steigert sich ihre Vorsicht derartig, daß nur die beharrlichste Geduld und zäheste Ausdauer den Jäger zum Ziele gelangen läßt. Sie verträgt einen starken Schuß und fällt nur dann dem Bleie zum Opfer, wenn ein Schrotkorn den Hals oder den Kopf durchbohrt.

Gegen Ende des Mai verschwanden die Weibchen dreier Paare, welche Herman längere Zeit beobachtete, und nur die Männchen blieben sichtbar. Frühmorgens erschienen die Weibchen, verweilten geraume Zeit in Gesellschaft der Männchen und zogen sich sodann wiederum so unbemerkt zurück, daß es unserem Forscher nicht gelang, ein Nest zu finden. Wie wir durch andere Beobachter wissen, legt das Weibchen letzteres möglichst verborgen an, meist auf niederen Lagen, zwischen jungaufschießenden, überwuchernden Schilf- und Riedstengeln in größeren Dickichten, wie vergraben, deckt es auch oft oben noch mit Schilfstengeln zu. Tristram fand auf einem See Algeriens zwei Nester, das eine drei, das andere acht Eier enthaltend. Diese sind im Verhältnisse zum Vogel sehr groß, durchschnittlich ungefähr sieben Centimeter lang und fünf Centimeter dick, rein eiförmig, sehr rauhschalig, denen anderer Enten unähnlich und von Farbe düsterweiß. Während das Weibchen brütet, ändert, nach Hermans Beobachtungen, das auf dem Brutteiche verweilende Männchen häufig seinen Aufenthaltsort, schwimmt der Mitte des Gewässers zu und mischt sich unter Sippschaftsverwandte, gerade als ob es sich bemühen wolle, das Nest nicht zu verrathen. Sobald die Jungen, äußerst lebhafte, flinke und tauchlustige Geschöpfe, welche in den ersten Tagen des Juli ausschlüpfen, hinlänglich erstarkt sind, führt sie die Mutter auf das freie Wasser, und beide Eltern wetteifern jetzt mit einander in vorsichtiger Sorge um jener Wohl. Das geringste Geräusch, jeder verdächtige Umstand genügt, sie zum Rückzuge in das Röhricht zu veranlassen und hier stundenlang zurückzuhalten.

Von den bisher genannten Zahnschnäblern unterscheiden sich die Säger (Merginae) durch sehr gestreckten Leib, mittellangen, aber dünnen Hals, großen, gewöhnlich durch Busch oder Haube geschmückten Kopf, langen, geraden oder ein wenig aufwärts gebogenen, schlanken, schmalen, fast walzenförmigen, scharfrandigen, mit starken Zähnen besetzten und mit einem kräftigen Haken versehenen Schnabel, weit hinten eingelenkte, niedrige, großzehige Füße, deren hintere Zehe wie bei den Tauchenten einen breiten Hautlappen trägt, mittellange, sehr spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste und zweite die längsten sind, kurzen, breiten, abgerundeten, aus sechzehn bis achtzehn Federn bestehenden Schwanz und weiches, dichtes, schön gefärbtes Kleingefieder, welches nach Geschlecht und Alter wie nach der Jahreszeit ändert.

Der innere Bau stimmt, laut Wagner, sehr mit dem der Enten überein. Am Hinterhaupte fehlen die Lücken oder Hautinseln; das Thränenbein hat anstatt breit absteigender Fortsätze einen kleinen, spitzigen Dorn; der hintere Schläfendorn ist wenig entwickelt; fast alle Gesichtsknochen sind in die Länge gezogen. Die Wirbelsäule besteht aus funfzehn Hals-, neun Rücken- und acht Schwanzwirbeln; das Brustbein ähnelt dem der Enten, ist hinten ganzrandig und besitzt nur Hautinseln, aber keine Buchten. Fast alle Knochen sind markig. Die Zunge ist schmal und minder fleischig als bei den Enten, seitlich mit feinen, spitzigen Warzen besetzt, der Vormagen weit und drüsenreich, der Magen sehnig und häutig. Die Luftröhre zeigt zwei eiförmige Anschwellungen, der untere Kehlkopf eine geräumige knöcherne Höhlung, aus welcher ziemlich weit von einander entfernt die Luftröhrenäste entspringen; nach links befindet sich eine große, dreikantige Erweiterung, von der Knochenleiste an den Kanten eingefaßt, dazwischen große häutige Fenster.

Die Säger gehen, mit wenig aufgerichtetem Vorderkörper watschelnd und wackelnd, schwimmen vorzüglich, tauchen mit größter Leichtigkeit und können lange unter dem Wasser verweilen, haben leichten, schnellen, entenartigen Flug, nehmen, auch wenn sie gesellschaftlich durch die Luft ziehen, eine gewisse Ordnung an, erheben sich unter Geräusch und mit Hülfe ihrer Beine ziemlich leicht vom Wasser und stürzen sich schief auf dasselbe herab, nach dem Einfallen entweder sofort untertauchend oder durch die vorgestreckten Ruder sich aufhaltend. Ihre Stimme ist ein merkwürdiges Schnarren, welches vielfach betont und unter Umständen sogar wohllautend wird. Sie sind klug, vorsichtig und scheu, anderen ihrer Art bis zu einem gewissen Grade zugethan, aber neidisch und deshalb oft streit- und rauflustig. Um andere Vögel bekümmern sie sich in der Regel nicht; jede Art lebt mehr oder weniger für sich und hält sich, auch wenn sie mit anderen Schwimmvögeln dasselbe Gewässer theilt, abgesondert von den Verwandten.

Alle zehn bekannten Säger gehören dem Norden der Erde an. Strenge Kälte vertreibt sie aus ihrer Heimat und zwingt sie zu Wanderungen, welche sie ziemlich regelmäßig bis nach Norddeutschland, seltener bis nach dem Süden Europas oder unter entsprechender Breite gelegenen Ländern Asiens und Amerikas führen. Je nach der Oertlichkeit, welche sie bewohnen, sind sie Zug-, Wander- oder Strichvögel; keine Art wandert weiter, als sie muß. Sie verschmähen Pflanzennahrung zwar nicht gänzlich, nehmen aber doch nur im Nothfalle zu solcher ihre Zuflucht. Ihr eigentliches Futter sind Fische und andere Wasserthiere, beispielsweise kleine Lurche, Krebse und Kerbthiere. Die Fische erbeuten sie durch schnelles Nachjagen unter Wasser, ganz so, wie Taucher solche erlangen; doch durchschnattern auch sie zuweilen noch nahrungversprechende seichte Stellen der Gewässer. Sie sind äußerst gefräßig und können demgemäß in bebauten Gegenden den Fischereien höchst empfindlichen Schaden zufügen.

Ihre Fortpflanzung stimmt mit der anderer Entvögel überein. Sie leben in Einweibigkeit und in geschlossener Ehe, brüten auf dem Boden unter dem Gestrüppe oder Gesträuche, in Ried- und Baumhöhlen oder auf passenden Baumzweigen, auch wohl selbst in den Nestern anderer Vögel. Ihr kunstloses Nest wird von trockenem Schilfe, Laube, Moose, Binsen und dergleichen aufgeschichtet und wie bei den Enten mit Dunen ausgekleidet. Das Gelege enthält sieben bis vierzehn ungefleckte, grau grünlichweiße Eier. Nur das Weibchen brütet und zwar ungefähr zweiundzwanzig bis

vierundzwanzig Tage lang; das Männchen hält sich währenddem in der Nähe der Gattin auf, erscheint auch anfangs noch bei den Jungen, verläßt diese aber bald, schlägt sich mit anderen seines Geschlechtes in Flüge zusammen und verbringt nun in deren Gesellschaft die Mauser.

Den kleineren Arten stellen alle unsere Edelfalken und der Habicht nach; der Brut wird das gesammte Raubzeug, welches in Frage kommen kann, gefährlich. Der Mensch verfolgt sie nicht regelmäßig, weil das Wildpret schlecht und thranig schmeckt, nimmt ihnen jedoch oft die Eier weg und verwendet auch wohl die Dunen und Federn. In der Gefangenschaft werden Säger nur von wahren Liebhabern gehalten, weil ihre Unterhaltung ziemlich kostspielig ist und sie einen wirklichen Nutzen nicht gewähren können. Die Schönheit ihrer Farben und die Lebendigkeit ihres Wesens fesseln übrigens jeden Thierfreund.

Der Zwergsäger, Möven=, Eis= oder Elstertaucher, Merg, die Kreuz= oder Sternente, das Wiesel=, Elster= oder Nonnenentchen (Mergus albellus, minutus, albulus und pannonicus, Merganser albellus und stellatus, Mergellus albellus), welchen man, seines kurzen, breiten Schnabels, vielleicht auch der eigenthümlichen Lebensweise halber, zum Vertreter einer besonderen gleichnamigen Untersippe (Mergellus) erhob, hat Aehnlichkeit mit gewissen Tauchenten, insbesondere mit der Schellente. Das Hochzeitskleid des Männchens ist reinweiß; eine Stelle zwischen dem Auge und dem Schnabel und ein Band im Nacken sind schwarzgrün, der Rücken und der größte Theil des Flügels, zwei schmale Binden an der Schulter und eine Längsbinde über dem Flügel schwarz, die Seiten bläulichgrau und schwarz quergewellt, die Schwingen schwarzbraun, die Steuerfedern grau. Das Auge ist bläulichgrau, der Schnabel wie der Fuß graublau. Die Länge beträgt funfzig, die Breite fünfundsiebzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Beim kleineren Weibchen sind Kopf und Hinterhals braun, die Zügel schwarz, die Kehle und die Unterseite weiß, die Mantelfedern grau, auf den Flügeln, an der Oberbrust und an den Seiten weißlich und schwarz in die Quere gewellt. Ein ähnliches Kleid legt das Männchen nach der Sommermauser an.

Nordasien muß als die wahre Heimat des Zwergsägers bezeichnet werden; von hier aus erstreckt sich sein Verbreitungskreis in westlicher Richtung bis Nordeuropa, in östlicher bis Amerika, so daß also auch diese Art den drei nördlichen Erdtheilen angehört. Der Winter treibt ihn von seinem Nistgebiete aus in südlichere Gegenden. Er erscheint dann massenhaft in China, insbesondere im Norden des himmlischen Reiches, tritt auch regelmäßig überall in Nordindien auf, kommt ebenso nicht selten und wohl allwinterlich nach Mittel= und Südeuropa, streicht aber nur einzeln in die südlicheren Länder der Vereinigten Staaten hinab; wenigstens versichert Audubon, daß er auf der Westhälfte überhaupt zu den seltenen Vögeln gezählt werden müsse. Bei strengem Winter trifft er bei uns bereits im November, in der Regel aber nicht vor der Mitte des December ein und verläßt uns, dem Norden zuwandernd, bereits im Februar und März wieder, soll sich jedoch auf einigen Schweizer Seen zuweilen bis zum Mai umhertreiben. Man sieht ihn fast nur auf süßen Gewässern, ausnahmsweise vielleicht auch auf stillen Meeresbuchten, namentlich solchen, in welche Flüsse einmünden, dann aber immer bloß auf kurze Zeit. Abweichend von den Tauchenten zieht er, wie seine Familienverwandten überhaupt, fließendes Wasser dem stehenden vor, wandert also den Flüssen nach und besucht bloß von diesen aus die Seen und Teiche, welche noch offenes Wasser haben.

Im Gehen trägt er sich wagerecht, den Hals eingezogen, und bewegt sich wankend, aber doch besser als die Verwandten; schwimmend senkt er seinen Leib ungefähr bis zur Hälfte seiner Höhe in das Wasser ein; vor dem Tauchen erhebt er sich mit einem Sprunge bis über die Oberfläche des Wassers, verschwindet unmittelbar darauf unter ihr, streckt den Hals lang aus, rudert kräftig, mit beiden Beinen abwechselnd und bewegt sich in jeder Höhe über dem Grunde mit wahrhaft erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit, eher einem Raubfische als einem Vogel gleich, hält sehr lange unter Wasser aus und kommt meist fern von der Stelle des Untertauchens wieder zum

Vorscheine. Der Flug ähnelt dem kleiner Entenarten, ist ebenso schnell und geschickt, verursacht ein kaum bemerkbares Geräusch und geht in gerader Linie fort, bei kurzen Entfernungen meist niedrig über dem Wasser oder dem Boden hin. Nur wenn der Vogel auf letzterem ausruht, zeigt er sich träge, sonst stets außerordentlich lebhaft, auch bei der heftigsten Kälte rege und munter. Wirklich eigenthümlich ist seine Zuneigung zu der Schellente. Höchst selten sieht man die bei uns ankommenden Zwergsäger ohne diese Begleitung, und mehr als einmal hat man die innigste Verbindung beider Vögel beobachtet, erlegte auch Zahnschnäbler, welche man nur als Blendlinge von beiden ansehen kann. Das gegenseitige Freundschaftsverhältnis währt selbst in der Gefangenschaft fort; ja, es ist in unseren Thiergärten vorgekommen, daß herumschwärmende Zwergsäger freiwillig auf Teichen sich einfanden, auf denen sie Schellenten bemerkt hatten.

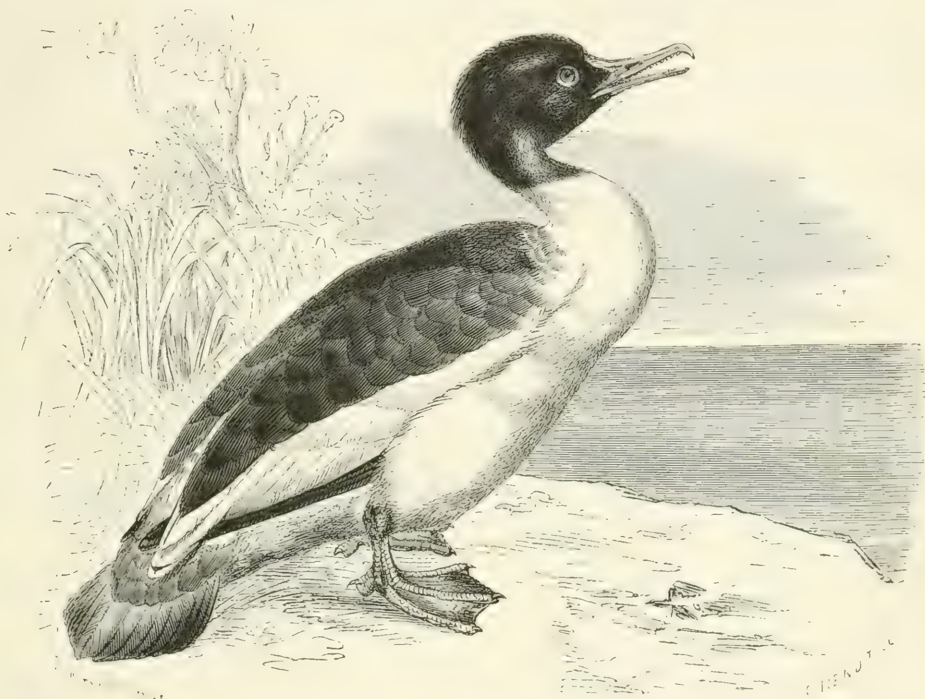
Die Nahrung besteht hauptsächlich in kleinen Fischen, nebenbei in Krebsen und Kerbthieren; die gefangenen fressen jedoch auch gewisse Pflanzenstoffe, insbesondere Brod, recht gern. Im Fischen stehen sie ihren größeren Verwandten nicht nach. „Eine Gesellschaft dieser Säger", schildert Naumann, „beim Fischen zu belauschen, gewährt eine angenehme Unterhaltung. Bald schwimmen alle beisammen, bald und im Nu sind sie von der Fläche verschwunden, und das Wasser wird bewegt vom Rudern unter demselben. Endlich erscheint einer nach dem anderen wieder oben, aber zerstreut und, wo es der Raum gestattet, oft dreißig bis funfzig Schritt vom ersten Platze weg. Sie sammeln sich von neuem, tauchen abermals und erscheinen zerstreut bald wieder und, zur Ueberraschung des Lauschers, diesmal vielleicht ganz in dessen Nähe auf der Oberfläche. Sehr merkwürdig holen sie allein durch Tauchen ihren Lebensunterhalt oft aus ziemlich kleinen Oeffnungen im Eise, indem sie ihre Jagd unter der Eisdecke treiben, aber, um zu athmen und sich einige Augenblicke zu erholen, doch stets die offene Stelle wieder treffen, ein Beweis, daß ihre Sehkraft unter Wasser selbst über einen ansehnlichen Raum sich erstrecken muß. Wo das freie Gewässer nicht Fischchen genug enthält, durchwühlen sie auch den Boden desselben nach Kerbthieren, Fröschchen &c. Kommt eine Gesellschaft auf einen kleinen, mit vieler Fischbrut besetzten Quellteich, so setzen sowohl Vögel als fliehende Fische, die, wie bei Verfolgung von Raubfischen, nicht selten über die Fläche aufschnellen, das Wasser in eine fast wirbelnde Bewegung. Es ist den Sägern eigen, daß, wenn sie fischen wollen, gewöhnlich alle zu gleicher Zeit eintauchen, um die überraschten Fische in allen Richtungen zu verfolgen, und so der eine fangen kann, was dem anderen entwischte. Aber wir haben nie bemerkt, daß sie beim Eintauchen eine gewisse Anordnung träfen, sich, wie man gesagt hat, im Halbkreise aufstellten und denselben auch während des Untertauchens beibehielten, um die Fische in die Enge zu treiben und so desto sicherer zu fangen."

Ueber die Fortpflanzung ist noch wenig bekannt. Man weiß, daß der Zwergsäger im Norden Rußlands in Menge nistet, am Ufer oder auf kleinen Inselchen, auch wohl in hohlen Baumstämmen ein Nest aus trockenem Geniste und Gräsern errichtet, dasselbe mit den eigenen Dunen auskleidet und acht bis zwölf schmutzigweißliche oder grünlichbräunliche Eier legt, kennt aber weder die Dauer der Brutzeit, noch die Entwickelungsgeschichte der Jungen. Eier, welche Wolley erhielt, sind durchschnittlich funfzig Millimeter lang und vierzig Millimeter dick.

Der Gänsesäger, auch Ganstaucher oder Sägegans, See- und Meerrachen, Kneifer und Ganner genannt (Mergus merganser, castor, gulo, rubricapillus, leucomelanus, orientalis und americanus, Merganser castor, cinereus, gulo und Raii), gilt ebenfalls als Vertreter einer besonderen Untersippe, der Zahnsäger (Mergus), und unterscheidet sich von dem Zwergsäger hauptsächlich durch den langen, seitlich zusammengedrückten Schnabel. Im Hochzeitskleide sind Kopf und Oberhals schwarzgrün, der Oberrücken, die Schultern, der Flügelrand und die vorderen Schulterfedern schwarz, die ganze Unterseite und die Oberflügeldeckfedern schön gelbroth, die Federn des Spiegels weiß, die Schwingen schwärzlich, die Unterrückendeckfedern grau, fein schwarz gewellt, die Schwingen schwarz, die Steuerfedern grau. Das Auge ist rothgelb, der

Schnabel korallroth, der Fuß blaßroth. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken braun, der Rücken blaugrau, die Unterseiten und der Spiegel weiß, die Vorderbrust und die Seiten auf grauem Grunde dunkler und lichter gewellt. Ein ähnliches, nur etwas schöneres Kleid legt das Männchen nach seiner Sommermauser an. Die Länge beträgt achtzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Der Gänsesäger bewohnt den Norden Europas, Asiens und Amerikas, scheint auch in jedem der drei Erdtheile ungefähr gleich häufig zu sein. Als Heimatsgebiet darf man den Gürtel zwischen dem zweiundfunfzigsten und achtundsechzigsten Grade der Breite annehmen. Auf dem Zuge, welchen



Gänsesäger (Mergus merganser). 1/6 natürl. Größe.

er mit größerer Regelmäßigkeit als die übrigen Arten ausführt, hat man ihn einerseits in allen südlicher gelegenen Staaten Europas oder in Nordindien und Südchina, andererseits fast überall in den Vereinigten Staaten beobachtet. Einige Paare brüten im Norden Deutschlands; die größere Anzahl von denen, welche bei uns gesehen werden, erscheint gegen Ende des November vom Norden her und zieht bereits im Februar wieder dahin zurück.

Zu derselben Gruppe zählt der Mittelsäger, welcher auch Sägeschnäbler, Taucherkiebitz, Schlich- oder Schluchente, Fischtreiber, Nörks und Seekatze heißt (Mergus serrator, serratus und niger, Merganser serratus, cristatus und serrata). Kopf und Oberhals, deren verlängerte Federn einen Schopf bilden, sind sammetschwarz, metallischgrün glänzend und schimmernd, Mittelhals und Steiß sowie die mittleren und großen, am Ende schwarzen Oberdeckfedern der Flügel weiß, die kleinen Flügeldeckfedern graulichbraun, ein schmaler Mittellängsstreifen am Hinterhalse, Rücken, Schulter- und letzte Armschwingen schwarz, Unterrücken, Bürzel, Oberschwanzdeckgefieder und Seiten auf weißem Grunde fein schwarz gewellt, Kropf- und Halsseitenfedern graubraun, fein schwarz gewellt, dunkelbraun geschaftet und weiß umrandet, seitliche

Oberbrustfedern weiß, breit grünlichschwarz gekantet, Untertheile weiß, zart röthlich überhaucht, Handschwingen dunkel braungrau, innen lichter, Armschwingen weiß, außen am Ende schwarz gerandet, Schwanzfedern düster graulichbraun, lichter gesäumt. Das Auge hat rothbraunen, karminroth umrandeten Stern, der Schnabel dunkel-, der Fuß lackrothe Färbung. Im Sommerkleide sind Kopf und Oberhals braun, die Obertheile, einschließlich der kleinen Flügeldeckfedern, trübgrau, Kropf und Seitenhals auf lichtem Grunde graulich quergezeichnet. Diesem Kleide ähnelt das düsterere des Weibchens. Die Länge beträgt sechzig, die Breite fünfundachtzig, die Fittiglänge fünfundzwanzig, die Schwanzlänge elf Centimeter.

Der hohe Norden beider Welten bildet die Heimat, ganz Europa, Mittelasien bis zur Breite Südchinas und die südlichen Vereinigten Staaten umfassen das Wandergebiet dieser Art.

Als seltener Besuchsvogel Europas ist endlich der im Norden Amerikas heimische Schopfsäger (Mergus cucullatus, Merganser und Lophodytes cucullatus) zu erwähnen. Die sehr verlängerten Federn des Oberkopfes und Rückens, die kleinen Flügeldeckfedern, Handschwingen und Schwanzfedern sind braunschwarz, Kopfseiten, Oberhals, Schulter-, innere Armschwingen und große Oberflügeldecken sammetschwarz, ein großer Fleck hinter dem Auge, Unterhals, Brust und Bauch sowie die mittleren, den Spiegel bildenden Armschwingen weiß, die Seiten gelbbraun und braunschwarz quergewellt, die weißen Unterschwanzdecken ähnlich gezeichnet. Sommerkleid und Tracht des Weibchens ähneln den betreffenden Kleidern des Mittelsägers. Die Länge beträgt achtundvierzig, die Breite fünfundsechzig, die Fittiglänge neunzehn, die Schwanzlänge zehn Centimeter.

Mit Ausnahme der Mittagsstunden, welche der Gänsesäger gern auf einer sandigen Stelle des Ufers ruhend verbringt, sieht man ihn fast beständig auf dem Wasser, seinem eigentlichen Wohngebiete. Auf dem Lande watschelt er schwerfällig, und durch die Luft fliegt er zwar ziemlich rasch, aber doch nur mit Anstrengung, während er auf und unter dem Wasser mit gleicher Leichtigkeit sich bewegt. Bei ruhigem Schwimmen rudert er mit kräftigen, jedoch langsam sich folgenden Stößen seiner breiten Füße gleichmäßig und ziemlich rasch seines Weges fort; wenn er aber einen anderen seiner Art, welcher eben Beute gemacht hat und diese verschlingen will, neidisch verfolgt, jagt er so heftig auf der Oberfläche des Wassers fort, daß er jeden anderen mir bekannten Schwimmvogel überbietet und ein starkes Rauschen der Wellen hervorbringt. Sein Eintauchen ins Wasser geschieht mit größter Leichtigkeit, fast ohne Geräusch, und sein Schwimmen zwischen der Oberfläche und dem Grunde des Gewässers so schnell, daß man eher einen Fisch als einen Vogel dahin schießen zu sehen wähnt. Zuweilen bleibt er gegen zwei Minuten unter Wasser, gewöhnlich etwas über eine Minute. In dieser Zeit hat er fischend, also unter Umständen Kreuz- und Querzüge ausführend, meistens gegen hundert Schritt zurückgelegt. Seine Stimme ist ein sonderbares Knarren, welches meiner Ansicht nach am besten mit dem Getöne einer Mundtrommel verglichen werden mag. Die einzelnen Laute klingen wie „Karr“ und „Korr“, werden aber in so sonderbarer Weise verschmolzen und, wenn ihrer viele sind, zu einem so eigenthümlichen Zusammenklingen verbunden, daß man immer und immer wieder an jenes einfache Werkzeug erinnert wird. Ueber seine höheren Fähigkeiten bleibt man nicht lange im Zweifel. Der Jäger überzeugt sich sehr bald von seiner außerordentlichen Sinnesschärfe, welche ihn alles, was vorgeht, bemerken läßt, und der Beobachter lernt seinen Verstand, seine Vorsicht und Scheu, seine List und Verschlagenheit, oder der Jäger das seinen Verstand ehrende Sichfügen in die Verhältnisse bald genug kennen. Abweichend von seinen Familienverwandten pflegt er nur mit anderen seiner Art der Geselligkeit; streng genommen, bekümmert er sich nicht einmal um den in Geist und Wesen ihm höchst ähnlichen Schopfsäger. Auf dem Zuge oder in den Thiergärten sieht man die Gänsesäger stets zusammen, erfährt aber bald, daß an ein wirkliches freundschaftliches Verhältnis unter ihnen nicht gedacht werden darf, daß namentlich ihr neidisches Wesen bei jeder Veranlassung sich bekundet. Damit steht nicht im Widerspruche, daß auch sie beim Fischen in gewisser Weise sich unterstützen,

gleichzeitig eintauchen und in der That die Fische gewissermaßen einander zutreiben; denn jeder arbeitet dabei nur für sich und ist weit entfernt, dem anderen Vortheile zuwenden zu wollen.

Der Gänsesäger frißt, so lange er nicht zu anderer Nahrung genöthigt wird, nur Fische, und zwar am liebsten kleine von zehn bis funfzehn Centimeter Länge, ist aber auch im Stande, größere zu bewältigen. Ausnahmsweise nimmt er nebenbei Kerfe oder Gewürm auf.

In Deutschland nistet hier und da ein Pärchen unseres Vogels, am häufigsten wohl in den Seen der nördlichsten Theile unseres Vaterlandes, beispielsweise in Pommern, Mecklenburg und Holstein. Auf den dänischen Inseln brütet er schon regelmäßig, und von hier aus nach Norden hin auf allen ihm zusagenden Gewässern. Die Paare finden sich bereits in der Winterherberge zusammen und erscheinen gemeinschaftlich auf dem Brutplatze, schreiten im Norden aber erst im Anfange des Juni zur Fortpflanzung. Das Nest wird oft in einer Vertiefung des Bodens zwischen Gestein oder unter Gesträuch, zuweilen auf den Köpfen der Weiden, auf alten Raubvögel- oder Krähenhorsten und gar nicht selten auch in Baumhöhlungen angelegt. Am Tana-Elf sah ich an allen hervorragenden Bäumen große Brutkästen mit dreieckigem Schlupfloche aufgehängt und erfuhr auf Befragen, daß man diese Wohnstätten für unseren und den Mittelsäger herrichtet, um dessen Eier zu erbeuten. Das Nest ist ein mehr oder weniger kunstloser Bau aus Reisig, Gestängel, Gehälm, Blättern, Flechten &c., wird aber immer warm und weich mit Dunen ausgefüttert. Acht bis vierzehn Eier bilden das Gelege; das Weibchen kann jedoch durch planmäßiges Wegnehmen der Eier gezwungen werden, deren noch einmal so viele zu legen. Sie sind etwa achtundsechzig Millimeter lang, siebenundvierzig Millimeter dick, rein eiförmig oder etwas gestreckt, fest- und starkschalig, feinkörnig, wenig glänzend und schwach grünlichbraungrau oder schmutzig ölgrün gefärbt. Nur das Weibchen brütet, hat auch die Erziehung der ausgeschlüpften Jungen fast allein zu leiten. Letztere springen, wenn sie in der Höhe groß wurden, ebenso gut wie die Enten und Gänse einfach aus ihrer Höhe herab und werden durch ihr reiches Dunenkleid vor den Folgen des Sturzes bewahrt. Wenn ich von den an jungen Mittelsägern gemachten Beobachtungen auf junge Gänsesäger schließen darf, kann ich angeben, daß sich die Küchlein anfangs ganz wie junge Enten benehmen, bald aber die ihnen eigenthümliche größere Behendigkeit bekunden und schon nach Verlauf von acht Tagen ihres Geschlechtes sich würdig zeigen. In den ersten Tagen ihrer Lebens nähren sie sich nur von Kerbthieren, welche sie von der Oberfläche des Wassers wegnehmen; vom dritten Tage an beginnen sie zu tauchen, und wenn sie acht Tage alt geworden sind, können sie bereits Fische fangen. Sie wachsen sehr schnell und machen sich auch bald selbständig. Anfangs sammeln sie sich nach jedem Ausfluge unter der Mutter oder Pflegemutter; später bilden sie, ohne sich um diese zu kümmern, einen Haufen oder Klumpen, indem sie sich möglichst dicht an einander schmiegen und so sich gegenseitig erwärmen. Wenn sie halbwüchsig sind, achten sie kaum noch, wenn auch nicht auf die Mutter, so doch auf die Pflegemutter; denn meine Beobachtungen beziehen sich, wie ich noch bemerken will, nur auf das Jugendleben der in der Gefangenschaft groß gewordenen Säger. Nach fünf Wochen sind sie ausgewachsen, jedoch noch nicht flugfähig. An den freilebenden hat man wahrgenommen, daß sich der Vater nicht um die Erziehung der Jungen bekümmert, obgleich er sich anfänglich der Familie gesellt. Die außerordentliche Hingebung der Mutter läßt seine Hülfe entbehrlich erscheinen. Die Sägerweibchen sollen so sehr auf das Brüten versessen sein, daß sie, wenn man ihnen die Eier raubte, sich auf das erste beste Entennest setzen, die rechtmäßige Eigenthümerin desselben mit Gewalt vertreiben und nun an deren Statt die fremden Eier ausbrüten.

Von den Nachstellungen der Feinde, welche die kleineren Zahnschnäbler und Schwimmvögel insgemein bedrohen, haben die starken und gewandten Gänsesäger wenig zu leiden; auch dem Menschen entgehen sie in den meisten Fällen. Eigentliche Jagden werden übrigens auch aus dem Grunde nicht abgehalten, weil das Wildpret uns wenigstens ungenießbar erscheint und man die Federn nicht in der Weise nutzt, in welcher sie wohl benutzt werden könnten.

Zwölfte Ordnung.

Die Seeflieger (Longipennes).

Entwickelung der Schwingen auf Kosten der Schwimmfüße ist das bezeichnende Merkmal der Seeflieger. Ihr Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf mittelgroß, der Schnabel mittellang, seitlich zusammengedrückt, scharfschneidig, hakig oder spitzig, dementsprechend oben mehr oder weniger gekrümmt, während er unten, vor der Spitze sich verstärkend, ein vorspringendes Eck zu bilden pflegt, der Fuß stets verhältnismäßig schwach, die Behäutung der Zehen auf die drei vorderen beschränkt, oft auch sehr verkümmert, der Fittig immer lang und spitzig, mehr oder weniger schmal, im Verhältnisse zum Körper sehr groß, der Schwanz mittellang, gerade abgestutzt, sanft gerundet, zugespitzt oder gegabelt, in der Regel aus zwölf Federn gebildet, das Gefieder sehr dicht und reich, nicht aber auch besonders reichhaltig an Dunen, seine Färbung eine vielfach übereinstimmende, nach Alter und Jahreszeit wechselnde.

Das Weltmeer bildet das Gebiet, den Wohnsitz, die Heimat der Seeflieger. Einige bewohnen allerdings nur seine Küsten, einzelne, welche süße Gewässer der Salzflut vorziehen, nicht einmal diese: sie aber können die Regel nicht umstoßen. Ueber den Wogen dahin schwebend, die Nähe des Landes meidend, durchwandern, im Gegensatze zu ihnen, andere ziellos die Meere, umfliegen sie, gleichsam ohne zu rasten, den Erdball. Für sie gibt es nur ein Band, welches sie mit dem festen Elemente zusammenhält: die Kindheit. Auf festem Grunde liegen die Eier, denen sie entschlüpften; hier verweilten sie, bis sie ihrer Schwingen mächtig wurden, und hierher kehren sie zurück, wenn sie selbst fortpflanzungsfähig geworden: die übrige Zeit ihres Lebens verbringen sie auf dem Meere, gewöhnlich fliegend, ausnahmsweise auch wohl auf den Wellen oder selbst am Strande ruhend. Sie fliegen verhältnismäßig mehr als alle übrigen Vögel, mehr als die Raubvögel, mehr als Schwalben oder Segler, mehr noch als die Schwirrvögel; denn sie fliegen so lange es Tag ist und oft noch während der Nacht. Dieser unermüdlichen Thätigkeit und Beweglichkeit entspricht der Verbreitungskreis der einzelnen Arten. Mehrere scheinen Weltbürger zu sein, da sie nicht bloß rings um den Erdball fliegen, sondern auch alle Gürtel der Erde besuchen; andere hingegen beschränken ihr Streichen, Reisen, oder wie man es sonst nennen will, doch auf ein gewisses Gebiet, auf einen mehr oder weniger scharf umgrenzten Meerestheil oder Gürtel innerhalb bestimmter Grade der Breite. Immerhin aber handelt es sich bei einem solchen Gebiete um ein ganzes Meer, nicht um einen Theil, eine Küste desselben.

Jeder Seeflieger ist befähigt, dem Meere zu trotzen: kein einziger aber freut sich, wie die Sage meint, des Sturmes oder Unwetters. Selbst ihm, dem Kinde des Meeres, ist die erhabene Mutter lieber, wenn sie heiter lächelt, als wenn Sturm die Wogen zu Bergen thürmt. Bei heiterem Wetter

hält sich die Möve fern der Küste, der Albatros fern dem Schiffe: Sturm scheucht jene dem Lande zu und treibt diesen in die Nähe des Schiffes; Sturm ist des „Sturmvogels“ gefährlichster Feind. Man hat früher glauben wollen, daß die Weltmeervögel, welche fast sämmtlich der Zunft der Sturmvögel angehören, durch ihr Erscheinen am Schiffe schweres Wetter im voraus verkünden, während sie sich umgekehrt nur dann in Menge einem Fahrzeuge nähern, wenn das schwere Wetter bereits eingetreten ist und sie schon länger mit ihm gekämpft haben. Das durch Stürme aufgeregte Meer erschwert ihnen, die Nahrung, welche sie bei ruhiger See ohne Mühe auffinden, zu erspähen, und nöthigt sie, in der Nähe der Schiffe sich einzufinden, weil sie erfahrungsmäßig wissen, daß ihnen von diesen aus ab und zu etwas genießbares zugeworfen wird. Der Hunger ist es, welcher sie den Schiffen zuführt. Wenn bei heftigem Winde und hochgehender See ein Schiff beilegen muß, wird es bald von hunderten verschiedener Seeflieger umringt, während sich in derselben Breite oder Gegend kaum einer zeigt, wenn Windstille das Fahrzeug festhält. Wird zu dieser Zeit ein Köder ausgeworfen, so kann er lange oder ganz vergeblich hinter dem Steuerruder treiben, während er bei Sturm gewöhnlich schon verschlungen wird, noch ehe er das Wasser berührte. Bei Wogenglätte erbeuten alle Seeflieger mit Leichtigkeit bessere Nahrung, als vom Schiffe aus ihnen zugeworfen wird: Sturm deckt ihnen den Acker zu, welcher für sie Früchte trägt, und dann erscheint ihrem bellenden Magen selbst der ekelhafteste Unrath noch genießbar; ja, sie stürzen sich mit Heißhunger über Dinge her, welche sie sonst gänzlich verschmähen oder doch gleichgültig betrachten.

Alle Seeflieger sind Stoßtaucher, nicht alle aber im Stande, ihren reich befiederten Leib unter die Oberfläche des Wassers zu zwingen, wogegen einzelne den Schwimmtauchern kaum etwas nachgeben. Sie fliegen in einer gewissen Höhe über den Wellen dahin, bei gutem Wetter spielend leicht, bei schlechtem nach Kräften gegen den Wind ankämpfend, spähen achtsam nach unten und stürzen sich auf die erblickte Beute herab, um sie mit dem Schnabel zu ergreifen oder doch aufzunehmen. Einzelne werden gleichsam selbst zu einem Pfeile, welcher nach einem bestimmten Ziele gerichtet ist; andere lesen im Fluge von den Wellen ab, noch andere setzen sich erst schwimmend nieder, bevor sie die Speise aufnehmen. Raubvögel sind sie alle, mögen sie nun selbst für sich sorgen oder andere für sich sorgen lassen, mögen sie nur lebende Beute genießen oder, wie die Geier, mehr an Aas sich halten. Was das Meer ihnen bietet, wird von ihnen angenommen, Walfischaas wie kleine, kaum sichtbare Krebse, Fische wie Quallen, Würmer ꝛc. Diejenigen Arten, welche sich am Süßwasser ansiedeln, lassen sich von diesem ernähren und theilen mit Schwalben und Enten die Beute; diejenigen, welche die Feigheit anderer nutzen können, schmarotzen oder spielen den Strauchritter.

Viele Seeflieger leben überaus gesellig, andere wirken und schaffen mehr für sich, vereinigen sich aber, wenigstens während der Brutzeit, oft zu Scharen, deren Anzahl jeder Schätzung spottet. Für gewöhnlich schweifen sie einzeln oder in Trupps umher, ohne sich an einem Orte länger aufzuhalten, als es ihnen an ihm wohlgeht, fischen, jagen, fressen, ruhen, schlafen und fischen und jagen wieder. Alle Küstenvögel benehmen sich dabei klug und verständig, ohne jedoch auf Nächstenliebe, Entsagung, Ehrlichkeit, Aufopferung und andere Tugenden Anspruch zu machen, betrachten andere Thiere mit scheelem, den Menschen mit mißgünstigem Auge und schlagen sich schlecht und recht durchs Leben; die Weltmeervögel dagegen erscheinen uns geistlos, dummdreist und einfältig, weil sie wohl gelernt haben, Stürmen und Unwettern zu trotzen, nicht aber, mit uns umzugehen. Ob sie wirklich so dumm sind, als wir glauben, möchte sehr bezweifelt werden können.

Das Fortpflanzungsgeschäft der Seeflieger hat viel übereinstimmendes. Sie nisten auf dem Boden, bezüglich im Moore, Sumpfe, oder auf Gesimsen, Vorsprüngen, in Höhlen, Löchern ꝛc. steil abfallender Felsen und Berge, ausnahmsweise auch auf Bäumen, regelmäßig in Gesellschaft und legen ein einziges Ei oder deren zwei bis vier, lieben sie und die Brut ungemein und vertheidigen sie muthig gegen Feinde und Gegner, freilich in sehr verschiedener Weise. Die Jungen werden erst, nachdem sie fliegen lernten, dem Meere zugeführt und beginnen nun entweder einzeln selbständig zu fischen und zu jagen oder vereinigen sich mit anderen zu unermeßlichen Scharen.

Gering ist der Nutzen, unbedeutend der Schaden, welchen die Seeflieger uns bringen. Wir nehmen einzelnen von ihnen die Eier und Jungen, und sie rauben uns hier und da ein Fischchen, Küchlein und dergleichen, fangen dafür jedoch auch wieder schädliche Thiere weg. Die Weltmeervögel können uns nur nützen, nicht aber schaden; bei den übrigen überwiegt der Nutzen den Schaden ebenfalls. Für die Gefangenschaft eignen sich die Glieder zweier Familien, alle übrigen Seeflieger jedoch nicht; für unseren Haushalt also sind die Glieder dieser Ordnung ziemlich bedeutungslos.

Alle Meere und die meisten süßen Gewässer der Erde beherbergen Mitglieder der Familie der Möven (Laridae), von denen man ungefähr einhundertunddreißig Arten beschrieben hat. Ihre gemeinschaftlichen Merkmale liegen in dem eher gedrungenen als schlanken Leibe, kurzen Halse und mittelgroßen Kopfe, dem mäßig langen, seitlich mehr oder weniger zusammengedrückten, scharfschneidigen, entweder gerade zugespitzten oder oben gebogenen, unten winkelig vorspringenden, ausnahmsweise auch ungleichhälftigen Schnabel, den schlitzförmigen Nasenlöchern, den verschieden hohen Füßen, deren drei Vorderzehen durch Schwimmhäute verbunden werden, den langen, spitzigen Flügeln, dem mittellangen, entweder gerade abgeschnittenen oder gegabelten, ausnahmsweise auch keilförmigen Schwanze und dem dichten, weichen, sehr übereinstimmend gefärbten Gefieder.

Als die vollkommensten Flieger und Stoßtaucher der Familie sehen wir die Seeschwalben (Sterninae) an, mittelgroße oder kleine, schlankgebaute Vögel mit kopflangem, hartem, geradem oder auf der Oberfirste sanft gebogenem Schnabel, dessen Unterkiefer sich ebenfalls vorbiegt, kleinen, niedrigen, vierzehigen, mit kurzen, oft tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten und wenig gebogenen, ziemlich scharfen Krallen ausgerüsteten Füßen, sehr langen, schmalen und spitzigen Flügeln, unter deren Schwingen die erste die längste ist, mittellangem, mehr oder weniger tief gegabeltem, aus zwölf Federn gebildetem Schwanze und dichtem, knapp anliegendem, weichem Gefieder, in welchem Lichtbleigrau, Schwarz und Weiß vorherrschen, und welches nach dem Geschlechte wenig oder nicht, nach Jahreszeit und Alter wesentlich abändert.

Der Schädel ist, nach Wagners Untersuchungen, gewölbt, das Hinterhauptsloch rundlich, das Stirnbein schmal, die Augenhöhlenscheidewand durchbrochen, das Thränenbein oben seitlich vorgezogen. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn kurzen Hals-, acht Rücken-, zwölf verschmolzenen Kreuzbein- und sieben Schwanzwirbeln; unter den acht Rippen sind die vordere und hintere falsch; das Brustbein ist oben schmäler als unten, sein Kamm stark, der hintere Theil durch zwei kurze Fortsätze ausgezeichnet; die Aeste der Gabeln sind stark und gekrümmt, die hinteren Schlüsselbeine ziemlich kurz, die Schulterblätter schmal, die Armknochen sehr lang. Die Zunge ist lang, schmal und ziemlich tief gefurcht, der Schlund sehr weit, der Muskelmagen klein und rundlich, aber fleischig und dick, der Dickdarm kaum weiter als der Dünndarm ꝛc.

Die Seeschwalben, von denen man über funfzig Arten kennt, bewohnen alle Gürtel der Erde, leben am Meere und an süßen Gewässern und folgen wandernd der Küste oder dem Laufe der Flüsse. Einige Arten lieben den flachen, kahlen Seestrand, andere pflanzenreiche Gewässer; einzelne siedeln sich vorzugsweise in südlichen Küstenwäldern an.

Alle Arten sind äußerst unruhige, bewegungslustige Vögel und von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang fast ununterbrochen thätig. Die Nacht verbringen sie liegend am Ufer, den Tag fast ausschließlich fliegend in der Luft. Im Sitzen halten sie den Leib wagerecht oder vorn ein wenig gesenkt, so daß die langen Säbelflügel mit den Spitzen höher liegen als der eingezogene Kopf, erscheinen daher nur dann, wenn sie auf erhöhten Gegenständen, Steinen, Pfahlspitzen und dergleichen ausruhen, etwas gefälliger; beim Gehen bewegen sie sich trippelnd, deshalb auch bloß auf kurze Strecken; im Schwimmen werden sie zwar, ihrer Leichtigkeit halber, wie Kork getragen,

sind aber nicht im Stande, die Wellen zu zertheilen; fliegend dagegen entfalten sie bewunderungswürdige Bewegungsfähigkeit. Wenn sie keine Eile haben, bewegen sie die Schwingen in langsamen, weit ausholenden Schlägen und gleiten unstet in einer sanften Wellenlinie fort; wollen sie aber rasch sich fördern, so greifen sie kräftig aus und jagen dann reißend schnell durch die Luft. Bei ruhigem Wetter sieht man sie auch die schönsten Schwenkungen und Kreislinien ausführen, wogegen sie bei heftigem Winde in einem beständigen Kampfe mit dem Luftstrome liegen und trachten müssen, dem Winde beständig sich entgegen zu stellen, weil sie sonst unfehlbar erfaßt und wie ein Flederwisch zurückgeschleudert werden. Gewöhnlich sieht man sie niedrig über dem Wasser fortfliegen, bald aufsteigend, bald sich senkend, bald plötzlich auch mit knapp eingezogenen Flügeln in schiefer Linie herabstoßen und sich so tief in die Wellen einsenken, daß beinahe der ganze Körper verschwindet, hierauf wieder sich emporarbeiten, die Flügel zuckend bewegen, um die Wassertropfen abzuschütteln und das alte Spiel von neuem zu beginnen. In dieser Weise durchmessen sie im Laufe des Tages sehr bedeutende Strecken, obgleich sie sich ungern von einer und derselben Stelle weit entfernen, vielmehr immer und immer wieder zum Ausgangspunkte zurückkehren. Die Stimme ist ein unangenehm kreischender Laut, welcher durch „Kriäh" ausgedrückt werden kann und sich bei den verschiedenen Arten wenig unterscheidet. Unter den Sinnen stehen Gesicht und Gehör entschieden obenan. Beobachtung ihrer geistigen Eigenschaften läßt erkennen, daß sie ebenso vorsichtig und scheu wie rastlos sind, ohne Gesellschaft anderer ihrer Art kaum bestehen können, demungeachtet jede Erwerbung ihrer Genossen mit mißgünstigem Auge betrachten, deshalb auch eilig und scheinbar neugierig herbeistürzen, sobald sie einen anderen Stoßtaucher arbeiten oder auch nur einen lichten Gegenstand in ähnlicher Weise von der Höhe zur Tiefe herab auf das Wasser fallen sehen, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten auf Erbeutung der Nahrung gerichtet ist und alles übrige sie nur insofern kümmert, als es ihre Erwerbungen begünstigen oder beeinträchtigen kann, daß sie demgemäß zwar oft in Gesellschaft anderer Thiere sich begeben, niemals jedoch Anhänglichkeit an diese bekunden, unter sich aber so viel Gemeinsinn besitzen, über jeden gemeinschaftlichen Gegner herzufallen und für das Wohl der Gesammtheit nach Kräften einzutreten. Beide Gatten eines Paares hängen mit Treue an einander und lieben ihre Brut warm und innig, setzen sich auch trotz ihrer sonstigen Vorsicht ohne Bedenken augenscheinlichen Gefahren aus, wenn sie die Eier oder Jungen bedroht sehen.

Fische und Kerbthiere bilden ihre Nahrung; die größeren Arten verzehren jedoch auch kleinere Säugethiere und Vögel oder Lurche und die schwächeren Arten verschiedene Würmer und ebenso mancherlei kleinere Seethiere. Um Beute zu gewinnen, fliegen sie in geringer Höhe über dem Wasserspiegel dahin, richten ihre Blicke scharf auf den letzteren, halten, wenn sie ein Opfer erspähten, an, rütteln ein paar Augenblicke lang über ihm, um es sicher auf das Korn nehmen zu können, stürzen schnell herab und versuchen, jenes mit dem Schnabel zu fassen.

Schon einige Wochen vor Beginn des Eierlegens sammeln sich die Seeschwalben am Brutorte, ein Jahr wie das andere möglichst an derselben Stelle. Diejenigen, welche das Meer bewohnen, wählen hierzu sandige Landzungen oder kahle Inseln, Korallenbänke und bezüglich Mangle- oder ähnliche Waldungen; diejenigen, welche mehr im Binnenlande leben, entsprechende, jedoch minder kahle Stellen an oder in Seen und Sümpfen. Gewöhnlich brütet jede Art abgesondert von den übrigen und in Masse, ausnahmsweise unter anderen Strand- und Wasservögeln und bezüglich einzeln. Ein Nest bauen bloß die Arten, welche in Sümpfen brüten; denn die seichte Vertiefung, welche andere für ihre Eier ausgraben, kann man kein Nest nennen. Bei ihnen stehen die Nester einzeln, bei diesen so dicht neben einander, daß die brütenden Vögel den Strand buchstäblich bedecken und genöthigt sind, im Sitzen eine und dieselbe Richtung einzunehmen, daß man kaum oder nicht im Stande ist, ohne Eier zu zertreten, zwischen den Nestern zu gehen. Die meisten legen drei Eier, einige vier, andere regelmäßig zwei und die wenigen, welche auf Bäumen brüten, gewöhnlich nur eins. Beide Gatten widmen sich den Eiern abwechselnd, überlassen sie aber in den heißeren Stunden

des Tages gewöhnlich der Sonne. Die Jungen kommen nach zwei- bis dreiwöchentlicher Bebrütung in einem bunten Dunenkleide zur Welt, verlassen ihre Nestmulde meist schon an demselben Tage und laufen, behender fast als die Alten, am Strande umher, ängstlich bewacht, sorgsam beobachtet und genährt von ihren zärtlichen Eltern. Ihr Wachsthum schreitet verhältnismäßig rasch vorwärts; doch kann man sie erst, wenn sie vollkommen fliegen gelernt haben und in allen Künsten des Gewerbes unterrichtet sind, erwachsen nennen. Nunmehr verlassen die Alten mit ihnen die Brutstelle und schweifen, wenn auch nicht ziellos, so doch ohne Regel umher.

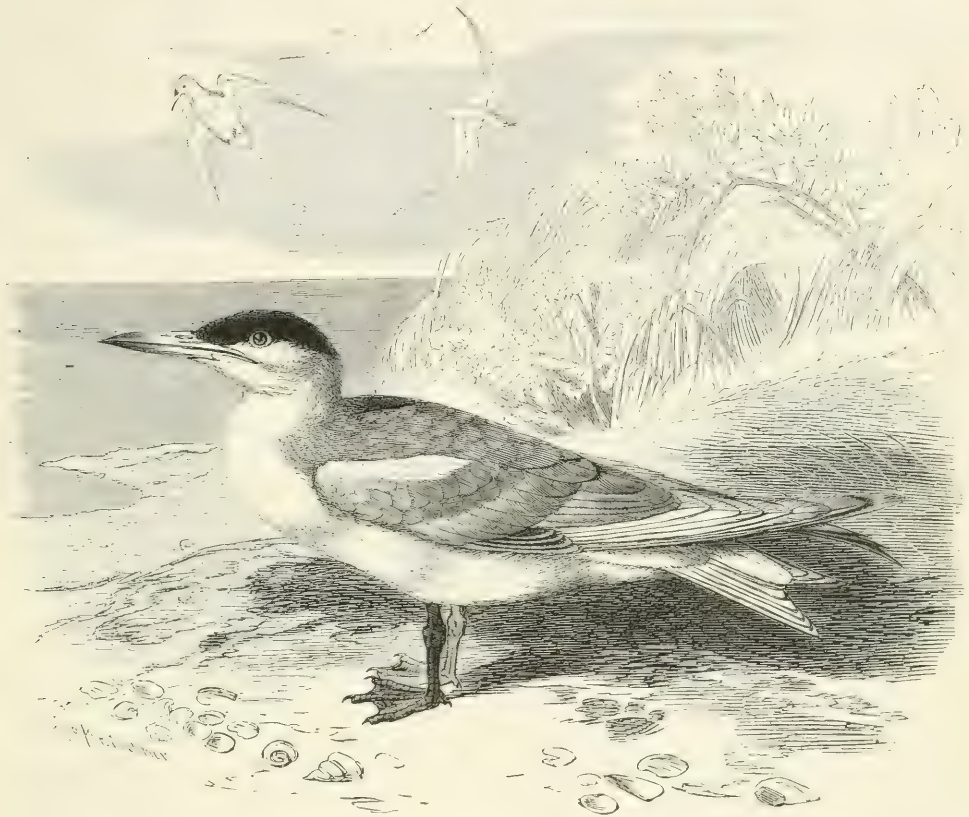
Alle vierfüßigen Raubthiere, welche sich den Brutplätzen der Seeschwalbe nähern können, die Raben und größeren Möven stellen den Eiern und Jungen, die schnelleren Raubvögel auch den Alten nach; Schmarotzermöven plagen und quälen letztere in der Absicht, sie zum Ausspeien der frisch gefangenen Beute zu nöthigen. Auch der Mensch tritt ihnen feindlich gegenüber, indem er sie ihrer schmackhaften Eier beraubt. Im übrigen verfolgt man sie aus dem Grunde nicht, weil man weder das Fleisch noch die Federn benutzen und sie auch kaum oder doch nur für kurze Zeit in der Gefangenschaft halten kann. Mißgünstige Menschen zählen ihnen jedes Fischchen nach, welches sie sich erbeuten, ohne an die Kerbthiere zu denken, durch deren Vertilgung sie mindestens ebensoviel nützen, wie sie durch ihre Jagd uns schaden. Diejenigen, welche am Meere leben, beeinträchtigen unser Besitzthum in keiner Weise, und alle übrigen erfreuen durch Regsamkeit und Anmuth den Naturfreund in so hohem Grade, daß er wohl berechtigt ist, für sie Schonung zu erbitten.

Die erste Stelle gebührt der Raubseeschwalbe oder Wimmermöve (Sterna caspia, megarhynchos, major, melanotis und Tschegrava, Hydroprogne caspia, Sylochelidon caspia, balthica, melanotis, stenurus und Schillingii, Thalassites melanotis, Thalasseus und Hydroprogne caspia), dem Urbilde der Untersippe der Raubseeschwalben (Sylochelidon), deren Merkmale in dem verhältnismäßig kräftigen und gedrungenen Leibe, dem sehr großen, starken, mehr als kopflangen Schnabel, kleinen Fuße mit wenig ausgeschnittenen Schwimmhäuten, langen, säbelförmigen Flügel, schwach gegabelten Schwanze und der knappen Befiederung zu suchen sind. Das Gefieder ist auf dem Oberkopfe schwarz, an den Halsseiten, auf der Unterseite und auf dem Oberrücken glänzend weiß, auf dem Mantel licht graublau; die Schwingenspitzen sind dunkler, die Schwanzfedern lichter als das übrige Gefieder der Oberseite. Das Auge ist braun, der Schnabel korallroth, der Fuß schwarz. Im Winterkleide ist der Kopf weiß und schwarz gemischt, im Jugendkleide das Rückengefieder bräunlich in die Quere gefleckt. Die Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite einhundertunddreißig, die Fittiglänge zweiundvierzig, die Schwanzlänge funfzehn Centimeter.

Dieselbe Lebensweise wie sie führt die im Indischen und Stillen Weltmeere lebende, auch im Rothen Meere häufige, zuweilen im Mittelmeere vorkommende und selbst an den Küsten Großbritanniens erlegte Eilseeschwalbe (Sterna Bergii, velox, pelecanoides, longirostris, rectirostris, poliocerca und cristata, Thalasseus Bergii, pelecanoides und poliocercus, Pelecanopus pelicanoides und poliocercus, Sylochelidon und Gelochelidon velox). Der Kopf ist glänzend schwarz, die ganze Oberseite aschgrau; Stirn, Zügel, Kopfseiten, Hals, alle Untertheile sowie die Deckfedern des Handrandes sind weiß, die weißschaftigen Schwingen silbergrau, innen nicht ganz bis zum Schafte und zur Spitze scharf abgesetzt weiß, die Armschwingen fast auf der ganzen Innenfahne weiß und am Ende ebenso gerandet. Winter- und Jugendkleid ähneln denen der Raubseeschwalbe. Das Auge ist braun, der Schnabel gelb, der auf dem Ballen gelbe Fuß übrigens schwarz. Die Länge beträgt funfzig, die Breite einhundertundvier, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge funfzehn Centimeter.

Die Raubseeschwalbe, deren Schilderung genügen darf, ist in Mittelasien und im Süden unseres Erdtheiles zu Hause, brütet aber auch ausnahmsweise auf der Insel Sylt und an der pommerschen wie an einigen Stellen der holländischen und französischen Küste. Im Winter

erscheint sie am Südrande des Mittelmeeres und auf den unteregyptischen Seen, andererseits auf dem nördlichen Rothen und dem Indischen Meere, besucht jedoch, dem Laufe der Ströme folgend, ebenso das Innere Afrikas und Ostindien. Im Sudân habe ich sie noch oft beobachtet; im Inneren der Indischen Halbinsel tritt sie, laut Jerdon, als regelmäßiger Wintergast auf; an der Westküste Afrikas hat man sie ebenfalls gefunden. Im Inneren Deutschlands gehört sie zu



Raubseeschwalbe (Sterna caspia). 1/4 natürl. Größe.

den seltenen Irrlingen. Sie trifft auf Sylt gewöhnlich in der letzten Hälfte des April ein und verläßt den Brutort im August wieder, um fortan umherzuschweifen.

Gewöhnlich sieht man sie fliegend in einer Höhe von etwa funfzehn Meter über dem Wasserspiegel fortstreichen, den Kopf mit dem auf weithin glänzenden rothen Schnabel senkrecht nach unten gerichtet, die großen Schwingen langsam bewegend und von Zeit zu Zeit stoßtauchend auf das Wasser herabstürzend. Um auszuruhen, begibt sie sich nach kiesigen Uferstellen und pflegt hier eine wohlgeschlossene Reihe zu bilden, indem alle Glieder einer ruhenden Gesellschaft sich dicht neben einander niederlassen und ihren Kopf dem Wasser zukehren. An der Bewegungslosigkeit einer solchen Gesellschaft, welche jedes Umhertrippeln zu meiden scheint, unterscheidet man sie auf den ersten Blick von einer Mövenschar, in welcher doch einige umherzulaufen pflegen. Auf größeren Wasserflächen läßt sich die fischende Raubseeschwalbe auch wohl zeitweilig und auf Minuten schwimmend nieder, hält sich dann aber gewöhnlich auf einer und derselben Stelle, ohne zu rudern, und erhebt sich bald wieder in die Luft. Die Stimme ist lauter, rauher und kreischender als die anderer Arten, sonst jedoch wenig verschieden; auch sie besteht nur aus dem häßlichen „Kriäh“ oder

„Kräik“. Dem Menschen weicht unsere Seeschwalbe ängstlich aus, weil sie sehr vorsichtig und scheu ist. An Geselligkeitstrieb scheint sie den Verwandten nachzustehen. Zum Brüten sammelt zwar auch sie sich scharenweise; nach der Brutzeit aber lebt und arbeitet jede möglichst für sich allein und gesellt sich bloß auf dem Ruheplatze. Neid und Habgier scheinen in ihrem Wesen besonders ausgeprägt zu sein; außerdem zeichnet sie sich durch Muth und Kampfslust vor anderen aus.

Ihre Hauptnahrung bilden Fische. Sie erbeutet und verschlingt solche von ziemlich bedeutender Größe, überfällt aber gelegentlich auch Strand- und Wasservögel, insbesondere, wenn diese schwimmen, und schlingt sie mit demselben Behagen hinab, mit welchem kleinere Arten Kerbthiere zu sich nehmen. In Indien jagt sie, laut Jerdon, den Krebsen eifrig nach, obwohl sie auch hier vorzugsweise mit der Fischerei im eigentlichen Sinne des Wortes sich beschäftigt. Schilling war der erste, welcher sie verdächtigte, die Eier der am Strande brütenden Vögel aufzulesen, da er beobachtete, daß sich Möven und Seeschwalben der Umgegend unter furchtbarem Geschreie erhoben, wenn diese Räuberin nahete, wüthend auf sie herabstießen und sie zu vertreiben suchten, während sie ruhig ihre Straße fortzog und sich nur wenig um die Verfolgung kümmerte; andere Beobachter haben seinen Verdacht bestätigt gefunden.

Naumann besuchte die Ansiedelung auf Sylt, welche auf dem nördlichsten Ende der Insel sich befindet, heutigentages aber nur sehr schwach bevölkert ist. Die Eier, sagt er, liegen auf dem bloßen Sande in einer kleinen Vertiefung, welche die Vögel selbst scharren, nicht ganz nahe am Wasser, doch im Angesichte desselben. Die Nester sind, wo ihrer viele beisammen nisten, kaum sechzig Centimeter von einander entfernt. In einem Neste liegen meistens zwei, selten drei Eier, nie mehr. An Größe und in der Gestalt kommen sie denen zahmer Enten ungefähr gleich; ihr Längsdurchmesser beträgt durchschnittlich etwa sechsundsechzig, der Querdurchmesser fünfundvierzig Millimeter; die Schale ist glatt, aber glanzlos, die Grundfärbung schmutziggelblich oder bräunlichweiß, die Zeichnung besteht aus aschgrauen und schwarzgrauen Punkten und Flecken; Größe, Färbung und Zeichnung ändern vielfach ab. Erst in der zweiten Hälfte des Mai fangen die Raubseeschwalben an zu legen. Man nimmt ihnen auf Sylt mehrmals die Eier und läßt sie erst acht bis vierzehn Tage vor Johanni brüten. Wenn man sich dem Nistplatze nähert, umfliegen einen beide Gatten mit gräßlichem Geschreie, und das Männchen zeigt sich dabei dreister als das Weibchen. Beim Legen oder Bebrüten der Eier hat eine wie die andere ihr Gesicht dem Wasser zugekehrt. Sie brüten zwar mit vielen Unterbrechungen, sitzen jedoch öfter über den Eiern als andere Gattungsverwandten; sind sie aber einmal aufgescheucht, so dauert es lange, ehe sich einzelne wieder auf ihre Eier herablassen, da solche Störungen auf so scheue Vögel einen anhaltenderen Eindruck machen als auf andere. Die Jungen, welche auf der Oberseite mit graulichschwarz gefleckten, auf der Unterseite mit weißen Dunen bekleidet sind, laufen bald aus dem Neste und werden von den Alten mit kleinen Fischen groß gefüttert, auch die brütenden Weibchen vom Männchen oft mit dergleichen versorgt.

Es ist kaum anzunehmen, daß die Edelfalken auf Raubseeschwalben stoßen, weil diese, angegriffen, mit dem gewaltigen Schnabel sich wohl vertheidigen, kräftig um sich beißen und selbst dem Jäger, welcher sie verwundete, Achtung einzuflößen wissen. Der Mensch behelligt sie nicht, weil es ihm nur um die wohlschmeckenden Eier zu thun ist. Diese werden, wie bemerkt, anfangs regelrecht weggenommen und bilden für den Besitzer der Ansiedelung eine nicht unbeträchtliche Einnahmequelle. Für die Gefangenschaft eignet sich auch diese Seeschwalbe nicht, weil sie, wenn man sie ihrer Flugfähigkeit beraubt, kümmert, auch nur ungern an todte Fische geht.

Trotz ihrer geringen Größe steht doch die Brandseeschwalbe oder der Haffpicker (Sterna cantiaca, africana, columbina, sandvicensis, canescens, acuflavida, stubberica und Boysii, Thalasseus cantiacus, candicans, canescens und acuflavidus, Actochelidon cantiaca und acuflavida) den Raubseeschwalben an Raubtüchtigkeit kaum nach. Sie vertritt die Untersippe

der Meerschwalben (Thalasseus) und kennzeichnet sich durch gestreckte Gestalt, mindestens kopflangen, sehr gestreckten, merklich gebogenen Schnabel, kleine, mit stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten ausgerüstete Füße, sehr lange Flügel und tief gegabelten Schwanz. Oberkopf und Nacken sind sammetschwarz, alle Obertheile hell silbergrau, Hals und Untertheile atlasweiß, schwach rosig überhaucht, die Schwingenspitzen tief aschgrau, die letzten Armschwingen und die Steuerfedern graulichweiß. Im Winterkleide ist der Oberkopf weiß, schwarz gestrichelt und die Unterseite reinweiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an der Spitze gelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt vierzig, die Breite vierundneunzig, die Fittiglänge einunddreißig, die Länge des tief gegabelten Schwanzes siebzehn Centimeter.

Die nächste Verwandte dieser Art, die Mittelseeschwalbe (Sterna media, arabica, affinis, bengalensis und Torresi, Thalasseus medius, affinis, bengalensis, maxuriensis und Torresi, Sylochelidon affinis), welche das Indische Weltmeer bewohnt, im Rothen Meere häufig auftritt und an der italienischen Küste vorgekommen sein soll, unterscheidet sich hauptsächlich durch geringere Größe, minder tief gegabelten und kürzeren Schwanz sowie den gelben Schnabel. Ihre Länge beträgt achtunddreißig, die Breite neunzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter.

Die Brandseeschwalbe, ein echter Meervogel, welcher die Küste kaum verläßt und höchstens noch Strandseen, kaum aber Binnenmeere besucht, verbreitet sich über Mittel- und Südeuropa, Afrika und Amerika, südlich bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung und Brasilien vordringend. An unseren Nordseeküsten erscheint sie frühestens zu Ende des April, beginnt bald darauf zu brüten und wandert bereits im August, spätestens im September, wieder südwärts, um im Mittelländischen, Rothen, Indischen und südlichen Atlantischen Meere zu überwintern. In die Ostsee verfliegt sich wohl eine und die andere; niemals aber schreitet sie hier zur Fortpflanzung.

In ihrem Betragen und Gebaren, Wesen und Sein erinnert die Brandseeschwalbe mehr als jede andere deutsche Art ihrer Gruppe an die Raubseeschwalbe. Dieser ähnelt sie in jeder Beziehung, so daß es überflüssig erscheinen darf, nach den bereits gegebenen Mittheilungen noch weiteres zu sagen. Doch jagt sie nur auf Fische, nicht auf Vögel, raubt auch deren Nester nicht aus.

Ihr Brutgeschäft schildert Naumann in malerischer Weise. Sie nistet immer gesellig, zu tausenden und hunderttausenden von Paaren vereinigt, und drängt sich auf bestimmten Plätzen dicht zusammen. Als Naumann im Jahre 1819 die Nordseeinseln besuchte und sich dem kleinen Eilande Norderoog näherte, hätte er dasselbe für eine Schneeinsel halten mögen, weil die Vögel den Strand, welchem er sich zuwendete, so dicht bedeckten, daß alles schneeweiß aussah und der lange Streifen von den dunklen Meereswogen grell sich abhob. Durch einen eiersammelnden Mann aufgeschreckt, erhob sich mit einem Male der ganze unermeßliche Schwarm und wirbelte über des Mannes Haupte in Gestalt einer unabsehbaren, in sich selbst höchst lebhaft sich bewegenden und wunderlich kriebelnden Wolke. Tritt man unter die Vögel, so umschwirren sie ganz niedrig den Ruhestörer; die zahllosen Gestalten verfinstern die Luft, und ihre durchdringenden, kreischenden Stimmen verwirren die Sinne. Während man langsam und vorsichtig mit zu Boden gerichteten Blicken zwischen den dicht neben einander stehenden Nestern dahin schreitet und sich bemüht, keines der Eier zu zertreten, werden die Vögel so keck und umflattern den Sucher so nahe, daß sie mit ihren Flügeln nicht selten an dessen Hut oder Kopf stoßen. Dabei lassen sie ihren Unrath so dicht auf ihn herabfallen, daß die Kleider später aussehen, als ob sie mit Kalk bespritzt wären. Sie fliegen so dicht neben und über einander, daß sie unter hörbarem Klappen mit ihren Flügeln an einander schlagen. „Ein solches Wirren und Wimmeln, Schwirren und Toben vermag auch die lebendigste Schilderung nicht genügend zu versinnlichen; wer sich nicht selbst dazwischen befand, kann sich keinen richtigen Begriff machen von diesem Leben und Weben, Drängen und Treiben so ungeheuerer Vogelmassen.“ Ihre Nistplätze sind entweder weite, kurz begrasete Rasenflächen oder

trockene Sandbänke in unmittelbarer Nähe des Meeres. Eine kleine napfförmige Vertiefung dient als Nest. Eines dieser Nester steht so dicht an dem anderen, daß die brütenden Vögel eine und dieselbe Richtung annehmen müssen und dennoch oft noch im Sitzen sich gegenseitig berühren. Selbst der vorsichtigste Sammler zertritt unwillkürlich einzelne Eier. Letztere, von denen zwei, höchstens drei in jedem Neste liegen, gereichen der dunkeln Rasenfläche zum reizenden Schmucke. Sie sind durchschnittlich fünfundfunfzig Millimeter lang, sechsunddreißig Millimeter dick, eigestaltig, ziemlich grobkörnig und auf thon- oder kalkweißem, rostgelblichem oder grünlichweißem Grunde mit bleichvioletten Unter-, braunen Mittel- und dunkelbraunen Oberflecken der verschiedensten Gestalt gezeichnet. Nach ungefähr dreiwöchentlicher Brutzeit entschlüpfen die Jungen, verlassen bald darauf das Nest und verbringen sodann die Tage ihrer Jugend nach Art ihrer Verwandten.

Die Flußseeschwalbe, Rohrschwalbe, Spirer, Tänner ꝛc. (Sterna fluviatilis, chelidon, macroptera, pomarina, senegalensis, Wilsonii und Blasii), vertritt wegen ihres dünnen, etwas bogenförmigen, ziemlich kurzen Schnabels, der sehr niedrigen, kurzzehigen Füße und des tief gegabelten Schwanzes die Untersippe der Stromschwalben (Sterna). Oberkopf und Nacken sind schwarz, Mantel und Schultern bläulichaschgrau, Kopfseiten, Hals, Bürzel und alle Untertheile weiß, die weiß geschafteten Schwingen dunkler als der Rücken, ihre weißlichen Innenfahnen längs des Schaftes durch eine schwarze Linie, neben dieser durch einen schieferfarbenen Streifen geziert, die vorderen Armschwingen an der Spitze weiß gerandet, die Federn des etwa acht Centimeter tief gegabelten Schwanzes außen graulich, innen weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel korallroth, auf der Firste und an der Spitze schwärzlich, der Fuß korallroth. Bei jungen Vögeln ist das Gefieder der Oberseite bräunlich quergefleckt. Die Länge beträgt vierzig, die Breite zweiundachtzig, die Fittiglänge siebenundzwanzig, die Länge der äußersten Schwanzfedern vierzehn Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet der Flußseeschwalbe erstreckt sich über Europa, einen großen Theil Asiens und Nordamerikas, das Wandergebiet bis Südafrika.

Im Norden gesellt sich zu ihr oder vertritt sie die über die Alte und Neue Welt verbreitete Küstenseeschwalbe (Sterna hirundo, macroura, arctica, marina, argentata, argentacea, brachypus, brachytarsa und Nitzschii). Sie unterscheidet sich von der beschriebenen Verwandten durch die geringere Größe, den kürzeren und stärkeren Schnabel, die niedrigeren und kleineren Füße, den viel tiefer gegabelten und längeren Schwanz, den schmäleren dunkleren Streifen auf der Innenfahne der ersten Schwinge, die bläulichgraue Färbung der Unterseite und den einfarbig korallrothen Schnabel, im Jugendkleide aber durch die aus Wellenlinien und Mondflecken bestehende sehr dunkle Zeichnung des Mantels.

Die südwestlichen, seltener die westlichen und nordwestlichen Küsten Europas besucht zuweilen auch die derselben Gruppe angehörige, im Atlantischen und Indischen Meere heimische Paradiesseeschwalbe (Sterna Dougalli, paradisea, gracilis, tenuirostris, Macdougalli und Douglasi, Thalassea und Hydrocecropis Dougalli). Kopf und Genick sind glänzend sammetschwarz, Halsseiten, Nacken und Flügelrand weiß, Mantel, Schultern und obere Flügeldecken zart blaugrau, alle Untertheile blaß rosenroth, die Handschwingen, deren erste außen schwarz ist, auf der Außenfahne dunkelgrau, auf der Innenfahne lichter, am Rande wie an der Spitze breit weiß, die Federn des sehr tief gegabelten Schwanzes weiß. Im Jugendkleide ist nur der Hinterkopf und Nacken schwarz, der Mantel dunkler quergefleckt, der Flügel durch die weißen Spitzen der großen Deckfedern und Armschwingen dreimal weiß gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, der an der Wurzel rothe Schnabel schwarz, der Fuß röthlichorangefarben. Die Länge beträgt ungefähr fünfundvierzig, die Breite achtzig, die Fittiglänge dreiundzwanzig, die Schwanzlänge ebensoviel Centimeter.

Derselben Gruppe muß wohl auch die in Westindien heimische, wiederholt in Europa vorgekommene Rußseeschwalbe (Sterna fuliginosa, infuscata, serrata, luctuosa und Gouldi, Haliplana fuliginosa, serrata und Gouldi, Hydrochelidon fuliginosa, Onychoprion fuliginosus, Thalassipora infuscata) zugezählt werden. Stirne, Kopfseiten, Vorderhals, Unterseite und der größte Theil der äußersten Schwanzfeder sind weiß, alle übrigen Theile glänzend rußbraunschwarz. Das Auge ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt vierzig, die Breite neunzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter.

Die Flußseeschwalbe bewohnt mehr als andere Arten Flüsse und Süßwasserseen, gehört demnach auch im Inneren unseres Vaterlandes nicht zu den Seltenheiten und belebt einzelne Ströme, beispielsweise die Elbe, in namhafter Anzahl. Sie erscheint in den letzten Tagen des April oder erst im Anfange des Mai und begibt sich bereits im Juli oder zu Anfang des August wieder auf die Wanderschaft. Schon in Südeuropa findet sie eine ihr zusagende Herberge für den Winter; aber auch im Norden Afrikas ist sie während der kalten Jahreszeit überall gemein. Auf ihren Reisen wandert sie, in hoher Luft dahin fliegend, langsam von einem Gewässer zum anderen, soviel wie möglich Strömen und Flüssen folgend und, wenn sie Hunger verspürt, auf diesen oder jenen Teich sich herabsenkend, um hier zu jagen und ein wenig zu ruhen. In der Winterherberge siedelt sie sich am Meere oder an süßen Gewässern an, ohne für diese oder jenes besondere Vorliebe zu zeigen, wie sie auch zum Brüten nicht selten eine geeignete Küstenstelle wählt.

Von den Verwandten zeichnet sich die Flußseeschwalbe wohl nur durch die größere Schnelligkeit und Vielseitigkeit ihres Fluges aus, wird aber auch hierin von einzelnen Familiengenossen, beispielsweise von der Brandseeschwalbe, übertroffen. Ihre gewöhnliche Stimme ist das bekannte „Kriäh“, der Ausdruck der Angst ein leises „Kek“ oder „Krek“, welches sich bei wachsender Gefahr oft wiederholt und sich, wenn diese geringer wird, in „Kreiik“ umwandelt; im Zorne ruft sie die Silbe „Krek“ so oft und hastig aus, daß man die einzelnen Laute kaum noch unterscheiden kann. An Verstand steht sie anderen Verwandten in keiner Hinsicht nach. Kleine Fischchen, Wasserfröschchen und Froschlarven, auch wohl Würmer, Engerlinge und andere Kerbthiere im weitesten Umfange bilden ihre Nahrung. Die im Wasser lebenden Thiere gewinnt sie durch Stoßtauchen; die am Boden liegenden oder am Grase hängenden nimmt sie fliegend auf.

Ihre Nistplätze sind niedrige Inseln und Uferbänke, womöglich solche, deren Grund kiesig, nicht aber sandig ist. Hier bildet sie eine kleine Vertiefung in dem Kiese oder benutzt eine bereits vorgefundene zum Neste. Zu Ende des Mai findet man zwei bis drei große, einundvierzig Millimeter lange, dreißig Millimeter dicke, schön eiförmige, glattschalige, feinkörnige, glanzlose, auf trüb rostgelblichem oder bleich gelbgrauem Grunde mit violettgrauen, röthlichen und tiefschwarzbraunen, runden oder länglichen Flecken, Tüpfeln und Punkten gezeichnete Eier, welche während der Nacht vom Weibchen, bei Tage zeitweilig auch vom Männchen bebrütet, in den Mittagsstunden aber der Sonnenwärme überlassen werden. Innerhalb sechzehn bis siebzehn Tagen sind die Jungen gezeitigt, entlaufen bald dem Neste und verbergen sich fortan bei Gefahr zwischen den größeren Steinen des Kiesbodens und anderen Unebenheiten, verrathen sich auch nur dann, wenn die Alte weggeschossen wurde, durch klägliches Piepen, wachsen heran, können nach Verlauf von zwei Wochen bereits flattern und in der dritten Woche ihres Lebens ihren Eltern schon fliegend folgen, obwohl sie deren Fluggeschicklichkeit erst später erlernen.

An unseren Binnengewässern bildet die Flußseeschwalbe selten große Ansiedelungen, wogegen am Meeresgestade oft hunderte von dieser Art zum Brüten sich vereinigen. Eine solche, am Strande der Insel Canaria gelegene Ansiedelung besuchte Bolle. „Je weiter wir vorwärts schritten“, sagt er, „desto zahlreichere Pärchen erhoben sich, und bald mußten wir uns in Acht nehmen, die Eier nicht zu zertreten: in solcher Menge sahen wir uns von ihnen umringt. Kaum hatten wir begonnen, ihre Eier in unsere Hüte und Körbe zu sammeln, da erhob sich, aufgeschreckt und beunruhigt, die ganze ungeheuere Menge von Flußseeschwalben, eine Schar von tausenden, in die Lüfte; wir bewegten uns

wie unter einer schneeweißen Wolke. Das Gekreisch war betäubend, und der Aufruhr der Vögel nahm noch zu, als vom anderen Ende des Strandes her mehrere fremde Männer, welche ebenfalls Eier sammelten, erschienen. Aus dem beweglichen und lebenden Schirmdache über uns stachen bisweilen einige bis dicht auf unseren Kopf herab, wahrscheinlich diejenigen, deren Nester uns zunächst lagen; entfernten wir uns etwas, so konnten wir deutlich sehen, wie Männchen und Weibchen zu ihren Eiern zurückkehrten und letzteres zum Brüten darauf Platz nahm, während der treue Gatte zur Gesellschaft neben ihm sitzen blieb. Wir verließen diesen Ort nicht eher, als bis wir unsere Körbe bis zum Rande gefüllt hatten, was in weniger als einer Stunde geschehen war. Die erwähnten Männer erzählten uns, daß für einzelne Weiler der Nachbarschaft diese Brutansiedelungen wochenlang eine ergiebige und eifrig benutzte Vorrathskammer abgeben, trotzdem aber die Zahl der Seeschwalben seit Menschengedenken sich nicht vermindert habe. Letzteres war augenscheinlich."

Nicht selten geschieht es, daß bei plötzlichem Steigen des Stromes oder am Meere bei heftigem Sturme Brutansiedelungen und tausende von Nestern überschwemmt werden. Tritt ein solcher Unglücksfall frühzeitig im Jahre ein, so entschließen sich die Flußseeschwalben zu einer zweiten Brut, wogegen sie ohne Nachkommenschaft bleiben, wenn die Vernichtung später stattfand. Jedenfalls ist das Wasser ihr schlimmster Feind; denn von Seiten des Menschen haben sie glücklicherweise nicht viel zu leiden, und den Raubthieren entgehen sie, wenn sie einmal erwachsen sind, gewöhnlich ohne sonderliche Mühe. Naumann sah einige Male, daß Flußseeschwalben von Baumfalken verfolgt wurden. „Das gewöhnliche Rettungsmittel der Schwimmvögel und mancher anderen, sich sogleich ins Wasser zu stürzen", sagt er, „sahen wir die Verfolgten hier nicht ergreifen, dagegen aber die Flußseeschwalbe den Stößen des Falken mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit ausweichen, sie nach jedem Stoße höher steigen, bei manchen auch senkrecht ein Stück herabfallen oder eine kühne Seitenwendung ausführen, dabei aber immer noch mehr und mehr den Wolken sich nähern, bis endlich des Falken Kraft erschöpft wurde und er unverrichteter Sache abziehen mußte. Junge fängt er indessen mit größerer Leichtigkeit; doch kann ihm eine völlig erwachsene auch schon sehr viel zu schaffen machen. Er scheint ein Hauptfeind der Flußseeschwalben zu sein und ihnen die eben flugbaren Jungen nicht selten wegzukapern." Die Brut wird von den Raben im weitesten Sinne und am Meere auch von den größeren Verwandten gefährdet, obwohl die Alten mit Heldenmuth für sie einstehen. Der verständige Mensch verfolgt sie nicht; höchstens ein nichtsnutziger Sonntagsjäger schießt einen oder den anderen der niedlichen Vögel zu seinem sogenannten Vergnügen aus der Luft herab. Gefangene sieht man hier und da in den Thiergärten oder bei Liebhabern, schwerlich aber auf längere Zeit, weil man nicht im Stande ist, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Die Zwergseeschwalbe (Sterna minuta, minor und metopoleucos, Sternula minuta, fissipes, danica, pomarina und antarctica) unterscheidet sich durch verhältnismäßig starken und etwas kurzen Schnabel, die tief ausgeschnittenen Schwimmhäute und den seicht gegabelten Schwanz von anderen Arten der Familie und gilt daher ebenfalls als Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Sternula). Stirne, Unterseite und Steuerfedern sind weiß, Oberkopf und Nacken schwarz, die Mantel- und Flügelfedern aschgrau, die drei ersten schwarz geschafteten Handschwingen schwärzlich, innen bis gegen die Spitze breit weiß gesäumt, die übrigen grau. Das Auge ist braun, der Schnabel wachsgelb, an der Spitze schwarz, der Fuß lehmgelb. Die Länge beträgt zweiundzwanzig, die Breite funfzig, die Fittiglänge achtzehn, die Schwanzlänge acht Centimeter. Das Junge ist ähnlich gefleckt wie das der verwandten Arten.

Ueber vier Erdtheile, Asien, Europa, Afrika und Amerika, erstreckt sich der Verbreitungskreis dieser kleinsten Art der Familie; nach Norden hin wird er ungefähr bis zum achtundfunfzigsten, nach Süden hin etwa bis zum vierundzwanzigsten Grade der Breite reichen. Auch sie bewohnt hauptsächlich süße Gewässer, insbesondere größere Ströme, ohne jedoch die Meeresküste gänzlich zu meiden. Flache, vom Wasser umflossene Kiesbänke sind die erste Bedingung, welche sie an ihren

Wohnplatz stellt; wo diese fehlen, siedelt sie sich niemals an. In Deutschland erscheint sie erst im Mai, zuweilen nicht vor der Mitte dieses Monates, brütet und begibt sich bereits im Juli oder spätestens im August auf die Wanderschaft. Aber sie reist langsam, hält sich überall noch ein wenig auf, wird deshalb schon im Süden Deutschlands noch viel später bemerkt als im Norden und geht in der Regel auch nicht weit, nämlich nur bis an die Ströme und Strandseen Nordafrikas hinab. In ähnlicher Weise wandert sie vom Norden Asiens und vom nördlichen Amerika aus nach Süden.

„Die Zwergseeschwalbe gibt", wie Naumann sagt, „an Schönheit keiner anderen Art ihrer Familie etwas nach, und daß man hier alles im verjüngten Maßstabe sieht, erhöht den Reiz für den Beschauer." Sie unterscheidet sich auch im Betragen nicht wesentlich von den Verwandten, geht und schwimmt wie diese, fliegt in ähnlicher Weise, vielleicht noch etwas schneller und leichter, aber mit denselben kühnen Windungen und in ebenso mannigfach wechselnder Art, in der Regel eine anmuthige Behendigkeit entwickelnd; denn sie scheint beständig Eile zu haben und ist unbedingt eine der lebhaftesten und flinkesten ihrer Gattung. „Begegnen sich zwei dieser munteren Vögel", fährt Naumann fort, „so drücken sie ihre Freude durch lautes Schreien aus. Bald kommt ein dritter, ein vierter hinzu; das Geschrei vervielfältigt sich; die Töne folgen hastiger, und es beginnt ein gegenseitiges Necken, wobei die herrlichsten Schwenkungen ausgeführt werden. Solche Scenen des Frohsinnes und Uebermuthes wiederholen sich an gut besetzten Wohnplätzen täglich mehrere Male. Sie machen sich dadurch sehr bemerklich und selbst solchen Leuten angenehm, welche sonst auf dergleichen nicht zu achten pflegen. Selten scheinen ihre Neckereien und Spiele in wirklichen Zank auszuarten; wenigstens ist es dann nur ein kurzes Aufbrausen und bald vorüber. Bei allen ihren Handlungen verliert die listige Zwergseeschwalbe den Menschen nicht außer Augen und ihr Mißtrauen nur da etwas, wo sie oft und viele Menschen zu sehen bekommt, aber von keinem verfolgt wird." Wie es scheint, ist sie minder gesellig als ihre Verwandten. Während der Zugzeit sieht man sie allerdings auch zuweilen in zahlreichen Gesellschaften, am Nistplatze aber immer nur in kleineren Vereinen von zehn und weniger Paaren. Ihre Stimme hat nicht das unangenehm kreischende der anderen Seeschwalben, ist auch etwas vielseitiger; Laute, welche wie „Kräk" oder „Kräik" klingen, vernimmt man am häufigsten, bei einiger Aufregung namentlich das letztere, bei Furcht vor Gefahr ein oft wiederholtes „Kret" und „Ket", gelegentlich ihrer Neckereien ein schwatzendes „Keckärrek, kickerek"; der bekannte Laut „Kriäh" ist aber auch ihr Hauptwort.

Kleine Fische mancherlei Art bilden ihre Beute; nebenbei fängt sie auch Kerbthiere und deren Larven oder im Meere kleine Krebse und dergleichen. Wenn mehrere gemeinschaftlich fischen, geht es sehr lebhaft und laut zu; denn die glückliche wird von allen übrigen beneidet, verfolgt und, wenn es irgend angeht, um die gemachte Beute bestohlen, wobei alle schreien und schelten.

Wenig von Menschen besuchte, kiesige Stellen an der Meeresküste in der Nähe der Flußmündungen oder ebenso beschaffene Bänke und Inseln in den Strömen werden zum Nisten benutzt. Die Ansiedler gehen mit Verwandten keine Gesellschaft ein, dulden es aber gern, wenn Regenpfeifer denselben Platz mit ihnen theilen. Ihre Nester, einfache Vertiefungen, stehen etwas entfernt von einander; eine zahlreichere Gesellschaft braucht also einen Platz von ziemlichem Umfange. Eine Auskleidung dieser Vertiefung wird nicht für nöthig erachtet. Die zwei bis drei, zweiunddreißig Millimeter langen, dreiundzwanzig Millimeter dicken, zartschaligen, glanzlosen, auf trübrostgelbem Grunde mit hell aschgrau- und veilchenfarbenen, auch tiefbraunen Flecken, Punkten und Schnörkelchen gezeichneten Eier liegen auf bloßer Erde. Beide Eltern brüten abwechselnd vierzehn bis funfzehn Tage lang, bei warmem Wetter übertages nur in Zeiträumen von kaum einer Viertelstunde; beide aber lieben die Brut in demselben Grade wie ihre Verwandten und ziehen sie auch in ähnlicher Weise groß, falls es ihnen gelingt, denselben Feinden, welche ich bei Schilderung der Flußschwalben erwähnte, zu entgehen.

*

Mehr als die bisher erwähnten Arten unter einander weicht die Lachseeschwalbe, Acker- und Spinnenseeschwalbe (Gelochelidon anglica, balthica, nilotica, meridionalis, palustris, aranea und macrotarsa, Sterna anglica, aranea und risoria, Viralva anglica, aranea und affinis, Laropis anglica), von dem allgemeinen Gepräge ab und mag daher als Vertreter einer besonderen gleichnamigen Sippe (Gelochelidon) gelten. Der merklich gebogene Schnabel ist kürzer als der Kopf, der kleine, mit stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten versehene Fuß schlank und hoch, der Schwanz kurz und verhältnismäßig seicht gegabelt. Oberkopf und Nacken sind tief und glänzend schwarz, Mantel und Flügeldecken hell aschgrau, Halsseiten und alle Untertheile weiß, die weißschaftigen Handschwingen außen licht-, innen dunkel aschgrau, breit weiß gerandet, die Armschwingen, allmählich sich lichtend, bläulich weißgrau, am Ende weiß gesäumt, die Schwanzfedern, deren äußerste auf der Außenfahne fast rein weiß, ebenso gefärbt. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Im Winterkleide haben Kopf und Nacken weißgraue Färbung. Die Länge beträgt vierzig, die Breite achtzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Obwohl in allen Erdtheilen vorkommend und demgemäß Weltbürger, fehlt die Lachseeschwalbe doch dem Norden gänzlich und brütet nachweislich nur in der Mitte und im Süden des nördlich alt- wie neuweltlichen Gürtels, in Deutschland einzeln auf kleinen Inseln der Ostsee und an gewissen Binnenseen Baierns, in Oesterreich-Ungarn an dem Platten- und Neusiedler See, in Südeuropa, Mittelasien, Nordafrika, dem Süden der Vereinigten Staaten sowie Mittelamerika dagegen wohl an allen geeigneten Gewässern. Von ihnen aus unternimmt sie allherbstlich ihre Weltreisen, welche sie bis in das tiefste Innere Afrikas, nach Südasien, Australien und bis zur Südspitze Amerikas führen. Sie ist mehr als jede andere Seeschwalbe Landvogel, benutzt zwar große Ströme und die Seeküsten ebenfalls zu ihren Heerstraßen, verläßt die Gewässer aber doch sehr oft, schweift auf weithin im Lande umher und erscheint während ihres Zuges in der Steppe, selbst in der Wüste, ebensogut wie bei uns zu Lande auf Feldern und Wiesen.

Ihr ganzes Wesen und Sein, Betragen und Gebaren, ihre Sitten und Gewohnheiten unterscheiden sie wesentlich von ihrer Verwandtschaft und lassen sie gleichsam als Bindeglied zwischen den Seeschwalben und Möven erkennen. An letztere, vor allen an die Lachmöve, erinnert ihr Auftreten. Wie diese nimmt sie während der Brutzeit oder in der Winterherberge ihren Stand an einem See, einem Bruche, Sumpfe und ähnlichen Gewässern und tritt von ihm aus ihre Raubzüge an. Niedrigen, leichten, jedoch verhältnismäßig schleppenden Fluges, Hals und Kopf gerade ausgestreckt, den Schnabel nicht abwärts gerichtet, gleitet sie über Gewässer und Gelände, stößt auf ersterem zwar manchmal auch auf ein erspähtes Fischchen herab, stellt aber doch viel regelmäßiger Kerbthieren, insbesondere Heuschrecken, Libellen, Schmetterlingen, großen Käfern, nach, fängt dieselben im Fluge wie im Sitzen, folgt dem Pflüger, um Engerlinge aufzulesen, erscheint mit Milanen, Thurm- und Röthelfalken, dem Gaukler und anderen Raubvögeln, Bienenfressern, Brachschwalben und Störchen vor der Feuerlinie der brennenden Steppe und stürzt sich hier, wie Heuglin sehr richtig sagt, mit ebensoviel Gewandtheit wie Kühnheit durch die dichtesten Rauchsäulen, um Beute zu gewinnen, besucht ebenso die Brutstätten der Strandvögel und raubt, wie Schillings Untersuchungen unwiderleglich erwiesen haben, ebensowohl junge Vögel bis zur Größe eines Kiebitzküchleins wie Eier, auch solche ihrer Verwandtschaft. Dies alles sind Züge der Möven, nicht aber der Seeschwalben. Selbst ihre Stimme, ein lachendes, wie „Hä, hä, hä" oder „Ef, ef, ef" klingendes Geschrei, erinnert an den Ruf der Möven.

An den nordafrikanischen Strandseen verweilt die Lachseeschwalbe jahraus jahrein; auf ihren dalmatinischen und griechischen Brutplätzen erscheint sie in der Mitte des April, auf den deutschen Gewässern kaum vor Beginn des Mai. Hier wie dort schreitet sie bald nach ihrer Ankunft zur Fortpflanzung. In Griechenland findet man schon zu Ende des April belegte Nester; die allgemeine Legezeit fällt jedoch auch hier, wie in Deutschland, in die letzten Tage des Mai und die

ersten des Juni. Auch sie nistet gesellschaftsweise, hier und da zu hunderten, gewöhnlich aber in kleineren Scharen zusammen. Die zwei, seltener drei Eier des Geleges sind durchschnittlich etwa zweiundfünfzig Millimeter lang, fünfunddreißig Millimeter dick, länglich eigestaltig, dünnschalig, wenig glänzend und auf olivengrünem, ölgelbem, braungelbem oder gelblich thonfarbenem Grunde mit veilchenfarbenen Unter- und bräunlichen und schwarzbraunen Oberflecken gezeichnet. In Griechenland sammelt man sie in Menge und zwingt dadurch die Alten zu einer zweiten Brut. Im übrigen verläuft das Brutgeschäft wie bei anderen Seeschwalben auch.

*

Ebenso wie der Lachseeschwalbe darf man den Wasserschwalben (Hydrochelidon) den Rang einer besonderen Sippe zugestehen. Man bezeichnet mit diesem Namen etwas kräftig gebaute, aber schön gestaltete Seeschwalben mit schwachem Schnabel, hohen, langzehigen Füßen, deren Schwimmhäute tief ausgeschnitten sind, sehr langen Flügeln, verhältnismäßig kurzem, seicht gegabeltem Schwanze und dichtem, weichem, je nach Jahreszeit und Alter wesentlich abänderndem Gefieder, in welchem während der Brutzeit ein tiefes Sammetschwarz vorherrscht.

Die Trauerseeschwalbe, welche auch Brand- oder Maivogel, Girr- und Amselmöve genannt wird (Hydrochelidon nigra, nigricans, obscura, pallida, plumbea, lariformis und surinamensis, Sterna nigra, naevia, plumbea und surinamensis, Larus merulinus, Viralva nigra, Anous plumbea, Pelodes surinamensis), ist auf Kopf und Nacken, Brust und Bauchmitte sammetschwarz, auf dem Mantel blaugrau, in der Steißgegend weiß; die Schwingen sind dunkelgrau, lichter gerandet, die Steuerfedern hellgrau. Das Auge ist braun, der Schnabel roth an der Wurzel, im übrigen grauschwarz, der Fuß braunroth. Im Winterkleide sind nur Hinterkopf und Nacken schwarz, Stirne und übrige Unterseite aber weiß, im Jugendkleide die Federn des Mantels und die Flügeldeckfedern rostgelb gesäumt. Die Länge beträgt sechsundzwanzig, die Breite zweiundsechzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Die nächstverwandte Schild- oder Weißflügelseeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera, subleucoptera und javanica, Sterna leucoptera und fissipes, Viralva leucoptera) ist fast gleich groß: ihre Länge beträgt siebenundzwanzig, die Breite sechzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Die Federn des Rumpfes sind tief sammetschwarz, die Flügel oben blaugrau, an der Schulter und an den Spitzen der Unterarmschwingen weißgrau, unten schwarz, die Bürzel- und die Steuerfedern weiß. Der Schnabel ist kirschroth, an der Spitze schwarz, der Fuß lackroth. Im Winterkleide ist der Hinterkopf schwarz, der Mantel silbergrau, der Flügel auch unterseits weiß.

Die Bartseeschwalbe (Hydrochelidon hybrida, leucopareia, grisea, similis, leucogenys, indica, nilotica, meridionalis und Delalandii, Sterna hybrida, leucopareia, innotata, similis, grisea, indica, javanica und Delamottei, Viralva leucopareia und indica, Pelodes hybrida, indica, fluviatilis und Delalandii, Gelochelidon innotata) ist die größte Art der Gruppe: ihre Länge beträgt achtundzwanzig, die Breite zweiundsiebzig, die Fittiglänge vierundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Oberkopf und Nacken, welche tief schwarz sind, werden durch einen breiten weißlichen Zügelstreifen von dem Dunkelgraublau des Unterhalses getrennt; die Brust ist schwarz, der Mantel hellgrau, der Bauch weißgrau; die weißschaftigen Schwingen, deren erste eine schwarze Außenfahne zeigt, sind außen bläulich aschgrau, innen ebenso, längs des Schaftes und an der Spitze dunkler, ihre Unterdeckfedern weiß, die Schwanzfedern licht aschgrau, die äußersten an der Außenfahne fast weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel lack-, der Fuß mennigroth. Im Herbstkleide sind Kopf und Nacken auf weißem Grunde dunkler gefleckt und die Untertheile fast weiß.

Unter den drei in Sein und Wesen innig verwandten Wasserschwalben hat die Trauerseeschwalbe die am wenigsten ausgedehnte Verbreitung, da sie in Australien noch nicht gefunden wurde, wogegen die übrigen auch diesen Erdtheil so gut wie alle übrigen bewohnen, mindestens besuchen. Das Brutgebiet aller Arten ist der gemäßigte Theil des nördlich alt- wie neuweltlichen Gürtels. Die Trauerseeschwalbe, auf welche ich meine Schilderung beschränken darf, erscheint bei uns zu Lande mit den übrigen Seeschwalben, verläßt uns auch um dieselbe Zeit wieder, bezieht aber nicht die Meeresküste oder Flüsse und Ströme, sondern siedelt sich nur in ausgedehnten Brüchen und Sümpfen, überhaupt bloß an stehenden Gewässern an. Während der Reise, welche sie in Flügen von zwanzig bis tausend Stück zurücklegt, folgt sie den Strömen, und da, wo diese seitlich das Land unter Wasser gesetzt und Sümpfe gebildet haben, nimmt sie auch wohl unmittelbar an solchen längeren Aufenthalt; im übrigen meidet sie Fluß und Meer.

Von anderen Verwandten unterscheiden sich die Wasserschwalben nicht bloß durch ihren Aufenthalt, sondern auch durch ihre Bewegung, Ernährung und Fortpflanzung. Sie gehen ebenso wenig, auch ebenso schlecht wie die übrigen, schwimmen selten und nicht besser als jene, fliegen minder stürmisch, aber nicht so schwankend, sondern weicher, sanfter, gemächlicher, demgemäß so leicht und zierlich und dabei so wechselvoll, daß man an dem Fluge seine wahre Freude haben muß. Während der Nachtstunden ruhen sie, übertages sind sie fast unablässig in Bewegung: sie bringen den größten Theil ihres Lebens fliegend und jagend zu. Kerbthiere bilden zeitweilig ihre ausschließliche Beute, obgleich auch ein kleines Fischchen nicht gänzlich verschmäht und ab und zu ein anderes Wasserthier aufgenommen werden mag. Sie sind keine vollendeten Stoßtaucher mehr, sondern jagen eher nach Art der Schwalben als nach Art ihrer Verwandten, schweben sehr niedrig über dem Wasserspiegel dahin, scheinbar mehr zu ihrer Belustigung als aus Nothwendigkeit Schwenkungen ausführend, rütteln lange, stürzen sich, wenn sie eine Beute erspäht, nicht so jählings und senkrecht auf das Wasser hernieder, sondern fallen in einer mehr geschweiften Linie herab und nehmen die Beute mit dem Schnabel auf, ohne den Leib unterzutauchen. Diese Bewegungen geschehen jedoch immer noch sehr schnell, und die fischende Wasserschwalbe gewährt gerade deshalb ein ewig wechselndes Schauspiel. Heftiger Wind oder Sturm machen ihr das Fliegen fast unmöglich, weil ihre Schwingen noch mehr als bei den Verwandten außer allem Verhältnisse zu dem kleinen Leibe und der schwachen Kraft zu stehen scheinen; bei ruhigem Wetter aber beherrscht sie die Luft vollständig, steigt in schönen Schwenkungen und Kreisen sozusagen bis in die Wolken empor und läßt sich ebenso zierlich aus bedeutenden Höhen wieder herab auf ein kleines Wässerchen, um dieses zu untersuchen und auszunutzen. Abweichend von den Verwandten zeigt sie sich anderen Geschöpfen gegenüber furchtlos und vertrauensvoll. Bei uns in Deutschland sieht sie sich allerdings vor dem Menschen noch immer einigermaßen vor; im Süden Europas und in Egypten dagegen, wo sie sich freundlicher Gesinnungen versichert halten darf, treibt sie in dessen unmittelbarer Nähe ihre Fischerei und fliegt an dem Erzfeinde der Thiere oft so nahe vorbei, daß dieser meint, sie mit Händen greifen zu können. Doch ändert sie auch hier ihr Benehmen, wenn sie Nachstellungen erfuhr, und kann bei länger währender Verfolgung sehr vorsichtig werden. Um andere Vögel bekümmert auch sie sich nicht, obgleich sie äußerst gesellig genannt werden muß und eine einzelne nur selten bemerkt wird. Die Mitglieder eines Vereines hängen treu an einander, halten sich immer zusammen und verrichten alle Geschäfte gemeinschaftlich, leben auch, kleine Neckereien abgerechnet, im tiefsten Frieden unter einander. Das Geschick, welches ein Glied solcher Genossenschaft erleidet, wird von allen anderen lebhaft empfunden: um die aus der Luft herabgeschossene Wasserschwalbe versammeln sich augenblicklich die übrigen, und nicht aus Neid, wie man aus dem vorhergegangenen wohl glauben könnte, sondern aus wirklichem Mitgefühle, in der Absicht, zu helfen oder doch wenigstens zu klagen. Bei diesem Ausdrucke ihres Gefühles bleibt es übrigens; denn sie sind muthlos und feige und wagen nur solche Gegner anzugreifen oder doch zu bedrohen, denen sie im Fluge weit überlegen sind, während sie vor allen wirklich gefährlichen ängstlich flüchten.

Zum Nistplatze wählen sich die Wasserschwalben eine geeignete Stelle inmitten des Sumpfes oder Morastes. Auf ihr werden die Nester ziemlich nahe nebeneinander angelegt, entweder auf kleinen Schlammhügelchen, welche eben über das Wasser emporragen, oder auf Gras- und Seggenbüschen, auf schwimmenden Inselchen von Rohr, Schilf und anderem Wuste, auch wohl auf den Blättern der Wasserrose, fast stets so, daß die Nester, obwohl sie mehr oder weniger schwimmen, durch jede Veränderung des Wasserstandes gefährdet erscheinen. Ausnahmsweise kommt es allerdings vor, daß sie dieselben zwischen den Blättern der Schilfbüschel in dicht stehendem, hohem Rohre oder sogar auf Strauchwerk anlegen; in der Regel aber bevorzugen sie die Tiefe. Das Nest selbst ist, dem Standorte entsprechend, verschieden, hat jedoch nie mit dem der bisher genannten Seeschwalben Aehnlichkeit. Zur Unterlage werden immer Pflanzenstoffe herbeigeschleppt, zuweilen von ihnen förmliche Haufen aufgethürmt und die Oberfläche derselben seicht ausgemuldet. Trockene Rohr- und Schilfblätter, Grashälmchen, Rispen, Würzelchen rc. bilden das ganze Nest, und von einer künstlerischen Anordnung ist nicht zu reden. Im Anfange des Juni findet man hier drei, seltener zwei oder vier, durchschnittlich vierunddreißig Millimeter lange, fünfundzwanzig Millimeter dicke, kurze, starkbauchige, zartschalige, feinkörnige, glanzlose Eier, welche auf blaß ölbraunem, mehr oder weniger gilblichem und grünlichem Grunde mit vielen grauen, dunkel rothbraunen und braunschwarzen Flecken, Tüpfeln und Punkten bestreut sind. Nach vierzehn bis sechzehn Tagen entschlüpfen die Jungen; zwei Wochen später, wenn sie etwas flattern gelernt haben, verlassen sie das Nest. Ihre Eltern widmen ihnen die größte Sorgfalt und zeigen angesichts einer ihnen drohenden Gefahr einen Muth, welcher mit ihrer sonst bemerklichen Aengstlichkeit im grellsten Gegensatze steht. Nachdem die Jungen flugfähig geworden sind, folgen sie den Alten noch längere Zeit auf allen Ausflügen, unter unabläſſigem Gewimmer Futter erbettelnd und ihre Ernährer oft auch noch während des Wegzuges in dieser Weise belästigend.

In Italien stellt man auch diesen Seeschwalben nach und verwendet sie in einer Weise, welche der grausamen Vernichtungswuth und Freßsucht der Welschen würdig ist. In Sümpfen, die erfahrungsmäßig von ziehenden Wasserschwalben besucht werden, richtet man einen eigenen Herd her, lockt durch Aufwerfen eines weißen Lappens die Wasserschwalben herbei, fängt sie und verkauft sie nun entweder lebend an nichtswürdige Buben, welche ihnen einen langen, dünnen Faden ans Bein binden und sich auf öffentlichen Plätzen damit belustigen, sie fliegen zu lassen, oder tödtet und rupft sie, hackt ihnen die Flügel ab und bringt sie als Wildpret auf den Markt.

*

Mehrere ausländische Seeschwalben unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den bisher genannten. Unter ihnen verdient die Feenseeschwalbe (Gygis alba, candida und Napoleonis, Sterna alba und candida), Vertreterin einer gleichnamigen Sippe (Gygis), zunächst erwähnt zu werden. Sie ist schlank gebaut, ihr Schnabel lang, etwas schwach und deutlich nach aufwärts gebogen, der Fittig lang, der Schwanz tief ausgeschnitten, der Fuß kurz, mit kleinen Schwimmhäuten, das Gefieder seidenweich und silberweiß von Farbe, das Auge schwarz, der Schnabel am Grunde dunkelblau, an der Spitze schwarz, der Fuß safrangelb. Die Länge beträgt ungefähr dreißig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Diese auch durch ihre Schönheit ausgezeichnete Schwalbe gehört dem Stillen und Indischen Weltmeere an, verfliegt sich zuweilen auch bis ins Atlantische Weltmeer, überschreitet die Wendekreise jedoch in der Regel nicht. Sie bewohnt die Küsten aller innerhalb des vorstehend umschriebenen Gürtels gelegenen Eilande und tritt überall in Menge auf. Sie hat die Aufmerksamkeit aller nicht ganz gleichgültigen Reisenden auf sich gezogen, wenn auch vielleicht nicht alle in derselben Weise denken mögen wie Darwin, welcher sagt, daß wenig Einbildungskraft dazu gehöre, um anzunehmen, „in einem so leichten und zarten Leibe verberge sich ein wandernder Feengeist“. Die Reinheit ihres Gefieders und die Anmuth des Fluges mag die Ursache zu solch begeisterter Auslassung gewesen

sein. Aber ihr Leben ist noch in anderer Hinsicht beachtenswerth. Sie wählt sich zu ihren Ruheplätzen vorzugsweise tiefe, schattige Waldungen und läßt sich hier auf Bäumen nieder oder streicht, vom Dunkelgrün des Waldes wundervoll abstechend, geschickt zwischen den Bäumen umher, den Eindringling in ihr stilles Heiligthum hartnäckig verfolgend. Cumming fand gelegentlich seines Besuches der Elisabethinsel, welche weder menschliche Bewohner, noch süßes Wasser besitzt, eine ihrer Brutansiedelungen auf. Die Eier lagen auf wagerechten Aesten in einer Verflachung, welche eben hinreichte, sie vor dem Herabwerfen durch Sturm zu schützen. Jedes Pärchen legt nur ein einziges, verhältnismäßig großes, rundliches und auf bräunlichweißem Grunde mit braunen Flecken, Punkten und Schnörkeln gezeichnetes Ei. Beide Eltern widmen sich mit wärmster Hingabe und Zärtlichkeit ihrem Sprößlinge und umschwärmen den Menschen, welcher sich dem Nistplatze naht, unter ängstlichem Schreien in großer Nähe. Die Jungen müssen so lange, bis sie flattern gelernt haben, in der für sie gefährlichen Wiege verweilen; viele verunglücken auch, indem sie von oben herunter stürzen und sich zerschellen. Peale beobachtete, daß sie vorzugsweise mit kleinen Fischen geatzt wurden, vermuthet aber, von den Bewegungen der Alten folgernd, daß diese nebenbei Spinnen und Kerbthiere von den Baumwipfeln wegnehmen und vielleicht solche Kost ihren Jungen auftischen. Die Stimme der Alten wird von Pickering ein leises, schwaches Geheul genannt, soll aber nicht oft vernommen werden.

*

„Der freundliche Eindruck, den uns der Tropikvogel hinterließ“, erzählt Tschudi, „wurde durch das erste Auftreten des Noddy oder der dummen Seeschwalbe unangenehm gestört. Seine ganze Haltung, sein unsteter, träger Flug, sein langer Schwanz, seine ziemlich breiten Flügel lassen ihn schon von fern als Vertreter einer eigenen Sippe erkennen. Er hat nicht die leichten, anmuthigen Bewegungen anderer Seeschwalben, nicht den sicheren, flüchtigen Flug der Sturmvögel: sein ganzes Wesen trägt das Gepräge eines Fremdlings auf hoher See. Und doch findet man ihn häufig in weiter Entferung vom festen Lande. Wir können nicht, wie beim Tölpel, eine Lanze wegen Ungerechtigkeit seines Namens brechen; denn dummdreist ist der Noddy im höchsten Grade. Nicht selten geschieht es, daß er den Matrosen in die Hände fliegt oder doch so nahe bei ihnen vorüberstreicht, daß er mit einer Mütze auf das Verdeck geschlagen werden kann. Wenn man bei Tage einen solchen Vogel in der Nähe des Schiffes sieht, so darf man fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß er sich abends auf eine Raae setzt, um dort zu schlafen.“

Mit dieser Schilderung stimmen die Berichte der übrigen Reisenden und Forscher vollständig überein: alle bezeichnen diese Seeschwalbe, welche wiederholt auch an Europas Küsten beobachtet und erlegt worden ist, als eine der dümmsten Arten; nur über die Bewegungen spricht sich Audubon etwas günstiger aus. „Ihr Flug“, meint er, „hat große Aehnlichkeit mit dem des Nachtschattens, wenn dieser niedrig über Wiesen und Flüsse dahinstreicht. Wenn sie sich auf das Wasser setzen will, hebt sie ihre ausgebreiteten Schwingen empor und berührt die Wellen zuerst mit ihren Füßen. Sie schwimmt mit Geschick und Anmuth und nimmt im Schwimmen Beute auf. Ihre Stimme ist ein rauher Schrei, welcher an den einer jungen Krähe entfernt erinnert.“

Die Sippe der Tölpelseeschwalben (Anous) kennzeichnet sich durch etwas plumpen Leibesbau, mehr als kopflangen, starken, fast geraden, seitlich zusammengedrückten, sehr spitzigen Schnabel, dessen Unterkiefer sich eckig vorbiegt, kurze, aber kräftige Füße mit langen, durch volle Schwimmhäute verbundenen Zehen, lange, schmal zugespitzte Flügel, deren Schwingenspitzen sich etwas abrunden, und langen, keilförmigen Schwanz. Die Federn des Noddy (Anous stolidus, niger, leucoceps, pileatus, unicolor, fuscatus und frater, Sterna stolida, Megalopterus stolidus) sind, mit Ausnahme der grauweißen des Oberkopfes, rußbraun, ein Fleck vor und ein anderer hinter dem Auge schwarz, die Schwingen und Steuerfedern schwarzbraun. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß düster braunroth. Die Länge beträgt zweiundvierzig, die Breite vierundachtzig, die Fittiglänge neunundzwanzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Unter den Seeschwalben ist diese Art eine der verbreitetsten; denn sie findet sich ebensowohl im Atlantischen wie im Stillen Weltmeere, hier besonders häufig. Audubon besuchte einen Brutplatz im Golfe von Mejiko, Gilbert einen anderen an der australischen Küste. Ersterer fand die Nester, welche aus Zweigen und dürrem Grase errichtet waren, regelmäßig auf Büschen und niederen Bäumen, niemals auf dem Boden. „Als ich im Mai die Insel besuchte", sagt er, „war ich überrascht, zu sehen, daß manche von ihnen die alten Nester ausbesserten und vergrößerten, während andere sich mit dem Neubaue beschäftigten. Jene bildeten Haufen von einem halben Meter Höhe; aber alle hatten nur eine seichte Mulde zur Aufnahme der Eier. Die Vögel unterbrachen ihre Arbeit nicht, als wir uns nahten, obwohl neun oder zehn Mann unter den Büschen umhergingen. Als wir einige Meter weit in das Dickicht eingedrungen waren, flogen ihrer tausend dicht über uns herum, einzelne so nahe, daß wir sie fast mit der Hand greifen konnten. Auf der einen Seite konnte man einen Noddy mit Reisig im Schnabel oder bei der Arbeit beschäftigt sehen, auf der anderen Seite mehrere, welche unbekümmert um die Gefahr auf den Eiern saßen, während wieder andere Futter herbeischleppten. Der größte Theil flog auf, wenn wir uns nahten, setzte sich aber sofort wieder nieder, wenn wir vorüber waren." Gilbert dagegen berichtet, daß der Noddy im November und December ein unregelmäßiges Nest aus Seegras von funfzehn Centimeter im Durchmesser und zehn Centimeter Höhe errichtet, dasselbe oben flach ausmuldet und nach und nach so mit seinem Kothe übertüncht, daß es auf den ersten Blick aus diesem gebildet zu sein scheint. Die Nester stehen dort auf dem Boden oder auf der Spitze eines dicken Strauches, nicht selten unter denen einer verwandten Art, welche beide in innigster Freundschaft leben: das Männchen der einen sitzt zuweilen dicht am Neste der anderen, ohne Störung hervorzurufen. „Geht man unter den Nestern umher, so wird man überrascht durch die Ausdauer, mit welcher die Vögel sie behaupten: sie entfernen sich kaum von den Eiern oder den Jungen und lassen sich ergreifen oder mit dem Fuße treten. Die Nester stehen auch so dicht, daß man es nicht vermeiden kann, bei jedem Schritte auf Eier oder Vögel zu treten." Die Eier sind rundlich, in Gestalt und Färbung verschieden, die meisten auf milchkaffeefarbigem Grunde kastanien- und dunkelbraun gesprenkelt, am dicken Ende kranzartig gefleckt. Um die Mitte des Januar schlüpfen die Jungen aus, und zwar in einem Dunenkleide, welches auf der Oberseite bleigrau, auf der Unterseite weiß, am Hinterkopfe mit einer weißen Querbinde gezeichnet, an der Kehle schwärzlich ist. In Australien werden sie, laut Gilbert, gefährdet durch eine kleine Eidechse, welche auf den Brutplätzen ungemein häufig vorkommt und in den Jungen willkommene Beute findet. Gilbert meint, daß von zwanzig ausgekrochenen Vögeln kaum einer groß werde.

Ebenso wie die Eulen zu den Falken verhalten sich die Scherenschnäbel (Rhynchopsinae) zu den Seeschwalben: sie sind Nachtvögel. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals lang, der Kopf klein, der Flügel sehr lang, der Schwanz mittellang und gegabelt, der Schnabel, dessen unterer Kiefer den oberen weit überragt, unmittelbar vom Grunde aus so auffallend verschmächtigt, daß er nur mit den beiden Schneiden einer Schere verglichen werden kann, der Fuß schwächlich, zwar ziemlich lang, aber dünn, zwischen den Vorderzehen durch eine tief ausgeschnittene Schwimmhaut ausgerüstet, das etwas lange, fettige Gefieder dicht anliegend.

Die Unterfamilie zählt zwar, so viel bekannt, nur drei Arten, verbreitet sich aber über die Wendekreisländer ebensovieler Erdtheile, über Südasien, Mittelafrika und Südamerika nämlich.

Am mittleren und oberen Nile habe ich eine Art der Sippe (Rhynchops flavirostris, albirostris und orientalis), welche wir kurzweg Scherenschnabel nennen wollen, kennen gelernt. Bei ihm sind Stirne, Gesicht, Schwanz und Unterseite sowie die Spitzen der großen Flügeldeckfedern weiß, Oberkopf, Hinterhals, Nacken und Mantel schwarzbraun. Das Auge ist dunkelbraun,

der Schnabel und der Fuß korallroth. Die Länge beträgt fünfundvierzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge vierunddreißig, die Schwanzlänge sieben Centimeter.

Der Scherenschnabel fliegt zwar bei Tage ebenso gut wie bei Nacht, aber nur, wenn er aufgescheucht worden ist. Uebrigens liegt er bewegungslos auf Sandbänken, gewöhnlich platt auf dem Bauche, seltener auf den kleinen, schwächlichen Füßen stehend. Währenddem vernimmt man nicht einen einzigen Laut von ihm, sieht ihn auch selten eine Bewegung ausführen. Mit Sonnenuntergange, bei trübem Himmel auch schon in den späten Nachmittagsstunden, wird er lebendig, regt und streckt sich, hebt die Flügel, fängt an, hin und her zu trippeln und zu rufen; nach Einbruch der Nacht fliegt er auf Nahrung aus. Unter langsamen Flügelschlägen gleitet er geräuschlos dicht über der Wasserfläche dahin, von Zeit zu Zeit den unteren Schnabel minutenlang eintauchend und so das Wasser pflügend; dabei nimmt er die auf der Oberfläche schwimmenden Kerbthiere auf, welche, wenigstens in den Nilländern, seine Hauptnahrung bilden. Kleine Fische mögen ebenfalls von ihm erbeutet werden. Sein Flug ist leicht und schön, aber insofern absonderlich, weil die Flügel sehr erhoben werden müssen, da sonst ihre Spitzen die Wasserfläche berühren würden. Der verhältnismäßig sehr lange Hals ermöglicht ihm solchen Flug und erlaubt ihm, seinen Körper noch einige Centimeter über der Oberfläche des Wassers zu tragen, in welches er doch einen guten Theil seines Schnabels stecken muß. Zum Schwimmen entschließt er sich scheinbar nur im Nothfalle, beispielsweise, wenn er verwundet in das Wasser fällt. Seine Jagden dehnt er zumal dann auf weite Strecken des Stromes aus, wenn er in zahlreicherer Gesellschaft auf einer und derselben Insel wohnt, sein Beutegebiet also durch andere geschmälert sieht. In Mittelafrika verläßt er wohl nur selten den Strom, um an benachbarten Regenteichen zu jagen; im Osten und Westen des Erdtheiles dagegen mag er ebenso wie sein amerikanischer Verwandter stillere Meerestheile besuchen. Von der fliegenden Gesellschaft hört man oft den eigenthümlichen klagenden, mit Worten kaum wiederzugebenden, von dem eines jeden anderen mir bekannten Vogels verschiedenen Ruf.

In der Nähe von Dongola fand ich im Mai einen Brutplatz des Scherenschnabels auf. Viele dieser Vögel, welche platt auf einer großen sandigen Insel lagen, hatten mich auf letztere gelockt, und ich wurde, als ich den Fuß ans Land setzte, so ängstlich umkreist, daß ich über die Ursache kaum in Zweifel bleiben konnte. Zu meiner lebhaften Freude fand ich auch nach kurzem Suchen die eben angefangenen oder schon vollendeten Nester auf, einfache, in den Sand gegrabene Vertiefungen, welche deshalb etwas eigenthümliches hatten, weil von ihnen aus nach allen Richtungen hin so fein gezogene Strahlen ausliefen, als ob sie mit dem Rücken eines Messers eingegraben worden wären; sie konnten erklärlicherweise nur von dem Unterschnabel unseres Vogels herrühren. Die Eier, welche wir fanden und später unzweifelhaft als die des Scherenschnabels erkennen mußten, waren denen der Seeschwalben außerordentlich ähnlich, verhältnismäßig klein, durchschnittlich nur zweiundvierzig Millimeter lang, sechsundzwanzig Millimeter dick, rein eiförmig und auf graugrünlichem, ins Gelbliche fallendem Grunde unregelmäßig mit helleren und dunkleren, grau- und dunkelbräunlichen Flecken und Strichelchen gezeichnet. In jedem Neste fanden wir deren drei bis fünf. Ob beide Geschlechter brüten, oder ob nur das Weibchen sich diesem Geschäfte unterzieht, habe ich nicht erfahren, auch über das Jugendleben der Küchlein keine Beobachtungen sammeln können; wahrscheinlich aber dürfen wir annehmen, daß sich die Jungen des afrikanischen Scherenschnabels ebenso benehmen wie die des in Indien lebenden Verwandten, über welchen Jerdon folgendes berichtet hat. „Es war höchst anziehend zu sehen, wie das Heer dieser kleinen Burschen, welches ungefähr einhundert Stück zählen mochte, vor uns dahin rannte, eilig genug, und als wir das Ende der Sandbank erreicht hatten, sich anschickte, fortzuschwimmen, während einige sich niederdrückten. Das Schwimmen verstanden sie aber nicht, sie sanken wenigstens sehr tief in das Wasser ein." An der amerikanischen Art hat man beobachtet, daß das Wachsthum ziemlich langsam von statten geht.

„Raben des Meeres“ nenne ich die Möven (Larinae); denn jenen Vögeln entsprechen sie in ihrem Sein und Wesen. Sie bilden eine nach außen hin wohl abgegrenzte Unterfamilie und sind gut gebaute, kräftige Vögel von sehr verschiedener Größe, da die kleinsten Arten eine Dohle an Leibesumfang kaum übertreffen, während die größeren hierin einem Adler ungefähr gleichkommen. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel mittellang, seitlich stark zusammengedrückt, bis zur Mitte der Firste gerade, von hier aus sanfthakig abwärts gebogen, sein Unterkiefer von der Spitze eckig vorgezogen, oben und unten scharfschneidig, der Rachen bis ans Auge gespalten, der Fuß mittelhoch, schlankläufig, mit wenigen Ausnahmen vierzehig und vorn schwimmhäutig, der Flügel groß, lang, breit, jedoch schmal zugespitzt, unter den Schwingen die erste über die übrigen verlängert, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang, breit und gerade, seltener seicht ausgeschnitten oder in der Mitte auch etwas verlängert, das Kleingefieder sehr dicht, auf der Unterseite pelzartig, aber weich und sanft, die Färbung eine zarte und ansprechende, im ganzen sehr übereinstimmende, nach Jahreszeit und Alter meist verschiedene. Der innere Bau ähnelt in allen wesentlichen Stücken dem der Seeschwalben.

Die Möven, von denen man über sechzig Arten unterschieden hat, verbreiten sich über alle Theile unserer Erde und beleben alle Meere. Wenige Arten entfernen sich weit vom Lande und kehren, wenn sie es thun, immer wieder bald zu ihm zurück, so daß man sie eigentlich als Küstenvögel bezeichnen muß. Für den Schiffer sind sie die sichersten Boten des Landes: wenn sie erst wieder ein Fahrzeug umkreisen, ist die Küste nicht mehr fern. Eher noch als auf die hohe See hinaus fliegen sie in das Innere des Binnenlandes, dem Laufe größerer Ströme folgend oder von einem Gewässer zu dem anderen sich wendend. Einzelne Arten bevorzugen übrigens Binnengewässer, wählen sie wenigstens während der Fortpflanzungszeit zu ihrem Aufenthaltsorte. Viele Arten gehören zu den Zugvögeln, erscheinen in der nordischen Heimat im Frühlinge, brüten und begeben sich im Spätherbste wieder auf die Reise, andere wandern oder streichen. Diese Ortsveränderungen hängen aufs engste mit der Ernährung zusammen. Für alle Möven ohne Ausnahme bilden Fische eine beliebte Nahrung; viele von ihnen aber gehören zu den eifrigsten Kerbthierjägern, und gerade sie sind es, welche zu regelmäßigem Ziehen gezwungen werden, während die übrigen da, wo das Meer nicht vereist, auch im Winter noch offenen Tisch haben. Neben diesen beiden Hauptnahrungsstoffen erbeuten sie alle kleineren Thiere, welche das Meer beherbergt, oder alle thierischen Stoffe überhaupt. Sie fressen Aas wie die Geier, jagen nach lebender Beute wie Raubvögel und lesen am Strande zusammen wie Tauben oder Hühner, bethätigen überhaupt dieselbe Vielseitigkeit wie die Raben, sind jedoch gieriger und gefräßiger als letztere; denn auch sie scheinen von einem beständigen Heißhunger geplagt zu werden und geradezu unersättlich zu sein.

Ansprechend sind Gestalt und Färbung, anmuthig die Bewegungen der Möven, anziehend ist ihr Treiben. Ihre Stellung auf festem Boden nennen wir eine edle, weil sie einen gewissen Stolz bekundet; ihr Gang ist gut und verhältnismäßig rasch. Ihre Schwimmfertigkeit übertrifft die der meisten Verwandten im engeren Sinne: sie liegen leicht wie Schaumbälle auf den Wogen und stechen durch ihre blendenden Farben von diesen so lebhaft ab, daß sie dem Meere zum wahren Schmucke werden. Ihr Flug geschieht mit langsamen Flügelschlägen; diese wechseln aber oft mit anhaltendem, leichtem und schönem Schweben ab, welches an das der breitflügeligen Raubvögel erinnert und mit spielender Leichtigkeit ausgeführt wird. Im Stoßtauchen stehen sie hinter den Verwandten zurück, stürzen sich jedoch immer noch so heftig auf die Wellen herab, daß sie den leichten Leib etwa einen halben Meter tief unter die Oberfläche des Wassers zwängen. Widerlich ist die Stimme, welche bald aus stärker, bald aus schwächer schallenden, kreischenden und krächzenden Lauten besteht und zum Ueberdrusse ausgestoßen wird, falls sich irgend eine Erregung des Gemüthes bemächtigt. Unter den Sinnen stehen Gesicht und Gehör entschieden obenan; das Empfindungsvermögen scheint ebenfalls wohl entwickelt zu sein; einen gewissen Geschmack bekunden sie durch die Auswahl der besseren Nahrungsmittel bei voller Tafel; über den Geruch läßt sich wohl kaum ein

Urtheil fällen. Alle Möven sind kluge, verständige Vögel, welche die Verhältnisse wohl zu würdigen und ihr Benehmen danach einzurichten wissen; alle sind muthig anderen Geschöpfen gegenüber, selbstbewußt und etwas herrschsüchtig, ihren Gatten und ihrer Brut in treuer Liebe zugethan, lieben auch die Gesellschaft mit anderen ihrer Art: aber alle zeigen sich ebenso neidisch, mißgünstig und unfreundlich gegen andere Vögel und opfern ihrer Freßgier die scheinbar bestehende Freundschaft ohne Bedenken. Um andere Meervögel bekümmern sie sich nur soweit als eben nöthig, entweder weil sie dieselben fürchten, oder weil sie aus ihnen irgend welchen Nutzen zu ziehen hoffen. Sie leben und brüten unter anderen Schwimmvögeln; aber nur der Ort, nicht die Gesellschaft scheint sie zu fesseln, und wenn sie es vermögen, stehen sie nicht an, die Mitbewohner eines Brutberges zu bestehlen und zu berauben. Dem Menschen mißtrauen sie aller Orten und unter allen Umständen; gleichwohl erscheinen sie immer und immer wieder in seiner Nähe, besuchen jeden Hafen, jede Ortschaft an der Küste, umkreisen jedes Schiff, welches in See geht oder dem Lande sich nähert, soweit es eben zuläßig erscheint, weil sie durch Erfahrung gelernt haben, daß aus dem menschlichen Haushalte immer etwas brauchbares für sie abfällt. Nach längerer Beobachtung lernen sie nicht bloß die Oertlichkeit, sondern auch einzelne Personen unterscheiden, zeigen sich demgemäß da, wo sie oft und ungestört Beute machen durften, äußerst zutraulich oder richtiger dreist, während sie eine ihnen zugefügte Unbill nicht sogleich vergessen. Eine irgendwie geschädigte Möve pflegt allen anderen Mittheilung zu geben, wie denn überhaupt unter ihnen das beste Einvernehmen herrscht, sobald es gilt, einer gemeinschaftlichen Gefahr zu begegnen, einem gemeinschaftlichen Feinde zu widerstehen: Raubvögel, Raubmöven und Kolkraben oder Krähen werden von allen Möven, welche in der Nähe sind, gleichzeitig angegriffen und gewöhnlich auch in die Flucht geschlagen. Außer der Brutzeit kann es geschehen, daß man auch einzelne alte Möven sieht; während der Brutzeit aber vereinigen sich alle Arten zu Gesellschaften, welche nicht selten zu unzählbaren Scharen anwachsen. Schon im nördlichen Deutschland gibt es Mövenberge, welche von mehreren hundert Paaren bewohnt werden; weiter oben im Norden kann man Ansiedelungen sehen, deren Anzahl keine Schätzung zuläßt. Auch hier halten sich die größeren Arten der Familie minder eng zusammen als die kleineren; diese aber bedecken im buchstäblichen Sinne des Wortes ganze Felswände oder Berge, benutzen jeden Raum, welcher sich darbietet, und legen ein Nest so dicht neben dem anderen an, daß die brütenden Alten sich drängen. Die Nester sind je nach dem Standorte verschieden, da, wo es an Baustoffen nicht mangelt, einigermaßen ausgebaut, d. h. aus trockenen Wasser- und Strandflechten locker und kunstlos errichtet, da, wo solche Stoffe fehlen, so einfach wie möglich hergerichtet. Zwei bis vier große, eigestaltige, starkschalige, grobkörnige, auf schmutzig- oder braungrünlichem oder grünbräunlichem Grunde aschgrau und schwarzbraun gefleckte Eier bilden das Gelege und werden vom Männchen und Weibchen wechselweise drei bis vier Wochen lang, bei schlechtem Wetter anhaltender als bei gutem, bebrütet. Beide Eltern zeigen außerordentliche Anhänglichkeit an die Brut und vergessen, wenn sie dieselbe gefährdet sehen, jede Rücksicht. Die Jungen kommen in einem dichten, gefleckten Dunenkleide zur Welt und verlassen das Nest da, wo sie dies können, schon in den ersten Tagen, fortan am Strande sich umhertreibend und nöthigenfalls zwischen Bodenerhebungen sich verbergend oder im Wasser Zuflucht suchend; diejenigen aber, welche auf den Gesimsen steiler Felswände erbrütet wurden, müssen hier ausdauern, bis ihnen die Schwingen gewachsen sind. Anfänglich erhalten die Jungen halb verdaute Nahrung von den Alten vorgewürgt, später werden sie mit frisch gefangenen oder aufgelesenen thierischen Stoffen geatzt. Nach dem Ausfliegen verweilen sie noch einige Zeit in Gesellschaft ihrer Eltern, verlassen nunmehr aber die Brutplätze und zerstreuen sich mit jenen nach allen Seiten hin.

Im hohen Norden der Erde zählt man die Möven nicht bloß zu den schönsten, sondern auch zu den nützlichsten Vögeln und hegt und pflegt sie ebenso wie die übrigen Kinder des Meeres, welche alljährlich auf den Vogelbergen erscheinen. Möveneier bilden für einzelne Grundbesitzer Norwegens einen wesentlichen Theil des Ertrages ihres Gutes, werden von den Landeigenthümern

gern gegessen, weit versandt und verhältnismäßig theuer verwerthet, und Mövenfedern müssen den ärmeren Nordländern die Eiderdunen und Gänsefedern, welche die reicheren zur Füllung ihrer Betten benutzen, ersetzen. An dem Fleische alter Möven finden nur die Mongolen des Nordens Geschmack; junge hingegen werden auch von den Helgoländern, Isländern und Grönländern gern gegessen und geben, geschickt zubereitet, wirklich ein erträgliches Gericht; doch schätzt man Eier und Federn überall höher als das Wildpret. In einigen Gegenden werden alljährlich große Jagden auf Möven abgehalten, mehr aus Mordlust, als um die Vögel wirklich zu nutzen; im höheren Norden hingegen verfolgt man sie nicht. Ein weißes Taschentuch, in die Luft geworfen, genügt, um eine Möve herbeizuziehen; und hat man sie erst erlegt, so lockt man auch bald noch viele andere zu sich heran; denn jede, welche einen weißen Gegenstand aus hoher Luft herab auf das Wasser stürzen sieht, meint, daß dort guter Fang zu machen sei und kommt neidisch zur Stelle, um sich hiervon zu überzeugen. Der Fang wird auf verschiedene Weise bewerkstelligt: man legt Schlingen auf Sandbänke, ködert Netze mit Fischen, wirft bespickte Angelhaken aus und erreicht durch dieses oder jenes Mittel in der Regel seinen Zweck. Gefangene lassen sich leicht erhalten, sind aber etwas kostspielige Pfleglinge des Thierliebhabers, weil man ihnen Fische oder Fleischnahrung reichen muß, wenn man ihren Bedürfnissen genügen will. Geschieht letzteres, so finden sie sich bald in ihr Schicksal, gewöhnen sich an den Ort und den Pfleger, unterscheiden ihn sehr genau von anderen Menschen, begrüßen ihn mit fröhlichem Geschreie, wenn er sich sehen läßt, antworten auf den Anruf und können fast in demselben Grade gezähmt werden wie ein Kolkrabe oder eine Krähe, pflanzen sich auch, falls man ihnen einen größeren Raum anweist, in der Gefangenschaft fort.

Die Mehrzahl der größeren Arten der Familie nennt man Fischermöven (Larus) und vereinigt sie auch wohl in einer besonderen Sippe, als deren besonderes Merkmal der gerade abgeschnittene Schwanz und die sehr übereinstimmende Färbung gelten. Weitaus die meisten Arten gehören dieser Gruppe an, und auch unser heimatlicher Erdtheil beherbergt viele Glieder derselben, zu denen mehrere Besuchsvögel sich gesellen. Gemäß des mir vielfach nahe gelegten Wunsches, alle europäischen Vögel kurz zu beschreiben, führe ich nachstehend die einen wie die anderen auf.

Eine der größten von allen ist die Eismöve, auch Taucher- und Bürgermeistermöve oder Bürgermeister genannt (Larus glaucus, consul, glacialis, giganteus, leuceretes und Hutchensii, Glaucus consul, Leucus, Laroides und Plautus glaucus). Mantel und Rücken sind zart und sanft licht blaugrau oder mövenblau, die großen Schwingen, welche bei zusammengelegtem Flügel den Schwanz kaum überragen, hell bläulichgrau, alle übrigen Theile weiß. Das Auge ist strohgelb, der Schnabel citrongelb, der Unterschnabel über dem vorspringenden Winkel durch einen rothen Längsfleck geziert, der Fuß blaßgelb. Das Winterkleid ist auf dem Halse verloschen bräunlich gefleckt, das Jugendkleid auf trübweißem Grunde grau und graubräunlich gestreift, gewellt und gefleckt; die großen Schwingen sind licht bräunlichgrau. Die Länge beträgt etwa fünfundsiebzig, die Breite einhundertundsiebzig, die Fittiglänge siebenundvierzig, die Schwanzlänge zweiundzwanzig Centimeter.

Die Heimat dieser schönen Möve ist der hohe Norden beider Welten; das Wandergebiet erstreckt sich bis zur Breite des Nordrandes von Afrika; die Mehrzahl überwintert jedoch bereits auf Island und in Nordskandinavien oder verläßt überhaupt die Heimat nicht.

Die verwandte Polarmöve oder Weißschwingenmöve (Larus leucopterus, glaucoides, islandicus, arcticus und minor, Laroides leucopterus, subleucopterus und glaucoides, Leucus, Plautus und Glaucus leucopterus) unterscheidet sich durch geringere Größe und längere Flügel, welche den Schwanz um mehrere Centimeter überragen, die reinweißen Handschwingen und die röthlichen Füße, im Jugendkleide durch die blaßbräunlich grauweißen, vor der weißen

Spitze mit einem dunkeln Mondfleckchen gezeichneten Schwingen. Die Länge beträgt höchstens fünfundsechzig, die Breite einhundertsechsunddreißig, die Fittiglänge dreiundvierzig, die Schwanzlänge neunzehn Centimeter.

Auch diese Art ist im hohen Norden heimisch und erscheint nicht allwinterlich an unseren Küsten.

Von beiden Arten unterscheidet sich die Silbermöve, auch Blaumantel und Raukallenbeck genannt (Larus argentatus, argenteus, argentatoides und Smithsonianus, Laroides argentatus, argenteus, argentaceus, argentatoides, major und americanus, Glaucus argentatus und argentatoides), durch etwas dunkler blauen Mantel, die am Ende weiß gesäumten Schulter- und großen Oberflügeldeckfedern und die Färbung der Handschwingen, deren beide erste fast gänzlich schwarz und an dem weißen Ende durch ein schwarzes Band geziert, deren übrige dagegen nach hinten zunehmend grau, vor der Spitze schwarz und an ihr weiß sind. Der Fuß ist blaß fleischfarbig. Das Jugendkleid ähnelt dem der Verwandten, ist jedoch merklich lichter. Die Länge beträgt fünfundsechzig, die Breite einhundertfünfundvierzig, die Fittiglänge fünfundvierzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter.

Die Nordsee und das Südliche Eismeer beherbergen die Silbermöve in Menge; außerdem kommt sie an den Küsten Nordamerikas, auf ihrem Winterzuge aber an allen Küsten Europas, oft auch tief im Lande, im Mittel- und Schwarzen Meere vor.

Im hohen Norden Amerikas, namentlich in Grönland, vertritt die Schiefermöve (Larus affinis), welche neuerdings auf Helgoland erlegt wurde, die Stelle der Silbermöve. Sie unterscheidet sich von letzterer durch die längere Flügelspitze und den matt schiefergrauen Mantel, auch durch merklich geringere Größe.

Eine andere Verwandte der Silbermöve ist die Graumantelmöve (Larus leucophaeus, cachinnans und Michahellesii, Laroides leucophaeus und Michahellesii, Glaucus leucophaeus und Michahellesii). Sie unterscheidet sich von jener einzig und allein durch den mehr mäuse- als blaugrauen Mantel und die hell ockergelben Füße, das Jugendkleid von dem der Silbermöve aber gar nicht. Die Länge beträgt vierundsechzig, die Fittiglänge dreiundvierzig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter.

Ihre Heimat ist das Mittelländische, Schwarze und Kaspische Meer, von wo aus sie die einmündenden Ströme besucht und dann auch wohl in benachbarte Flußgebiete hinüberstreift.

Demselben Gebiete gehört die Röthelsilbermöve (Larus Audouini, Payraudei, Laroides, Leucus, Glaucus, Gavia und Gavina Audouini) an. Rücken und Mantel sind lebhaft mövenblau, die beiden ersten Handschwingen an der Spitze durch einen großen weißen Fleck geziert, die übrigen matt aschgrau, gegen die Spitze hin schwarz, an ihr weiß, Armschwingen und Schulterfedern an der Spitze bläulichweiß, alle übrigen Theile weiß, die unteren zart morgenroth überhaucht. Im Winterkleide zeigen die Nackenfedern dunkle Schaftstriche, und der röthliche Anflug fehlt. Das Auge ist braun, der lackrothe Schnabel vor der Spitze durch eine dunkle Querbinde geziert, der Fuß schwarz.

Das Verbreitungsgebiet scheint sich auf das Mittelmeer zu beschränken; von ihm aus besucht die schöne Möve höchstens einmündende Ströme, beispielsweise den Nil.

Besonders lebhaft ist der rosenrothe Anflug bei der Rosensilbermöve (Larus gelastes, leucocephalus, tenuirostris, columbinus, subroseus, arabicus, Genei, Lambruschini und Brehmii, Gelastes rubriventris, columbinus und Lambruschini, Xema gelastes, Genei und Lambruschini, Gavia und Chroicocephalus gelastes), indem er hier über die ganze



Mantel- und Silbermöve.

Unterseite sich verbreitet und bis zum Blaßrosenroth dunkelt. Mantel und Rücken sind mövenblau, Kopf, Hals und Schwanz weiß, die vier vorderen Handschwingen, mit Ausnahme der ersten, außen schwarzen, an der Außenfahne weiß, die übrigen mövenblau, alle innen bräunlich aschgrau und an der Spitze schwarz. Am Winterkleide bemerkt man nur einen Anhauch der rosenrothen Färbung. Das Auge ist perlweiß, bei jüngeren Vögeln hellbraun, der Schnabel korallroth, der Fuß lackroth. Die Länge beträgt fünfundvierzig, die Breite einhundertundzwei, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter.

Auch die Rosensilbermöve bewohnt das Mittelländische Meer, verbreitet sich von hier aus aber durch das Schwarze bis zum Kaspischen Meere und andererseits bis zu den indischen und nordwestafrikanischen Küsten.

Wiederum im Norden lebt die Sturmmöve, auch Wintermöve und Stromvogel genannt (Larus canus, cinereus, hybernus, procellosus, cyanorhynchus, niveus, kamtschatkensis und Heinei, Gavia hyberna, Rissa nivea). Der Mantel ist zart mövenblau, das übrige Kleingefieder sammt Schwanz weiß, die erste Handschwinge schwarz, vor der Spitze breit, die zweite, ebenso gefärbte, schmäler, die dritte noch weniger weiß, wogegen die übrigen größtentheils grau, nur gegen die Spitze hin schwarz und, wie alle Fittigfedern überhaupt, hier weiß gesäumt sind. Im Winterkleide zeigen Kopf, Hinterhals und die Brustseiten auf weißem Grunde graue Flecke; das Jugendkleid ist oberseits dunkel braungrau, auf dem Kropfe und an den Seiten mit großen graubraunen Flecken besetzt, die vordere Schwanzhälfte wie die Schwingenspitze braunschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel schmutziggrau, an der Spitze gelb, bei jungen Vögeln schwarz, der Fuß blaugrünlich bis grünlichgelb. Die Länge beträgt fünfundvierzig, die Breite einhundertundzwölf, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Das Brutgebiet der Sturmmöve erstreckt sich von der Breite der norddeutschen Küsten an über den Norden der Alten Welt; das Wandergebiet umfaßt ganz Europa, den größten Theil Asiens und Nordafrika. Sie besucht auch weit von der Küste entfernte Binnengewässer.

Unter den Möven mit dunkler Oberseite ist die Mantelmöve, auch Riesen-, Fisch- und Falkenmöve, Schwarzmantel und Wagel genannt (Larus marinus, naevius, maculatus, maximus, Muelleri und Fabricii, Dominicanus marinus), die größte. Kopf, Hals und Nacken, die ganze Unterseite, der Unterrücken und der Schwanz sind blendendweiß, der Oberrücken und der Flügel schieferblauschwarz, die Spitzen der Schwungfedern weiß. Im Jugendkleide sind Kopf, Hals und Unterseite auf weißem Grunde gelblich und bräunlich in die Länge gestreift und gefleckt, der Rücken und die Oberflügeldeckfedern braungrau, lichter gerandet, die Schwingen und Steuerfedern schwarz, letztere weiß gezeichnet. Das Auge ist silbergrau, der Augenring zinnoberroth, der Schnabel gelb, am Unterschnabel vor der Spitze roth, der Fuß licht graugelb. Die Länge beträgt dreiundsiebzig, die Breite einhundertundsiebzig, die Fittiglänge funfzig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter.

Der Norden der Erde, zwischen dem siebzigsten und sechzigsten Grade, ist das Vaterland dieser Möve. Während des Winters besucht sie regelmäßig die Küsten der Nord- und Ostsee, streicht denselben entlang auch bis Südeuropa und noch weiter hinab; während des Sommers trifft man alte Vögel ihrer Art nur höchst selten südlich des funfzigsten Grades. Im Binnenlande kommt sie zuweilen als Irrling vor.

Ihre nächste Verwandte ist die Heringsmöve (Larus fuscus und flavipes, Laroides fuscus, melanotos und harengorum, Leucus, Dominicanus und Clupeilarus fuscus), welche sich durch merklich geringere Größe, den Schwanz überragende Fittige, schmälere weiße Endbinden an den Schwingen und lebhaft gelb gefärbte Füße von ihr unterscheidet. Ihre Länge beträgt

höchstens sechzig, die Breite einhundertundvierzig, die Fittiglänge vierzig, die Schwanzlänge funfzehn Centimeter.

Sie bewohnt alle Meere Europas und verbreitet sich von China bis Westafrika.

Raummangel gebietet mir, auf eine Lebensschilderung der Mantelmöve mich zu beschränken. Unter den Verwandten ist sie, ihrer Größe entsprechend, eine der ernstesten und ruhigsten Arten, jedoch weder leiblich noch geistig träge, sondern im Gegentheile bewegungslustig und regsam. Sie geht gut, wadet auch tief in seichtem Wasser umher, schwimmt gern und viel, selbst bei hohem Wogengange, schläft sogar im Schwimmen, fliegt zwar langsam, aber doch keineswegs schwerfällig, vielmehr leicht und ausdauernd, schwingt die ausgestreckten Flügel in langsamen Schlägen, schwebt dann auf weite Strecken hin, entweder kreisend oder gegen den Wind ansteigend und sich senkend, läßt sich durch den ärgsten Sturm nicht beirren und stößt, wenn sie Beute gewahrt, mit großer Kraft aus ziemlicher Höhe auf das Wasser herab, bis zu einer gewissen Tiefe in dasselbe eindringend. An Selbstbewußtsein und Muth, aber auch an Raublust, Gier und Gefräßigkeit übertrifft sie die meisten Verwandten; dabei ist sie neidisch, hämisch und verhältnismäßig ungesellig, obgleich sie nur ausnahmsweise einzeln gesehen wird. Dem Menschen weicht sie außer der Brutzeit ebenso vorsichtig aus, als sie ihn während derselben muthig angreift. Ihre Stimme klingt tief und heiser, wie „Ach, ach, ach", in der Erregung wie „Kjau", welch letzterer Ausdruck aber sehr verschieden betont werden kann.

Fische verschiedener Größe bilden ihre Hauptnahrung, Aas von Säugethieren oder Fischen eine sehr beliebte Speise; nebenbei fängt sie Lemminge, junge und kranke Vögel, welche sie erlangen kann, raubt schwächeren Seevögeln die Eier weg oder sucht am Strande allerlei Gewürm und Kleingethier zusammen. Sind ihr die Schalen gewisser Krebse und Weichthiere zu hart, so fliegt sie mit der Beute auf und läßt sie aus bedeutender Höhe herab auf Felsen fallen, um sie zu zerschellen. In der Gefangenschaft gewöhnt sie sich bald an Brod und sieht in diesem schließlich einen Leckerbissen.

Während meiner Reise in Norwegen und Lappland habe ich die Mantelmöve oft gesehen, ihre Brutplätze aber erst im nördlichsten Theile des Landes, am Porsangerfjord, gefunden. Einzelne Silbermöven, ihre gewöhnlichen Nistgefährten, beobachtete ich auch schon auf den Vogelbergen der Lofoten und hier stets auf dem Gipfel der Berge; Mantelmöven aber konnte ich trotz des eifrigsten Suchens nicht entdecken. Eine Insel im Porsangerfjord wurde von mehreren hundert der beiden Arten bevölkert. Die Nester standen auf dem Moorboden nicht gerade nahe zusammen, aber doch auch selten weiter als funfzig Schritte von einander entfernt, die von beiden Arten zwischen und neben einander, als ob die ganze Ansiedelung nur von einer einzigen Art gebildet worden wäre. Mehrere waren sehr hübsch gerundete und auch mit feinen Flechten sorgfältig ausgekleidete Vertiefungen, andere nachlässiger gebaut. Drei große, durchschnittlich etwa achtzig Millimeter lange, fünfundfunfzig Millimeter dicke, starkschalige, grobkörnige, glanzlose, auf grünlichgrauem Grunde braun und aschgrau, öl- und schwarzbraun getüpfelte und gefleckte Eier bildeten das Gelege und wurden von beiden Eltern ängstlich und sorgfältig bewacht.

Ein ungeheuerer Aufruhr erhob sich, als ich die Insel betrat. Diejenigen, welche gerade mit Brüten beschäftigt waren, blieben sitzen und ließen mich bis auf wenige Schritte an sich herankommen, gleichsam, als hofften sie, daß mich die wachthabenden zurückschrecken würden. Letztere hatten sich unter lautem Geschreie erhoben und umschwebten mich in geringer Entfernung, beständig von oben nach mir herabstoßend, dann wieder sich erhebend, kreisend und von neuem zum Angriffe übergehend. Mehrere Male flogen sie so dicht an meinem Kopfe vorüber, daß ich mit den Flügelspitzen berührt wurde; zu einem Angriffe mit dem scharfen Schnabel erdreisteten sie sich jedoch nicht. In mehreren Nestern befanden sich kleine Junge, welche sich bei Annäherung sofort zwischen den Flechten und Grashalmen zu verbergen suchten und auch in der That trefflich verbargen.

Später habe ich das Brutgeschäft an meinen sehr zahmen Pfleglingen beobachten können. Das Paar hatte sich einen geeigneten Platz des Geheges, welcher durch einen Busch verdeckt war,

zum Nisten ausgesucht, hier eine vorgefundene Vertiefung einfach ausgekleidet und drei Eier gelegt. Letztere wurden vorzugsweise vom Weibchen bebrütet; das Männchen hielt sich jedoch stets in dessen Nähe auf und verrieth es jenem sofort, wenn ich mich nahte. Um andere Menschen bekümmerte das Paar sich nicht; denn es hatte bald erfahren, daß ich allein zum Störenfriede wurde. Näherte ich mich dem Neste mehr als gewöhnlich, so eilten beide Eltern schreiend auf mich zu, griffen mich dreist an und bissen mich, zuweilen sehr empfindlich, in die Beine. Nach sechsundzwanzigtägiger Brutzeit schlüpften die Jungen aus, wurden bald nach dem Abtrocknen aus dem Neste geführt, anfänglich aber jeden Abend wieder in dasselbe zurückgebracht. Uebertages treiben sie sich zwischen dem Gebüsche umher, jede Warnung ihrer Eltern sofort beachtend. Letztere kannten meine Stimme so genau, daß ich sie bloß anzureden brauchte, um ihre Besorgnis wachzurufen. Auf den Anruf kamen beide unter lautem „Djau, kau — achachachach" auf mich zu und versuchten meine Aufmerksamkeit von den Jungen, welche sich inzwischen gedrückt hatten, abzulenken. Ihre Sorgfalt für die Pfleglinge minderte sich nach und nach einigermaßen; jedoch eilten sie, auch nachdem die Jungen bereits vollständig erwachsen, sofort herbei, wenn jemand diesen zu nahe kam. Alle übrigen Vögel desselben Geheges wurden in ehrerbietiger Ferne gehalten, so lange die Brutzeit währte.

Eine eigenthümliche Beobachtung, welche sich jedoch auf die Silbermöve bezieht, hat Audubon gemacht. Da nämlich, wo die großen Möven wiederholt beim Brüten gestört und bezüglich ihrer Eier beraubt worden sind, wählen sie sich, wenn sie es haben können, Baumwipfel zur Anlage ihrer Nester aus und nisten dann oft in bedeutender Höhe über dem Boden.

Von Feinden haben die Fischermöven wenig zu leiden: an die größeren Arten dieser Gruppe wagen sich höchstens Seeadler oder die Raubmöven; aber auch die letzteren werden oft sehr übel empfangen und müssen unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Mensch nimmt ihnen wohl die Eier weg, verfolgt sie selbst jedoch nicht.

Kappenmöven (Chroicocephalus) nennt man diejenigen Arten der Familie, bei denen im Hochzeitskleide Kopf und Oberhals kappenartig dunkel gefärbt sind. Unter den hierher zu zählenden, denen man übrigens den Rang einer Sippe nicht zugestehen darf, ist die Fischermöve (Larus ichthyaëtus und chroicocephalus, Xema und Chroicocephalus ichthyaëtus, Ichthyaëtus Pallasii) die größte. Kopf, Vorderhals und Genick sind rußschwarz, Hals, Unternacken, Mittelrücken, Bürzel, alle Untertheile und der Schwanz weiß, die Mantelfedern mövenblau, die Handschwingen, mit Ausnahme der ersten, außen schwarzen, weiß, die fünf bis sechs ersten vor der Spitze durch eine breite schwarze Binde geziert, die hinteren Armschwingen mövenblau, an der Spitze weiß gerandet. Im Winterkleide ist die schwarze Kappe nur durch wenige dunklere Federn angedeutet. Das Auge ist braun, der Schnabel orangegelb, vor der Spitze durch einen rothen Fleck geschmückt, der Fuß gelb. Die Länge beträgt siebzig, die Fittiglänge achtundvierzig, die Schwanzlänge neunzehn Centimeter.

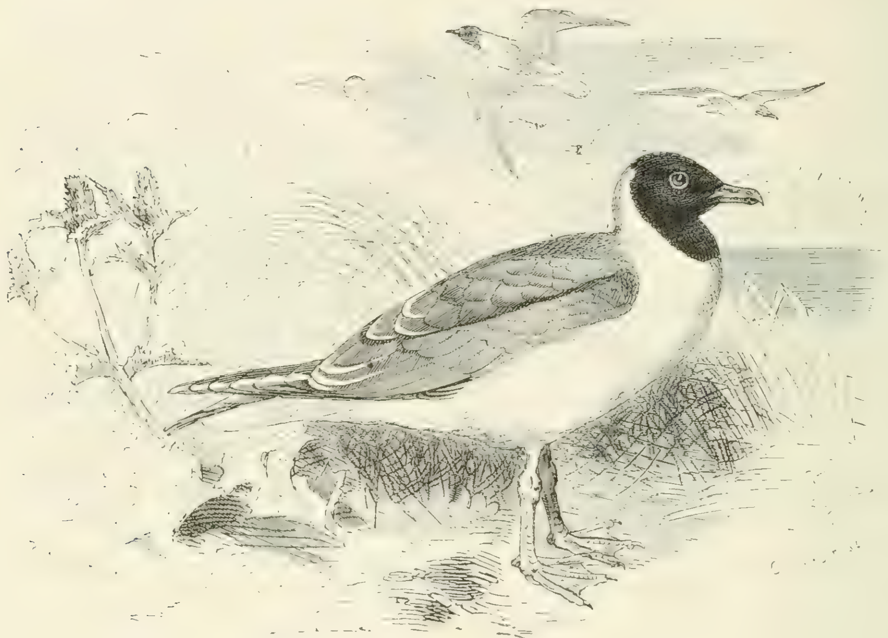
Aus der Aralokaspischen Niederung, ihrem Brutgebiete, kommend, besucht die Fischermöve im Winter das Schwarze und Mittelländische Meer, seine Strandseen und die Ströme wie die Süßgewässer Nordindiens und gelangt gelegentlich ihres Zuges zuweilen nach Westeuropa.

Ungleich weiter verbreitet und deshalb viel genauer bekannt ist die Lachmöve, auch Seekrähe, Holbrod, Mohrenkopf und Gyritz genannt (Larus ridibundus, canescens, erythropus, capistratus und cahiricus, Chroicocephalus ridibundus, capistratus, pileatus und minor, Xema ridibundum, pileatum und capistratum, Gavia ridibunda und capistrata). Oberkopf und Vorderhals sind rußbraun, Nacken, Unterseite, Schwanz und Schwingen bis gegen die Spitze hin weiß, die Federn des Mantels mövenblau, die Schwingenspitzen schwarz. Das Auge ist dunkelbraun, der Augenring roth, der Schnabel und Fuß lackroth. Im Winterkleide fehlt die Kappe; der Hinterhals ist grau, ein Fleck hinter dem Ohre dunkelgrau, der Schnabel wie der Fuß blasser

als im Frühlinge. Im Jugendkleide ist die Oberseite bräunlich. Die Länge beträgt zweiundvierzig, die Breite vierundneunzig, die Fittiglänge einunddreißig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Die Lachmöve tritt erst diesseit des sechzigsten Grades der Breite häufig auf und ist von hier an bis gegen den dreißigsten hin Brutvogel. Als solcher bewohnt sie alle geeigneten Binnengewässer Europas, Asiens und Amerikas in entsprechend gleicher Häufigkeit.

Im Mittelmeere, zumal in Italien und der Türkei, vertritt die Hutmöve oder Kapuzinermöve (Larus melanocephalus und atricilloides, Chroicocephalus melanocephalus



Lachmöve (Larus ridibundus). 1/4 natürl. Größe.

und caniceps, Xema melanocephalon und caniceps, Gavia melanocephala und affinis) unsere deutsche Art. Sie unterscheidet sich von dieser durch etwas stärkeren Schnabel, rußschwarze Kappe, schwarze Außenfahne der ersten Schwinge und rosenröthlichen Anflug der Untertheile. Ihre Größe ist die der Lachmöve.

Ein reizender Vogel ist die Zwergmöve (Larus minutus, nigrotis und Dorbignii, Xema minutum, Gavia minuta, Chroicocephalus und Hydrocolaeus minutus), die kleinste aller bekannten Möven. Ihre Kappe ist tief rußschwarz, der Mantel zart mövenblau, der Nacken weiß, die Unterseite weiß, rosenroth überhaucht, der Schwanz weiß; die mövenblauen Schwingen haben breite weiße Spitzen. Im Winterkleide ist die Kappe nur angedeutet und die Unterseite weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel schwärzlich roth, der Fuß korallroth. Die Länge beträgt achtundzwanzig, die Breite siebzig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Als der Brennpunkt des Brutgebietes dieser überaus zierlichen Möve ist Osteuropa und Westsibirien anzusehen; von hier aus besucht sie im Winter Südasien, Südeuropa und Nordafrika.

Außer den vorstehend beschriebenen Kappenmöven werden noch die aus dem südlichen Rothen und dem Indischen Meere stammende Weißaugenmöve (Larus leucophthalmus) und die

im Norden Amerikas heimische Kapuzenmöve (Larus atricilla), als in Europa vorkommend, aufgeführt; beider Vorkommen scheint mir jedoch nicht erwiesen zu sein.

In vergangenen Zeiten war die Lachmöve, deren Lebensschilderung ein ziemlich richtiges Bild des Wesens und Gebarens aller Kappenmöven geben dürfte, an den Seen und Teichen Deutschlands ein wohlbekannter Vogel; gegenwärtig ist sie durch den zunehmenden Anbau des Bodens aus vielen Gegenden verdrängt worden, besucht dieselben aber noch regelmäßig während ihres Zuges. In Südeuropa verweilt sie jahraus jahrein; unsere Breiten verläßt sie im Oktober und November, um den Winter in den Mittelmeerländern zuzubringen. Gegen die Eisschmelze kehrt sie zurück, in günstigen Jahren bereits im März, sonst in den ersten Tagen des April. Die älteren Paare haben schon in der Winterherberge ihre Ehe geschlossen und treffen gemeinschaftlich am Brutplatze ein; die jüngeren scheinen sich hier erst zu vereinigen, und die noch nicht brutfähigen schweifen im Lande umher. Das Meer besuchen sie nur während des Winters; denn selten kommt es vor, daß sie auf einer Insel nahe der Küste brüten. Süße Gewässer, welche von Feldern umgeben werden, bilden ihre liebsten Wohnsitze.

Ihre Bewegungen sind im höchsten Grade anmuthig, gewandt und leicht. Sie geht rasch und anhaltend, oft stundenlang dem Pflüger folgend oder sich auf den Wiesen oder Feldern mit Kerbthierfange beschäftigend, schwimmt höchst zierlich, wenn auch nicht gerade rasch, und fliegt sanft, gewandt, gleichsam behaglich, jedenfalls ohne sichtliche Anstrengung, unter den mannigfaltigsten Schwenkungen durch die Luft. Man muß sie einen vorsichtigen und etwas mißtrauischen Vogel nennen; gleichwohl siedelt sie sich gern in unmittelbarer Nähe des Menschen an, vergewissert sich von dessen Gesinnungen und richtet danach ihr Benehmen ein. In allen Ortschaften, welche nahe ihren Brutgewässern oder am Meere liegen, lernt man sie als halben Hausvogel kennen: sie treibt sich hier sorglos vor, ja unter den Menschen umher, weil sie weiß, daß niemand ihr etwas zu Leide thut; aber sie nimmt jede Mißhandlung, welche ihr zugefügt wird, sehr übel und vergißt eine ihr angethane Unbill so leicht nicht wieder. Mit ihresgleichen lebt sie im besten Einvernehmen, obgleich auch bei ihr Neid und Habgier vorherrschende Züge des Wesens sind; mit anderen Vögeln dagegen verkehrt sie nicht gern, meidet daher so viel wie möglich deren Gesellschaft und greift diejenigen, welche ihr nahen, mit vereinten Kräften an. Da, wo sie mit anderen Mövenarten eine und dieselbe Insel bewohnt, fällt sie über die Verwandten, welche sich ihrem Gebiete nähern, grimmig her, wird aber auch andererseits in ähnlicher Weise empfangen. Raubvögel, Raben und Krähen, Reiher, Störche, Enten und andere unschuldige Wasserbewohner gelten in ihren Augen ebenfalls als Feinde. Die Stimme ist so mißlautend, daß der Name Seekrähe durch sie erklärlich wird. Ein kreischendes „Kriäh“ ist der Lockton; die Unterhaltungslaute klingen wie „Kek“ oder „Scherr“; der Ausdruck der Wuth ist ein kreischendes „Kerreckeckeck“ oder ein heiseres „Girr“, auf welches das „Kriäh“ zu folgen pflegt.

Kerbthiere und kleine Fischchen bilden wohl die Hauptnahrung der Lachmöve; eine Maus jedoch wird auch nicht verschmäht und ein Aas nicht unberücksichtigt gelassen. Ihre Jungen füttert sie fast nur mit Kerbthieren groß. Ungeachtet ihrer Schwäche wagt sie sich an ziemlich große Thiere, zerkleinert auch geschickt größere Fleischmassen in mundgerechte Brocken. Obschon sie Pflanzenstoffe verschmäht, gewöhnt sie sich doch bald an Brod und frißt es mit der Zeit ungemein gern. Ihre Jagd betreibt sie während des ganzen Tages, da sie abwechselnd ruht, abwechselnd wieder umherschwärmt. Von einem Binnengewässer aus fliegt sie auf Feld und Wiesen hinaus, folgt dem Pflüger stundenlang, um Engerlinge aufzulesen, streicht dicht über dem Grase oder dem Wasser hin, um Kerbthiere und Fische zu erbeuten, und erhascht überall etwas, kehrt dann zum Wasser zurück, um hier zu trinken und sich zu baden, verdaut währenddem und beginnt einen neuen Jagdzug. Beim Ab- und Zufliegen pflegt sie bestimmte Straßen einzuhalten oder bald diese, bald jene Gegend zu besuchen.

Zu Ende des April beginnt das Brutgeschäft, nachdem die Paare unter vielem Zanken und Plärren über die Nistplätze sich geeinigt haben. Niemals brütet die Lachmöve einzeln, selten in

kleinen Gesellschaften, gewöhnlich in sehr bedeutenden Scharen, in solchen von hunderten und tausenden, welche sich auf einem kleinen Raume möglichst dicht zusammendrängen. Die Nester stehen auf kleinen, von flachem Wasser oder Moraste umgebenen Schilf- oder Binsenbüschen, alten Rohrstoppeln oder Haufen zusammengetriebenen Röhrichtes, unter Umständen auch im Sumpfe zwischen dem Grase, selbstverständlich nur auf schwer zugänglichen Stellen. Durch Niederdrücken einzelner Schilf- und Grasbüsche wird der Bau begonnen, durch Herbeischaffen von Schilf, Rohr, Stroh und dergleichen weiter geführt, mit einer Auskleidung der Mulde beendet. Im Anfange des Mai enthält jedes Nest vier bis fünf verhältnismäßig große, durchschnittlich funfzig Millimeter lange, sechsunddreißig Millimeter dicke, auf bleich ölgrünem Grunde mit röthlichaschgrauen, dunkel braungrauen und ähnlichfarbigen Flecken, Tüpfeln und Punkten bezeichnete, in Gestalt, Färbung und Zeichnung mannigfach abändernde Eier. Beide Geschlechter brüten abwechselnd, anhaltend jedoch nur des Nachts; denn in den Mittagsstunden halten sie die Sonnenwärme für genügend. Nach achtzehntägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen; drei bis vier Wochen später sind sie flügge geworden. Da, wo die Nester vom Wasser umgeben werden, verlassen sie das Nest in den ersten Tagen ihres Lebens nicht, auf kleinen Inseln hingegen laufen sie gern aus demselben heraus und dann munter auf dem festen Lande umher. Wenn sie eine Woche alt geworden sind, wagen sie sich auch wohl schon ins Wasser; in der zweiten Woche beginnen sie bereits umherzuflattern, in der dritten zeigen sie sich ziemlich selbständig. Ihre Eltern sind im höchsten Grade besorgt um sie und wittern fortwährend Gefahr. Jeder Raubvogel, welcher von fern sich zeigt, jede Krähe, jeder Reiher erregt sie; ein ungeheueres Geschrei erhebt sich, selbst die brütenden verlassen die Eier, eine dichte Wolke schwärmt empor: und alles stürzt auf den Feind los und wendet alle Mittel an, ihn zu verjagen. Auf den Hund oder den Fuchs stoßen sie mit Wuth herab; einen sich nahenden Menschen umschwärmen sie in engen Kreisen. Mit wahrer Freude verfolgen sie denjenigen, welcher sich zurückzieht. Erst nach und nach tritt eine gewisse Ruhe und verhältnismäßige Stille wieder ein.

Im Norden Deutschlands ist es üblich, an einem gewissen Tage gegen die harmlosen Lachmöven zu Felde zu ziehen und einen Vernichtungskrieg gegen sie zu eröffnen, welcher hunderten das Leben kostet, glücklicherweise aber auch einem und dem anderen der Theilnehmer einen Schrotschuß mit einbringt. Das nutzlose Blutvergießen, welches unter dem Namen „Mövenschießen" als Volksfest gefeiert wird, erinnert an die Roheit der Südeuropäer und läßt sich in keiner Weise entschuldigen. Die Lachmöven gehören nicht, wie man früher hier und da wohl glaubte, zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Vögeln, welche, so lange sie leben, unseren Feldern nur Vortheil bringen. Die wenigen Fischchen, welche sie wegfangen, kommen der zahllosen Menge von Kerbthieren gegenüber, welche sie vertilgen, gar nicht in Betracht; man sollte sie also schonen, auch wenn man sich nicht zu der Anschauung erheben kann, daß sie eine wahre Zierde unserer ohnehin armen Gewässer bilden.

Gefangene Lachmöven sind allerliebst, namentlich wenn man jung aus dem Neste gehobene in seine Pflege nimmt. Diese verlangen allerdings zu ihrer Unterhaltung Fleisch- und Fischkost, gewöhnen sich aber nebenbei auch an Brod, so daß ihre Unterhaltung in Wirklichkeit nicht viel kostet. Beschäftigt man sich eingehend mit ihnen, so werden sie bald außerordentlich zahm, laufen dem Pfleger wie ein Hund auf dem Fuße nach, begrüßen ihn freudig, wenn er sich zeigt, und folgen ihm später fliegend durch das Gehöft und den Garten, auch wohl auf das Feld hinaus. Bis gegen den Spätherbst hin verlassen sie den Wohnplatz, welchen man ihnen angewiesen, nicht; sie entfernen sich wohl zeitweilig und treiben sich auch weit in der Umgegend umher, kehren aber immer wieder zur bestimmten Fütterungsstunde zurück. Finden sie unterwegs Artgenossen, so versuchen sie diese mitzubringen und wissen in der Regel deren Mißtrauen so vollständig zu beseitigen, daß die Wildlinge scheinbar alle Scheu vor dem Menschen ablegen und sich wenigstens eine Zeitlang in dem Gehege ihrer gezähmten Schwestern aufhalten; ungestört kehren sie dann

gern wieder zurück, und schließlich kann man, Dank seinen Pfleglingen, tagtäglich so viele Besucher erhalten, daß besondere Vorkehrungen nöthig werden, sie auch entsprechend zu bewirten.

*

Schlanker Leibesbau, langer Flügel und Schwanz, niederer Fuß und kurze Schwimmhäute kennzeichnen die Eisfeldmöven (Pagophila), welche sich auch durch das im Alter reinweiße Gefieder sehr auszeichnen.

Die Elfenbeinmöve, auch Schneemöve und Rathsherr genannt (Pagophila eburnea, brachytarsa und nivea, Larus eburneus, albus und brachytarsus, Gavia eburnea und brachytarsa, Cetosparactes eburneus), ist reinweiß, auf den Schwingen zuweilen rosenroth überhaucht, das Auge gelb, der Augenring karmesinroth, der Schnabel von der Wurzel bis zur Hälfte seiner Länge bläulich, an der Spitze rothgelb, ein Ring vor den Nasenlöchern grünlichgelb, der Fuß schwarz. Im Jugendkleide sind Kopf und Hals graulich, die Federn des Mantels, die Schwingen- und Steuerfedernspitzen schwarz gefleckt. Die Länge beträgt zweiundfunfzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge zweiunddreißig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Der hohe Norden der Erde ist der gewöhnliche Aufenthalt dieser Möve; von hier aus kommt sie, immer aber selten, als Irrling in niederere Breiten herab. Man hat sie auf Spitzbergen, im asiatischen Eismeere, im Norden Grönlands regelmäßig beobachtet, findet sie aber schon auf Island nicht mehr. Auf Grönland ist sie, laut Holboell, nicht gerade selten und während und nach den schweren Herbst- und Winterstürmen zeigt sie sich zuweilen in Menge. Wie alle hochnordischen Vögel ist sie sehr einfältig und leicht zu fangen; denn sie kennt die Gefährlichkeit des Menschen nicht. „Erwiesen ist es", sagt Holboell, „daß man sie, wenn man ein Stück Speck an eine Schnur bindet und dieses ins Wasser wirft, oft sehr nahe an sich heranlocken und mit Händen greifen kann; ja, ein Grönländer, welcher mir eine junge brachte, erzählte mir, er habe sie dadurch geködert, daß er seine Zunge hervorstreckte und bewegte, worauf er sie mit seinem Ruder erschlug." Malmgren berichtet ausführlicher. Diese ausgezeichnet schöne Möve, so ungefähr sagt dieser Forscher, dürfte nur ausnahmsweise das Treibeisgebiet des nördlichen Meeres verlassen. In Spitzbergen ist sie gemein; doch sieht man sie selten anderswo als in der Nähe des Eises. Sie setzt sich, wie schon der alte Seefahrer Martens beobachtete, niemals auf das Wasser, wie andere Möven, sondern hält sich stets an der Eiskante. Ihren Raub nimmt sie fliegend geschickt mit dem Schnabel vom Wasser auf. Sie und der Eissturmvogel finden sich in Menge da ein, wo ein Walroß oder eine Robbe zerlegt wird, und sie sind dann so wenig scheu, daß man sie durch Vorwerfen von Speckstücken so nahe heranlocken kann, als man will. Bei diesen Zerlegungsstellen schwimmt der Eissturmvogel im Wasser umher, während die Elfenbeinmöve neben ihm auf dem Eise steht oder fliegend umherschwebt. Sie frißt gern von den Leichen der durch die Walroßjäger getödteten Thiere und nimmt auch vorlieb mit den Bissen, welche von den Mahlzeiten der Eisbären übrig bleiben: ihre wichtigste Nahrung aber besteht, wie Martens ebenfalls angibt, in dem Kothe der Robben und Walrosse. Sie verweilt lange bei den Löchern in dem festen Eise, durch welche die Robben aufzusteigen pflegen, in geduldiger Erwartung der Seehunde. Ihrer drei bis fünf sitzen hier zusammen, rund um jede Oeffnung, still und unbeweglich, mit dem Kopfe dem Loche zugewendet, durch welches die Robbe kommen soll. Es scheint dann wirklich, als ob sie, um einen runden Tisch sitzend, Rath hielten, und ohne Zweifel hat diese ihre Sitte Anlaß gegeben zu dem von Martens (1675) ihnen gegebenen sonderbaren Namen „Rathsherr". Rund um das Loch im Eise sind die Ruheplätze der Robben vom Kothe derselben braun gefärbt, dieser aber ist größtentheils von den Vögeln verzehrt.

Malmgren fand am siebenten Juli am nördlichen Strande der Murchisonsbai, und zwar an einer hohen und scharfen Wand eines Kalkfelsens, eine Menge von Elfenbeinmöven. Eis- und

Stummelmöven lebten unter ihnen und hatten den oberen Gürtel der Bergwand in Besitz genommen, während die Elfenbeinmöven sich niedriger in einer Höhe von funfzehn bis funfzig Meter über dem Meere in Ritzen und Klüften aufhielten. Man konnte deutlich merken, daß die Weibchen auf ihren Nestern saßen; diese aber waren unzugänglich, und erst am dreißigsten Juni gestatteten es die Umstände, einen Versuch zu machen, mit Hülfe eines langen Taues und nöthiger Unterstützung an die Niststelle zu kommen. Es wurden zwei von den am niedrigst stehenden Nestern erklommen und je ein Ei ausgehoben. Das Nest war kunstlos und ohne Zusammenhang; es bestand aus einer flachen, etwa zwanzig Centimeter breiten Vertiefung in dem losen Boden des Gesimses und war innen nachlässig mit trockenen Pflanzen, Gras, Moos und einigen Federn bedeckt. Die Eier waren stark bebrütet. Beide Weibchen wurden auf den Nestern geschossen. Die Männchen, welche im Anfange sichtbar waren, verschwanden, als man in die Nähe ihrer Nester gelangte.

*

„Wer noch nie einen von dreizehigen Möven besetzten Vogelberg sah", sagt Holboell, „kann sich ebensowenig einen Begriff von der eigenthümlichen Schönheit als von der Menge dieser Vögel machen. Man könnte einen solchen Mövenberg vielleicht mit einem riesenhaften Taubenschlage, bewohnt von Millionen gleichgefärbter Tauben, vergleichen. Der Berg Innjuatuk ist eine Viertelmeile lang und der ganzen Länge nach mehr oder minder stark mit verschiedenen Mövenarten besetzt und dies bis zu einer Höhe, daß man die obersten Vögel nur als kleine weiße Punkte erkennen kann." Kürzer und malerischer drückt sich Faber aus. „In Grimsös Vogelbergen nisten sie in solcher Menge, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie auffliegen, die Schären bedecken, wenn sie sitzen, die Ohren betäuben, wenn sie schreien, und den von Löffelkraut grünen Felsen weiß färben, wenn sie brüten." Als ich mich zur Reise nach Lappland anschickte, hatte ich selbstverständlich beider Schilderungen gelesen und die Wahrheit derselben auch nicht bezweifelt; das wahre Bild eines Mövenberges aber gewann ich doch erst an einem mir unvergeßlichen Tage, dem zweiundzwanzigsten Juli, welcher mich an dem Vorgebirge Svärholm, unweit des Nordkaps, vorüberführte; ich gewann es erst, nachdem mein liebenswürdiger Freund, der Führer des Postdampfschiffes, welches mich trug, eines seiner Geschütze abgefeuert hatte, um die Möven aufzuscheuchen. Eine gewaltige Wand war mir erschienen wie eine riesenhafte, mit Millionen kleiner weißer Pünktchen bedeckte Schiefertafel; unmittelbar nach dem Donner des Schusses lösten sich diese Pünktchen theilweise ab vom dunklen Grunde, wurden lebendig, zu Vögeln, zu blendenden Möven, und senkten sich minutenlang auf das Meer hernieder, so dicht, in einer so ununterbrochenen Folge, daß ich meinte, ein unerwarteter Schneesturm sei losgebrochen und wirbele riesenhafte Flocken vom Himmel hernieder. Minutenlang schneiete es Vögel, auf unabsehbare Ferne hin bedeckte sich das Meer mit ihnen, und noch erschien die Wand fast ebenso dicht betüpfelt als früher.

Die Stummelmöve oder Dreizehenmöve (Rissa tridactyla, cinerea, brachyrhyncha, borealis, minor, gregaria, nivea und Kotzebuii, Larus rissa, tridactylus, cinerarius, torquatus und gavia, Laroides tridactylus, rissa und minor, Cheimonia tridactyla) vertritt eine gleichnamige Sippe (Rissa), als deren wichtigstes Kennzeichen gelten muß, daß die Hinterzehe des Fußes fehlt oder doch nur angedeutet ist. Will man sonst noch nach unterscheidenden Merkmalen suchen, so kann man sie in dem schwächlichen Schnabel und den verhältnismäßig kurzen, aber langzehigen, also auch mit großen Schwimmhäuten versehenen Füßen finden. Das Gefieder des alten Vogels ist auf Kopf, Hals, Unterrücken, Schwanz und Unterseite blendendweiß, auf dem Mantel mövenblau; die Schwingen sind weißgrau, ihre Spitzen schwarz. Das Auge ist braun, der Augenring korallroth, der Schnabel citronengelb, am Mundwinkel blutroth, der Fuß schwarz, auf der Sohle gelblich. Nach der Herbstmauser färbt sich der Hinterhals blaugrau und ein rundlicher Fleck hinter dem Ohre schwarz. Im Jugendkleide ist der Mantel dunkelgrau, jede Feder

schwarz gerandet. Die Länge beträgt dreiundvierzig, die Breite einhundert, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Auch die Stummelmöve ist ein hochnordischer Vogel, verläßt aber im Winter das Eismeer und erscheint dann häufig an unseren Küsten, streicht auch bis in sehr niedere Breiten hinab. Im Binnenlande sieht man sie im Winter öfter als andere Seemöven, weil sie den Strömen und Flüssen bis tief ins Innere des Landes folgt und hier zuweilen in zahlreichen Gesellschaften auftritt. Auf Island und in Grönland gilt sie als das erste Zeichen des Frühlings; denn sie trifft, auch wenn noch grimmige Kälte herrscht, bereits zwischen dem achten und zwanzigsten März hier ein und bezieht sofort nach ihrer Ankunft die Vogelberge, gleichsam als wolle sich jedes Pärchen den ihm so nöthigen Nistplatz sichern. Wenn dann noch tiefer Schnee die Gesimse bedeckt, zeigt sie sich besonders unruhig und stößt ihr betäubendes Geschrei ununterbrochen aus. Bis zum November verweilt sie in der Heimat; hierauf verläßt sie die Fjorde, fliegt aber größtentheils nur bis ins offene Meer hinaus und läßt sich bloß durch die Noth zu weiteren Wanderungen treiben.

Im Betragen und in ihrem Wesen unterscheidet sich die Stummelmöve vielleicht nur durch die größere Geselligkeit und Schreilust wesentlich von ihren gleichgroßen Verwandten. Sie geht ziemlich schlecht und deshalb selten, schwimmt aber gern und anhaltend, auch beim ärgsten Wellengange, fliegt leicht, sanft, mannigfache und anmuthige Windungen ausführend, bald mit langsamen Flügelschwingungen, bald schwebend oder schwimmend, und stößt geschickt aus der Höhe auf das Wasser herab, um einen hochgehenden Fisch oder ein anderes Thier aufzunehmen. Ungewöhnlich, selbst innerhalb ihrer Familie, ist ihre Geselligkeit, welche wahrscheinlich durch ihr sanftes Wesen begründet wird. Einzelne Stummelmöven sieht man selten, zahlreiche Flüge viel häufiger, und alle Glieder der Gesellschaften scheinen im tiefsten Frieden zu leben. „Entspinnt sich ja einmal ein Zank zwischen zweien", sagt Naumann sehr richtig, „so ist er doch weiter nichts als ein augenblickliches Aufbrausen und geht sehr bald vorüber." In der That, man muß sich wundern über die verträglichen Geschöpfe; man wird entzückt, wenn man sieht, wie Millionen unter einander leben, zwar plärrend und kreischend, aber doch ohne sich zu zanken, wie vielmehr jeder sich bemüht, in der Gesammtheit die Stellung einzunehmen, welche ihm durch die Umstände zugewiesen wird. Um andere Vögel bekümmert sich die Stummelmöve nicht: Verwandte leben auf demselben Berge mit ihr, nicht aber im eigentlichen Sinne des Wortes unter ihr; denn ebenso, wie der Schwarm auf dem Meere sich geschlossen zusammenhält, behaupten auch die Brutvögel einen bestimmten Theil des Berges. Außer der Fortpflanzungszeit gehört diese Möve zu den schweigsamsten Arten ihrer Familie, während sie brütet, schreit sie dagegen ununterbrochen und in verschiedener Weise. Bald klingt die Stimme laut und gellend wie „Ka ka tai" oder „Häiä", bald wieder wie „Dack, dack", bald wie das Schreien eines weinenden Kindes, bald wie der Klang einer Kindertrompete. Jede einzelne versucht ihre Erregung auch durch die Stimme kundzuthun, und da nun Millionen von demselben Gedanken erfüllt sind, werden Fabers Worte begreiflich. „Selbst wenn sie Erde zum Baue des Nestes im Schnabel tragen", meint dieser Forscher, „können sie nicht schweigen, sondern stoßen ununterbrochen heisere Kehllaute aus." Nach der Fortpflanzungszeit haben sie keinen Grund zum Schwatzen mehr, und damit erklärt sich ihr Schweigen.

Auch derjenige, welcher meint, eine Vorstellung von dem unendlichen Reichthume des Meeres zu haben, wirft sich die Frage auf: wie ist es möglich, daß ein kleiner Umkreis der See diese Millionen ernähren kann? Man weiß, daß die Stummelmöve fast nur Fische frißt; Holboell hat auch beobachtet, daß während der Brutzeit das Nördliche Eismeer gleichsam angefüllt ist mit Massen von Lodden, daß die Seehunde, wenn sie diese Fische von unten verfolgen, der Möve zu leichtem Fange verhelfen, daß sie später genöthigt ist, zehn und mehr Seemeilen weit zu fliegen, um die Nahrung zu gewinnen: findet aber doch noch keine genügende Antwort für jene Frage und zweifelt, obgleich man alle Zweifel durch die thatsächliche Erfahrung widerlegt sieht. Wie unendlich reich das Meer ist, wie freigebig es auch dieser Möve den Tisch beschickt, das bemerkt man, wenn

sie, verschlagen und verirrt, das Innere des Festlandes besucht. Hier findet man sie oft todt am Strande liegen, und wenn man dann ihren Magen untersucht, diesen vollständig leer. Sie, die vom Reichthume verwöhnte, erliegt dem Mangel des Landes und verhungert.

Graba fand, daß die Brutplätze dieser Möve, welche er auf den Färinseln besuchte, nach Westen und Nordwesten gegen das Meer gerichtet waren und schließt daraus, daß die Stummelmöve solche Felswände zum Brüten benutze, welche senkrecht zur herrschenden Windrichtung stehen und dem abfliegenden Vogel ermöglichen, sogleich den zum Fluge günstigsten Wind zu benutzen; Boje meint, daß die Fülle der Nahrung, welche zu gewissen Zeiten in der Nähe bestimmter Küsten vorhanden, der hauptsächlichste Grund für die Wahl sein möge, und Faber glaubt, daß Heimats- und Gesellschaftstrieb diese Wahl bestimmen. Wie dem auch sein möge: eines steht fest, daß die einmal erwählten Felswände jahraus jahrein wieder bezogen werden, anscheinend in immer gleicher Anzahl, daß aber die Vögel selbstverständlich nur solche Wände wählen, welche ihnen Raum zur Anlage ihrer Nester gewähren. Alle Mövenberge bestehen aus einzelnen Absätzen oder Gesimsen über einander und sind reich an Höhlen und Vorsprüngen; in den Höhlen und auf den Absätzen steht Nest an Nest, vom Fuße des Berges bis zur Höhe hinauf; jedes Plätzchen ist benutzt worden, jedes Gesims dient tausenden von Paaren zur Brutstätte ihrer Kinder. Bald nach ihrer Ankunft sieht man die Paare neben den Nestern sitzen, in den anmuthigsten Stellungen sich liebkosen, wie Tauben schnäbeln, sich gegenseitig im Gefieder nesteln und vernimmt ihr Girren, oder wie man es sonst nennen will, die zartesten Laute nämlich, welche eine Möve hervorbringen kann, vorausgesetzt natürlich, daß jene Laute nicht wie gewöhnlich von dem allgemeinen Lärme verschlungen werden. Während diese sich liebkosen, fliegen jene ab und zu, Neststoffe herbeischleppend, und so wird der Berg beständig eingehüllt von einer Vogelwolke, und ununterbrochen wimmelt und wirrt es durch einander. Das Nest selbst besteht der Hauptsache nach aus Tang, wird aber durch den Koth der Vögel im Laufe der Jahre mit hohen Rändern versehen und braucht also vor Beginn der Brut nur ein wenig ausgebessert zu werden. Drei bis vier etwa dreiundfunfzig Millimeter lange, vierzig Millimeter dicke, auf schmutzig rostgelbem, weißgrünlichem oder roströthlichem Grunde spärlich dunkler gefleckte und getüpfelte Eier bilden das Gelege. Man nimmt an, daß jedes Pärchen nur seiner eigenen Brut sich widmet, ist aber nicht im Stande, zu begreifen, wie es möglich ist, daß das Paar unter den hunderttausenden sein Nest, ja den Gatten herauszufinden vermag. Die Jungen verweilen bis Mitte des August im Neste, sind bis dahin vollkommen flügge geworden und schwärmen nun auf das hohe Meer hinaus, vorher selbstverständlich zum unendlichen Geschreie noch nach Kräften beitragend.

Wie alle kleineren Arten der Familie haben auch die Stummelmöven von Edelfalken, Seeadlern und Raubmöven viel zu leiden; erstere nehmen sie vom Neste oder aus der Luft weg, letztere peinigen sie. Der Nordländer brandschatzt sie, soviel er kann; denn ihre Eier gelten mit Recht als höchst schmackhaft. Aber die Ausbeutung der Vogelberge hat ihre unsäglichen Schwierigkeiten und, trotz des Muthes der kühnen Vogelfänger, so wenig Erfolg, daß der den Vögeln zugefügte Verlust als ein kaum nennenswerther bezeichnet werden muß.

*

Als besondere Sippe darf man auch die Schwalbenmöven (Xema) ansehen, da sie sich von ihrer Verwandtschaft durch den seicht gegabelten Schwanz und die außerordentlich langen Flügel genügend unterscheiden.

Die wichtigste der beiden Arten dieser Sippe ist die Schwalbenmöve (Xema Sabinii und collaris, Larus und Gavia Sabinii). Kopf und Oberhals sind dunkel bleigrau, unten durch ein mäßig breites schwarzes Halsringband begrenzt, Nacken, ganze Unterseite und Schwanz weiß, Mantel und Rücken mövenblau, Flügelbug und Flügelrand schwarz, die ersten fünf Handschwingen

schwarz, innen bis gegen die Spitze hin und an dieser breit weiß, die übrigen wie die Armschwingen und Oberarmschwingen mövenblau, am Ende breit weiß gerandet. Im mittleren Kleide ist die Kappe nur durch einen dunkel aschgrauen Fleck hinter dem Auge angedeutet, der Nacken und die kleinen Flügeldeckfedern sind mattschwarz, Mantel und Rücken mövenblau, die Steuerfedern im Enddrittel mattschwarz, alle übrigen Theile weiß. Im Jugendkleide sind alle Federn der ganzen fahl rauchbraunen Oberseite lichter, fahlgelb bis weiß, gerandet, die Schwanzfedern am Ende mattschwarz und alle Untertheile weiß. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel röthlichschwarz, an der Spitze orangegelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt etwa fünfunddreißig, die Fittiglänge achtundzwanzig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter.

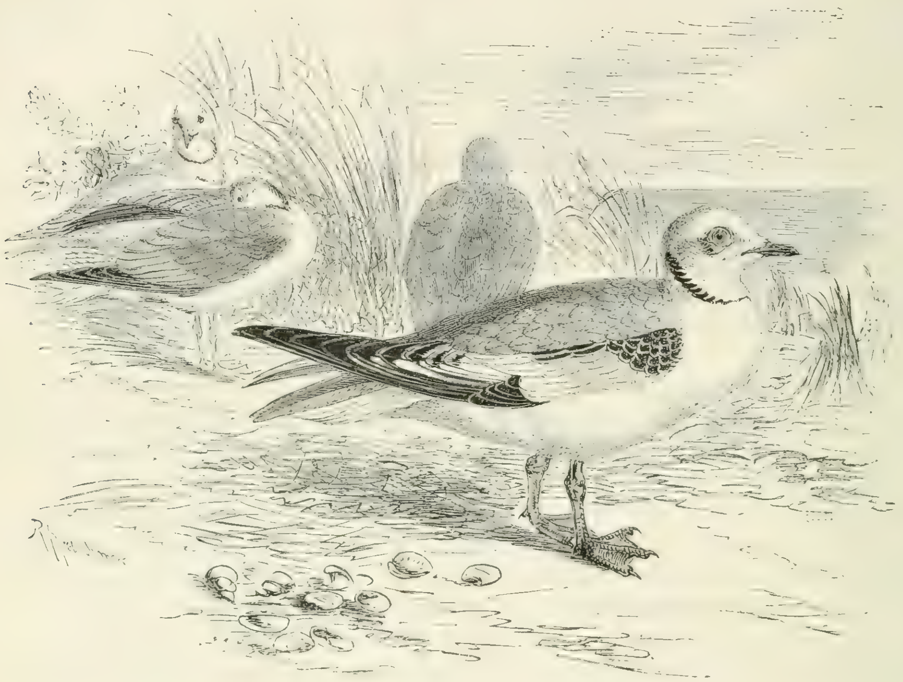
Der höchste Norden der Erde, die amerikanischen und sibirischen Küsten sowie verschiedene Inseln des Eismeeres bilden das Wohngebiet der Schwalbenmöve. Ihre Brutplätze liegen erst jenseit des dreiundsiebzigsten Grades der Breite. Von ihnen aus streifen die Alten höchstens bis Spitzbergen und Südgrönland hinab, während die jungen Vögel in ihrem ersten und zweiten Lebensjahre zuweilen südlicher reisen und dann auch Großbritannien, Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, selbst Ungarn besuchen. In unserem Vaterlande wurden mehrere, in Großbritannien viele erlegt oder beobachtet. Mit alleiniger Ausnahme der Brutzeit scheinen die kraft ihrer langen Schwingen besonders flugbegabten Vögel auf hohem Meere zu leben. Holboell erfuhr von Grönländern, welche ihm eine Schwalbenmöve überbrachten, daß sie dieselbe zuweilen zu Gesicht bekommen hätten, wenn sie weit in der See hinaus auf Fang gewesen seien. In der Davisstraße und dem Baffinsbusen treten sie sehr häufig auf. Edward Sabine fand sie hier, Middendorff am Taimyrflusse zwischen dem dreiundsiebzigsten und vierundsiebzigsten Grade brütend. Beiden danken wir das wenige, welches wir von ihrem Betragen wissen.

Am Taimyrflusse erschienen die von Middendorff beobachteten Schwalbenmöven am fünften Juni, verschwanden aber bald darauf gänzlich, weil sie sich wahrscheinlich ihren Brutplätzen zugewendet hatten. Diese befanden sich nördlich des vierundsiebzigsten Grades auf kleinen Schwemmlandinseln des genannten Flusses und in der Nähe gewisser Wasserbecken der Tundra, diejenigen, welche Sabine besuchte, auf kleinen, unter dem fünfundsiebzigsten Breitengrade gelegenen, etwa zwanzig Seemeilen von Grönland entfernten Felseninseln der Davisstraße. Hier wie dort brüteten die Schwalbenmöven in innigster Gemeinschaft mit Küstenseeschwalben, denen sie auch in ihrem Fluge mehr als alle übrigen Möven ähneln. Beide Beobachter fanden im Juli je zwei Eier in den Nestern, am Taimyrflusse in mit vorjährigen Grashalmen ausgelegten Vertiefungen im Moose, auf den Felsenbergen auf dem nackten Boden. Die Eier haben einen Längsdurchmesser von dreiundvierzig, einen Querdurchmesser von dreißig Millimeter und sind auf schmutzig gelbgrünem Grunde bräunlich gefleckt. Am zehnten Juli waren die von Middendorff untersuchten Eier schon stark bebrütet; am funfzehnten Juli krochen die meisten Jungen aus. Ihr Dunenkleid ist oberseits auf rostgelbem Grunde über und über schwarz gefleckt, unterseits weißlich grau. Sie wachsen rasch heran, werden von ihren Eltern in der Tundra mit den Larven eines Zweiflüglers, auf den Meeresinseln mit kleinen Krebsthieren geatzt und laufen, schwimmen und tauchen später ganz vorzüglich. Die besorgten Eltern stürzen sich unter lautem Gegacker, welches an das Schäkern der Wacholderdrossel erinnert, auf jeden Eindringling herab, greifen solchen todesmuthig an und verlassen den Brutplatz auch dann nicht, wenn ihre Gatten vor ihren Augen dem Bleie des Schützen erlagen.

*

Denselben unwirtlichen Gegenden entstammt eine andere kleine und prachtvolle Art der Familie, die Rosenmöve (Rhodostethia rosea und Rossi, Larus roseus und Rossii, Rossia rosea). Sie kennzeichnet sich durch ihren keilförmigen Schwanz, dessen beide Mittelfedern die übrigen um zwei Centimeter überragen, und ist deshalb zum Vertreter einer besonderen gleichnamigen Sippe (Rhodostethia) erhoben worden. An dem schwachen Schnabel tritt der eckige

Vorsprung des Unterkiefers kaum hervor; der Lauf ist ziemlich stark, der vierzehige Fuß mittellang. Die Färbung des Gefieders ist zarter und schöner als bei allen anderen Möven, auf dem Mantel perl- oder silbergrau, auf dem Unterhalse, der Brust und dem Bauche blaß rosenroth; ein schmales schwarzes Band schmückt die Mitte des Halses; die Außenfahne der ersten Schwinge ist schwarz, alles übrige weiß. Augenlid und Rachen sehen röthlich gelb, der Schnabel schwarz, die Füße



Rosenmöve (Rhodostethia rosea). 1/3 natürl. Größe.

scharlachroth aus. Die Länge beträgt siebenunddreißig, die Fittiglänge zweiundzwanzig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter.

Die Rosenmöve wurde im Jahre 1823 von Roß auf der Melvilleinsel entdeckt und seitdem noch ungefähr zehnmal, einmal auch, und zwar am fünften Februar 1858 auf Helgoland erbeutet, zählt daher zu den in Deutschland vorgekommenen Vögeln. Ihre Lebensgeschichte ist unbekannt.

Gestalt und Färbung der Raubmöven (Lestrinae) berechtigen uns, sie als besondere Unterfamilie aufzufassen. Die sieben Arten, welche man kennt, ähneln den Möven. Ihr Leib ist kräftig, der Kopf klein, der hinten mit einer Wachshaut bekleidete Schnabel verhältnismäßig kurz, aber stark, dick, bloß vorn seitlich zusammengedrückt, auf der Oberfirste starkhakig übergewölbt, an der unteren Kinnlade eckig ausgebogen, der Fuß, dessen verhältnismäßig kurze Zehen durch volle Schwimmhäute verbunden und mit starkgekrümmten, spitzigen, scharfrandigen Nägeln bewehrt sind, mittelhoch, der Flügel groß, lang, schmal und spitzig, unter den Handschwingen die erste die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz, dessen beide Mittelfedern die anderen überragen, mittellang, das Gefieder reich und dicht, auf der Unterseite pelzartig, seine vorherrschende Färbung ein düsteres Braun, welches bei den Alten selten, bei den Jungen öfter lichtere

Stellen zeigt. Der Schädel ist breit und kräftig; die Schläfenfortsätze zeichnen sich aus durch ihre Stärke; die Wirbelsäule besteht aus dreizehn Hals-, acht Rücken-, zwölf Kreuzbein- und sieben Schwanzwirbeln; das Brustbein ist in der Mitte und hinten verhältnismäßig schmal, zeigt nur einen Fortsatz und eine Bucht. Die Zunge ist schmal, vorn lanzettförmig, der Schlund mittelweit und faltig, der Drüsenmagen von ihm äußerlich nicht abgesetzt, der Muskelmagen derb und häutig rc.

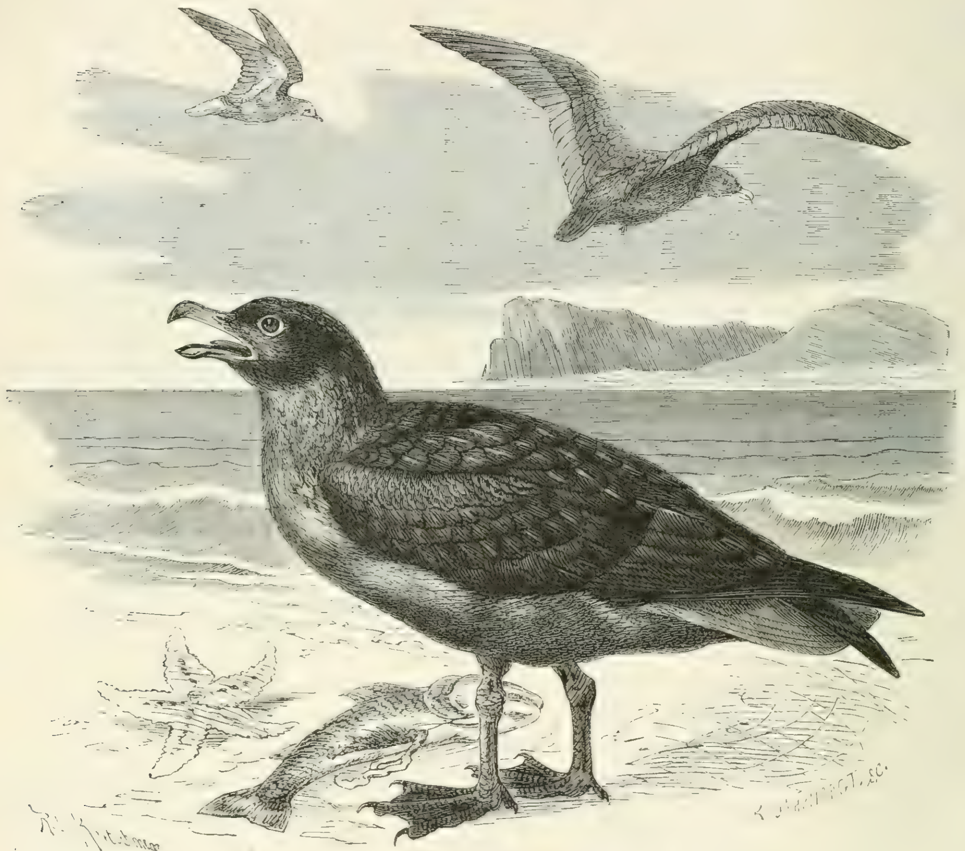
Die Raubmöven leben vorzugsweise im nördlichen kalten Gürtel der Erde, meist auf offenem Meere, während der Fortpflanzungszeit aber in den Tundren der Küsten und Inseln. Sie gehen mit wagerecht getragenem Leibe rasch und geschickt, einzelne Arten fast ebenso gewandt wie Stelzvögel, schwimmen gut, fliegen aber mehr, als sie schwimmen, gehen oder stehen, und zwar in einer von allen übrigen Seefliegern verschiedenen Weise, kühne, mannigfach abwechselnde, oft wunderliche Schwenkungen ausführend, gleitend und rüttelnd. Ihre Stimme ist ein unangenehmes Gekrächze, die der Jungen ein leises Piepen. An Sinnesschärfe übertreffen sie die Verwandten in eben demselben Grade, wie sie ihnen an Muth und Kühnheit vorangehen. Wie echte Raubvögel greifen sie alle Thiere an, die sie bewältigen können, und wie die Schmarotzer unter den Räubern peinigen sie andere Vögel so lange, bis sie ihnen die gewonnene Beute zuwerfen. Sie gehören nicht zu den besseren Stoßtauchern und können nur dann Fische erbeuten, wenn letztere dicht unter der Oberfläche des Wassers dahin schwimmen, rauben aber ebenso gern wie andere Stoßtaucher, und keineswegs bloß Fische, sondern auch Vögel, deren Eier und kleine Säugethiere, oder andererseits wirbellose Meerthiere, wagen sich selbst an junge Lämmer und hacken ihnen die Augen und das Gehirn aus, verschlingen alles für sie genießbare und gehen lebende wie todte Thiere an. Außerdem beobachten sie die Möven, Seeschwalben, Tölpel und ähnliche Seevögel bei ihrer Jagd, eilen, wenn es jenen gelang, Beute zu gewinnen, herbei und zwicken und plagen den glücklichen so lange, bis er ihnen angsterfüllt die bereits verschlungene Nahrung wieder vorwürgt und ausspeit, worauf sie mit unfehlbarer Sicherheit den Bissen auffangen, bevor er fallend noch den Wasserspiegel erreicht hat. Diese unverschämte Bettelei macht sie äußerst verhaßt, ihre rücksichtslose Raubsucht in hohem Grade gefürchtet. Kein Seevogel brütet in ihrer Nähe, keiner verweilt auf dem Binnensee, auf welchem sie sich ausruhen; jeder blickt scheu nach ihnen hin, wenn sie ihre Runde machen; die muthigeren greifen sie an, wo sie sich sehen lassen; die furchtsameren fliehen ängstlich vor ihnen, und diejenigen, welche es im Stande sind, suchen sich durch Tauchen zu retten.

Zur Anlage ihres Nestes scharren oder bilden sie eine rundliche Vertiefung im Sande oder im Moose der Tundra, belegen das einfache Nest mit zwei bis drei Eiern und brüten diese, Männchen und Weibchen abwechselnd, mit wärmster Hingebung aus, vertheidigen auch die Brut muthig gegen jeden nahenden Feind. Die Jungen werden anfänglich mit halb verdaueten Fleischbissen, später mit derberer Fleischkost geatzt, bleiben, ungestört, mehrere Tage im Neste, verlassen dieses später und laufen nun nach Art junger Strandvögel behend dahin, bei Gefahr zwischen Steinen und Unebenheiten sich verbergend. Nachdem sie flugfähig geworden, schwärmen sie noch eine Zeitlang auf dem Festlande umher, werden währenddem von ihren Eltern in ihrem Gewerbe unterrichtet und fliegen endlich mit diesen auf das hohe Meer hinaus. Im zweiten Sommer ihres Lebens sind sie fortpflanzungsfähig.

Die Nordländer suchen auch die Eier der Raubmöven auf, um sie zu verspeisen, wissen aber sonst keinen Nutzen von diesen Vögeln zu ziehen, sondern betrachten sie mit Recht als schädliche Thiere und verfolgen sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Die Jagd hat keine Schwierigkeit, weil die Raubmöven sich durch jede Falle oder jeden Köder herbeilocken lassen und vor den Menschen ebensowenig Furcht zeigen als vor anderen Thieren.

Die Riesenraubmöve oder Skua (Lestris catarrhactes oder catarractes und Skua, Larus catarractes, Catarrhactes Skua, fusca und vulgaris, Stercorarius und Megalestris catarrhactes, Buphagus Skua), wohl die ausgezeichnetste Art der Familie,

übertrifft den Kolkraben an Größe: ihre Länge beträgt siebenundfunfzig, ihre Breite einhundertsechsundvierzig, die Fittiglänge dreiundvierzig, die Schwanzlänge siebzehn Centimeter. Die mittleren Schwanzfedern sind am Ende gerade abgeschnitten, also winkelig und wenig über die anderen verlängert. Das Gefieder ist auf graubraunem, unten lichterem Grunde röthlich und blaßgrau längs gestreift, ein Fleck an der Wurzel der dunklen Schwingen weiß, das Auge rothbraun, der



Riesenraubmöve (Lestris catarrhactes). 1/5 natürl. Größe.

Schnabel an der Wurzel bleigrau, an der Spitze schwarz, der Fuß schwarzgrau. Die jungen Vögel unterscheiden sich nicht in der Färbung.

Als die Heimat der Skua wird der zwischen dem sechzigsten und siebzigsten Grade nördlicher Breite liegende Gürtel angesehen; doch hat man sie auch in den Meeren des südlichen gemäßigten Gürtels beobachtet. In Europa bewohnt sie die Fär- und Shetlandsinseln, die Orkaden, Hebriden und Island, von hier aus im Winter bis an die englische, deutsche, holländische und französische Küste herabstreichend. Die größere Mehrzahl verweilt jedoch auch während der kalten Jahreszeit im Norden, da, wo das Meer offen bleibt, sich Nahrung suchend.

Die Spatelraubmöve (Lestris pomatorhina, pomarina, pomarhina, striata und sphaeriuros, Catarrhactes pomarina, Stercorarius pomatorhinus, pomarinus und pomarhinus) unterscheidet sich zunächst dadurch von der Riesenraubmöve, daß ihre merklich verlängerten mittleren Schwanzfedern am Ende sich abrunden. Oberkopf und Kopfseiten, Mantel,

Flügel und Schwanz sind tief schwarzbraun, Kinn und Kehle sowie die Untertheile weiß, die Halsseiten weiß, deutlich lehmgelb überflogen, die Kropfgegend, ein Halsband bildend, sowie die Seiten bräunlich quergezeichnet, die weißschaftigen Handschwingen an der Wurzel weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel blaugrau, an der Spitze schwärzlich hornfarben, der Fuß schwarz. Bei jungen Vögeln sind die Halsseiten auf lichtem Grunde dunkel längs-, die Obertheile quergestreift und die Spießfedern noch nicht entwickelt. Die Länge beträgt, einschließlich der um etwa acht Centimeter vorragenden mittleren Schwanzfedern, fünfundfunfzig, die Breite einhundertfünfundbreißig, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge dreiundzwanzig Centimeter.

Brutvogel der Tundren aller drei nördlichen Erdtheile, besucht die Spatelraubmöve zuweilen alle Meere der Erde und demgemäß auch die Küsten Afrikas und Australiens.

Von den großen Möven unterscheidet sich die Riesenraubmöve, deren Lebensschilderung auch für die verwandte Art genügen darf, durch die Mannigfaltigkeit, Behendigkeit und Gewandtheit ihrer Bewegungen. Sie läuft rasch, schwimmt zierlich und anhaltend mit tief eingesenkter Brust, erhebt sich leicht vom Wasser oder vom Festlande und fliegt nach Art großer Möven, aber nicht so gleichmäßig dahin, überrascht vielmehr durch ihre kühnen und unerwarteten Wendungen, welche an die Flugbewegung der Raubvögel erinnern. Zuweilen schwebt sie ohne Flügelschlag, zuweilen jagt sie in schiefer Richtung von oben nach unten mit reißender Schnelligkeit durch die Luft. Ihre Stimme ist ein tiefes „Ach, ach“ oder ein rauhes „Jia“; beim Angriffe auf einen Feind stößt sie ein tiefes „Hoh“ aus. An Muth, Raubgier, Neid und Ungeselligkeit überbietet sie zwar nicht ihre Familienverwandten, wohl aber alle übrigen Seeflieger, so sehr auch die genannten Eigenschaften ausgebildet sein mögen. Sie ist der gefürchtetste Vogel des Meeres, lebt mit keinem anderen in freundschaftlichem Verhältnisse, wird allgemein gehaßt und nur von den muthigsten angegriffen. Welchen Eindruck ihre Kühnheit auf die übrigen Vögel macht, geht am besten daraus hervor, daß ihr selbst die größten und stärksten Seeflieger, welche ihr an Kraft weit überlegen zu sein scheinen, ängstlich ausweichen. Mit ihrer Regsamkeit steht beständiger Heißhunger im Einklange: so lange sie fliegt, so lange liegt sie auch ihrer Jagd ob. Sieht sie keinen anderen Vogel in der Nähe, so läßt sie sich herbei, selbst zu jagen, stößt auf Fische herab, läuft am Strande hin und sucht das zusammen, was die Flut auswarf, oder liest am Lande Würmer und Kerbthiere auf; sobald sie aber andere fleischfressende Seevögel von weitem erblickt, eilt sie auf diese zu, beobachtet sie, wartet, bis sie Beute gemacht haben, stürzt herbei und greift sie nun, wie ein gefiederter Räuber sein fliegendes Wild, mit ebensoviel Kraft und Gewandtheit als Muth und Frechheit an, bis sie die eben erbeutete Nahrung von sich speien. Gar nicht selten bemächtigt sie sich auch des Vogels selbst. Graba sah, daß sie mit einem einzigen Stoße einem Papageitaucher den Schädel zerschmetterte, andere Beobachter, daß sie Möven und Lummen abwürgte, die todt herabstürzenden zerriß und stückweise verschlang. Todte oder kranke Vögel, welche auf dem Meere treiben, werden ihr unfehlbar zur Beute, während sie gesunde aus dem einfachen Grunde unbehelligt läßt, weil diese bei ihrem Erscheinen sofort durch Untertauchen sich zu retten suchen. Auf den Vogelbergen plündert sie die Nester der dort brütenden Vögel in der rücksichtslosesten Weise aus, indem sie Eier und Junge weg- und ihrer Brut zuschleppt. „Ein allgemeines Angstgeschrei“, schildert Naumann, „ertönt aus tausend Kehlen zugleich, wenn sich dieser kühne Räuber einem solchen Nistplatze nähert; jedoch wagt es keiner der geängstigten, seinem bösen Vorhaben ernstlich sich zu widersetzen. Er packt das erste beste Junge, und dieses windet sich im Schnabel des forteilenden, während die unglückliche Mutter schreiend, aber ohne weiteren Erfolg, ihm ein Stück nachfliegt. Sobald er sich ungestört sieht, läßt er sich auf das Wasser herab, tödtet die Beute und verschlingt sie, fliegt dann seinen Jungen zu und würgt sie diesen vor.“ So wird die Skua zur Geisel aller Bergvögel. Ihre Angriffe hat man sie stets nur mit dem Schnabel ausführen sehen; doch mögen auch die scharfen Krallen zuweilen mit benutzt werden. Nach einer reichlichen Mahlzeit wird sie träge, sucht

eine ruhige Stelle und setzt sich auf dieser mit aufgeblähtem Gefieder nieder, bis der bald wiederkehrende Hunger zu neuem Ausfluge mahnt.

Um die Mitte des Mai begeben sich die Paare nach den Brutplätzen auf den Bergebenen oder nach den mit Gras und Moos bedeckten Abhängen der Bergrücken, fertigen sich hier im Grase oder Moose durch häufiges Herumdrehen ihres Körpers ein rundes Nest und belegen dasselbe in den ersten Tagen des Juni mit zwei etwa sieben Centimeter langen, fünf Centimeter dicken, schmutzig ölgrünen, braun gefleckten Eiern. Ein Brutplatz, welchen Graba besuchte, wurde von ungefähr funfzig Paaren bevölkert. Kein anderer Vogel nistet in unmittelbarer Nähe der Skua; denn jeder fürchtet die gefährliche Nachbarschaft. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd ungefähr vier Wochen lang; im Anfange des Juli findet man in den meisten Nestern die in ein braungraues Flaumenkleid gehüllten Jungen. Naht ein Mensch, so verlassen diese das Nest in möglichster Eile, humpeln, laufen und rennen über den Boden dahin und verbergen sich dann in der angegebenen Weise. Die Alten erheben sich bei Ankunft des Feindes sofort in die Luft, schreien fürchterlich und stoßen mit unvergleichlicher Kühnheit auf den Gegner herab, Menschen ebensowenig scheuend wie Hunde. Ersteren bringen sie oft derbe Stöße auf den Kopf bei: die Färinger halten, laut Graba, zuweilen ein Messer über die Mütze, auf welches sich die herabstoßenden Alten spießen. Je näher man dem Neste kommt, um so dichter umkreisen die Alten den unwillkommenen Besucher und stürzen zuletzt in schräger Linie auf ihn hernieder, so daß man sich unwillkürlich bückt, um nicht ein Loch in den Kopf zu erhalten. Die Jungen werden anfänglich mit Weichthieren, Würmern, Eiern und dergleichen aus dem Kropfe geatzt und erhalten später Fleisch- und Fischbrocken, junge Vögel, Lemminge und dergleichen vorgelegt, fressen auch, wenn sie bereits einigermaßen selbständig geworden, gern von den verschiedenen Beeren, welche in der Nähe ihres Nestes wachsen, und schnappen, wie ich selbst beobachtete, ebenso die sie fortwährend umschwebenden und belästigenden Mücken weg. Gegen Ende des August haben sie ihre volle Größe erreicht, schwärmen nun noch eine Zeitlang umher und fliegen um die Mitte des September nach dem hohen Meere hinaus.

Gefangene Riesenraubmöven werden selten in unseren Thiersammlungen gesehen. Ich erhielt ein Paar Junge durch Vermittelung dänischer Freunde und hatte Gelegenheit, sie eine Zeitlang zu beobachten. Sie unterscheiden sich von den Möven kaum durch etwas regere Gier und Freßsucht, zeigen sich anderen Vögeln gegenüber sehr friedlich, auch durchaus nicht neidisch, wie ich wohl erwartet hätte, scheinen sich überhaupt nur mit sich selbst zu beschäftigen. Ihren Pfleger kennen sie bereits nach wenigen Tagen genau und verfehlen nicht, ihn zu begrüßen, wenn er sich zeigt. Die Laute, welche sie hören lassen, sind unverhältnismäßig schwach; sie bestehen nämlich nur in einem leisen Pfeifen.

Bekannter als alle übrigen Arten ist die Schmarotzerraubmöve (Lestris parasitica, longicaudata, brachyrhyncha, Lessoni und Buffoni, Larus parasiticus, Stercorarius parasiticus, longicaudus, longicaudatus und Buffoni, Catarrhactes parasitica). Sie ist beträchtlich kleiner und schlanker gebaut als die Skua, auch durch die bedeutend über die anderen verlängerten, zugespitzten mittleren Schwanzfedern ausgezeichnet und, einen weißen oder gelblichweißen Stirnfleck und die ebenso gefärbte Kehle ausgenommen, von Farbe entweder gleichmäßig rußbraun, oder auf der Oberseite rußbraun, an der Kehle gilblich, auf der Unterseite grauweiß, am Kropfe grau, ohne daß hinsichtlich dieser verschiedenen Färbung Alter oder Geschlecht in Frage kommen. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, die Wachshaut dunkel bleigrau, der Fuß blauschwarz. Die Länge beträgt einschließlich der Spießfedern sechzig, ohne sie funfzig, die Breite einhundert bis einhundertundzehn, die Fittiglänge einundachtzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter.

Soweit unsere Beobachtungen reichen, dürfen wir die Schmarotzerraubmöve als die gemeinste Art ihrer Familie erklären. Auch sie bewohnt den Norden beider Welten, von Spitzbergen und

Grönland an bis zum mittleren Norwegen herab, ist hier auf Island, den Fär- und den im Norden Schottlands liegenden Inseln oder auf Labrador, in Neufundland, ebenso im Behrings- und Ochotskischen Meere gemein und streicht im Winter regelmäßig nach der südlichsten Küste der Nordsee herab, verirrt sich auch ins Binnenland. Mit Ausnahme der Brutzeit lebt sie nur auf dem Meere und keineswegs immer in der Nähe von Inseln und Schären, sondern auch, und wie es scheint wochenlang, weit vom Festlande entfernt.

Ihre nächste Verwandte ist die Kreischraubmöve (Lestris crepidata, spinicauda, coprotheses, thuliaca, Richardsonii, Bojei, Schlegelii und Benickii, Larus crepidatus und cepphus, Stercorarius crepidatus, cepphus, spinicaudus, tephras, asiaticus und Richardsonii, Catarrhactes Richardsonii). Sie unterscheidet sich von der Schmarotzerraubmöve durch geringere Größe, kürzeren Schnabel und außerordentlich lange, gegen funfzehn Centimeter über die anderen Steuerfedern verlängerte und in feine Spitzen auslaufende Spießfedern. Auch ihr Kleid kann einförmig rußbraun oder dem der Schmarotzermöve täuschend ähnlich sein. Ihre Länge beträgt einschließlich der Spießfedern fünfundfunfzig, ohne sie vierzig, die Breite neunzig bis fünfundneunzig, die Fittiglänge dreiunddreißig, die Schwanzlänge dreißig, beziehentlich funfzehn Centimeter.

Selbst der ungeübte Beobachter wird die Schmarotzerraubmöve augenblicklich von jedem anderen ihm bekannten Vogel unterscheiden, am ersten, wenn er sie fliegen sieht. Ihr Gang ist zwar sehr hurtig, hat aber nichts besonderes, und schwimmend ähnelt sie, abgesehen von der dunkleren Färbung, den kleineren Möven sehr; im Fluge aber unterscheidet sie sich nicht nur von diesen, sondern in gewisser Hinsicht auch von ihren Verwandten. Naumann sagt mit Recht, daß ihr Flug einer der merkwürdigsten und veränderlichsten in der ganzen Vogelwelt sei. Oft fliegt sie längere Zeit wie ein Falk dahin, bald langsam die Flügel bewegend, bald wieder auf weitere Strecken hin schwebend, bald wiederum mit ziemlich steil aufgerichtetem Leibe nach Art eines Thurmfalken rüttelnd, so daß man sie, von fern gesehen, wohl mit einem Weih verwechseln kann; plötzlich aber zittert oder wedelt sie ungemein hastig mit den Flügeln, stürzt sich in einem Bogen hernieder, steigt wieder aufwärts, bildet eine schlängelnde Linie, welche aus größeren und kleineren Bogen zusammengesetzt wird, schießt mit rasender Eile nach unten, fliegt langsam wieder nach oben, erscheint in dem einen Augenblicke matt und schlaff, in dem anderen „wie vom bösen Geiste besessen": dreht und wendet sich, zappelt und flattert, kurz, führt die wechselvollsten und mannigfachsten Bewegungen aus. Ihr Geschrei klingt dem des Pfaues ähnlich, also etwa wie ein „Mau", laut und gellend; während der Liebeszeit aber vernimmt man sonderbare Töne, welche man fast einen Gesang nennen möchte, obgleich sie nur aus der einfachen, obschon sehr verschieden betonten Silbe „Je, je" bestehen. Das geistige Wesen kommt mit dem der Skua in vieler Hinsicht überein: im Verhältnisse zu ihrer Größe ist die Schmarotzerraubmöve ebenso dreist, zudringlich, muthig, neidisch, hab- und raubgierig wie jene. Nur in einer Hinsicht scheint sie sich zu unterscheiden: sie liebt Geselligkeit mit anderen ihrer Art. Außer der Brutzeit sieht man sie öfters zu kleinen Gesellschaften vereinigt, während derselben, im Gegensatze zu Verwandten, paarweise so getrennt, daß jedes einzelne Pärchen ein gewisses Gebiet bewohnt. Von den kleineren Möven wird sie ebenso gefürchtet wie die Skua von größeren Seefliegern; auffallenderweise aber nisten Brachvögel, Schnepfen und Austerfischer oder Sturmmöven regelmäßig mit ihr auf einer und derselben Moorfläche.

Auf den Lofoten wie in der Tundra der Samojedenhalbinsel habe ich die Schmarotzerraubmöve wochenlang tagtäglich beobachtet und dabei bemerkt, daß sie während des Hochsommers in der Nacht ebenso thätig ist als bei Tage. Oft schien es mir, als ob sie sich stundenlang mit Kerbthierfangen beschäftigte; trotzdem fand ich in den Magen der von mir erlegten nur kleine Fische und Lemminge. Als Nesterplünderer habe ich sie nicht kennen gelernt; dagegen verfolgte auch sie die Sturmmöven beständig und zwang diese, ihr die eben gefangene Beute abzutreten. Seeschwalben und Lummen

sollen noch mehr von ihr geplagt werden als die Möven. Demungeachtet bildet die erpreßte Beute schwerlich den Haupttheil der Nahrung einer Schmarotzerraubmöve, wie man wohl glauben möchte; denn ebenso oft, als man sie bei der Verfolgung anderer Vögel beobachtet, sieht man sie über dem Moore oder am Strande des Meeres beschäftigt, dort auf Lemminge jagend oder allerlei Gewürm und Beeren, hier das von den Wellen an den Strand geworfene Seegethier auflesend.

Um die Mitte des Mai erscheint auch die Schmarotzerraubmöve auf dem Festlande, und zwar in der Tundra, um zu brüten. Auf einem größeren Moore kann man funfzig bis hundert Paare bemerken; jedes einzelne aber hat sich ein bestimmtes Gebiet abgegrenzt und vertheidigt es gegen andere derselben Art. Das Nest steht auf einem Hügelchen im Moore und ist eine einfache, aber wohl ausgeglättete Vertiefung in der Spitze desselben. Die Eier, welche man selten vor Mitte des Juni findet, erinnern entfernt an die gewisser Schnepfenvögel, sind durchschnittlich etwa fünfundfunfzig Millimeter lang, zweiundvierzig Millimeter dick, feinkörnig, schwach glänzend und auf trüb öl- oder braungrünem Grunde mit düstergrauen und dunkelöl- oder röthlichschwarzbraunen Klexen und Punkten, Schlingen und feinen Haarzügen gezeichnet. Naumann sagt, daß die Schmarotzermöve nie mehr als zwei Eier lege, während ich versichern darf, wiederholt deren drei in einem Neste gefunden zu haben. Beide Gatten brüten abwechselnd und zeigen die lebhafteste Besorgnis, wenn ein Mensch dem Neste naht, kommen schon von weitem dem Störenfriede entgegen, umfliegen ihn im Kreise, werfen sich auf den Boden herab, suchen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, nehmen zu Verstellungskünsten ihre Zuflucht, hüpfen und flattern unter sonderbarem Zischen auf dem Boden fort, fliegen, wenn man an sie herangeht, auf, beginnen aber sofort das alte Spiel von neuem; so kühn sind sie jedoch nicht wie die größeren Arten ihrer Familie, wenigstens habe ich nie erfahren, daß sich eines der von mir beobachteten Pärchen dreister gezeigt hätte als die etwa gleichgroßen Sturmmöven. Dagegen verfolgen sie Raubvögel mit Todesverachtung und treiben selbst den Wanderfalken in die Flucht. Das Jugendleben der netten Küchlein verläuft in ähnlicher Weise wie bei den verwandten Arten.

Der Norman ist zwar kein besonderer Freund der Schmarotzerraubmöve, läßt sie aber unbehelligt, wenn auch wohl nur deshalb, weil er durch ihre Jagd am Brutplatze die anderen ihm nützlichen Vögel nicht stören will. Ihre Eier werden ebenso gern gegessen wie die der Möven, stehen diesen auch an Wohlgeschmack nicht nach. Nur die Lappen jagen den Vogel, um sein Wildpret zu benutzen, und zwar mit Angeln, welche durch ein Stückchen Fisch oder Vogelfleisch geködert werden. Der Naturforscher erlegt sie am leichtesten in der Nähe des Nestes oder in der Fremde, beispielsweise also bei uns in Mitteldeutschland, auf dem Meere dagegen nicht ohne vorhergehende Lockung; wenigstens habe ich sie in Norwegen immer vorsichtig gefunden. Naumann erzählt, daß einer seiner Freunde eine Schmarotzermöve anschoß und zu seinem größten Befremden von dem Vogel angegriffen, wenigstens in sehr engem Kreise tollkühn umflogen wurde. Ich habe etwas ähnliches nie beobachtet. Ueber ihr Gefangenleben sind mir keine Mittheilungen bekannt.

Die Sturmvögel (Procellaridae), welche die zweite Familie der Ordnung bilden, unterscheiden sich von den übrigen Seefliegern und von allen Vögeln überhaupt dadurch, daß ihre Nasenhöhlen sich auch auf dem Oberschnabel in hornigen Röhren fortsetzen. Dieses eine Merkmal genügt, um sie sicher zu erkennen. Der Oberschnabel ist starkhakig über den unteren herabgebogen, der niedrige, langzehige Fuß mit großen Schwimmhäuten ausgerüstet, der Flügel lang oder sehr lang und dann beispiellos schmal, der Schwanz kurz, gerade abgeschnitten, schwach zugerundet oder gegabelt, das Gefieder sehr dicht und meist düsterfarbig.

Im Gerippe fallen das breite, kurze, gewölbte, mit hohem Kamme und einem Ausschnitte versehene Brustbein und die auffallend lang gestreckten, in allen drei Abtheilungen gleichlangen

Vorderglieder besonders auf. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn Hals-, acht Rücken-, zwölf bis dreizehn Kreuz- und acht Schwanzwirbeln. Der Schädel ist stark gewölbt, das Stirnbein schmal, das Thränenbein ansehnlich, die Flügelbeine sind schlank und ohne dritte Gelenke, die Gaumenbeine dick und zellig; die Augenscheidewand ist durchbrochen, das Hinterhauptsloch weit und rundlich, der Unterkiefer jederseits hinten breit und wie abgestutzt. Die Eingeweide sind von denen der Möven gänzlich verschieden. Der Schlund ist weit und faltig, der Vormagen außerordentlich groß, aber dünnwandig, der Muskelmagen ebensowenig besonders fleischig, der Dünndarm mäßig lang, der Dickdarm sehr kurz, die Leber breit, ihr rechter Lappen sehr groß, die Milz klein, der Eierstock einfach rc.

Die Sturmvögel, von denen gegen einhundert Arten beschrieben wurden, bewohnen alle Meere der Erde und führen eine sehr übereinstimmende Lebensweise, unterscheiden sich aber doch in gewissen Einzelheiten derselben, so daß es wohlgethan sein wird, die einzelnen Unterfamilien gesondert zu behandeln.

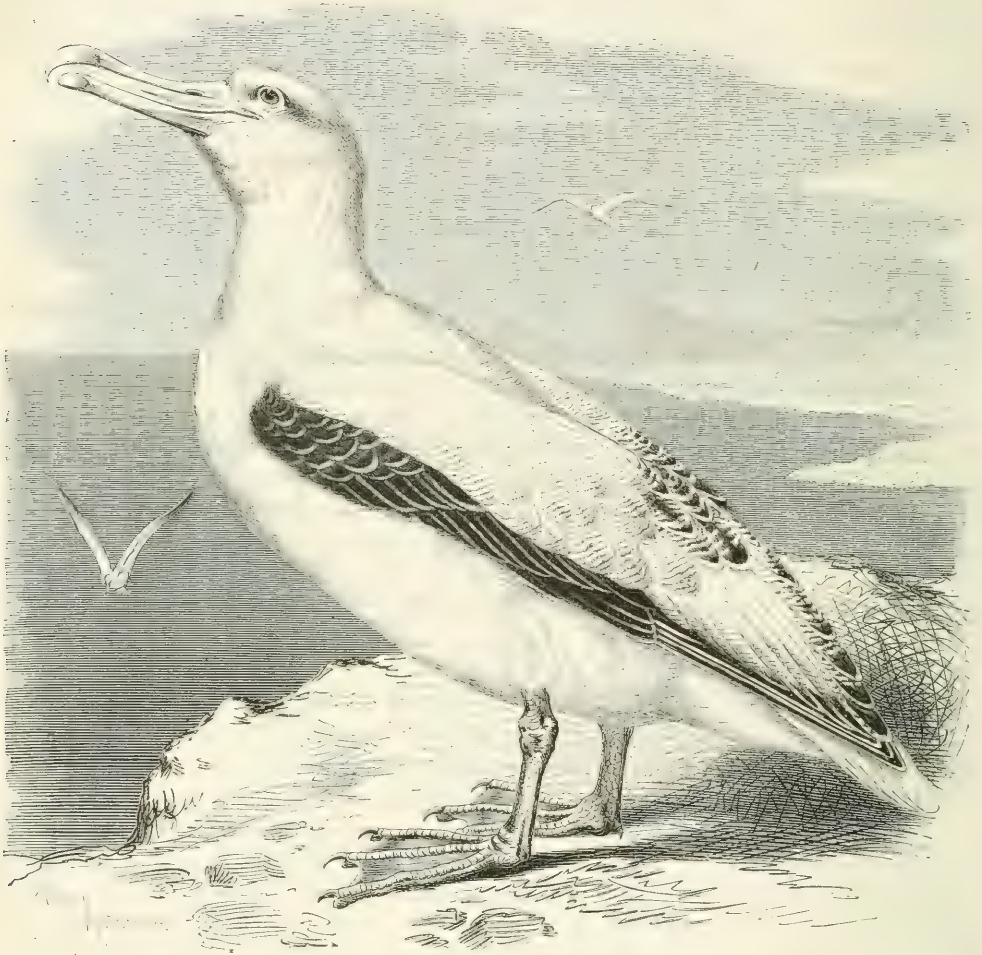
Wahrscheinlich dürfen wir die Albatrosse (Diomedinae), welche eine zehn bekannte Arten in sich vereinigende Unterfamilie bilden, nicht als die edelsten Glieder dieser Familie ansehen; trotzdem wollen wir ihnen hier die erste Stellung einräumen. Sie kennzeichnen sich durch riesige Größe, kräftigen Leib, kurzen, dicken Hals, großen Kopf, gewaltigen, langen, starken, seitlich zusammengedrückten, vorn mit einem kräftigen Haken bewehrten, scharfschneidigen Schnabel, welcher auf der Oberfirste etwas eingebogen, auf der unteren mehr oder weniger gerade ist, und dessen Nasenlöcher in kurzen, seitlich liegenden Röhren endigen, von denen aus ziemlich tiefe Furchen nach der Spitze zu verlaufen, kurze, aber starke, dreizehige Füße mit großen Schwimmhäuten, sehr lange und ungemein schmale Flügel und starke und lange Schwingen, unter denen die erste die längste ist, welche aber nach dem Leibe zu sehr schnell an Länge abnehmen und am Unter- und Oberarme kaum über die Deckfedern sich verlängern, aus zwölf Federn bestehenden, kurzen, bald gerade abgeschnittenen oder seicht zugerundeten, bald zugespitzten Schwanz und außerordentlich reichhaltiges, dichtes und starkduniges Gefieder von wenig lebhafter Färbung, welche nach Geschlecht und Alter, vielleicht auch nach der Jahreszeit, abzuweichen scheint.

Der Albatros, von den Seeleuten „Kapschaf" genannt (Diomedea exulans, spadicea und adusta, Plautus Albatros), ist mit Ausnahme der schwarzen Schwingen reinweiß, in jüngerem Alter auf weißem Grunde, bald mehr, bald weniger dunkelbraun gesprenkelt und bogig gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, das nackte Augenlid blaßgrün, der Schnabel zart nelkenrothweiß, gegen die Spitze hin gelb, der Fuß röthlich gelbweiß. Die Länge beträgt, nach Bennett, einhundertundsechzehn Centimeter, die Breite dreiundeinhalb Meter, die Fittiglänge siebzig, die Schwanzlänge dreiundzwanzig Centimeter; die Flügelspannung schwankt aber sehr erheblich: Bennett versichert, Albatrosse gemessen zu haben, welche nur drei, und einen, welcher vierundeinviertel Meter klafterte. Jedenfalls ist soviel erwiesen, daß dieser Vogel die längsten Schwingen überhaupt besitzt.

Unter den verwandten Arten verdient der Grünschnabelalbatros (Diomedea chlororhynchos und chrysostoma, Thalassarche chlororhynchos) aus dem Grunde erwähnt zu werden, weil auch er, ebenso wie der Albatros, an den europäischen Küsten vorgekommen und an denen Norwegens erlegt worden sein soll. Er ist beträchtlich kleiner als der Albatros, im Alter weiß, mit braunschwarzem Rücken und Flügel, bräunlich schieferfarbenen, weiß geschäfteten Steuerfedern und schwarzem, auf der Schnabelfirste hoch orangegelbem Schnabel. Seine Länge beträgt etwa fünfundneunzig, die Fittiglänge zweiundfunfzig, die Schwanzlänge zweiundzwanzig Centimeter.

Die Heimat der Albatrosse sind die Weltmeere der südlichen Halbkugel; nördlich des Wendekreises des Steinbockes kommen sie, im Atlantischen Weltmeere wenigstens, nur als verschlagene Irrlinge vor. Regelmäßiger scheinen sie die nördlichen Theile des Stillen Meeres, insbesondere

das Ochotskische und das Beringsmeer, zu besuchen, hier, ihrer Nahrung nachgehend, auch längere Zeit zu verweilen und dann wieder nach Süden zurückzuschwärmen, um ihrem Fortpflanzungsgeschäfte Genüge zu leisten. In den höheren Breiten der südlichen Halbkugel begegnet man ihnen öfter; nach übereinstimmenden Nachrichten der Schiffer und Fischer gehören sie noch zwischen dem funfzigsten und sechzigsten Grade südlicher Breite zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Ob ihre



Albatros (Diomedea exulans). 1/5 natürl. Größe.

Wanderungen regelmäßig oder zufällig sind, hat man bis jetzt noch nicht feststellen können. Man weiß, daß sie alle zwischen dem dreiundzwanzigsten Grade nördlicher und dem sechsundsechzigsten Grade südlicher Breite gelegenen Meere besuchen, hat auch erfahren, daß sie in den Meeren von Kamtschatka und Ochotsk halb verhungert und mager ankommen, nach wenigen Wochen, welche sie in jenen Gegenden verweilen, infolge des hier vorhandenen Ueberflusses an Nahrungsmitteln sehr fett werden und nunmehr wieder dem Süden zuwandern; es läßt sich jedoch nicht bestimmen, ob diese Reisen planmäßig und alljährlich stattfinden oder nur ein Umherschweifen sind, wie diese Vögel es lieben. Eines dürfte erwiesen sein: daß sie zwar im buchstäblichen Sinne des Wortes die Erde umfliegen, aber doch an einen gewissen Gürtel mehr oder weniger gebunden sind, innerhalb

desselben zu allen Jahreszeiten beobachtet werden und innerhalb desselben auch brüten. Selbst die einzelnen Arten grenzen ihr Verbreitungsgebiet in einem gewissen Sinne ab: man findet sie z. B. im Stillen Meere regelmäßiger und häufiger als im Atlantischen, glaubt auch wahrgenommen zu haben, daß sie einen gewissen Theil des Meeres in der Regel nicht verlassen; aber die Beobachtungen über diese Ortsveränderungen, mögen wir nun solche ein Streichen, Wandern oder Ziehen nennen, sind noch so lückenhaft und unvollständig, daß aus ihnen bestimmtes nicht gefolgert werden darf. Roquefeuil fand den Albatros noch an der Nordwestküste von Amerika, Gaimard beim Feuerlande unter dem fünfundfunfzigsten Grade der Breite, auf den Maluinen und längs der Ostküste von Amerika bis zu den Tropen; Boje begegnete ihm auf seiner Ueberfahrt nach Java vom Vorgebirge der Guten Hoffnung an in Gesellschaft des rußfarbigen Verwandten und vom neununddreißigsten Grade südlicher Breite an mit dem Brauenalbatros zusammen; Tschudi sah ihn unter dem neunundzwanzigsten Grade südlicher Breite zum ersten Male, zwischen diesem und dem dreiunddreißigsten Grade tagtäglich, besonders häufig aber zwischen dem vierzigsten und fünfundvierzigsten Grade. Vom funfzigsten Grade an wurde er seltener, mit dem vierundfunfzigsten verschwand er gänzlich, und von hier bis zum sechzigsten Grade der Breite wurde er nicht mehr gesehen; erst in der Südsee und zwar unter dem einundfunfzigsten Grade südlicher Breite erschien er dem Schiffe, welches den genannten Forscher trug, wieder, wurde von nun an täglich häufiger und zeigte sich wiederum zwischen dem sechsundvierzigsten und vierzigsten Grade in der größten Anzahl, bis unter dem zweiunddreißigsten Grade südlicher Breite auf dieser Fahrt der letzte beobachtet wurde. Da Tschudi auch die übrigen Arten nur innerhalb der angegebenen Breiten fand, hält er sich berechtigt, anzunehmen, daß das eigentliche Wohngebiet zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Grade südlicher Breite liegt.

Alle reisenden Forscher stimmen ein in die Bewunderung des Fluges dieser Geier des Meeres. „Es ist", sagt Bennett, „erheiternd und erfreulich, diese prachtvollen Vögel anstandsvoll und zierlich, wie von einer unsichtbaren Kraft geleitet, in den Lüften dahinschwimmen zu sehen. Denn kaum bemerkt man irgend eine Bewegung der Flügel, nachdem einmal der erste Antrieb gegeben und der gewaltige Flieger sich in die Luft erhob; man sieht sein Steigen und Fallen, als ob eine und dieselbe Kraft die verschiedenen Bewegungen hervorzubringen vermöge, als ob er seine Muskeln gar nicht anstrenge. Er schwebt hernieder, dicht am Steuer des Schiffes vorüber, mit einer Art von Unabhängigkeit, als sei er der Herrscher von allem, was unter ihm ist. Wenn er einen Gegenstand auf dem Wasser schwimmen sieht, läßt er sich nach und nach mit ausgebreiteten oder ausgespreizten Flügeln herab, setzt sich auch wohl auf das Wasser nieder und schwimmt, seine Nahrung verzehrend, wie eine Möve oder Ente; dann erhebt er sich, läuft mit ausgebreiteten Flügeln über die Seefläche dahin, beginnt zu kreisen und nimmt nun seinen umherschwärmenden Flug wieder auf. In seinen Bewegungen bemerkt man keine Anstrengung, aber Kraft und Nachhaltigkeit, vereinigt mit einer sich stets gleich bleibenden Zierlichkeit. Mit wirklicher Anmuth segelt er durch die Luft, von der einen zur anderen Seite sich neigend und dicht über den rollenden Wogen dahingleitend, so daß es aussieht, als müsse er die Flügelspitzen netzen; dann schwebt er wieder empor mit gleicher Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung. So schnell ist sein Flug, daß man ihn wenige Augenblicke, nachdem er am Schiffe vorüberzog, schon in weiter Ferne sehen kann, steigend und fallend mit den Wellen, daß er einen ungeheueren Raum in der kürzesten Zeit zu durcheilen vermag. Während stürmischen Wetters fliegt er mit und gegen den Wind, wohnt als der fröhlichste unter den fröhlichen über den von heulenden Stürmen aufgerührten Wellen; denn auch, wenn er im Sturme fliegt, bemerkt man keine besondere Bewegung seiner Flügel: es sind dann nur die Fortschritte des Fluges etwas langsamer. Einige meinen, daß er niemals kraftlos, sondern wie ein Segelschiff gegen den Wind fliege und sich gerade, wenn er dies thue, besonders fördere." Gould sagt, daß seine Flugkraft größer sei als die jedes anderen Vogels, den er beobachtet habe. „Obgleich er während des stillen Wetters manchmal auf dem Wasserspiegel ruht, so ist er doch fast beständig

im Fluge begriffen und streicht scheinbar ebenso selbstbewußt über die glatte Fläche während der größten Seeruhe dahin, als er pfeilschnell während des gewaltigsten Sturmes umherschwebt." Jouan beobachtete, daß er bei Windstille etwa alle fünf Minuten, bei stärkerem Winde, welcher seine Bewegung offenbar fördert, sogar nur alle sieben Minuten einmal mit den Flügeln schlug. Sehr heftige Stürme sollen ihn überwältigen, wenigstens vor sich hertreiben. Bei Windstille wird ihm der Aufschwung schwer; denn er erhebt sich, wie so viele andere Vögel, stets in der Richtung gegen den Wind. Ehe er sich zum Fluge anschickt, läuft er, laut Köler, eine Strecke weit über die Wellen dahin, welche ihn während des Schwimmens hindern, sich mit voller Macht zu schwingen; beim Niederlassen verändert sich, wie Hutton angibt, sein Bild gänzlich, und seine Gestalt verliert alle Anmuth und Gleichmäßigkeit. Er erhebt seine Schwingen, legt den Kopf nach hinten, zieht den Rücken ein, streckt die unförmlich großen Füße mit den ausgebreiteten Zehen von sich und fällt sausend auf das Wasser herab. Hier ist er übrigens auch zu Hause. Er schwimmt auf den Wellen leicht wie Kork und weiß sich ziemlich schnell zu fördern, ist aber unfähig zu tauchen und kann den reich befiederten Leib wenigstens nur dann unter das Wasser zwingen, wenn er sich aus hoher Luft herabstürzt: Bennett versichert, gesehen zu haben, daß einer stoßtauchend acht Sekunden unter den Wellen blieb. Auf festem Boden verliert er fast alle Bewegungsfähigkeit. In der Nähe seines Nestes soll er schwerfällig wie ein Schwan dahinwatscheln, auf dem Verdecke des Schiffes nur mit größter Anstrengung sich bewegen können. Die Stimme ist oft mit dem Geschreie des Esels verglichen worden; Tschudi aber sagt, daß dies eine müßige Uebertreibung sei, und daß der Vogel nur ein lautes, höchst unangenehmes Kreischen vernehmen lasse, und Bennett meint, daß man letzteres mit dem Schwanengeschreie vergleichen könne. Köler berichtet, daß der Vogel bei Zorn oder Furcht wie der Storch mit dem Schnabel klappere. Unter den Sinnen steht das Gesicht unzweifelhaft obenan, da jede Beobachtung beweist, daß der Albatros auf weite Entfernungen hin deutlich wahrnimmt, beispielsweise so eilig wie möglich herbeikommt, wenn er kleinere Sturmvögel sich über einer Stelle der See beschäftigen sieht. Ueber den Verstand ist schwer ein Urtheil zu fällen, weil die Lebensverhältnisse des Vogels so ganz eigenthümlich sind und er seine geistigen Kräfte dem Menschen gewöhnlich nicht anschaulich machen kann. Wenn Tschudi's Angabe, daß er die von Süden nach Norden segelnden Schiffe länger begleite als die in umgekehrter Richtung fahrenden, richtig ist, würde dies auf sehr hohen Verstand deuten; Tschudi folgert daraus, daß der „Instinkt", wie er es nennt, ihn abhält, einem Fahrzeuge lange zu folgen, welches schnell einem ihm nicht behagenden Klima entgegen geht. Die Furchtlosigkeit, mit welcher er sich dem Menschen naht, und die Dummdreistigkeit, welche er zuweilen offenbart, dürfen uns nicht verleiten, schwachen Verstand bei ihm vorauszusetzen: es mangelt ihm eben die Gelegenheit, den Menschen kennen zu lernen, und er benimmt sich ihm gegenüber nicht anders, als er es sonst gewohnt ist, würde also vielleicht sein Benehmen ändern, wenn er mehr Gelegenheit hätte, Erfahrungen zu sammeln. Schon daß er den Schiffen folgt, setzt ein gewisses Verständnis voraus: er weiß, daß von dort aus immer etwas genießbares für ihn abfällt. Wie bei allen freßsüchtigen Vögeln überwiegt seine Gier freilich fast stets die Vorsicht: ein und derselbe Albatros läßt sich, wenn er durch stürmisches Wetter verhindert wurde, längere Zeit etwas zu fangen, oft sechs- bis achtmal nach einander an die Angel locken und hascht, wenn er an Bord gebracht und wieder freigelassen wurde, mit noch blutendem Schnabel sofort wieder nach dem Köder. „An einer der Staateninseln", erzählt Tschudi, „angelte ich einen ausgezeichnet großen Albatros und band ihm eine dünne Bleiplatte um den Hals, auf welcher der Name des Schiffes, der Tag, die geographische Länge und Breite eingegraben waren. Wie ich in Valparaiso erfuhr, war er vierzehn Tage später von einem französischen Schiffe ebenfalls geangelt worden." Mit anderen seiner Art scheint der Albatros bloß während der Brutzeit gesellig zu leben. Auf dem Meere sieht man zwar oft viele unweit von einander fliegen; jeder einzelne aber scheint seinen Weg selbständig zu verfolgen und sich bloß insofern um die Thätigkeit der anderen zu bekümmern, als dieselbe eine für ihn versprechende ist. Kleinere Sturmvögel behandelt er wie der

Königsgeier seine sogenannten Unterthanen oder wie der stärkere überhaupt schwächere Thiere: er benutzt ihre Kräfte und kommt herbei, wenn er sieht, daß sie Nahrung entdeckt haben, schreckt sie in die Flucht, nimmt das von jenen erbeutete oder doch aufgefundene für sich in Beschlag und fliegt dann seines Weges weiter, ohne sich um das unter ihm stehende Gesindel fernerhin zu kümmern.

Soviel wir bis jetzt wissen, müssen wir den Albatros zu den Tagevögeln zählen; seine Thätigkeit währt aber länger als die der meisten übrigen Vögel, und er scheint kaum der Ruhe zu bedürfen oder doch durch eine sehr kurze Rast zu neuer Bewegung hinlänglich gestärkt zu sein. Heimisch auf dem weiten Meere, wo er sich auch befinden mag, fliegt er, unbesorgt um Entfernungen, welche andere Vögel vielleicht als Wanderungen betrachten würden, seines Weges fort; Nahrung suchend, fressend, ruhend und wieder fliegend, vergeht ihm der Tag. Seine außerordentliche Flugfertigkeit macht es ihm leicht, mit dem schnellsten Schiffe zu wetteifern. „Obgleich ein Fahrzeug", sagt Gould, „vor dem Winde oft mehr als zwölf englische Meilen in einer Stunde zurücklegt und Tage nach einander in gleicher Weise sich bewegt, verursacht es doch dem Albatros nicht die geringste Mühe, mit solchem Schiffe zu fliegen; er beschreibt dabei noch Kreise von mehreren Meilen und kehrt immer und immer wieder in die Nähe des Schiffes zurück, um das aufzufangen, was man über Bord wirft." Tschudi ließ einem am Bord seines Schiffes gefangenen Albatros Kopf, Hals und Brust mit Theer bestreichen und ihm darauf die Freiheit wiedergeben. „Das Thier entfernte sich augenblicklich vom Schiffe, erschien aber nach drei Viertelstunden wieder unter einem Schwarme von Sippschaftsgenossen und Sturmvögeln, welche dem Fahrzeuge beständig folgten. Ich schenkte ihm meine volle Aufmerksamkeit, und auf meine Aufforderung achtete auch jedesmal der wachhabende Officier genauer auf ihn. Unseren vereinten Beobachtungen gelang es, festzustellen, daß der bezeichnete Vogel während sechs voller Tage dem Schiffe folgte und in dieser Zeit sich nur viermal, jedoch nie länger als höchstens eine Stunde, außerhalb unserer Sehweite verlor. Am siebenten Tage in der Frühe strich er seewärts und wurde später nicht mehr wieder gesehen. Daß er dem Schiffe auch während der Nacht folgte, konnte insofern mit Bestimmtheit angenommen werden, als wir ihn bei einbrechender Dunkelheit, so lange es noch möglich war, ihn überhaupt zu unterscheiden, beobachteten und ihn der Officier der ersten Morgenwache immer wieder unermüdlich fliegen sah. Es ist dabei wohl zu berücksichtigen, daß das Schiff oft mehrere Wochen nach einander sieben bis neun Knoten in der Stunde zurücklegte, wenn auch in dem sechstägigen Durchschnitte nur vierundeinhalb Knoten.

Der Grund, welcher den Albatros bewegt, so ausgedehnte Strecken zu durchfliegen und weitaus den größten Theil seines Lebens in der Luft zu verbringen, ist sein unersättlicher Heißhunger. Seine Verdauung ist ungemein schnell, er deshalb auch genöthigt, beständig nach Beute zu suchen; wenn er wirklich einmal so glücklich war, durch reichlichen Genuß sich zu feisten, verurtheilt ihn ein länger währender Sturm zum Fasten und nimmt ihm das Fett wieder, welches er sich ansammelte. Eine noch heutigentages allgemeine, aber irrthümliche Auffassung läßt viele annehmen, daß den Seefliegern Stürme günstig wären, weil diese, wie man meint, Weichthiere und Fische aufrühren sollen; das stürmische Meer hindert sie aber im Gegentheile, ihre gewohnte Nahrung zu finden, und gerade deshalb nähern sie sich dann den Schiffen mehr als sonst, in der Hoffnung, ihren bellenden Magen dort befriedigen zu können. Bei ruhigem Wetter fressen die Albatrosse wahrscheinlich nur verschiedene Kopffüßler und andere Weichthiere, welche sie von der Oberfläche des Wassers auffammeln. Sie sind nicht im Stande, lebende Fische zu fangen; man sieht sie auch nicht sich nach Art der Stoßtaucher plötzlich auf das Wasser herabstürzen, sondern, wenn etwas auf den Wellen treibt, sich festsetzen, es mit dem Schnabel aufnehmen und schwimmend verschlingen. „Deshalb", bemerkt Hutton, „kann man sie bloß dann fangen, wenn das Schiff langsam geht, d. h. vier bis fünf Knoten in der Stunde zurücklegt; aber man muß selbst dann eine genügend lange Leine auswerfen und ihnen Gelegenheit geben, sich den Bissen ordentlich ansehen zu können." Außer den verschiedenen Weichthieren nehmen sie allerdings auch Aas größerer Thiere zu sich und

zeigen sich in dieser Hinsicht so recht eigentlich als die Geier des Meeres. Marion de Proce traf einmal eine größere Anzahl von Albatrossen an, welche sich um das stinkende Aas eines Walfisches stritten und um das ansegelnde Schiff wenig kümmerten, weil sie eifrig beschäftigt waren, Stücke von dem Leichname abzureißen. Man machte ein Boot fertig und näherte sich ihnen: sie ließen es ruhig geschehen; denn ihre Freßgier war so groß, daß man sie mit der Hand hätte fangen können, hätte man sich vor ihren Bissen nicht gefürchtet. Gould findet die „entsetzliche Geschichte" wahrscheinlich, daß die Albatrosse ertrunkene Menschen angehen und, „wie die Raben am Bache", ihnen die Augen aushacken; für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß sie dies thun, und ich sehe auch gar nicht ein, warum sie zwischen dem Aase eines Menschen oder dem eines Walfisches einen Unterschied machen sollen: fressen sie doch die Leichname ihrer Artgenossen ohne Bedenken an.

Ueber die Fortpflanzung der Albatrosse fehlen noch eingehende Mittheilungen vorurtheilsfreier Beobachter, um so mehr, als verschiedene Fabeln hierüber verbreitet worden sind. Cornick theilt Gould nach einigen Wahrnehmungen ungefähr folgendes mit. Der Albatros brütet auf den Inseln Auckland und Campbell im November und December. Grasbedeckte Abhänge der Hügel über den Dickichten der Waldungen sind die Stellen, welche er für den Bau seines Nestes wählt. Dasselbe besteht aus Ried, trockenem Grase und dürren Blättern, welche zusammengeknetet worden sind, hat unten einen Umfang von zwei Meter, oben einen Durchmesser von siebzig Centimeter und ist funfzig Centimeter hoch. Gewöhnlich wird nur ein einziges Ei in dasselbe gelegt; nach Untersuchung von mehr als hundert Nestern fand Cornick wenigstens bloß ein Nest, welches deren zwei enthielt. Die Eier sind zwölf Centimeter lang und acht Centimeter dick. Dem Besucher des Brutplatzes verräth sich der sitzende Albatros durch seinen weißen, vom Grase abstechenden Kopf schon von weitem. Er scheint während des Brütens zu schlafen oder verbirgt doch den Kopf unter den Flügeln. Bei Annäherung eines Feindes vertheidigt er sein Ei und will nicht vom Neste, bis man ihn dazu zwingt; dann wackelt er wie ein im Brüten gestörter Alk eine kurze Strecke weit weg, ohne jedoch einen Versuch zum Davonfliegen zu machen. Sein größter Feind ist eine freche Raubmöve; denn sobald er vom Neste aufsteht, stößt dieser Räuber herab und frißt ihm sein Ei; der Albatros kennt sie auch sehr wohl und klappert, wenn er sie bemerkt, heftig mit dem Schnabel.

Es bedarf nur des Auswerfens einer starken, gut geköderten Angel, um sich der Albatrosse zu bemächtigen. Wenn einer von ihnen an die Angel gebissen hat und angezogen wird, umkreisen ihn die anderen mit lautem, kreischendem, unangenehmem Geschreie. Der auf das Verdeck gebrachte Vogel ist vollkommen hülflos und läßt sich, im Bewußtsein seiner Schwäche, unglaublich viel gefallen, beißt aber doch zuweilen heftig um sich. Gould bemerkt, daß die Angelung den Albatrossen keinen Schmerz verursache, da der Haken nur in die krumme, unempfindliche Hornspitze des Schnabels einsticht, höchst selten aber wirklich ein Tropfen Blut fließt. Dies mag auch dazu beitragen, daß ein frei gewordener Albatros sich leicht zum zweiten Male wieder fängt. Schwerer hält es, dem zähen Leben des Vogels ein Ende zu machen. Die Matrosen bohren ihm eine lange Segelnadel in das Gehirn; diese Hinrichtung ist aber eine langwierige Quälerei, und Tschudi hat selbst gesehen, daß ein Albatros mit einer funfzehn Centimeter langen Nadel im Kopfe davonflog. Dagegen kann der Vogel durch einen leichten Schlag auf den Hinterkopf vermittels eines Holzstückes fast augenblicklich getödtet werden. Das harte und thranige Fleisch wird von den Seeleuten bloß dann gegessen, wenn großer Mangel an frischen Nahrungsmitteln herrscht. Vor dem Kochen legt man den Körper erst vierundzwanzig Stunden und noch länger in Seewasser oder setzt ihn ebenso lange Wind und Wetter aus, um den unangenehmen Geschmack theilweise zu beseitigen.

Die Mövensturmvögel (Procellarinae), welche eine zweite, den Kern der Gesammtheit umfassende Unterfamilie bilden, sind kräftig gebaut, kurzhälsig und großköpfig; ihr Schnabel ist kürzer als der Kopf, stark und hart, seitlich so gefurcht, daß die Spitze wie abgesetzt erscheint, letztere

oben und unten stark aufgeschwungen, wodurch auf der Oberseite ein sehr gebogener Haken entsteht und am Unterschnabel ein stark hervortretendes Eck sich bildet; die Scheiden greifen einigermaßen über einander und sind sehr scharf; der Rachen öffnet sich bis unter die Augen; die Nasenlöcher liegen in einer verwachsenen Röhre auf der Schnabelfirste und sind der Länge nach in zwei Hälften getheilt; der Fuß ist mittelgroß und stark, kurzläufig, seitlich zusammengedrückt; seine drei Vorderzehen tragen volle Schwimmhäute, während die Hinterzehe nur durch eine kleine Warze angedeutet wird; die Flügel, unter deren Schwingen die erste ausnahmslos die längste ist, ähneln denen der Möven, sind jedoch minder lang und spitziger; der aus zwölf bis vierzehn Federn bestehende Schwanz ist stark abgerundet. Das sehr reichhaltige und weiche, auf der Oberseite feste, auf der unteren zerschlissene und einen dichten Pelz bildende Kleingefieder hat meist düstere, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit wenig verschiedene Färbung.

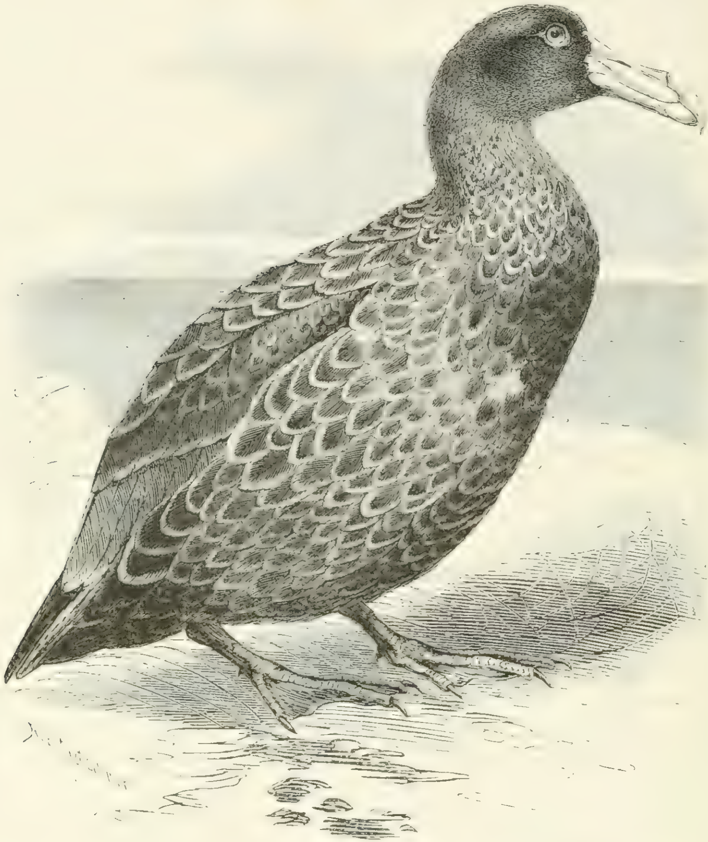
Alle Arten dieser Unterfamilie sind Weltmeervögel, grenzen aber in der Regel einen gewissen Verbreitungskreis ab. Im heißen Gürtel treten sie minder zahlreich auf als in dem gemäßigten und kalten beider Hälften, auf der südlichen Halbkugel aber, entsprechend der größeren Wasserfläche, in viel bedeutenderer Anzahl als auf der nördlichen. Sie sind kaum fähig zu gehen, schwimmen zwar leicht und scheinbar ohne Anstrengung, aber doch selten und verbringen die meiste Zeit ihres Lebens fliegend. Vom Schiffe aus sieht man sie während des ganzen Tages, ununterbrochen und gleichmäßig sich bewegend, in gewisser Höhe über den Wogen dahinschweben, über die Kämme derselben klimmen, die Wellenthäler überfliegen und nur zeitweilig sich auf Augenblicke herablassen, um eine gefundene Beute aufzunehmen. Sie sind schlechtere Stoßtaucher als alle übrigen Seeflieger, trotzdem aber befähigt, ihren reichbefiederten Leib unter die Oberfläche des Wassers zu zwingen. Unter ihren Sinnen stehen Gesicht und Gehör obenan; ob der Geruch, den sonderbar geformten Ausgängen entsprechend, besonders entwickelt ist oder nicht, vermögen wir nicht zu sagen, sowie wir es auch kaum wagen dürfen, über ihre Geisteskräfte ein Urtheil zu fällen. Sie zeigen sich in noch höherem Grade als die Albatrosse dummdreist und furchtlos, scheuen, wenn der Hunger sie quält, keine Angel, auch wenn sie sehen, daß ihre Gefährten durch solche gefangen wurden, werden überhaupt so leicht nicht durch Erfahrung klug und lassen sich von ihrer gewohnten Lebensweise nicht durch Zufälligkeiten abbringen. Alle thierischen Stoffe, welche auf der Oberfläche des Meeres schwimmen, gelten ihnen als willkommene Beute; sie nähren sich vom Aase größerer Thiere, von todten oder lebenden Fischen, Weichthieren und ähnlichem Gewürme, sind unglaublich gefräßig, gierig und fast unersättlich; denn mit ihrer unermüdlichen Regsamkeit steht ihre Verdauung im geraden Verhältnisse. Nach reichlichem Fraße vergessen sie jede Gefahr, lassen sich mit Knüppeln todtschlagen oder mit den Händen greifen.

Alle Mövensturmvögel nisten nahe am Meere, am liebsten auf einzelnen, möglichst unzugänglichen Klippen oder Schären. Ein eigentliches Nest bauen sie nicht, legen vielmehr das sehr große, dickbauchige, rauhschalige, ungefleckte, weiße Ei auf den bloßen Boden und beginnen sofort nach dem Legen zu brüten. Das Junge kommt in einem graulichen Flaumenkleide zur Welt und wächst langsam heran. Seine Eltern lieben es ungemein und setzen angesichts eines Feindes ohne Bedenken ihr Leben ein, versuchen auch, es bestmöglich zu vertheidigen, indem sie dem Angreifer einen Strahl flüssigen Thranes entgegenspritzen. Nach dem Ausfluge der Jungen zertheilen sich die Nistgesellschaften über das weite Meer und bilden fortan mehr oder minder zahlreiche Trupps, welche nunmehr ziellos umherfliegen.

Als Verbindungsglied der Albatrosse und Mövensturmvögel darf der eine gleichnamige Untersippe (Ossifraga) vertretende **Riesensturmvogel** (Procellaria gigantea und ossifraga, Fulmarus giganteus, Ossifraga gigantea) angesehen werden. Der alte Vogel trägt ein oberseits geflecktes Kleid, weil die meisten kleinen Federn trübweiße Ränder zeigen; die Untertheile sind weiß; das Auge hat gelbweiße, der Schnabel lebhaft, der Fuß blaßgelbe Färbung. Das

Gefieder des jungen Vogels ist einfarbig dunkel chokoladebraun, das Auge dunkel schwarzbraun, der Schnabel hell hornfarbig, an der Spitze blaß weinroth überlaufen, der Fuß schwärzlichbraun. Die Länge beträgt neunzig, die Breite zweihundert, die Fittiglänge funfzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter.

Der Verbreitungskreis des Riesensturmvogels, dessen Leichnam einmal auch auf dem Rheine gefunden worden sein soll, erstreckt sich über den gemäßigten und kalten Gürtel der südlichen Halb=



Riesensturmvögel (Procellaria gigantea). 1/6 natürl. Größe.

kugel. Tschudi beobachtete ihn im Atlantischen Weltmeere zwischen dem dreißigsten und fünfunddreißigsten Grade und in der Südsee zwischen dem einundvierzigsten und vierundfunfzigsten Grade tagtäglich; Gould meint, daß er oft um die Erdkugel fliegen möge. Ein durch sein lichtgraues Gefieder auffallender Vogel dieser Art verfolgte das Schiff unseres Forschers auf seiner Fahrt vom Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Vandiemensland ungefähr drei Wochen lang und durchflog während dieser Zeit mindestens zweitausend Seemeilen, da er, in weiten Kreisen von zwanzig Seemeilen Durchmesser umherschweifend, nur alle halben Stunden vom Schiffe aus sichtbar wurde. Der Flug dieses Riesen der Familie ist nicht so angenehm schwimmend als der des Albatros, sondern mehr angestrengt und schlagend; doch kann man ihn bei flüchtiger Beobachtung leicht mit den kleineren Albatrosarten verwechseln. „Obgleich sehr gefräßig", sagt Tschudi, „ist er doch sehr vorsichtig und mißtrauisch und beißt nur selten in die Angel; gefangen an Bord gezogen, vertheidigt er sich mit Muth und haut mit seinem scharfen Schnabel wüthend um sich. Schon

weichen ihm immer die übrigen kleinen Sturmvögel aus, von denen er vielleicht öfters einen mit wegschnappen mag." Gould hat in dem Magen der von ihm getödteten Stücke zwar nur mehr oder weniger verdaute Fische gefunden; Lesson aber theilt mit, daß er in den Eingeweiden eines solchen Reste von Vögeln fand. Hutton sagt, daß er überaus gefräßig sei und sich gierig auf alles genießbare, unter anderem auch auf die erschlagenen Seehunde, stürze, um von ihnen zu fressen. Gould sah auf der Reise nach Vandiemensland tausende dieser Vögel beisammen auf dem Wasser sitzen, das umherschwimmende Fett der getödteten Walthiere verzehrend. Cook fand ihn auf Christmaseiland so zahm, daß ihn die Matrosen mit Stöcken erschlugen.

Nach Huttons Erfahrungen brütet der Riesensturmvogel auf Prinz Edwards Eiland und legt ein einziges weißes Ei. Aus ihm schlüpft nach langer Bebrütung das anfänglich in ein schönes weißes, langdunniges Kleid gehüllte Junge, welches langsam heranwächst und später seine auf dunkelbraunem Grunde weißgefleckte Jugendtracht anlegt. Wenn sich jemand dem Neste nähert, wendet sich der alte Vogel etwas zur Seite, und das Junge spuckt sodann ein entsetzlich stinkendes Oel über zwei Meter weit gegen den Angreifer.

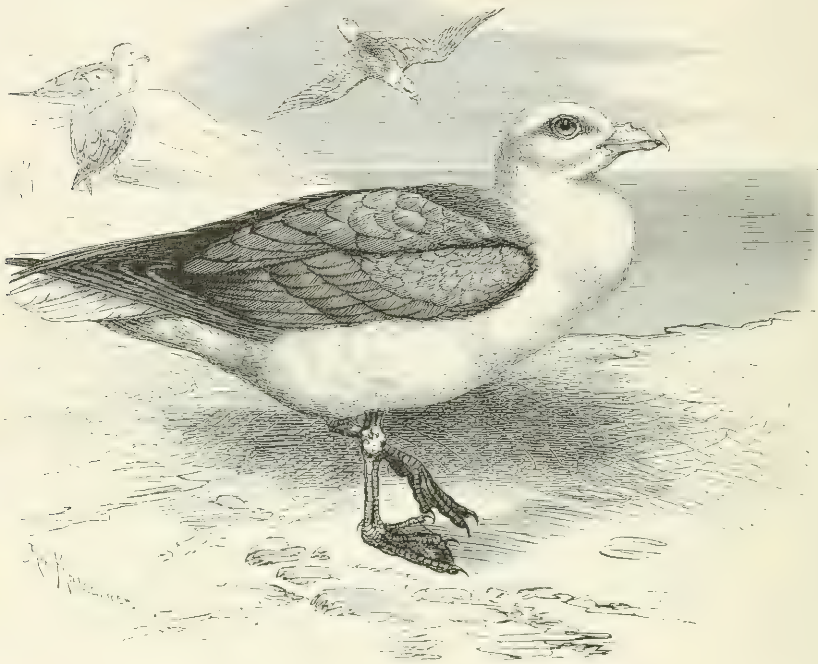
Der Eissturmvogel oder Fulmar (Procellaria glacialis, hiemalis, borealis, cinerea und minor, Fulmarus glacialis und minor, Rhantistes glacialis), Vertreter der Untersippe der Mövensturmvögel im engeren Sinne (Procellaria), ist weiß, am Bauche licht silbergrau, auf dem Mantel mövenblau; die Schwingen sind schwärzlich. Das Auge ist braun, der Schnabel an der Wurzel graugrünlich, auf der Firste blaß horngelb, der Fuß gelb, mit einem Stiche ins Bläuliche. Beim jungen Vogel ist auch das Gefieder der Unterseite bläulich. Die Länge beträgt funfzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge zweiunddreißig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter.

Der Fulmar lebt im Nördlichen Eismeere und verläßt dasselbe äußerst selten. Die Insel St. Kilda und Grimsö bei Island dürfen als seine südlichsten Brutplätze angesehen werden. Er ist ein Weltmeervogel wie alle seine Verwandten und nähert sich dem Festlande außer der Brutzeit nur, wenn er durch Nebel irre geleitet oder durch lang anhaltende Stürme gänzlich ermattet wurde; doch soll er, laut Holboell, in Nordgrönland sich öfter als sonstwo an den Küsten und in den Buchten umhertreiben. Seinen Namen trägt er übrigens nicht ganz mit Recht; denn er scheut wenigstens größere Eismassen, und die Schiffsführer, deren Fahrzeuge vom Eise umschlossen wurden, halten es für ein sicheres Zeichen von offenem Wasser, wenn sie Eissturmvögel bemerken. Während des Winters beobachtet man ihn öfter als in den Sommermonaten in südlicheren Gegenden, ohne jedoch einen Zug annehmen zu dürfen.

Eine zweite Art derselben Untersippe, der Teufelssturmvogel (Procellaria haesitata, meridionalis, diabolica, brevirostris und l'Herminieri, Fulmarus haesitatus und meridionalis, Aestrelata haesitata und diabolica), welcher am häufigsten im Antillenmeere aufzutreten scheint, ist wiederholt an den englischen und französischen Küsten, selbst in Unterungarn, erlegt worden. Die weiße Stirn wird durch schmale Wellenlinien und kleine Flecke von blaßbrauner Färbung gezeichnet, Scheitel, Genick und Kopfseiten sind dunkel-, Hinterhals und Nacken licht-, Unterrücken und Oberflügeldecken schwarzbraun, Oberrückenfedern mehr aschgrau, Oberschwanzdecken, Halsseiten und Untertheile weiß, die Seiten braun, graulich getrübt, die Unterschwanzdeckfedern am Ende aschgrau, die Schwingen an der Wurzel breit weiß, die Handschwingen übrigens schwarz, die Armschwingen dunkelbraun, die merklich zugerundeten, schwarzbraunen Steuerfedern im Wurzeldrittel ebenfalls weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz; der gelbe Fuß hat schwarze Schwimmhäute. Die Länge beträgt vierzig, die Breite einhundert, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Im Fluge soll der Eissturmvogel eine gewisse Aehnlichkeit mit manchen Möven, insbesondere mit den Elfenbeinmöven, haben. Der Schiffer sieht ihn mit ausgebreiteten, fast unbeweglichen

Flügeln leicht über die erregten Wogen gleiten und soviel wie möglich denselben Abstand vom Wasser einhalten, auch wacker gegen den Sturm kämpfen und nur selten sich ausruhen. Im Schwimmen bekundet er viel Geschick, badet sich in den reißendsten Strömungen zwischen den Klippen oder rudert leicht über die Wasserfläche; auf dem Lande hingegen zeigt er sich sehr hülflos, und wenn er zu Fuße sich bewegen soll, rutscht er mehr, als er geht, auf der Laufsohle dahin. Die Stimme klingt gackernd wie „Gägägägerr", im Zorne knarrend wie „Karw". In seinem Wesen unterscheidet er sich nicht von anderen Arten der Familie. Vor dem Menschen fürchtet er sich nicht,



Eissturmvogel (Procellaria glacialis). 1/4 natürl. Größe.

nähert sich daher ohne Bedenken den Schiffen und mit wahrer Zudringlichkeit den Fischern oder Walfischfängern. „Beim Aufhauen des Walfisches", sagt Holboell, „ist er so dreist, daß man ihn zu tausenden mit Rudern und Bootshaken todtschlagen kann." Aehnliche Sorglosigkeit zeigt er beim Neste, von welchem er sich kaum vertreiben läßt. Gegen seinesgleichen ist er gesellig, und ein einzelner wird von den Beobachtern immer als verschlagener angesehen. Um andere Vögel bekümmert er sich wenig, obgleich er unter ihnen umherfliegt und auf denselben Bergen mit ihnen brütet.

Die Walfischfänger behaupten, daß Speck seine liebste Nahrung wäre; sorgfältige Beobachter, wie Faber, fanden, daß er allerlei Seethiere und nicht allein diese, sondern zeitweilig auch das an den Klippen wachsende Löffelkraut verzehrt. Faber lernte keinen Vogel außer ihm kennen, welcher Medusen anrührt. Die Nahrung nimmt er entweder schwebend vom Wasser auf oder erst, nachdem er sich auf den Wellen niederließ; beim Zerlegen der Walfische schwimmt er fressend auf dem Wasser hin und her. Obwohl er zu tauchen vermag, kann man ihn doch nicht als Stoßtaucher bezeichnen, und deshalb gelingt es ihm auch wohl nur selten, schneller bewegliche Thiere zu erbeuten. An Gefräßigkeit steht er hinter keinem seiner Verwandten zurück.

Man hat ihn auf allen hochnordischen Inseln als Brutvogel gefunden, in Europa namentlich auf St. Kilda, einer der Hebriden, und auf Island, außerdem auf Jan Mayen und Spitzbergen.

Auf den Westmanöern bei Island ist derselbe, laut Faber, unter allen Brutvögeln der häufigste, und seine Anzahl kann einigermaßen danach berechnet werden, daß die Einwohner wenigstens zwanzigtausend Junge ausnehmen; es brüten demnach mindestens vierzigtausend Stück daselbst. Ihre Anzahl nimmt aber alljährlich zu, weil viele von den Jungen nicht erreicht werden können, obwohl sich die Vogler mit Hülfe von starken Seilen an den Felswänden herablassen. „Mitten im März", schildert Faber, „nähert sich der Eissturmvogel den Brutplätzen; im Anfange des Mai, zuweilen schon um die Mitte des April, wird das eine große, rundliche, reinweiße Ei gelegt, entweder auf die nackten Absätze der Felsen oder in eine kleine Erdgrube oben auf den Felseninselchen. So wie der Zeugungstrieb die meisten in den Felsen brütenden Vögel so kirr macht, daß man sie mit einiger Behendigkeit vom Neste nehmen kann, so wird auch dieser so zahm, daß ich ihn erst lange mit Erdklößen warf, um ihn vom Eie zu jagen, ohne daß es mir möglich war. Nicht eher als in den ersten Tagen des Juli kriecht das Junge aus dem Eie; gegen Ende dieses Monates ist es halb erwachsen und mit langen graublauen Flaumen bedeckt. Schon dann speit es ebenso gut wie die Alten seine thranige Flüssigkeit zuweilen über zwei Drittel Meter weit gegen den aus, welcher es nehmen will, indem es diese Feuchtigkeit mit Bewegungen, als wolle es sich erbrechen, aus dem unteren Theile des Schlundes hervorwürgt. Dieser Vorrath wird nicht so leicht erschöpft. Gegen Ende des August sind die Jungen flügge und außerordentlich fett, riechen aber sehr übel. Die Einwohner von Westmanöer ziehen dann auf den Felseninselchen umher, tödten sie zu tausenden und salzen sie zum Wintervorrath ein. Um die Mitte des September verlassen Alte und Junge die Brutplätze und ziehen auf das offene Meer hinaus, wo sie den Winter zubringen, so daß auf Island keiner zu dieser Zeit gesehen wird."

Außer dem Menschen stellen der Jagdfalk und Seeadler den Alten und Jungen und die großen Raubmöven namentlich den letzteren nach, weil sie wohl wissen, daß ihnen die Alten außer dem Anspeien mit jener thranigen Flüssigkeit keinen Widerstand entgegensetzen können.

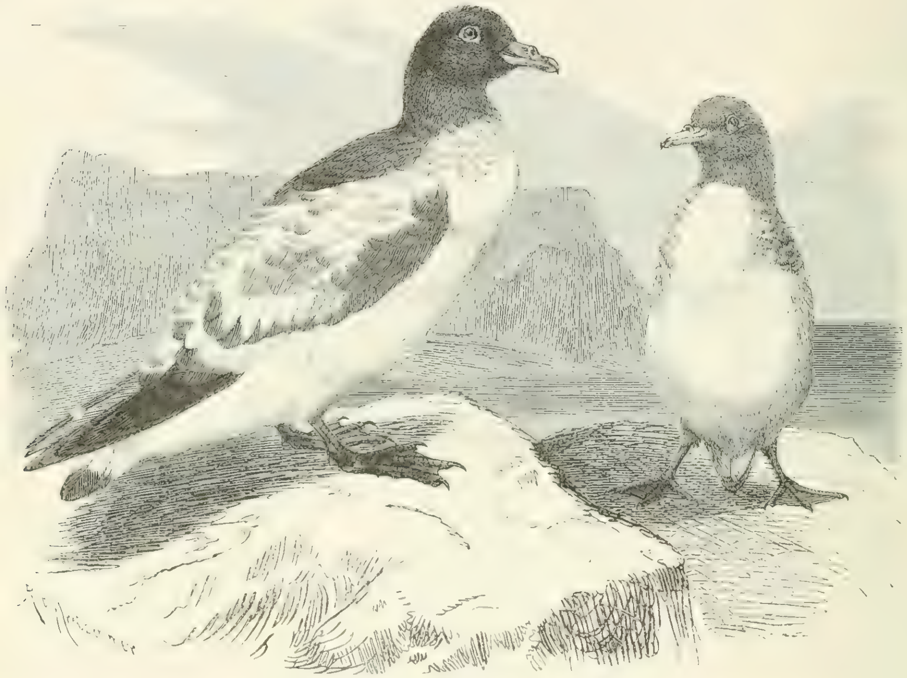
*

Ein allen Schiffern wohlbekannter Sturmvogel, die Kaptaube (Daption capensis, Procellaria capensis, naevia und punctata), unterscheidet sich durch seinen sehr kräftigen Bau, den kurzen, an der Wurzel breiten, an der Spitze zusammengedrückten und auffallend schwachen Schnabel und die großzehigen, mit breiten Schwimmhäuten ausgerüsteten Füße von den beschriebenen Verwandten und ist deshalb zum Vertreter einer besonderen Sippe, der Taubensturmvögel (Daption), erhoben worden. Oberkopf und Hinterhals, Kopf- und Halsseiten sind dunkel eisengrau, Mantel, obere Flügel- und Schwanzdeckfedern weiß, durch große, unregelmäßig dreieckige, eisengraue Spitzenflecke gezeichnet, eine Stelle unter dem Auge sowie die Untertheile weiß, Kehle und Vorderhals dicht, die Seiten spärlich dunkler gefleckt, die schwarzschaftigen Handschwingen rußschwarz, innen wie die Armschwingen größtentheils, die Schwanzfedern bis auf ein schwarzes Endband weiß. Das Auge ist dunkel kastanienbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß braunschwarz. Die Länge beträgt achtunddreißig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge siebenundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Die Kaptaube ist unter allen Seevögeln der treueste Begleiter der Schiffe. Ihre Verbreitung ist merkwürdig. Im Atlantischen Weltmeere lebt sie jenseit des Wendekreises des Steinbockes, und es ist ein höchst seltener Zufall, wenn sie sich einmal innerhalb des heißen Gürtels oder gar bis auf die nördliche Halbkugel, beziehentlich bis an die Westküste Europas, verirrt; in der Südsee dagegen trifft man sie, wenigstens in dem Theile, welcher Amerikas Westküste bespült, bis nördlich vom Gleicher. „Ich habe", sagt Tschudi, „die Beobachtung gemacht, daß sie in jenem heißen Gürtel nie so anhaltend in der Nähe der Schiffe sich aufhalten wie in dem kalten Klima der höheren Breiten. Wenn sie hier Tag und Nacht die Schiffe umschwärmen, so verschwinden sie dort während der Nacht und stellen sich nur eine Stunde vor oder nach Sonnenaufgang und in den späten

Nachmittagsstunden ein. Ob dies feste Regel ist, vermag ich nicht zu entscheiden; bei meinen Reisen war es wenigstens immer so. Nie bemerkte ich auf einer Rhede, in einer Bai oder in einem Hafen der Südsee die Kaptaube, während doch so viele Vögel der Bai auch die windgeschützten Ankerplätze der Schiffe besuchen; aber kaum wenige Seemeilen vom Lande eilt sie als erster Vorläufer ihrer Gattungsverwandten den Fahrzeugen entgegen."

Die Kaptaube schwimmt leicht, thut dies jedoch selten; denn sie fliegt bei Tage und bei Nacht und setzt sich bloß gelegentlich hin, um etwas genießbares bequemer aufnehmen zu können. „Man



Kaptaube (Daption capensis). 1/4 natürl. Größe.

kann sich", sagt Gould, „nichts zierlicheres denken als ihre Bewegungen im Fliegen, wenn sie den Hals auf den Rücken beugt, die großen Beine ganz unter die Unterschwanzdeckfedern zieht und den Schwanz wie einen Fächer ausspreizt." Tschudi nennt sie einen sehr gefräßigen und äußerst zänkischen Vogel. Ihre Nahrung besteht in Weichthieren, Krebsen und kleineren Fischen. Wenn sie den Fahrzeugen folgt, nährt sie sich bei stürmischem Wetter vorzüglich von Küchenabfällen aller Art, welche über Bord geworfen werden und in den Schiffsfurchen treiben, auch von Menschenkoth. „Mit widerlichem Geschreie stürzt sie sich oft auf die so ekelhafte Beute und jagt sich gegenseitig jedes Stückchen ab." Man irrt gewiß nicht, wenn man annimmt, daß nur die Noth sie zwingt, solche Nahrung aufzunehmen. Tschudi fand in den Mägen der bei ruhiger See erbeuteten Kaptauben immer verschiedene Weich- und Schalthiere oder Ueberreste von Fischchen, im Magen der im Sturme gefangenen dagegen Bohnen, Erbsen, Linsen, Knochen, Werch, Leder, Speck, Kohlblätter, Schiffszwieback, Holzstückchen ꝛc. Bei heiterem Wetter ist sie ziemlich scheu und mißtrauisch, im Sturme aber, vom Hunger geplagt, rücksichtslos dreist, und dann läßt sie sich mit größter Leichtigkeit fangen. Zu diesem Zwecke wird eine Stecknadel an einen starken Faden gebunden und unter einem spitzigen Winkel gebogen; ein daran gestecktes Stück Speck oder Brod dient als Köder. Es währt nie lange, bis sich einige Vögel darum versammeln und es gierig zu haschen suchen. Wenn

nun die Schnur im richtigen Augenblicke angezogen wird, bleibt die Angel im Oberkiefer des Vogels stecken, und er wird die Beute des Fängers. Bei heftigem Sturme erreicht natürlich der leichte Köder das Wasser nicht, sondern flattert an der Schnur in der Luft; hier aber suchen ihn die Kaptauben ebenfalls gierig zu verschlingen und fangen sich entweder mit dem Schnabel, oder verwickeln sich mit den Flügeln in dem Faden. An Bord gezogen vertheidigen sie sich tapfer mit dem Schnabel und schleudern mit merkwürdiger Sicherheit eine eklige, schmierige, ölähnliche Flüssigkeit ihrem Feinde ins Gesicht. Die Matrosen ziehen ihnen die Haut ab und machen Wetterfahnen daraus: das ist der einzige Nutzen, welchen die Kaptauben gewähren.

Ueber das Brutgeschäft mangeln noch alle Beobachtungen. Gould sagt, daß sie auf Tristan d'Acunha und auf anderen Inseln, Tschudi, daß sie auf nackten Felseninseln unweit der peruanischen Küste nisten soll. In den Meeren um die Südspitze Afrikas verschwindet sie im November und December gänzlich, wird diese Zeit also sicherlich auf ihren Brutplätzen zubringen. Wahrscheinlich liegen diese auf den Inseln um das Festland am Südpole. Hier, in der Nähe von Südvictoria, zwischen dem einundsiebzigsten und zweiundsiebzigsten Grade südlicher Breite, sah Roß flügge Junge.

*

Die Sturmschwalben (Thalassidroma) kennzeichnen sich durch geringe Größe, schlanken Leib, kurzen Hals und verhältnismäßig großen Kopf, sehr lange, schwalbenartige Flügel, unter deren Schwingen die zweite und dritte die längsten sind, mittellangen, aus zwölf Federn zusammengesetzten, entweder gerade abgestutzten oder deutlich zugespitzten oder gabelförmig ausgeschnittenen Schwanz, kleinen, schwächlichen, geraden, an der Spitze beider Kiefer herabgebogenen, oben hakigen Schnabel, dessen Unterkiefer am Ende der langen Kinnspalte ein mehr oder weniger scharf hervortretendes Eck zeigt, aber nicht durch Riefen abgetheilt wird, kleine, schwächliche, langläufige, mit Netz- oder Stiefelschuppen bekleidete Füße mit drei langen, schwachen, durch volle Schwimmhäute verbundenen Vorderzehen und eine äußerst kleine und kurze warzenähnliche Hinterzehe sowie endlich durch dichtes, pelzartiges Gefieder von düsterbrauner Hauptfärbung und weißlicher Zeichnung.

Die Sturmschwalbe, auch Weltmeermövchen, Gewittervogel, Petersläufer genannt (Thalassidroma pelagica, melitensis, tenuirostris, minor und albifasciata, Procellaria pelagica, melitensis, lugubris und melanonyx, Hydrobates pelagicus und feroensis), hat gerade abgeschnittenen Schwanz, rußbraunes, auf dem Oberkopfe glänzend schwarzes, gegen die Stirne hin bräunliches, auf dem Mantel schwarzbraunes Gefieder; die mittleren Flügeldeckfederenden, welche eine mehr oder minder deutliche Flügelquerbinde bilden, sind heller, bis trübweiß; die Bürzel-, Steiß- und seitlichen unteren Schwanzdeckfedern sowie die Wurzeln der Steuerfedern sind weiß. Männchen und Weibchen gleichen sich; die Jungen unterscheiden sich durch etwas lichtere, ins Braunröthliche ziehende Färbung. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlichbraun. Die Länge beträgt vierzehn, die Breite dreiunddreißig, die Fittiglänge zwölf, die Schwanzlänge fünf Centimeter.

Der Sturmsegler (Thalassidroma leucorrhoa, Leachii und Bulockii, Procellaria leucorrhoa, Leachii und Bulockii, Hydrobates und Oceanodroma Leachii, Cymochorea leucorrhoa), Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Oceanodroma), an seinem tief gegabelten, verhältnismäßig langen Schwanze kenntlich, ist bedeutend größer: seine Länge beträgt zwanzig, die Breite funfzig, die Fittiglänge siebzehn, die Schwanzlänge, außen gemessen, neun Centimeter. Das Gefieder ist vorherrschend ebenfalls rußbraunschwarz, auf Kopf, Rücken und Brust unter gewissem Lichte graulich scheinend; Bürzel und seitliche Unterschwanzdeckfedern sind weiß, Schwingen und Steuerfedern bräunlichschwarz, innere Armschwingen und große Oberflügeldeckfedern braungrau, an der Spitze bräunlich fahlgrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel wie der Fuß schwarz.

Die Taubensturmschwalbe (Thalassidroma Bulwerii, Procellaria Bulwerii und columbina, Puffinus columbinus, Bulweria columbina, Aestrelata und Pterodroma Bulweri), Vertreter der Untersippe der Keilschwanzsturmschwalben (Pterodroma), unterscheidet sich von den beschriebenen Arten durch seinen stark keilförmigen Schwanz und die außergewöhnliche



Sturmschwalbe (Thalassidroma pelagica). $^1/_2$ natürl. Größe.

Größe. Das Gefieder ist fast gleichmäßig rußbraun, oberseits etwas dunkler als unterseits; die Schwingen und Steuerfedern sind braunschwarz, die Spitzen der großen Oberflügeldeckfedern ein wenig lichter. Das Auge hat tiefbraune, der Schnabel schwarze, der Fuß braune Färbung. Die Länge beträgt ungefähr sechsundzwanzig, die Fittiglänge zwanzig, die Schwanzlänge elf Centimeter.

Der Meerläufer (Thalassidroma oceanica und Wilsoni, Procellanica oceanica und Wilsoni, Oceanites oceanicus und Wilsoni) endlich, Vertreter einer gleichnamigen Untersippe (Oceanites), unterscheidet sich von seinen Verwandten durch kurzen, verhältnismäßig starken

Schnabel, sehr lange, mit Stiefelschuppen bekleidete langzehige Füße und kaum merklich ausgeschnittenen Schwanz. Das Gefieder ist rußschwarz, schwach graulich überflogen, das des Bürzels wie die Oberschwanz- und seitlichen Unterschwanzdeckfedern reinweiß; die Schwingen und Steuerfedern sind tiefschwarz, einige mittlere Oberflügeldeckfedern an der Spitze weiß. Das Auge ist weiß, der Schnabel schwarz, der Fuß ebenfalls schwarz, der innere Theil der Schwimmhäute aber gelb. Die Länge beträgt neunzehn, die Breite vierzig, die Fittiglänge funfzehn, die Schwanzlänge acht Centimeter.

Alle Sturmschwalben sind vollendete Weltmeervögel und daher weit verbreitet. Sturmschwalbe, Sturmsegler und Meerläufer bewohnen mit Ausnahme des höchsten Nordens das ganze Atlantische und ebenso das Stille Weltmeer; die Taubensturmschwalbe erwiesenermaßen nur das erstere, insbesondere den mittleren Theil; alle, namentlich die erstgenannten, kommen daher an Europas Küsten vor. Auf der Nordsee bemerkt man sie selten, auf der Ostsee noch weniger und nur einzeln, im Eismeere häufiger, obgleich sie hier nur zu gewissen Zeiten umherzuschweifen scheinen. Für gewöhnlich leben sie auf hoher See, ohne sich dem Lande zu nahen; nach länger anhaltenden Stürmen sieht man sie zuweilen ebenso häufig in der Nähe desselben wie während der Brutzeit; ja, es geschieht, daß ganze Flüge von ihnen auf das Land verschlagen werden und unter Umständen bis ins Innere fliegen, unzweifelhaft in der Absicht, das Meer wieder aufzusuchen. So verschlagene Sturmvögel hat man wiederholt im Inneren Deutschlands und selbst in der Schweiz beobachtet.

Die Sturmschwalben sind hauptsächlich bei Nacht thätig. Man sieht sie zwar auch zu allen Stunden des Tages, in voller Regsamkeit aber doch erst mit Beginn der Dämmerung, hört sie auch zu allen Stunden der Nacht. Inmitten des Weltmeeres begegnet man ihnen einzeln, gewöhnlich aber in kleinen und größeren Gesellschaften, bei stürmischem Wetter wie bei schönem. Tagelang sieht man sie über den Wellen schweben, bald höher in der Luft dahinfliegend wie die Schwalben, bald unmittelbar über den Wogen, deren schwankende Bewegungen sie genau verfolgen, ohne je vom Wasser berührt zu werden. Sie scheinen sich den Wellen förmlich anzuschmiegen und wie durch Zauberkraft in einem gewissen sich gleich bleibenden Abstande festgehalten zu werden. „Je heftiger der Wind", so schildert Boje, „desto weniger bemerkt man die Bewegung der Flügel. Der Vogel schwebt, wie ein Schwärmer über Blumen, ganz dicht über den Wellen, ersichtlich die Wogenthäler den Bergen vorziehend. Bald sind es die trippelnden Füßchen, bald die Spitzen der Schwingen, mit denen er die Oberfläche berührt, und wie von ihr abgeprallt, stets mit dem Anscheine, als wolle er sich setzen, und doch setzt er sich niemals." Ihr Flügelschlag ist spärlich, aber kräftig, auch sehr mannigfaltig. Gewöhnlich sieht man sie mit ausgebreiteten Flügeln in der angegebenen Weise sich erhalten und kann dann minutenlang hinsehen, ohne einen einzigen Flügelschlag zu bemerken; dann erheben sie sich plötzlich, bewegen die Schwingen rasch und heftig, nach Art der Segler, erheben sich im Nu über die Oberfläche des Wassers, schwenken sich meisterhaft nach allen Richtungen, stoßen schief auf die Wellen hernieder und nehmen ihre alte Stellung wieder an. Wenn sie Beute erspähen, eilen sie laufend auf dieselbe zu und nehmen sie mit dem Schnabel auf, worauf sie wiederum weiter schweben. Zum Schwimmen entschließen sie sich so selten, daß sogar die sorgfältigsten Beobachter behauptet haben, sie thäten es nie; es scheint auch, als ob sie sich wirklich bloß zum Ausruhen auf das Wasser setzen, nicht aber rudernd auf ihm weiter bewegen. Ihre Flugkraft ist außerordentlich groß. Sie fliegen buchstäblich tagelang, ohne auszuruhen, oder sie ruhen sich aus, indem sie eine andere Stellung annehmen, beispielsweise aus dem schwebenden Laufe in wirklichen Flug übergehen und umgekehrt. Nur länger währende Stürme sind im Stande, sie zu entkräften, aber nicht weil der Kampf gegen den Wind sie ermüdet, sondern weil der Sturm auch ihre Ernährung erschwert und sie infolge von Hunger ermatten. Gerade der Wind erleichtert ihnen das Fliegen: sie stellen sich ihm einfach entgegen und werden von ihm getragen und gehalten, so lange sie ihre Segelflügel in entsprechender Weise richten. Während

ihres Fluges vernimmt man selten eine Stimme von ihnen: am schweigsamsten sind sie bei Tage, welcher für sie die Zeit der Ruhe zu sein scheint; am muntersten zeigen sie sich gegen Abend und kurz nach Sonnenuntergang. Dann hört man, wenn der Wind dies zuläßt, ihren Lockton, welcher wie „Uib, uib, uib, näh, näh“ und ähnlich klingt. Ihr Wesen scheint ungemein harmlos zu sein. Mit ihresgleichen leben sie im tiefsten Frieden, um andere Vögel bekümmern sie sich nicht. Ihrem Elemente entrückt, verlieren sie gleichsam die Besinnung und wissen sich in keiner Weise zu helfen; deshalb gelten sie, gewiß aber mit Unrecht, für die dümmsten aller Vögel.

Weichthiere der verschiedensten Art, kleine Krebse, vielleicht auch Fischchen, bilden die Nahrung; fettige Stoffe, Oel und dergleichen, welche auf dem Meere schwimmen, werden ebenfalls von ihnen aufgenommen. Mehr läßt sich nicht sagen, da man in ihrem Magen immer nur thranige Flüssigkeit, niemals aber eine Spur von Thieren findet.

Höchst anziehend wird die Sturmschwalbe während ihrer Fortpflanzung. „Als ich“, so schildert Graba, „unserem Wirte, John Dalsgaard, den Wunsch geäußert hatte, womöglich einen ‚Drunquiti‘ zu erhalten, wurden die Leute befragt, ob sie ein Nest wüßten. Ein Knabe hatte eines gefunden und führte uns zur dicken Steinwand eines etwas vom Hause entfernt liegenden Stalles, wo es sich zwischen den Steinen befinden sollte; er wußte jedoch die Stelle nicht genau, entdeckte sie aber bald auf eine wunderbare Weise. Er hielt nämlich den Mund gegen mehrere Ritzen der Wand und rief: ‚Klürr‘, worauf sich sogleich ein feines ‚Kekerki‘ vernahm, welches sich bei jedem ausgestoßenen ‚Klürr‘ wiederholte. Hier wurde nun mit Spaten und Brecheisen wohl eine halbe Stunde gearbeitet, da der Stein nicht weichen wollte, wobei die feine Stimme verstummte. Endlich zeigte sich das aus einigen Grashalmen bestehende Nest; aber der Drunquiti war nicht zu finden: er hatte sich höher hinauf zwischen die losen Steine verkrochen, wurde jedoch endlich entdeckt und an das Tageslicht befördert. Sobald er herausgezogen war, spie er mit einer Seitenbewegung des Kopfes und Halses dreimal einen Strahl von gelbem Thrane aus, von denen der erste der stärkste, die folgenden dünner waren. Die nachherigen Versuche zu speien mißlangen, indessen floß ihm noch immer einiger Thran aus dem Halse.

„Er ist der harmloseste Vogel, welchen es geben kann, und macht nicht einmal Versuche, sich zu wehren oder den Angreifer zu beißen, sobald er erst seinen Thran von sich gespieen hat. Auf meinem Zimmer war er so zahm, daß ich ihn anfassen und herumtragen, streicheln und forttreiben konnte, wie es mir beliebte. Tiefste Niedergeschlagenheit drückte sich in seiner Stellung aus. Er saß unbeweglich auf den Fußwurzeln, ohne daß die Bauchfedern die Erde berührten, ließ den Kopf hängen und verfiel gleich wieder in diese Stellung, wenn man ihn in Ruhe ließ. Nie machte er einen Versuch, im Zimmer seine Flugwerkzeuge zu gebrauchen, sondern ging nur einige Schritte schwerfällig vorwärts, wobei ihm oft die Fersen einknickten, sobald er aufgejagt wurde. Wenn er stand, was ihm schwer zu werden schien, glich er in Stellung und Haltung des Körpers der Raubmöve; der Körper wurde wagerecht, die Beine gerade unter der Mitte des Leibes, der Hals aufrecht gehalten, wodurch die Brust eine starke Wölbung erhielt. Er versuchte nicht, Nahrung zu finden oder zu sich zu nehmen: gleich den meisten Seevögeln sah er sich für verloren an, sobald ihm der Anblick des Wassers entzogen war. Ich trug ihn auf der offenen Straße auf freier Hand; er saß selbst, als ich an der See stand, auf ihr noch unbeweglich: sobald ich ihn aber in die Luft warf, flog er mit reißender Schnelligkeit gegen den Wind auf und suchte dann mit halbem Winde die weite See.

„Vielen Färingern war der Drunquiti bloß dem Namen nach bekannt, und zu berichten wußten sie von ihm nur, daß er unter der Erde in Löchern, nie aber außerhalb derselben sich auf dem Lande aufhalte. So lange ich auf Färö gewesen bin, habe ich ihn nie an der Küste angetroffen, auf dem offenen Meere dagegen ungemein häufig, insbesondere in der Nähe der Norderinseln.

„Mehrere Wochen vorher, ehe die Sturmvögel zu brüten beginnen, begeben sie sich in die Höhlen und Ritzen unweit der See. Hier graben sie ihr Loch, so tief sie können, in die Erde, oft bis

sechzig Centimeter tief, verfertigen das Nest aus einigen losen Grashalmen und belegen es zu Ende des Juli mit einem einzigen runden weißen Eie. Zwar sagte mir ein Färinger, daß er bei einem Neste schon um Johanni flügge Junge gesehen und um Michaelis abermals solche in demselben gefunden habe; dies kann jedoch nach allen gemachten Erfahrungen nicht der Fall sein. Schon einige Zeit vorher, ehe der Vogel sein Ei legt, rupft er sich Federn vorn am Bauche zum Brutflecke aus; ich fand letztere bei den meisten von ihnen schon acht Tage vor der Zeit des Eilegens. Ueber das Brüten selbst und die Jungen kann ich aus eigener Erfahrung nichts mittheilen, vermuthe aber, daß die Eltern sich im Brüten ablösen, da nie mehr als ein alter Vogel auf dem Neste gefunden wird und ich zu allen Tageszeiten beide Geschlechter erhalten habe." Das Ei der Sturmschwalbe hat einen Längsdurchmesser von dreißig und einen Querdurchmesser von dreiundzwanzig Millimeter.

Außer den Schmarotzermöven greift im Meere kein anderer Vogel die Sturmschwalben an. Wenn sie ans Land verschlagen werden, fallen sie jedem Raben zur Beute, denn sie erwarten den Feind, ohne sich eigentlich zu vertheidigen. Der Mensch verfolgt sie nicht, weil der Thrangeruch, welcher ihnen anhaftet, so heftig ist, daß er selbst den Nordländer abschreckt. Doch gebrauchte man noch zu Graba's Zeiten die erlegten als Lampen, indem man ihnen einfach einen Docht durch den Körper zog und diesen anzündete.

An das Ende der Familie stellen wir die Sturmtaucher (Puffininae), obgleich wir in ihnen sehr begabte Sturmvögel zu erkennen haben. Die dieser Unterfamilie angehörigen Arten kennzeichnen sich durch schlanken Leib, mittellangen, schlanken, etwas schwächlichen Schnabel, dessen Oberkiefer mit seinem eingekeilten, stark aufgeschwungenen und langen Haken über die ihm entsprechend gekrümmte Spitze sich herabbiegt, und dessen Nasenlöcher oben auf der Firste, nahe der Schnabelwurzel, in einer breiten, platten Doppelröhre münden, weit hinten eingelenkte, große, breitfüßige Beine, verhältnismäßig kurze Flügel, mehr oder minder langen, aus zwölf Federn gebildeten, zugerundeten Schwanz und glatt anliegendes, fettiges Gefieder.

Die Sturmtaucher, von denen über zwanzig Arten beschrieben wurden, verlassen das Meer ebenfalls nur, wenn sie brüten wollen, nähern sich dem Lande jedoch öfter und mehr als ihre Verwandten, kommen beispielsweise gar nicht selten bis in die Häfen herein. Gewöhnlich halten sie sich in Trupps von acht bis zwanzig Stück zusammen, welche, gemeinschaftlich jagend, einen gewissen Strich verfolgen; während der Brutzeit aber scharen auch sie sich in große Flüge, welche einzelne Inseln förmlich bedecken können.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen und Kopffüßlern. Dementsprechend findet man in ihren Magen keine thranige Flüssigkeit wie bei den Sturmvögeln. Die Beute wird tauchend und schwimmend gefangen, wie, mag uns das nachfolgende lehren.

Unter denjenigen Arten, welche die europäischen Küsten bewohnen, ist der Sturmtaucher (Puffinus anglorum, arcticus, obscurus, Yelkuan und Barolii, Procellaria puffinus und Yelkuan, Nectris puffinus, obscura, anglorum und Barolii, Thalassidroma und Cymotomus anglorum) der bekannteste. Das Gefieder des alten Vogels ist auf der Oberseite grau bräunlichschwarz, auf der Unterseite reinweiß, an den Halsseiten, da, wo das Schwarz vom Weiß sich scheidet, grau geschuppt; auf den Außenschenkeln braunschwarz gefleckt. Das Auge ist braun, der Schnabel bleigrau, der Fuß grünlichgelb. Die Länge beträgt sechsunddreißig, die Breite achtzig, die Fittiglänge sechsundzwanzig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Bei jüngeren Vögeln ist das Gefieder auf der Oberseite schmutzig bräunlichgrau, auf der unteren weißgrau.

Der Wasserscherer (Puffinus major und cinereus, Procellaria major, Cymotomus arcticus, Ardenna major) ist bedeutend größer als der Verwandte. Seine Länge beträgt mindestens funfzig, die Fittiglänge zweiunddreißig, die Schwanzlänge zwölf Centimeter. Ober- und Hinterkopf tiefbraun, Hinterhals und Nacken bräunlichweiß, Mantel- und Flügeldeckfedern tiefbraun, merklich lichter gerandet, alle Untertheile, mit Ausnahme der graulichen, weiß umrandeten Unterschwanzdeckfedern, weiß, Schwingen und Steuerfedern schwärzlichbraun, erstere innen an der Wurzel weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel tief hornblau, der Fuß, dessen Schwimmhäute fleischfarben sind, bräunlich.

Der Rußsturmtaucher (Puffinus griseus, fuliginosus, tristis und amaurosa, Procellaria grisea, fuliginosa und tristis, Nectris fuliginosa und amaurosa) hat lange Zeit als das Weibchen oder Junge des Wasserscherers gegolten. Alle Obertheile sind tief rußbraun, durch lichtere Federsäume geziert, die Untertheile lichter und graulicher, die Schwingen und Steuerfedern schwarzbraun. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel bräunlichschwarz, der Fuß außen schwarzbraun, übrigens gilblichbraun. Die Länge beträgt zweiundvierzig, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

Der Mittelmeersturmtaucher (Puffinus Kuhli, Procellaria Kuhli und cinerea, Nectris cinerea und macrorhyncha) endlich ist fast ebenso groß wie der Wasserscherer. Seine Länge beträgt siebenundvierzig, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge vierzehn Centimeter. Die Obertheile sind graubraun, Mantel- und Oberflügel- und Oberschwanzdeckfedern durch lichtere Säume geziert, die Untertheile reinweiß, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen, Schulter- und Steuerfedern dunkelbraun, letztere, gegen die Spitze hin allmählich dunkelnd, schwarzbraun. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel an der Wurzel lehmgelb, an der Spitze bläulich, der Fuß hellgelb.

Der Sturmtaucher bewohnt den Norden des Atlantischen Weltmeeres, einschließlich des Mittelmeeres, und kommt dann und wann auch in der Ostsee vor; der Wasserscherer verbreitet sich über das ganze Atlantische, der Rußsturmtaucher über dieses und das Stille Weltmeer; der Mittelmeersturmtaucher scheint auf das Binnenmeer, dessen Namen er trägt, und die Madeira und die Kanaren umgebenden Theile des Weltmeeres beschränkt zu sein.

Von allen übrigen Sturmvögeln erkennt man die Sturmtaucher, welche sämmtlich eine durchaus übereinstimmende Lebensweise führen, auf den ersten Blick an der sonderbaren Art ihres Fluges. Ich kenne keinen Seevogel, welcher so ungestüm wie sie seines Weges fortzieht. Gar nicht selten sieht man den Sturmtaucher ruhig schwimmen und vom Wasser aus in die Tiefe hinabtauchen; gewöhnlich aber zeigt er sich fliegend, und zwar nicht eigentlich schwebend, sondern über die Wellen wegschießend und sie durchfliegend. Mit ausgebreiteten Flügeln jagt er dahin, schnellt sich durch mehrere ungemein rasch aufeinander folgende, ich möchte sagen, schwirrende Schläge fort, dreht und wendet sich, nicht bloß seitlich, sondern auch von oben nach unten, so daß man bald die dunkle Ober-, bald die helle Unterseite zu sehen bekommt, und folgt nun entweder den Wellen, über deren Berge klimmend und durch deren Thäler sich senkend, oder erhebt sich plötzlich ungefähr drei Meter über das Wasser und stürzt in schiefer Richtung auf dasselbe herab, verschwindet in ihm, rudert nach Art der Flossentaucher, Flügel und Beine zugleich bewegend, ein gutes Stück weg und fliegt aus dem Wasser heraus wieder in die Luft, oft bloß um Athem zu holen, da er sofort wieder verschwindet. Man ist wohl berechtigt, den Flug anderer Sturmvögel zierlicher zu nennen, wird aber zugestehen müssen, daß kein anderes Mitglied der Familie in so wechselvoller, mannigfacher Weise seinen Weg zurücklegt wie gerade die Sturmtaucher. Der Wechsel des Fluges wird noch dadurch erhöht, daß man gewöhnlich eine größere Anzahl von ihnen antrifft, welche, durch die engsten Bande der Geselligkeit zusammengehalten, alle Geschäfte

in gewissem Sinne gemeinschaftlich, aber nicht zu gleicher Zeit, verrichten; denn während die einen in den Wellen verschwinden, erheben sich die anderen etwas weiter zurück aus denselben, fliegen nun über die eingetauchten weg und versenken sich, während jene zum Vorscheine kommen, und so fort. Dieser ewige Wechsel erhöht den Reiz der Beobachtung; ich wenigstens muß sagen, daß mich das Spielen der Sturmtaucher mit Luft und Wasser wahrhaft begeistert hat. Bemerken will ich noch, daß sie trotz der beständigen Unterbrechungen des Fluges rasch bedeutende Strecken durchmessen, weil sie sich eigentlich nirgends aufhalten, sondern immer und immer weiter gehen, wenn schon zuweilen weite Kreise beschreibend, welche sie nach dem Ausgangspunkte wieder zurückführen. Eine Stimme habe ich meinestheils nie von ihnen vernommen; nach Faber soll sie an die der Möven erinnern und zwischen der einer dreizehigen und Schmarotzermöve ungefähr mitten inne stehen.

Der Sturmtaucher erscheint, um zu brüten, in ziemlicher Menge auf St. Kilda oder anderen Hebriden und auf den Färinseln, und zwar zu Anfange des Mai, nach Versicherung der Eingeborenen nur bei Nacht, welche überhaupt als die Zeit der Thätigkeit unserer Vögel gelten soll. Nach Art mancher Taucher gräbt er sich mit Schnabel und Krallen tiefe Röhren in die Torfschicht, welche seine Brutplätze bedeckt, zuweilen solche von Meterlänge, welche einem Kaninchenbaue ähnlicher sehen als einem Vogelneste. Im Hintergrunde dieser Höhlen wird der Bau etwas erweitert, ein eigentliches Nest jedoch nicht gegründet, das Ei vielmehr auf den Boden oder doch nur einige Grashälmchen gelegt. Selbstverständlich benutzen die Vögel die vorjährigen Bauten, welche nicht zerstört wurden, noch lieber, als daß sie sich solche graben; doch wird auch diese Arbeit in sehr kurzer Zeit beendet. Das rundliche Ei ist groß, etwa sechzig Millimeter lang, fünfundvierzig Millimeter dick und fast reinweiß von Farbe. Beide Gatten des Paares brüten abwechselnd mehrere Wochen lang mit regem Eifer, wie lange, weiß man noch nicht, geberden sich sehr zornig, wenn man sie beunruhigt und geben, gereizt, einen Laut von sich, ähnlich dem Knurren und Belfern eines jungen Hundes, breiten ihren Schwanz fächerförmig aus, erheben sich und beißen ziemlich heftig nach ihrem Gegner. Eines von den Eltern steckt stets in der Höhle, auch dann noch, wenn das in braungraue, dichte, lange Flaumen gekleidete Junge bereits ausgekrochen ist. Letzteres soll, obgleich es von beiden Alten überreichlich gefüttert wird, langsam heranwachsen und erst nach mehreren Monaten so weit ausgebildet sein, daß es die Bruthöhlen verlassen und auf das Meer hinausfliegen kann. Bis dahin ist es so fett, daß ihm centimeterdicker Speck auf der Brust liegt, deshalb auch die leckerste Speise der Inselbewohner. Die Färinger erzählten Graba, daß die Alten in der Dämmerung oder Nacht ihre Bruthöhlen verlassen und nur einmal, und zwar des Morgens, ihren Jungen Atzung vorwürgen.

Abgesehen von dem Menschen, welcher die Brutplätze besucht, haben die Sturmtaucher wenig Feinde. In den südlichen Meeren sollen sie durch große Raubfische gefährdet werden; auf den Brutbergen werden ihnen Falken und Schmarotzermöven lästig.

Ihre Jagd ist sehr schwierig, weil ihre Rastlosigkeit regelrechte Verfolgung verhindert. Eigentlich scheu kann man sie nicht nennen; denn wenn man unter einen Flug von ihnen gekommen ist, kann man mehrere nach einander erlegen; aber sie spotten der Verfolgung, obgleich sie sich um das Boot nicht im geringsten kümmern, sondern nur mit ihrer gewöhnlichen Eilfertigkeit dahinziehen. Einzelne werden in Fischernetzen, andere auf geköderten Angeln gefangen; eine Fangweise aber, welche wirklich zum Ziele führt, gibt es nicht.

Dreizehnte Ordnung.

Die Ruderfüßler (Steganopodes).

Mein Vater war, soviel mir bekannt, der erste, welcher die Vögel, mit denen wir uns nunmehr beschäftigen werden, in einer besonderen Ordnung vereinigte. Die Ruderfüßler haben auch in der That mit anderen Schwimmvögeln nur entfernte Aehnlichkeit; nicht bloß der Ruderfuß, sondern das Gesammtgepräge ihres Baues überhaupt trennt sie von allen übrigen, welche schwimmen. Einige erinnern noch an die Langflügler, andere mögen mit gewissen Tauchern verglichen werden: wirkliche Verwandtschaft aber findet zwischen ihnen und jenen nicht statt.

Ihr Leib ist gestreckt, der Hals mittellang, der Kopf klein, der Schnabel lang oder kurz, breit oder rundlich, hakig oder spitzig, übereinstimmend bloß insofern, als sich zwischen den Unterkieferästen eine nackte, mehr oder weniger sackartig erweiterte Haut befindet, der Fuß immer kurzläufig und langzehig, wegen der Schwimmhäute, welche alle Zehen verbinden, von dem Schwimmfuße anderer Vögel durchaus verschieden, der Flügel lang und rundlich oder sehr lang und spitzig, der Schwanz verschieden gestaltet, stets aber eigenthümlich und von dem anderer Schwimmer abweichend gebaut. Das Kleingefieder liegt knapp an, ist bei einigen derb und hart, bei anderen seidig weich, seine Färbung nach dem Geschlechte wenig oder nicht, nach dem Alter meist sehr verschieden.

Auch die Ruderfüßler dürfen Bewohner des Meeres genannt werden, obwohl nur die Glieder zweier Familien der Ordnung den Weltmeervögeln insofern ähneln, als sie sich freiwillig niemals von der See entfernen. Die übrigen streichen gern tiefer ins Land, siedeln sich an geeigneten Stellen hier auch an; ja, einzelne erscheinen nur ausnahmsweise am oder auf dem Meere: alle aber sind, wenn sie sich hier einfinden, heimisch, alle können sich monatelang hier aufhalten und, wenn auch nicht das Land, so doch das Süßwasser entbehren. Einzelne rasten, um auszuruhen oder um zu schlafen, auf felsigen Inseln und Küsten, andere am Strande, die meisten, falls sie können, auf Bäumen; gewisse Arten sind wahre Waldvögel. Im Norden ihres Verbreitungsgebietes zwingt sie der Winter zu regelmäßigen Wanderungen; im Süden streichen sie, dem Laufe der Gewässer oder der Meeresküste folgend, unregelmäßig auf und nieder.

Man darf sagen, daß die Glieder dieser Ordnung alle Bewegungsarten der Schwimmvögel überhaupt in sich vereinigen. Es gibt Stoß- und Schwimmtaucher unter ihnen; sie fliegen vortrefflich, einzelne mit den Seefliegern um die Wette, gehen zwar schlecht, jedoch immer noch besser als viele andere Schwimmvögel und wissen sich auch im Gezweige der Bäume zu benehmen. Ihre Sinne sind gut entwickelt, ihre geistigen Kräfte dagegen ziemlich gering; doch zeigen sich einzelne bildsam und abrichtungsfähig. Im Wesen spricht sich, trotz aller Liebe zur Geselligkeit, wenig Friedfertigkeit, im Gegentheile Neid, Habgier und Rauflust, auch Bosheit und Tücke und dabei entschiedene

Feigheit aus, wenn es sich um ein Zusammentreffen mit anderen Geschöpfen handelt. Einmüthiges Zusammengehen, Eintreten der Gesammtheit zu gunsten des einzelnen, wie die Seeflieger es uns kennen lehrten, kommt unter den Ruderfüßlern nicht vor: sie helfen sich gegenseitig beim Fischfange, nicht aber bei nöthig werdender Vertheidigung gegen Feinde. Um andere Thiere bekümmern sie sich wenig, einzelne jedoch auch wieder sehr genau, obschon nur in dem Sinne, in welchem sich ein Schmarotzer mit seinem Tischgeber beschäftigt. Mehrere Arten nisten unter Reihern und Angehörigen anderer Ordnungen überhaupt, vertreiben diese auch dreist aus ihren Nestern oder rauben ihnen die Niststoffe weg, treten aber durchaus nicht in ein geselliges Verhältnis mit den Genossen der Brutansiedelung.

Das Nest steht entweder auf Bäumen oder in Spalten des Gesteines, auf Felsgesimsen und Berggipfeln, seltener auf Inselchen in Sümpfen und Brüchen. Wo es irgend angeht, lassen unsere Vögel andere für sich arbeiten, mindestens den Grund zu ihrem Neste legen und bauen es dann einfach nach ihrem Geschmacke aus; außerdem schleppen sie selbst die nöthigen Stoffe herbei und schichten sie kunstlos über einander. Das Gelege zählt ein einziges Ei oder deren zwei bis vier. Diese Eier sind verhältnismäßig klein, sehr länglich und gewöhnlich mit einem kalkigen Ueberzuge bedeckt, welcher die lebhafter, aber gleichmäßig gefärbte eigentliche Schale hier und da vollständig überkleidet, seltener glattschalig und auf lichterem Grunde dunkler gefleckt. Beide Eltern brüten, und zwar so eifrig, daß sie sich kaum verscheuchen lassen, beide schleppen auch dem oder den geliebten Jungen überreichlich Atzung zu. Einzelne Arten scheinen oft zwei Bruten in einem Sommer heranzuziehen.

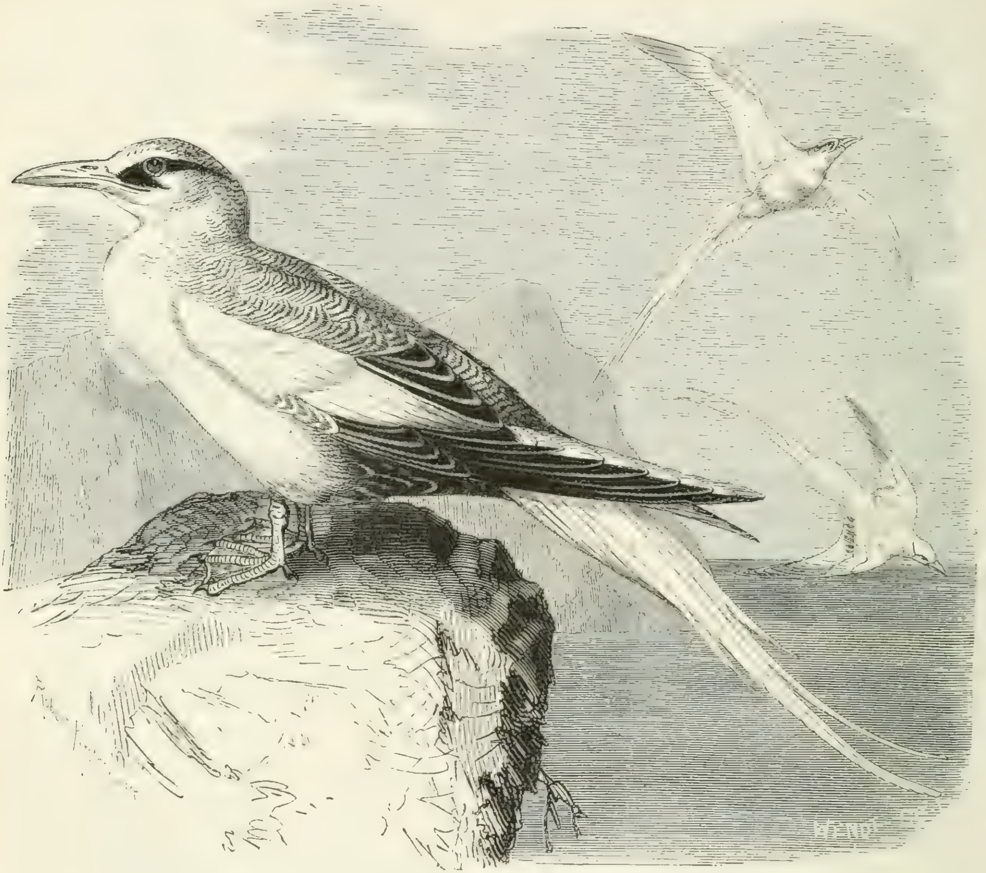
Wenige andere Schwimmvögel nähren sich so ausschließlich wie die Ruderfüßler von Fischen. Einzelne Arten nehmen gelegentlich allerdings auch noch andere Wirbelthiere, vielleicht auch Weichthiere und Würmer zu sich, immer aber nur nebenbei, mehr zufällig als absichtlich. Sie fischen, indem sie sich aus einer gewissen Höhe auf und ins Wasser stürzen, also stoßtauchen, indem sie, schwimmend, ihren langen Hals in das seichtere Wasser einsenken, oder endlich, indem sie ihre Beute unter Wasser verfolgen. Alle Ruderfüßler leisten erstaunliches in der Vertilgung von Fischen, würden deshalb auch ohne Ausnahme zu den schädlichsten Vögeln gezählt werden, wüßten sie den Reichthum des Meeres uns nicht in eigenthümlicher Weise nutzbar zu machen. Ihnen dankt Peru den größten Theil seiner Einnahmen; sie beschäftigen seit Jahren bereits eine zahlreiche Flotte: denn sie sind die Erzeuger des Guano oder Vogeldüngers, die „reinlichen Vögel", deren fromme Beschaulichkeit und gesegnete Verdauung Scheffel gebührend gerühmt hat. In ihrer Gefräßigkeit beruht ihre Bedeutung für uns: sie beeinträchtigt unseren Fischstand in den Gewässern des Binnenlandes und speichert uns Schätze auf öden Felsriffen auf. Einen anderweitigen Nutzen gewähren die Ruderfüßler uns nicht. Einige Arten von ihnen halten wir als Schaustücke in Gefangenschaft, andere berauben wir ihrer Eier und Jungen, um sie zu verspeisen: der auf diese Weise erzielte Gewinn ist jedoch bedeutungslos. Die Chinesen richten ein Mitglied der Ordnung zum Fischfange ab, die Araber essen das schlechte Fleisch anderer Arten, und die Südseeinsulaner endlich nutzen die langen Schwanzfedern eines dieser Vögel: hierauf beschränken sich die Vortheile, welche der Mensch ihnen dankt.

„Sohn der Sonne" nannte Linné einen Vogel, welcher dem Schiffer als Wahrzeichen gilt daß sein Fahrzeug den heißen Gürtel erreicht hat; denn wirklich begegnet man ihm, dem Tropikvogel, nur äußerst selten innerhalb der gemäßigten Gürtel unserer Erde. Einzelne sind zwar auch in unsere Gegend verschlagen worden, sollen beispielsweise in der Nähe von Helgoland beobachtet worden sein; solche Vorkommnisse gehören jedoch zu den seltensten Ausnahmen.

Die Tropikvögel (Phaëtornidae) bilden, obgleich man nur drei Arten unterschieden hat, eine besondere Familie. Ihre Merkmale sind gedrungener Leibesbau und geringe Größe, kopflanger, seitlich zusammengedrückter, auf der Oberseite seicht gebogener, spitziger, an dem Kieferrande

fein gezähnelter Schnabel mit kaum merklichem Haken, schwache Beine, deren hintere und innere Zehe nur durch eine schmale Haut verbunden werden, lange Flügel und ein aus zwölf oder vierzehn Federn bestehender Schwanz, dessen beide Mittelfedern sich sehr verlängern und durch ihre eigenthümliche Bauart auszeichnen, da sie fast fahnenlos sind, während die übrigen kurzen wohl entwickelte Fahnen tragen, sowie endlich dichtes, zart gefärbtes Kleingefieder.

Die bekannteste und am weitesten verbreitete Art ist der Tropikvogel (Phaëton aethereus, melanorhynchus und Catesbyi, Tropicophilus aethereus). Das Kleingefieder ist weiß,



Tropikvogel (Phaëton aethereus). 1/4 natürl. Größe.

rosenröthlich überflogen, ein vorn breiter, nach hinten sich verschmälernder Zügelstreifen schwarz; die Außenfahnen der Handschwingen sind schwarz, die hinteren Armschwingen schwarz und weiß gesäumt, die, bis auf die mittleren, weißschaftigen Schwanzfedern weiß, die Schafte der genannten gegen die Wurzel hin schwarz. Beim jüngeren Vogel sind Kopf, Hals und die Untertheile des Leibes weiß, Rücken und Mantel auf weißem Grunde durch schwarze Endsäume wellig gezeichnet, beim jungen Vogel alle Federn des Rückens durch halbmondförmige Endflecke geziert und die mittleren Schwanzfedern noch nicht verlängert. Das Auge ist braun, der Schnabel korallroth, beim jungen Vogel dunkelbräunlich, der Fuß, mit Ausnahme der schwarzen Schwimmhäute und Zehen, gelb. Die Länge beträgt, einschließlich der beiden funfzig bis fünfundsiebzig Centimeter langen,

im letzteren Falle um sechzig Centimeter über die äußersten Steuerfedern verlängerten Spießfedern, etwa einen Meter, ohne sie vierzig Centimeter, die Breite einhundertundvier, die Fittiglänge dreißig Centimeter.

Alle Meere, welche zwischen den Wendekreisen liegen, beherbergen Tropikvögel. Die beschriebene Art, auf welche wir nachstehendes beziehen dürfen, erstreckt sich über die angegebenen Breiten des Atlantischen, Indischen und Stillen Weltmeeres. Von den Wendekreisländern aus verfliegt sie sich zuweilen bis in den gemäßigten Gürtel.

Gewöhnlich sieht man die Tropikvögel in den Tagesstunden und in der Nähe der Küsten sich umhertreiben; es kann jedoch auch das Gegentheil stattfinden. So sah sie Lesson in stillen, mondhellen Nächten ebenso rastlos umherfliegen wie am Tage, und so traf sie Bennett im April volle tausend Seemeilen vom Lande an. Im allgemeinen nehmen die Seeleute an, daß ihre Ausflüge auf eine Entfernung von dreihundert Seemeilen sich erstrecken. Heuglin, welcher freilich die Weltmeere nicht durchschifft hat, fand die beschriebene Art an einzelne Inseln gebunden.

Ich habe nur einmal, im südlichen Theile des Rothen Meeres, Tropikvögel gesehen, sie jedoch bloß kurze Zeit beobachten können; alle Reisenden aber, welche sie genauer kennen lernten, sind einstimmig in der Bewunderung ihrer Schönheit und Anmuth. Der erste Eindruck des Tropikvogels, meint Tschudi, ist durchaus nicht der eines Meervogels; man glaubt vielmehr in ihm einen in die unabsehbaren Oeden des mächtigen Weltmeeres verschlagenen Landbewohner zu erkennen. „Die Tropikvögel", sagt Bennett, „gehören unbedingt zu den schönsten Weltmeervögeln und müssen, wenn sie die Sonne auf ihrem prachtvollen Gefieder spiegeln lassen, die Bewunderung aller erregen. Sie sind ebenso liebenswürdig in ihrem Wesen wie anmuthig in ihrem Fluge, und es ist eine wahre Freude, ihre Künste zu beobachten. Schiffe scheinen oft ihre Aufmerksamkeit zu erregen; sie kommen herbei, umkreisen das Fahrzeug, senken sich aus den oberen Luftschichten in Schraubenlinien tiefer und tiefer herab und halten sich dann zeitweilig rüttelnd in geringer Höhe, lassen sich auch wohl, jedoch sehr selten, auf den Raaen selbst nieder. Wenn sie nicht gestört werden, begleiten sie in dieser Weise das Schiff oft tagelang, bis es endlich ihren Wohnkreis überschreitet oder sie aus irgend einem anderen Grunde zurückkehren. Ihre ganze Bewegungsfähigkeit entfalten sie bei ihrem Fischfange. Wie die großen Seeschwalben erhalten sie sich rüttelnd über einer und derselben Stelle, spähen sorgsam nach unten und stürzen sich nun plötzlich mit eingezogenen Flügeln in fast senkrechter Richtung auf das Wasser herab, so kräftig, daß sie stets unter der Oberfläche verschwinden, fußtief eindringen und mit Flügeln und Beinen kräftig arbeiten müssen, um sich wieder emporzufördern."

Laut Heuglin, welcher vielfach Gelegenheit hatte, sie eingehend zu beobachten, erinnern ihre äußere Erscheinung, ihr Flug, die Art und Weise, wie sie auf Fische stoßen, auch ihre schrillende Stimme, am meisten an die Raubseeschwalbe. „Obgleich der walzige, schwere Leib für ein Geschöpf, dessen eigentliches Element die Luft ist, nicht geeignet zu sein scheint", bemerkt gedachter Forscher, „verleiht ungemeine Muskelkraft dem Tropikvogel doch die Fähigkeit, trotzdem und ungeachtet seiner verhältnismäßig schwachen Flugwerkzeuge anhaltend zu fliegen und sich ziemlich hoch, auch gegen starke Windströmungen zu erheben. Die Gewandtheit des Fluges ist staunenswerth, letzterer jedoch nicht so weich und leicht wie derjenige der Seeschwalben. Meist schweift der Tropikvogel in gerader und wagerechter Bahn zwölf bis zwanzig Meter über dem Wasserspiegel dahin, den Schnabel abwärts gerichtet, den Schwanz wenig gebreitet. Hier und da hält er an, rüttelt oder schwebt und stürzt dann plötzlich und pfeilschnell auf Fische herab. Er taucht unter Umständen tiefer, als die Seeschwalben zu thun vermögen, steigt auch in gerader, viel steilerer Bahn als sie wiederum in die Höhe. Während stürmischer Witterung sieht man ihn da, wo er in Felsenhöhlen leicht Zuflucht finden kann, selten auf See; bei klarem Himmel und ruhiger Luft ist er dagegen beständig in Bewegung, theils um seiner Nahrung nachzugehen, theils um sich spielend in der Luft umher zu tummeln. Bei solchen Gelegenheiten erst entfalten sich seine Schönheit und Gewandtheit in vollem Maße."

Die Nahrung besteht ausschließlich in Fischen und anderen hochschwimmenden Meerthieren. Nuttal versichert, daß man ihn sehr häufig und mit vielem Geschicke fliegende Fische jagen sieht; Bennett fand in seinem Magen auch die Ueberreste von Kopffüßlern.

Die Brutzeit scheint je nach der Lage der Brutinseln verschieden zu sein. Nach Bennett beginnt sie in der Nähe von Australien im August und September, nach Wedderburn und Hurdis auf den Bermudainseln im März und April, nach Heuglin im südlichen Rothen Meere im Juni und Juli. Die Männchen sind um diese Zeit im höchsten Grade erregt, kämpfen, nach des letztgenannten Beobachtungen, beständig mit einander, verfolgen sich schreiend und zirpend, kollern sich förmlich in der Luft herum, überstürzen sich wenigstens, und drängen sich an die spröde vor ihnen flüchtenden Weibchen. Zu Nistplätzen werden Eilande, welche fern von dem Getriebe des Menschen liegen, bevorzugt. Man hat beobachtet, daß sie da, wo sie noch nicht beunruhigt wurden, ihre Eier einfach auf den Boden, meist unter Gebüsch legen, wogegen sie auf besuchten Inseln stets Höhlungen und Ritzen in den Klippen wählen. Der Eingang zu den meist gegen einen Meter tiefen Felsritzen und Klüften ist, laut Heuglin, oft so eng und niedrig, daß es den Anschein gewinnt, als finde der Vogel selbst kaum Raum, um in das Innere zu gelangen. Das Weibchen legt hier sein einziges Ei entweder auf die bloße Erde, auf Flugsand oder auf den nackten Fels. Das Ei ist verhältnismäßig groß, etwa fünfundfunfzig Millimeter lang, siebenunddreißig Millimeter dick, eher rundlich als gestreckt, glanzlos und auf hellgraulich lehmfarbenem, graulich rosenrothem oder graulich veilchenfarbenem Grunde, namentlich am stumpfen Ende, mit dunkel veilchenfarbenen Unter- und erd- und rostbraunen Oberflecken und Punkten, auch wohl schwärzlichen Schnörkeln, zuweilen kranzartig, gezeichnet. Beide Geschlechter brüten, und zwar mit so warmer Hingebung, daß sie bei Ankunft eines Menschen nicht davonfliegen, sondern sich nur mit dem Schnabel zu vertheidigen suchen und nicht selten erfolgreich wehren. Heuglin traf auch während der Mittagszeit einen brütenden Vogel in der Nesthöhle an. Die Jungen gleichen, wie sich Bennett ausdrückt, eher einer Puderquaste als einem Vogel, sind rund wie ein Ball und mit zarten, oberseits aschgrauen, auf der Stirne und Unterseite mit schneeweißen Dunen dicht bedeckt. Später erhalten sie ein gestreiftes Jugendkleid, welches mit der ersten Mauser in ein reinweißes übergeht. Im dritten Jahre kommt die schöne rosenrothe Färbung zum Vorscheine, und gleichzeitig mit ihr wachsen die langen Federn heraus.

Die Einwohner der Freundschaftsinseln und anderer Eilande des südlichen Stillen Meeres gebrauchen diese Federn zum Zierat und halten sie hoch in Ehren. Da es für sie schwer hält, solche Federn zu erlangen, haben sie sich ein sehr sinnreiches Mittel erdacht: sie warten nämlich, bis die Tropikvögel brüten, fangen sie auf den Nestern, ziehen ihnen die Federn aus und lassen sie wieder fliegen. Genau dasselbe Verfahren wird von den Europäern der Insel Mauritius angewandt.

Robinson hielt einen Tropikvogel ungefähr eine Woche lang am Leben und fütterte ihn während dieser Zeit mit den Eingeweiden verschiedener Fische, welche er gierig fraß. Wenn er gehen wollte, breitete er seine Flügel und watschelte mit größter Schwierigkeit dahin. Zuweilen stieß er einen schnatternden Laut aus wie ein Eisvogel, manchmal schrie er wie eine Möve. Er war bissig und verwundete mit seinem scharfen Schnabel sehr fühlbar.

Die Tölpel (Sulidae), welche die zweite, etwa neun Arten umfassende Familie der Ordnung bilden, dürfen als Mittelglieder zwischen den Tropikvögeln und Pelekanen betrachtet werden. Ihr Schnabel ist mehr als kopflang und trennt sich hinten in eine obere und untere Lage, so daß es aussieht, als ob er aus drei Theilen zusammengefügt wäre; die Füße sind niedrig, aber stämmig, die Flügel ungemein lang, in ihnen die erste Schwinge die längste; der Schwanz, welcher aus zwölf Federn gebildet wird, spitzt sich keilförmig zu; Gesicht und Kehle bleiben nackt. Am Schädel fällt

zunächst die häutige Augenscheidewand auf; die Muskelgräten des Hinterhauptes sind stark entwickelt, die Schläfegruben tief, die Flügelbeine lang und stabförmig. Die Wirbelsäule zählt siebzehn Hals-, acht Brust- und ebenso viele Schwanzwirbel, unter denen der letzte durch seine dreieckige Gestalt hervortritt. Das Brustbein ist lang und hat hinten zwei seichte, halbmondförmige Ausbuchtungen; der vorn weit vorspringende Kamm reicht bis zur Mitte. Die Gabel ist gespreizt, das Schulterblatt säbelförmig ꝛc.

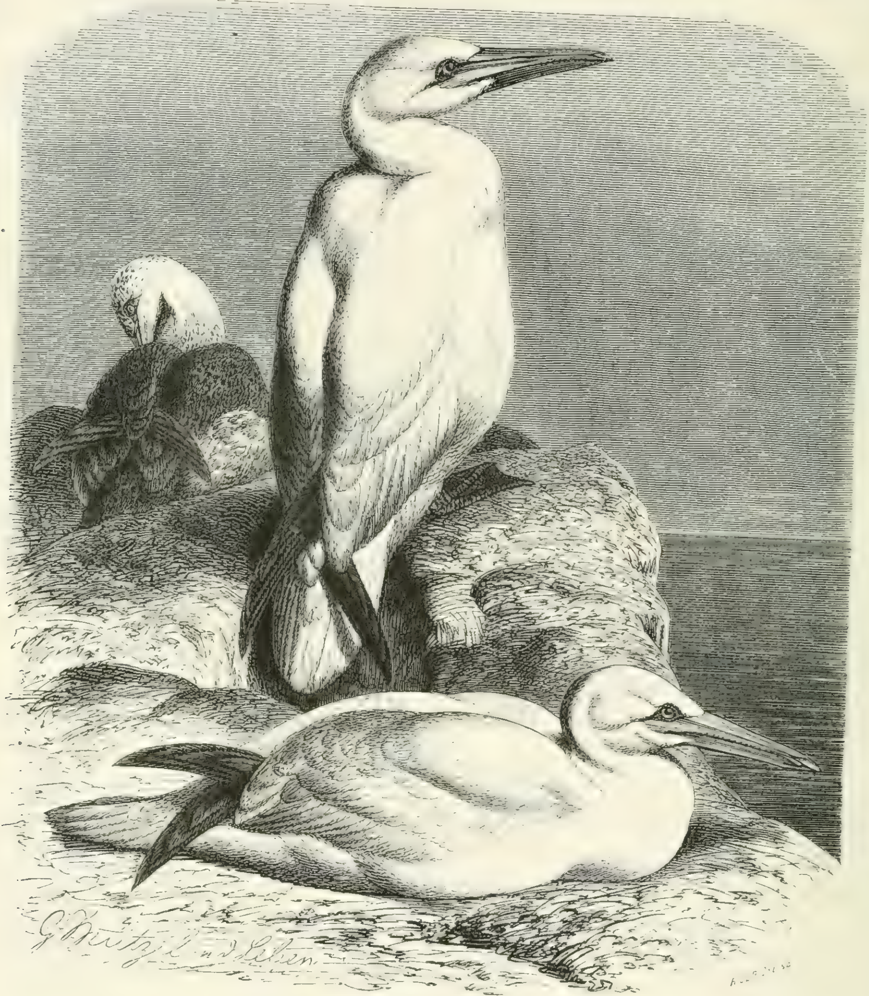
Der Tölpel oder weiße Seerabe (Sula bassana, alba, major und americana, Pelecanus bassanus und maculatus, Disporus bassanus), dessen Schilderung für die Lebenskunde seiner Familie genügen darf, ist mit Ausnahme der braunschwarzen Schwingen erster Ordnung weiß, auf Oberkopf und Hinterhals gelblich überflogen, in der Jugend auf der Oberseite schwarzbraun, weiß gefleckt, unten auf lichtem Grunde dunkler gefleckt und gepunktet. Das Auge ist gelb, der Schnabel bläulich, der Fuß grün, die nackte Kehlhaut schwarz. Die Länge beträgt achtundneunzig, die Breite einhundertundneunzig, die Fittiglänge zweiundsechzig, die Schwanzlänge sechsundzwanzig Centimeter. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe vom Männchen.

Alle Meere der nördlichen Erdhälfte vom siebzigsten Grade der Breite an nach Süden hin bis gegen den Wendekreis beherbergen den Tölpel. Er ist häufig um Island und die Färinseln, Orkaden und Hebriden, seltener um die Küste Norwegens, kommt vereinzelt in die Nähe Norddeutschlands, Hollands und Frankreichs, tritt aber an der amerikanischen Küste und ebenso im nördlichen Theile des Stillen Meeres in großer Anzahl auf. Einzelne sind bis ins Innere Deutschlands verschlagen worden. Wie es scheint, zeigt auch er eine gewisse Vorliebe für bestimmte Inseln oder Stellen der Küste. Wenn er es irgend im Stande, verbringt er die Nächte auf dem Festlande, in der Regel auf hohen und schroff abfallenden Felsen, welche sich unmittelbar aus dem Meere erheben, und von denen aus er wenigstens die See beständig vor sich sieht. Er scheint übrigens wählerisch zu sein, sich wenigstens an gewisse Inseln mehr als an andere, welche anscheinend dieselben Bedingungen erfüllen, zu binden.

Im Fliegen bekundet er seine Meisterschaft; zum Schwimmen entschließt er sich seltener, vielleicht bloß, um auf kurze Zeit ein wenig auszuruhen, und das Land betritt er außer der Brutzeit nur, um zu schlafen. Schon das Stehen scheint ihn zu ermüden, sieht wenigstens im höchsten Grade unbeholfen aus; das Gehen kann kaum ein Watscheln genannt werden, und das Schwimmen ist, trotz der mächtigen Ruder, auch nicht weit her; denn er läßt sich lieber vom Winde treiben, als daß er rudert, scheint überhaupt jede Bewegung mit den Füßen nur als Nothhülfe anzusehen. Der Flug ist eigenthümlich, minder ausgezeichnet wohl als der der Sturmvögel und anderer Langschwinger, aber doch noch immer vortrefflich. Nach einigen rasch sich folgenden Flügelschlägen gleitet der Tölpel eine Zeitlang pfeilschnell durch die Luft, nicht in ruhiger Weise schwebend, sondern unter Annahme der verschiedensten Stellungen eilfertig dahinschießend, plötzlich schwenkend, wieder flatternd, von neuem schwebend, zeitweilig kreisend, ohne Flügelschlag sich drehend und wieder dahinstürmend, bald dicht über dem Wasser hinfliegend, bald zu bedeutenden Höhen emporstrebend. Als echter Stoßtaucher erwirbt er sich seine Nahrung nur fliegend, indem er sich aus einer gewissen Höhe auf das Wasser herabstürzt und mit solcher Gewalt in dasselbe eindringt, daß er sich zuweilen den Kopf an verborgenen Klippen zerschellt. Seine Stimme besteht aus kurzen, abgebrochenen, krächzenden Lauten, welche man ungefähr durch die Silben „Rab, rab, rab“ ausdrücken kann. Die Jungen sollen abscheulich kreischen. Hinsichtlich der geistigen Eigenschaften gilt ungefähr dasselbe, was ich weiter oben von den Seevögeln überhaupt bemerkte. Die Tölpel haben keine Gelegenheit, den Menschen kennen zu lernen, und benehmen sich ihm gegenüber oft so, daß sie ihren Namen wirklich bethätigen, verlieren, wenn sie sich nicht mehr auf dem Meere befinden, förmlich die Besinnung und lassen dann, obschon nicht widerstandslos, vieles über sich ergehen, scheinen auch wenig durch fortgesetzte Verfolgung zu lernen. Anderen Vögeln gegenüber zeigen sie sich hämisch

und bissig, und in den großen Vereinen nimmt das Zanken und Beißen kein Ende. Ihr gewaltiger Schnabel ist eine so furchtbare Waffe, daß sie sich vor keinem anderen Seevogel zu fürchten brauchen; gleichwohl sollen sie durch den Fregattvogel und die Schmarotzermöven vielfach geängstigt und zum Ausbrechen aufgenommener Nahrung genöthigt werden.

Wenn man einmal Tölpel in der Nähe ihrer Brutplätze sah, begreift man, daß durch sie Guanoberge entstehen konnten. „Ihre Flüge beeinträchtigen das Sonnenlicht, und ihre Stimmen



Tölpel (Sula bassana). 1/5 natürl. Größe.

betäuben die Sinne desjenigen, welcher sich den Brutplätzen nähert.“ Sie erscheinen gegen das Ende des April auf diesen Inseln und verlassen sie gegen den Oktober wieder. Ihre Nester werden dicht neben einander angelegt, so daß man an vielen Stellen kaum dazwischen durchgehen kann. Die ersten, welche erbaut werden, sind sehr groß, die späteren klein, weil sich die letzten Paare einfach begnügen müssen, zwischen denen der erstangekommenen zu bauen. Allerlei ohne Ordnung durch einander geschichtete Land- und Meergräser bilden die Wandungen. Jedes Weibchen legt nur ein einziges, verhältnismäßig kleines, acht Centimeter langes und fünf Centimeter dickes, kalkkrustiges Ei, welches im Anfange weiß aussieht, während der Bebrütung aber von den Neststoffen

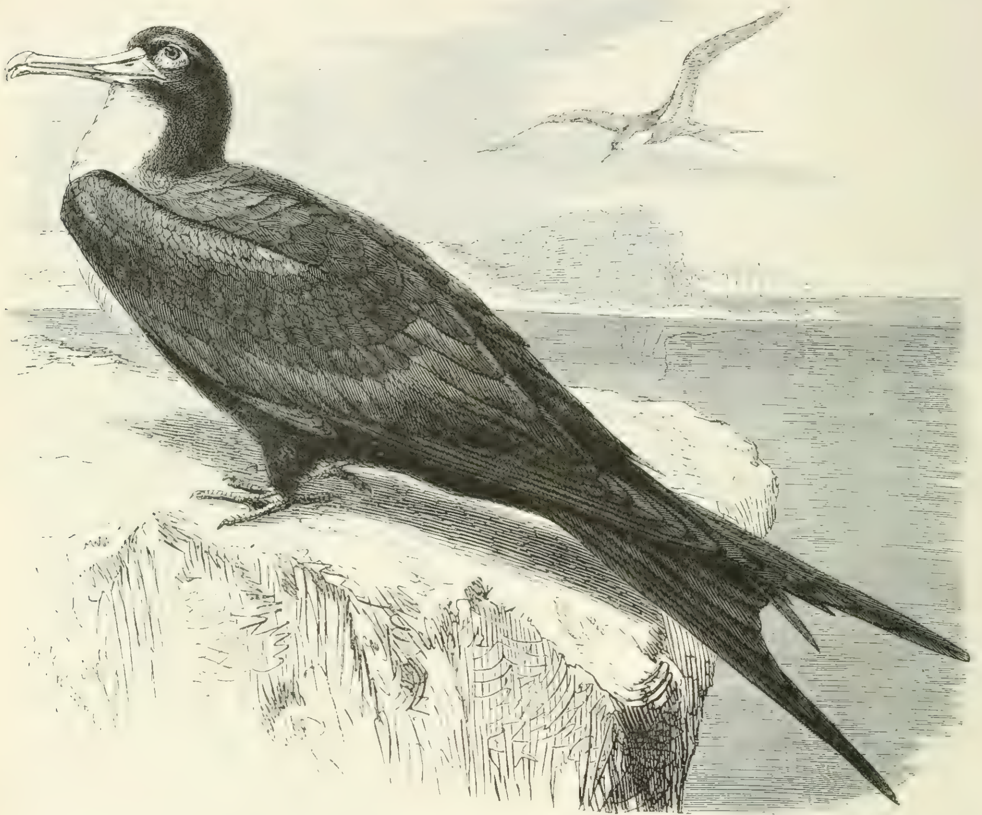
schmutzig gelbbraun gefärbt wird. Zu Anfange des Juni findet man die eben ausgeschlüpften Jungen; zu Ende des Juli sind sie bereits halb erwachsen, jedoch noch immer mit kurzen, gelbweißen Flaumen bekleidet. „Im Jahre 1821", schildert Faber, „war ich zu dieser Zeit auf den Westmanöern und bestieg die kleine Felseninsel, auf welcher dieser Vogel brütet. Junge und Alte stimmten bei meiner Ankunft eine übelklingende Musik an, welche aus einem einzigen Laute, einem tiefen, harten ‚Arrr', bestand, rührten sich aber nicht von der Stelle, so daß ich so viele Alte nebst den Jungen mit den Händen greifen konnte, wie ich wollte. Die Nester lagen dicht nebeneinander, der Boden war aber infolge der schmutzigen Nester und ausgewürgten Fische und anderweitigen Nahrungsmittel so schlüpfrig, daß ich Gefahr lief, von der schrägen Klippe herabzustürzen. Merkwürdig war, daß beinahe ein Drittel der Nester faule Eier hatte, diese aber dennoch von den Alten bebrütet wurden; ja, daß die letzteren sogar, von dem zu dieser Jahreszeit erwachten Ernährungstriebe irregeführt, sowohl vor den Nestern mit faulen Eiern, wie vor denen, welche Junge enthielten, Nahrung ausgewürgt hatten. Es war für mich eines der anziehendsten Schauspiele, die Tölpel ununterbrochen fischen zu sehen. Wenn sie volle Ladung in der Speiseröhre hatten, flogen sie schweren Fluges zu ihren Jungen zurück. Gegen das Ende des August, auf Grimsö erst um Michaelis, sind die Jungen befiedert und dann auch fast größer, jedenfalls viel fetter als die Alten. Die Einwohner nehmen von ihnen soviel, wie sie erreichen können, zum Einsalzen aus." Auf St. Kilda hält man alljährlich eine förmliche Jagd auf die Jungen ab, welche schließlich in eine wahre Metzelei ausartet. Die erlegten werden dann von der Höhe hinab in den See geworfen, dort in Booten aufgesammelt und nach Edinburg und anderen Städten auf den Markt gebracht, wo sie stets willige Käufer finden.

Gefangene Tölpel habe ich nur im Thiergarten zu Amsterdam gesehen, mich aber nicht mit ihnen befreunden können, weil sie einen zu kläglichen Eindruck machen.

Wenn irgend ein Vogel verdient, der Adler der See genannt zu werden, so ist es der Fregattvogel (Tachypetes aquilus, leucocephalus, minor und Palmerstoni, Pelecanus aquilus, leucocephalus und Palmerstoni, Fregata aquila, Attagen aquilus und ariel), Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Tachypetes) und Familie (Tachypetidae). Der Leib ist schlank, der Hals kräftig, der Kopf mäßig groß, der Schnabel anderthalbmal so lang wie der Kopf, an der Wurzel etwas breit gedrückt, auf der Firste flach, längs der Kuppe gewölbt und hakenförmig herabgekrümmt, der Unterschnabel ebenfalls mit gebogen, der Kinnwinkel groß, breit und nackthäutig, der Mundrand bis unter die Augen gespalten, der Fuß sehr kurz, kräftig, an der Fußwurzel befiedert, langzehig und mit breit ausgeschnittenen Schwimmhäuten ausgerüstet, jede Zehe mit kräftig gebogener, spitziger Kralle, die mittlere mit einer ähnlich gestalteten, auf der Innenseite kammartig gezähnelten bewehrt, der Flügel außerordentlich lang und scharf zugespitzt, die erste Schwinge die längste, der aus zwölf Federn gebildete Schwanz sehr lang und tief gegabelt; das Gefieder, welches glatt anliegt und auf Kopf, Hals und Rücken glänzend ist, besteht oben aus länglichen, auf dem Mantel aus rundlichen, auf der Brust aus zerschlissenen Federn und läßt um die Augen und die Kehle eine Stelle frei. Bei Zergliederung des inneren Baues fällt die Leichtigkeit des Knochengerüstes und das ausgedehnte Luftfüllungsvermögen auf: insbesondere ist ein häutiger Kehlsack, welcher beliebig mit Luft gefüllt und geleert werden kann, der Beachtung werth.

Das Gefieder des alten Männchens ist bräunlichschwarz, auf Kopf, Nacken, Rücken, Brust und Seite metallischgrün und purpurschimmernd, auf den Flügeln graulich überflogen, auf den Oberarmschwingen und Steuerfedern bräunlich. Das Auge ist tiefbraun oder graubraun, die nackte Stelle um dasselbe purpurblau, der Schnabel lichtblau an der Wurzel, weiß in der Mitte und dunkel hornfarbig an der Spitze, der Kehlsack orangeroth, der Fuß auf der Oberseite licht

karminroth, auf der Unterseite orangefarben. Das Weibchen unterscheidet sich wesentlich durch das minder glänzende und lichter gefärbte, auf der Brust mehr oder weniger reinweiße Gefieder. Beim jungen Vogel sind Mantel und Schultern braun, durch lichtere Federsäume gezeichnet, die größten Schulterfedern, Schwingen, Steuer-, Bürzel-, oberen und unteren Schwanzdeckfedern schwarz, einige auf der Brustmitte und den Seiten stehende Federn braun, alle übrigen Theile weiß. Die Länge beträgt einhundertundacht, die Breite zweihundertunddreißig, die Fittiglänge



Fregattvogel (Tachypetes aquilus), Weibchen. 1/6 natürl. Größe.

fünfundsechzig, die Schwanzlänge siebenundvierzig Centimeter, das Gewicht hingegen nur wenig über anderthalb Kilogramm.

Der Fregattvogel theilt mit dem „Sohne der Sonne“ ungefähr dieselbe Heimat und verbreitet sich auch in ähnlicher Weise über die innerhalb der Wendekreise liegenden Meere, entfernt sich aber selten so weit wie jener von der Küste. Man hat ihn zwar auch siebzig bis einhundert geographische Meilen vom nächsten Lande gefunden; gewöhnlich aber verfliegt er sich kaum über funfzehn oder zwanzig Seemeilen weit von der Küste und kehrt bei jeder Veränderung des Wetters dahin zurück. Wenn der Morgen anbricht, verläßt er seinen Schlafplatz und zieht, bald in hoher Luft Kreise beschreibend, bald dem Winde entgegenfliegend, dem Meere zu, fischt, bis er sich gesättigt hat, und kehrt mit gefülltem Magen und Schlunde wieder zum Lande zurück, wenn Sturm droht, bereits vormittags, sonst erst in den Nachmittagsstunden. Gosse wollte erfahren, um welche Zeit er auf einem ihm bekannten Schlafplatze einträfe, und begab sich das erste Mal mit Sonnenuntergang dahin, fand jedoch, daß dies nicht früh genug war, weil bereits Fregattvögel, Tölpel und Pelekane

aufgebäumt hatten und schliefen. Die ganze Gesellschaft erhob sich bei Ankunft des Forschers, und die Fregattvögel flogen augenblicklich nach dem Meere hinaus, zogen in hoher Luft ihre zierlichen Kreise und erschienen erst nach vollkommen eingebrochener Dunkelheit wieder. Wenige Tage später begab sich Gosse zwischen drei und vier Uhr nach dem Schlafplatze; aber schon um diese Zeit waren die Fregattvögel in namhafter Anzahl vorhanden, hatten also bis dahin ihren Fanggeschäften vollständig genügt.

Audubon ist mit anderen Beobachtern geneigt, den Fregattvogel für den schnellsten Flieger auf dem Meere zu halten. So behend auch die Seeschwalben und Möven sind, meint er, ihm verursacht es keine Mühe, sie zu überholen. „Der Habicht, der Wander- und der Gerfalk, welche ich für die schnellsten Falken ansehe, sind genöthigt, ihr Opfer zuweilen eine halbe englische Meile weit zu verfolgen, bevor sie sich desselben bemächtigen können: der Fregattvogel hingegen stürzt sich aus seiner Höhe mit der Schnelligkeit eines Blitzes herunter auf den Gegenstand seiner Verfolgung, den sein kühnes Auge vorher fischen sah, schneidet ihm jeden Rückzug ab und zwingt ihn, die verschlungene Beute, welche er just gefangen, ihm vorzuwürgen." Meerschweine und Delphine überhaupt beobachtet er, nach Versicherung desselben Schriftstellers, unablässig, streicht über sie ihn, wenn sie die fliegenden Fische verfolgen, und wirft sich, sobald sie das Wasser verlassen, unter sie, um einen im Fluge wegzunehmen, oder verfolgt sie, stoßtauchend, noch in die Tiefe. Einen Fisch, welchen er gefangen, läßt er zwei-, dreimal fallen, wenn er denselben nicht in erwünschter Weise mit dem Schnabel gefaßt hat, stürzt ihm nach und fängt ihn jedesmal, noch ehe er das Wasser berührt, sucht nunmehr ihn in eine günstigere Lage zu bringen. Zuweilen kreisen Fregattvögel stundenlang in hoher Luft mit der Leichtigkeit und Behaglichkeit der Geier und Adler, an welche sie überhaupt sehr erinnern; zuweilen verfolgen sie sich spielend unter den wundervollsten Schwenkungen und Windungen; nur beim Forteilen schlagen sie langsam mit den Schwingen. „Ihre langen, schmalen Flügel", sagt der Prinz von Wied, „halten den angestrengten Flug lange aus; der Sturm treibt sie zwar oft fort, doch habe ich sie mit Leichtigkeit gegen denselben kämpfen und lange Zeit in der Luft stehen sehen." Auf dem festen Boden wissen sie sich nicht zu benehmen, und auf dem Wasser scheinen sie nicht viel geschickter zu sein; wenigstens hat man sie noch niemals schwimmen sehen. Von dem Verdecke eines Schiffes vermögen sie sich nicht zu erheben; auf einem flachen, sandigen Ufer sind sie einem Feinde gegenüber verloren. Deshalb rasten sie auch nur auf Bäumen, welche ihnen genügenden Spielraum zum Abfliegen gewähren. Eine Stimme vernimmt man selten von ihnen; der einzige Naturforscher, welcher sie krächzen hörte, ist Audubon. Die Schärfe der Sinne muß, den übereinstimmenden Angaben der Beobachter zufolge, bedeutend sein, namentlich das Gesicht sich auszeichnen. Ein in hoher Luft dahinsegelnder Fregattvogel soll, wie man sagt, das kleinste Fischchen, welches nahe der Oberfläche des Wassers schwimmt, wahrnehmen, überhaupt ein großes Gebiet unter sich auf das vollständigste beherrschen. Das geistige Wesen kommt mit dem vieler Raubvögel überein. Besonders hervorragenden Verstand scheint der Fregattvogel nicht zu besitzen; doch unterscheidet er recht wohl zwischen seinen Freunden und Feinden, wird auch durch Erfahrung gewitzigt. Gewöhnlich zeigt er sich nicht scheu, hält sich aber doch in einer gewissen Entfernung von dem Menschen, welchem er nichts gutes zutraut, während er die Barke des Fischers sorgsam beobachtet, verfolgt und, wenn es zum Herausziehen der Fische geht, so dicht umschwärmt, daß er mit dem Ruder erschlagen oder, wie von Rosenberg auf Ceram erfuhr, mit den Händen ergriffen werden kann. Um andere Thiere bekümmert er sich nur insofern, als er aus ihnen einen gewissen Nutzen zu ziehen gedenkt. Audubon leugnet, daß er Tölpel und Pelekane angreift und so lange peinigt, bis sie ihm die Nahrung vorwürgen; andere Beobachter hingegen bestätigen diese alte Angabe. Auch der Prinz sagt, daß er die Fregattvögel oft einzeln oder in Gesellschaft eines anderen ein paar Stunden weit vom Meere entfernt über Landseen und Sümpfen schweben und sich in der Luft mit Raubvögeln um die Beute schlagen sah. Vom Hunger gequält, vergißt der Vogel jede Rücksicht, stürzt sich z. B. unmittelbar vor den Ortschaften auf Fische oder

Fleischstücke, welche er im Wasser schwimmen sieht, herab oder sammelt sich mit anderen seiner Art scharenweise um ein größeres Aas, welches an den Strand getrieben wurde, und versucht, von diesem soviel wie möglich abzureißen. Einen eigenthümlichen Eindruck scheinen lebhafte Farben auf ihn auszuüben. Chamisso erzählt, daß Fregattvögel auf die bunten Wimpel seines Schiffes wie auf Beute schossen, und Bennett versichert, dasselbe wiederholt gesehen zu haben. Angegriffene Fregattvögel vertheidigen sich übrigens wüthend und wissen, wie Tschudi erfuhr, sogar starken Hunden erfolgreich zu begegnen. Mit den Tölpeln sollen sie sich, laut Bennett, oft lange Zeit herumbalgen, förmlich in sie verkrallen und dann mit ihren Widersachern aus hoher Luft auf das Wasser herabstürzen.

Fliegende Fische scheinen die Hauptnahrung unseres Vogels zu bilden; doch verschmäht er wohl schwerlich ein kleineres Wirbelthier überhaupt. Audubon hat ihn im Verdachte, daß er die jungen Pelekane aus den Nestern stiehlt; andere wollen ihn als Räuber junger Zahnschnäbler kennen gelernt haben. Die Fische soll er, wie man Gosse erzählte, nicht immer mit dem Schnabel, sondern sehr häufig auch mit den Füßen fangen und sie damit zum Munde führen.

In den nördlichen Theilen ihres Verbreitungskreises beginnen die Fregattvögel ungefähr um die Mitte des Mai mit dem Nestbaue. Sie finden sich in der Nähe von Inseln ein, welche ihnen schon seit Jahren zum Brutplatze dienten, und nehmen hier alle passenden Oertlichkeiten in Besitz; denn zuweilen versammeln sich ihrer fünfhundert Paare oder mehr. Einzelne sieht man stundenlang in bedeutender Höhe über dem Eilande kreisen, während die übrigen mit dem Baue des Nestes selbst sich beschäftigen. Aeltere Nester werden ausgebessert und neue gegründet, trockene Zweige und Aeste fliegend mit dem Schnabel von den Bäumen gebrochen oder aus anderen Nestern gestohlen, auch wohl vom Wasser aufgenommen und dann, jedoch nicht gerade kunstvoll, verbaut. Gewöhnlich werden die Nester auf der Wasserseite der Bäume errichtet, am liebsten auf Bäumen, deren Wipfel über dem Wasser stehen, einzelne in der Tiefe, andere in der Höhe der Krone, nicht selten viele auf einem und demselben Baume. Das Gelege besteht, nach Audubon, aus zwei bis drei starkschaligen Eiern von etwa fünfundsechzig Millimeter Längs- und dreiundvierzig Millimeter Querdurchmesser und grünlichweißer Färbung, welche übrigens oft durch die Füllung des Nestes umgefärbt wird. Schwanz und Flügel des brütenden Alten ragen weit über das Nest vor. Wahrscheinlich wechseln beide Eltern im Brüten ab: daß die Männchen an diesem Geschäfte theilnehmen, unterliegt keinem Zweifel; ja, Bennett glaubt, daß sie sich mehr als die Weibchen den Eiern widmen. Die Jungen, welche anfänglich aussehen, als ob sie keine Füße hätten, kommen in einem gelblichweißen Dunenkleide zur Welt und verweilen sehr lange im Neste, da die Ausbildung ihres Flugwerkzeuges eine lange Zeit erfordert.

Laut Bryant brüten die Fregattvögel zuweilen auch auf nackten Felsen und gern unter Tölpeln. Auf einem Brutfelsen der Bahamainsel nisteten ungefähr zweihundert Paare so nahe an einander, daß alle Nester im Umkreise von funfzehn Meter gelegen waren. Zwischen ihnen brüteten keine Tölpel, aber tausende um sie herum. Bryant konnte Junge und Alte mit den Händen greifen, sie überhaupt kaum verscheuchen; denn nach einem Flintenschusse flogen sie zwar mit betäubendem Geschreie in die Luft, kehrten aber sogleich zu ihren Nestern zurück. Nach Versicherung dieses Forschers soll das Paar nur ein einziges Ei und bezüglich Junges erzeugen.

Gefangene Fregattvögel gelangen neuerdings dann und wann in unsere Käfige, dauern bei geeigneter Pflege auch jahrelang in ihnen aus. Diejenigen, welche ich sah, entschlossen sich nicht, selbständig zu fressen, mußten daher gestopft werden. In unschöner Stellung verweilten sie fast regungslos stunden-, selbst tagelang auf derselben Stelle. Ihren Pfleger unterschieden sie von allen übrigen Leuten, welche ihnen zu Gesicht kamen.

— — —

Die Schlangenhalsvögel, Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Plotus) und Familie (Plotidae), von denen man nur drei Arten kennt, kennzeichnen sich durch sehr gestreckten Leib, außerordentlich langen, dünnen Hals, kleinen, flachen Kopf und langen, geraden, schwachen, spindelförmigen, sehr spitzigen Schnabel, dessen scharfe Ränder gegen die Spitze hin fein gezähnelt sind, kurze, dicke, starke, weit nach hinten stehende Füße mit sehr langen Zehen, lange, aber kurzspitzige Flügel, unter deren Schwingen die dritte die längste, langen Schwanz, welcher aus zwölf starken, gegen die Spitze hin verbreiterten, höchst biegsamen, auf den Fahnen gewellten Federn besteht, und sehr schönes und glänzendes, auf der Oberseite verlängertes, auf der Unterseite sammetig zerschlissenes, verhältnismäßig bunt gefärbtes Kleingefieder. Der innere Bau zeigt, nach Audubons Untersuchungen, alle wesentlichen Merkmale der Scharben, nur mit dem Unterschiede, daß der Schädel bedeutend kleiner und schlanker ist und die Halswirbel wegen ihrer gestreckten Gestalt an die der Reiher erinnern.

Der Schlangenhalsvogel (Plotus Levalliantii, melanogaster und congensis, Anhinga Levalliantii) ist vorherrschend schwarz, metallischgrün schillernd, auf Rücken und Flügeldeckfedern durch breite silberweiße Mittelstreifen sehr geziert, am Halse rostfarben, ein Streifen, welcher, am Auge beginnend, seitlich am Halse sich herabzieht, schwarzbraun, ein anderer unter ihm weiß; die Fittig- und Steuerfedern sind schwarz, letztere lichter an der Spitze. Das Auge ist erz- oder rothgelb, die nackte Stelle am Kopfe gelbgrün, der Schnabel hornfarben, der Fuß grünlichgrau. Die Länge beträgt sechsundachtzig, die Breite einhundertundacht, die Fittiglänge vierunddreißig, die Schwanzlänge fünfundzwanzig Centimeter. Beim Weibchen sind alle Farben minder lebhaft; der Unterschied zwischen seinem Kleide und dem des Männchens ist jedoch nicht bedeutend.

Der Schlangenhalsvogel gehört Afrika an und findet sich hier auf allen Gewässern südlich vom funfzehnten Grade der Breite bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Gelegentlich meiner Reisen auf dem Weißen und Blauen Nile habe ich ihn oft gesehen und manche Stunde, manchen Tag seiner Jagd gewidmet: so genau aber, wie Audubon seinen amerikanischen Vertreter, die Anhinga, habe ich ihn freilich nicht beobachten können. Ich werde mich deshalb im nachfolgenden wesentlich mit auf die Mittheilungen des letztgenannten Forschers stützen, soweit sie meinen eigenen Wahrnehmungen entsprechen.

Die Schlangenhalsvögel bewohnen Ströme, Seen und Sümpfe, in deren Nähe Bäume stehen, am liebsten solche, welche baumreiche Inseln umschließen. Von den Bäumen fliegen sie am Morgen aus, um ihre Jagd zu beginnen, und zu den Bäumen kehren sie zurück, um zu schlafen oder um auszuruhen; auf den Bäumen steht auch in der Regel ihr Nest. Allerdings ruhen und brüten sie wie die Scharben unter Umständen auch auf Felsen, gewiß aber nur, wenn es ihnen an Bäumen fehlt. Jene an Thieren so unendlich reichen Ströme und Regenseen Innerafrikas bieten ihnen alle Erfordernisse zum Leben und beherbergen sie deshalb in ziemlicher Anzahl. So gesellig wie die Scharben kann man sie freilich nicht nennen; denn mehr als zehn bis zwanzig von ihnen sieht man kaum jemals vereinigt; gern aber halten sich fünf bis acht zusammen auf einem und demselben See-, Teich- oder Flußtheile auf, und ebenso vereinigen sich mehrere solche Trupps abends auf den beliebten Schlafbäumen. Während der Brutzeit mögen an günstigen Stellen noch zahlreichere Vereinigungen stattfinden.

Es gibt kaum einen Namen, welcher besser gewählt sein könnte, als der von den Hottentotten unserem Vogel verliehene. Der Hals erinnert wirklich an eine Schlange: er ist nicht bloß ähnlich gezeichnet, sondern wird auch in ähnlicher Weise bewegt. Wenn der Vogel tauchend zwischen der Oberfläche und dem Grunde des Wassers dahinschwimmt, wird er selbst zur Schlange, und wenn er sich zur Wehre setzen muß oder einen Feind angreifen will, wirft er diesen Hals mit einer so blitzartigen Schnelligkeit vor, daß man wiederum an einen Angriff der Viper denken kann. Alle Schlangenhalsvögel sind vollendete Schwimmer, noch vollendetere Taucher. Eine Scharbe erscheint

ihnen gegenüber als Stümper. Ihnen gebührt zum mindesten innerhalb ihrer Ordnung in dieser Fertigkeit der Preis; sie werden aber wohl auch kaum von einem anderen Schwimmvogel oder Taucher überhaupt übertroffen. Da, wo sie ihrem Fischfange behaglich nachgehen können und sich vollständig sicher fühlen, schwimmen sie mit bis zur Hälfte eingetauchtem Leibe auf der Oberfläche des Wassers dahin; sowie sie aber einen Menschen oder ein gefährliches Thier gewahren, senken



Schlangenhalsvogel (Plotus Levalliantii). 1/4 natürl. Größe.

sie sich so tief ein, daß nur noch der dünne Hals hervorragt. Durch dieses Mittel entzieht sich der Schlangenhalsvogel den Blicken außerordentlich leicht: man kann nahe bei ihm vorübergehen, ohne ihn zu gewahren, selbst wenn er sich auf ganz freiem Wasser bewegt, während er zwischen Schilf, Buschwerk und dergleichen, wenn er es will, auch dem schärfsten Auge verschwindet. Sieht er sich verfolgt, so beginnt er sofort nach dem Versenken seines Leibes unter das Wasser auch zu tauchen und führt dies mit einer ans wunderbare grenzenden Meisterschaft aus. Er gebraucht die Flügel nicht zur Mithülfe, obgleich er sie etwas vom Körper abhält, sondern rudert nur mit den Beinen und steuert mit dem Schwanze, bewegt sich aber mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und Sicherheit, daß er selbst den eilfertigsten Fisch noch übertrifft. Strecken von mehr als sechzig Meter durchmißt er

in weniger als einer Minute Zeit: es scheint, daß er unter Wasser sich viel schneller als schwimmend auf der Oberfläche bewegt. Sein Gang ist watschelnd und wackelnd, aber verhältnismäßig rasch; im Gezweige der Bäume bekundet er eine Geschicklichkeit, welche man nicht vermuthen möchte, da er sich nicht bloß auf Aesten festzuhalten vermag, sondern auch hin- und herzugehen weiß, obgleich er dann freilich mit ausgebreiteten Flügeln sich im Gleichgewichte halten und auch den Schnabel als Stütze gebrauchen muß. Der Flug ähnelt dem der Scharben so, daß man beide Vögel verwechseln kann, und hat den Anschein, als ob er ermüden müsse, fördert aber sehr rasch und wird auch lange Zeit in einem Zuge fortgesetzt. Ungestört pflegt der Schlangenhalsvogel ziemlich niedrig über dem Wasser dahin zu streichen, möglichst denselben Abstand einhaltend. Will er sich dann auf einem Baume niederlassen, so steigt er von unten in einem jähen Bogen bis zur Höhe der Krone empor, umkreist diese einigemal und bäumt sodann auf. Will er von einem Gewässer zum anderen ziehen, so erhebt er sich mit fortwährenden Flügelschlägen bis in eine ziemlich bedeutende Höhe, beginnt schwebend zu kreisen, benutzt die herrschende Windströmung so geschickt, daß er bald in die erwünschte Luftschicht getragen wird, und fliegt nun in dieser weiter. Während der Paarungszeit soll er oft zu bedeutenden Höhen emporfliegen, zuweilen sogar den Blicken entschwinden und stundenlang spielend kreisen. In den Mittagsstunden setzt er sich, ganz nach Art der Scharben, auf dürren Zweigen oder felsigen Inseln im Strome nieder, breitet die Flügel und fächelt von Zeit zu Zeit mit ihnen, gleichsam, als ob er sich Kühlung zuwehen müsse. Jeder Schlangenhalsvogel, welcher einen Artgenossen in dieser Stellung sitzen sieht, wird nicht verfehlen, ihm sich zu gesellen, und so geschieht es, daß ein beliebter Sitzplatz im Strome zur geeigneten Zeit gewöhnlich mit mehreren Schlangenhalsvögeln bedeckt und durch sie von weitem kenntlich gemacht ist. An solchen Stellen hängen sie mit ebensoviel Hartnäckigkeit wie an den einmal gewählten Schlafplätzen, zu denen sie auch nach wiederholter Störung immer und immer wieder zurückkehren. Gesellig zeigen sie sich nur anderen ihrer Art gegenüber; denn wenn sie sich auch zuweilen unter Pelekane und Scharben oder während der Brutzeit unter Reiher mischen, halten sie sich doch stets ein wenig getrennt von diesen unter sich zusammen und nehmen auf das Thun und Treiben jener Gesellschaften keine Rücksicht. Unter sich scheinen die Glieder eines Trupps in Frieden zu leben; der bei ihnen sehr ausgeprägte Neid mag aber wohl zuweilen Kämpfe oder wenigstens Neckereien herbeiführen. Vor dem Menschen und anderen gefährlichen Geschöpfen nehmen sie sich sehr in Acht: sie sind von Hause aus vorsichtig und werden, wenn sie sich verfolgt sehen, bald außerordentlich scheu, bekunden also viel Urtheilsfähigkeit.

Die Schlangenhalsvögel fischen nach Art der Scharben, indem sie von der Oberfläche des Wassers aus in die Tiefe tauchen, durch schnelles Rudern unter dem Wasser Fische einholen und mit einem raschen Vorstoßen ihres Halses sie fassen. Auf der hohen See sollen sie sich, wie Tschudi von der Anhinga angibt, mit der größten Schnelligkeit auf die Fische stürzen, sich aber äußerst selten auf die Wellen setzen, sondern sich mit ihrer Beute sogleich wieder erheben und diese im Fluge hinabwürgen. In wie weit diese Angabe genau ist, vermag ich nicht zu sagen. Das eine ist richtig, daß sie mit der gefangenen Beute regelmäßig zur Oberfläche des Wassers emporkommen und sie hier verschlingen. Sie bedürfen sehr viel Nahrung; denn ihre Gefräßigkeit ist außerordentlich groß. Allerdings können auch sie wie die übrigen Raub- und Fischervögel tagelang ohne Nahrung aushalten; gewöhnlich aber brauchen sie sich solche Fasten nicht aufzuerlegen und dürfen ihrer Gefräßigkeit volle Genüge thun. Audubons Freund, Bachman, beobachtete an seiner gefangenen Anhinga, daß ein Fisch von zwanzig Centimeter Länge und fünf Centimeter im Durchmesser, welchen der Schlangenhalsvogel kaum verschlingen konnte, bereits nach anderthalb Stunden verdaut war, und daß der gefräßige Ruderfüßler an demselben Vormittage noch drei andere Fische von beinahe derselben Größe verschlang. Wenn ihm kleinere, ungefähr acht Centimeter lange Fische gereicht wurden, nahm er ihrer vierzig und mehr auf einmal zu sich. Zwischen verschiedenen Fischarten scheinen die Schlangenhalsvögel keinen Unterschied zu machen, und wahr-

scheinlich werden sie, ebenso wie die Scharben, kleine Wirbelthiere, junge Vögel und mancherlei Lurche, vielleicht auch verschiedene wirbellose Thiere ebenfalls nicht verschmähen.

Der Schlangenhalsvogel brütet auf Bäumen. Seine aus dürrem Reisig erbauten Horste, von denen ihrer vier bis acht auf einem, womöglich vom Wasser umfluteten, Hochbaume angelegt werden, ähneln denen der Reiher. Das Gelege soll aus drei bis vier, etwa fünfundfunfzig Millimeter langen, sechsunddreißig Millimeter dicken, lichtgrünen, mit weißem Kalküberzuge bedeckten Eiern bestehen, das Brutgeschäft im allgemeinen wie bei den Scharben verlaufen. Junge, welche Marno im Sudân, und zwar im Januar, erhielt, waren am Kopfe nackt, übrigens aber mit feinem, schmutzig weißem Flaume bekleidet. Von denen der Anhinga wissen wir, daß die Eltern ihnen die Nahrung vorwürgen und bei ihrem Erscheinen mit leisem, pfeifendem Rufe begrüßt werden, wenn ihnen ein Feind naht, im Neste sich niederducken und nur im äußersten Nothfalle ins Wasser hinabspringen. Im Alter von drei Wochen sollen die Schwingen und Schwanzfedern hervorsprossen, aber erst, wenn diese fast ausgebildet sind, die der Unterseiten durch die Dunen brechen, die Jungen auch erst, wenn sie vollständig fliegen gelernt haben, zu Wasser gehen.

Die Gefangenschaft ertragen die Schlangenhalsvögel bei einiger Pflege ebensogut wie die Scharben, werden auch sehr bald in gewissem Grade zahm und zeigen, wenn sie jung aufgezogen wurden, innige Anhänglichkeit an den Menschen. Audubon sah zwei Anhinga's, welche ihrem Gebieter auf dem Fuße folgten und später die Erlaubnis erhalten durften, nach Belieben die benachbarten Gewässer zu besuchen, da sie stets rechtzeitig wieder zurückkehrten. Von zwei Jungen, welche Bachman dem Neste enthoben hatte, mußte der stärkere Pflegeelternstelle bei seinem jüngeren Geschwister vertreten und schien die ihm zugemuthete Mühe auch sehr gern zu übernehmen, ließ sich wenigstens gefallen, daß der kleine mit seinem Schnabel ihm in den Rachen fuhr und verschlungene Fische wieder aus der Gurgel herausholte. Beide waren so zahm und ihrem Pfleger so anhänglich, daß sie diesen förmlich belästigten. Anfänglich trug Bachman sie oft zu einem Teiche und warf sie hier in das Wasser, mußte aber zu seinem Erstaunen bemerken, daß sie stets so eilig wie möglich dem Lande zuschwammen, gleichsam als ob sie ihr Element fürchteten; später verlor sich diese Scheu. Schon in frühester Jugend benahmen sie sich angesichts anderer Thiere muthig und furchtlos; die Hähne und Truthühner auf dem Hofe wichen ihnen bald ehrfurchtsvoll aus, und auch die Hunde wagten sich nicht gern in ihre Nähe, weil sie nie verfehlten, ihnen gelegener Zeit einen scharfen Hieb zu versetzen. Als sie erwachsen waren, gingen sie tagtäglich zu den nächsten Teichen, um dort zu fischen, kehrten hierauf zurück, flogen auf die hohen Spitzen des Zaunes und blieben hier sitzen, entweder um sich zu sonnen oder um zu schlafen. Kälte schien ihnen höchst unangenehm zu sein, und um ihr zu entgehen, watschelten sie in die Küche und stellten sich in die Nähe des Feuers, kämpften auch mit dem Hunde oder selbst mit dem Koche um den behaglichsten Platz an dem Herde. Im Sonnenscheine hingegen breiteten sie Schwingen und Flügel, blähten alle Federn und schienen beglückt von der Wärme zu sein. Gelegentlich wurden sie ein paar Tage lang nicht gefüttert, nahmen dies aber sehr übel und rannten dann kreischend im Hofe umher oder hieben nach den Dienern, welche sich in ihre Nähe wagten, gleichsam als wollten sie letztere an ihre Nachlässigkeit erinnern. Der Schlangenhalsvogel benimmt sich genau ebenso.

In abgelegenen, von den Menschen wenig besuchten Gegenden sind die Schlangenhalsvögel so wenig scheu, daß ihre Jagd kaum Mühe verursacht. Man versucht, die Schlafbäume zu erkunden, stellt sich unter diesen nachmittags an und erwartet die Ankunft der Vögel. Nach dem Schusse stürzen sich die überlebenden sämmtlich wie todt in das Wasser herab, tauchen unter und erscheinen nun hier und da mit dem Halse wieder über der Oberfläche, wählen sich dann jedoch gewöhnlich Stellen, wo Schilf oder Gezweig sie möglichst verbirgt. Auf schwimmende Schlangenhalsvögel zu schießen, ist ein mißlich Ding; man verschwendet dabei sehr viel Pulver und Blei und hat doch nur selten Erfolg, weil der Leib gegen den Hagel eines Gewehres vollständig geborgen ist und nur

der dünne Hals als Zielgegenstand sich bietet. In Innerafrika kann diese Jagd, wie wir zu unserem Entsetzen erfahren mußten, auch noch in anderer Hinsicht ihr unangenehmes haben; doch ich habe eine hierauf bezügliche Geschichte bereits (Band III, Seite 579) erzählt.

Die artenreichste Familie der Ruderfüßler wird gebildet durch die Scharben (Graculidae), von denen man gegen etwa dreißig Arten unterschieden hat. Ihr Leib ist sehr gestreckt, aber kräftig und walzig, der Hals lang oder sehr lang, schlank oder dünn, der Kopf klein, der Schnabel mittellang und starkhakig übergebogen, der Fuß kurzläufig, großzehig, seitlich zusammengedrückt, der Flügel zwar lang, wegen der kurzen Handschwingen, unter denen die dritte die längste zu sein pflegt, aber stumpf zugespitzt, der Schwanz, welcher aus zwölf bis vierzehn Steuerfedern besteht, mittel- oder ziemlich lang und kaum gewölbt. Die Schwingen und die Steuerfedern sind sehr hart, ihre Fahnen breit und fest mit einander verbunden, die Schäfte stark, aber biegsam, alle übrigen Federn kurz und knapp anliegend, die der Unterseite seidig zerschlissen, die der Oberseite eng geschlossen, scharf begrenzt und schuppig über einander liegend.

Das Geripp zeigt, nach Wagners Untersuchung, die den Ruderfüßlern gemeinsame Bildung, namentlich in Bezug auf die Breite des Scheitels, die Stellung des Hinterhauptsloches 2c. Die Augenscheidewand ist ganz durchbrochen, ein pyramidaler, dreieckig zugespitzter Knochen, welcher mit dem Schuppentheile des Hinterhauptsbeines gelenkt und wagerecht nach hinten gekehrt ist, sehr eigenthümlich. Die Wirbelsäule besteht aus siebzehn bis achtzehn Hals-, acht Rücken-, sieben bis acht Schwanzwirbeln; das Brustbein ist lang und breit. Im Gegensatze zu den bisher genannten Ruderfüßlern sind nur wenige Knochen der Scharben luftführend. Die Zunge ist klein, der Anfang des Schlundes zu einer Art Kehlsack erweitert, der Vormagen mittelmäßig entwickelt, der Muskelmagen dünn und rundlich.

Scharben kommen in allen Erdtheilen vor und leben ebensowohl im Meere wie auf süßen Gewässern. Einzelne Arten bewohnen hochnordische Länder, die Mehrzahl herbergt in den gemäßigten und heißen Gürteln der Erde. Einige entfernen sich selten vom Meere und nehmen hier auf Felseninseln ihren Stand, andere wohnen in rohr- oder waldreichen Sümpfen und Brüchen, an Flußseen und ähnlichen Gewässern und verirren sich nur ausnahmsweise einmal bis an die Seeküste. Größeren Strömen folgen sie bis tief ins Innere des Landes, schweifen überhaupt gern umher und halten sich während der Brutzeit an einer und derselben Stelle auf. Die nordischen Arten wandern regelmäßig, die übrigen streichen.

Unter den Ruderfüßlern zählen sie zu den vollendetsten Tauchern, sind aber auch in anderer Hinsicht keineswegs ungeschickt. Auf ebenem Boden bewegen sie sich ziemlich ungelenk und watschelnd, im Gezweige der Bäume mit auffallender Gewandtheit, fliegend rascher, als man meinen möchte, da der Flug aussieht, als ob er sehr ermüden müsse. Soviel wie möglich verweilen sie im Wasser und schwimmen und tauchen mit einer Fertigkeit und Ausdauer, welche die Bewunderung des Beobachters erregen muß. Hinsichtlich ihrer übrigen Eigenschaften läßt sich wenig rühmenswerthes sagen. Sie sind scharfsinnig, klug, verständig, listig, aber zänkisch, unfriedfertig, boshaft und tückisch im höchsten Grade, leben unter sich zwar in Freundschaft, jedoch nur, weil die Angriffe gegenseitig in gleich erbitterter Weise zurückgewiesen werden, mißhandeln alle übrigen Vögel, versuchen wenigstens sie zu quälen und zu peinigen.

Alle Scharben fressen so lange, als sie fressen können, und stürzen sich selbst mit gefülltem Magen gierig auf eine Beute herab, wenn solche ihnen gerade vor das Auge kommt. Sie ruhen, so scheint es, nur, um wieder fischen und fressen zu können, und fressen bloß dann nicht, wenn sie ihr Gefieder in Ordnung bringen oder schlafen. Die Dehnbarkeit ihres Schlundes gestattet ihnen, sehr große Fische hinabzuwürgen; aber diese werden ungemein rasch zersetzt, und der Magen verlangt

dann neue Füllung. In Ländern, in welchen der Mensch zur Herrschaft gekommen ist, können sie nicht geduldet werden, weil sie den Fischereien den allerempfindlichsten Schaden zufügen; im Meere hingegen werden sie wenigstens hier und da gerade durch ihre Gefräßigkeit nützlich; denn aus den Fischen, welche sie dessen Schoße entnehmen, bereiten sie den Guano.

Sämmtliche Arten der Familie nisten in Gesellschaft und gründen unter Umständen Ansiedelungen, welche mehrere tausend Paare zählen. Die Nester stehen entweder auf felsigen Inseln und hier in Spalten, Höhlungen, auf Gesimsen ꝛc., oder auf Bäumen, zuweilen vierzig und funfzig von ihnen auf einem einzigen. Wenn sie genöthigt sind, selbst zu bauen, tragen sie dicke Reiser unordentlich zusammen und füllen sie innen mit Schilf und anderen Gräsern liederlich aus, halten sie aber fast nie trocken, oft vielmehr so naß, daß die Eier förmlich im Schlamme liegen. Letztere, zwei bis vier an der Zahl, sind verhältnismäßig sehr klein, lang gestreckt und haben eine starke grünlichweiße, ungefleckte Schale, welche noch ein etwas lockerer Kalk- oder Kreideüberzug umgibt. Beide Gatten brüten abwechselnd mit Hingebung, richtiger vielleicht Hartnäckigkeit, und betheiligen sich ebenso gemeinschaftlich an der Erziehung ihrer Jungen. Letztere kommen fast nackt zur Welt, erhalten später einen kurzen, düster gefärbten Flaum, erst wenn sie halbwüchsig sind, Federn, verweilen lange im Neste, folgen dann den Alten auf das Wasser, werden ein paar Tage lang unterrichtet und hierauf sich selbst überlassen.

Gefangene Scharben erfreuen durch die Verschiedenartigkeit ihrer Stellungen, von denen jede einzelne etwas absonderliches hat, durch ihre Rastlosigkeit und Munterkeit, die List, mit welcher sie auf alles lebendige und verschlingbare Jagd machen, schreiten bei guter Pflege auch zur Fortpflanzung, verlangen aber freilich einen Liebhaber, welcher die keineswegs unbedeutenden Kosten ihrer Unterhaltung nicht scheut.

Der Kormoran, auch Eis- oder Baumscharbe, Wasser- oder Seerabe, Haldenente, Scholver, Schalucher genannt (Graculus carbo, carboides, medius, brachyrhynchos und sinensis, Pelecanus carbo, phalacrocorax und americanus, Phalacrocorax carbo, carboides, medius, sinensis, glacialis, brachyrhynchos, macrorhynchos und leucotis, subcormoranus, arboreus, humilirostris, capillatus und filamentosus, Carbo cormoranus, albiventer, leucogaster, crassirostris und nudigula, Hydrocorax carbo, Halieus cormoranus), ist die bekannteste und vielleicht auch verbreitetste Art. Ihr Schwanz besteht aus vierzehn Steuerfedern. Oberkopf, Hals, Brust, Bauch und Unterrücken sind glänzend schwarzgrün, sanft metallisch schimmernd, Vorderrücken und Flügel bräunlich, bronzeglänzend und wegen der dunkleren Säume der Federn wie geschuppt, Schwingen und Steuerfedern schwarz; ein weißer, hinter dem Auge beginnender Fleck umgibt die Kehle, ein anderer rundlicher steht auf den Weichen. Das Auge ist meergrün, der Schnabel schwarz, an der Wurzel gelblich, die nackte Haut des Gesichtes und der Kehle gelb, der Fuß schwarz. Während der Fortpflanzungszeit trägt die Scharbe, namentlich die männliche, zarte haarartige weiße Federn am Kopfe, welche die dunklen überwuchern, aber sehr bald ausfallen. Der junge Vogel ist mehr oder weniger grau, auf der Oberseite dunkel aschgrau, in ähnlicher Weise wie der alte geschuppt, auf der unteren gilblich oder lichtgrau. Die Länge beträgt einundachtzig bis zweiundneunzig, die Breite einhundertfünfunddreißig bis einhundertundfunfzig, die Fittiglänge sechsunddreißig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter.

Vom mittleren Norwegen an trifft man den Kormoran in ganz Europa und während des Winters in erstaunlicher Anzahl in Afrika an; außerdem lebt er sehr häufig in Mittelasien und ebenso in Nordamerika, von hier aus bis Westindien, von dort aus bis Südasien wandernd.

Im nördlichen Theile seines Verbreitungsgebietes gesellt sich dem Kormoran, weiter nördlich vertritt ihn die Krähenscharbe, auch Hauben-, Schopf-, Zopf- und Seescharbe, Wasser-,

See- und Schwimmkrähe, Kropftaucher, Kropf- und Sackente genannt (Graculus cristatus, Pelecanus graculus und cristatus, Phalacrocorax graculus, cristatus, Desmarestii und brachyuros, Carbo graculus, cristatus und brachyuros, Halieus graculus, Hydrocorax cristatus). Ihr Schwanz besteht aus zwölf Federn, die Haube, welche jedoch nur sehr alte Vögel tragen, aus etwa vier Centimeter langen, nach vorn gekrümmten Federn. Oberrücken- und, mit



Kormoran (Graculus carbo). 1/5 natürl. Größe.

Ausnahme der mattschwarzen Schwingen und Steuerfedern, alle übrigen Federn der Oberseite sind auf schwarzem, schwach kupferig glänzendem Grunde durch tief sammetschwarze Kanten schuppig gezeichnet, alle übrigen Theile leuchtend oder glänzend schwarzgrün. Das Auge ist sapphirgrün, der Schnabel schwarz, spärlich braun gefleckt, der Unterschnabel an der Wurzel citrongelb, der Fuß schwarz; das Jugendkleid ist oberseits auf graulich fahlbraunem Grunde dunkler geschuppt, unterseits großentheils weiß. Die Länge beträgt fünfundsechzig bis siebzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge siebenundzwanzig, die Schwanzlänge dreizehn Centimeter.

Von den Felseninseln Schottlands und Südskandinaviens an nach Norden hin verbreitet sich die Krähenscharbe über alle altweltlichen Küstenstrecken des Eismeeres und wandert im Winter bis zur Breite Nordafrikas hinab.

Die dritte europäische Art ist die Zwergscharbe oder der Zwergkormoran (Graculus pygmaeus, Carbo pygmaeus, javanicus, melanognathus und Niepcii, Hydrocorax pygmaeus und niger, Halieus oder Haliaeus pygmaeus, niger, javanicus, algeriensis und melanognathus, Pelecanus, Phalacrocorax und Microcarbo pygmaeus). Ihr Schwanz besteht aus zwölf Federn. Oberkopf, Nacken und Seitenhals sind rostbraun, Mantel und Oberrücken auf graulichschwarzem Grunde durch die sammetschwarzen Federränder gezeichnet, alle übrigen Theile, mit Ausnahme der mattschwarzen Schwingen und Steuerfedern, glänzend tiefschwarz, im Hochzeitskleide durch feine, schmale, weiße, flaumartige, höchst vergängliche Federchen geziert. Der junge Vogel ist oberseits auf graubräunlichem Grunde durch lichtere Federränder gezeichnet, unterseits großentheils weißlich fahlgrau. Das Auge ist röthlichbraun bis karminroth; der Schnabel wie der Fuß sind schwarz. Die Länge beträgt siebenundfunfzig, die Breite sechzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge sechzehn Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet umfaßt Südosteuropa, Nordafrika und Südasien bis Java und Borneo; die Aufenthaltsorte beschränken sich auf Süß- oder Brackwasserbecken.

Obgleich sich nicht in Abrede stellen läßt, daß jede dieser Scharbenarten auch in der Lebensweise ihr eigenthümliches hat, darf es doch genügen, wenn ich mich auf eine Schilderung des Kormorans beschränke. Er bewohnt das Meer und süße Gewässer, je nach des Ortes Gelegenheit. Größere Flüsse oder Ströme, welche von Waldungen eingeschlossen werden, beherbergen ihn stets; ja, der zudringliche, freche Vogel siedelt sich sogar in unmittelbarer Nähe von Ortschaften an und läßt sich kaum oder doch nur mit größter Mühe vertreiben. Man kennt ein Beispiel, daß Kormorane inmitten einer Stadt erschienen und sich den Kirchthurm zum Ruhesitze erwählten. In noch größerer Anzahl treten sie im Meere auf, jedoch nur an gewissen Stellen, da nämlich, wo die Küste felsig und schwer zugänglich ist, oder aber da, wo ein Kranz von Schären sie umlagert. Längs der Küste von Skandinavien, auf Island, den Färinseln, Hebriden, Orkaden rc. sind sie ebenso häufig wie die Krähenscharben, weil der Mensch nicht im Stande ist, ihnen hier entgegen zu treten. In nicht geringerer Menge sammeln sie sich während des Winters in südlicheren Meeren an. Schon in Griechenland sieht man sie häufig jahraus jahrein auf den großen Seen und auf dem Meere; in Egypten bedecken sie die Strandseen zuweilen, soweit das Auge reicht, ziehen alle Morgen in ungeheuren Scharen von ihnen auf das hohe Meer hinaus, fischen dort und kehren gesättigt wieder zurück. In Südchina oder in Indien treten sie in ähnlicher Menge auf. Man darf behaupten, daß ihnen eigentlich jede Oertlichkeit recht ist, daß sie sich da, wo es Wasser und Fische gibt, überall einzurichten wissen.

Sie sind sehr gesellig und halten sich deshalb in der Regel in größeren oder kleineren Scharen zusammen. Während der Morgenstunden fischen sie mit regem Eifer, nachmittags pflegen sie der Ruhe und der Verdauung; gegen Abend unternehmen sie nochmals einen Fischzug; mit Sonnenuntergange gehen sie schlafen. Zur Nachtruhe wählen sie sich im Binnenlande hohe Bäume, welche auf Inseln in den Strömen oder in Seen stehen, dieselben, welche sie später zum Brüten benutzen, auf dem Meere hingegen felsige Inseln, welche ihnen Umschau nach allen Seiten und leichtes Zu- und Wegfliegen gestatten. Solche Inseln erkennt man schon von weitem an dem weißen Kothüberzuge, mit welchem die Vögel sie bedeckt haben, und sie würden auch bei uns schließlich zu Guanolagern werden, hätten wir die tropische Sonne, welche den Vogeldünger unter dem Himmel Perus trocknet. Ein solcher Lieblingssitz im Meere verfehlt nie, die Aufmerksamkeit des Schiffers oder Reisenden auf sich zu ziehen; am fesselndsten aber wird er selbstverständlich dann, wenn er gerade mit Scharben bedeckt ist. Reihenweise geordnet, einem Kriegertrupp etwa vergleichbar, sitzen sie in malerischer Stellung auf den Felsenzacken, alle in gleicher Richtung dem Meere zugewendet, aber nur wenige von ihnen in steifer Haltung, da jede einzelne wenigstens eines ihrer Glieder bewegt, entweder den Hals und Kopf oder die Flügel und den Schwanz. Das Wedeln und Fächeln mit den Flügeln wird zuweilen Viertelstunden lang betrieben und hat offenbar den Zweck, alle Federn gänzlich zu trocknen; denn später sieht man die Vögel sich sonnen, ohne die Flügel zu bewegen. Auf solchen Ruhesitzen behauptet übrigens

jede einzelne Scharbe den einmal eingenommenen Stand schon aus dem einfachen Grunde, weil ihr das Gehen beschwerlich fällt. Einige Beobachter haben behauptet, daß sie nur, wenn sie sich auf den Schwanz stützen, gehen können; dies ist nun zwar nicht begründet, der Gang selbst aber doch nur ein trauriges Watscheln, von dem man nicht zu begreifen vermag, daß es noch immer so rasch fördert. Aber die Scharbe ist eigentlich im Gezweige noch geschickter als auf dem flachen Boden und bekundet ihre volle Gewandtheit und Behendigkeit wie der Schlangenhalsvogel nur im Schwimmen und im Tauchen. Wenn man sich mit dem Boote einer Felseninsel im Meere nähert, auf welcher hunderte von Scharben sitzen, gewahrt man zuerst Strecken des Halses und Bewegen des Kopfes, hierauf unbehülfliches Hin- und Hertrippeln und sodann allgemeines Flüchten. Aber nur wenige erheben sich in die Luft und fliegen hier mit flatternden Flügelschlägen, auf welche dann schwebendes Gleiten folgt, geraden Weges dahin oder steigen von Anfang an kreisend zu höheren Luftschichten empor; die Mehrzahl springt vielmehr, beinahe wie Frösche, in das Meer hinab, taucht unter und erscheint nun möglichst weit von dem Orte des Eintauchens wieder an der Oberfläche, die klugen meergrünen Augen auf das Boot heftend und nöthigenfalls aufs neue tauchend und flüchtend, bis die erwünschte Sicherheit erlangt wurde. Die Schlangenhalsvögel tauchen und schwimmen unzweifelhaft schneller, gewandter, besser als die Scharben; ob diese aber außerdem noch von tauchenden Vögeln übertroffen werden, möchte ich bezweifeln. Sie schwimmen unter dem Wasser so schnell, daß auch das beste, von tüchtigen Ruderern bewegte Boot sie nicht einholen kann, und sie tauchen lange und in bedeutende Tiefen hinab, erscheinen für einen Augenblick an der Oberfläche, athmen rasch und verschwinden wieder. Beim Verfolgen ihrer Beute strecken sie sich lang aus und rudern mit weit ausholenden Stößen so heftig, daß ihr Körper wie ein Pfeil durch das Wasser geschleudert wird. Unter den Sinnen steht wohl das Gesicht obenan; wenigstens läßt das lebendige, also nicht bloß durch seine Färbung ausgezeichnete Auge hierauf schließen; das Gehör ist übrigens ebenfalls sehr entwickelt und das Gefühl gewiß nicht verkümmert; dagegen darf man wohl kaum von der Feinheit des Geschmackssinnes sprechen: man bemerkt allerdings, daß sie zwischen diesen und jenen Fischen einen Unterschied machen, ist aber schwerlich berechtigt, anzunehmen, daß dies aus Gründen geschehe, welche mit dem Geschmackssinne in Beziehung stehen. Hinsichtlich des geistigen Wesens gilt das oben gesagte. Man muß alle Arten der Sippe unter die klugen, schlauen und mißtrauischen Vögel zählen; denn man bemerkt, daß sie weder in der Freiheit noch in der Gefangenschaft ihre Sicherung vergessen; aber man erfährt ebenso, daß sie sich in verschiedene Verhältnisse fügen und aus den Umständen bestmöglichen Vortheil zu ziehen versuchen. Gegen andere Vögel, mit denen sie zusammenkommen, beweisen sie sich immer hämisch und boshaft, zumal wenn Neid und Habsucht ins Spiel kommen; aber sie zwingen solche auch, für sie zu arbeiten. So habe ich beobachtet, daß gefangene Scharben Pelekane nöthigten, eine dünne Eisschicht zu zerbrechen, welche ihnen das Schwimmen und Tauchen in ihrem Wasserbecken verwehrte: sie hatten gesehen, daß die Pelekane das Eis, welches sie nicht zu zerbrechen vermochten, eindrückten, und benutzten diese Wahrnehmung augenblicklich, schwammen hinter den großen Verwandten her und zwickten und peinigten sie, bis letztere, vor ihnen flüchtend, eine Straße gebahnt hatten. Für die Bildungsfähigkeit ihres Verstandes spricht auch die bekannte Thatsache, daß Kormorane von den Chinesen zum Fischfange abgerichtet werden und zur Zufriedenheit ihrer Herren arbeiten. Fortun wurde von einem Fischereibesitzer berichtet, daß die Kormorane, welche man zum Fischen verwendet, in der Gefangenschaft erzogen werden, auch in ihr sich fortpflanzen, daß man aber die Eier von Haushühnern ausbrüten lasse. Die Jungen werden schon bei Zeiten mit auf das Wasser genommen und sorgsam unterrichtet, springen auf Befehl des Herrn in dasselbe, tauchen und bringen die gefangenen Fische nach oben. „Bei Hochwasser“, erzählt Doolitle, „sind die Brücken in Futschau von Zuschauern dicht besetzt, welche diesem Fischfange zusehen. Der Fischer steht auf einem etwa meterbreiten, fünf bis sechs Meter langen Flosse aus Bambus, welches vermittels eines Ruders in Bewegung gesetzt wird.

Wenn die Kormorane fischen sollen, stößt oder wirft der Fischer sie ins Wasser; wenn sie nicht gleich tauchen, schlägt er auch mit dem Ruder in dasselbe oder nach ihnen, bis sie in der Tiefe verschwinden. Sobald die Scharbe einen Fisch erbeutet hat, erscheint sie wieder über dem Wasser mit dem Fische im Schnabel, einfach in der Absicht, ihn zu verschlingen; daran verhindert sie jedoch ein ihr lose um den Hals gelegter Faden oder Metallring, und so schwimmt sie denn wohl oder übel dem Flosse zu. Der Fischer eilt so rasch wie möglich herbei, damit ihm die Beute nicht wieder entgehe; denn bisweilen findet, besonders bei großen Fischen, ein förmlicher Kampf zwischen dem Räuber und seinem Opfer statt. Wenn der Fischer nahe genug ist, wirft er einen an einer Stange befestigten netzartigen Beutel über die Scharbe und zieht sie so zu sich auf das Floß, nimmt ihr den Fisch ab und gibt ihr zur Belohnung etwas Futter, nachdem er den Ring gelöst und das Verschlingen ermöglicht hat. Hierauf gewährt er seinem Vogel eine kurze Ruhe und schickt ihn von neuem an die Arbeit. Bisweilen versucht die Scharbe mit ihrer Beute zu entrinnen; dann sieht man den Fischer ihr so rasch wie möglich nacheilen, gewöhnlich mit, zuweilen ohne Erfolg. Manchmal fängt ein Kormoran einen so starken Fisch, daß er ihn nicht allein in Sicherheit bringen kann; dann eilen mehrere der übrigen herbei und helfen ihm. Artet diese Absicht, wie es auch geschieht, in Kampf aus, und suchen sich die Scharben ihre Beute gegenseitig streitig zu machen, so steigert sich die Theilnahme der Zuschauer in hohem Grade, und es werden wohl auch Wetten zu gunsten dieses oder jenes abgeschlossen.

Auf den Gewässern des Binnenlandes sind die Scharben nicht zu dulden, weil sie dem Fischstande unserer Fluß- und Landseen unberechenbaren Schaden zufügen. Ihre Gefräßigkeit übersteigt unsere Begriffe: die einzelne Scharbe nimmt viel mehr an Nahrung zu sich als ein Mensch; sie frißt, wenn sie etwas haben kann, soviel wie ein Pelekan. Ich habe einem gefangenen Kormorane so viele Fische gereicht, wie er annehmen wollte, und gefunden, daß er am Morgen sechsundzwanzig, in den Nachmittagsstunden aber wiederum siebzehn durchschnittlich zwanzig Centimeter lange Plötzen verschlang. Die Fische füllten anfänglich nicht allein den Magen vollständig, sondern dehnten auch die Speiseröhre unförmlich aus, ragten zum Theile sogar aus dem Schlunde hervor, wurden aber so rasch verdaut, daß Schlund und Speiseröhre binnen zwei Stunden bereits geleert waren. Im Meere ernährt sich die Scharbe wahrscheinlich nur von Fischen, welche sie vom Grunde emporholt oder wegfängt, im Binnenlande stellt sie auch niederen Wirbelthieren nach. Im Thiergarten zu Wien beobachtete man, daß dortige Scharben sich auf den Schwalbenfang eingeübt hatten, an heißen Sommertagen mit tief eingesenktem Körper im Wasser lagen, den Kopf nach hinten bogen, den Schnabel öffneten und nun auf die hin- und herziehenden Schwalben lauerten, einen günstigen Augenblick wahrnahmen, den Hals vorschnellten und die arglose Schwalbe, ehe sie ausweichen konnte, packten, mit einem kräftigen Bisse tödteten und verschlangen.

Die Kormorane bevorzugen Bäume zur Anlage ihres Nestes, begnügen sich jedoch im Nothfalle mit Höhlungen in Felsenvorsprüngen und ähnlichen Anlagestellen. Im Binnenlande oder da, wo Waldungen bis an die Küste des Meeres herantreten, erscheinen sie in den Ansiedelungen der Krähen und Fischreiher, vertreiben die ersteren sofort, die letzteren nach hartnäckigem Kampfe, bemächtigen sich ihrer Horste, schleppen dürre Reiser, Rohrstengel, Schilfblätter und dergleichen herbei, bessern die vorgefundenen Nester noch etwas aus und beginnen dann zu legen. Werden sie ein paar Jahre lang nicht gestört, so siedeln sie sich so fest an, daß man sie später nur mit größter Anstrengung wieder los werden kann. „Im Frühlinge des Jahres 1812“, sagt Naumann, „fanden sich auf einem Gute der Stadt Lütjenburg vier Paare ein und siedelten sich, dem Seestrande nahe, auf sehr hohen Buchen in einem Gehölze an, welches seit vielen Jahren einer großen Anzahl von Saatkrähen und Fischreihern zum Brutorte gedient hatte. Sie vertrieben einige Reiherfamilien, um deren Nester für sich zu benutzen, machten zwei Bruten, eine im Mai, die andere im Juli, und verließen im Herbste desselben Jahres, zu einem Fluge von einigen dreißig angewachsen, die Gegend. Im Frühlinge des folgenden Jahres kamen sie, wie in allen folgenden, in einer immer

mehr sich verstärkenden Anzahl wieder, und bald durfte man diese zu siebentausend brütenden Paaren anschlagen. Boje zählte auf einigen Bäumen an funfzig Scharbennester. Die Menge der zu- und abfliegenden Vögel erfüllte die Luft; ihr wildes Geschrei betäubte die Ohren. Die Bäume sammt ihrem Laube waren weiß gefärbt von dem Unrathe, die Luft war verpestet durch die aus dem Neste herabgefallenen und faulenden Fische. Erst nach mehreren Jahren eifriger Verfolgung gelang es, die ungebetenen Gäste wieder los zu werden." Gewöhnlich erscheinen die brutfähigen Scharben im April, bauen sehr eifrig, benutzen auf manchen Bäumen jeden Zweig und legen schon zu Ende des Monates drei bis vier kleine, schlanke, etwa fünfundsechzig Millimeter lange, vierzig Millimeter dicke, festschalige, bläulichgrüne, mit einem kalkigen Ueberzuge bedeckte Eier, bebrüten diese abwechselnd gegen vier Wochen lang und füttern ihre Jungen ebenfalls gemeinschaftlich groß. Letztere wachsen infolge der ihnen überreichlich zugetragenen Speise verhältnismäßig schnell heran, werden von den Alten ungemein geliebt, bei Gefahr aber nicht, wenigstens nicht dem Menschen gegenüber, vertheidigt. Wenn die Alten im Neste ankommen, haben sie gewöhnlich Schlund und Magen zum Platzen voll und würgen auf dem Nestrande manchmal mehrere Dutzend kleine Fische aus; viele von diesen fallen über den Nestrand herunter: kein Kormoran aber gibt sich die Mühe, sie aufzulesen. Um die Mitte des Juni fliegen die Jungen aus, und dann machen die Alten gewöhnlich sofort zur zweiten Brut Anstalt, es jenen überlassend, sich zu ernähren.

Kormorane halten bei reichlicher Nahrung die Gefangenschaft viele Jahre aus, haben außer ihrem Hunger auch kaum noch Bedürfnisse, schreiten auch, selbst auf kleineren Weihern, nicht selten zur Fortpflanzung.

Jagd auf Kormorane oder Scharben überhaupt ist nicht immer leicht, weil ihre Schlauheit und Vorsicht alle List des Jägers herausfordert. Leichter erlegt man die Vögel auf dem Anstande unter ihrem Schlafbaume und am leichtesten natürlich im Horste. Hier wird die Jagd zur Nothwendigkeit, verliert aber auch allen Reiz, weil sie meist zur Schlächterei herabsinkt. Wir erachten Scharbenfleisch für ungenießbar; die Lappländer und Araber sind anderer Ansicht und halten es, seiner Fettigkeit halber, für einen wahren Leckerbissen.

Die größten und auffallendsten Mitglieder der Ordnung sind die Pelekane (Pelecanidae). Sie kennzeichnet vor allem der gewaltige, nur ihnen eigene Hamenschnabel, welcher, sozusagen, aus einem Sacke und einem diesen schließenden Deckel besteht. Ersterer wird gebildet durch den Untertheil, letzterer hergestellt durch den Obertheil. Der Deckel ist sehr lang, ganz flach gedrückt und von der Wurzel an bis gegen die Spitze hin ziemlich gleichmäßig breit, an ihr abgerundet; die Firste verläuft als deutlich sichtbarer Kehl seiner ganzen Länge nach und geht an der Spitze in einen krallenförmigen, starken Haken über. Inwendig oder auf der Unterseite ist dieser Deckel mit scharfen, feinen Gaumenleistchen und jederseits mit einer doppelschneidigen Längsleiste durchzogen, welche den Rahmen des Sackes aufnimmt. Der Unterschnabel besteht aus den sehr schwachen, dünnen, niedrigen, biegsamen Unterkieferästen, welche sich erst an der Spitze vereinigen und zwischen sich einen außerordentlich weiten, in hohem Grade dehnbaren Hautsack aufnehmen. Der Leib ist sehr groß, etwas walzig, der Hals lang und verhältnismäßig dünn, der Kopf klein, der Fuß niedrig, sehr langzehig, und deshalb mit großen Schwimmhäuten besetzt, der Flügel, unter dessen Schwingen die dritte die längste, groß und breit, der Schwanz kurz, breit, abgerundet, aus zwanzig bis vierundzwanzig Federn zusammengesetzt, das Gefieder, welches außer der Kehlgegend auch eine Stelle um die Augen frei zu lassen pflegt, dicht anliegend, aber eigenthümlich rauh und harsch, da seine einzelnen Federn sich sehr verschmälern und zuspitzen. Auf der Mitte der Brust findet sich eine Stelle, wo die Federn vollständig zerschlissen sind, auf dem Hinterkopfe und Nacken

verlängern sie sich gewöhnlich hollen- oder helmartig. Hinsichtlich der Färbung macht sich unter den Geschlechtern kein, zwischen Alten und Jungen ein sehr bedeutender Unterschied bemerklich.

Der Schädel ist, nach Wagners Untersuchungen, breit und gewölbt, hat mittelmäßig entwickelte Muskelgräten, knöcherne Augenscheidewände, ein viereckiges Hinterhauptsloch, wenig entwickelte Schläfendornen, breites Stirnbein, kurze Flügelbeine ohne dritte Gelenkung, mit dem Flugschar verschmolzenes Gaumenbein und zeichnet sich aus durch das ungewöhnlich entwickelte Luftfüllungsvermögen sowie das feinzellige Knochengewebe, welches die Muscheltheile des Oberkiefers und die langen Zwischenkiefer ausfüllt. Die Wirbelsäule besteht aus sechzehn dicken, durchsichtigen, luftführenden Hals-, sechs Brust- und sieben Schwanzwirbeln; das Brustbein ist kurz, breit, fast viereckig, hinten wenig halbmondförmig ausgeschweift, der Kamm nicht besonders hervortretend, die Gabel mit dem Brustbeine durch Knochenmasse verschmolzen, das Schulterblatt schmal, jeder einzelne Armknochen lang, das ganze Gerippe luftführend. Die Zunge ist ein rundlicher, hakenförmig gekrümmter Zapfen, eigentlich ein bloß mit der Kehlsackhaut überzogener Knorpel; das Zungenbein hat einen kleinen Körper, aber starke und kräftige Hörner; der Schlund ist außerordentlich weit, der Vormagen sehr dickwandig, ungemein entwickelt und fünf- bis sechsmal größer als der schwachmuskelige Fleischmagen, der Darmschlauch lang ꝛc. Höchst eigenthümlich ist die Ausdehnung des Luftfüllungsvermögens auch auf die Hauttheile.

Die Pelekane, von denen etwa zehn Arten beschrieben wurden, bewohnen den heißen Gürtel der Erde und die daran grenzenden Theile der beiden gemäßigten, finden sich in allen Erdtheilen und haben einen sehr weiten Verbreitungskreis. In ihrer Lebensweise kommen die verschiedenen Arten zwar nicht in jeder Hinsicht überein, ähneln sich aber doch so, daß wir ein richtiges Bild gewinnen, wenn wir uns mit den beiden europäischen Arten ausschließlich beschäftigen.

Die gemeinste und verbreitetste dieser Arten ist der Pelekan, auch Pelikan, Kropf-, Sack-, Beutel-, Löffel- und Meergans, Kropf- und Ohnvogel genannt (Pelecanus onocrotalus, roseus, calorhynchus, minor, gangeticus und javanicus, Onocrotalus phoenix), mit seinen Verwandten der größte aller Schwimmvögel. Das Gefieder, welches auf dem Kopfe eine aus langen, rundlichen Federn bestehende Haube bildet, ist im Alter bis auf die braunen Handschwingen weiß, rosenroth überhaucht, auf der Vorderbrust gelb, in der Jugend auf dem Mantel braun und grau gemischt, auf der Unterseite aschgrau. Das Auge ist hochroth, die nackte Stelle um dasselbe gelb, der Schnabel graulich, roth und gelb punktirt, der Kehlsack gelbbläulich geädert, der Fuß licht fleischfarben. Die Länge beträgt einhundertundvierzig bis einhundertundachtzig, die Breite zweihundertundzwanzig bis zweihundertundsechzig, die Fittiglänge etwa fünfundfunfzig, die Schwanzlänge achtzehn Centimeter. Männchen und Weibchen unterscheiden sich sehr auffällig durch die Größe, wie überhaupt die Maße ungewöhnlich schwanken.

Der größere Schopfpelekan (Pelecanus crispus und patagiatus) ist weiß, sanft grauröthlich überflogen, der Fittig schwarz; die Federn des Kopfes und Hinterhalses sind gekräuselt und helmraupenartig verlängert. Das Auge ist silberweiß, der Schnabel oben graugilblich, der Kropfsack blutroth, bläulich geädert, der Fuß schwarz. Der junge Vogel sieht ebenfalls grau aus. Die Länge beträgt einhundertundsiebzig bis einhundertundachtzig, die Breite zweihundertundneunzig, die Fittiglänge fünfundsiebzig, die Schwanzlänge zwanzig Centimeter.

Der Pelekan verbreitet sich von Südungarn an über den größten Theil Afrikas und Südasiens; der Schopfpelekan gehört östlicher gelegenen Gegenden an, findet sich zunächst uns am Schwarzen Meere und weiter nach Osten hin an den größeren Gewässern Mittel- und Südasiens; einzelne kommen alljährlich in Südchina, einzelne ebenso in Nordafrika vor. In Südeuropa trifft der Pelekan zu Ende des April und zu Anfang des Mai ein, brütet und verläßt das Land im Oktober wieder. Bei dieser Gelegenheit verfliegt er sich zuweilen über die Grenzen seines Gebietes

hinaus, und so ist es geschehen, daß man ihn mitten in Deutschland angetroffen hat. Am Bodensee erschien einmal eine Herde von einhundertunddreißig Stück; einzelne oder kleine Trupps hat man in vielen Gauen unseres Vaterlandes beobachtet.

Wer nicht selbst Egypten oder Nordafrika überhaupt bereist und die Massen der Fischfresser gesehen hat, welche auf den dortigen Seen Herberge und Nahrung finden, kann sich unmöglich einen



Pelekan (Pelecanus onocrotalus). 1/7 natürl. Größe.

Begriff von der Anzahl dieser Vögel machen und wird den Berichterstatter möglicherweise der Uebertreibung beschuldigen. An den Strandseen Egyptens, auf dem Nilstrome während der Zeit der Ueberschwemmung oder weiter unten im Süden, ebensowohl auf dem Weißen und Blauen Nile mit seinen Nebenseen als auf dem Rothen Meere, gewahrt man zuweilen die Pelekane zu solchen Massen vereinigt, daß das Auge nicht im Stande ist, eine Schar zu überblicken. Sie bedecken im buchstäblichen Sinne des Wortes mehrere Geviertkilometer, gleichen, wenn sie auf den Seen schwimmen, riesigen Wasserrosen, oder wenn sie am Strande und bezüglich auf Inseln sitzen, um

sich zu sonnen und ihr Gefieder zu putzen, einer langen weißen Mauer; sie bedecken da, wo sie sich zum Schlafen niederlassen, alle Bäume kleinerer Inseln so dicht, daß man von fernher meint, die Bäume hätten bloß große weiße Blüten, nicht aber auch grüne Blätter. Scharen von zehn bis zwölf sind etwas seltenes, Gesellschaften von hunderten und tausenden das gewöhnliche. Gegen das Frühjahr hin zertheilen sich die Schwärme einigermaßen, weil dann viele von denen, welche sich während des Winters versammelten, nach dem Süden Europas ziehen, um daselbst zu brüten, und die in Egypten und Nordafrika überhaupt bleibenden auch nicht Brutplätze finden, welche ihnen sämmtlich gestatten, in Gemeinschaft zu nisten; immer aber sieht man auch dann noch sehr zahlreiche, von den Jungen gebildete Herden.

Alle Pelekane machen keinen Unterschied zwischen süßen und salzigen, wohl aber zwischen seichten und tieferen Gewässern. Nur eine einzige Art der Familie, welche in Mittelamerika lebt, erwirbt sich ihre Nahrung durch Stoßtauchen; alle übrigen sind nicht im Stande, in dieser Weise zu fischen, sondern können dies nur von der Oberfläche des Wassers aus thun. Gerade wegen des dichten Luftpolsters, welches unter ihrer Haut liegt, sind sie ganz unfähig, ihren Leib unter das Wasser zu zwingen, liegen vielmehr wie Kork auf der Oberfläche und halten sich demgemäß bloß in denjenigen Tiefen auf, welche sie mit Hals und Hamenschnabel ausbeuten können. Zu diesem Ende versammeln sie sich auf seichteren Stellen der Gewässer, vertheilen sich in einer gewissen Ordnung über einen weiten Raum und fischen nun, mehr und mehr zusammenrückend, das zwischen ihnen liegende Wasser aus. Auf den Seen und den seichten Meerestheilen bilden sie einen weiten Halbmond und rudern gegen den Strand an oder schließen selbst einen Kreis und verringern diesen allgemach mehr und mehr; auf schmalen Flüssen oder Kanälen theilen sie sich in zwei Haufen, bilden eine geschlossene Reihe auf dieser, eine auf jener Seite, schwimmen gegen einander an und fischen so ebenfalls den betreffenden Theil rein aus. Ihr Hamenschnabel leistet ihnen dabei unübertreffliche Dienste, weil er ihnen leichtes Erfassen und Festhalten der gefangenen Beute gestattet. Für gewöhnlich fressen die Pelekane nur Fische; zuweilen greifen sie jedoch auch andere Wirbelthiere an. Junge Schwimmvögel, welche sich in ihre Nähe wagen, sind immer gefährdet; sie schlingen halberwachsene Enten hinab. Ihr Schlund ist so weit, daß er eine geballte Mannesfaust bequem durchläßt: ich habe mehr als einmal meinen gefangenen Pelekanen große Fische mit der Hand aus ihren Mägen gezogen.

Sie gehen mit ziemlich aufrecht getragenem Leibe langsam und wankend, jedoch nicht eigentlich schwerfällig, unternehmen zuweilen verhältnismäßig lange Fußwanderungen, zeigen sich ebenso auf Baumwipfeln sehr geschickt, suchen diese auch da, wo sie in der Nähe sich finden, regelmäßig auf, um auszuruhen, sich zu sonnen und ihr Gefieder zu putzen, schwimmen leicht, rasch und ausdauernd und fliegen ausgezeichnet schön. Nach einem kurzen Anlaufe, wobei sie wie die Schwäne mit den Flügeln auf das Wasser schlagen, daß es auf weithin schallt, erheben sie sich von der Oberfläche desselben, legen den Hals in ein S gebogen zusammen, den Kopf, sozusagen, auf den Nacken und den Kehlsack auf den Vorderhals, bewegen die Flügel zehn- bis zwölfmal rasch und nach einander in weit ausholenden Schlägen und streichen hierauf gleitend einige Meter weit fort, bis sie einer gefährlichen Stelle entrückt sind und nun entweder kreisend in höhere Luftschichten sich emporschrauben, oder in der angegebenen Weise weiter fliegen. Gewisse Inseln behagen ihnen so, daß sie dieselben nicht verlassen mögen; von ihnen aus müssen sie dann, um einen reichlichen Fischfang zu thun, oft sehr weit fliegen; ein solcher Flug erscheint ihnen als ein Morgenspaziergang, und sie legen die Entfernung auch wirklich in überraschend kurzer Zeit zurück. An Sinnesschärfe stehen sie hinter anderen Ruderfüßlern schwerlich zurück; an Verstand scheinen sie ihre Verwandten zu übertreffen. Sie zeigen sich da, wo sie dem Menschen nicht trauen, ungemein vorsichtig, an anderen Orten dagegen so vertrauensselig, daß sie sich wie zahme Vögel benehmen, schwimmen z. B. in den Hafenstädten des südlichen Rothen Meeres unbesorgt zwischen den Schiffen umher und lassen sich von den Schiffern füttern, wie unsere Schwäne von Spaziergängern. Aber sie merken sich jede

Verfolgung und unterscheiden einen Menschen, welcher sie einmal bedrohte, sicher von allen übrigen. Gefangene können ungemein zahm und ohne sonderliche Vorkehrungen zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden; es genügt, ihnen mehrere Male nach einander die Schwingen zu verkürzen oder auszuziehen, sie an einem bestimmten Orte zu füttern und von diesem aus mit sich zu nehmen, um sie einzugewöhnen. In der Nähe der Fischerdörfer an den egyptischen Strandseen sieht man zahme Pelekane, welche des Morgens ausgehen, ihr Futter selbst fangen und des Abends zurückkehren; einzelne besuchen die Fischmärkte, stellen sich hier neben den Käufern auf und betteln, bis diese ihnen etwas zuwerfen; andere stehlen mit wirklicher List einiges von den aufgespeicherten Vorräthen. Anfänglich setzen sie sich ihrem Pfleger zur Wehre, bedrohen ihn wenigstens mit dem ungeheuren, aber sehr ungefährlichen Schnabel; später lassen sie sich fast alles gefallen, was dieser mit ihnen vorzunehmen beliebt. Sie sind ebenso gutmüthig wie klug, vertragen sich mit allen Thieren und scheinen froh zu sein, wenn ihnen nichts zu Leide gethan wird. Nur ihr kaum zu stillender Heißhunger treibt sie zuweilen an, kühn sich vorzudrängen oder selbst einen Kampf mit anderen Fischliebhabern zu wagen; doch muß es arg kommen, wenn sie ihre gewöhnliche Feigheit verleugnen. Unter sich leben die gleichen Arten außerordentlich friedlich und betreiben auch ihre Geschäfte soviel wie möglich gemeinschaftlich; verschiedene Arten aber vereinigen sich nie.

Das tägliche Leben der Pelekane ist geregelt. Die frühen Morgenstunden werden zur Jagd benutzt. Kleinere oder größere Flüge ziehen dahin, die ersteren in einer schiefen Linie, die letzteren in der bekannten Keilordnung; die einen wenden sich seichten Buchten zu, die anderen kommen von diesen bereits gesättigt zurück. Einzelne fischende Pelekane habe ich nur in Griechenland gesehen; gewöhnlich waren es sehr zahlreiche Schwärme, welche sich zu diesem Thun vereinigt hatten. Gegen zehn Uhr vormittags haben sich alle gesättigt und wenden sich nun einer beliebten Sandbank oder Baumgruppe zu, um hier auszuruhen, zu verdauen und dabei das Gefieder zu putzen und neu einzufetten. Letztere Thätigkeit nimmt viele Zeit in Anspruch, weil der ungefüge Schnabel das Geschäft erschwert und sehr sonderbare Stellungen nöthig macht, namentlich wenn es sich darum handelt, die Federn des Halses zu bearbeiten. Nachdem das Putzen vorüber, nehmen die durch das behagliche Gefühl der Verdauung träge gewordenen Vögel verschiedene Stellungen an, je nachdem sie auf Bäumen oder auf dem Boden sitzen. Dort stellen sie sich mit tief eingezogenem Halse gewöhnlich sehr senkrecht auf die Aeste, hier legen sie sich nicht selten platt auf den Bauch nieder. Bis gegen Mittag kommen beständig neue herbei, und die Versammlung wächst demnach von Minute zu Minute. Nachmittags zwischen drei und vier Uhr beginnen die Reihen sich wieder zu lichten; gesellschaftsweise ziehen sie zu neuem Fange aus. Die zweite Jagd währt bis Sonnenuntergang, dann fliegt die Gesellschaft dem Schlafplatze zu. Nur da, wo es an Bäumen mangelt, ist dieser eine flache Sandbank oder eine einsame Insel; da, wo es baumbedeckte Inseln gibt, schlafen sie stets auf solchen.

Ueber ihre Fortpflanzung habe ich eigene Beobachtungen nicht sammeln können. In Südeuropa wählen sie Sümpfe und Seen zu ihren Brutansiedelungen. „An solchen, nur mit den unglaublichsten Schwierigkeiten zu erreichenden Orten", sagt Graf von der Mühle, „wo schwimmende Inseln sich befinden, stehen auf diesen, dicht an einander gedrängt, die grob aus Rohr und Schilf zusammengetretenen, meistens nassen oder feuchten Nester. Die ganze Umgegend ist mit ihrem dünnflüssigen, weißen Unrathe bedeckt, und die Ausdünstung desselben sowie einer Menge faulender Fische, die beim Füttern verloren gingen, verbreiten in dieser heißen Jahreszeit einen ekelerregenden, unerträglichen, verpestenden Gestank. Sonderbar, daß sie nicht zu gleicher Zeit brüten; denn man findet auf den Eiern sitzende Weibchen neben flüggen Jungen, ja mein Freund Freyberg, welcher diese Brutplätze mehrere Male besuchte, versicherte mich, in einem Neste ein erwachsenes und ein noch mit Flaum bedecktes Junges gefunden zu haben, welches sich nicht anders erklären läßt, als daß zwei Weibchen zusammen in dasselbe Nest gelegt haben." Das Gelege soll aus drei bis fünf verhältnismäßig kleinen, mehr oder weniger langgestreckten, nach

beiden Enden gleich verdünnten, etwa neun Centimeter langen, sechs Centimeter dicken, bläulich-weißen, aber immer mit einer dick aufliegenden Kalkkruste bedeckten Eiern bestehen. Die Jungen, welche nach achtunddreißigtägiger Brutzeit dem Eie entschlüpfen, kommen in einem grauen Dunenkleide zur Welt, haben ein höchst einfältiges Aussehen, lassen beständig heisere und „schirpende" Laute vernehmen und sind überhaupt höchst widerliche Geschöpfe. Ihre Eltern, welche sie gemeinschaftlich erbrüteten, lieben sie sehr und vergessen im Neste alle ihnen sonst eigene Scheu.

Wenn man sich auf ihren Schlaf- oder Ruheplätzen anstellt, hält es nicht schwer, so viele Pelekane zu erlegen, als man will; denn sie sind so hinfällig, daß schon ein Schuß mit schwachem Schrote sie tödtet. Wenn sie auf dem Wasser schwimmen, lassen sie den Jäger selten so nahe an sich herankommen, daß dieser mit Erfolg einen Schrotschuß auf sie abgeben kann, falls er nicht ein geübter Büchsenschütze ist. Wiederholte Verfolgung macht sie außerordentlich scheu; doch mögen sie auch dann von dem einmal gewählten Schlafplatze nicht lassen. Die Araber fangen sie, um sie zu essen, obgleich dies nach den mohammedanischen Gesetzen eigentlich verboten ist. Denn als man die Kaaba in Mekka baute, und das Wasser weit herbeigeholt werden mußte, gebrach es bald an den nöthigen Trägern. Die Bauleute klagten, daß sie ihre Hände müßig ruhen lassen mußten; aber Allah wollte nicht, daß der heilige Bau verhindert werde, und sandte tausende von Pelekanen, welche ihren Kehlsack mit Wasser füllten und dieses den Bauleuten brachten.

Wenn ein arabischer Fischer einen Pelekan gefangen hat, durchsticht er die Augen mit einer Nadel, zieht einen Faden durch und bindet diesen wieder mit dem vom anderen Auge oben auf dem Kopfe zusammen. Die Lider entzünden sich, und der arme Vogel muß viele Schmerzen leiden, bis seine Erlösungs-, bezüglich Todesstunde schlägt. Entsprechend gepflegte Paare schreiten in der Gefangenschaft ebenfalls, obwohl selten, zur Fortpflanzung.

Vierzehnte Ordnung.

Die Taucher (Urinatores).

An das Ende der Klasse stellen wir die Taucher, die Fischvögel, wie man sie vielleicht nennen könnte. Ihre Merkmale haben allgemeine Gültigkeit. Alle, ohne Ausnahme, kennzeichnen sich durch gestrecktwalzigen, aber doch kräftigen Leib mit weit hinten angesetzten Beinen, mittellangem Halse, mäßig großem Kopfe, kleinen, d. h. kurzen, schmalen und spitzigen Flügeln, welche bei einzelnen zu wahren Flossen werden, und einem dicht anliegenden, zwar reichen, aber harten, glatten Gefieder. Der Schnabel ist verschieden gestaltet, bald dick pfriemenförmig, bald messerklingenartig, weil seitlich sehr zusammengedrückt, stets jedoch kurz, kaum mehr als kopflang, hart und scharfschneidig, der drei- oder vierzehige Fuß entweder mit Schwimmhäuten oder Schwimmlappen ausgerüstet, welche immer nur die drei Vorderzehen verbinden. Der Schwanz kann gänzlich fehlen und ist, wenn vorhanden, stets kurz, sanft gerundet, gewöhnlich aus mehr als zwölf Steuerfedern zusammengesetzt. Die Befiederung zeichnet sich durch Kleinheit und dichte Stellung der Federn aus. Diese wie die Dunen haben einen Afterschaft. Als Farben herrschen Schwarz und Weiß in grellem Gegensatze vor; Prachtfarben sind jedoch nicht gänzlich ausgeschlossen.

Der Schädel ist hinten verhältnismäßig kurz und breit, zwischen den Augenhöhlen ziemlich verengt, die Augenscheidewand meist nicht geschlossen. Zehn bis neunzehn Hals-, neun bis zehn Rücken-, zwölf bis funfzehn Kreuzbein-, sieben bis zehn Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule und verbinden sich durch lange, weit nach hinten reichende Rippen mit dem langen, schmalen Brustbeine, dessen Kamm wohl entwickelt und dessen Hinterwand ausgeschnitten zu sein pflegt. Die Oberarmknochen sind stets nicht lang, die Handknochen zuweilen verkümmert. Das Becken ist auffallend lang und schmal; die Darmbeine stehen den Kreuzbeinwirbeln nahe; die sehr verlängerten Schambeine werden mit den Sitzbeinen durch eine Knochenbrücke verbunden und biegen sich mit letzteren nach unten. Der Oberschenkel ist kurz, der Unterschenkel oben durch einen Fortsatz ausgezeichnet, der Fußtheil äußerst kurz. Die Zunge ist lang, weich und fleischig, die Speiseröhre nicht zum Kropfe erweitert, der Muskelmagen dünnhäutig.

Der Fischgestalt entsprechend, herbergen die Taucher vorzugsweise im Meere, gehören jedoch nicht zu den Weltbürgern im eigentlichen Sinne des Wortes. Einzelne Familien werden allerdings in allen Gürteln der Erde vertreten: die große Mehrzahl hingegen haust in der Nähe der Pole, die gestaltenreichere Halbschied im Norden, die andere im Süden. Diejenigen, welche auf Binnengewässern leben, werden zum Wandern genöthigt; die Kinder des Meeres können höchstens als Strichvögel angesehen werden. Auf dem Lande sind sie fremd, besuchen es auch nur dann, wenn der Fortpflanzungstrieb in ihnen sich regt.

Ihre Ausrüstung gestattet ihnen, alle Tagesgeschäfte schwimmend abzuthun: schwimmend und tauchend erwerben sie sich ihre Nahrung, schwimmend und tauchend wandern sie, wenigstens die meisten von ihnen, schwimmend ruhen sie sich aus, putzen sie sich ihr Gefieder, vergnügen und überlassen sie sich dem Schlafe. Viele von ihnen fliegen noch recht gut, obschon es scheinen will, als wären die Fittige viel zu schwach, die Last des Leibes zu tragen, als müsse das schwirrende Flügelschlagen sie rasch ermüden; einzelne können gehen, einzelne in gewissem Sinne sogar klettern: bei allen aber dienen die Füße hauptsächlich zum Schwimmen, und bei vielen werden auch die Flügel mehr zum Tauchen im Wasser als zum Durchschneiden der Luft verwendet. Entsprechend einem so einseitigen Leben sind ihre übrigen Begabungen entwickelt. Ihre Sinne sind ziemlich scharf; ihre Geisteskräfte dagegen scheinen gering zu sein, weil sie niemals in die Lage kommen, von ihnen vielseitigen Gebrauch zu machen. Während ihres Aufenthaltes am Lande betragen sie sich so, daß wir uns für berechtigt halten, sie dumm zu nennen: für die Anforderungen, welche das Leben im Meere an sie stellt, haben sie Verstand genug. Und Erfahrung lehrt auch sie, sich den Umständen gemäß anders, als sie es gewohnt, zu benehmen. Schon die außerordentliche Geselligkeit, Friedfertigkeit und Dienstwilligkeit, welche die meisten Arten bekunden, spricht für höhere Anlagen des Geistes, als wir anzunehmen geneigt sind.

Fische und Krustenthiere, ausnahmsweise Kerfe, bilden ihre Nahrung. In den Mägen einzelner hat man auch Pflanzenstoffe gefunden, und einige verschlingen, sonderbar genug, ihre eigenen Federn: beides aber muß als Ausnahme gelten. Alle erwerben sich die Beute durch eigene Jagd.

Einige Taucher nisten einzeln, die meisten gesellig; jene legen mindestens, diese höchstens zwei Eier. Wenn die Brutzeit herankommt, streben sie vom hohen Meere her gewissen, seit Menschengedenken alljährlich benutzten Brutstellen zu: Felsenwänden, an deren Fuße die Brandung sich bricht, einzeln aus der See sich erhebenden Bergen und Inseln. Es schwimmt, es rudert, es fliegt herbei in dichten Zügen, in unbeschreiblichem Gewimmel. Hunderte gesellen sich zu tausenden, tausende zu hunderttausenden, alle getrieben von demselben Drange. Um die Berge schwirrt und summt es ohne Unterbrechung, scheinbar ohne Rast, ohne Ruhe, auf den Vorsprüngen und Gesimsen drängt sich das unzählbare Heer, welches den ganzen Berg in ein Festgewand kleidet. Jeder Raum wird benutzt, jede Spalte bewohnt, jeder Ritz in Besitz genommen, die Torfrinde, das mürbe Gestein durchwühlt, untergraben. Unbeschreibliches Leben regt sich, und dennoch herrscht ewiger Frieden unter der Gemeinde, welche an Anzahl die unserer größten Städte übertrifft. In diesen geschieht es, daß der Mensch an seinem verhungerten Mitbruder kalt vorübergeht: in den Gemeinden der tiefstehenden Vögel finden sich hunderte, welche nur auf die Gelegenheit warten, Barmherzigkeit zu üben. Das Junge, welches seine Eltern verlor, ist nicht verloren: die Gesammtheit steht ein für das Wohl des einzelnen. Unendliche Liebe kommt auf diesen öden Felsen im Meere zur Geltung. Die Eltern vergessen über ihren Kindern sich selbst.

Doch der innere Frieden wird gestört von außen her. Unten im Meere lauern die Raubfische, um die Berge schweben die gefiederten Räuber. Zu ihnen gesellt sich der Mensch, für welchen diese Vögel die Wachteln der Wüste sind. Hunderttausende von Eiern, hunderttausende von Jungen werden alljährlich eingesammelt auf diesen Bergen, oft angesichts des lauernden Todes. Einer der Bergvögel ist der Rücksichtslosigkeit des Menschen bereits erlegen und hat aufgehört zu sein; die übrigen schützt zur Zeit noch ihre unendliche Menge vor demselben Schicksale.

An erster Stelle mögen die **Steißfüße** oder **Lappentaucher** (*Podicipidae*) Erwähnung finden. Ihr Leib ist auffallend breit und plattgedrückt, der Hals lang und ziemlich dünn, der Kopf klein, gestreckt und niedrig, der Schnabel ein verlängerter, auf den Seiten zusammengedrückter Kegel mit eingezogenen, sehr scharfen Schneiden, deren untere ein wenig in die obere eingreift.

Die Füße sind ganz am Ende des Leibes eingelenkt und durch ihren Bau höchst ausgezeichnet, nicht besonders hoch, seitlich so zusammengedrückt, daß sie vorn an der Spanne eine scharfe, glatte Kante erhalten. Unter den drei Vorderzehen ist die äußerste ebenso lang oder noch etwas länger als die mittlere, die innere aber viel kürzer als die letztere, die hintere ziemlich hoch eingelenkt und stummelartig; alle Vorderzehen werden von der Wurzel an bis zum ersten Gelenke durch eine Spannhaut verbunden, sind von hier an zwar gespalten, beiderseits jedoch mit breiten, nicht ausgeschnittenen, vorn abgerundeten Schwimmlappen besetzt, auf denen die breiten, platten Nägel aufliegen; an der Hinterseite findet sich nur an der nach unten gekehrten Seite ein breiter, auf der entgegengesetzten bloß ein sehr schmaler Lappen. Die Flügel sind klein, kurz und schmal, unter den Schwingen die zweite, erste und dritte die längsten. Ein Schwanz fehlt gänzlich; an seiner Stelle steht bloß ein kleiner Büschel zerschlissener Federn. Das Kleingefieder liegt überall dicht an und bildet auf der Unterseite einen wahren Pelz, ist glatt und besitzt einen sanften Atlasglanz, wogegen es am Kopfe, Halse, auf dem Unterrücken und Bürzel haarartig zerschlissen erscheint. Im Hochzeitskleide trägt der Kopf älterer Vögel einen prachtvollen Schmuck in Gestalt eines breiten Wangen- und Kehlkragens oder eines zweitheiligen Federbusches, welcher in der Regel durch lebhaftere Färbung sich auszeichnet.

Am Schädel fällt, nach den Untersuchungen von Wagner, die starke Entwickelung der Muskelgräten am Hinterhaupte auf; das Hinterhauptsloch ist mehr nach hinten als nach unten gerichtet, die Augenscheidewand gänzlich durchbrochen, der Stirntheil des Scheitels schmal, das Thränenbein sehr klein, der untere Keilbeinflügel lang, schlank, fast stabförmig; das Quadratbein hat schlanke Aeste. Die Wirbelsäule besteht aus funfzehn bis neunzehn Hals-, neun bis zehn Rücken-, sieben bis acht Schwanzwirbeln; das Brustbein ist kurz, aber sehr breit, der Kamm desselben schwach, wenig gebogen, der hintere Rand bogenförmig ausgeschnitten, die Gabel dünn und schlank, das hintere Schlüsselbein und das Oberarmbein lang, letzteres ebenso wenig wie der Oberschenkelknochen luftführend. Die Zunge ist lang und pfriemenförmig, am geraden hinteren Rande schwach gezähnelt, die Speiseröhre mittelmäßig weit, der Vormagen länglich, der Fleischmagen rundlich, der Dünndarm kurz ꝛc.

Die Steißfüße, von denen man kaum zehn Arten kennt, gehören dem gemäßigten Gürtel an, verbreiten sich nicht weit nach Norden, aber auch nicht weit nach Süden hin, bewohnen stehende, ausnahmsweise auch wohl langsam fließende Gewässer, welche am Rande mit Schilf und Rohr umgeben sind, und lassen sich nur ausnahmsweise zeitweilig auf dem Meere sehen. „Keine andere Vogelart", sagt Naumann, „ist so ganz Wasser- oder Schwimmvogel wie sie, da auch nicht eine bis jetzt bekannt wurde, welche nicht, wenigstens zu gewissen Zeiten, länger oder kürzer auf dem Lande verweilte. Die Lappentaucher gehen nur in höchster Bedrängnis auf das Land; doch bleiben sie ganz nahe am Wasser, um, überrascht, sich sogleich wieder in dasselbe stürzen zu können. Bei allen ihren Handlungen bedürfen sie das Wasser, selbst sich in Flug zu setzen und fliegend in die Luft zu erheben, weil sie dies nicht anders können als mit einem kurzen Anlaufe von der Wasserfläche. Ihre Lebensweise theilt sich in Schwimmen und Tauchen, und wenn andere Schwimmvögel sich erholen, ausruhen, sonnen wollen und sich dazu an das Ufer oder sonst ein festes Plätzchen begeben, bleiben die Lappentaucher auf dem Wasserspiegel und erreichen dasselbe schwimmend. Der Ruhe gänzlich überlassen, liegt ihr Rumpf so wenig eingetaucht auf der Wasserfläche wie ein Stück Kork; die Beine werden in die Höhe gehoben und auf die Tragfedern längs den Flügeln gelegt; der Schnabel wird zwischen Rücken und Schulterfedern gesteckt. So ruhen und schlafen sie bei stillem Wetter, auf ruhiger Spiegelfläche, gewöhnlich weit vom Lande. Ist das Wasser aber nicht ganz ruhig, so daß sie befürchten müssen, der Luftzug möge sie in die Nähe des Ufers treiben, so lassen sie dabei die Beine in das Wasser hängen und verstehen es meisterlich, vermuthlich durch ganz eigene Bewegungen, immer auf derselben Stelle zu bleiben." Unter der Wasserfläche forteilend, bewegen sie sich so rasch, daß ein am Ufer dahingehender Mensch mit ihnen nicht gleichen

Schritt zu halten vermag. Dabei strecken sie sich lang aus und rudern nun mit aller Kraft ihrer Füße vorwärts. Ein leichter Ruck bringt sie unter die Oberfläche, ein Stoß von unten nach oben wieder in die Höhe. Sie schwimmen in jeder Lage des Leibes und tauchen diesen nach Belieben ins Wasser ein. In tiefster Ruhe liegen sie flach auf den Wellen, bei einiger Aufregung schon etwas tiefer unter der Oberfläche, bei Furcht tauchen sie. Um ihr Gefieder einzufetten, nehmen sie die wunderbarsten Stellungen an, legen sich auf eine Seite, erheben sich fast senkrecht, so daß man ihre Beine beinahe bis zu den Zehen außerhalb des Wassers sieht, ziehen den Hals bald ein oder strecken die Kniee weit von sich ꝛc. So leicht es ihnen wird, sich schwimmend zu bewegen, so schwer fällt es ihnen, auf festem Lande eine Stellung einzunehmen oder zu gehen. „Sie erscheinen dabei", laut Naumann, „in der wunderlichsten Haltung, und ihre Gestalt erhält das abenteuerlichste Aussehen. Der Rumpf wird beinahe senkrecht mit geringer Neigung nach vorn aufgerichtet, der Hals sehr stark in die S=Form gebogen; die Läufe stehen mit geringer Biegung der Ferse fast senkrecht, doch unten ziemlich nach außen gespreizt. So und nicht anders stehen und gehen sie." Weitere Strecken durchmessen sie übrigens nicht in aufrechter Haltung laufend, sondern wie die Seetaucher kriechend. Gefangene, welche ich im Freien auf einem kleinen Teiche hielt, habe ich nie stehen oder gehen, sondern immer nur kriechen sehen. An denen, welche man ins Zimmer nimmt, bemerkt man auch bald, wie schwer ihnen der Gang wird. Sie rennen zwar oft schußweise umher, fallen aber dabei sehr bald wieder auf Brust und Bauch nieder und beeilen sich, wenn sie es können, sobald als möglich ein Wassergefäß zu erreichen, in welchem sie sich dann behaglich ausruhen. Zum Fluge können sie sich, nach Naumanns Beobachtungen, vom festen Boden aus nicht erheben, wohl aber nach einem längeren Anlaufe vom Wasserspiegel aus. Der lange Hals und Kopf werden gerade nach vorn, die breiten Füße gerade nach hinten ausgestreckt und die Flügel sehr rasch flatternd bewegt. So streben sie in gerader Linie vorwärts, erreichen bald eine verhältnismäßige Höhe und fördern sich so schnell, daß man darüber sich verwundern muß. Sie steuern mit den Füßen und sind also im Stande, ihre Flugrichtung beliebig abzuändern; die kurzen Flügel gestatten ihnen aber nicht, zu schweben: deshalb werfen sie sich auch beim Niedersetzen in schiefer Richtung auf das Wasser herab und fallen mit hörbarem Geräusche auf dessen Oberfläche. Während des Sommers entschließen sie sich übrigens höchst ungern zum Fliegen, und bei Gefahr greifen sie stets zuerst zum Tauchen. An Sinnesschärfe stehen sie wahrscheinlich wenig anderen Schwimmvögeln nach; ihre geistigen Fähigkeiten scheinen dementsprechend entwickelt zu sein. Mißtrauisch, scheu und listig zeigen sie sich stets, lernen zwar nach und nach ungefährliche Menschen oder Thiere von gefährlichen Feinden unterscheiden, lassen sich aber mit jenen ungern in ein näheres Verhältnis ein, leben überhaupt nur für sich, am liebsten paar=, oder höchstens familienweise, ohne sich um andere Geschöpfe mehr als nöthig zu kümmern. Bei Gefahr nehmen sie zu mancherlei List ihre Zuflucht; gefangen, ergeben sie sich ohne weiteres in ihr Schicksal und verrichten dann alle ihre Geschäfte, ohne auf den dicht neben ihnen stehenden Menschen die geringste Rücksicht zu nehmen.

Kleine Fische, Kerbthiere, Fröschchen und Froschlarven bilden ihre Nahrung. Sie holen sich ihre Beute aus der Tiefe des Wassers herauf, verschlingen sie aber erst, nachdem sie wieder aufgetaucht sind. Dabei nehmen sie zufällig auch Sand und grüne Pflanzentheile mit auf. Absichtlich verschlucken sie, wie der ältere Naumann zuerst beobachtete, ihre eigenen Federn. „Sie nehmen dazu", sagt Naumann, „meist Brustfedern, auch nicht bloß die, durch deren Entfernung sie in der Fortpflanzungszeit ganz unten am Bauche nackte Brutflecke bilden, sondern auch solche, die von selbst ausfallen, zu manchen Zeiten mehr, zu anderen weniger. Man vermißt sie bei keinem alten Vogel gänzlich, und der Magen ist nicht selten so damit angefüllt, daß sie einen lockeren Ballen darin bilden, in welchem die eingehüllten Nahrungsmittel kaum herauszufinden sind. Ihre Brusthaut zeugt in jeder Jahreszeit davon; sie ist stets mit hervorkeimenden, in den Blutkielen steckenden, halbreifen, kurz mit jungen Federn von jedem Alter, zwischen den vollständig ausgebildeten besetzt. Erst wenn sie ihr vollständiges Gefieder, ihr Jugendkleid, erhalten haben, fangen

sie an, sich selbst Brustfedern auszurupfen und sie zu verschlucken; so lange die Jungen das Dunenkleid tragen, wissen sie von diesem Genusse nichts."

Sie leben streng paarweise, lieben sich zärtlich, wandern vereinigt und kehren zusammen wieder zurück auf denselben Teich, welcher sie vorher beherbergte. Hier bauen sie ein schwimmendes Nest, welches von dem aller anderen Vögel dadurch abweicht, daß es nicht aus trockenen, sondern aus nassen Stoffen zusammengeschichtet wird, die Eier also stets im Feuchten, sogar im Wasser selbst liegen müssen. Die Neststoffe werden durch Tauchen vom Grunde heraufgeholt, an einigen alten Schilfstengeln befestigt und höchst liederlich zusammengeschichtet, so daß sie mehr einem zusammengetriebenen Haufen als einem Neste ähneln. Schon während des Baues geschieht die Begattung. Ein Betreten kann bei ihnen nicht stattfinden, weil ihre Füße ganz am Ende des Rumpfes eingelenkt sind und sie sich nothwendig aufrecht stellen müßten. Beide Gatten schwimmen daher, laut Naumann, nach vorhergegangenen Liebeleien, welche bei einigen Arten zuletzt durch lärmendes Geschrei beendet werden, gegen einander und richten sich senkrecht gerade in die Höhe; ihre Brüste schmiegen sich dicht an einander, endlich auch die Bäuche, und der Akt ist mit einem Ruck vollzogen, worauf sie sogleich wieder, wie gewöhnlich, neben einander schwimmen und ihre laute Stimme erheben, als ob sie bezweckten, daß alle Welt vernehmen sollte, was hier eben vorgegangen sei. Das Gelege besteht aus drei bis sechs mäßig großen, länglichen, stark-, aber rauhschaligen Eiern von ursprünglich grünlichweißer Färbung, welche jedoch bald von dem Schmutze des Nestes eine gelbröthliche oder olivenbräunliche Färbung, zuweilen auch eine marmorirte Zeichnung annehmen. Beide Geschlechter brüten abwechselnd, das Weibchen im ganzen länger als das Männchen, welches, während die Gattin auf dem Neste sitzt, in der Nähe desselben umherschwimmt. Verlassen beide gemeinschaftlich das Nest, so holen sie stets vorher einen Haufen halb verfaulter Wasserpflanzen vom Grunde herauf und bedecken damit die Eier. Nach ungefähr dreiwöchentlicher Brutzeit entschlüpfen die Jungen, auch aus solchen Eiern, welche während der Bebrütung größtentheils im Wasser liegen, und werden nun sofort dem letzteren zugeführt. Zu schwimmen verstehen sie vom ersten Augenblicke ihres Lebens an, tauchen lernen sie binnen wenigen Tagen, da sie die Alten anfangs bei Gefahr immer unter ihre Flügel nehmen und mit ihnen sich in die Tiefe versenken; nicht selten werden die zwischen den Brustfedern versteckten Jungen auch beim Auffliegen mit fortgetragen. Ein glaubwürdiger Beobachter hat mir erzählt, daß er einen Ohrensteißfuß aus der Luft herabgeschossen, zwischen dessen Federn er zu seiner höchsten Ueberraschung zwei Junge versteckt fand. Ihr Nest betreten die Küchlein selten wieder; wenn sie ausruhen wollen, finden sie ein Ruheplätzchen oder nachts eine Schlafstelle auf dem Rücken der Eltern. Das Besteigen dieses warmen und weichen Sitzes würde ihnen schwerlich gelingen; dafür aber wissen die liebenden Alten Rath. Sie geben ihnen ein Zeichen, sich im Schwimmen dicht an einander zu drängen, tauchen unter das Wasser und erheben sich unter ihnen wieder aus demselben, so daß jene auf ihren Rücken zu sitzen kommen. Auf ähnliche Weise entledigen sie sich auch dieser Bürde, wenn sie ihnen zur Last wird, oder vielmehr wenn allen eine Gefahr droht. „Um dem kleinen Völkchen, so lange es am Tauchen noch wenig Geschmack hat, Nahrung vorzusetzen", so schreibt mir Liebe, „suchen sie eine schilffreie Stelle auf, versammeln die Jungen rings um sich und treten kräftigst Wasser, ganz nach Art eines Menschen, welcher sich in einem tiefen Gewässer aufrecht erhalten will. Dadurch wirbeln sie unausgesetzt Schlammtheile und mit diesen Würmer und Larven vom Grunde zur Oberfläche empor, und die emsigen Kleinen können nun reiche Lese halten."

Solange die Steißfüße sich auf dem Wasser befinden, sind sie vor den meisten Gefahren gesichert; fliegend aber werden sie oft die Beute der Raubvögel. Ihren Eiern stellen Raben und Rohrweihen, vielleicht auch Wasserhühner und Rallen begierig nach. Früher erlegte man die anmuthigen Vögel, welche für jedes stehende Gewässer eine wahre Zierde bilden, nur zur Fastenzeit; neuerdings ist es Mode geworden, ihr reiches Gefieder zu Krägen und anderem Winter-

schmucke zu verwenden, und seitdem stellt man ihnen unerbittlich nach. Von Algerien werden jährlich gegen vierzigtausend, aus Sibirien gegen anderthalb Millionen Bälge ausgeführt. Zur Zeit der Feuerschlösser war es ein Kunststück, Steißfüße zu erlegen; denn sie tauchten beim Aufblitzen des Pulvers auf der Pfanne so rasch in die Tiefe, daß die Schrote wohl die Stelle, auf welcher sie sich befunden hatten, nicht aber sie selbst trafen. Unseren jetzigen Gewehren entgehen sie nicht mehr oder doch nur selten. Der Fang ist Sache des Zufalls, falls man nicht ein kleines Gewässer, in welchem sich gerade Steißfüße befinden, ablassen und sie auf das Trockene bringen kann. In kleineren Teichen oder in entsprechend hergerichteten, d. h. mit größeren Wasserbecken versehenen, Käfigen lassen sich gefangene Steißfüße leicht erhalten, vorausgesetzt natürlich, daß man ihnen eine hinlängliche Menge von Fischen und Kerbthieren verschafft. Die größeren Arten begnügen sich mit Fischen allein, die kleineren verlangen diese und Kerbthiere. Ihr beständiges Auf- und Niedertauchen, die verschiedenen Stellungen, welche sie annehmen, die harmlose Zuthunlichkeit, welche sie zeigen, erfreuen jedermann.

Das stattlichste Mitglied ist der Haubensteißfuß, Hauben-, Kragen-, Kobel-, Strauß-, Kappen-, Erz- und Horntaucher, See- oder Schlaghahn, Seedrache, Seeteufel, Meerhase, Meerrachen, Blitzvogel, Fluder, Nerike, Merch, Work, Lorch, Rug, Deuchel &c. (Podiceps cristatus, urinator, mitratus, patagiatus, longirostris und Wilhelmi, Colymbus cristatus, cornutus, urinator und coronatus, Lophaythia cristata). Im Hochzeitskleide trägt der Kopf seinen Schmuck, einen oben getheilten, zwei Hörner bildenden Federbusch und einen aus prächtigen, langen, zerschlissenen Federn zusammengesetzten Kragen, welcher die Kopfseiten und die Kehle umgibt. Der Oberkörper ist glänzend schwarzbraun, ein Spiegel auf dem Flügel, welcher durch die Armschwingen gebildet wird, die Wangengegend wie die Kehle weiß, der Kragen rostroth, am Rande schwarzbraun, der Unterleib glänzend atlasweiß, seitlich rostfarben und schwarzgraulich gefleckt, das Auge karminroth, der Zügel roth, der Schnabel blaßroth, der Fuß auf der äußeren Seite dunkel hornfarben, auf der inneren Seite horngelblichweiß. Im Winterkleide sind Busch und Kragen noch nicht ausgebildet; auf dem Oberkörper mischt sich dem Schwarzbraun tiefes Grau bei; das Rostroth des Kragens und das Rostbraun der Seiten sind matter. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe, nicht aber durch die Färbung von dem Männchen. Die Jungen sind weniger schön als die Alten im Winterkleide und am Kopfe und Halse noch gestreift, die Küchlein im Dunenkleide grau und schwarz gestreift. Die Länge beträgt fünfundneunzig, die Breite sechsundsechzig, die Fittiglänge achtzehn Centimeter.

Vom sechzigsten Grade nördlicher Breite an südlich bemerkt man den Haubensteißfuß auf geeigneten Seen und Gewässern überall in Europa, nicht selten in Deutschland, häufig auf den Seen des Südens. Im Norden erscheint er im Frühlinge nach der Schneeschmelze, gewöhnlich also im April, und verweilt bis höchstens zu Ende des November im Vaterlande; da aber, wo die See nicht zufriert, zieht er nach dem Meere hinaus und überwintert hier, folgt auch wohl der Küste bis nach Südeuropa und Nordafrika. In Griechenland und in Spanien lebt er ständig jahraus jahrein; die Anzahl der dort wohnenden wird aber in jedem Winter durch die vom Norden her einwandernden beträchtlich vermehrt. In Nordwestafrika tritt er ebenfalls noch regelmäßig auf; in Egypten bemerkt man ihn immer einzeln und selten. Ebenso häufig als Europa bewohnt er Mittelasien oder Nordamerika, von Sibirien aus bis Südchina und Japan, von Nordamerika bis zu dem Süden der Vereinigten Staaten wandernd.

Er erscheint im Frühjahre paarweise, vereinigt sich aber im Herbste gern zu größeren Gesellschaften, welche zuweilen funfzig und mehr Stück zählen können und gemeinschaftlich die Reise nach dem Süden antreten. Daß er nur des Nachts wandert, läßt sich erwarten; daß er auf größeren

Seen, auch wohl auf Flüssen, und regelmäßig längs der Meeresküste seine Reise schwimmend zurücklegt, wird von den meisten Forschern angenommen. Während des Sommers bezieht er größere Teiche oder Seen, welche stellenweise mit Rohr und Schilf bewachsen sind. Er verlangt eine Wasserfläche von ziemlicher Ausdehnung, so daß er in der Mitte des Wasserspiegels wenigstens



Haubensteißfuß (Podiceps cristatus). 1/4 natürl. Größe.

vor dem Schrotgewehre sicher ist. Mehr als andere Arten noch hält er sich im Wasser auf; denn das Stehen und Gehen wird ihm beschwerlicher als den kleinen Verwandten. Im Schwimmen und Tauchen steht er keinem von diesen nach; was ihm an Gewandtheit abgeht, ersetzt er durch Ausdauer. Nach Naumanns Beobachtungen durchmißt er unter Wasser in einer halben Minute mehr als sechzig Meter. Der Flug geschieht verhältnismäßig schnell, geht in gerader Linie fort und verursacht ein hörbares Rauschen. Unter seinen Familienverwandten ist er der vorsichtigste und scheueste. „Eigentlich", sagt Naumann, „traut er keinem Menschen, beobachtet selbst Hirten, Frauenzimmer und Kinder erst eine Zeitlang aus der Ferne, ehe er etwas mehr Vertrauen faßt

und näher kommt; auch Fischerkähne flieht er schon von weitem, selbst wenn sie mit Leuten besetzt wären, welche sich nicht um ihn kümmern. Trifft ihn jemand, wer es auch sei, einmal in der Nähe des Ufers, so beeilt er sich, theils auf, theils unter dem Wasser, so schnell als möglich auf die freie Fläche und ein paar hundert Schritte weit weg zu kommen. In dieser Entfernung schwimmt er nun so ruhig, als ob er wüßte, daß ihm hier kein Leid zugefügt werden könne. Seine Vorsicht gebietet ihm, überall, wo es ihm nicht recht sicher scheint, auf freier Blänke sich aufzuhalten, damit ihn nichts hindert, sich umzuschauen und jede Gefahr von weitem erspähen zu können, und wenn ihn das Fortpflanzungsgeschäft in die Nähe der Schilf- und Rohrbüsche am Ufer treibt, so nähert er sich nur, wenn keine Menschen dort sich aufhalten. Ueberrascht, schlüpft er wohl auch zwischen das Rohr, jedoch nur so lange, bis er die Gelegenheit absieht, unter dem Wasser entlang wieder das Freie zu suchen, worauf er oft nur den Kopf blicken läßt, taucht und so fortfährt, bis er die sichere Weite erlangt zu haben meint." Zu anderen Vögeln gesellt er sich nicht oder doch nur auf kurze Zeit; während der Brutzeit mag er selbst mit seinesgleichen nichts zu thun haben. Es kommt vor, daß mehrere Pärchen auf einem und demselben Gewässer nisten; dann aber behauptet jedes streng sein Gebiet und vertreibt aus diesem andere Pärchen.

Die kräftige, weitschallende Stimme ist vielfach verschieden. Mit einem oft wiederholten „Kököök" unterhalten sich beide Geschlechter; ein lautes „Kraor" oder „Kruor" vertritt gleichsam den Gesang anderer Vögel, wird wenigstens hauptsächlich während der Brutzeit vernommen und schallt, als ob es der Wasserspiegel verstärke und weiter fortpflanze, daß man es nach Naumanns Versicherung unter dem Luftzuge auf eine Wegstunde weit vernehmen kann. In der Nähe des Nestes schreien die Haubensteißfüße übrigens nicht oder doch nur selten: Klugheit und Furcht verbieten ihnen, hier zu viel Lärm zu schlagen. Um so lebhafter rufen sie vor und nach der Begattung, aber auch nur, wenn sie keinen Menschen in der Nähe wissen. Unter einander sind die Gatten eines Paares überaus zärtlich. „Hat sich", sagt Naumann, „der eine zufällig etwas entfernt, so ruft ihm der andere sehnsüchtig zu, bis er ihn wieder bei sich hat. Immer schwimmen sie dann dicht neben einander her, tändeln mit einander und stimmen öfters ihren lautschallenden Zweisang an. Jedes Paar behauptet seinen Nistplatz, und da, wo es der Umfang des Gewässers mehreren oder vielen zu brüten gestattet, gibt es zu Anfang der Begattungszeit gar viel Raufereien, bei denen zuletzt der Besiegte den Verfolgungen des Siegers gewöhnlich nicht anders als durch den Flug zu entgehen weiß.

„Je nachdem das Rohr früher oder später eine gewisse Höhe erlangt hat, macht das Paar Anstalt zum Brüten. Das Nest wird in der Nähe von Rohr, Schilf oder Binsen, stets nahe am Rande des Wassers und weit vom Lande entfernt, oft ganz frei mitten im Wasser, angelegt und dann an einigen Halmen befestigt. Seine Breite beträgt etwa dreißig, die Höhe ungefähr funfzehn Centimeter. Die Mulde ist ungemein platt, anscheinend bloß durch die Last des liegenden Vogels nach und nach eingedrückt. Das ganze gleicht einem aufgeworfenen, zufällig vom Winde zusammengewehten, schwimmenden Klumpen faulender Wasserpflanzen so vollkommen, daß es ein ungeübter nie für das Nest eines Vogels ansehen wird. Es ist nicht allein zu bewundern, daß dieser nasse Klumpen den ziemlich schweren Vogel trägt, sondern noch mehr, daß er beim Auf- und Absteigen desselben nicht aufkippt." Obgleich letzterer das Nest mit einer gewissen Vorsicht besteigt, rutschend nämlich, wirft er doch zuweilen ein und das andere Ei in das Wasser. Vier halb in der Nässe liegende, durchschnittlich zweiundfunfzig Millimeter lange, fünfunddreißig Millimeter dicke, anfänglich reinweiß, bald aber schmutzig lehmgelb sich färbende Eier, zuweilen eines mehr, manchmal eines weniger, bilden das Gelege. Beide Geschlechter brüten abwechselnd ungemein eifrig und bekunden warme Liebe zur Brut; namentlich das Weibchen geberdet sich, wenn man sich dem Neste naht, überaus ängstlich, stößt klagende Laute aus und setzt seine Sicherheit ohne Bedenken aufs Spiel. Wenn man sich nähert, verläßt es die Eier, bedeckt sie aber beim Abgehen in großer Eilfertigkeit mit Neststoffen, entfernt sich nicht weit und kehrt sobald als irgend thunlich wieder zurück.

Nimmt man ihm ein Ei nach dem anderen weg, ehe es brütet, so kann man es nach und nach dahin bringen, ihrer zwanzig und mehr zu legen. Die Jungen werden von beiden Eltern geführt; doch übernimmt der Vater hauptsächlich das Amt des Wächters. Anfänglich werden den Küchlein kleine Kerbthierlarven mit dem Schnabel vorgehalten, später nur auf das Wasser gelegt, gleichzeitig sie im Tauchen unterrichtet. Fische, welche zu groß sind, verspeisen die Alten, nachdem sie die fruchtlosen Bemühungen der Jungen, sie zu verschlucken, angesehen haben, schließlich selbst, erjagen dafür aber dann kleinere. Lassen die Jungen aus Mangel an Geschicklichkeit die Nahrung fallen, so fangen die Alten diese wieder auf. Die Jungen sind, wie Jäckel schildert, zumal in früher Jugend äußerst niedliche Wesen. „Es gewährt dem Naturfreunde lebhaftes Vergnügen, das Familienleben dieser Vögel zu beobachten und zu sehen, wie bald eines, bald mehrere Junge, ermüdet von dem noch ungewohnten, lange anhaltenden Schwimmen überhaupt oder namentlich von dem oft starken Wellenschlage der breiten Wasserfläche, der Mutter auf den Rücken steigen, und wie diese späterhin durch Untertauchen ihrer Bürde sich wieder entledigt, oder wie die Jungen, wenn sie etwas von den Eltern abgekommen sind, ängstlich und laut piepen und pispern, wie sie von den Alten durch Vorlegen von Nahrung gefüttert oder auch im Tauchen unterrichtet werden." Anfänglich wurde den Jungen, welche Jäckel beobachtete, die Speise immer nur über dem Wasser vorgelegt; vom achten Tage des Lebens aber begann der Unterricht. „Der Alte schwamm jenen Jungen, wenn sie soeben zugreifen wollten, noch zwei- oder dreimal mit der Speise voran und tauchte dann mit dem Fische unter, um sie zu veranlassen, ihm zu folgen. Sie waren aber doch noch etwas zu unbeholfen; er legte ihnen daher auch noch fernerhin Speise über dem Wasser vor. Mit lautem ‚Quong, quong' lockte er die Jungen herbei; sie kamen dann auf dem Wasser rudernd aus ziemlicher Entfernung heran, und der beste der Schwimmer bekam das Fischchen zum Lohne." Gegen fliegende Räuber vertheidigen die Eltern ihre Küchlein mit Heldenmuthe. Naumann sah das Weibchen nach vorüberfliegenden Krähen und Raubvögeln vom Wasser aus hoch in die Höhe springen, mit dem Schnabel nach dem Räuber schnappen oder hacken und dadurch diesen öfters wirklich von seinem Vorhaben abbringen. „In solchem beängstigenden Streite schreit es jämmerlich, während das Männchen aus geringer Entfernung zwar die Angst der Gattin zu theilen scheint und mitschreit, aber nicht Muth hat, ihr auch thätige Hülfe zu leisten."

Der Haubensteißfuß nährt sich in der Freiheit fast ausschließlich von Fischen, obwohl er größere Kerbthiere keineswegs verschmäht. Auf Brutteichen kann er deshalb einigen Schaden anrichten; da, wo man größere Fische hält, kommt derselbe jedoch nicht in Betracht und wird von dem Nutzen, welchen der Vogel gewährt, jedenfalls aufgewogen. Das Fleisch ist allerdings nicht eßbar, der Federpelz aber gegenwärtig wieder sehr geschätzt und in der That ein so kostbares Kleidungsstück, daß man die Verfolgung, welche der Vogel erdulden muß, wenigstens entschuldigen kann. Ein Waidmann, welcher den aus den erlegten Haubensteißfüßen zu erzielenden Gewinn nicht allzu hoch anschlägt, wird ihnen schwerlich nachstellen, weil er an den beweglichen und sonderbaren Geschöpfen nothwendiger Weise seine Freude haben muß.

In der Gefangenschaft hält sich der Haubensteißfuß, wenn man ihm kleine Fische reichen kann, monatelang. Im Zimmer kann man ihn freilich nicht pflegen, weil ein nicht zu kleines Wasserbecken zu seinem Wohlbefinden unbedingt nothwendig ist; auf einem kleinen Teiche im Garten aber wird er bald heimisch, mit seinem Pfleger nach wenigen Tagen vertraut und schließlich so zahm, daß er auf den Ruf herbeikommt und das ihm vorgeworfene Futter, unbekümmert um den Menschen und in dessen unmittelbarer Nähe, zu sich nimmt. Schwierig wird seine Erhaltung nur im Winter; denn er kann strenge Kälte nicht vertragen und geht bei starkem Froste regelmäßig zu Grunde.

Unter den übrigen in Europa vorkommenden Arten ist der Rothhalssteißfuß (Podiceps griseigena, rubricollis, subcristatus, canogularis, Holboelli und Cooperi, Colymbus griseigena, subcristatus, rubricollis, parotis, naevius, cucullatus und longirostris,

Pedetaythya subcristata) die größte: seine Länge beträgt sechsundvierzig, die Breite achtzig, die Fittiglänge achtzehn Centimeter. Oberkopf, Nacken und Hinterhals sind schwarz, schwach grünlich glänzend, Krone und Kehle sowie die mit mäßig langen Federn bekleideten Wangen aschgrau, letztere schmal graulichweiß umsäumt, Vorder- und Seitenhals lebhaft kastanienbraunroth, die graulichschwarzen Obertheile durch lichtere Federsäume, die atlasweißen Untertheile seitlich durch dunkelgrauliche Schaftstriche und Federränder gezeichnet, die Schwingen schwärzlich, die inneren, einen schmalen Spiegel bildenden Armschwingen aber weiß. Das Auge ist karminroth, der Schnabel an der Wurzel gelb, übrigens schwarz, der Fuß außen schwarzgrün, innen grünlichgelb. Dem Winterkleide, dessen Färbung unscheinbarer ist, fehlt das Rostroth am Halse; das Jugendkleid kennzeichnet sich durch dunkle und helle Längsstreifung des Halses.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über alle nördlichen Länder der Erde.

Der Hornsteißfuß (Podiceps cornutus, arcticus, bicornis, Colymbus cornutus, arcticus und obscurus, Dytes cornutus) zeichnet sich durch seinen außerordentlich entwickelten Kopfkragen aus. Dieser, bis auf den breiten, dunkel feuerfarbenen, oberseits schwefelgelb eingefaßten Zügelstreifen, ebenso Hinterhals und Oberseite sind schwarz, Vorderhals, Kropfgegend und Seiten lebhaft braunroth, die Untertheile atlasweiß, die Handschwingen graubraunschwarz, dunkelbraun geschaftet, die Armschwingen von der zweiten an reinweiß und ebenso geschaftet, nur die hintersten beiden außen mehr oder weniger breit geschaftet. Das Auge ist lebhaft roth, der Schnabel glänzend schwarz, an der Spitze wie an der Wurzel des Unterschnabels pfirsichblütroth, der Fuß bläulich weißgelb, über den Gelenken dunkelgrün. Im Winterkleide sind die Kopfschmuckfedern nicht entwickelt, die rostrothe Färbung der Unterseite nicht vorhanden, die Wangen daher graulichweiß, im Jugendkleide die Kopfseiten gestreift. Die Länge beträgt dreiunddreißig, die Breite zweiundsechzig, die Fittiglänge funfzehn Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet umfaßt den gemäßigten Gürtel der Erde.

Der Ohrensteißfuß (Podiceps auritus, nigricollis, orientalis und recurvirostris, Colymbus und Proctopus auritus) ist annähernd ebenso groß wie der vorstehend beschriebene, ihm sehr ähnliche Verwandte. Der Kopf, mit Ausnahme eines breiten, am Auge beginnenden, die Ohrgegend deckenden, lebhaft goldgelben, unter- und hinterseits ins Röthliche übergehenden Zügelstreifens, Hals und Obertheile sind schwarz, Oberbrust und Seiten lebhaft braunroth, Brust- und Bauchmitte atlasweiß, die Hand-, innersten Armschwingen und oberen Flügeldeckfedern graulichschwarz, die Handschwingen von der sechsten an am Ende, nach innen zu zunehmend, weiß gesäumt, die kurzen Armschwingen reinweiß. Das Auge ist lebhaft roth, der vorn sanft aufwärts gebogene Schnabel schwärzlich-, der Fuß graugrün. Dem Winterkleide fehlt der Kopfschmuck; die Wangen sind graulichfahl, Vorderhals und Halsseiten grau. Die Länge beträgt zweiunddreißig, die Breite sechzig, die Fittiglänge dreizehn Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet umfaßt den gemäßigten Gürtel der Alten Welt.

Unser häufigster Lappentaucher ist der Zwergsteißfuß, auch Zwerg-, Fluß-, Sumpftaucher, Tauch-, Haar-, Käferentchen, Duckchen, Ducker, Grundruch genannt (Podiceps minor, pallidus, pygmaeus, philippensis und hebridicus, Colymbus minor, minutus, parvus und pyrenaicus, Sylbeocyclus minor und europaeus, Tachybaptes minor, philippensis und capensis). Im Hochzeitskleide ist das Gefieder des Oberkörpers glänzend schwarz, mit bräunlichem Schimmer, das des Unterkörpers grauweiß, dunkler gewölkt; die Kehle und eine Stelle vor dem Auge sind schwärzlich, die Kopf- und Halsseiten sowie die Gurgel kastanienbraunroth. Das Auge ist röthlichbraun, die Zügel gelbgrün, der Schnabel an der Wurzel gelbgrün, an der Spitze schwarz, der Fuß auf der äußeren Seite schwärzlich, auf der inneren hell hornfarben. Im Herbstkleide

ist die Oberseite mehr braungrau, die Unterseite atlasweiß, Kopf und Hals hellgrau. Die Länge beträgt fünfundzwanzig, die Breite dreiundvierzig, die Fittiglänge zehn Centimeter.

Das Verbreitungsgebiet des Zwergsteißfußes ist ungefähr dasselbe wie das seines größeren Verwandten; doch kommt er häufiger als dieser während des Winters in Afrika vor. Im nördlichen Deutschland erscheint er im März, verweilt, solange die Gewässer offen sind, und wandert dann nach Süden, findet aber bereits in Südeuropa eine geeignete Winterherberge. Stille, mit Schilf und Rohr theilweise bewachsene Teiche und geeignete Stellen in größeren Brüchen und Morästen bilden seinen Lieblingsaufenthalt; Gewässer mit klarem Wasser meidet er, weil er seine Nahrung, welche hauptsächlich in Kerbthieren und deren Larven besteht, in schlammigen und trüben Gewässern reichlicher findet als in jenen.

Sein Wesen und Betragen ist das aller Steißfüße. Im Schwimmen und Tauchen bekundet er die Meisterschaft seiner Familienglieder; sein Flug aber ist schlecht: er fliegt deshalb auch sehr ungern und mit ungemein schnellen, kurzen Schwingungen, fast schwirrend, Naumann sagt, wie eine Heuschrecke. Mit dem Menschen verkehrt auch er, wenigstens bei uns zu Lande, nicht gern; in der Winterherberge dagegen ist er wenig scheu, treibt sich oft in unmittelbarer Nähe der Dörfer umher und läßt unbesorgt den Jäger nahen. Bei Gefahr versucht er stets, durch Untertauchen sich zu retten. Wenn er geängstigt wird, schwimmt er einer mit Pflanzen dicht bedeckten Stelle zu, steckt zwischen denselben den Schnabel hervor und verweilt übrigens verborgen so lange, als es ihm nöthig scheint. Seine Stimme ist ein kurzes, pfeifendes „Bib“ oder „Bibi“, welches zuweilen, namentlich in der Paarungszeit, so oft wiederholt wird, daß es trillerartig klingt.

Das Nest steht zwischen Schilf, Binsen, Gräsern und anderen Pflanzen, niemals versteckt, gewöhnlich vielmehr frei, aber immer vom Teichrande möglichst entfernt, ist ein ebenso unordentlich zusammengeschichteter Klumpen wie das der anderen Art, verhältnismäßig aber größer und muldet sich oben seicht ein. Zu Ende des April oder im Anfange des Mai findet man in ihm drei bis sechs kleine, längliche, durchschnittlich sechsunddreißig Millimeter lange, fünfundzwanzig Millimeter dicke, ursprünglich weiße Eier, deren spätere Färbung ebenfalls durch die Nestpflanzen bestimmt wird. Beide Gatten brüten abwechselnd zwanzig bis einundzwanzig Tage lang, zeigen sich äußerst besorgt um die Brut und führen, lehren und beschützen sie in derselben Weise wie ihre Verwandten.

Zufällig wird ein und der andere Zwergsteißfuß in dem zum Fischfange aufgestellten Klebgarne oder beim Ablassen eines Teiches mit dem Hamen gefangen. Anfänglich liegt er, wie Naumann sehr richtig schildert, platt auf Brust und Bauch, reckt den Hals mitunter in die Höhe und geberdet sich, als wenn er weder stehen, noch gehen könnte; sobald es aber im Zimmer ruhiger geworden, geht und läuft er herum, besieht sich das hingestellte Wassergeschirr, wandelt um dasselbe, steigt endlich hinein und legt sich nieder. Manchmal rennt er schußweise wie eine Lerche in der Stube umher. Will man ihn ergreifen, so wirft er sich auf die Brust nieder und erwartet den Fänger oder flüchtet in eine Ecke. Niemals versucht er zu fliegen: seine Flügel bleiben stets unter den Tragfedern dicht am Rumpfe angeschlossen. Thut man ihm Wasserkerfe, auch kleine Regenwürmer in seine Schüssel, so läuft er um diese herum, bis er sie alle herausgefischt hat. Sehr behaglich scheint er sich zu fühlen, wenn man ihn auf ein großes Wassergefäß bringt. Hier beginnt er sofort sich zu putzen und einzufetten und tauchend die lebendigen Geschöpfe, welche man ihm hineingeworfen, zu verfolgen und zu fangen, alles dies ohne Scheu vor dem Menschen. Im Thiergarten zu London leben in dem Gebauer, welcher zur Aufnahme der Eisvögel bestimmt ist, auch Zwergsteißfüße. Sie werden mit kleinen Fischchen, Mehlwürmern, Ameiseneiern und Weißbrod gefüttert, halten sich bei dieser Nahrung vortrefflich und gewähren dem Beschauer viel Freude, weil man an ihnen nicht bloß die Bewegungen auf der Oberfläche, sondern auch die unter dem Wasser beobachten kann.

Im Meere werden die Steißfüße durch die Seetaucher (Colymbidae) vertreten. Diese Vögel, von denen man nur vier Arten kennt, unterscheiden sich von den Lappentauchern durch ihre bedeutendere Größe, den kürzeren Hals, größeren Kopf und stärkeren Schnabel, die mit vollen Schwimmhäuten ausgerüsteten Füße, die kurzen, hartfederigen Flügel, unter deren Schwingen die zweite die längste, den aus sechzehn bis zwanzig Federn zusammengesetzten Schwanz und die äußerst dichte und knappe Befiederung, welche hinsichtlich der Färbung nach Alter und Jahreszeit abändert.

Der innere Bau erinnert, nach Wagners Untersuchungen, in mancher Hinsicht an den der Steißfüße. Am Schädel sind die Muskelgräten stark entwickelt; das Thränenbein gibt einen schmalen, dornenförmigen Fortsatz nach unten ab; auf der Stirne liegen sehr große Gruben zur Aufnahme der Nasendrüsen. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn Hals-, zehn Rücken- und sieben Schwanzwirbeln. Das Brustbein ist groß, breit und lang, hat aber einen wenig entwickelten Kamm; die Gabel ist stark gebogen, die hinteren Schlüsselbeine sind sehr breit, die Schulterblätter lang, dünn und gerade; die Vorderglieder ähneln denen der Steißfüße: der Oberarmknochen bildet die längste, der Handtheil die kürzeste Abtheilung; das Becken ist sehr gestreckt und das Heiligbein ungemein lang, das Sitzbein dagegen breiter und stark, das Oberschenkelbein kurz und gebogen; das Schienbein läuft oben und vorn in einen langen, dreikantigen Fortsatz aus, welcher die fehlende Kniescheibe mit zu ersetzen scheint; am Laufe bemerkt man die seitliche Zusammendrückung. Die Zunge ist lang, pfriemenförmig, an der Wurzel mit zwei Reihen hinter einander liegender Warzen besetzt, die Speiseröhre weit, der ansehnliche Drüsenmagen dünnhäutig, der rundliche Fleischmagen sehnig, der Dünndarm ziemlich weit, der Dickdarm kurz und durch eine Klappe abgegrenzt, die Leber groß, die Milz lang, die Bauchspeicheldrüse aus einer Menge lose verbundener Läppchen zusammgesetzt ꝛc.

Obenan steht der Eistaucher, auch Winter-, Riesen-, Immertaucher, Meer- und Imbergans, Seehahn, Fluder, Adventsvogel und Studer genannt (Colymbus glacialis, torquatus, hiemalis, maximus und Immer, Cepphus torquatus, Eudytes glacialis). Das Gefieder des Hochzeitskleides ist oben und an den Seiten dunkelschwarz, mit weißlichen, fensterartigen Flecken geziert, am Kopfe und Halse grünlichschwarz, in der Mitte des letzteren durch ein vorn und hinten unterbrochenes, aus schwarz und weißen Längsstreifen gebildetes Halsband und einen ähnlich gefärbten Querstreifen, welcher an der Vorderseite des Halses steht, gezeichnet, an den Seiten der Oberbrust schwarz und weiß in die Länge gestreift, übrigens auf der Unterseite atlasweiß. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß außen grau, innen röthlich fleischfarben. Im Winterkleide ist das Gefieder oben und an den Seiten schwärzlich ohne weiße Fensterchen, unten weiß, an den Kropfseiten schwarz in die Länge gefleckt, in der Jugend ähnlich, jedoch ohne die letzteren Flecke. Die Länge beträgt fünfundneunzig bis einhundert, die Breite einhundertundfunfzig, die Fittiglänge zweiundvierzig, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Der Polartaucher (Colymbus arcticus, ignotus, leucopus, macrorhynchos, megarhynchos, balthicus und pacificus, Cepphus und Eudytes arcticus), welcher nebenbei dieselben Namen führt wie der Eistaucher, ist kleiner, diesem aber sehr ähnlich gefärbt und gezeichnet. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Hinterhals tief aschgrau, Rücken und Flügel dunkelschwarz, eine Stelle auf dem Oberrücken und eine andere auf dem Hinterflügel mit weißen, fensterartigen Flecken, eine andere auf dem Vorderflügel mit bläulichen Tüpfeln, der weiße Seitenhals durch schwarze Längsstreifen, der schwarzgraue Vorderhals durch ein weißes, schwarz gestreiftes Querband und die Weichen endlich durch schwärzliche Längsflecke gezeichnet, die Unterseite weiß. Das Winterkleid ist am Kopfe und Hinterhalse tiefgrau, übrigens schwärzlich mit helleren Federrändern, unten weiß, an den Kropfseiten schwärzlich und weiß gestreift, welche Zeichnung den Jungen fehlt. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß außen grau, innen röthlich

fleischfarben. Die Länge beträgt siebenundsiebzig, die Breite einhundertunddreißig, die Fittiglänge achtunddreißig, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Der Rothkehltaucher endlich, welcher auch Lom, Ententaucher, Seerothkehlchen, Sternlumme und Spießgans genannt wird (Colymbus septentrionalis, stellatus, striatus, borealis, rufogularis und microrhynchus, Cepphus septentrionalis und stellatus, Eudytes septentrionalis), ist der kleinste von allen: seine Länge beträgt fünfundsechzig, die Breite einhundertundzehn, die Fittiglänge dreißig, die Schwanzlänge sieben Centimeter. Sein Gefieder ist auf Kopf- und Halsseiten aschgrau, am Hinterhalse schwarz und weiß gestreift, am Vorderhalse glänzend kastanienbraunroth, auf dem Rücken braunschwarz, auf der Unterseite weiß, an den Kropf- und Brustseiten schwarz in die Länge gefleckt. Im Winterkleide tragen die Federn der Oberseite weißliche Spitzen, und die Kehlgegend sieht weiß aus. Im Jugendkleide sind die Farben noch unscheinbarer. Das Auge ist hell braunroth, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkelbraun, innen blaugrau, auf den Schwimmhäuten dunkler.

Der Eistaucher bewohnt den hohen Norden, im Sommer ungefähr bis zum sechsundsiebzigsten Grade der Breite und höchstens bis zum neunundfunfzigsten Grade nach Süden hin, insbesondere die Meeresküsten von Grönland, Spitzbergen und des europäischen und asiatischen Rußland, einzelner Islands, der Färinseln, Orkaden und Hebriden, streicht im Winter, jedoch selten, bis in unsere Gegenden hinab und besucht dann gelegentlich die deutschen Flüsse. Der Polartaucher scheint mehr dem Osten anzugehören, ist in Europa, mit Ausnahme des nördlichen Rußland, überall selten, in Sibirien hingegen häufig, ebenso im hohen Norden Amerikas Brutvogel und besucht auf seiner Winterreise Süd- und Westrußland, Dänemark, Deutschland und Holland. Der Rothkehltaucher endlich findet sich in denselben Gegenden, hat jedoch ungefähr den Verbreitungskreis beider vorher genannten Arten zusammengenommen. Er lebt in einem Gürtel zwischen dem achtundsiebzigsten und sechzigsten Grade rings um die Erde und besucht allwinterlich die südlicher gelegenen Meere und ebenso Flüsse und süße Gewässer, welche zur Zeit seiner Ankunft ihm durch die Eisdecke noch nicht verschlossen sind.

In ihrem Wesen und Betragen ähneln sich alle Seetaucher in so hohem Grade, daß es genügt, wenn wir uns auf eine Schilderung der Lebensweise des zuletzt erwähnten beschränken. Er ist wie seine Verwandten ein echter Seevogel, welcher nur während der Fortpflanzungszeit und im Winter auf dem Zuge süße Gewässer aufsucht, im übrigen stets im Meere sich aufhält und hier seinen Fischfang eifrig betreibt, vortrefflich schwimmt und vollendet taucht, aber auch rasch und anhaltend fliegt. Alle Seetaucher durchrudern mit größter Leichtigkeit weite Strecken, liegen nach Belieben flach auf der Oberfläche oder senken ihren Rumpf so tief ein, daß nur ein schmaler Streifen vom Rücken sichtbar bleibt, fördern sich behaglich langsam oder mit einer erstaunlichen Schnelligkeit, verschwinden ohne ersichtliche Anstrengung, auch ohne jegliches Geräusch in der Tiefe, strecken sich hier lang aus, drücken das Gefieder dicht an, klemmen die Flügel an den Leib und schießen, bloß mit den Füßen rudernd, pfeilschnell durch das Wasser, bald in dieser, bald in jener Richtung, bald seicht unter der Oberfläche, bald in einer Tiefe von vielen Faden. Sie schwimmen mit den schnellsten Fischen um die Wette: denn sie bemächtigen sich derselben; sie schwimmen und tauchen vom ersten Tage ihres Lebens an und später bei jeder Veranlassung, da sie sich sicherer im Wasser fühlen als selbst in hoher Luft fliegend. Auf dem festen Lande sind sie fremd. Allerdings betreten auch sie das Land zuweilen, gewiß aber weniger als die meisten übrigen Vögel, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Steißfüße. Und dann betreten sie dasselbe auch nicht, sondern rutschen nur vom Wasser aus auf das Trockene; denn zu einem Gange im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ja selbst zu aufrechtem Stehen sind sie unfähig. Ich habe gefangene wochenlang beobachtet und sie sehr oft auf dem Lande, niemals aber einen aufgerichtet stehen, niemals einen auf den Zehen oder Fußwurzeln dahin gehen, sondern stets nur mit Hülfe des Schnabels und Halses sowie der Flügel und

Füße kriechen sehen. Der Flug ist viel besser, als man meinen möchte, wenn man den schweren Leib mit den kleinen Fittigen vergleicht. Zwar müssen die Seetaucher erst einen tüchtigen Anlauf nehmen, wenn sie sich erheben wollen; haben sie jedoch erst eine gewisse Höhe gewonnen, so eilen sie sehr rasch dahin, obgleich sie die kurzen Fittige mit sehr schnellen Schlägen fortwährend bewegen. Außerordentlich schön ist der Flug, wenn sich die Vögel, wie sie es regelmäßig thun, von den hohen Küstenbergen herab in das Meer stürzen. Sie regen dann die Flügel nur so viel, wie eben nöthig ist, um eine schiefe Flugrichtung zu ermöglichen, und schießen unter sausendem Geräusche, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendend, wirklich pfeilschnell in die Tiefe hinab und versenken sich unmittelbar darauf im Wasser. Alle Seetaucher und so auch der rothkehlige zeichnen sich durch ihre laute Stimme vor anderen Seevögeln aus. Die meisten Forscher nennen die Töne, welche sie hören lassen, unangenehm und widerlich, während ich sagen muß, daß ich das laute, klangvolle Rufen stets gern vernommen habe, obgleich ich nicht leugnen will, daß das Knarren rauh und das darauf folgende Schreien oft heulend klingt. Die durchdringende Stimme des Eistauchers soll, nach Faber, ein schauderhaftes Echo in den umliegenden Bergen hervorrufen und den Wehklagen eines Menschen in Lebensgefahr ähneln; die Stimme des rothkehligen Seetauchers nennt derselbe Naturforscher hart, schnarrend und laut jammernd, wogegen ich sie als einen wilden Meeresgesang bezeichnen möchte, wie ihn ein Vogel erlernt, welcher Stürmen und Wellentosen lauscht. Alle mir bekannten Arten rufen und schreien in sehr ähnlicher Weise, so daß es recht schwer hält, sie an der Stimme zu unterscheiden. Ueber die geistigen Eigenschaften der Seetaucher sind die Meinungen noch getheilt, weil wir zu wenig Gelegenheit haben, mit ihnen in näheren Verkehr zu treten. Daß sie sämmtlich sehr scharfsinnig sind, namentlich vortrefflich sehen und hören, ergibt die einfache Beobachtung; daß es ihnen nicht an Urtheil und Ueberlegung gebricht, erfährt man bald. Vorsichtig bleiben sie unter allen Umständen, und wenn sie auch beim Neste einen großen Theil ihrer Scheu ablegen, geben sie sich doch niemals gedankenloser Sorglosigkeit hin, achten vielmehr auf alles und jedes, was um sie her vorgeht, und trauen selten. Ob sie gefährliche Menschen von ungefährlichen zu unterscheiden wissen, möchte zu bezweifeln sein; sie nehmen vielmehr das gewisse für das ungewisse und suchen sich der unangenehmen Nähe des Menschen so viel wie möglich zu entziehen. Ausnahmen von dieser Regel sind allerdings auch beobachtet worden. So bemerkte Graba einen Eistaucher am Ufer, welcher die Aufmerksamkeit von vier oder fünf Knaben erregte und sich eine Zeitlang mit Steinen werfen ließ. „Sobald ein solcher nahe bei ihm niederschlug, streckte er den Kopf in das Wasser, um zu sehen, was es sei, tauchte auch wohl nach demselben. Ueber dreißig Steinwürfe wurden nach ihm gethan, und mehrere trafen ihn, ohne daß er sich deshalb entfernte." Solche Vorkommnisse sind selten; gewöhnlich meiden die Seetaucher jedes fremdartige Geschöpf so viel wie möglich, verkehren überhaupt wenig mit anderen Wesen, lieben nicht einmal ihresgleichen. Sehr häufig trifft man sie einzeln an, während der Brutzeit allerdings treuinnig verbunden in Paaren, aber kaum zwei Paare auf einem und demselben Teiche und nur ausnahmsweise ein Paar auf solchem, welcher bereits von anderen Vögeln bewohnt wird. Während des Zuges oder in Gefangenschaft halten sie sich immer entfernt von anderen Schwimmvögeln, und wenn diese sich ihnen nähern, hauen sie auch wohl nach ihnen; hämisch und boshaft aber kann man sie eigentlich nicht nennen. In die Enge getrieben, vertheidigen sie sich wüthend und bringen mit dem scharfen Schnabel ernsthafte Wunden bei; ihre Angriffe haben auch scheinbar etwas tückisches, weil sie so schnell erfolgen; ihr Gebaren läßt sich jedoch kaum mit dem der Reiher vergleichen und gewiß nicht boshaft nennen; sie bekunden bei der Vertheidigung mehr eine gewisse Dummdreistigkeit als berechnende Ueberlegung.

Ich zweifle, daß ein Seetaucher etwas anderes als Fische zu sich nimmt; solange er sich auf dem Meere befindet, hält er sich gewiß ausschließlich an diese. Seine außerordentliche Schwimm- und Tauchfertigkeit macht es ihm leicht, sich mit der nöthigen Nahrung zu versorgen, um so mehr, als man ihn eigentlich nicht zu den gefräßigen Thieren rechnen, vielmehr als einen anspruchslosen

Vogel bezeichnen kann. Er fängt seine Beute durch schnelles Nachjagen im Wasser oder holt sie sich vom Grunde desselben empor. Schmale Fische sind ihm selbstverständlich lieber als breite, aber auch diese werden nicht verschmäht. „Oftmals", erzählt Graba, welcher Eistaucher von seinem Fenster aus im Hafen beobachten konnte, „sah ich sie große Flunder verzehren, und sie wußten mit ihnen sehr bald fertig zu werden. Um ihn zu zerstückeln, ließen sie den Fisch aus dem Schnabel ins Wasser fallen, hackten ein großes Stück heraus, schüttelten ihn tüchtig und wiederholten dies, bis sie ihn verzehrt hatten." Kleine Fische schlucken sie selbstverständlich ganz hinab; aber schon solche von der Größe eines Härings verursachen ihnen Beschwer. Aus dem Betragen der gefangenen kann man schließen, daß sie nur lebende Beute verzehren; denn diejenigen, welche man eben fing, wollen anfänglich gar nicht ans Futter, nehmen mindestens vom Grunde des Wassers oder vom Lande keinen Fisch auf und müssen erst nach und nach an das ihnen widerliche Fischaas gewöhnt werden, indem man ihnen die kleinen Fische einzeln zu- und so ins Wasser wirft, daß es aussieht, als ob sie sich bewegen. Dagegen fressen die frischgefangenen sofort, nachdem man sie in ein größeres Wasserbecken brachte, wenn dieses mit lebenden Fischen besetzt ist: sie beginnen zu tauchen und unwillkürlich dabei zu jagen.

Alle Seetaucher wählen zum Brüten kleine, stille Süßwasserteiche unweit der Küste, zuweilen jedoch solche, welche in bedeutender Höhe über dem Meere liegen. Auf den Lofoten beobachtete ich viele Pärchen des Rothkehltauchers, die meisten hoch oben auf den kleinen Alpseen und zwar auf solchen, welche nach Versicherung der Norweger arm an Fischen waren, bezüglich gar keine beherbergten; in der Tundra der Samojedenhalbinsel dagegen sah ich die genannte Art wie den Polartaucher meist auf größeren und fischreichen Wasserbecken. Dort bewohnte das Paar stets je einen Teich für sich, hier solchen manchmal in Gemeinschaft anderer Vögel, insbesondere Enten und Möven. Während der Fortpflanzungszeit vernimmt man die schallende Stimme öfter als sonst, namentlich dann, wenn das Paar aus der Höhe herab sich in das Meer stürzt, um hier zu fischen, wie es regelmäßig allabendlich geschieht. Die Nester stehen auf kleinen Inseln der Gewässer oder, wo diese fehlen, am Ufer, immer sehr nahe am Wasser und werden aus dürrem Schilf- und Riedgrase liederlich zusammengeschichtet, auch durchaus nicht verborgen angelegt, so daß man den brütenden Vogel von weitem sehen kann. Zwei langgestreckte, durchschnittlich fünfundsiebzig Millimeter lange und siebenundfunfzig Millimeter dicke, stark- und festschalige, grobkörnige, jedoch etwas glänzende, auf düster ölgrünem Grunde mit dunkel aschgrauen Unterflecken und röthlich schwarzbraunen Oberflecken, Punkten und Tüpfeln gezeichnete Eier bilden das Gelege des Rothkehltauchers. Beide Gatten brüten abwechselnd mit gleichem Eifer und übernehmen auch gemeinschaftlich die Führung der Jungen. Gegen Ende des Mai findet man die Eier, zu Ende des Juni gewöhnlich die Jungen; wie lange die Brutzeit währt, ist zur Zeit noch nicht bekannt. Ist der Brutteich selbst fischreich, so verlassen beide Alten die Jungen nicht, während sie dies abwechselnd thun, wenn sie nach dem Meere fliegen müssen, um hier sich zu ernähren; wahrscheinlich tragen sie dann auch den Jungen Speise zu. Letztere zeigen sich vom ersten Tage ihres Lebens an sehr geschickt und suchen sich ihre Nahrung selbst, werden jedoch von den Alten unterrichtet und ebenso auch unterhalten; erst nachdem sie flügge geworden sind, verlassen sie den Ort der Kindheit, fliegen auf das Meer hinaus und leben nun ganz wie die Alten.

Nutzen gewähren die Seetaucher nicht. Ihr Fleisch erscheint uns ungenießbar, ihr Federkleid ist nicht zu verwerthen. In ihrer nordischen Heimat stellt ihnen niemand nach, und auch bei uns zu Lande verfolgt man sie nicht absichtlich oder regelmäßig. Ihre Jagd erfordert wegen ihrer Scheu und Vorsicht einen geübten Jäger und führt keineswegs immer zum Ziele. Gefangen werden sie zufällig, wenn sie in den Fischernetzen sich verwickeln.

Flügeltaucher (Alcidae) heißen etwa funfzehn über die nordischen Meere verbreitete, unter sich übereinstimmende, tauchfertige Seevögel, deren Merkmale in dem kräftigen Leibe, kurzen Halse, dicken Kopfe, mäßig langen, sehr verschieden gestalteten Schnabel, den mäßig hohen, seitlich zusammengedrückten, dreizehigen, mit großen Schwimmhäuten ausgerüsteten Füßen, den kurzen, schmalen, ausnahmsweise verkümmerten Flügeln, dem kurzen Schwanze und weichen, meist zweifarbigen Gefieder zu suchen sind.

Die Alken (Alcinae), welche den Kern der Familie bilden, haben im allgemeinen den eben beschriebenen Bau, mittellangen, mehr oder weniger schlanken, oben gewölbten, unten sanft eckig vortretenden, seitlich zusammengedrückten und gefurchten Schnabel, verhältnismäßig lange Flügel, unter deren Schwingen die erste die längste ist, und kurzen, aus zwölf Federn gebildeten Schwanz.

Der Bau des Knochengerüstes stimmt, nach Wagners Untersuchungen, in vieler Hinsicht mit dem der Seetaucher überein. Der Schädel hat die starken Muskelgräten und die Gruben für die Nasendrüsen auf der Stirne. Es sind vierzehn Hals- und zehn Rückenwirbel vorhanden. Das lange, ziemlich schmale Brustbein hat einen regelmäßigen Kamm; hinten finden sich jederseits zwei kleine, eiförmige Ausschnitte, von denen der innere sich zuweilen in ein Loch verwandelt. Das markige Oberarmbein ist etwas zusammengedrückt, die Abtheilung für die Hand länger als bei den Seetauchern.

Alle Alken gehören dem Nördlichen Eismeere und den mit ihm zusammenhängenden Buchten und Straßen an, verbreiten sich wenigstens nach dem Süden hin nur hier und da über den Polarkreis, obgleich sie diesen bei ihren Wanderungen im Winter regelmäßig zu überschreiten pflegen. Sie sind echte Meervögel, welche eigentlich nur während der Brutzeit am Lande sich aufhalten, übrigens alle Geschäfte im Wasser verrichten. Sie schwimmen und tauchen mit ausgezeichneter Fertigkeit, fliegen meist verhältnismäßig noch immer gut, gehen zwar ungern, jedoch ziemlich rasch, und zwar mehr auf der Sohle als rutschend auf der Fußwurzel. Ihre Sinne sind scharf, die übrigen Geisteskräfte keineswegs in dem Grade verkümmert, wie man gewöhnlich annimmt, weil man vergißt, daß die Vögel nur zu einseitiger Ausbildung derselben Gelegenheit haben. Fische und Krebse, welche auch in sehr bedeutenden Tiefen erjagt werden, bilden die ausschließliche Nahrung aller Flügeltaucher und so auch der Alken. Alle leben und fischen gern gemeinschaftlich, und alle schlagen sich während der Brutzeit in größeren oder kleineren Scharen zusammen, einzelne Arten in solche, welche hunderttausende von Paaren zählen mögen. Für die Bewohner des Nordens sind die Flügeltaucher, insbesondere aber die Lummen und Alken, wirkliche Vögel des Segens. Eine Art macht neben dem Seehunde das Hauptnahrungsmittel der Bewohner mehrerer Ansiedelungen Südgrönlands aus, und Hungersnoth würde entstehen, wenn dieser Vogel einmal sich nicht mehr in der gewöhnlichen Anzahl einstellen wollte. Wochen- und monatelang bilden sie die hauptsächlichste, zuweilen die ausschließliche Speise jener ungesitteten Menschen, „denen man“, wie Holboell sagt, „noch nicht beibringen konnte, von einem Tage zum nächsten zu leben“.

Das liebenswürdigste Mitglied der Familie, welches wir zu beschreiben haben, ist unzweifelhaft die Teiste oder Grilllumme, auch Tauber-, See- oder grönländische Taube, Stechente ꝛc. (Cepphus grylle, lacteolus, arcticus, faeroensis und Meisneri, Colymbus grylle und lacteolus, Uria grylle, minor, lacteola, nivea, leucoptera, scapularis, arctica, groenlandica und Meisneri, Grylle scapularis, groenlandicus und columba), Vertreter einer gleichnamigen Sippe (Cepphus). Sie kennzeichnet sich durch geringe Größe, verhältnismäßig langen, schlanken, geraden, nur an der Spitze des Oberkiefers abwärts gebogenen, unten kaum merklich eckigen Schnabel, weit nach hinten stehende Füße, kleine, schmale, spitzige Flügel mit starken Schwingen, kurzen, abgerundeten, aus zwölf bis vierzehn Federn zusammengesetzten Schwanz und kurzes, dichtes, zerschlissenes, sammetartiges Kleingefieder, welches sich nach Alter und Jahreszeit wesentlich verändert. Im Hochzeitskleide

ist die Teiste bis auf ein reinweißes Flügelschild sammetschwarz, grünlich schillernd, das Auge braun, der Schnabel schwarz, der Fuß korallroth. Die Federn, welche das erwähnte Schild bilden, sind an der Wurzel schwarz. Im Winterkleide ist die Unterseite weiß und schwarz gefleckt, im Jugendkleide der Oberkörper schwärzlich, der Flügel weiß und schwarz quer gebändert, der Unterkörper weiß, das übrige schwarzgrau gefleckt. Die Länge beträgt vierunddreißig, die Breite siebenundfunfzig, die Fittiglänge siebzehn, die Schwanzlänge fünf Centimeter.

Unter dem Namen Eisteiste (Cepphus Mandtii und glacialis, Uria Mandtii und glacialis, Grylle Mandtii) unterscheidet man eine zweite Art der Sippe, welche von der beschriebenen durch kleineren Schnabel und weißwurzelige Flügelschildfedern abweicht, wahrscheinlich aber nur als Nebenart angesehen werden darf.

Die Teiste verbreitet sich über den hohen Norden der Erde und lebt als Brutvogel zwischen dem achtzigsten und achtundfunfzigsten Grade der Breite. Innerhalb dieses Gürtels ist sie gemein, obwohl man sie selten in Scharen, vielmehr meist paarweise oder einzeln findet. Nur da, wo das Meer gefriert, ereignet es sich zuweilen, daß sie sich in außerordentlich großer Anzahl an den Wuhnen im Eise zusammenfindet. Mit Beginne des eigentlichen Winters tritt sie eine mehr oder weniger regelmäßige Wanderung an, welche sie in südlichere Gegenden und so auch alljährlich an unsere nördlichen Küsten bringt. In das Innere der Länder verfliegt sie sich äußerst selten; nur besondere Unglücksfälle, beispielsweise starker Schneefall im Spätfrühlinge, verblüffen zuweilen einzelne dieser Seevögel in dem Grade, daß sie, landeinwärts fliegend, die Küste aus dem Auge verlieren.

Der Anblick der Teiste ist immer erfreulich, mag man sie nun auf den Felsenblöcken sitzen, richtiger kleben, oder schwimmen und tauchen oder fliegen sehen. Sitzend pflegt sie sich auf die Fußwurzeln niederzulassen, den Rumpf ziemlich aufrecht zu halten und dabei Hals und Kopf in anmuthigen Windungen zu bewegen. Im Schwimmen ist sie sehr behend, obgleich sie gewöhnlich den Rumpf nicht tief einsenkt, vielmehr leichter als alle Verwandten auf der Oberfläche liegt. Beim Rudern zeigt sie oft die hübschen rothen Füße über dem Wasser. Wenn sie tauchen will, führt sie mit beiden Füßen einen kräftigen Stoß aus, stürzt sich kopfüber ohne jegliches Geräusch ins Wasser, öffnet sofort nach dem Eintauchen die Flügel und rudert nun mit diesen und mit den Füßen weiter, hält jedoch höchstens zwei Minuten, ohne Luft zu schöpfen, unter Wasser aus. Im stillen, klaren Meere kann man sie auf weithin mit den Blicken verfolgen, irrt sich aber gewöhnlich in der Durchsichtigkeit des Wassers und überschätzt die Tiefe, zu welcher sie hinabsteigt. Der Flug ist verhältnismäßig leicht, obschon die Flügel ebenfalls mit sehr raschen Schlägen, gleichsam schwirrend, bewegt werden müssen. Beim Aufstehen vom Wasser nimmt sie einen kurzen Anlauf; hat sie jedoch einmal eine gewisse Höhe gewonnen, so fliegt sie viel rascher fort, als man anfangs vermuthet, und steigt schnell zu einer bedeutenden Höhe, beispielsweise zu den Felsen, empor. Beim Niederlassen auf das Wasser breitet sie die Flügel, ohne sie eigentlich zu bewegen. Die Stimme unterscheidet sie von allen Verwandten; denn sie ist kein Knarren wie bei diesen, sondern ein Pfeifen, welches man durch die Silbe „Jip“ ungefähr ausdrücken kann. In ihrem Betragen zeigt sie sich sanft, gutmüthig und verträglich. Auf den Brutplätzen sieht man sie jedoch stets einzeln unter den übrigen, jedes Paar in treuer Gemeinschaft. Um das Thun und Treiben der übrigen Bergvögel scheint sie sich nicht zu bekümmern, und ebensowenig fürchtet sie sich vor einem herannahenden Menschen. Wenn der Jagdfalk über die Vogelberge streicht und alles lebende in Todesangst versetzt, wenn alle Lummen und Alken so eilig wie möglich dem Meere zufliegen, erhebt sich auch die Teiste, um schleunigst im Wasser ihre Rettung zu suchen; wenn aber ein Mensch den Brutplatz besucht, kann er mindestens bis auf funfzehn, oft bis auf zehn Schritte an das Pärchen herangehen, ohne es aufzuscheuchen. Im Wasser ist die Teiste stets vorsichtiger als auf dem Lande, obgleich sie auch hier zuweilen sich äußerst vertrauensselig zeigt. Fern vom Meere verliert auch sie alle Besinnung und scheint zu vergessen, daß die Natur ihr Flügel verliehen.

Zu Anfang des März erscheinen die Teisten auf den Vogelbergen, auf kleineren höchstens drei, vier Paare, auf den größeren mehrere, selten jedoch über zwanzig oder dreißig von ihnen an solchen Orten, welche Millionen von Lummen beherbergen. Jedes Paar erwählt eine passende Ritze oder Felsenspalte und legt hier auf den kiesigen Boden die beiden verhältnismäßig großen, durchschnittlich sechs Centimeter langen, vier Centimeter dicken, eiförmigen, grobkörnigen, glanzlosen, auf trübweißem oder bläulichgrünlichem Grunde mit vielen aschgrauen Flecken und rundlichen oder länglichen braunen und schwarzbraunen Oberflecken, Tüpfeln und Punkten gezeichneten Eier, selten vor Mitte des April, oft erst im Mai. Nimmt man, wie es auf den zugänglichen Vogelbergen überall geschieht, das erste Gelege weg, so brüten die Paare zum zweiten Mal, legen dann aber nur ein einziges Ei. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und sitzen zuletzt so fest auf dem Neste, daß man sie mit der Hand wegnehmen kann. Nach vierundzwanzigtägiger Bebrütung kommen die Jungen in einem dichtflaumigen, graulichen Dunenkleide zur Welt und erhalten nun als erste Nahrung Sandwürmer, Schlammfische, kleine Sandaale und dergleichen zugeschleppt, bis sie das Futter der Alten, Fische und Krebse aller Art, genießen können. Im Dunenkleide verstehen die Teisten wohl zu schwimmen, nicht aber zu tauchen; letzteres lernen sie erst, wenn sie ein vollständiges Federkleid erhalten haben.

Grönländer und Isländer bemächtigen sich der Teisten, wenn sie können; die Norweger nehmen ihnen bloß ihre Eier weg, behelligen sie im übrigen aber nicht. Außer dem Menschen stellen Edelfalken und Raubmöven ihnen nach. Faber sah auch einen Seeadler auf eine Gesellschaft dieser Vögel stoßen und so lange zum Tauchen nöthigen, bis er sie ermüdet hatte und einen ergreifen konnte. Große Raubfische sollen ihnen ebenfalls gefährlich werden. Die Jagd hat kaum Schwierigkeiten, weil die geringe Scheu der Vögel jede beliebige Annäherung gestattet; auch der Fang ist wenigstens im Sommer sehr leicht. Das Fleisch schmeckt thranig, läßt sich aber so zubereiten, daß es wenigstens genießbar wird; das der Jungen erhält man in Lappland öfters aufgetischt und lernt es mit der Zeit recht gern essen. Außerdem benutzt man die Federn zur Füllung von Betten. Am höchsten schätzt man die Eier, welche auch uns wirklich lecker vorkommen, wenn wir uns einmal an den ihnen noch anhängenden etwas eigenthümlichen Geschmack gewöhnt haben. In der Gefangenschaft lassen sich die Teisten leider nicht, zum mindesten nicht längere Zeit erhalten; selbst wenn man ihnen ein Wasserbecken zur Verfügung stellt, bekunden sie durch ihr trauriges Wesen deutlich genug, daß man ihnen ihr Meer damit nicht ersetzen kann.

*

Die Lummen (Uria) sind größer als die Teisten, ihnen jedoch sehr ähnlich gebaut. Ihr Schnabel ist mittellang, gestreckt, gerade und zugespitzt, auf der Oberfirste sanft gewölbt, auf der Unterseite merklich vorgeeckt, seitlich etwas zusammengedrückt und an den scharfen Schneiden eingezogen, der Fuß verhältnismäßig etwas langzehiger, der Flügel noch schmäler und spitziger, der aus zwölf Federn gebildete Schwanz noch etwas kürzer als bei den Teisten, das Kleingefieder dicht und derb, auf der Unterseite pelzartig, hier weiß, auf der Oberseite mehr oder weniger schwarzbraun.

An den Küsten Deutschlands kommen drei Arten dieser Sippe vor, welche sich nicht bloß in Gestalt und Färbung, sondern auch in der Lebensweise einander ähnlich sind.

Unter ihnen ist die Trottellumme (Uria troile, lomvia und norwegica, Alca troile und lomvia, Lomvia troile, Colymbus und Catarrhactes troile) die bekannteste. Kopf, Vorderhals und Oberkörper sind sammetbraun, die Spitzen der Oberarmfedern weiß, so daß dadurch eine lichte Binde entsteht, die Untertheile weiß, an den Seiten braun in die Länge gestreift. Im Winterkleide sind auch der Vorderhals und theilweise die Hinterwange weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau, außen dunkler. Die Länge beträgt sechsundvierzig, die Breite zweiundsiebzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Die ihr nahe verwandte, gleichgroße Ringellumme (Uria ringvia, rhingvia, hringvia, alca, leucopsis, leucophthalmus, intermedia, lacrymans und longvigia, Colymbus minor, Alca ringvia, rhingvia, hrinvia, lacrymans und leucophthalma, Lomvia und Catarractes ringvia) unterscheidet sich im Hochzeitskleide hauptsächlich durch einen weißen Ring um das Auge und einen von ihm aus nach dem Hinterkopfe zu verlaufenden Streifen.

Die Polarlumme (Uria Bruennichii, Francsii, Arra, polaris, unicolor und Svarbag, Alca Bruennichii und Svarbag, Lomvia Svarbag) endlich weicht von beiden durch kürzeren, stärkeren Schnabel und einen auf der oberen Mundkante vom Winkel bis zum Nasenloche reichenden gelblichweißen Streifen ab.



Trottellumme (Uria troile). 1/4 natürl. Größe.

Alle Lummen leben in den nördlichen Meeren der Erde, brüten jedoch einzeln auch in gemäßigten Gürteln und kommen während des Winters regelmäßig in diese herab. Trottel- und Polarlummen hausen auf Island, während hier die Ringellumme noch nicht gefunden wurde; es scheint also, daß die drei Arten zwar ungefähr dieselben Grade der Breite, aber verschiedene Längengrade bewohnen, daß namentlich die Ringellumme mehr dem Westen angehört. Auch sie nähern sich nur während der Brutzeit dem Lande und leben außerdem im hohen Meere, die meisten jahraus jahrein mehr oder weniger in einer und derselben Gegend. Sie schwimmen sehr geschickt und senken dabei den Leib ungefähr bis zur Grenze der weißen Unterseite ins Wasser, tauchen meister-

haft und rudern unter Wasser mit Flügeln und Füßen äußerst schnell und gewandt, können auch mehrere Minuten lang in der Tiefe unter Wasser verweilen, fliegen mit schwirrenden Schlägen rasch durch die Luft, nicht gern aber weit in einem Zuge und nur, wenn sie sich zu ihrem Neste begeben wollen, in bedeutender Höhe über dem Wasser, sonst meist dicht über den Wellen fort. Von fern gesehen, erscheinen sie wegen der schwirrenden Bewegung ihrer Flügel wie große Kerbthiere, und in der Nähe ihrer Brutplätze drängt sich, insbesondere wenn der Berg eine kegelförmige Gestalt hat, der Vergleich mit einem von Bienen umschwärmten Stocke unwillkürlich auf. Nur, wenn sie sich ins Wasser stürzen, gleiten sie fast ohne Flügelschlag fort, so z. B. von der Höhe ihrer Berge herab in einer geraden Linie dem Meere zu; dabei halten alle soviel als möglich denselben Strich ein, so daß es erscheint, als ob aus den auf- und niedersteigenden Vögeln eine förmliche Bedachung rings um den Berg gebildet werde. Außer der Brutzeit sieht man sie nie in dieser Weise fliegen, vielmehr nur schwimmen und tauchen oder höchstens zu kurzen Flügen sich erheben und bald wieder in die Wellen versenken. Ihr Gang geschieht gewöhnlich rutschend, indem sie auf der Fußsohle schwerfällig fortgleiten; zuweilen jedoch laufen sie wie tanzend auf den Zehen fort, müssen dann aber die Flügel zur Hülfe nehmen, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, so daß also ihr Lauf eher ein unvollkommenes Fliegen als ein Gehen genannt werden kann. Die Stimme ist ein ausgedehntes Schnarren und Plärren, welches aber sehr verschieden betont wird und demnach entweder wie „Oerrr“ oder „Err“ zu klingen scheint; auch ein heulender oder miauender Ton wird zuweilen vernommen. Die Jungen pfeifen.

Derjenige, welcher einen von Lummen besetzten Vogelberg besuchte, wundert sich nicht mehr darüber, daß man diese Vögel als dumm bezeichnet. In der That zeigen sie sich als außerordentlich harmlose oder vertrauensselige Geschöpfe, insbesondere dann, wenn sie sich am Lande befinden. Auch während sie schwimmen, lassen sie ein Boot oft nahe an sich herankommen; auf den Brutplätzen achten sie kaum auf den Menschen. Hier kann man sich, ohne ihr Bedenken zu erregen, bis auf sechs oder vier Schritte nähern; man darf sich vor ihnen niederlassen, sie ansehen, sich zeichnend oder schreibend beschäftigen: sie fliegen nicht davon. Aber sie beweisen trotzdem dem aufmerksamen Beobachter deutlich genug, daß sie nur in gewissem Sinne als dumme Vögel bezeichnet werden dürfen. Der Mensch, welcher selten sie heimsucht, erregt keine Besorgnisse; ein Edelfalk hingegen räumt einen ganzen Vogelberg, sobald er sich sehen läßt, ein fern herbeiziehender Seeadler scheucht tausende sofort in die Flucht. Auch sie also kennen ihre Feinde wohl, und wenn sie den Menschen nicht dazu rechnen, so geschieht es eben nur deshalb, weil sie denselben als solchen nicht ansehen. Zudem kann man es nicht wahrnehmen, ob unter den Millionen, welche man vor sich hat, sich einzelne finden, welche Erfahrung sammelten und durch sie klug wurden. So viel weiß man, daß sie da, wo sie einzeln auftreten, durch fortgesetzte Nachstellungen doch auch furchtsam werden und schließlich die Menschen als ihre Feinde erkennen lernen. Unter sich leben sie höchst friedlich, und auch mit anderen Vögeln, welche ihnen nicht gefährlich werden können, halten sie gute Freundschaft. Sie ihrerseits behelligen keinen anderen Bergvogel, suchen sich eher nützlich und gefällig zu zeigen. Wer sie lieb gewinnen will, muß sie auf ihren Brutplätzen besuchen. Hierzu erwählen sie sich steil aufsteigende Schären oder einzelne Felswände, welche unmittelbar vom Gestade sich erheben und reich an Gesimsen, Vorsprüngen und Spalten sind, auch möglichst ergiebigen Fischfang gewähren. Wahrscheinlich ist das Meer in der Nähe dieser Brutfelsen besonders reich an Fischen und Krebsen, ihrer Nahrung, und möglicherweise beeinflußt die Himmelsgegend, nach welcher eine Wand oder ein Housttheil des Berges liegt, die Wahl: jedenfalls muß man dieselbe als eine glückliche bezeichnen. Zu Ausgang des März oder im Anfange des April erscheinen sie in größeren oder kleineren Scharen auf den Bergen, und nunmehr beginnt bald das eigenthümliche Leben und Gewimmel um dieselben. Jetzt wird der Vogelberg in der That zu einem ungeheueren Bienenstocke. Eine Wolke von Vögeln umlagert ihn fortwährend; tausende und hunderttausende sitzen, scheinbar in Reihen geordnet, die weiße Brust dem Meere zugekehrt, auf allen Vorsprüngen, Winkeln, Spitzen,

Gesimsen, überhaupt da, wo es einen Sitzplatz gibt, andere hunderttausende fliegen von oben nach unten und von unten nach oben, andere Massen fischen und tauchen unten im Meere. Auch der größte Berg, die ausgedehnteste Felswand wird überfüllt mit Bewohnern; aber jeder einzelne begnügt sich, und niemals sieht man Streit um die Nistplätze entstehen. Jeder scheint sich in Duldung gegen den Nachbar überbieten zu wollen, einer sucht dem anderen zu helfen und beizustehen so viel als möglich. Die Paare hängen auf das innigste zusammen, sitzen, bevor die Eier gelegt wurden, beständig neben einander, liebkosen sich mit den Schnäbeln, reiben die Hälse gegen einander, fliegen in demselben Augenblicke auf und in das Meer hinab, fischen gemeinschaftlich und kehren wieder zum Neste zurück, an welchem sie sich später in alle Geschäfte der Bebrütung theilen. Das Weibchen legt nur ein einziges, aber sehr großes, etwa fünfundachtzig Millimeter langes, zweiundfunfzig Millimeter dickes Ei, welches kreiselförmig gestaltet, starkschalig, grobkörnig und auf lichtem Grunde dunkler gefleckt und gezeichnet ist, aber so vielfach abwechselt, daß man unter hundert kaum zwei findet, welche sich vollständig ähneln. Die Grundfarbe kann von Weiß durch Gelb und Grau alle Schattirungen durchlaufen, die Zeichnung aus Flecken, Punkten, Tüpfeln bestehen, welche spärlicher oder dichter über die Oberfläche zerstreut sind, am vorderen oder hinteren Ende kranzartig sich vereinigen oder gleichmäßig über die ganze Oberfläche sich vertheilen. Eigentliche Nester werden nicht gebaut, die Eier vielmehr ohne jegliche Unterlage auf das nackte Gestein gelegt, hier nicht einmal die gröberen Kiesel weggescharrt. Sofort nach dem Legen beginnt die Bebrütung, und dabei lösen sich nicht bloß die beiden Gatten eines Paares ab, sondern es finden sich auf allen Vogelbergen auch gutmüthige überzählige Männchen, welche sich mit wahrer Freude auf das unbesetzte Ei stürzen und es flugs ein wenig bebrüten. Nach dreißig- bis fünfunddreißigtägiger Brutzeit entschlüpft das Junge, ein Wesen, welches eher einem grauschwarzen Wollklumpen als einem Vogel gleicht, aber rasch heranwächst, das Dunenkleid bald ablegt und binnen Monatsfrist bereits befiedert ist. Nunmehr vertauschen die Jungen ihre Felsensitze mit dem Meere, „ein Wechsel", sagt Naumann, „welcher nicht ohne alle Gefahr ist, wie ein auffallendes, ängstliches Hin- und Hertrippeln, Schreien der Familie beim Herannahen der Katastrophe deutlich genug kundgibt. Das Junge stürzt sich, unter Führung der Alten, jetzt mit einem Sprunge von der Felsenkante auf das Meer hinab, taucht in demselben Augenblicke, als es das Wasser zum ersten Male berührt, auch gleich unter, wobei ihm die Alten ebenfalls folgen, und wenn es mit ihnen wieder heraufgekommen, drängt es unter lautem Pfeifen sich ängstlich an sie, wie wenn es Schutz bei ihnen suchen und auf ihren Rücken wollte, muß sich jedoch darein fügen, mit dem nassen Elemente nähere Bekanntschaft zu machen, wird nach öfterem Untertauchen mit den Alten auch bald vertrauter mit ihm. Sie geben ihm sofort Anleitung zum Selbstfangen seiner Nahrungsmittel, weil ihm dies von jetzt an allein überlassen bleibt, halten sich jedoch zu anderweitiger Beschützung zu ihm und geleiten es auf das Meer hinaus, wo man dann solche Alte mit ihren meist erst halberwachsenen Jungen und gewöhnlich mehrere Familien beisammen Wind und Wellen trotzen sieht. Manchem dieser Jungen bekommt jedoch der Sturz vom Felsen schlecht, namentlich solchen, welche das Unglück haben, unten auf Steine zu fallen, an denen sie sogleich todt liegen bleiben".

Die Vogelberge werden von den Menschen regelmäßig abgeerntet und gewähren je nach ihrer Größe und der Anzahl der auf ihnen brütenden Vögel eine mehr oder minder reichliche Ausbeute an Eiern und Jungen. Erstere versendet man im Norden ziemlich weit; letztere werden eingepökelt und für den Winter aufbewahrt. Auf den Färinseln hat sich eine eigene Kaste von Leuten gebildet, um die Berge auszunutzen, Vogelfänger, welche keine Gefahr scheuen und dem Tode in hundertfacher Gestalt kühn ins Auge sehen müssen, von denen auch kaum einer auf dem Siechbette stirbt. Sie erklettern die Felsen von unten her oder lassen sich an langen Seilen von oben herab, schwingen sich an diesen bis funfzehn Meter weit, um einen mit brütenden Vögeln bedeckten Absatz zu erreichen, fußen auf den Gesimsen, welche kaum für einen Vogel Raum genug haben, und machen das unmöglich

scheinende möglich. In Grönland erlegt man die Lummen während des Winters zu tausenden mit dem Feuergewehre, bemächtigt sich ihrer auch noch in einer anderen, sehr eigenthümlichen Weise. Sie kommen nämlich an ihren Brutfelsen an, bevor das Eis aufgebrochen ist, und bringen dort die kurze Nacht schlafend zu. Nach ihrer Ankunft nun begeben sich die Grönländer so still als möglich zu dem Berge, erschrecken, dort angekommen, die Vögel, indem sie plötzlich schreien und schießen; die armen Lummen bedenken nicht, daß unter ihnen das Meer noch mit Eis bedeckt ist, stürzen sich entsetzt kopflings herab und stoßen sich auf dem Eise den Schädel ein. Außer den Menschen stellen ihnen Raubvögel, Kolkraben und Raubmöven ununterbrochen nach, und ebenso verfolgen sie die Raubfische unter dem Wasser. Aber trotz aller Verfolgung, welcher sie ausgesetzt sind, nimmt ihre Anzahl nicht ab.

Gefangene Lummen, welche ich pflegte, gingen ohne Umstände an das Futter und schienen zwischen kleinen Fischen und Krabben keinen Unterschied zu machen. Mehrere Stunden täglich vergnügten sie sich mit Schwimmen auf dem Wasser; zum Tauchen aber entschlossen sie sich nicht. Wenn sie ermüdet waren, begaben sie sich auf das Land und drängten sich hier so dicht zusammen, daß sie nur einen einzigen Haufen bildeten. Niemals rutschten sie auf der Fußwurzel fort, gingen vielmehr stets auf den Zehen und nahmen nur zuweilen ihre Schwingen zur Hülfe; dann bewegten sie sich, tänzelnd, höchst zierlich, überraschend schnell und gewandt.

*

Die Forscher, welche die kleinste aller Lummen, den Krabbentaucher (Mergulus Alle, melanoleucos und arcticus, Alca, Uria, Cepphus und Arctica Alle), lebend sahen, drücken sich übereinstimmend dahin aus, daß dieser Vogel zu den anmuthigsten Kindern des Meeres gezählt werden muß. Durch den kurzen und dicken, oben gewölbten, an der Schneide sehr eingezogenen, vor der scharfen Spitze mit einem Einschnitte versehenen Schnabel, welcher bei alten Vögeln noch Furchen vor den eirunden Nasenlöchern zeigt, unterscheidet er sich von seinen Familienverwandten, denen er im übrigen ähnelt, und erscheint uns gewissermaßen als ein Uebergangsglied zwischen den Lummen und Alken. Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkel-, am Vorderhalse mattschwarz, auf der Unterseite weiß, in der Schenkelgegend braunschwarz längs gestreift; die Handschwingen und Steuerfedern sind schwarz, die Armschwingen am Ende breit weiß gesäumt, die Achselfedern schmal weiß umrandet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel matt-, der Fuß bläulichschwarz. Im Winterkleide ist auch die Kehle weißlich und der Hals tiefgrau. Die Länge beträgt fünfundzwanzig, die Breite zweiundvierzig, die Fittiglänge dreizehn, die Schwanzlänge drei Centimeter.

Die Grönlandsfahrer nennen den Krabbentaucher, welcher sonst auch noch Alklumme, Rott und Murr heißt, den „Eisvogel“, weil sein massenhaftes Auftreten gewöhnlich die Nähe großer Eismassen andeutet. „Zweimal“, sagt Holboell, „bin ich vom Eise eingeschlossen gewesen, und beide Male sah ich zahllose Vögel dieser Art stets in großen Haufen nach Norden ziehen.“ Andere Beobachter bemerkten den Krabbentaucher, soweit sie nach Norden vordrangen: Parry fand ihn noch unter dem 82.° 45′ nördlicher Breite, zwischen dem 81. und 82. Grade aber in Menge. Um Spitzbergen, Jan-Mayen, Nowaja-Semlja ist er gemein, in Grönland häufig; auf Island kommt er stellenweise vor; weiter nach Süden hin gehört er zu den Seltenheiten, obgleich einzelne ebenfalls bis an unsere Küsten oder die Großbritanniens, Hollands und Frankreichs verschlagen wurden, ja bei Helgoland alljährlich einige im Winter vorkommen sollen. Möglich, daß der Vogel, mit dem Meere vertrauter als irgend ein anderer, weitere Wanderungen unternimmt, als man bis jetzt geglaubt hat, möglich also, daß wir ihn keineswegs im strengen Sinne als Standvogel anzusehen haben. Auch er nähert sich dem Lande freiwillig bloß, um zu brüten, oder nach längeren Stürmen im Winter; bei gewöhnlichem Verlaufe der Dinge, auch bei sehr hohem Wellengange, schwimmt er wohlgemuth auf den bewegten Wogen, schläft auf ihnen, den Schnabel zwischen den Schulterfedern verborgen, kurz, fühlt sich im Meere überall heimisch, wo er sich auch befinden möge.

Unter den Flügeltauchern ist der Krabbentaucher der beweglichste, munterste und gewandteste. Er geht auf den Zehen, verhältnismäßig rasch und geschickt, wenn auch mit kleinen trippelnden Schrittchen, huscht behend zwischen den Steinen umher oder kriecht wie eine Maus in die Klüfte, schwimmt und taucht mit einer selbst in seiner Familie außerordentlichen Fertigkeit, verweilt zwei und mehr Minuten in der Wassertiefe und erträgt alle Unbill des Wetters lange Zeit, bevor er ermattet. Im Fluge ähnelt er mehr als seine Verwandten einem Kerbthiere, weil die kleinen Schwingen noch rascher bewegt werden als von jenen. Vom Wasser wie vom Lande erhebt er sich leicht und ohne Mühe, und ebenso gewandt fällt er wieder ein. Die Stimme scheint sehr mannigfaltig zu sein, da die Beobachter sie verschieden wiedergeben, die einen durch die Silbe „Gief“, welche hellpfeifend klingen soll, die anderen durch die Laute „Trr, trr, tet, tet, tet“. Scharen, welche man bei Nebelwetter im Meere antrifft, vernimmt man schon viel eher, als man sie zu sehen bekommt, wie sich denn überhaupt der Krabbentaucher durch Lebhaftigkeit und Regsamkeit sehr zu seinem Vortheile auszeichnet. Im übrigen bekundet er sich in seinem Wesen als echte Lumme, zeigt sich also ebenso friedliebend, ebenso sorglos und unüberlegt wie die Verwandten.

Die Nahrung scheint vorzugsweise aus kleinen, nahe der Oberfläche lebenden Krebsthieren zu bestehen; denn nur zuweilen findet man Ueberreste von Fischen im Magen. Bei ihrer Jagd sieht man die Krabbentaucher, über eine große Fläche des Meeres zerstreut, eifrigst schwimmen, tauchen, mit raschen Bewegungen des Kopfes Beute verfolgen und immer etwas aufnehmen.

Auf hochnordischen Inseln rotten sich diese Vögelchen während der Brutzeit ebenfalls zu unschätzbaren Scharen zusammen. An den Küsten Spitzbergens sieht man sie, laut Malmgren, überall in großer Menge und vernimmt von den Bergseiten, welche sie sich erwählt haben, Tag und Nacht ihr ununterbrochenes Geschrei bis auf eine halbe Seemeile weit von der Küste; in der Nähe Islands brüten sie, laut Faber, nur auf einer Stelle, auf der nördlichsten Spitze der kleinen Insel Grimsö. Jedes Pärchen sucht tief unter den niedergefallenen Felsstücken eine passende Niststelle und legt hier sein etwa funfzig Millimeter langes, fünfunddreißig Millimeter dickes, weißes, bläulich schimmerndes, selten schwach röthlich geflecktes Ei. „Am siebzehnten Junius“, erzählt Faber, „wälzte ich nachts um zwölf Uhr mit einigen Bewohnern der Insel die Steine weg, welche die Brutvögel verbargen, und griff zehn auf den Eiern sitzende Krabbentaucher, welche, wie ich beim Zerlegen fand, alle Männchen waren. Sie gaben mir einen rührenden Beweis der Liebe, welche auch die Männchen dieser Vögel an ihre Eier bindet. Drei Tage vor diesem Unternehmen nämlich hatte ich den Brutplatz ebenfalls besucht und einen flügellahm geschossen; derselbe verbarg sich aber behend zwischen den Steinen, ehe ich ihn greifen konnte. Er war eines von den zehn Männchen, welche ich drei Tage später auf den Eiern fing, lag ganz abgezehrt mit zerschmetterten Flügeln da: seine leiblichen Schmerzen aber hatten die Liebe für die Brut nicht unterdrücken können.“ Auf den Brutplätzen sieht man diejenigen, welche nicht brüten, scharenweise auf den herabgefallenen Felsstücken sitzen, welche die brütenden Gatten verbergen. Werden jene aufgejagt, so fliegen sie sämmtlich auf das Meer hinaus, kehren jedoch bald zurück und umkreisen die Brutplätze, so daß man sie leicht erlegen kann. Uebertages fischen die nichtbrütenden Vögel auf dem Meere, abends setzen sie sich unter stetem Schreien, Schnattern und Gackern in der Nähe der Nester auf den Steinen nieder. Wie lange die Brutzeit währt, weiß man bis jetzt noch nicht, wohl aber, daß beide Eltern das in graue Flaumen gekleidete Junge ebenfalls zärtlich lieben und so lange mit Futter versorgen, bis es vollkommen ausgefiedert die Höhle verlassen und auf das Meer hinausfliegen kann. Wahrscheinlich sammeln sich nunmehr nach und nach die Krabbentaucher von verschiedenen Brutplätzen, um jene unermeßlichen Scharen zu bilden, welche man zuweilen bemerkt hat.

Raubvögel und Raubfische hausen kaum ärger als die Menschen unter dem Bestande der Krabbentaucher, deren Fleisch neben dem Wildprete des Renthieres zu den Leckerbissen des hohen Nordens zählt. Man erlegt sie zu tausenden, zuweilen mehr als dreißig mit einem einzigen Schusse.

*

Einer der merkwürdigsten Vögel des Meeres ist der Lund, auch Wasserscherschnabel, Buttelstampfe, Pflugscharnase, Goldkopf, Brüderchen, Polarente genannt (Mormon arctica, fratercula, polaris, glacialis und Grabae, Alca arctica, labradorica und canagularis, Fratercula arctica und glacialis, Lunda arctica, Ceratoplepharum arcticum), Vertreter der Sippe der Larventaucher (Mormon), ein mittelgroßer, kurzhälsiger und dickköpfiger Vogel mit höchst auffallend gestaltetem Schnabel. Dieser hat, von der Seite gesehen, eine dreieckige Gestalt, ist an der Wurzel höher als an Stirne und Kinn, seitlich außerordentlich zusammengedrückt, hinten mit einer wulstigen Haut, welche sich auch am Mundwinkel fortsetzt, umgeben, vorn mehrfach gefurcht, nicht besonders spitzig, aber sehr scharfkantig. Am dreizehigen Fuße, welcher ziemlich große Schwimmhäute besitzt, fallen die starken, seitlich gebogenen Nägel auf. Der Flügel ist klein, schmal, hinten mit abgerundeten, kurzen Spitzen, der sechzehnfederige Schwanz sehr kurz, das Kleingefieder oben dicht, derb und glatt anliegend, unten länger und pelzartig, überall zerschlissen. Beachtenswerth erscheint auch noch die Umgebung des Auges, an dessen nacktem Lide unten eine knorpelartige, längliche, wagerecht stehende, oben eine dreieckige, senkrecht stehende Schwiele sich anschließt. Der Oberkopf, ein Halsband und der Oberrücken sind schwarz, die Wangen und die Kehle aschgrau, die Untertheile weiß, seitlich grau oder schwärzlich. Das Auge ist dunkelbraun, der Augenring korallroth, die Schwiele aschgrau, der Schnabel an der Spitze blaß korallroth, in den Furchen lichter, an der Wurzel blaugrau, im Mundwinkel orangegelb, der Fuß zinnoberroth. Junge Vögel unterscheiden sich durch den niederen Schnabel und die minder lebhafte Färbung des Gefieders. Die Länge beträgt einunddreißig, die Breite zweiundsechzig, die Fittiglänge siebzehn, die Schwanzlänge sechs Centimeter.

Der Lund bewohnt die Nordsee, den nördlichen Theil des Atlantischen Weltmeeres und das Eismeer bis zum achtzigsten Grade nördlicher Breite, findet sich dementsprechend an den europäischen Küsten ebensowohl wie an den asiatischen und amerikanischen, wird jedoch im Norden des Stillen Meeres durch eine verwandte Art vertreten. Auf Helgoland brüten einige Paare; weiter nach Norden hin wird er häufiger, und im Eismeere tritt er in wirklich unschätzbarer Menge auf, während des Sommers alle geeigneten Brutplätze zu hunderttausenden und Millionen bevölkernd. In Südgrönland soll er nicht häufig sein, weiter nach Norden hin jedoch zahlreicher werden. Auf der europäischen Seite des Meeres bildet er den Haupttheil der Bevölkerung aller Vogelberge. Man kann nicht annehmen, daß er wandert, obwohl er im Winter sich öfters in südlicheren Gegenden zeigt; denn streng genommen streicht er nur von seinem Brutplatze nach dem hohen Meere hinaus und von diesem wieder nach den Vogelbergen zurück. Dabei kann es allerdings vorkommen, daß er, weiter und weiter streifend, bis in sehr südliche Gegenden, beispielsweise bis ins Mittelländische Meer, sich verirrt.

Auf meiner Reise nach Lappland traf oder unterschied ich den Lund erst in der Nähe der Lofoten. Das erste, was mir an diesem Vogel auffiel, war sein für mich ungemein überraschender Flug dicht über den Wogen dahin, als wenn er sich nicht von denselben erheben, sondern nur auf ihnen fortrutschen wolle. Der Vogel gebraucht dabei die Flügel ebensoviel als die Füße und schiebt sich rasch von Welle zu Welle, etwa wie ein halb fliegender und halb schwimmender Fisch, schlägt mit den Flügeln und mit den Füßen fortwährend in das Wasser, beschreibt einen Bogen nach dem anderen, den Wogen sich anschmiegend, und arbeitet sich, anscheinend mit großer Hastigkeit, aber noch größerer Anstrengung, weiter. Der Schnabel durchschneidet beim Fliegen die Wellen, so daß auch der Flug lebhaft an den des Scherenschnabels erinnert hat. Einmal emporgekommen, fliegt der Lund geradeaus, unter schwirrender Bewegung seiner Flügel und zwar so schnell dahin, daß der Schütze im Anfange immer zu kurz schießt. Im Schwimmen gibt er gewiß keinem Mitgliede seiner Familie oder Zunft etwas nach. Er liegt leicht auf den Wellen oder versenkt sich nach Belieben unter die Oberfläche, taucht ohne ersichtliche Anstrengung und ohne jegliches Geräusch und verweilt bis drei Minuten unter Wasser, soll auch bis in eine Tiefe von sechzig Meter hinab=

tauchen können. Auf festem Boden geht er trippelnd und wackelnd, aber doch überraschend gut, erhebt sich auch vom Sitze aus sofort in die Luft oder fällt fliegend ohne Bedenken auf den festen Boden nieder; sitzend ruht er gewöhnlich auf den Sohlen seiner Füße und dem Schwanze oder legt sich selbst platt auf den Bauch nieder. Wie seine Verwandten bewegt er Kopf und Hals auch bei ruhigem Sitzen ohne Unterlaß, gerade als ob er etwas suchen müsse oder verschiedenes sorgfältig anzusehen habe. Seine Stimme unterscheidet sich nur durch die Tiefe von dem Knarren der verwandten Vögel, am wenigsten von der des Tordalk; sie klingt tief und gedehnt, wie „Orr, orr", zuweilen auch, laut Faber, wie die Laute, welche ein schläfriger Mensch beim Gähnen hervorbringt, im Zorne knurrend, nach Art eines kleinen, böswilligen Hundes.

Ich habe tagelang mit Lunden in innigster Gemeinschaft gelebt, daß heißt sie auf den Vogelbergen so eingehend wie möglich zu studiren gesucht, und ich muß sagen, daß mir die Beobachtung viel Freude gewährt hat. Unter den mir bekannten Gliedern der Familie halte ich den Lund für den muntersten und klügsten. Wenn er ruhig vor seinem Loche sitzt, ist man allerdings geneigt, ihn mit Faber für langweilig und einfältig zu halten, und wenn man erfährt, daß er angesichts eines Menschen, welcher seinen Brutberg besucht, anstatt in das Meer zu fliegen, nur in die kurze Nisthöhle kriecht, an deren Ende sich knurrend zur Wehre stellt, hier aber auch, ohne eigentlich an Flucht zu denken, sich ergreifen läßt, hält man sich für berechtigt, ihn sogar dumm zu schelten. Eine solche Ansicht wird noch wesentlich unterstützt, wenn man einen gefangenen, wie ich es gethan habe, vom Brutberge wegführt und wenige hundert Schritt vom Meere auf ebenem Boden freiläßt; denn hier zeigt sich der Vogel so verblüfft, daß er die Bedeutung seiner Schwingen gänzlich zu vergessen scheint, sich in die Luft werfen läßt und eben nur wieder zum Boden herabflattert, nicht aber daran denkt, dem nahen Meere zuzufliegen, daß er erbost jedem sich nahenden Menschen entgegentritt, Hunden wohl seinen Mann steht, sich jedoch auch durch sie nicht zum Fluge bewegen läßt. Solche Ansichten ändert man, falls man denselben Vogel verfolgt, wenn er sich in seinem Elemente befindet und jede seiner Begabungen zur Geltung bringen kann. Vorsichtig oder scheu im gewöhnlichen Sinne des Wortes zeigt sich der Lund allerdings auch dann noch nicht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es in seiner Heimat keinem Menschen einfällt, ihn vom Boote aus zu befehden; aber er wird vorsichtig, sobald er sich verfolgt sieht, und schließlich, wie ich zu meiner Ueberraschung erfahren mußte, außerordentlich scheu. Einen klugen Vogel will ich ihn nicht nennen, einen dummen lasse ich ihn schelten. Gegen seinesgleichen bekundet er die in seiner Familie übliche Geselligkeit und Verträglichkeit. Es mag sein, daß zwischen den Lunden mehr Zänkereien vorkommen als zwischen den Lummen: ich aber habe davon nichts gesehen, sondern immer nur bemerkt, daß auch unter jenen das beste Einvernehmen herrschte. Im Falle der Noth freilich weiß sich der Lund seines scharfen Schnabels mit Erfolg zu bedienen; er aber hat auch mehr als jeder andere Bergvogel Veranlassung zum Beißen, da er in seiner Höhle dem Eindringlinge nothwendigerweise Widerstand leisten muß. Alle Lunde, welche ich aus ihren Höhlen hervorzog, bedienten sich ihres Schnabels mit vielem Geschicke und erstaunlichem Nachdrucke, und jener, welchen ich etwas fern vom Meere freiließ, wies einen großen Bauernköter, welcher sich unvorsichtig näherte so entschieden zurück, daß der Hund fortan durch kein Zureden mehr zu einem erneuten Angriffe auf den kleinen Vogel zu bewegen war.

Die Nahrung besteht in kleinen Krustenthieren und kleinen Fischen; mit letzteren füttert er seine Jungen groß. Welchen besonderen Dienst ihm sein merkwürdiger Schnabel beim Fangen seiner Beute leistet, vermag ich nicht zu sagen, zerbreche mir auch den Kopf darüber nicht, sondern begnüge mich mit der Voraussetzung, daß er ihn geschickt zu gebrauchen weiß. Auf den Brutbergen soll er zuweilen grüne Pflanzentheile fressen, Blätter des Löffelkrautes z. B.; nach eigener Beobachtung vermag ich hierüber nichts zu sagen.

Da der Lund überall unter den Lummen und Alken brütet und wahrscheinlich nirgends eigene Ansiedelungen bildet, gilt alles über das Brutgeschäft der Verwandten gesagte auch für ihn. Um

die Mitte des April oder im Anfange des Mai, je nachdem der Schnee früher oder später schmilzt, nähert er sich den Bergen und sucht nun baldmöglichst seine alte Bruthöhle wieder auf oder gräbt sich eine neue. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von den Lummen und Alken; denn niemals wohl legt er sein Ei auf freiem Boden ab. Nicht alle graben selbst Nisthöhlen, weil jede Felsenritze oder dunkle Spalte, welche sich findet, zunächst benutzt wird, und erst die Noth sie zu eigener Arbeit zwingt: so wenigstens hat es mir erscheinen wollen. Auf den Nyken brüteten sehr viele Lunde unter großen Blöcken oder Steinen, nicht wenigere in den Klüften, Spalten und Ritzen der seitlich abfallenden Felswände; aber freilich für die Menge der Vögel gab es auf den Bergen der natürlichen Brutplätze nicht genug, und deswegen war die dünne Torfschicht, welche sie bedeckte, überall durchwühlt. Die Löcher haben, was den Durchmesser anlangt, Aehnlichkeit mit Kaninchenhöhlen, sind aber selten lang, in den meisten Fällen vielmehr so kurz, daß man den brütenden Vogel vom Eingange aus hinten sitzen sieht. Beide Geschlechter scheinen am Baue der Höhle zu arbeiten; ich habe ebensowohl Männchen als Weibchen beim Graben gefangen. Zu ihrer Arbeit benutzen sie den Schnabel und die Füße, in welcher Weise, kann ich jedoch nicht sagen, weil sie zu graben aufhören, wenn man ihnen sich nähert. Während sie scharren, sind sie mit Torferde so eingestäubt oder richtiger eingeschmiert, daß man die Farben ihres Gefieders kaum noch zu erkennen vermag; allen Schmutz aber entfernen sie, noch ehe sie zum Brüten schreiten. Jedes Pärchen legt bloß ein einziges Ei von verhältnismäßig bedeutender Größe oder etwa siebzig Millimeter Längs- und fünfundvierzig Millimeter Querdurchmesser. Seine Schale ist grobkörnig und uneben, seine Färbung ein reines Weiß, welches jedoch durch den Torfboden sehr bald gilblich und später bräunlich gefärbt wird. Beide Eltern brüten, wie viele Zeit, ist mir unbekannt, man sagt ungefähr fünf Wochen lang. Das Junge kommt in einem langen und dichten Dunenkleide von kohlschwarzer und lichtgrauer Färbung zur Welt, piept in den ersten Tagen seines Lebens sehr kläglich, schreit später kräftiger, lernt aber das knarrende „Orr" der Alten erst, wenn es ausgeflogen ist. Es scheint ziemlich langsam zu wachsen, demgemäß auch über Monatsfrist in seiner Höhle verweilen zu müssen; denn erst, wenn es vollkommen flügge geworden ist, verläßt es diese und stürzt sich unter Führung seiner Alten in das Meer. Beide Eltern schleppen ihm meilenweit Atzung herbei und setzen sich rücksichtslos Gefahren aus, wenn sie glauben, dadurch das geliebte Kind zu schützen, vertheidigen es auch nöthigenfalls mit wüthenden Bissen. Beide hängen mit wärmster Zärtlichkeit an der Brut, und selbst das Männchen nimmt alle Mühen der Erziehung gern und willig auf sich und füttert, wenn es sein Weibchen verlor, allein das Junge groß. Nimmt man dem Pärchen das Ei, so legt es ein zweites, und nimmt man dieses, auch wohl ein drittes, gewöhnlich in dieselbe Höhle. Fängt man beide Eltern vom Neste, so finden sich andere, welche das Ei bebrüten oder die Jungen erziehen.

Die Besitzer der Vogelberge rauben den Lunden regelmäßig das erste Ei, falls sie dasselbe erlangen können, lassen aber gewöhnlich das zweite den Eltern zum Ausbrüten und holen sich dann, grausam genug, das Junge, bevor es flügge wird, um es zu verspeisen oder für den kommenden Winter einzusalzen. Für längere Gefangenschaft nimmt man Lunde oder Alken überhaupt aus dem einfachen Grunde nicht aus, weil sie sich nicht halten, oder richtiger, weil man nicht im Stande ist, ihnen das nöthige Futter zu schaffen. Die Jagd im Meere ist niemals ergiebig, weil diese Vögel, wenn sie sich verfolgt sehen, so tief schwimmen, daß man bloß den Kopf und Hals als Zielpunkt hat, demgemäß mit feinem Schrot schießen muß und deshalb erst auf mehrere Schüsse einen erhält. Niemals habe ich gesehen, daß diejenigen, auf welche wir schossen, sich fliegend vom Wasser erhoben; alle suchten sich vielmehr durch Untertauchen zu retten. Angeschossene und flügellahme Lunde tauchten noch tief und anhaltend.

*

Die Alken (Alca) ähneln den Lummen in Färbung und Lebensweise, den Lunden einigermaßen im Baue des Schnabels. Letzterer ist mittellang, sehr schmal und hoch, auf der Oberfirste

bogenförmig aufgeschwungen, am Unterkiefer eckig vorgebogen, hinten zur Seite gefurcht, an den gebogenen Schneiden sehr scharf; der Flügel ist schlank, langspitzig und etwas säbelförmig; der kurze Schwanz besteht aus zwölf schmalen Federn.

Alle Gegenden und Meerestheile, in denen der Lund vorkommt, beherbergen auch den Tordalk, Klub-, Eis- oder Elsteralk (Alca torda, pica, glacialis, microrhynchos, balthica und islandica, Pinguinus torda und pica, Utamania torda und pica). Im Hochzeitskleide ist das Gefieder oben und am Vorderhalse schwarz; eine schmale Binde vom Schnabel bis zum Auge, ein Spitzensaum an den Schwungfedern zweiter Ordnung, die Brust und der Bauch sind weiß. Im Winterkleide zeigt sich die weiße Färbung auch am Vorderhalse und den Kopfseiten; im Jugendkleide sind die Farben unreiner. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel, mit Ausnahme eines weißen Querbandes, schwarz, der Fuß ebenfalls schwarz. Die Länge beträgt zweiundvierzig, die Breite siebzig, die Fittiglänge einundzwanzig, die Schwanzlänge neun Centimeter.

In Lebensweise, Betragen und Wesen ähnelt der Tordalk den Lummen so, daß fast alles, was für diese gilt, auch von ihm gesagt werden kann. Er ist in demselben Grade Meervogel, lebt jahraus jahrein so ziemlich an einer und derselben Stelle, streicht aber gern von einem Meerestheile zum anderen, besucht beispielsweise im Winter häufig alle Fjorde Norwegens, in welchen man ihn im Sommer nicht sieht, erscheint auch ziemlich regelmäßig an unseren, den holländischen und französischen Küsten und wendet sich mit beginnendem Frühlinge wieder nach Norden zurück, um zu brüten. Im Mai trifft er mit den Lummen und Lunden auf den Vogelbergen ein, ist hier auch in der Regel ebenso häufig wie beide. Boje beobachtete einen Zug, welcher bei tausend Schritt Breite im dichten Gedränge so lange über seinem Boote weg flog, daß er zehnmal sein Gewehr laden und Feuer geben konnte; ich habe in derselben Gegend mehrere ähnliche Flüge gesehen. Auf den Nyken lebten hunderttausende von Tordalken. Man sah sie paarweise und in Gesellschaften auf allen Vorsprüngen der Felsen sitzen, nur scheinbar ruhig sich haltend, in Wahrheit beständig sich bewegend, wenigstens den Kopf hin- und herbiegend. Auch sie ließen mich, ohne Furcht zu verrathen, bis auf sechs und vier Schritte an sich herankommen und, wenn ich mich dann ruhig verhielt, gemächlich betrachten, stürzten jedoch nach dem Meere hinab, wenn ich versuchte, sie zu ergreifen, schwammen dort einige Zeit umher, tauchten und kamen hierauf zum Berge zurück. Einzelne flogen in derselben Weise wie der Lund dicht über dem Wasser weg und theilweise durch die Wellen, andere erhoben sich leicht vom Wasser und schwirrten ungemein rasch zur Höhe empor. Im Fluge zittern sie wie rüttelnde Falken mit den Flügeln, bewegen jedoch dabei die Flügel viel schneller, insbesondere wenn sie von oben nach unten fliegen. Beachtenswerth scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche ich machte. Um zu erproben, wie tief ein Alk tauchen und wie lange er unter Wasser verweilen könne, band ich einem, welchen ich aus einer Nisthöhle hervorgezogen hatte, einen sehr langen, dünnen Faden an den Fuß und warf ihn vom Boote aus ins Meer. Der Vogel verschwand augenblicklich und rollte mir die sechzig Meter lange Schnur bis zum letzten Ende ab; nach zwei und dreiviertel Minuten etwa erschien er wieder an der Oberfläche, schöpfte Luft und tauchte von neuem. Jetzt zog ich ihn zu mir heran und bemerkte sofort, daß sein Leib wie aufgedunsen war; bei näherer Untersuchung ergab sich, daß er sich vollständig mit Luft aufgeblasen hatte, derart, daß sein Fell nur noch am Halse, an den Flügeln, an den Beinen und am Schwanze fest anlag, übrigens aber einem aufgeblasenen Luftsacke glich. Die Stimme klingt der des Lundes ähnlich, jedoch noch etwas tiefer und rauher, ungefähr wie „Oer“ oder „Arr“, zuweilen auch miauend wie „Arr, err, querr, queör“.

Auf den mehrerwähnten Vogelbergen nimmt der Tordalk am liebsten die Felsenritzen und Spalten in Besitz; einzelne Nester fand ich auch unter Steinen, also gewissermaßen in Höhlungen. Jedes Pärchen legt nur ein einziges Ei von sehr bedeutender Größe, etwa achtzig Millimeter Längs- und funfzig Millimeter Querdurchmesser nämlich, länglicher Gestalt und höchst verschiedener Färbung

und Zeichnung; denn auch für diese Art gilt, daß man kaum zwei Eier findet, welche sich ähneln. Wie lange die Brutzeit währt, ist unbekannt, weil man die einzelnen Pärchen nicht wohl beachten kann; wahrscheinlich dauert sie über vier Wochen. Das Junge kommt in einem braunschwarzen, im Gesichte weißlichen Dunenkleide zur Welt und springt, kaum halb erwachsen, nach längerem Zögern, aufgemuntert durch die lebhaft schreienden und sich geberdenden Alten, von der Höhe der Felsen entweder unmittelbar auf das Meer hinab, oder rollt sich an den Bergwänden hernieder, bis es das Wasser erreicht; die Eltern folgen, schwimmen neben ihm, lehren es tauchen und seine Nahrung aufsuchen und begleiten es, wenn es selbst fressen gelernt hat, noch einige Zeit lang, ohne es jedoch zu füttern. Wird dem Paare sein Ei genommen, so legt es ein zweites, auch wohl ein drittes; das aus letzterem schlüpfende Junge ist aber meist ein Schwächling.

Beim Sturze vom Felsen herab verunglücken viele Tordalken: an einzelnen Vogelbergen findet man in der bezüglichen Zeit den Fuß der Felsen regelmäßig mit Leichen bedeckt. Solche, welche zu frühzeitig den Sprung wagten oder durch irgend ein Mißgeschick herabgerollt wurden, gehen ebenfalls zu Grunde, weil sie wohl zu schwimmen, nicht aber zu tauchen verstehen und die Eltern zu ungeschickt sind, sie auf dem Wasser zu füttern. Außerdem sind Alte und Junge denselben Gefahren ausgesetzt und werden von denselben Feinden bedroht wie die Verwandten.

*

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts lebte im Eismeere ein wunderbarer Vogel; gegenwärtig ist er wahrscheinlich bereits gänzlich ausgerottet und zwar infolge von Nachstellungen, welche er von Seiten des Menschen erleiden mußte. Und wenn er wirklich an irgend einem uns unbekannten Orte noch leben sollte, so steht, wie Newton sehr richtig sagt, doch so viel fest, daß seiner Wiederauffindung der Untergang auf dem Fuße folgen müßte. Früher diente dieser Vogel den Isländern und Grönländern zur Speise, gegenwärtig wiegt man seinen Balg kaum mit Golde auf.

Der Riesen- oder Brillenalk (Plautus impennis, Alca und Pinguinus impennis) bildet ein Uebergangsglied von den Flügel- zu den Fetttauchern und ist mit Recht zum Vertreter einer besonderen Sippe (Plautus), welcher wir den Namen Stummelalk geben wollen, erhoben worden. Ihn kennzeichnen außer bedeutender Größe namentlich die verkümmerten Flügel, welche zwar noch Schwingen genannt werden dürften, weil alle Federordnungen der Vogelflügel, obschon unvollkommen, vorhanden sind, welche zum Fliegen jedoch nicht befähigen. Der Schnabel ist gestreckt und von der Wurzel an bis zur Spitze in sanftem Bogen gekrümmt, am Unterkiefer seicht nach innen ausgewölbt, sehr hoch, aber äußerst schmal: die Schneiden bilden vom Mundwinkel bis vor das Nasenloch fast eine gerade Linie, welche weiterhin sich etwas aufschwingt und an der Spitze wieder herabsenkt; die Schnabelladen sind vorn mehrfach, am Oberkiefer sechs- bis sieben-, am Unterkiefer neun- bis zehnmal gefurcht. Die Füße unterscheiden sich in ihrem Baue nicht von denen der Alken, und ebenso hat das Gefieder dieselbe Beschaffenheit, der Schwanz auch dieselbe Anzahl von Steuerfedern. Unser Riesenalk hat ungefähr die Größe einer Gans; seine Länge beträgt etwa neunzig Centimeter. Von der Breite kann, der verkümmerten Flügel halber, kaum gesprochen werden; die eigentliche Fittiglänge schwankt zwischen siebzehn bis zwanzig, die Schwanzlänge zwischen acht und neun Centimeter. Das Gefieder ist auf der Oberseite glänzend schwarz, an der Kehle schwarzbraun; ein länglichrunder, weißer Fleck vor und über dem Auge, die Unterseite sowie ein Spitzensaum der Armschwingen sind weiß. Im Winterkleide nimmt letztere Färbung auch die Kehlgegend an; im Jugendkleide erstreckt sie sich theilweise über die Kopfseiten. Schnabel und Füße sind schwarz.

Bis in die neuere Zeit nahm man an, daß unser Vogel den nördlichsten Meerestheil der Erde bewohnt habe oder bewohne; aus Wolley's Untersuchungen geht das Gegentheil hervor. Nichts kann uns verbürgen, daß der Riesenalk jemals Spitzbergen besucht hat, und ebenso wenig ist er im hohen Norden Amerikas gefunden worden. Holboell berichtet, daß an Grönlands Küste im Jahre 1815 der letzte Riesenalk gefangen worden sei; alle übrigen Nachrichten sprechen dafür, daß er mehr

im Süden des Eismeeres lebte, ja vormals wahrscheinlich noch in größerer Menge im Norden des Atlantischen Weltmeeres oder der Nordsee gefunden wurde. Daß er früher bis zu den Färinseln als Brutvogel herabkam, scheint festzustehen, und ebenso kann man über seine Besuche der Hebriden keinen Zweifel hegen. Bullock erlegte einen im Jahre 1812, nachdem er ihn lange umsonst verfolgt hatte, in der Nähe der Hebriden, und der Naturforscher Flemming war im Jahre 1822



Riesenalk (Plautus impennis). 1/6 natürl. Größe.

beim Fange eines anderen auf St. Kilda gegenwärtig. Im Jahre 1790 wurde ein Stück im Hafen von Kiel erbeutet, und der seltsame Vogel erlangte dadurch deutsches Bürgerrecht; 1830 trieb, laut Naumann, ein todter Riesenalk an die Küste der Normandie. Am häufigsten war er wohl jederzeit auf Island und Neufundland, dort aber nicht auf der Insel selbst, sondern auf den Schären und kleinen Felseninseln in der Nähe des größeren Eilandes, welche, beständig von wüthender Brandung umtobt, von ihm als sichere Plätze zum Nisten erwählt wurden und ihm wegen der Unnahbarkeit der Orte bis in die neuere Zeit einen Zufluchtsort gewährten. Mehrere dieser Schären führen noch heutigen Tages den Namen „Geirfuglasker“ oder „Riesenalksklippe“, zum Beweise, daß auf ihnen vormals unser Alk, der „Geirfugl“ der Isländer, mehr regelmäßig gefunden worden.

Nimmt man, sagt Newton, die schöne Karte von Island zur Hand, welche im Jahre 1844 im Auftrage der isländischen wissenschaftlichen Gesellschaft veröffentlicht wurde, so wird man den Namen „Geirfuglasker“ an drei verschiedenen Stellen auffinden. Die östlichste Insel ist etwa zehn Meter von der Küste entfernt und den dänischen Seeleuten als Walfischrücken wohl bekannt; die südlichste gehört zu den Westmanöern; die westlichste liegt auf der Höhe des Kaps Raykjanes. Ob auf allen drei dieser Inseln vormals Riesenalken gebrütet haben, bleibt fraglich; zwei von ihnen haben die Vögel gewiß zu Brutplätzen benutzt.

Wirklich häufig scheint der Riesenalk hier schon im vorigen Jahrhundert nicht mehr gewesen zu sein. In einem alten handschriftlichen Berichte aus dem Anfange der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fanden Newton und Wolley eine Beschreibung der Alkklippe von Raykjanes, in welcher von der wunderbaren Anzahl von Vögeln auf dem dortigen Felsen gesprochen, aber hinzugefügt wird, daß der Riesenalk dort gar nicht so häufig ist, als die Leute sich einbilden, und der Raum, welchen er bewohnt, nicht mehr als auf den sechzehnten Theil der Klippe veranschlagt werden darf, weil er sich höher hinauf wegen seiner Flugunfähigkeit nicht begeben könne. Ein Theil dieser Abhandlung gibt eine genaue Beschreibung von dem Riesenalk und seinen Eigenthümlichkeiten, einschließlich der Eier, welche der Schreiber so genau schildert, als ob er Fachmann gewesen wäre, und außerdem ist der Handschrift eine Zeichnung beigefügt, welche die Klippe und zwei mit dem Fange von Riesenalken beschäftigte Männer darstellt. Olassen, welcher im Jahre 1458 auf Island war, wurde erzählt, daß in früherer Zeit die Leute ihre Boote auf besagter Insel mit Eiern gefüllt hätten, woraus also hervorgeht, daß man damals regelmäßig Jagdzüge nach gedachter Klippe unternahm. Diese scheinen bis zu Anfang unseres Jahrhunderts fortgesetzt worden zu sein; zu Fabers Zeit aber, also im Jahre 1822, war man bereits davon abgekommen, und nur zufällig wurden noch Besuche unternommen. So segelte im Sommer 1813 ein Schiff von den Färinseln aus nach Island, um von dort Lebensmittel zu holen, kam an der Klippe vorüber, sah sie mit Vögeln bedeckt, bestieg sie, weil das Wetter dies gestattete, und erlegte verschiedene Riesenalken, von denen einige nach Reykiavik gebracht wurden. Wenn unsere Gewährsmänner recht berichtet worden sind, haben diese Schiffer eine arge Metzelei unter den Vögeln angestellt, da sich unter ihrer Beute nicht weniger als vierundzwanzig Riesenalken befunden haben sollen, diejenigen ungerechnet, welche bereits eingesalzen waren. Im Jahre 1814 wurden, laut Faber, von einem Bauer sieben Riesenalken auf einer kleinen Schäre erschlagen, von da an bis zum Jahre 1830 jedenfalls noch viele getödtet, jedoch niemals größere Gesellschaften vernichtet. Im Jahre 1830 unternahm ein gewisser Goudmundsson zwei Jagdzüge nach Eldey oder dem „Mehlsacke“ und fand auf dem einen zwölf oder dreizehn, auf dem anderen acht Riesenalken, von denen der größere Theil für Sammlungen erhalten wurde. Im folgenden Jahre wurde unter demselben Führer wieder eine Fahrt unternommen und dabei vierundzwanzig gefangen, von denen sogar lebende heimgebracht und auch eine Zeitlang gefangen gehalten wurden. Diese Riesenalken wurden sämmtlich von einer und derselben Frau, mit welcher Newton und Wolley sprachen, abgezogen und ausgestopft. Im Jahre 1833 wurden dreizehn, im Jahre 1834 neun Vögel erlegt, im Jahre 1840 oder 1841 drei, im Jahre 1844 zwei, die letzten, von denen man Kunde hatte, vielleicht die letzten ihres Geschlechtes, gefangen. „Man wird mich“, sagt Newton, „entschuldigen, wenn ich mit einiger Ausführlichkeit die Einzelheiten des letzten Fanges berichte. Es werden diese eine Vorstellung davon geben, wie früher verfahren wurde.

„Die Gesellschaft bestand aus vierzehn Mann. Von ihnen sind zwei todt; mit allen übrigen zwölf lebenden sprachen wir. Sie brachen in einem achtruderigen Boote von Kyrkjuevogr am Abend zwischen dem zweiten und dritten Juni auf und kamen am nächsten Morgen vor Eldey an. Ihrer Gestalt nach ist diese Insel ein abschüssiger Schober, fast ringsum senkrecht abfallend. Die am höchsten hinaufsteigenden Theile sind verschieden geschätzt worden; aber auf der gegenüberliegenden Seite zieht sich eine Fläche, das Unterland, von der See bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf,

bis sie von der steil aufsteigenden Wand des höheren Theiles unterbrochen wird. Am Fuße dieser Fläche ist der einzige Landungsplatz und weiter hinauf die Stelle, wo die Riesenalken ihren Aufenthalt hatten. Drei Mann stiegen aus, ein vierter lehnte ab, so gefährlich schien die Landung zu sein. Jene sahen zwei Riesenalken unter den zahllosen anderen Bergvögeln sitzen und begannen sofort die Jagd auf dieselben. Die Riesenalken zeigten nicht die geringste Neigung, den Angreifern Widerstand zu leisten, sondern liefen sofort unter der steilen Klippe entlang, ohne laut zu werden, ihre Köpfe vorstreckend und ihre Flügel etwas ausbreitend. Trotz ihrer kurzen Schritte bewegten sie sich ungefähr so schnell vorwärts, als ein Mann hier gehen konnte. Jon trieb mit ausgestreckten Armen einen in eine Ecke und ergriff ihn hier; Sigurdr und Ketil, die anderen Fänger, verfolgten den zweiten, und der erstere packte ihn dicht am Rande des Felsens. Ketil kehrte darauf zu der Abdachung zurück, von welcher die Vögel aufgestört worden waren, und sah ein Ei auf einem Lavablock liegen, welches er als das des Riesenalkes erkannte. Er nahm es auf, warf es aber, da er es zerbrochen fand, wieder weg. Ob noch ein zweites Ei vorhanden war oder nicht, bleibt fraglich. Alles dies ereignete sich in weit weniger Zeit, als zur Erzählung nöthig ist; die Männer hatten auch keine Zeit zu verlieren, denn der Wind erhob sich, und die Brandung nahm zu. Beide Vögel wurden erwürgt und für ungefähr einhundertundachtzig Mark unseres Geldes verkauft. Ihre Bälge befinden sich im Museum von Kopenhagen."

Durch zahlreiche Mittheilungen älterer Seefahrer und neuerliche Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß der Riesenalk auf Neufundland und einigen benachbarten Schären ebenfalls häufig gewesen ist. Steenstrup hat das Verdienst, diese alten, beachtenswerthen Nachrichten über die wunderbare Menge der „Pinguine", wie die Riesenalken an der Westküste des Atlantischen Meeres stets genannt wurden, gesammelt zu haben. Aus den Berichten, welche im sechzehnten Jahrhunderte von jener Erdgegend uns zukamen, geht hervor, daß die Riesenalken hier sehr häufig gewesen sein müssen. Ein gewisser Hakluyt erzählt in einem Briefe unterm dreizehnten November 1578, daß auf der sogenannten Pinguininsel eine Masse unserer Vögel gesehen und über eine Planke hinweg in das Boot getrieben wurde, soviel als dasselbe tragen konnte. „Wir bekamen", sagt derselbe Berichterstatter, „später eine Insel in Sicht, genannt die Pinguininsel, von einem Vogel, welcher dort in fast unglaublicher Menge brütet, nicht zu fliegen vermag, da die Flügel nicht im Stande sind, den Körper zu heben, und welcher sehr groß, nicht kleiner als eine Gans, und außerordentlich fett ist. Die Franzosen pflegen diesen Vogel auf gedachter Insel ohne Schwierigkeit zu fangen und ihn einzusalzen; wenn wir Zeit genug gehabt hätten, würden wir uns dieselben Nahrungsvorräthe dort verschafft haben." Andere Berichte lassen über die Glaubwürdigkeit keinen Zweifel: ein treffliches Zeugnis aber für die Wahrhaftigkeit jener Angabe findet sich in folgendem. Im Jahre 1841 wurde Peter Stuvitz, ein norwegischer Naturforscher, von seiner Regierung abgesandt, um sich über die Verhältnisse des Stockfischfanges jener Gegend zu unterrichten. Gelegentlich seiner Forschungen hörte er oft die Fischer, mit denen er sich unterhielt, von dem ehemaligen Vorhandensein einer unzähligen Menge von Vögeln erzählen, welche sie Pinguine nannten, und sprach in seinem Berichte beiläufig von dieser Thatsache. Die Gelehrten seiner Heimat wurden über seine Angabe stutzig, weil sie glaubten, daß Pinguine nur auf der südlichen Halbkugel vorkämen, und sprachen sich demgemäß aus. Stuvitz, welcher seine Glaubwürdigkeit betreffs dieser Angabe angegriffen sah, entschloß sich, eine Gruppe von kleineren Schären, welche vor dem Eingange der Bonavistabai liegen, zu besuchen, und hier fand er, wie man ihm vorausgesagt hatte, die Ueberreste von rohen Steineinhegungen, in welche vor Zeiten die unglücklichen Opfer von ihren Verfolgern getrieben worden waren, auch Haufen sogenannter Pinguinknochen. Einige von den letzteren sandte er nach Christiania, wo sie als Knochen des Riesenalkes erkannt wurden, und so war das Wunder erklärt. Im Jahre 1863 erhielt ein Amerikaner von der Regierung die Erlaubnis, die Erde von den Felsen wegzuführen und sie als Düngemittel nach Boston zu senden. Bei der Wegnahme des halbgefrorenen Erdbodens wurden nicht nur viele Knochen derselben Art aufgedeckt,

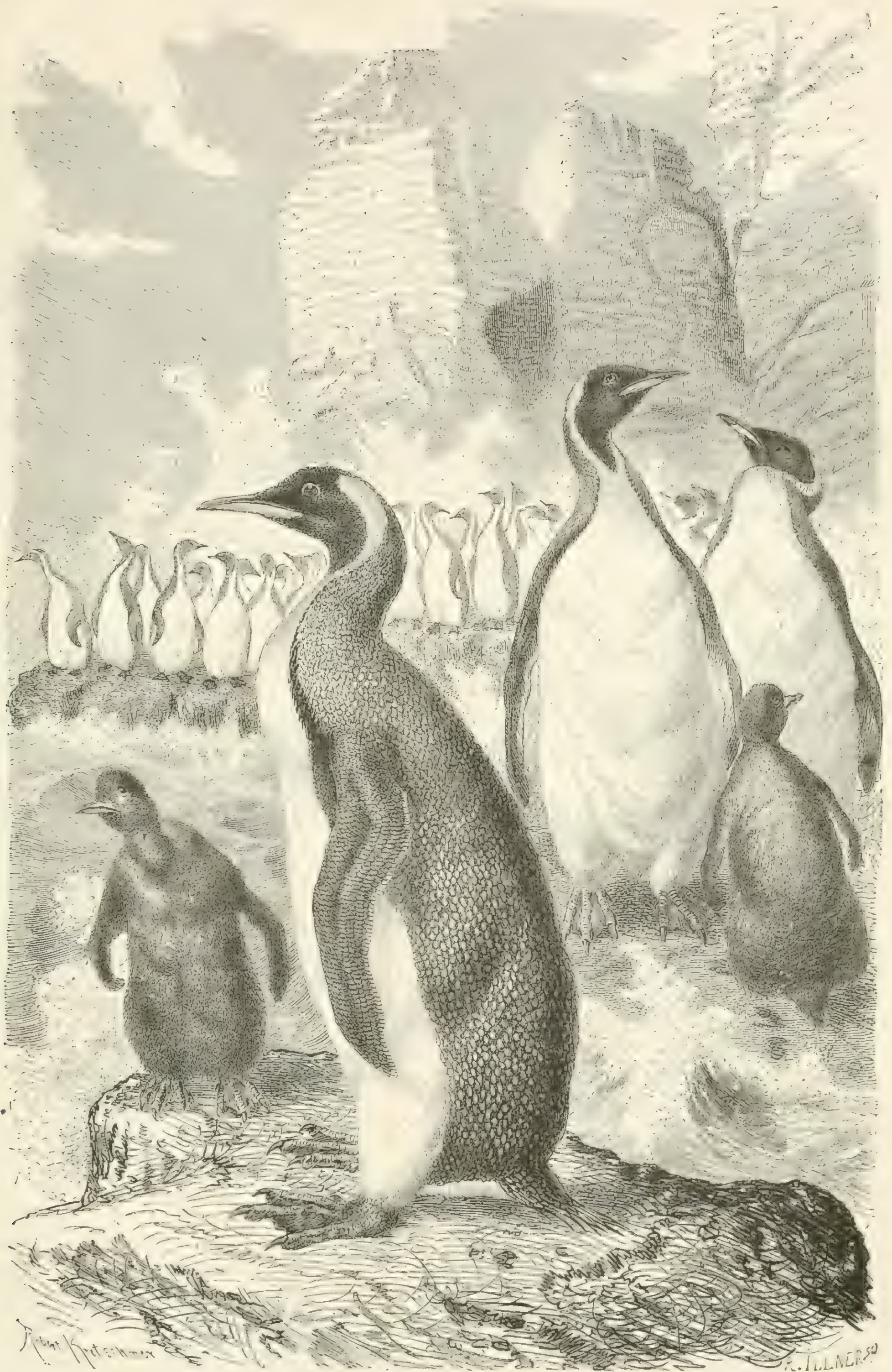
sondern in einiger Tiefe unter der Oberfläche auch mehrere natürliche Mumien des Vogels, welche sich in Torf und Eis erhalten hatten, aufgefunden. Zwei dieser Mumien erhielt glücklicherweise der Bischof von Neufundland, welcher, auf ihren Werth aufmerksam gemacht, sie nach England schickte und Owen Gelegenheit gab, seine berühmte Abhandlung über den Knochenbau des Riesenalkes zu schreiben.

In früheren Zeiten wurden die Riesenalken während der Sommerzeit um Island so regelmäßig von den Fischern auf der See gesehen, daß man ihrem Erscheinen kaum Beachtung schenkte. Die Einwohner von Kyrkjuvogr und Sudrnes wurden ihrer gewöhnlich zuerst ansichtig, wenn sie auf der Höhe des Hafnaberges erschienen und dort nach der Strömung bei Reykjanes gelangten. Alle Beobachter erwähnen, daß sie mit hoch erhobenem Kopfe, aber eingezogenem Nacken zu schwimmen pflegten und, beunruhigt, stets untertauchten. Auf den Felsen saßen sie gerade aufgerichtet, steiler als Lummen und Alken. Sie gingen oder liefen mit kleinen, kurzen Schritten aufrecht einher wie ein Mensch und stürzten bei Gefahr vier bis fünf Meter hinab in die See. Ein Geräusch erschreckte sie eher als eine Erscheinung, welche sie durch das Gesicht wahrnahmen. Mitunter ließen sie ein schwaches Krächzen vernehmen. Niemals hat man bemerkt, daß sie ihre Eier vertheidigten; wenn sie aber angegriffen wurden, wehrten sie sich mit heftigem Beißen. Als Bullock im Jahre 1812 die Orkneyinsel besuchte, erzählten ihm die Eingeborenen von einem Männchen, welches mehrere Jahre hinter einander auf Papa Westra beobachtet worden sei. Das Weibchen, von den Eingeborenen „Königin der Alken“ genannt, war gerade vor Bullocks Ankunft getödtet worden. Auf das Männchen machte unser Sammler in einem sechsruderigen Boote mehrere Stunden lang Jagd, ohne es erlegen zu können; denn obgleich es ihm mehrmals nahe kam, war doch der Vogel so behend, daß man keinen Schuß auf ihn abgeben konnte. Die Geschwindigkeit, mit welcher er seinen Weg unter Wasser verfolgte, war fast unglaublich. Latham fügt der Geschichte hinzu, daß der Riesenalk sich gegen die eingeborenen Fischer weniger scheu zeigte, Bullock aber, als einem Fremden, sorgfältig auswich. Die Fischer erschlugen den Vogel später mit einem Ruder.

Die Nahrung soll in Fischen verschiedener Größe bestanden haben. Fabricius gibt an, daß er außerdem im Magen eines Jungen Pflanzentheile fand.

Das einzige Ei, welches ein Paar erzeugte, wurde im Juni gelegt; es hat die kreiselförmige Gestalt der Alkeneier überhaupt, zeichnet sich aber durch seine bedeutende Größe vor allem aus, ist überhaupt das größte gefleckte Ei aller europäischen Vögel. Seine Länge beträgt einhundertundzwanzig bis einhundertunddreißig, der Durchmesser an der dicksten Stelle der Breite fünfundsiebzig bis achtzig Millimeter. Die dicke Schale ist glanzlos mit tiefen Poren, ihre Grundfärbung graulichweiß, mehr oder weniger ins Gelbliche oder Grünliche ziehend, die Zeichnung wie auf Lummen- und Tordalkeneier verschieden und vielgestaltig vertheilt, da sie braune und schwarze, rundliche oder lang gezogene Flecke, geschlängelte Linien oder ähnliche Zeichen bildet. Männchen und Weibchen haben, wie ihre Brutflecke beweisen, abwechselnd gebrütet, wie lange, weiß man nicht, vielleicht zwischen sechs oder sieben Wochen. Das Junge ist in einem dunkelgrauen Flaumenkleide ausgeschlüpft und sehr bald dem Wasser zugeführt worden.

Im Jahre 1821 oder 1822 begleitete Flemming einen gewissen Stevenson auf seiner jährlichen Reise zur Besichtigung der nördlichen Leuchtthürme. „Als wir am achtzehnten August im Begriffe standen, die Insel Glas zu verlassen“, schrieb der erstere, „wurde uns ein lebender Riesenalk an Bord gebracht, welchen Maclellan, der Pächter von Glas, vor einiger Zeit auf der See von St. Kilda gefangen hatte. Er war abgemagert und hatte ein kränkliches Aussehen, wurde jedoch nach einigen Tagen munter, nachdem man ihn mit Fischen reichlich versehen und ihm erlaubt hatte, gelegentlich im Wasser sich zu tummeln, wobei man sein Entkommen durch eine ihm ans Bein gebundene Leine zu verhindern wußte. Ungeachtet dieses Hindernisses tauchte und schwamm er unter Wasser mit solcher Schnelligkeit, daß er jeder Verfolgung vom Boote aus spottete. Wenn er in der Gefangenschaft gefüttert wurde, reckte er seinen Kopf in die Höhe, gab seine Angst durch



Riesenpinguin.

Schütteln des Kopfes und Halses kund und ließ ein gurgelndes Geräusch hören." Ein anderes Stück wurde, laut M'Gillivray, im Jahre 1829 bei St. Kilda, ein drittes im Jahre 1834 im Eingange zum Waterfordhafen gefangen. Letzterer war, nach der Angabe des Fängers, augenscheinlich fast verhungert. Als er sich in seiner Jolle in einiger Entfernung von der Küste befand, sah er den Alk in seiner Nähe schwimmen und hielt ihm einige Sprotten vor, denen zu Liebe der Vogel sich dem Boote näherte, worauf er ohne Mühe ergriffen wurde. Unser Fänger hielt ihn einige Tage lang in seinem Gewahrsame und fütterte ihn hauptsächlich mit in Milch eingeweichten Kartoffeln, welches unnatürliche Futter das hungrige Thier gierig verschlungen haben soll. Nachdem er den Alk zehn Tage gehabt, verkaufte er ihn an Davis, von welchem er an Grugh nach Horetown gesandt wurde. Hier blieb er ungefähr vier Monate lang am Leben; es wurden ihm ebenfalls in Milch eingeweichte Kartoffeln, später aber Fische, in die Kehle gestopft, und er fraß sie gierig bis einen oder zwei Tage vor seinem Tode. Dieser Alk stand sehr aufrecht und strich häufig seinen Kopf mit dem Fuße, besonders wenn ihm irgend eine Lieblingsnahrung gewährt wurde. Nach Grughs Beobachtungen zog er Süßwasserfische, insbesondere Forellen, den Seefischen vor. Alle Nahrung verschluckte er ganz. Er blieb fortwährend ziemlich wild.

An das Ende der Klasse stellen wir die Flossentaucher (Spheniscidae), diejenigen Vögel, welche den Uebergang von den Vögeln zu den Fischen zu vermitteln scheinen. Sie haben in ihrer Gestalt mit den Flügeltauchern nur entfernte Aehnlichkeit und bilden eine jener Familien, welche sich streng nach außen hin abschließen. Ihre Gestalt kann in gewissem Sinne kegelförmig genannt werden, weil der Rumpf in der Mitte sich kaum verdickt, vielmehr von unten nach oben fast gleichmäßig sich zuspitzt. Der Hals ist mittellang, aber sehr dick, der Kopf klein, der Schnabel ungefähr kopflang, gerade, stark, hart, seitlich etwas zusammengedrückt, oft in die Quere gefurcht, scharfschneidig, etwas stumpfspitzig, der Fuß höchst eigenthümlich, weil seine vier Zehen, von denen drei durch eine Schwimmhaut verbunden sind, sämmtlich nach vorn sich richten, der Flügel so verkümmert, daß er wirklich eher einer Flosse als einem Fittige gleicht, da seine Federn sich fast zu Schuppen umgebildet haben. Auch das Gefieder erinnert durch die Bildung und dachziegelartige Lage der Federn an die Schuppen der Fische, und somit darf man die Flossentaucher in der That Fischvögel nennen.

Der innere Bau entspricht den äußeren Eigenthümlichkeiten. Alle Knochen weichen von denen anderer Vögel wesentlich dadurch ab, daß sie sehr hart, dicht und schwer sind, keiner die Luft zulassende Oeffnungen besitzt, und daß selbst die Röhrenknochen öliges Mark enthalten.

Die Flossentaucher oder Pinguine, von denen etwa achtzehn Arten beschrieben wurden, sind nur auf der südlichen Halbkugel zu Hause, leben im Meere zwischen dem dreißigsten und fünfundsiebzigsten Grade der südlichen Breite und besuchen das Land während ihrer Fortpflanzungszeit. Hinsichtlich ihrer Lebensweise unterscheiden sich die einzelnen Arten in mancher Beziehung; demungeachtet läßt sich, unbeschadet wissenschaftlicher Genauigkeit, ein Gesammtbild der Familie entwerfen, auch wenn wir nur zwei Arten ins Auge fassen.

Wohl die hervorragendste Art der Familie ist der Riesenpinguin (Aptenodytes patagonica, imperator, rex, longirostris, Forsteri und Pennantii, Spheniscus patagonicus und Pennantii, Pinguinaria patagonica), einziger Vertreter der Sippe der Königsfetttaucher (Aptenodytes). Ihn kennzeichnen der kräftige Bau, der lange, schlanke, an der Spitze ober- und unterseits schwach herabgebogene, an der Wurzel des Unterschnabels und zwischen dessen Kieferästen befiederte Schnabel, die stämmigen, langzehigen, mit sehr langen und kräftigen Nägeln bewehrten, bis zu den Zehen herab befiederten Füße, die langen, schmalen Flossenflügel

und der aus etwa dreißig schmalen, steifen, schnellkräftigen Federn bestehende Schwanz. Kopf und Nacken, Kehle und Gurgelgegend sind tief bräunlichschwarz, ein länglich eiförmiger, aufrecht stehender Fleck hinter dem Ohre, von welchem aus ein schmaler Streifen an der Halsseite herab verläuft, wie letzterer und der Vorderhals lebhaft dotter= oder königsgelb, alle Obertheile streifig eisengrau, da die an der Wurzel graubräunlichen Federn vor der Spitze licht bläulich= oder aschgrau gefärbt sind, alle Untertheile, von der noch gilblichen Oberbrust an, weiß, an den Hals= und Oberbrustseiten durch ein schmales schwarzes Band von den Obertheilen geschieden, die Schwingen und Steuerfedern dem Rücken ähnlich gefärbt, erstere der Länge nach bindenartig gezeichnet, unterseits dagegen weiß. Der Schnabel ist hornschwarz, der größte Theil des Unterkiefers von der Wurzel an lebhaft lackroth, der Fuß bräunlich. Die gesammte Länge, welche vielfachen Schwankungen unterworfen zu sein scheint, beträgt einen Meter und darüber, die Fittiglänge fünfunddreißig, die Schwanzlänge acht Centimeter. Das Weibchen ist kleiner, dem Männchen aber vollkommen gleich gefärbt.

Einige Forscher unterscheiden, wahrscheinlich mit Unrecht, zwei Arten der Gruppe und zwar den Riesenpinguin (Aptenodytes patagonica) und den Königspinguin (Aptenodytes longirostris).

Das Verbreitungsgebiet der Art erstreckt sich, von Patagonien an gerechnet, über alle Theile des südlichen Stillen Meeres bis zu den Kerguelen und Stewartinseln.

Den Kern der Familie bilden die Sprungfetttaucher (Eudyptes) oder diejenigen Arten, deren Schnabel an der Wurzel gerade zusammengedrückt, schief gefurcht und spitzig, an der oberen Hälfte etwas hakig herabgebogen, an der Spitze abgeschnitten ist, und deren Gefieder in der Augenbrauengegend sich buschartig verlängert.

Als Vertreter dieser Sippe mag der Goldtaucher (Eudyptes chrysocome, pachyrhyncha und nigrivestis, Aptenodytes und Spheniscus chrysocome) gelten, ein wirklich prachtvoller Vogel von der Größe einer Ente, dessen Länge etwa funfzig Centimeter beträgt. Bei ihm sind Kopf, Hals, Rücken, Seiten und die Flügel schwarz, die Federn, welche den Busch bilden, blaßgelblich, die Unterseite und der Hinterrand des Flügels weiß; der Schnabel ist rothbraun, der Fuß graulichweiß.

Der Goldtaucher wurde in den verschiedensten Theilen der Südsee und ebenso an der patagonischen Küste, im Feuerlande und auf Tristan d'Acunha gefunden. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er, wie alle Arten der Familie, ziemlich ausgedehnte Wanderungen unternimmt; einzelne hat man sehr weit von allem Lande inmitten des Meeres gefunden.

Die Flossentaucher sind den Delfinen zu vergleichen: sie führen nicht bloß eine entsprechende Lebensweise, sondern ähneln diesen räuberischen Walthieren auch in ihren Bewegungen, einzelne Arten kleineren Braunfischen bis zum Verwechseln. Ihr Leibesbau weist sie dem Meere zu; in ihm aber bewegen sie sich mit einer unvergleichlichen Gewandtheit. Wegen der Schwere und der Dichtigkeit ihres Gefieders schwimmen sie, wie Gould bemerkt, sehr tief im Wasser, so daß nur der Kopf und der Hals, seltener der Oberrücken herausragt. Ihre Kraft, in der Tiefe fortzukommen, ist bewunderungswürdig. Sie bedienen sich hierbei ihrer kurzen Flügel und ihrer Beine zugleich und schwimmen so kräftig, daß sie mit größter Leichtigkeit die Wogen des stürmischen Meeres bewältigen und selbst während des heftigsten Sturmes auf= und niedertauchen. Die Sprungtaucher schnellen sich durch einen kräftigen Ruderstoß bis über das Wasser empor, zeigen sich auf Augenblicke frei in der Luft und verschwinden wieder unter den Wellen. In welche Tiefen sie hinabtauchen können, weiß man nicht, ist jedoch berechtigt, anzunehmen, daß sie hierin den ausgezeichnetsten Fuß= und Flügeltauchern nicht nachstehen. Auch auf dem Lande bewegen sie sich mit überraschendem Geschicke. Die Stellung ihrer Beine zwingt sie zu aufrechtem Gange; da sie nun nur kurze Schritte machen

können, müssen sie dabei einen Fuß über den anderen wegsetzen, drehen sich also gleichzeitig beständig hin und her und kommen nur langsam von der Stelle; werden sie jedoch erschreckt und zu schnellerer Bewegung genöthigt, so legen sie sich auf die Brust nieder und rutschen nun, die Flossenflügel und die Füße zugleich gebrauchend, so rasch dahin, daß ein gehender Mensch Mühe hat, sie einzuholen. Ueber steile Felsenwände werfen sie sich halb rutschend, halb rollend herab, und wenn sie erst einmal



Goldtaucher (Eudyptes chrysocome). 1/4 natürl. Größe.

wieder das Wasser erreicht haben, sind sie geborgen. Vom Schiffe aus sieht man sie in mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften in einer bestimmten Richtung ihres Weges fortschwimmen, stets rascher als das schnellste Fahrzeug die Wogen durchschneidend. Der ganze Zug ist dabei in beständig wechselnder Bewegung; der eine und der andere taucht in die Tiefe und erscheint weiter vorn in der Wegrichtung wieder, ist währenddem von den nicht tauchenden, sondern nur schwimmenden überholt worden und sucht nun seinerseits das versäumte einzubringen. In dieser Weise schwimmen heißt bei ihnen auch jagen; denn sie tauchen eben nur in der Absicht, um Beute zu gewinnen. Letztere besteht aus Fischen der verschiedensten Art und mancherlei Schal- und Weichthieren, welche sie von den Korallenriffen ablesen oder zwischen den Seegewächsen suchen. Einzelne Arten scheinen sich nur auf Fische zu beschränken. Daß sie schwimmend alle übrigen Tagesgeschäfte

abmachen, schwimmend auch schlafen, bedarf kaum der Erwähnung; wohl aber glaube ich anführen zu müssen, daß sie weniger Zeit als andere Vögel mit der Instandhaltung ihres Gefieders verlieren, weil ihre Haut ungemein fettig ist und beständig eine ölige Flüssigkeit ausschwitzt, welche zur Einfettung des Gefieders dient.

Einen großen Theil des Jahres bedürfen die Flossentaucher zu ihrer Fortpflanzung, und das sonderbare dabei ist, daß während der Brutzeit auch die nicht brutfähigen Vögel auf dem Lande leben. Auf den altgewohnten Brutplätzen treffen sie zu einer ganz bestimmten Zeit des Jahres ein, auf den Falklandsinseln, nach Abott, gegen Ende des September, auf anderen Eilanden früher oder später, und nunmehr beginnt ein überaus reges Leben. Bennett, welcher die Macquarisinseln im südlichen Stillen Weltmeere besuchte, gibt eine lebendige Schilderung von diesem Treiben. „Die Anzahl der Flossentaucher“, sagt er, „welche sich auf dieser einen Stelle vereinigen, ist unglaublich groß, und es erscheint als reine Unmöglichkeit, abzuschätzen, wie viele ungefähr versammelt sein mögen, weil Tag und Nacht hindurch beständig etwa dreißig- bis vierzigtausend Stück landen und ebenso viele zu Wasser gehen. Die am Lande befindlichen, welche ein noch weit zahlreicheres Heer bilden, sind geordnet wie ein Regiment Soldaten, und zwar nicht bloß in Reihen, sondern auch nach dem Alter. Die Jungen finden sich an einem Orte, die mausernden an einem anderen, die brütenden Weibchen an einem dritten und die freien Männchen an einem vierten. Die Aufstellung wird auch so streng inne gehalten, daß jeder nicht zu einem Haufen gehörige, also nicht berechtigte Fetttaucher keine Aufnahme findet.“ Ein Leutnant Liardet, welcher längere Zeit auf den Falklandsinseln verweilte, bestätigt Bennetts Bericht in allen Einzelheiten und schildert den überraschenden Eindruck, welchen die Bewegung der auf einen engen Raum zusammengedrängten tausende auf den Beschauer macht. An schönen Abenden erheben sie, wenn die Abenddämmerung eintritt, ihre Stimme und schreien dann unaufhörlich, eine wahrhaft fürchterliche Musik hervorbringend, welche in gewisser Entfernung Aehnlichkeit mit dem verworrenen Getöne einer zahlreichen Volksmasse hat. Vom Wasser aus bilden sie während der Brutzeit gerade Wege durch das Gras, welche von allen Steinen und Pflanzentheilen gereinigt und so glatt und nett ausgetreten werden, daß man sie für Menschenwerk hält. Solche Wege führen, nach Abotts Beobachtung, auf den Falklandsinseln hier und da meilenweit in das Land.

Einzelne Arten graben sich zur Aufnahme ihrer Eier tiefe Höhlen. Hierzu wählen sie sich einen ebenen Platz, unterwühlen ihn nun in lauter Vierecke, weil die Linien ihrer Fußsteige sich so viel wie immer möglich rechtwinklig durchschneiden. Jedes Viereck dient als Niststelle und wird ausgehöhlt. Das Nest besteht aus einer backofenförmigen Röhre von verschiedener, jedoch nicht unbeträchtlicher, zwischen sechzig und neunzig Centimeter schwankenden Tiefe. Der Eingang ist ziemlich weit, aber sehr niedrig, die Höhle im Inneren mit dem benachbarten unterirdischen Gange verbunden, so daß sie sich also in der Tiefe gegenseitig Besuche abstatten können. Besondere Wege führen um den Brutplatz herum und sind so eben und glatt wie die Seitenwege und Straßen in unseren Städten. Jedes Paar behauptet seine Röhre, und alle, welche einen und denselben Brutplatz bewohnen, bilden eine Familie und gehorchen der gesellschaftlichen Ordnung. Das Männchen sitzt neben dem brütenden Weibchen und schlüpft, wenn dieses das Nest verläßt, selbst hinein, um fortzubrüten, so daß das Ei niemals von beiden Gatten zugleich verlassen wird. Dies aber scheint auch nöthig zu sein, weil die Flossentaucher sich gegenseitig um die Eier bestehlen. Größere Arten treiben ihre Bemutterungssucht so weit, daß sie den schwächeren die Eier mit Gewalt wegnehmen. Es kann geschehen, daß man Junge von allen Arten in einem und demselben Neste findet. Die Eier ähneln denen unserer Gänse und sind auf grünlichem Grunde braun gefleckt. Alle Pinguine brüten mit Hingebung und verlassen das Nest nicht, wenn ein Mensch sich nähert, sondern wenden unter den sonderbarsten und lächerlichsten Bewegungen den Kopf von der einen Seite zur anderen, um den Feind abzutreiben, bedienen sich aber auch ihres Schnabels, wenn dies nichts helfen will. Beim Brüten nehmen die Weibchen das Ei, nach Bennetts Versicherung, zwischen die sich fast

berührenden und mit der Bauchhaut verwachsenen Oberschenkel und klemmen es hier so fest ein, daß sie, erschreckt, es oft ziemlich weit mit sich fortschleppen. Die Männchen gehen währenddem beständig ab und zu, d. h. nach dem Meere und wieder zurück, um für das Weibchen und später für die Familie die nöthige Nahrung herbeizuschaffen, widmen sich dieser Aufgabe auch mit so viel Eifer und Erfolg, daß sie Gattin und Kind förmlich mästen. Einzelne Arten brüten in seichten Mulden auf dem Boden und dicht neben einander: Abott z. B. fand einen Brutplatz, welcher bei höchstens fünfhundert Meter Länge nur funfzig Meter Breite einnahm; auf ihm aber lagen die Eier so dicht, daß es unmöglich war, dazwischen zu gehen, ohne einzelne zu zerbrechen. „Ich habe mich", fügt er hinzu, „gewundert, daß die Vögel, wenn sie aufgeschreckt werden, ihr Nest wieder finden, aber dies ist der Fall; denn sie gehen gerade nach ihrem Eie zu und bringen es mit der größten Sorgfalt wieder zwischen ihre Füße, gerade unter den Brutfleck." Auf einzelnen Nistplätzen brüten Scharben mitten unter den Flossentauchern und stehlen ihnen auch wohl die wenigen Neststoffe weg, welche sie sich zusammengeschleppt haben; auf anderen Inseln mischen sich Sturmtaucher unter sie und leben anscheinend in Frieden mit ihnen; auch mit Seerobben halten sie gute Freundschaft. Ob alle Arten unter Umständen sich Nisthöhlen graben, oder ob dies nur einzelne thun, scheint mir zur Zeit noch nicht genügend aufgeklärt zu sein.

Die Jungen kommen in einem wolligen, grauen Dunenkleide zur Welt und erhalten so viel Nahrung, daß sie bald heranwachsen. „Ihre Eltern", so schildert Fitzroy, „stellen sich auf eine kleine Erhöhung, bringen ein lautes Geräusch hervor, ein Mittelding zwischen Brüllen und Quaken, heben den Kopf in die Luft, als ob sie der ganzen Flossentaucherei eine Rede aus dem Stegreife halten wollten, und das Junge steht dicht dabei, aber ein klein wenig niedriger. Nachdem der alte Vogel etwa eine Minute lang geschnattert hat, neigt er sein Haupt herab, öffnet sein Maul so weit wie möglich; das Junge steckt seinen Kopf da hinein, und es sieht nun aus, als ob es ein oder zwei Minuten lang sauge. Das Geplärre wiederholt sich, das Junge wird von neuem geatzt, und so spinnt sich der Vorgang ungefähr zehn Minuten lang fort." Nachdem die Jungen eine gewisse Größe erreicht haben, d. h. etwas mehr als halbwüchsig geworden sind, wendet sich alles dem Meere zu, und die Brutstätte verödet bis auf wenige Nachzügler, welche sie sich zum Ruheplatze erkoren haben. Solche zurückbleibende Fetttaucher beobachtete wenigstens Abott auf den Falklandsinseln.

Außer dem Menschen dürfte es wenige Geschöpfe geben, welche den Fetttauchern feindlich entgegentreten und sie ernstlich gefährden können. Die kleineren Arten mögen dann und wann in dem Rachen eines Raubfisches ihr Grab finden, die größeren durch räuberische Seevögel ihrer Eier und kleinen Jungen beraubt werden; erhebliche Verluste aber erleidet beider Bestand gewiß nicht. Der Mensch verfolgt auch sie, ebensowohl um Fleisch und Thran zu benutzen als um ihre Häute zu verwenden, ganz abgesehen von der Mordsucht roher Schiffer, welche ihnen zuweilen förmliche Schlachten liefern.

Wie es zugeht, wenn sich Menschen unter brütenden Flossentauchern einfinden, haben uns Lesson und Garnot beschrieben. Das Schiff „Urania", welches unsere Forscher trug, scheiterte an den Maluinen, und die Mannschaft, welche Mangel an Lebensmitteln litt, wurde ausgeschickt, solche zu suchen. Sie betraten auch die Pinguininsel, einen Brutplatz, welcher ungefähr zweihunderttausend Flossentaucher beherbergte, in der Hoffnung, dort Seehunde zu finden. Bei ihrer Annäherung, welche noch in der Nacht erfolgte, scholl ihnen ein furchtbares Geschrei entgegen; als es Tag wurde, sahen sie tausende von Vögeln am Ufer stehen, welche alle mit einem Male aus vollem Halse schrien. Jeder einzelne hat eine Stimme, welche der des Esels an Stärke kaum nachsteht; man mag sich also das Geschrei vorstellen, welches diese tausende hervorbrachten. Als die Schiffer das Land betreten hatten, entflohen die Flossentaucher so eilig wie möglich und verschwanden theilweise im hohen Grase, theilweise in ihren Röhren. Man bemerkte bald, daß sie nur auf ihren Wegen fortliefen, stellte sich dort auf und konnte sie nunmehr leicht ergreifen. Die Jagd wurde mit Stöcken betrieben und so oft wiederholt, wie nöthig schien, um sich mit Lebensmitteln zu

versorgen. Acht bis zehn Mann wurden abgeschickt, schritten still vorwärts, besetzten die Wege und schlugen die Vögel mit kurzen Stöcken zu Boden. Aber man mußte ihnen den Kopf entzwei schlagen, wenn sie nicht wieder aufstehen und entfliehen sollten. Wenn sie sich überrascht sahen, erhoben sie ein herzzerreißendes Geschrei, vertheidigten sich auch mit furchtbaren Schnabelhieben. Beim Gehen traten sie so hart auf, daß man hätte glauben können, kleine Pferde traben zu hören. Nach und nach lernte man die Jagd ausgiebig betreiben, und in fünf bis sechs Stunden wurden gewöhnlich sechzig bis achtzig Stück erlegt. Sie gewährten der Schiffsmannschaft jedoch nur für zwei Tage Lebensmittel oder Nahrung. Jeder Vogel wog zwar fünf bis sechs Kilogramm; davon aber kam ein großer Theil auf die Eingeweide, und außerdem mußte beim Abziehen der Haut alles Fett entfernt werden, so daß kaum mehr als zwei Kilogramm Fleisch von einem Vogel übrig blieben. Ohne die eiserne Noth würde man übrigens gegen die unschuldigen Vögel keinen Krieg geführt haben, denn das Fleisch ist ein sehr schlechtes Nahrungsmittel.

Jung eingefangene Flossentaucher lassen sich leicht zähmen, werden zutraulich und folgen ihrem Herrn wie ein Hund; die Alten dagegen bleiben stets wild und bissig, gehen schreiend und mit dem Flügel klappend selbst auf die größten Hausthiere los und suchen mit ihrem Schnabel so viel wie möglich Unfug zu stiften. Ein Schiffsführer erzählte mir, daß er einmal zwei Flossentaucher sechs Wochen lang auf seinem Schiffe gehalten und mit Speck und Salzfleisch ernährt habe. An diese unnatürliche Nahrung hatten sich die gefangenen so gewöhnt, daß unser Kapitän die beste Hoffnung hatte, sie lebend nach Europa zu bringen. Eines schönen Tages aber fanden die beiden Pinguine bei ihrem Spaziergange auf dem Verdecke eine Luke offen, sahen sehnsüchtig auf das Meer hinab und ehe der besorgte Besitzer zur Stelle kam, schwammen und tauchten beide lustig in ihrem wahren Elemente umher. Erst in der jüngsten Zeit gelang es, lebende Pinguine in unsere Käfige zu liefern; ich habe jedoch zufällig noch keinen gefangenen Vogel dieser Art gesehen und bin daher außer Stande, über ihr Betragen zu berichten.

Namenverzeichnis

des sechsten Bandes.

B.

C.

D.

E.


F.

G.

L.

M.

N.

O.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.